



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 1. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

An die Leser!

Abermals ist ein Körnchen aus der großen Zeitenuhr gefallen, abermals ist dem Zeitenschoße ein Kind entsprungen, welches am riesigen Taufstein der Zeit den Namen **„1850“** empfangen, ein Name, mit welchem die **„Zeitung für die elegante Welt“** ihr **funfzigstes** Lebensjahr begrüßt.

Ein halbes Jahrhundert auf dem Markt der Literatur. Dahin sind die Männer, welche den ersten Gedanken zu einem Unternehmen faßten, das ausgeharrt in den großen Tagen der Völkerbrandungen — Spazier, Mahlmann, Methusalem Müller! Dies sind die Namen, welche einst an der Stirn der „Eleganten“ prangten; und so mancher deutsche Dichter, der später die Zierde seiner Nation war, wurde durch sie eingeführt in die literarische Welt.

Die schaffende und gebährende Zeit verlangt Opfer, wir suchten sie darzubringen; wir folgten dem materiellen und geistigen Kampfe inmitten bewegter Tage, und wenn das Vollbringen auch nicht alles leistete, so erhielten wir uns doch das Anrecht auf Gunst, welche sich am besten durch das Bestehen dieses Blattes bewahrheitet. Jene Kraft, die einst diesem Journal gewidmet wurde, sie auch werde ihm jetzt, wo es in seinen funfzigsten Jahrestag tritt.

Entfernt von aller Parteilichkeit gehe es seinen Weg; es diene dem Geiste zur Erheiterung, zur Belehrung, zur Unterhaltung. Mit einem Wort: es diene der Kunst, denn Kunst ist das Leben, ist die vom Menschen wieder erschaffene Welt; Kunst ist Bildung; Bildung ist Friede; und diesen zu bringen jedwedem, dessen Herz offen für das Gute und Schöne, dies sei unsre Aufgabe, dies sei unser Zweck.

Leipzig, am Neujahrstage 1850.

Die Redaction und Verlagshandlung.

Thilo von Trotha.

Historisch-romantisches Gemälde
von
Theodor Drobisch.

Es war im Frühherbst des Jahres 1501 und die ersten Strahlen der aufgehenden Morgensonne rötheten die Thürme auf dem Schlosse zu Merseburg, als sich daselbst im Schloßhofe ein Getümmel vernehmen ließ, das weithin schallte. Jäger und Reisige, Knappen, Pagen, Falkoniere und Troßbuben waren schon seit einer Stunde munter und rührig und rüsteten sich zu einer Jagd, die heute der Bischof Thilo von Trotha abhalten wollte, wozu nicht allein viele Große und Edle der Umgegend eingeladen waren, sondern sich auch der Naumburger Bischof Theodosius der Vierte von Schönburg so wie der Bischof Gerhard von Meißen sammt Gefolge eingefunden hatten.

Mancher Leser wird sich wundern, daß Bischöfe und geistliche Herren dem Waidwerk fröhnen und unter Hurrah und Peitschenknall so ganz ihres frommen Berufs vergessen. Doch es war ja zu einer Zeit, wo es nur Herren und Diener gab, wo ein ritterlicher Geist alle diejenigen durchwehte, die sich erhaben dünkten über das Volk und Willkühr übten an ihren Untergebenen. Es war zu einer Zeit, wo der Aberglaube noch das Volk in starren Fesseln hielt und der Geist der Aufklärung noch im Schlaf befangen war.

Aus diesem Grunde fühlte der Knecht noch nicht so das Drückende seiner Lage, und da er von Jugend an gehört, daß nur Rang und Geburt stets Vorrecht habe, so gehorchte er gern und war zufrieden, wenn er nur sein Brod im Dienste eines solchen Herrn hatte.

Mitten aus dem Troß der Diener trat ein fremder Knappe zu einem Jäger des Bischofs von Merseburg, genannt Werner, und sprach: „Freund, bei Euch scheint es hier wild herzugehen. Zechgelage, Jagd und ritterliche Spiele scheinen hier an der Tagesordnung zu sein."

„Nicht immer," nahm Werner das Wort; „doch heute feiert unser Herr wiederum seinen Geburtstag und von allen Enden zogen gestern geistliche und weltliche Herrn unter dem Geläute aller Glocken in das alte gute Merseburg ein, um unserm Herrn ihre Glückwünsche darzubringen."

„Das ist wahr," erwiederte der Knappe, „lauter fremde Recken aus der Lausitz, dem meißner und thüringer Lande klirren im Schlosse umher. Ich habe mich schon gewundert, daß Euer Herr so freigebig ist, denn wie ich von mehreren Knappen und Troßknechten gehört, soll er ein böser, starrer Mann sein, der oft selbst und mit eigener Hand Züchtigung an seinen Leuten ausübt."

„Bös?" hub Werner an. „Bringt dies Wort nicht noch einmal über Eure Lippe, sonst ist die Fehde zwischen uns fertig. Kein Bischof hat noch so segensreich in Merseburg gewirkt wie er. Groß und mächtig wie sein Körper ist auch sein Geist, der nur manchmal, wenn er gereizt wird, in Jähzorn ausbricht."

„Jähzorn?"

„Ja! dann ist er streng und fürchterlich. Seine Brauen ziehen sich zusammen wie Gewitterwolken und das große feurige Auge tritt hervor wie ein grollender Löwe aus seiner Höhle. Doch das Gute überwiegt das Böse, darum Heil und Glück unserm hochwürdigen Herrn!" — Während er so sprach, trat der Hansvoigt in einem leichten Morgengewand zur Thür heraus und rief: „Donner und Wetter! das wird ein lebendiger Tag. Kaum fünf Uhr und schon alles auf vom Lager. Ein Bein nach dem Morgen, das andere nach Abend, Rosse gesattelt, Helme und Rüstzeug geputzt, daß sich das Morgenroth darin spiegelt. — Recht so, Kinder; Ordnung muß sein, wenn auch nicht gerade bei uns."

Eben wollte er sich unter die Knappen mischen, als der Ruf der großen kupfernen Jagdhörner erklang und eine Menge Volk durch das Schloßthor hereindrang, um sich an den fremden Gästen und an dem Jagdzuge zu weiden. Plötzlich erscholl fröhliche Jagdmusik. Prächtig gezäumte Rosse mit sammetnen und goldverbrämten Decken wurden vorgeführt und inmitten der beiden Bischöfe und Prälaten begrüßte Thilo von Trotha die Ritter und Edeln, die sich zur Jagd eingefunden hatten. Groß und majestätisch, angethan in reicher weltlicher Kleidung stand er da und überschaute die reiche Zahl der edlen Herrn, unter welchen sich auch der hochgeachtete Ritter Curt von der Golz, aus der Blüthe des sächsischen Adels, so wie auch Hans von Schlauchheim, ein schwäbischer Ritter befand.

Dicht hinter dem Bischof Thilo stand sein greiser Diener Johannes, der seinen Herrn bis in den Schloßhof hinab begleitet hatte und der Winke seines Gebieters harrte, wenn es demselben einfallen sollte, noch einen Befehl zu ertheilen.

Während dem Rufe: „Auf! zur Jagd!" wozu die Hörner ertönten, wendete sich der Bischof Thilo zu Johannes und sprach: „Geht, füllt meinen goldenen Becher mit gewürztem Wein! noch einen Labetrunk, denn der Tag wird heiß." — Seinem Jäger Ulrich aber gebot er, das Gewehr zu holen, das er noch kürzlich von einem Fürsten zum Geschenk erhalten. Dann wendete er sich zum Troß und rief: „Auf! Ihr Ritter und Vasallen, stürzt Euch in den Strudel der Freude; der reiche und mächtige Bischof Thilo von Trotha führt Euch an. Auf! und wenn die Rosse unter Euch zusammenbrechen sollten."

Ein allgemeines „Hussah!" ertönte. Die Rosse bäumten sich auf; in dichten Massen drängte sich das Volk auf und ab. Da erschien Johannes mit dem gefüllten Becher und zu gleicher Zeit der Jäger Ulrich mit einem reich verzierten Jagdgewehr. Als Johannes den Becher überreichen wollte, stieß Ulrich,

da der Bischof nach der Waffe schon seine Hand ausstreckte, ihn rückwärts unsanft an, daß der Becher auf die glanzvoll gestickte Kleidung des Gebieters herabfiel.

Im höchsten Zorn stieß der Bischof den alten Diener von sich und rief: „Alter grauer Wicht! sind Deine Augen mit Blindheit geschlagen?"

Johannes sank vor ihm in's Knie und sprach: „Gnade! Erbarmen!"

„Zurück!" rief der Zornige. — „Dich lass' ich stäupen, wenn Du Deine Pflicht nicht besser in Obacht nimmst!" raunte er den Jäger an. — Ulrich, der in demüthiger Stellung dagestanden, hob sich bei diesen Worten keck empor und sprach: „Herr, ich trage keine Schuld."

„Nicht widersprochen!"

„Nicht ich, Johannes —"

Hier riß der Bischof einem nahestehenden Jäger die Hetzpeitsche aus der Hand. — „Da Nichtswürdiger," sprach er in höchster Wuth, indem er ihm einen Hieb versetzte, „noch ein Wort, noch einen Laut, so peitsch' ich Dich —"

„Bruder!" rief sanft der Bischof Gerhard und faßte seinen Arm. Thilo aber, welcher bemerkte, daß sich Ulrich jetzt trotzig erhob, drängte seinen Freund zurück und schrie mit heftiger Stimme: „Mir, dem Bischof Trotz bieten? „Wage es nicht, Dich zu widersetzen, oder ich zerschelle Dein Gebein am Schaft jener Säule, wenn noch ein Wort über Deine Zunge geht. Hinweg, aus meinen Augen! Laß Dich nicht bei der Jagd erblicken, oder —"

„Gemach, gemach!" rief Gerhard; „es war ein Versehen. Nicht so hart wie Stein und Eisen; wir sind ja alle Menschen und sündigen einer wie der andere."

„Fluch und Bann über solche Brut!" erwiederte der Ergrimmte. „Der Herrscher muß seine Gewalt geltend machen, sonst hört sie auf und der Knecht wird Herr im Lande. An Stein und Eisen zerschellen sich des Feuers Funken, doch zur Flamme werden sie, wenn sie Zunder erfassen, und wüthen fort wie eine Feuersbrunst in der Nacht." — Da ertönten die Hörner des Vortrabs. Der Bischof schwang sich auf sein Roß und in wüstem Treiben ging der Zug den Schloßberg hinunter. Das Volk wogte hinterher und blickte auf die Saalbrücke, über welche jetzt der Troß hinwegstürmte und der Heerstraße zuflog.

Im Schloßhofe aber war es öde und leer geworden. Der Hausvoigt, der die Volksmasse hatte beschwichtigen müssen, strich sich die Stirn und sprach zu Stephan, dem Koch: „Element! das war ein Leben! Musik, Schreien und Rüdengebell, daß ein Dachs aus dem Winterschlafe aufwachen könnte."

„Ja," begann Stephan, „wenn mich nicht dort oben die sieben Thürme erinnerten, daß wir in Merseburg wären, so dächte ich wir lebten im Himmel."

Der Hausvoigt nahm Stephan beim Arm und sprach: „Komm, Freund, wir wollen auch auf die Jagd gehen, denn Du bist hier Koch und aus diesem Grunde mein Freund."

„Auf die Jagd?"

„Ja wohl, in einen herrlichen Forst, — in den Weinkeller."

„In — den — Weinkeller? — Das ist ein tiefer Gedanke."

„Nicht wahr? Laß die Andern hinausstürmen mit ihrem Hussasah und Trallala, wo die Feuerröhre knallen und die Eber schäumen. Wenn der Wein im Fasse braus't, daß die Reifen knallen und die Humpen schäumen, dann bin ich meines Dienstes ledig und für niemand zu sprechen."

„Vorwärts! Ich bin dabei und ich glaube, wir gehen nicht vergebens, denn der Kellermeister hat neulich so ein kleines Faß mit Rheinwein hinunterschleifen lassen."

„Rheinwein?" befragte verwundert der Hausvoigt. „Nun seh ein Mensch, wie weit heut zu Tage der Betrug geht. Sogar bis in den Keller. Zu mir sagte er, es wäre Steinwein. Rheinwein, Weinstein, Steinwein! — Wart', der Sache müssen wir auf den Grund kommen."

Beide gingen Arm in Arm ab, als aus der hintern Pforte des Schlosses Ulrich wie ein rächender Schatten in den Vordergrund schwebte. Das schwarze düstere Auge zur Erde gesenkt schlich er einher bis auf die Stelle, wo er den Schlag empfangen hatte, und starrte auf den Boden als wenn er ihn mit seinen Blicken versengen wollte. Dann sprach er tief und in sich gekehrt: „Einen Schlag in's Gesicht wegen des alten Graukopfs. Ha! ein Meer von Gift wogt auf in meiner Brust und brandet an die Rippen, daß die Flamme aufschlägt wie aus der Esse des Vulcan. — Gedanken wie eine Million Gewürme bäumen sich auf in meinem Gehirn. Alle meine Glieder fordern sich heraus zum Kampfe. Aufruhr! Fehde! Rache! schreit es durch die ganze Natur, daß ich die Menschheit beim Haare packen und den Erdball an seinen Wurzeln rütteln möchte. — Hier auf dieser Stelle ward mir die Schmach. Hier auf derselben Erde schwöre ich's beim Abgrund der Hölle: daß ich mir Rache holen will und hinge sie droben wie ein blutiger Komet in den geborstenen Fugen des Himmels. Ja, auch ich will ein Komet sein, der fürchterlich ausschweifen und eine Bahn betreten soll, die keiner zu berechnen fähig ist.

Somit eilte er durch die Pforte und suchte das Freie. — Die runde Stiege herab kam jetzt der alte Johannes, gebeugt von Alterslast, aber noch mehr gebeugt durch die Mißhandlung, die er und der Jäger Ulrich hatten erdulden müssen. Ihm zur Seite ging liebend seine Schritte stützend seine Enkelin, Elsbeth, ein Mädchen von sechzehn Jahren. Ihr Auge glich der Azurbläue des Himmels; sanft gelockt, wie flüssiges Gold rollten die blonden Locken auf ihren Nacken hernieder, während die reinste Unschuld aus ihrem Gesicht strahlte.

„Komm, Kind!" sprach Johannes. „Wenn das Herz bedrängt wird von den Leiden dieser Erde, dann stärkt ein freier Gang in die Natur und ein Blick in den reinen Aether, ein Blick nach dem großen Vater da droben in den Wolken."

„Ach! Großvater," begann Elsbeth, „noch zittern mir die Glieder. Das wilde flammende Auge unsers hochwürdigen Herrn, Du zu seinen Füßen und zur Seite der böse wüste Mensch, der Ulrich. Ach! mir ist es immer so unheimlich geworden, wenn der Finstere in meine Nähe kam."

„Kind! Du mußt von den Menschen nur Gutes denken. Nur Gott im Auge und fest an der Tugend gehalten. Wenn das Herz in den Stürmen unterzugehen droht, so schlägt der Glaube Wurzel in dem zerrissenen Gemüth und der Baum der Hoffnung rankt sich empor bis in den Himmel, daß die Sterne als goldne Früchte in ihm hangen, und unter seinem Schatten schläft der Pilger ein, bis ihm das Jenseit entgegenblüht."

„O, Du guter alter Greis! — Gebe Gott, daß Du noch lange Jahre leben mögest, um mich zu trösten, wenn das Herz verzagen will. Lebe, lebe mir und der ganzen Welt zum Beispiel."

„Leben, leben!" sprach Johannes. „Mehr denn siebenzig Jahre stehe ich nun schon in der weiten Welt. Mein Haar ist weiß geworden im Dienste meines Herrn, den Gott der Herr segnen und einstens aufnehmen möge in sein himmlisches Reich. Hier stehe ich, der alte greise Diener Johannes, der auf dem Schutt versunkener Gluthen eine Hünenzeit umarmt und von den Hügeln des Lebens herabschaut auf die Gräber seiner Lieben. Hier stehe ich, arm wie einst Johannes in der Wüste, aber ein meinem Gott ergebenes Herz und ein reines Gewissen trage ich hier in meiner Brust und einen guten ehrlichen Namen; dies, Kind, sei Dein Erbtheil, wenn sich einst mein müdes Auge schließt und ich eingehe in das Reich, wo keine Thräne mehr fließt."

Elsbeth schmiegte sich kindlich an den Alten an und rief: „Alter, guter Vater! Eine Thräne hängt an Eurer grauen Wimper; laßt mich sie wegküssen, damit ich sie einst wieder weinen kann, wenn ich Blümlein Vergißmeinnicht und Immergrün auf Euer Grab pflanze."

„Arme Waise! Vertraue, hoffe und die Hülfe naht."

„Hoffnung! Hoffnung! Die Seligkeit des Lebens. Ja, sie sei dereinst meine Stütze. Doch, so lange Du lebst, zage ich nicht. Wenn Gott der Allgütige uns nur täglich ein Stückchen Brod und ein bischen Asche in unser Wärmstübchen schickt, so bin ich schon zufrieden und will ihm dafür danken bis an den Abend meines Lebens."

Innig gerührt durch die einfachen Worte aus dem Munde seiner Enkelin sprach Johannes: „Komm, Elsbeth! laß uns gehen. Deine Worte gossen Balsam in mein Herz. — Ach! wie wohl thut die Sonne! Die Sonne, unter deren Strahlen das Haidekraut und die Traube reift."

Als Beide langsam weiter gehen wollten, erblickte Elsbeth den Jäger Ulrich, der die Ballen der Hände auf die Augen gedrückt einherschritt. Aengstlich schmiegte sich Elsbeth an Johannes an und sprach: „Sieh, kommt dort nicht der Jäger?"

Johannes blickte auf und sagte: „Laß ihn, Kind; der Fromme braucht sich nicht zu fürchten." Unterdessen war Ulrich näher gekommen, ohne Beide zu erblicken. Nur als er dicht vor ihnen stand, ließ er einen Blick auf den Alten schießen, der nichts Gutes verkündete.

Johannes ging ihm entgegen und sprach, indem er ihm die Hand reichte: „Verzeiht, ich bin nicht schuldig. Mußte ich nicht auch leiden wie ihr? Vergeben und vergessen." — Ulrich wandte sich aber mit einem verächtlichen Blicke von ihm ab. Als dies Johannes sah, ließ er die Hände sinken und sprach, indem er zum Himmel aufblickte: „Du weißt's, ich bin unschuldig."

Ulrich sah ihn mit seiner Enkelin von dannen ziehen, dann sprach er höhnisch: „Vergeben, vergessen! Welch elendes Geschwätz. Nur ein Fant vergißt, ein Mann sucht Heilung in der Rache, und daß ich ein Mann bin, sollt Ihr noch zeitig genug erfahren, Du oder Er. Einer von Beiden; doch nicht durch einen Gewaltstreich. Langsam, langsam untergraben. — Erst die Seele verdorben und dann den Leib. — Erde und Himmel zugleich verschlossen, denn sie sagen ja: die Seele habe Hoffnung, noch dereinst selig zu werden. Diese Hoffnung muß vernichtet werden. Beide Leben zerstört und vorzüglich das zweite, das ja doch noch lange, lange währen soll."

Unter solch ruchlosem Sinnen ging er von dannen und suchte, wie immer, die einsamen Wege, da er keinen Freund hatte und auch nicht fähig war, ein Freund zu sein.

Der Bischof Thilo, der mit seinen Jagdgenossen bis an das Dorf Ehrenberg, zwei Stunden von Leipzig, vorgedrungen war, hielt in dem Walde, im sogenannten wilden Rosenthale Rast. In einem prächtigen Zelte, woran des Bischofs Wappen prangte, saßen sie an einer langen, mit Pocalen und Trinkhörnern besetzten Tafel. Um das Zelt herum lagen neben Waffengruppirungen die Knappen und Troßknechte und ruhten aus von dem Waidwerk, dem der Bischof Thilo besonders ergeben war. Als sie im Zelte mit den weingefüllten Pocalen anstießen und die Jagdhörner darein schmetterten, trat der Ritter von der Golz mißmuthig aus dem Zelte und sprach: „Ein ewiges Getümmel! ein ewiges Schwelgen! Bischöfe, Diener der Religion, haben lieber den Humpen und das Feuergewehr in der Hand als den Psalter. Ha! drinnen jubeln sie wie tollgewordene Hüfthörner. O! unsre Zeit hat die Hundswuth. Eine Faust, die todt schlagen, und eine Gurgel, daß sich ein Mühlrad darin herumdrehen kann, gelten hier

mehr als gelehrte Köpfe. Genug, es ist heute das letzte Mal, daß ich des Waidwerks pflege."

Als er eben einen gebahnten Weg durch das Gehölz einschlagen wollte, um sich auf einem freien Platze zu ergehen, hörte er hinter sich eine gar fremde Stimme erschallen. Er sah sich um und gewahrte den schwäbischen Ritter Hans von Schlauchheim, der weidlich mit gezecht hatte, was seine kleinen funkelnden Mausaugen verkündigten, die aus dem Speck seines Gesichts hervorlugten.

„Habt Ihr meiner Liese etwas Hafer vorgeschüttet?" donnerte er die Troßknechte an.

„Ja, Herr Ritter," ertönte es aus mehreren Kehlen. Schlauchheim ballte vor Freuden seine Fäuste und rief, indem er den Kopf emporstreckte: „Wein! Bier! Burgunder! Hafer und Champagner! — O Sachsenland! Ich wollte du lägst in Schwaben." Plötzlich gewahrte er den Ritter von der Golz; er setzte seinen feisten Leichnam in Bewegung und schrie: „Heda! Herr Ritter, wo seid Ihr denn? Ich wollte noch einmal mit Euch anstoßen."

Golz sprach kleinlaut: „Ich danke; ich trinke nicht mehr." Hierüber entsetzte sich der Schwabe ganz absonderlich und rief in langgehaltenen Tönen: „Nicht mehr trinken und da noch leben! Ritter, bei meinem Barte, er taugt zwar nicht viel, aber ein Ritter, der nicht trinkt, der ist noch weniger als ein Knappe, noch weniger als gar nichts. — O Merseburg! eine herrliche, prächtige Stadt."

„Das ist sie," erwiederte Golz. „Treue Bürger hegt sie in ihren Mauern. Alte deutsche Treue ist da noch zu Hause und unter dem Kittel des Niedrigsten wie unter dem Sammetmantel des Höchsten schlägt das Herz wohl am glühendsten für Fürst und Vaterland im ganzen deutschen Reiche."

„Ja, ja, das ist sie," kreischte Schlauchheim. „Aber, Ritter, legt das Vaterland bei Seite; Mädchen habe ich da gesehen, die mehr werth sind als alle Vaterländer."

„Glaub's wohl."

„Denn Ihr müßt wissen, wenn ich von Mädchen rede, so rede ich allemal von hübschen Mädchen und — 's hat sich schon eine in mich verliebt." — Golz lachte über den Narren, was Schlauchheim für ein Beifallszeichen aufnahm, so daß er noch redseliger wurde, weshalb er weiter begann: „Ritter, Euern Reden nach scheint Ihr mir ein sehr vernünftiger Mann zu sein. Wißt Ihr, was Euer Merseburg zur ersten Stadt auf der Welt erhebt?"

„Nun?"

„Das ist Euer gutes Bier. — Wenn ich von der Erde rede, so verstehe ich darunter nicht bloß die Welt, sondern ganz Europa."

„Ihr seid wohl viel gereis't?"

„O ja; schon in meiner Jugend machte ich eine große Reise."

„Wohl gar nach Palästina?"

„Nein, nach Goslar; bloß des Bieres wegen. Aber, ohne Schmeichelei, 's ist Wasser gegen das Merseburger. Schon mein Vater, der alte Hans von Schlauchheim auf Humpendorf, reis'te jährlich zweimal dahin, und der Rathskeller zu Merseburg war sein zweites Vaterland. Da fing er erst mit zwei und drei Seideln an, dann mit fünf, sechs, sieben Humpen und in wahrhaft großen Stunden verstieg er sich gar bis zum Fasse."

„Der Mann hat's hoch gebracht."

„Ja, es war der gewichtigste Mann im ganzen Schwabenlande. Sein ganzes Vermögen steckte er in's Faß, wie auch sein Bauch verkündigte."

Golz war der Rede müde; er klopfte dem Schwaben auf die Schulter und sprach: „Gehabt Euch wohl und macht mir in Merseburg keine Streiche, denn wenn ich von Streichen rede, so rede ich allemal von Schwabenstreichen." —

„Schwabenstreiche?" rief erstaunt der Redselige; „das ist entweder eine Schmeichelei oder eine Grobheit; das Letztere scheint mir aber das Richtigste und verlangt deshalb Blut. — Wart, Herr Ritter, jetzt trinke ich Merseburger, dann hole ich meine Lanze und suche Euch auf, und find' ich Euch nicht — so trink' ich wieder Merseburger."

Da ertönten die Hüfthörner. Der ganze Jagdtroß raffte sich auf. Aus dem Zelte trat der Bischof Thilo und rief: „Auf! stoßt in die Hörner. Die Rüden los! Wo sind die Treiber?"

„Sie ruhen dort am Wasser," sprach ein Jäger aus dem Gefolge.

„Wer heißt sie ruhen?" versetzte Thilo. „Fort! Hetzt das faule Volk mit Hunden auf; den Ersten, der sich widersetzt, laß ich am ersten besten Eichbaum aufknüpfen."

„Ein Hirsch, ein Hirsch!" schrien plötzlich mehrere Stimmen und ein großer gewaltiger Sechszehnender, aufgeschreckt durch das Treiben und den Jagdlärm, machte sich Bahn durch das Gebüsch.

„Mein Rohr, mein Rohr!" rief der Bischof Thilo. Ein Jäger reichte es ihm schnell hin; doch wie er anlegte und auf den Flüchtigen zielte, fiel von der entgegengesetzten Seite ein Schuß und der Hirsch brach zusammen.

„Wer that den Schuß?" schrie Thilo in höchster Wuth. „Wer ist der Freche, der es gewagt, mir vorzugreifen? Schafft ihn her! Auf ein Wild laß ich ihn schmieden. Wer that den Schuß?" Da trat der Jäger Werner aus dem Gebüsch und rief mit lauter Stimme: „Ich!"

„Du?" schrie der Bischof; „Du hast es gewagt! Hinweg!" Hier donnerte sein Rohr und mit dem Rufe: „O Jesus! meine Kinder!" taumelte der Unglückliche zur Erde nieder. Die Umstehenden traten zurück und stießen einen Schrei des Entsetzens aus; dem Bischof entsank das Gewehr; er drehte sich um und wollte in das Zelt stürzen, als der Bischof Gerhard und Schönburg eilig hervortraten.

„Ein Schuß, ein Schuß! Wo ist das Wild?" rief Gerhard.

„Hier liegt's in seinem Blute!" schrie mit markiger Stimme der Ritter von der Golz und wies auf den Dahingeschiedenen. Die beiden Bischöfe traten entsetzt und mit bleichen Gesichtern zurück. Golz aber rief laut und Allen vernehmlich: „Bei Gott! 's ist hohe Jagd; die Menschenleben steigen im Preise und hohe Zeit ist's, daß man das Weite sucht."

„Wer that den Schuß?" befragte Schönberg. Golz trat mannhaft zu Thilo und rief: „Hier steht der gute Schütze!" Schönburg taumelte zurück. Der Schreck beraubte ihn fast die Sprache; dann ergriff er hastig den Bischof Thilo und sprach: „Mensch! was hast Du gethan? Mensch! blicke her auf diesen blutigen Leichnam, wenn Du noch diesen Namen verdienst, und schaudere zurück vor den Freveln Deiner Hand. Bischof willst Du sein? Stellvertreter des Papstes, den die Christenheit zu Rom auf Petri Stuhl gesetzt, daß er im Sinn des ewigen Stifters sein Amt verwalte, und einen Mord? einen Mord mit eigner Hand an einem Vater, der daheim Weib und Kind zu ernähren hat! Mord an einem treuverdienten Diener, der Dich vielleicht schon jetzt verklagt vor dem ewigen und rächenden Richter, der schrecklich in den Sternenhöhen waltet."

Thilo hob sich im Gefühl seiner Macht empor und sprach: „Schweigt von dem Knecht!"

„Knecht?" begann Schönburg mit erhöhter Stimme. „Der Knecht gilt oft mehr als der Herr und vor Gott ist kein Ansehen der Person. Ha! rolle die Augen; flamme mit Deinen Blitzen wie die Wetter der Nacht; ich stehe hier, um zu sprechen im Namen der Christenheit, im Namen aller Völker. Fluch über Dich und diese That! Ein Schuß wie dieser schrecke Dich aus Deinen Träumen, eine Leiche wie diese scheuche Dich vom Altar, wenn Deine blutige Hand sich ausstreckt nach dem Allerheiligsten; eine Leiche wie diese trete vor Dein Sterbebett, wenn Deine Augen brechen wollen und angstvoll Deine mörderische Hand an den seidenen Kissen zupft. — Auf! Hier ist nicht mehr gut sein! Dank für die Freundschaft, die Du mir und meinen Mannen erwiesen, sie kann mir förder nicht frommen. Lieber will ich aus der Quelle des Waldes trinken oder an einer Brodrinde nagen, ehe ich schwelge bei so einem Tyrannen, wo das Leben meiner Gefährten und Diener, ja selbst mein eignes Leben auf dem Spiele steht. — Fahr' wohl! Bessere Dein Herz! Vielleicht sehen wir uns wieder — vielleicht auch nicht."

Hier wendete er sich von ihm ab. Der Ritter von der Golz so wie mehrere Edle und Knappen aus des Bischofs Gefolge zogen hinter ihm her und verließen den Ort des Schreckens.

Fortsetzung folgt.

Feuilleton.

Viel Glück zum neuen Jahr! Ja, wie viel tausend Wünsche und Herzensergießungen an dem Tage, wo wir in das neue Jahr treten! Freunde, Bekannte, Kinder an Eltern und umgekehrt, der Dienende seinem Herrn, Alle wünschen Glück, Heil und Segen. Und — wie anders beschlossen im Rathe des Ewigen. Schon nach Tagen Unglück, Trauer und Bekümmerniß da, wo man Freude, Lust und Glück einziehen ließ mit reichem Gepränge. Mir wird es immer recht wehmüthig um das Herz, wenn Freunde und Bekannte sich an jenem Tage freudig die Hand drücken und der beredte Mund die Zahl der Wünsche stammelt. In so manchem Buch des Lebens hat die höhere Hand schon den Abschluß gemacht, und ehe Monden, ja Wochen oder Tage verstrichen, hat der Stand der Dinge eine Wendung, wovon wir keine Ahnung. Die Hoffnung bringt das Jahr getragen, das Jahr, diesen Tropfen am Rieseneimer der Unendlichkeit. Ihr wollen wir uns hingeben in dem flüchtigen Lauf der Zeit, denn jede Minute, eingeweiht für das Schöne und Gute, steht dann da, ein Denkmal für spätere Zeiten, ein Zeuge bei dem einstigen großen Weltgericht.

Sachsen dient England als Muster. In vergangener Woche kamen im Auftrag der englischen Regierung zwei mit Vollmacht und sonstiger Instruction versehene Deputirte in Leipzig an, welche den Auftrag hatten, sich vorzüglich in Leipzig Kenntniß über das in Sachsen übliche Begräbnißwesen zu verschaffen. In Leipzig wurde bisher immer viel Klage über die hohen Kosten einer Beerdigung erhoben, wer aber Gelegenheit hatte, diese englischen Deputirten über die Kosten sprechen zu hören, welche ein Begräbniß in London verursacht, der würde wohl zum Schweigen gebracht werden. Der englischen Regierung waren in Form und Einrichtung vorzüglich die Friedhöfe Leipzigs als Muster empfohlen worden; die Abgesandten nahmen deshalb nicht nur solche vielfältig in Augenschein, sondern ließen sich von der Leichenschreiberei aus specielle Kostenberechnungen über Gruftbestallungen in verschiedenen Abstufungen geben, welche, wie gesagt wurde, der englischen Regierung in dieser Angelegenheit zur Unterlage dienen sollen.

Die gothaische Stadt Ohrdruff hat der Witwe Trützschlers, welche seit dem October dort ihren Wohnsitz genommen, das Ehrenbürgerrecht ertheilt.

Johann Jacoby aus Königsberg soll sich in Berlin mit der Witwe des verstorbenen Professor Dieffenbach verlobt haben.

Der Erbauer des Themse-Tunnels, der berühmte Ingenieur Sir Marc Isambert Brunel, ist zu London gestorben. Der Verstorbene war 1769 in Hacqueville (Normandie) geboren und wanderte 1792 wegen seiner Anhänglichkeit an das damalige Königshaus nach England aus, hatte zuvor aber schon eine große Reise nach Westindien gemacht. Im Jahre 1814 hatte er dem Kaiser Alexander von Rußland den Plan zu einem Newa-Tunnel vorgelegt, was in ihm den Gedanken zu dem Themse-Tunnel anregte. Er war im Besitz der englischen Ritterwürde.

Das einfache Begräbniß der Königin Adelheid contrastirt die Times mit dem eines Königs von Madagascar, dem zu Ehren einige 100 Hekatomben Ochsen geschlachtet und eine vollständige Garderobe, Tafelgeräth, Waffen, Wein und Geld in die Gruft mitgegeben wurden:

49 Hüte, 150 Röcke, 96 Westen, 171 Paar Hosen, 53 Paar Handschuhe, 54 Paar Strümpfe, 47 Cravatten, 37 Hemden, 38 Paar Stiefeln, 2 Spieldosen, 18 Ringe, silberne und goldene Ketten, Vasen, 24 Spiegel, Suppenterrinen, Schwerter, Flinten, eine Kanone, ein Weinfaß, 10,300 Dollars ꝛc. Indeß ist der Luxus der Londoner Leichenbegängnisse nicht weniger abgeschmackt, und die Times ermahnt die reichern Classen nach dem Beispiel der Königin Adelheid die lächerlichen Excesse derartiger Gepränge zu vermeiden und sich endlich einmal aus den Klauen der Undertaker zu emancipiren. Das bescheidenste Leichenbegängniß kostet in London nicht unter 50—60 Pfd. Sterl.; will man etwas mehr als die schlichte Bahre mit der einen Trauerkutsche und den unvermeidlichen vier Trauermännern, so läuft die Rechnung gleich auf 100—150 Pfd. Sterl. auf.

Von den 5600 ungarischen, polnischen und italienischen Flüchtlingen, die längere Zeit in Widdin ihren Aufenthalt hatten, sind außer Bem im Ganzen 238 zum Islam übergetreten, darunter drei Generale. Ein Zwang, wie Wiener Blätter meldeten, hat dabei durchaus nicht stattgefunden, sie wurden vielmehr zum Uebertritt nur zugelassen, wenn sie es vor dem Pascha von Widdin selbst verlangten. Die Aufnahme bestand nur in der Ablegung des türkischen Glaubensbekenntnisses aus dem Koran: „Allah ist groß und Mahomed ist sein Prophet," und in der Aufsetzung des türkischen Fez. 3360 Männer und Weiber nahmen den österreichischen Pardon an, 1525 wurden nach Schumla und Gallipoli transportirt. Die bedeutendsten dieser Letztern waren: Kossuth, Meszaros, Perezel, Kmety, Bem, Stein, Dembinsky und Guyon. Ueber ihr weiteres Schicksal liegen noch keine sichern Nachrichten vor.

„Wohlthätigkeit, wer deinen Lohn empfand." Mehr als je ist man jetzt in großen Städten darauf bedacht, vereint armen Kindern eine Weihnachtsfreude zu bereiten. Leipzig, dessen Wohlthätigkeitssinn selbst im Auslande bekannt, blieb auch diesmal hierin nicht zurück und an verschiedenen Orten glänzten helle Lichterbäume, die man der Armuth und Dürftigkeit angezündet. Welch eine Freude in den jugendlichen Gesichtern, wie viele Kinderherzen wurden erquickt an jenem Abend, wo die Liebe ihre Gaben denjenigen spendet, denen es nicht vergönnt, die leisesten Wünsche ihres Herzens zu befriedigen. Wie mancher arme Knabe empfing warme Wintersachen und steckte sein Aepfelchen in die Tasche, als wenn es aus Gold wäre. Wie mancher ist vielleicht darunter, der später als ein Genie glänzt und Hunderten den Baum des Lebens durch die Gaben seines Geistes vergoldet.

Der Werth der Grundstücke in Newyork ist officiell zum Zweck der Steuererhebung auf ca. 270 Mill. Rt. preuß. Crt. geschätzt worden. Der wirkliche Werth ist jedoch bedeutend höher und auf 400 Mill. Rt. preuß. Crt. anzunehmen. Der Werth der Mobilien in dieser Stadt beträgt ca. 80 Mill. Rt. preuß. Crt.; darin sind jedoch Pretiosen, baares Geld und Werthpapiere nicht inbegriffen. An dem Tage, als diese Schätzungen gemacht wurden, befanden sich in den Kellern des Zollamtes ca. 5½ Mill. Rt. preuß. Crt. in Münzen, trotz der fortwährend starken Ablieferungen an den Staat; täglich nimmt das Zollamt ca. 100,000 Rt. preuß. Crt. baar ein.

Die russische Handelszeitung theilt das Quantum des mit dem ersten Transport in diesem Jahre aus den sibirischen Goldwäschereien in St. Petersburg eingetroffenen Goldes mit. Dasselbe ist aus 65 Wäschereien gewonnen und besteht aus 431 Pud 21 Pfd. Gold, im Werth von ca. 6 Mill. Rt. preuß. Crt.

Aus Palermo wird von einem Mädchenraub berichtet, der in einem einsamen Landhause im Bezirke von Trapani stattgefunden. Acht bis zehn bewaffnete Individuen entrissen der Besitzerin des Guts ihre älteste Tochter, die sie erst dann zurückbringen wollten, wenn an einem von ihnen bestimmten Orte ein Lösegeld von 2000 Unzen erlegt sein würde. Der Thätigkeit der Behörden, welche sogleich sämmtliche disponible Truppen aufboten, gelang es jedoch, den Versteckplatz, in welchem das Mädchen eingesperrt gehalten wurde, aufzufinden und dasselbe unverletzt der verzweifelnden Mutter wiederzugeben.

Die Fürstengruft, nicht das bekannte Gedicht von Schubert, sondern die Fürstengruft zu Upsala wurde auf Wunsch der daselbst studirenden Söhne des Königs von Schweden geöffnet, um den hier beigesetzten Leichnam des Königs Gustav I. Wasa zu sehen. Auf königl. Befehl wurde der Sarg geöffnet; man fand nur noch das Skelett, dagegen die (spanischen) Costüme an dem Leichnam unversehrt, auch das mit kostbaren Steinen besetzte Schwert war noch in der alten unveränderten Gestalt.

Das Privatvermögen des Exkaisers Ferdinand von Oesterreich beträgt nur etwa 2 Millionen Gulden, einschließlich der Schmucksachen der Kaiserin. Ueberdies besitzt Ferdinand 29 Güter, die indeß nur einen geringen Ertrag abwerfen.

Kunstzeitung. Absatz von Gemälden nach Amerika. Ein Haus in Paris, das mit Kupferstichen und Gemälden handelt, hat eine Unternehmung begonnen, welche eine Art „internationaler Kunstverein" werden soll, welche aber sehr einseitig bleiben und nur den Absatz französischer Gemälde nach Amerika befördern wird. Die Einrichtung ist folgende: Eine Anzahl Amerikaner unterschreibt eine gewisse Summe, und der größte Theil dieser Subscription wird verwendet auf den Ankauf von Gemälden in Frankreich, die nach Newyork gesendet und durchs Loos verkauft werden. Der andere Theil kommt an verdienstvolle, aber unvermögende junge Künstler der Vereinigten Staaten, um sie in den Stand zu setzen, nach Europa zu gehen. Einige sanguinische Amerikaner hoffen, daß manche Franzosen werden vermocht werden, die Werke amerikanischer Künstler anzukaufen, um sie gleichfalls durchs Loos in Frankreich zu vertheilen. Das wird wohl sobald nicht geschehen, denn es wird geraume Zeit dauern, ehe die Franzosen amerikanische Künstler den ihrigen vorziehen. Inzwischen ist der Einfall ein wahres Glück für die französischen Künstler, da Dutzende von Gemälden gekauft werden, die in diesen traurigen Revolutionszeiten, bei so großem und vielleicht bald noch größerem Geldmangel, lange Zeit unverkauft bleiben würden. Eine große Anzahl neuer Gemälde ist kürzlich abgeschickt worden, darunter Werke von Scheffer, Delacroix, Pepety, Fleury, Isabey, Flers und Müller. Nicht ohne ein Gefühl von Schmerz vernimmt man, daß solche Arbeiten für Europa verloren gehen, aber dies ist eine der vielen traurigen Folgen der politischen Revolution.

⁂ Ueber die Ausgrabungen in Ninive liegen bereits wieder Mittheilungen vor. Herr Layard, der berühmte Reisende, ist im September in Mossul eingetroffen und hat seine Ausgrabungen auf dem Platze der alten assyrischen Königsstadt wieder begonnen. Eine interessante Entdeckung hat seine Anstrengungen bereits belohnt, nämlich die Auffindung eines Basreliefs, welches den Transport des colossalen geflügelten Stieres aus der Werkstätte nach dem Palaste darstellt und welches beweis't, daß die Assyrer dieselben Mittel anwandten, um ihre großen Sculpturwerke von der Stelle zu schaffen. Eine ungeheure Menschenmenge zieht einen auf Walzen laufenden Schlitten, der von hinten durch einen mit Stricken in Bewegung gesetzten ungeheueren Hebel Nachschub erhält.

Berlin. Zu der hier stattfindenden großen Auction der Bibliothek Ludwig Tiecks sendet die österreich. Regierung einen Beamten der kaiserl. Bibliothek, Dr. Wolf, hierher, um Einkäufe im Fache der spanischen und amerikanischen Literatur zu machen, worin sich die Tieck'sche Sammlung ganz besonders auszeichnet. Uebrigens soll der greise Dichter nicht sehr erbaut sein von dem Geräusche, welches die Zeitungen im Ausposaunen der Sammlung machen. Er hat

sie verkauft, um einem nahen Verwandten aus der Verlegenheit zu helfen.

. Es war in öffentlichen Blättern vielfach die Rede von dem plötzlich erfolgten Tode einer alten reichen einsam wohnenden Dame, welche ihr gesammtes großes Vermögen mit der seltsamen Bedingung, in der Königsgruft beigesetzt zu werden, der Krone vermacht haben sollte. Diese Gerüchte waren grundlos. Gedachte Dame ist plötzlich, ohne Hinterlassung eines Testaments, verschieden. In ihrem Nachlasse fand man aber, da sie zu Papieren nie Vertrauen gehabt hatte, nur baares Geld und zwar 37000 Thlr. in Friedrichsd'ors und 19000 Thlr. in harten Thalerstücken und anderen Courantmünzen. Sie war nie verheirathet; ihr bedeutendes Vermögen fällt einer großen Zahl von Seitenverwandten zu.

Musikalisches. Im Opernhause zu Paris fand bereits am 15. December der erste Maskenball statt und zeichnete sich ungemein durch Glanz und Fülle aus. Musard erregte Furore mit einer neuen Quadrille, welche den revolutionären Titel führt: „Cassons tout." — Duprez' Abschiedsconcert, dem auch der Präsident beiwohnte, währte bis Nachts 1¾ Uhr. — In der Oper studirt man eine ungedruckte Oper Donizetti's „Der Herzog von Alba" ein, deren Lücken von Adam ergänzt werden.

Aus der Theaterwelt. Im k. k. Operntheater zu Wien sind die Rollen zu Meyerbeers „Prophet" ausgetheilt worden und man sieht der Aufführung Ende Februar entgegen. Die Damen Lagange, Zerr und die Herren Ander, Leithner, Staudigl und Draxler werden die Hauptrollen übernehmen. Meyerbeer wird zum Einstudiren der Oper erwartet.

. C. M. v. Webers Geburtstag wurde am 18. December im Berliner Opernhause dadurch gefeiert, daß man dessen „Jubelouverture" und „Oberon" aufführte, welchen Beiden ein Prolog von Rellstab vorherging.

. Fanny Elsler hat von einem Theater zu Barcelona Einladung zu einem längern Gastspiel erhalten und die berühmte Sängerin ist nicht abgeneigt, den Sommer in Spanien zuzubringen.

MODEN.

Paris, den 20. December 1849.

Zur Putztoilette werden fast bei allen Kleidern die Leibchen vorn Vförmig offen getragen, besonders wenn das Kleid von Sammet gefertigt ist; man trägt dann oft ein weißes Atlasunterkleid dazu, und auch der Rock ist entweder vorn in Schürzenform oder zu beiden Seiten vom Gürtel bis zum Saum des Kleides oder doch vom Knie an ebenfalls offen. Es sind übrigens zu beiden Seiten des Oberkleides Zierrathen angebracht, z. B. wollene Spitzen, durchbrochene Borten, von Chenille geknüpft; Schleifen, Rosetten oder leiterförmiges Bandgefältel; auch sieht man goldne Schnuren, welche kreuzweis mit goldenen Knöpfen aufgehalten sind. Spitzen, feine Posamentirarbeit und Bandschleifen werden zum Ausputz solcher Kleider sehr gern gewählt. Wenn das Leibchen geöffnet ist und dazu z. B. ein Tüllhemdchen à la Schweizerin getragen wird, so sind auch die Aermel in gleicher Weise geöffnet und dazu gehören dann ebenfalls Unterärmel von gezogenem Tüll. Der Besatz auf Kleider ist immer noch am häufigsten in Schürzenform geordnet, was sich besonders bei schweren Stoffen am dankbarsten ausnimmt; dagegen sind bei leichten Kleidern, welche im Concert oder bei Abendgesellschaften getragen werden, die breiten, schmalen und in Gruppen geordneten Volants am meisten begünstigt. Für durchsichtige Stoffe kommen die Stufen von neuem in die Mode, indem sie, wenn sie zweifingerbreit sind, das Kleid etwa zwölfmal umgeben und ein wenig über das Knie gehen; zugleich macht man auch über breite Stufen, deren jedoch nicht mehr als höchstens drei sein dürfen, sehr hübsche Schnürchenstickereien, aber meist nur in der Farbe des Stoffes.

Zu Kleidern zum Ball wird sehr viel Seidenmusselin verwendet; es giebt außer Tüll, Crêpe und Flor gewiß keinen dankbareren Stoff, welcher über ein Unterkleid von Atlas [illegible]etragen werden kann. Vielfach werden bunte Stickereien, aber auch solche in Gold und Silber zum Ausputz verwendet; ist die Stickerei schön und geschmackvoll, so giebt es gewiß nichts Anmuthigeres. Die seidenen Spitzen oder vielmehr Blonden werden zum Ausputz der seidenen Kleider sehr begünstigt, denn sie geben mehr Leichtigkeit als Tüll und Bandgefältel.

Die Ueberwürfe, die man trägt, wenn man vom Ball fortgeht, sind von weißem Cachemir, rosa gefüttert und mit weißen Galons und Stickereien verziert; andere sind mit Spitzen, Schwanpelz oder mit Federspitzen besetzt; letzterer Ausputz gilt vorzugsweise für neu und elegant.

Aufmerksamkeit verdienen die Häubchen und Kopfputze, welche in diesem Augenblick sehr gesucht sind, und es ist nicht zu leugnen, daß darunter sehr hübsche Putzsachen existiren. Die Häubchen, welche schwarze Böden und feine Applicationsspitze haben, z. B. mit kirschrothem Sammetband garnirt, sind besonders vorzuziehen; dann giebt es andere, welche von schmalem Flor und Sammetband gitterförmig geflochten, über einen gebauschten Tüllboden gezogen, auf der einen Seite gebauscht und auf der andern mit Spitze, welche vorliegt, [illegible] und Atlasschleifchen garnirt sind; ferner giebt es d[illegible]arzem Tüll und Spitzenstreifen, welche statt [illegible] mit ausgeschlagenen Sammetblättern in [illegible] garnirt sind. Diese Idee ist neu und hat gewiß viel für sich. Die meisten Häubchen, abgesehen von der Stuartform, sind rund und an den Schläfen mit Schleifen garnirt, welche nach hinten zu kleiner werden. Blumen und Federn sind auf Putzhauben sehr üblich; lange Schleifen, welche im Rücken fast über die Taille fallen, sieht man auch noch sehr häufig. Alle Aufsätze sind mit Tüll und Blumen gemischt, auch werden Federn und Band dazu genommen; daraus entstehen unter geschickten Händen sehr hübsche Sachen und man kann mit Bestimmtheit sagen, daß ein eleganter Aufsatz einer Toilette die wahre Geltung in Bezug auf guten Geschmack verschafft.

Zu den Anzügen für das Haus und zum Ausgehen werden viel Oberröcke von Damast, broschirtem Taffet und schottischer Popeline getragen; auch fertigt man feine Tuchkleider, welche zu den großen Pelzpelerinen recht gut stehen; noch besser jedoch nimmt sich unbedingt ein Kleid von Sammet dazu aus. Einige Modedamen wollen behaupten, man würde wieder kurze Leibchen tragen; andere sprechen davon, dieselben noch zu verlängern und wo möglich ein wenig über die Hüften auslaufen zu lassen; daß diese Damen von hohem Wuchs besonders gut kleiden werden, ist wohl nicht zu bezweifeln.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 1. Kopfputz von Straußfedern und Garnitur von Sammet. Kleid von weißem Atlas mit Ueberwurf von brochirtem Seidenmusselin; dieser Ueberwurf ist mit einer Blumenkette eingefaßt und noch mit Schnuren und Quasten verziert. 2) Häubchen in Stuartform, mit Sammetband in zwei Farben garnirt. Oberrock von Popeline mit Leibchen à la Dubarry. Halbweite Aermel, am Handgelenk und darüber in Puffen geordnet, mit Galons und Fontangeschleifen an Knöpfe befestigt; vorn herunter in gleichen Zwischenräumen garnirt.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Fu[illegible]zigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 2. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. **1850.**

Thilo von [illegible]

(Fortsetzung.)

Trotha, der bisher den Blick auf die Erde gewurzelt, flammte plötzlich auf und erfaßte den Knauf seines Schwertes. „Sprach dies ein Mensch? — Mir, dem reichen und mächtigen Bischof Thilo von Trotha diese Rede? — Heraus du Wehr, ihm nach! Ein Gottgericht entscheide zwischen ihm und mir. Nach! Rechenschaft! und wäre es des Kaisers Bruder."

Der sanfte Bischof Gerhard trat heran und sprach: „Halt! frevelt nicht."

„Wer sagt, daß ich frevle, wo entehrt mein Name, geschändet meine Ahnen, ich verhöhnt, ja verflucht werde." — Hier erhob er das Schwert mit der Linken und legte die Finger der rechten Hand auf das Kreuz, das den Griff des Schwertes bildete, und sprach: „Hier, auf dieses Kreuz strecke ich die Finger zum Schwur. Recht und Rache! Denn mein Werth ist mein Recht, und wer sein Recht nicht wahrt, der wirft es in den Staub und tritt's mit Füßen. Ich bin Ritter, bin Bischof und —"

„Mörder!" donnerte ihm Gerhard entgegen, daß Thilo zusammenzuckte und sein Schwert fallen ließ. — Liebend trat Gerhard zu ihm heran und sprach: „Thilo! heiße, blutige Thränen möchte ich weinen über Dich und Deine That. Thilo! ein Ermordeter liegt hier auf dem Boden. Starr und gebeugt wie Thränenweiden umsteht ihn die Schaar. Mord! ruft das Laub der Bäume. Mord! zuckt der Grashalm unter Deinen Füßen und das ewige Gericht hängt drohend über unsern Häuptern. Thilo! bei der Barmherzigkeit des dreieinigen Gottes, falle hier auf diesen Erdhügel nieder, schlage an Deine Brust und rufe: Gott sei mir armen Sünder gnädig!"

Thilo ging in sich und trat einige Schritte seitwärts. Gerhard sah ihn mitleidig an und sprach: „Einen Mord, einen Mord! — Mein Freund, ein zweiter Kain. — Fürst der Kirche! Bedenke, daß Du ein Diener dessen bist, der als Lehrer der Menschheit noch am Kreuze Duldung und Sanftmuth lehrte. Gedenke der Worte: Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden. Thilo! Irdische Macht ist vergänglich und die Hoheit, die unser Haupt umschwebt, ist nur geborgtes Licht. Dämpfe die Zornwuth, die Deine Brust durchlodert, und wirf ab den Tyrannen, der Deinen Geist mit Riesenarmen umklammert hält. Thilo! Hinter Gräbern ist das Weltgericht! Ehe die Blätter von den Bäumen fallen, ja ehe sich des Mondes Sichel wieder füllt, stehst Du vielleicht schon vor dem Throne dessen, den der Ruf des Donners verkündet. Hier, der Erschlagene steigt auf, Dein Name wird gerufen und hier, die blutige Lippe schreit laut nach Rache und Vergeltung."

„Halt ein, halt ein!" erwiederte ergriffen der Bischof Thilo. „Ein Flammenstrom steigt auf in meiner Brust! Wie siedend Blei fallen Deine Worte mir auf's Herz. Ja, ich bin schuldig! Mord! Mord! — O, der Mensch erkennt nur nach der That!"

Buße! Buße!" nahm Gerhard das Wort.

„Fühle sie, bis einst Verzeihung naht. Freund! Laß auch mich hier scheiden und meine Straße ziehen. Doch ehe ich von dannen gehe, laß uns hier über diesem Leichnam wie Verlobte am Altare unsre Ringe wechseln und gelobe mir dabei: fernerhin sanft und christlich gegen Deine Untergebenen zu sein."

Thilo, der unterdessen seinen Ring vom Finger gezogen, sprach im Gefühl der Reue: „Hier, ich gelobe es!"

„So nimm den meinigen. — Rein wie dieser Diamant, den nur die Gluth verzehrt, sei ferner Dein Wandel; er mahne Dich in finstern Stunden an das Licht der Welt, das auf der Schädelstätte Golgatha in Todesnacht versank, damit es die Welt verkläre. — Und Euch, Ihr Ritter und Vasallen, die Ihr dem Bischof von Merseburg dient oder sonst lehnt und pflichtet, fordere ich hier im Angesicht des freien Himmels auf, mir zu schwören: nie dem Bischof von Naumburg, Theodosius von Schönburg, wegen des Vorgefallenen im Namen Eures Herrn oder eigenmächtig Fehde anzukündigen. Seid Ihr bereit?"

Ein allgemeines „Ja" erscholl im Kreise. Gerhard sprach dann: „So zieht Eure Schwerter und schwört bei den Heiligen Gottes so wie bei Eurer eignen Seligkeit, zu gehorsamen meinen Worten."

Alle Umstehenden hatten die Schwerter gezogen, und als sie selbige gekreuzt, ertönte es dumpf und monoton wie aus Geistermunde: „Wir schwören!" — Unterdessen war es dunkel geworden. Zwei Diener mit Fackeln traten aus dem Zelte. Gerhard sprach, indem er sich zu Thilo wendete: „Sie haben ihre Pflicht erfüllt, erfülle auch Du die Deine."

„Was ist's? Sprich es aus!"

„Eine Witwe und drei arme Waisen, die nach Brode schreien, hinterläßt hier der Verblichene; sei ihnen Vater!"

„Ich schwör's beim Pallium und der Hostie! — Ein Mord! — Verlassen von meinen Freunden und — eine große Lehre an dem Todten!" — Er warf einen Blick auf das bleiche Gesicht des Ermordeten, das die Fackeln beleuchteten, und wankte in den Wald. Gerhard sah ihm traurig nach. Eine heilige Stille herrschte in der Runde. „Er geht tiefer in den Wald," begann er nach einer Weile; „sein Begleiter ist die Reue. Grabt ein Grab auf dieser Stätte, pflanzt ein steinernes Kreuz darauf und da ihm des Sterbens süßer Trost, die letzte Oelung versagt, so tretet alle still um die Leiche und — betet ein Vaterunser."

Alle entblößten die Häupter und beteten mit Inbrunst. — Der Mond, der durch die Wolken gebrochen, beleuchtete mit seinem matten Lichte die Gruppe und das herbstliche Laub. Als die Glocke vom Kirchthurm im nahen Dorfe Mitternacht verkündigte, ruhte die Leiche in kühler Erde.

Zwei volle Jahre waren bereits seit obigem Vorfalle verstrichen, als sich im Fürstensaal des Schlosses zu Merseburg mehrere churfürstliche Räthe versammelt hatten, um mit dem Bischof über die Irrungen zu sprechen, die zu jener Zeit zwischen der Kirche und den Fürsten entstanden waren.

Der Bischof Thilo von Trotha saß in völligem Pontificalornat auf seinem Stuhl. Um die Schultern herum schlang sich das Pallium, ein drei bis vier Finger breites Band von weißwollenem Stoff mit schwarzen Kreuzen. Ihm gegenüber saß der Ritter von der Golz als Abgesandter des Churfürsten von Sachsen, der gar männiglich die Sache seines Fürsten vertheidigt hatte.

Der Bischof erhob sich und sprach: „So wären wir denn fertig und die Irrungen in's Reine."

„Bis auf den letzten Punkt," erwiederte Golz, „denn dieser läßt sich noch drehen und wenden wie eine Wetterfahne, die sich nach dem Winde dreht und endlich ganz einrostet."

„Beständig wollt Ihr Streit und Hader pflegen."

„Das will ich nicht; ich stehe hier im Namen meines Churfürsten, der mich erwählt, an seiner Statt zu reden. Er ist des heiligen römischen Reichs Erzmarschall, führt, wenn der Kaiser zu Felde liegt, des Reichs Haupt- und Rennfahne. Bei der kaiserlichen Wahl hat er die fünfte Stimme und ist Reichsvicarius an denjenigen Orten, wo das Sachsenrecht gilt."

„Und ich bin Bischof!" entgegnete Thilo; „conferire die geistlichen Orden kraft des Pallii, das ich mir selbst zu Rom am päpstlichen Hofe erholt. Die Kirche fordert ihr Recht, das darin besteht, der Menschen Thun und Lassen dem göttlichen Gesetz zu unterwerfen."

Diese Worte konnte Golz unmöglich ohne gerechte Einrede verhallen lassen. Mit Würde und innerlich ergrimmt erhob er sich von seinem Sitze und sprach: „Wenn dies geschieht, dann ist sie Herrscherin, denn sie richtet dann über die Könige, reißt ihnen die Krone von den gesalbten Häuptern herab und die Bischöfe schalten und walten im Lande wie sie wollen; reiten, jagen, schießen treue Diener wie ein Stück Wild darnieder, gleichviel ob daheim die Wölfe Hora singen oder ein Uhu die Messe lies't. Dies schreitet aus dem Gleise und nach dem Erkennungsvermögen meiner Vernunft ist dies irdische Gewalt."

„Gewalt? — Kronenräuber?" entgegnete hitzig der Bischof. „Sprecht nicht so schnöde von dem heiligen Stuhl und bedenkt wo Ihr seid."

„Im Schlosse zu Merseburg; und wäre hier der Estrich, auf dem ich stehe, Boden des Vaticans, ich würde doch so sprechen. Nicht ich allein bin dieser Meinung, die von Wurmb und Bodenhausen theilen sie mit mir, und die Grafen von Mannsfeld haben sich neulich öffentlich darüber ausgesprochen. Dies sind Männer, die auch das



Jus canonicum studirt und guten Klang im Lande haben."

„Unerhört!"

„Für Euer Ohr. — Ob wir irren, wissen wir nicht; doch würden Tausende heller sehen, wenn sie nicht immer wieder geblendet würden mit Eurer geweihten Kerze, die Ihr in den gespaltenen Riß der Meinung hinein haltet."

„Sandkorn, das sich gegen eine Welt aufthürmt!"

„Sandkorn!" wiederholte Golz. „Ja, das seid Ihr im Auge der Christenheit, das es immerdar zum Weinen zwingt ob der Dinge, die es täglich sehen muß."

„Ketzer!" donnerte ihm hier der Bischof entgegen und erhob zornig seine Hand. Golz aber stand ruhig wie ein Fels im Meer und sprach: „Ergrimmt Euch nicht! Unser gnädigster Churfürst, Friedrich der Weise, hat im vorigen Jahre eine Universität zu Wittenberg gestiftet, da werden, hoffe ich zu Gott, bald größere Ketzer aufstehen als ich bin. Hin über die Alpen, nach der Siebenhügelstadt, wo sich St. Peters Kuppel emporwölbt, wird ihr Donnerruf erklingen und der Erdball wird lauschen den Worten, die der neue Geist der Welt in das Chaos hineindonnern wird. Gedenkt dieser Worte! Curt von der Golz, ein deutscher Ritter war's, der sie sprach."

Somit verließ der kühne Redner den Saal. Der Bischof war im Begriff aufzubrausen wie ein empörtes Meer, doch noch zeitig genug unterdrückte er seinen Grimm und sprach mit gedämpfter Stimme zu den Räthen und Prälaten: „Mit Gott! gelahrte Herren; ich werde Bericht erstatten." — Die Versammelten verließen den Saal; der Bischof aber blieb allein und sprach zu sich selbst: „Treuer Gerhard! Deiner Mahnung danke ich's, daß ich jetzt meinem Zorne Einhalt that. Dein Antlitz stand vor meiner Seele, ich gedachte Deiner und des Ringes." Hier blickte er auf seine Hand und vermißte den Ring. — „Der Ring, wo ist mein Ring!" Er hielt die flache Hand über die Augen und sann nach. Endlich rief er: „Ja, drinnen in der Fensterbrüstung ließ ich ihn liegen, ehe ich in den Dom ging. Wie er so eben nach der Thür gehen wollte, trat demüthig der Jäger Ulrich von der entgegengesetzten Thür herein. Der Bischof drehte sich um: „Ha, Ulrich, wie steht's, hast Du Wild erspäht?"

„Ja, hochwürdiger Herr," begann der Jäger. „Ich habe auch Fallstricke gelegt, wie ich sie vom Jäger des kaiserlichen Wildmeisters gelernt, der neulich hier war." — Mit den Worten: „So kündige auf heute noch Jagd an, ich werde Dir gleich die weitern Befehle ertheilen," ging der Bischof Thilo raschen Schrittes in das Cabinet.

Ulrich sah ihm scheel nach. — „Wie gnädig der Herr jetzt gegen mich gesinnt ist. Er nannte mich sogar bei meinem Namen. — Haha; die unverdiente Züchtigung, die er an mir beging, tritt vor seine Seele. Immer vergiß du, ich werde es nicht und wenn diese Stunde mir mein Gedächtniß aus dem Gehirn ätzte. Ich denke, es wird wohl noch eine Zeit kommen, wo du oder der Alte dafür büßen mußt; wenigstens trage ich es jenem nach bis in die Grube, denn er ist mein Todfeind seit Jahren. Aber nur fein und gewandt; ein echter Schütze zielt aus dem Hintergrunde. — Plötzlich blickte er auf sich herab und drückte einen kleinen goldenen Jagdbecher in seine Collettasche, dessen Rand daraus hervorblinkte. Er hatte denselben einmal gefunden, obgleich er wußte, daß er dem Bischof gehörte und im ganzen Schlosse Nachfrage darnach geschehen war, da man die Vermuthung hegte, er sei gestohlen worden.

Auf einmal erscholl im Cabinet des Bischofs Stimme: „Mein Ring, mein Ring!" — Seiner kaum selbst mächtig, trat der Bischof heraus und rief: „Wo ist mein Ring, mein Diamant! Hier in das offene Fenster hab' ich ihn gelegt. Rede, Antwort. Wer war in meinem Zimmer?"

Ulrich trat bei Seite und sprach festen Tones: „Herr, Ihr habt mich schon früh in den Forst geschickt. So eben kehre ich erst wieder."

„Dich spreche ich frei von dem Verdacht; doch einer hat sich vergriffen an meinem Kleinod, an dem höchsten aller meiner Güter. Wer war in meinem Cabinet?"

„Kein Anderer kommt in dies Cabinet als der alte Johannes!" entgegnete Ulrich.

„Johannes! Mein alter Diener? Nein, nein! Für den bürge ich mit meinem Leben. Johannes! — Nein, nein!" — Hier trat Johannes zur Thür herein und sprach: „Hochwürdiger, Ihr rieft meinen Namen." — Der Bischof blickte ihn scharf an: „Johannes, bist Du während meiner Abwesenheit in meinem Cabinet gewesen?" — Der Alte sprach ein lautes Ja.

„Du warst in meinem Cabinet?"

„Ja."

„Da hört Ihr's, Herr," begann Ulrich. „Er erbleicht, er zittert." — Der Bischof warf sein Haupt zurück und hub mit starker Stimme an: „Du warst in meinem Cabinet? Du hast Deine Schritte über jene Schwelle gelenkt?"

„Ja," sagte Johannes; „ich habe die Bücher darin aufgeräumt und dann geräuchert, wie Ihr befohlen."

„Mir fehlt mein Ring, mein Diamant."

„Der Ring!" stammelte erschrocken Johannes.

„Johannes, hat Dich der Satan verblendet in einer bösen Stunde, so gieb den Raub heraus und Dir soll kein Haar auf Deinem Kopfe gekrümmt werden."

Dem alten Diener stockte der Athem ob des Ansinnens und der Vermuthung seines Gebieters. „Herr!" begann er mit festem Muthe, „haltet mich nicht fähig einer solchen Sünde, vor der ich noch in der Ewigkeit erröthen müßte. Herr! So

wahr die Sonne über uns leuchtet, ich habe ihn nicht."

„Du hast ihn nicht?" raunte ihn der Bischof an.

„Bei Gott und allen Heiligen!"

„Wohlan, so muß ich weiter forschen und wehe dem, der seine Hand ausgestreckt nach meinem Palladium. Mein Ring und unlängst der kleine Krystallspiegel. — Ein Dieb, ein Räuber! Schnell," begann er zu Johannes, „alle Diener im Schlosse sollen sich hier im Fürstensaale verversammeln."

Johannes ging eilig ab. Zu Ulrich aber sprach der Bischof: „Auf! hole mir den Meister, den Augenblick." — Ulrich ging; doch an der Thür kehrte er wieder um und sprach: „Hochwürdiger Herr!"

„Was giebt's?" Ulrich trat ein paar Schritte heran und sprach: „Wenn ich mich nicht täusche, so ist Johannes der Dieb."

„Johannes?" wiederholte der Bischof, als der Jäger hinaus war. „Johannes der Dieb? Ha, bis in das Mark hinein drang mir der Ton. — Nein, nein! Das graue Haar ist nicht fähig solcher Frevel oder ich habe mich in dem Menschen verrechnet, so lange ich lebe. — Der Krystallspiegel, mein kleiner Jagdbecher; ha, es muß an den Tag. — Wo bleibt das Volk? Haha, sie zögern; den Schuldigen drückt das böse Gewissen. — Sie säumen, sie überlegen."

Da ging die Thür auf und herein trat Johannes mit den sämmtlichen Dienern des Schlosses. Demüthig stellten sie sich vor dem Herrn auf, der sie mit rollenden Augen ansah. Eine Todtenstille herrschte. Nach einer ziemlichen Pause begann der Bischof mit erhobener Stimme: „Mein Ring mit dem Demantstein, den ich vom Bischof zu Meißen als Geschenk erhalten, ist mir gestohlen worden. Ein frecher Räuber ist in mein Gemach eingedrungen und hat seine verruchte Hand ausgestreckt nach dem größten Werthe, den diese Burg in sich verschließt. Hat einen von Euch der Böse angefochten, hat einer sich blenden lassen durch das todte Metall, das draußen am offenen Fenster gelegen, so lege er jetzt das Kleinod zu meinen Füßen, wenn er noch Gnade erringen will vor seinem Herrn und Rächer. Frei und ungehindert ziehe er von dannen und Tod treffe denjenigen, der es wagt, ihn nur mit einem Worte zu schelten."

Als hierauf kein Laut die Stille unterbrach, begann der Bischof mit erneuter Kraft: „Knechte, das strengste Gericht schwebt über Euern Häuptern. Ist einer unter Euch, der den Hehler macht, so fällt sein Haupt mit dem Schuldigen. Tretet vor, redet wie ein Bruder zum Bruder, wer nur ein Wort von dem Frevel weiß. Mein Geld, meine Juwelen will ich ihm zuwerfen; bekleiden mit einem Amte, das ihn nährt wie einen Fürsten; Genosse, Freund und Bruder will ich ihn nennen und belohnen mit Geld und Gütern vor allem Volke."

Die Diener sahen erschrocken einander an.

„Keine Antwort? Wohlan, so soll Euch der die Zunge lösen." Hier zeigte der Bischof nach der Thür, welche sich so eben geöffnet hatte, denn in dieser stand der Scharfrichter in einem langen rothen Mantel mit dem blanken Schwerte in der Hand. — „Der Henker, der Henker!" schrien die Diener und wendeten sich bei Seite.

Der Bischof trat unter sie und sprach: „Einer von Euch ist der Dieb, und wenn Ihr nicht augenblicklich bekennt, so laß ich Euch allen ohne Gnade die Köpfe vom Rumpfe schlagen und auf der Feimstätte verscharren. Herein, Meister!" — Als der Scharfrichter hereintrat, fielen sämmtliche Diener auf die Knie nieder und riefen einstimmig: „Gnade, Gnade!" Eine fürchterliche Pause trat ein. Der Scharfrichter stand majestätisch unter ihnen. Johannes, als der Aelteste unter den Dienern, nahm endlich das Wort und sprach, zu dem Bischof gewendet: „Herr! der Schreck hat alle unsre Zungen gelähmt. Keiner von allen, die hier im Staube vor Euch liegen, ist mächtig nur ein Wort zu sprechen. Doch mächtiger als alle Worte sprechen die Thränen, die jetzt zur Erde niederfallen. Herr! Greise und Väter beten jetzt zu Gott, daß er Licht schaffe in dieser schweren Stunde. Wir alle sind unschuldig. Laßt mein Haus und meine Truhen durchsuchen und findet sich nur eines Hellers Werth, der Euch gehört, so will ich mein graues Haupt hinlegen zum Todesstreiche und für Euch beten zu dem, vor dessen Auge nichts verborgen ist."

„Steht auf!" befahl der Bischof. „War noch einer außer Dir im Cabinet?"

„Kein Mensch; ich war der Einzige."

„Geh, Ulrich, durchsuche mit den Trabanten sein Zimmer."

„Herr!" flehte Johannes, „laßt nicht den mitgehen; er ist mein Feind."

„Schweig! Dein Thun wird mir verdächtig. Fort! bei meinem Zorn." — Ulrich ging mit den Trabanten ab. Der Bischof übersah mit zornglühendem Gesicht die Gruppe und sprach nach einer Weile: „Jetzt laß ich Euch allein. Ueberlegt; Hehlen ist That, und versäumt Ihr die Zeit der Gnade, beharrt Ihr bei Eurer Halsstarrigkeit, so habt Ihr die Eurigen zum letzten Mal gesehen."

Somit ging er in das Cabinet. Die Diener umarmten sich; helle Thränen glänzten in ihren Augen. Johannes faltete seine Hände und fiel auf die Knie. Nach einer Weile erhob er den Blick und sprach: „Herr über den Sternen, lichte die Pfade, daß die Wahrheit besteht und vernichtet werde die Lüge. Raube den Sternen am nächtlichen Himmel das funkelnde Licht, denn die Hände deiner Allmacht führen sie ja auf Bahnen, wo kein Irrweg ist. Der Mensch allein ist geschieden vom Licht. Eingehüllt in Nacht und Finsterniß entbehrt er des Glanzes, wenn ihm nicht die

Hoffnung bliebe auf das Lichtmeer deiner Gnade. Verleihe uns Kraft, daß wir bestehen die Prüfung. Laß den bittern Kelch vorübergehen. Sei mit uns! Amen."

Fortsetzung folgt.

Josquin und Rossini.

Es ist nun etwa zwanzig Jahre her, wo alle Welt, die Musik trieb, immer nur Musik von Rossini hören wollte. Seine Opern standen fast allein auf dem Repertoir, seine Arien hallten in allen Salons wieder; die Tänze, die Märsche der Regimenter waren auf Motive aus seinen Opern gepfropft und selbst die Drehorgeln leierten Stücke der diebischen Elster ab, indem wohl gar die Orgeln in der Kirche dergleichen intonirten, wo der Schulmeister seiner Gemeine eine langweilige Predigt in Vergessenheit bringen wollte. Nun, vergessen ist Rossini noch nicht, aber doch sehr in den Hintergrund getreten. Indessen wird es ihm auch so gehen wie dem Josquin des Pres oder del Prato, den gewiß mancher hier zum ersten Male nennen hört und welcher vor 350 Jahren so berühmt war wie Rossini vor 20 Jahren. „Josquin!" hieß es in Italien, Josquin in Frankreich, Josquin in Deutschland, in Böhmen, in Spanien, in den Niederlanden! Kurz, überall wollte man nur ihn, nur seine Motetten, seine Chansons und Messen hören; denn Opern gab es damals noch nicht. Und jetzt kennt kaum noch der Freund der musikalischen Literatur seinen Namen so wie die von ihm nachgelassenen Werke. Der Geschmack ändert sich in allem, und es geht der Musik wie den Equipagen, den Moden. So berühmt ein Musikstück zu seiner Zeit gewesen sein mag, so sehr es entzückte und bezauberte, wenn eine, zwei, drei Generationen vorbei sind, behagt es meist niemandem mehr als etwa dem Kenner, der es zum Studium oder wegen des Vergleichs mit den Kindern seiner Zeit vornimmt. In der Art ist die Musik noch schlimmer daran als die meisten andern Künste. Der Maler, der Bildhauer, der Architekt würde sich schämen, wenn er nicht mit den Meisterstücken jeder vergangenen Epoche bekannt wäre, während die tüchtigsten Componisten sich fast nie um die Arbeiten ihrer Vorgänger bekümmern und sie noch weniger zum Anhören, zum Vortragen zu bringen bemüht sind. Erst die neueste Zeit hat darin Versuche gemacht und sich in solcher Art ein Verdienst erworben, das in einzelnen Fällen so groß ist, wie wenn jemand ein altes Gemälde von Albrecht Dürer oder Lucas Cranach der Vergessenheit entreißt.

*r.

Der Stern von Bethlehem.

Eine Legende.

Es trat jüngst hin zum Herrn der Welt
Nicodemus, den Gott zum Wächter bestellt
All über die Sterne am Himmelsdom
Mit dem Titel: Geheimer Astronom.
Herr! sprach Nicodemus, es ist uns abhanden
Gekommen der Stern, der einstens gestanden
Zu Bethlehem, als an dem Weihnachtstag
Das Jesukind in der Krippe lag.
Da beschied Gott Vater vor seinen Thron
Alsogleich jetzt eine Deputation,
Um zu erspähen und auszukunden
Wie und auf welch' Art dieser Stern verschwunden.

Die Deputirten haben den Weg angetreten,
Nicht fragend: wie viel des Tags an Diäten;
Und als vergangen wohl an ein Jahr,
Da stellten die Drei sich wiederum dar.
Herr! sprach jetzt der Eine: die christlichen Secten,
Die wir da unten auf Erden entdeckten,
Die haben gestohlen den glänzenden Stern,
Nicht war er zu finden so nah als so fern;
Wir sind seinerhalb alle Länder durchstrichen:
Kein Schimmer, kein Scheinchen, der Stern ist verblichen;
Verblichen wahrscheinlich, weil unten auf Erden
Das Himmlische jetzo nicht heimisch kann werden.

Gott Vater ließ jetzt die Gesandten abtreten
Und schnitzelte einen neuen Planeten. —
Wo ist er zu finden? Wie groß sind die Strecken,
Die er zu durchlaufen? Wie geht seine Bahn?
O! hebt nicht die Blicke zum Himmel hinan,
Ihn wird nur das innere Auge entdecken.

Theodor Drobisch.

Feuilleton.

Englische Eisenbahnen. Am Ende des Jahres 1848 waren dem Verkehr 5127 Meilen Eisenbahn übergeben und 2111 weitere in verschiedenen Stadien des Fortschritts; davon sind 320 in den ersten sechs Monaten des Jahres 1849 vollendet worden. Die Zahlungen bis zu Ende des Jahres 1848 betrugen an Actien 156,508,578 Pfd. St., wozu noch 43,664,486 Pfd. St. an Anlehn kamen, zusammen also 200,173,058 Pfd. St. Seit dieser Zeit wurden durch Einzahlungen allein 18 Mill. erhoben, so daß mit Einschluß der Anlehen jetzt mindestens 220 Mill. Pfd. St. in diesem einzigen Industriezweig angelegt sind.

Sonderbare Zahlungsmethode. Der nordamerikanische Staat Alabama gehört bekanntlich noch zu dem „repudiating states" und seine Gläubiger sind wie natürlich sehr ungehalten darüber. Ein Herr Walker, Repräsentant

aus Alabama, ist nun auf ein merkwürdiges Mittel verfallen, die Schulden des Staats zu bezahlen; er will einen Gesetzentwurf einbringen, daß es dem Staat gestattet sein solle, hundert Sklaven zu kaufen und nach Californien zu schicken, damit sie dort durch ihre Arbeit in den Goldminen Mittel schaffen, die Staatsschuld von Alabama zu zahlen. Der geehrte Herr scheint nicht gut unterrichtet, daß die Neucalifornier gar keine Goldgräber mit Sklaven zulassen wollen, aus begreiflichen Gründen, und wenn er auch seine wunderliche Bill durchsetzte, wer würde ihm dann dafür stehen, ob seine hundert Neger nicht mit dem gewonnenen Gelde fortliefen?

Die ungarischen Flüchtlinge. Die Times enthalten eine Privatcorrespondenz aus Constantinopel, wonach die ungarischen Flüchtlinge auf türkischem Gebiet ehrenvoll behandelt werden. So sei neulich der Rest eines ehemaligen Bem'schen Corps bei seiner Ankunft in Adrianopel mit kriegerischen Ehren empfangen worden und der Pascha habe die Abhaltung einer Seelenmesse für die im letzten Kampfe Gefallenen ausdrücklich erlaubt, worüber sich der russische und österreichische Gesandte bei dem Großvezier beklagt hätten.

Die jetzige Schuljugend. Referent dieses hatte in diesen Tagen Gelegenheit, Stammbuchblätter von Schulknaben zu sehen, welche einen starken Contrast gegen die Verslein früherer Zeit bildeten, wo man vielleicht schrieb: „Rosen verwelken, Marmor zerbricht," oder „Wenn der Krebs einst Wolle spinnt," oder „Ich soll mich in dein Stammbuch schreiben" u. s. w. Nein, es waren meistens Freiheitslieder oder sonst Gedanken, welche weit über den kindlichen Verstand hinausgehen. In den Ecken eines Blattes stand: „Vivat Robert Blum!" und „Hecker hoch!" und in der Mitte unter einer Federzeichnung, welche einen mit einem Säbel durchbohrten Calabreser-Hut darstellte, die Worte: „Freiheit! Freiheit! Vaterland!" — Auf einem zweiten Blatte stand: „Zur Erinnerung an den General-Marsch in der Beiober-Classe," und ein drittes Blatt brachte am Schluß extra mit rother Dinte geschrieben: „Dein Freund und Bruder bis in den b l u t i g e n Tod!"

Eine Bibelübersetzung ward neulich in Florenz während des Druckes mit Beschlag belegt, selbst die nur angefeuchteten Blätter wurden weggenommen. Wie ein Journal meldet, machte der Lehrling der Buchdruckerei den Polizeiagenten darauf aufmerksam, daß er seine Pflicht noch nicht ganz erfüllt, er müsse den Urheber des Verbrechens, den Autor der Schrift — den Herrn Jesus Christus selbst verhaften.

Mährchen für großdeutsche Kinder. Die „Parlaments-Correspondenz erzählt Folgendes: Es waren einmal drei Könige, die wohnten jeder in einem Flügel des alten Kaiserschlosses. Als nun Weihnachten herannahte, da vereinbarten sie eine große Bescherung für ihre Kinder im Krönungssaale des Erstgeborenen. Allein das Hofgesinde flüsterte: Ist unser Herr nicht so groß wie jener da? Und der Königinnen Neid wurde wach, jede trug ihren Christbaum heim in die eigene Kammer und sprach trotzig: Ich zünde die Lichter nicht an zum Ruhme des andern! Allein der älteste König that als merkte er es nicht, stellte eine große Tanne in den Saal mit viel hundert Lichtern, verdoppelte die Gaben und alle Bewohner der Kaiserburg wurden geladen. Als nun Christabend erschien, da bliesen die Reichstrompeter Fanfare, die Glasthüren flogen auf, lustig strahlten Lampen und Lichter und fröhlich erschien die drängende Menge in allen Farben des Landes. Auch die Kinder der grollenden Könige zogen dem Lichte und dem Jubel zu, und die Königinnen saßen verlassen und weinend in ihrer Kammer. Aber der Hofnarr sprach: „Ihr habt's wohl gemacht; so bringt man das römische Reich wieder zusammen."

Der Herzog von Bordeaux hätte am 21. December auf einer Fahrt von Frohsdorf nach Wien bald sein Leben eingebüßt. Er stürzte aus dem Waggon, erlitt jedoch keine lebensgefährliche Verwundung, sondern entkam mit der Beschädigung einiger Zähne der Gefahr.

Nach Leid folgt Freud. Die von der Mordgeschichte im Hause des Herzogs von Praslin bekannte Gouvernante der Kinder des Herzogs, Mademoiselle Luzy, hat sich unlängst an den Neffen eines irischen Peers verheirathet.

Zu den Wunderwerken der neuen Zeit gehört die Ueberbrückung des Gölschthales in Sachsen. Die Brücke, über welche die Dampfwagen fahren sollen, hat bis jetzt 80,000 Cubikellen Granitquader, 5 Millionen Ziegel und 500 Ruthen Bruchsteine gekostet. Sie hat jetzt eine Höhe von 120 Fuß und erhält die Höhe von 240 Fuß.

Ein interessantes Gegenstück zur magyarischen Emigration theilen englische Blätter mit, welche erzählen, daß der ungarische Räuberhauptmann Sobri Jeſi, der vor mehreren Jahren so viel Redens von sich machte, jetzt auf einer der Sandwichinseln mit einer Bande haus't und die Reisenden, die mit Gold aus Californien heimkehren, ausbeutet.

Lauf der Welt. Von den vielen Adeligen, welche sich an dem Revolutionskampfe in Ungarn betheiligten, sind einige als Gemeine in die Armee eingereiht worden. So lebt in Pesth ein Graf P...., der als Gemeiner beim Fuhrwesencorps dient. Da ergiebt es sich denn, daß er mit andern Kameraden seines Ranges die ersten Hotels besucht und dort sich und die Genossen mit theuren Weinen regalirt, während die Officiere daneben mit einem kleinen Glase gewöhnlichen Tischweins sich begnügen müssen. Oft wird die ganze zechlustige Gesellschaft vom Corporal zum Dienste commandirt und muß ohne allen Widerspruch augenblicklich aufbrechen; da ruft der Fuhrwesensgemeine, Graf P...., dem Kellner zu: Die Rechnung wird mein Kammerdiener berichtigen. Zu einer Gruppe feingekleideter Leute am Platze tritt ein anderer Gemeiner von einem Cavallerieregimente und meldet nicht ohne herzliches Vergnügen, daß er Corporal geworden; es ist Graf Batthyany.

Aus den Werkstätten der Herren Pauwels in Brüssel ging kürzlich ein aus Holz aufgeführtes Gasthaus hervor, das durch ein Gastmahl eingeweiht wurde, dem, weil es für Californien bestimmt ist, auch der nordamerikanische Gesandte beiwohnte. Dies Gasthaus enthält eine Portierloge, eine Wohnung für den Wirth, einen Speisesaal und siebzig Gastzimmer, ist durch eine Röhrenleitung geheizt und bietet alle Bequemlichkeiten der besten europäischen Gasthöfe.

Es wird lange Zeit noch so bleiben. Die „Süddeutsche Buchhändler-Zeitung" enthält aus Riga eine Mittheilung, die als Beitrag zur Kenntniß der Zustände in den Deutsch-Russischen Ostseeprovinzen nicht ohne Interesse ist. Im Juli v. J. — und es ist schon bezeichnend, daß das, was schon im Juli dort geschah, erst jetzt über die Grenze dringt — kamen zwei Petersburger Beamte, der Gendarmenoberst Stankiewitz und der Collegienrath Gregoriew mit Extrapost vor den Buchhandlungen der Herren E. Götschel und R. Kymmel angefahren, die einander gegenüberliegen, und versiegelten beide Locale. Die beiden Beamten, die fast kein Wort deutsch verstehen, befahlen, daß sich aus den genannten Buchhandlungen niemand entferne, bis die Versiegelung auch an der Wohnung des Hrn. Deubner vollzogen war. Die Leihbibliotheken theilten das gleiche Loos. Nach einer zwölfstündigen Untersuchung, zu welcher zwei Censoren, ein Beamter des Generalgouverneurs und ein Mitglied des Raths beigezogen waren, wurden jedem der Genannten etwa 300 Bände und Hefte weggenommen und nach Einsichtnahme der Briefe und Handlungsbücher die Wiedereröffnung der Geschäfte gestattet. Schon am 27. August aber wurden diese in Folge eines von Petersburg eingetroffenen Befehls auf's neue geschlossen und seitdem nicht wieder eröffnet. Die weggenommenen Bücher waren als verbotene erklärt und eine Rechtfertigung der Betroffenen

nicht zugelassen worden. Sie würden dargelegt haben, daß das Gesetz nur vorschreibt, die verbotenen Stellen „vor dem Verkauf" herauszuschneiden oder mit Schwärze unleserlich zu machen, daß aber die bei ihnen vorräthigen Bücher noch nicht verkauft seien und daß sie doch Bücher, die nach deutschem Buchhändlergebrauch unverkauft vielleicht an die Verleger zurückgehen, nicht verunstalten oder verstümmeln dürfen. (Unter Anderm sind unzählige Stellen des Brockhaus'schen Conversationslexicon als verboten bezeichnet.) Erst im October kamen die Untersuchungsacten aus Petersburg zurück. Man begann sie in's Deutsche zu übersetzen. Erst wenn dies vollendet, wird man eine Vernehmung der Betroffenen zulassen. Das Urtel geht vom Criminalgericht erst an den Rath, muß dann wieder in's Russische übersetzt und nach Petersburg zur Bestätigung gesendet werden. Da die Geschäfte inzwischen immer geschlossen bleiben, so besteht schon die vorläufige Strafe in dem halben oder ganzen Ruin derer, die da angeschuldigt sind, aus den Erzeugnissen deutschen Geistes die besten Stellen nicht gleich beim ersten Anblick vertilgt zu haben. Eine gleiche Razzia soll in Dorpat stattgefunden haben. Kann wohl ein Staat, der in solcher Furcht vor deutscher Bildung lebt, Deutschland gefährlich genannt werden?

Aurora soll der Name eines Blattes sein, welches zu Graz erscheinen wird, wozu die Beiträge von den Irren der dortigen Irrenanstalt geliefert werden.

Irwish Chronicle, das in London erscheinende Journal, versichert, Heinrich Heine sei auf seinem Krankenbette wieder zum Judenthum zurückgekehrt und warte nur seine Genesung ab, um diesen Schritt öffentlich anzuerkennen.

Auch ein König. Eine Audienz, welche ein Schiffer aus den Vereinigten Staaten bei dem König der Mosquitoküste, diesem wegen der amerikanisch-englischen Verwickelungen nicht unwichtigen Potentaten, hatte, wird in folgender Weise beschrieben: Seine Majestät trug einen prächtigen aufgeschlagenen Hut, eine rothe Leibbinde und ungeheure vergoldete Sporen. Aber leider muß ich gestehen, daß er sonst gänzlich ohne das war, was die Maler Draperie zu nennen pflegen. Doch wir müssen dem Klima und der Landessitte etwas zu Gute halten. Seine Majestät, die nicht über zwanzig Jahre alt sein kann, war halb betrunken. Sein Gefolge bestand aus einem einäugigen Jungen, der die Trommel schlug, und aus zwei Pfeifern, von welchen der eine zugleich die Dienste eines Dolmetschers versah. Der Mosquitokönig nahm den Besuch des Schiffers Mudge auf einem leeren Whiskeyfasse sitzend entgegen und winkte ihm, sich auf dem Boden oder wo es ihm sonst beliebe niederzulassen. Im Verlaufe des Gesprächs ward durch irgend einen Vorfall die Heiterkeit der central-amerikanischen Majestät erregt und der König brach in ein lautes Gelächter aus. Die Folge davon war, daß das Faß unter ihm sich in eine rollende Bewegung setzte und er der Länge nach zu Boden stürzte. Mit diesem Falle des Dynasten von seinem unsichern Throne schließt der uns vorliegende Bericht.

Dresden — eine Schneider-Universität. Elbflorenz hat große Dinge zu erwarten. Unter „Direction" der Herrn Gustav Adolf Müller, Marchand Tailleur, und Heinr. Klemm jun., zur Zeit Redacteur der Mode und Vorsteher des Zeicheninstituts für Kleidermacher in Leipzig, wird daselbst eine „Academie der höhern Bekleidungskunst" in's Leben treten. „Wer heut zu Tage — erklären die genannten Vorstände der künftigen Dresdener Universität — auch nur einigen Werth darauf legt, gut und geschmackvoll gekleidet zu sein, wird jedenfalls der Behauptung beipflichten, daß die sonst so einfache Schneiderprofession in ihrer jetzigen höhern Ausübung dem mechanischen Gewerbskreise völlig entwachsen ist. Im Interesse sowohl der Betheiligten als des Publicums ist es daher zum dringendsten Bedürfniß geworden, in Deutschland ein größeres Institut zu gründen, wo der Kleidermacher diejenige technische und sachwissenschaftliche Ausbildung erlangen kann, welche er als tüchtiger Geschäftsmann und Meister seines Faches in jeder Beziehung nöthig hat." Die Grundlage der ganzen Universitätsbildung wird ein von Hrn. Gustav Adolph Müller erfundenes und noch niemandem anvertrautes „Körpermessungssystem mit darauf basirter directer Construction der verschiedenen Kleiderschnitte" bilden, eine „Methode, die, auf naturgemäßen mathematischen Regeln beruhend, eine eben so sichere und kunstmäßige Operationsbasis abgiebt als sie, vermöge ihrer umfassenden Eigenschaften bei größter Einfachheit, einem von Grund aus darnach eingerichteten Geschäfte die vortheilhafteste Organisation gewährt." Die wunderbare Erfindung heißt „das trigonometrische System der Körpermessungs- und Zuschneidekunst," und dieses trigonometrische System scheint den Hrn. G. A. Müller und H. Klemm jun. „ganz besonders geeignet, in dem verworrenen Zustande des Lehrfaches der Zuschneidekunst eine einheitliche, wissenschaftliche und zugleich vollkommen zuverlässige Basis herzustellen." Die „Academie der höhern Bekleidungskunst" und das „trigonometrische System der Körpermessungs- und Zuschneidekunst" geben schließlich für ihre Leistungen die „moralische" Garantie, daß demjenigen ein Preis von 500 Thalern zugesichert wird, „welcher im Stande wäre, ein sowohl für das Lehrfach als für die Praxis eben so gutes oder besseres System, als das trigonometrische in seinem Gesammtumfange ist, zu bieten." Alles unterzeichnet von „Gustav Adolph Müller, Marchand Tailleur, und Heinr. Klemm jun., Redacteur und Zeichner."

Volks-Justiz in Deutschland. Während in den nordamerikanischen Freistaaten das Volk gegen mißliebige, verdorbene und schlechte Personen die dort so genannte, in den Romanen von Sealsfield näher beschriebene Lynch-Justiz dadurch ausübt, daß dergleichen Subjecte über den ganzen Körper mit Theer beschmiert und dann auf eine Federbühne geworfen werden, wo sie das ergötzliche Ansehen eines vom Kopfe bis zu den Füßen befiederten wilden Geschöpfes annehmen, hiernächst aber mit zahlreichen Peitschenhieben nackend aus dem Bereich der Gemeinde gejagt werden, hat sich in Oelde (Westphalen) neuerdings eine andere, zwar minder rohe, aber doch eben so erfolgreiche Art von Volks-Justiz ausgebildet. Der Gegenstand dieser Volks-Justiz ist ein dort wohnender jüdischer Kaufmann. Derselbe steht schon seit langer Zeit hinsichtlich seiner Ehrlichkeit sowie hinsichtlich seines ganzen Charakters in einem sehr zweideutigen Rufe, und die öffentliche Stimme beschuldigt ihn vielfacher Gaunereien, Uebervortheilungen und Prellereien. Seit einiger Zeit ist nun die ganze christliche Einwohnerschaft ohne die geringste Ausnahme darin übereingekommen, von diesem Manne nicht das Mindeste mehr zu kaufen, allen geschäftlichen, geselligen und persönlichen Verkehr mit ihm abzubrechen und ihm insbesondere überall aus dem Wege zu gehen, wo er sich nur blicken lasse. Diese von allen pünktlich befolgte Convention hat nun die Wirkung, daß der jüdische Kaufmann seinen Laden schließen muß, sich nirgend sehen lassen darf und schon damit umgeht, die Stadt auf immer zu verlassen.

Volkszählung. Die in den 49 Provinzen des russischen Reichs gleichzeitig vorgenommene Zählung ergiebt die Kopfzahl von 54,092,300 Bewohnern, welche sich auf dem Flächenraume sehr verschieden vertheilt finden; so kommen in 4 Provinzen deren 2000 bis 2200 auf die Quadratmeile, in 7 1500 bis 1800, in 16 1000 bis 1400, in 11 500 bis 800, in 8 150 bis 450, endlich in 3 Provinzen beiläufig 100 Bewohner auf die Quadratmeile.

In Paris giebt es sonderbare Existenzen. Ein aus Hannover gebürtiger Deutscher, Namens Heinr. Sauermann, ist wegen Bettelns zu einem Jahre Gefängnißstrafe verurtheilt worden. Schon mehrere Male wurde derselbe wegen obigen Vergehens verurtheilt. Bei einer Untersuchung, die in seinem Hause vorgenommen wurde, fand man die Summe von 20,000 Franken in Gold und Papieren, eine Menge kostbarer Gegenstände und die Verschreibung auf ein Haus im Werthe von 15,000 Franken. Bei seinem Verhöre behauptete er, er habe nicht gebettelt; die Gegenstände,

die man bei ihm gefunden, habe er geerbt. Er sei zwar in Häuser gegangen; dies hätte er jedoch nur gethan, um seine Waare zu verkaufen. Mit einem gewissen Stolz fügte er hinzu: Ich habe nicht nöthig zu betteln, ich habe genug, um zu leben. Es ist nicht bekannt, wann derselbe nach Frankreich gekommen ist; über sein früheres Leben weiß man ebenfalls nichts. Derselbe ist Buchdrucker.

New-York hat jetzt ungefähr 500,000 Einwohner, Philadelphia etwa die Hälfte dieser Zahl, New-Orleans 150,000, Boston 130,000, Baltimore 105,000, Cincinnati 100,000. Im Jahre 1810 hatte St. Louis 1600 Einwohner, 1840 schon 16,000 und 1845 sogar 40,000. Buffalo, welches 1825 eine Bevölkerung von 2412 Seelen hatte, ist jetzt eine Stadt von etwa 45,000 Einwohnern.

Der Tänzerin Lucile Grahn hat man in Berlin einen Glückwunsch gedichtet, dessen erste Strophe lautet:

Du bist des Tages Königin!
Nach königlicher Sitte
Beglückst Du dummen Volkes Sinn
Durch Deiner Füße Tritte.

Aus der Theaterwelt. Die auf mehreren Bühnen bereits zur Aufführung gekommene Oper: „Das Diamantkreuz," von dem dänischen Componisten Saloman, ging am 25. Dec. zu Leipzig in Scene. Der Componist und die Träger der Hauptpartien erfreuten sich des Hervorrufens, einer Ehre, auf welche Frau Günther-Bachmann an diesem Abend unbedingt den gerechtesten Anspruch hatte.

*** In Laibach ist kürzlich ein Drama von dem Banus Jellachich aufgeführt worden. Es ist betitelt: „Rodrigo und Elvira oder Hochverrath und Bürgertreue," übrigens von dem Verfasser bereits gedichtet, als er noch Lieutenant war, und in den Zwanzigerjahren mit einer Sammlung lyrischer Gedichte zugleich erschienen.

Literarisches. Alexander von Humboldts „Kosmos" ist von Nikolai von Froloff, einem genauen Kenner deutscher Wissenschaft und Sprache, in's Russische übertragen zu Moskau erschienen und hat großen Beifall gefunden.

*** Die Vereinigten Staaten von Nordamerika zählen 182 öffentliche Bibliotheken mit zusammen 1,294,000 Bänden. Die größte Bibliothek Nordamerika's ist die der bekannten Harvard-Universität in Massachusetts mit nahe an 70,000 Bänden.

MODEN.

Paris, den 27. December 1849.

Der Kopfputz ist in neuester Zeit einer der wichtigsten Gegenstände für Modedamen, indem sie ihn gewissermaßen als eine Steigerung der Toilette betrachten; bei Putztoiletten sucht ihm jede Dame noch irgend ein charakteristisches Zeichen aufzudrücken. Unter allen verschiedenen Formen hat sich die à la Maria Stuart am meisten geltend gemacht, worüber man sich nicht eben zu wundern braucht, denn es ist in der That schwer, irgend eine bessere Zusammenstellung aufzufinden, wie verschieden man auch die Blumengewinde arrangiren mag. Elegant und daher sehr gesucht sind in diesem Augenblicke die Laubkränze à la Diana, welche besonders gern von jungen Damen auf Bällen getragen werden. Früher ist vielleicht niemals so viel Fleiß auf die Färbung des Laubes gewendet worden als jetzt. Seitdem die Blätter von Federn geschnitten und so glänzend gemalt sind, giebt es nichts Schöneres als wenn diese Art Kränze noch zum Ueberfluß mit Edelsteinen wie mit Thautropfen gemischt sind. Zu gleicher Zeit fertigt man auch Kränze à la Ceres, welche aus Feldblumen und goldnen Aehren gewunden werden. Ferner sieht man Kränze, welche z. B. nur aus einfarbigen Hyacinthenblüthen zusammengestellt und durchaus mit keinem Laube vermischt sind, ein Kopfputz, der à la Griseldis arrangirt nicht wenig Gefallen erregt. In diesem Augenblicke scheint man sich übrigens für wenig andre Dinge zu interessiren als für die Gegenstände, welche zu den bevorstehenden Bällen getragen werden können.

Unter den Ballkleidern stehen immer die von Brocat, z. B. weiß mit Gold, blau mit Silber, kirschroth mit Gold oben an. Volants von Spitze, deren ganzes Muster oft mit Gold- oder Silberfaden ausgeführt ist, wird für das Eleganteste gehalten, was zum Ausputz derselben existirt. Nach denselben folgen die leichten Kleider von Spitze, Tüll, welche mit Gold oder Silber bestickt besonders beliebt sind. Zu den kleinen Sternmustern auf Kleidern, welche mit Gold oder Silber durchwebt sind, wird immer ein Unterkleid von Atlas getragen, das Oberkleid aber stets zu beiden Seiten mit Büscheln von goldnen Aehren oder kleinen Disteln gefaßt, wozu man einen gleichen Busenstrauß trägt. Das anmuthigste Leibchen für solche Kleider ist unbedingt das mit einer Draperie, welche man auf den Achseln mit solchen Blumen, wie sie im Haar angebracht sind, oder mit Diamantagraffen verziert, je nachdem das Kleid mehr oder minder reich ist. Die Taille ist immer lang und etwas gesteift, die Aermel aber, welche zum Theil durch die Draperie oder die Berthe verdeckt werden, stets kurz. Die Berthe trägt man entweder sehr lang und ganz glatt fallend oder man setzt an ein dreifingerbreites Spitzengekraus, das mit Atlasband unterlegt ist, eine handbreite Spitze mit einer Atlasagraffe in die Höhe.

Man kann es wohl für eine Bedingung der Schönheit eines Ballanzugs erklären, daß das Kleid vorn kürzer als hinten ist und so die elegante Fußbekleidung sichtbar läßt.

Die Schuhe zur großen Toilette sollen nicht mehr einförmig weiß getragen, sondern der Farbe der Atlaskleider entsprechend gewählt werden. Schon diesen Sommer hat man die Stiefelchen mit der Kleiderfarbe in Uebereinstimmung zu bringen gesucht. Die schönen durchbrochenen seidenen Strümpfe, welche getragen werden, geben gutes Zeugniß des Fortschritts seiner Arbeiten, denn das Gewebe ist so zart, daß man es der schönsten Spitze gleichzustellen versucht ist. Zum Ball werden die Handschuhe immer noch sehr kurz getragen, aber selten ohne Garnirung. Man ziert sie häufig mit Spitzen, sogar mit Gold- oder Silberspitzen. Hermelin und Schwanpelz wird gleichfalls nicht selten zu deren Garnirung verwendet.

Das Haar ist jetzt fast künstlerisch frisirt; das offne Haar ist nämlich nicht allein in Puffen getheilt, sondern auch oft mit Flechten umwunden, deren Herstellung viel Zeitaufwand erfordert. Der Puffscheitel ist noch beliebt genug, auch sieht man gern lange englische Locken, welche tief herabwallen; für das Modernste aber gelten neuerdings die kleinen dichten Locken, woran man sich gewissermaßen erst wieder gewöhnen muß.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 2. 1) Häubchen von Spitze, mit Sammetband garnirt. Morgenrock von Sammet mit Brandenburgischem Besatz. Unterkleid von englischem Musselin, welches mit Einsatz reich verziert ist. 2) Zughut von Atlas. Paletot von Sammet, mit wollenen Spitzen besetzt. Kleid von Popeline.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 3. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Thilo von Trotha.

(Fortsetzung.)

Plötzlich weckten heftige Tritte, die von der Stiege herauf erschollen, die Geängstigten. Noch vor der Thür rief Ulrich: „Der Becher, der Becher!" — Der Bischof Thilo, der den Ruf vernahm, eilte aus seinem Cabinet heraus. Ulrich stürzte in den Saal und rief: „Herr! im Zimmer des Johannes fand hier Matthias unter altem Geräth diesen Becher."

„Meinen Jagdbecher!" erscholl es aus dem Munde des Bischofs, welcher mit beiden Händen darnach griff. Die Diener traten hinweg von Johannes, der die Hände rang und zu Ulrich gewendet ausrief: „Mensch! welche Frevel häufst Du auf mein graues Haupt. Ich — den Becher?"

„Schweig, verstockter Sünder!" nahm der Bischof das Wort; „Beweis auf Beweis."

„Ich — ein Dieb! — Brecht zusammen ihr Wände, zermalmt mein Gebein! Werdet blind ihr Augen! daß ihr nicht seht der Erde größten Frevel."

Der Bischof entrüstete sich ob dieser Rede und rief: „Du wagst es noch, Dich aufzubäumen wider die Gottheit, wo die Schuld für Dich zeugt? Du hast den Ring, und liegt er nicht augenblicklich zu meinen Füßen, so laß ich Dich auf die Folter spannen. Ergreift ihn, gebt ihm die Tortur und laßt diese hier Zeuge sein, damit sich jeder ein Beispiel nehme und sehe, wie ich dergleichen Frevel zu ahnden weiß."

Der alte Diener mußte sich in sein Geschick ergeben und mit den Worten: „Nehmt mich hin! Geißelt mich, ich bin unschuldig!" wurde er ungestüm hinausgeschleift. Als die übrigen Diener bis auf den Jäger Ulrich langsam nachgefolgt waren, erhob der Bischof den Becher und sprach: „Der Becher, der Becher! Immer dringender wird der Verdacht. — Ulrich! hat der alte Johannes noch Angehörige?"

„Ja," begann derselbe unterwürfig, „eine Enkelin, Namens Elsbeth."

„Der Alte liebt sie?"

„Wie sich selbst. Eine wahre Affenliebe. Er ist ganz vernarrt in sie und putzt sie heraus wie ein Edelfräulein."

„Putz und Tand?"

„Ja; alle Welt wundert sich darüber und die vornehmen Bürgerstöchter sehen oft genug scheel auf sie herab. Hm! das Alter ist insgemein karg, aber hier scheint es umgekehrt. Am Finger glänzt der Dirne ein Ringlein, wohl auch zwei und an Feiertagen noch mehr."

„Ringe?"

„Von nicht gar hohem Werth; wiewohl ihr Sinn nach Höherm stehen mag, denn das Ding ist eitel und trägt den Kopf hoch."

„Sie ist hier?"

„Ja, hochwürdiger Herr! Ich sah sie noch gestern Abend; sie mochte wohl vom Tanze heimkehren, denn sie war fein angethan. Um den Hals funkelte so ein Kettchen oder eine Perlenschnur. Ich bekümmere mich nicht darum, sondern laß' die Leute friedlich ihres Weges ziehen. Nun, der Alte trägt vielleicht jetzt auch eine Kette."

Der Bischof, dessen Blut immer mehr in Wallung gerieth, durchmaß mit großen Schritten das Zimmer und rief dann: „Nein, nein! — Seine Treue im langjährigen Dienst, Thränen auf der gebleichten Wange. Nein!“

„Krokodilsthränen!“ begann Ulrich ironisch. „Thränen sind Flüche; kalte leere Tropfen, die vom Eis der Rache losgeschmolzen und in das brandende Meer der Vergeltung rinnen.“ — So bestärkte er den Bischof immer mehr in seinem Glauben, der unruhig hin und her wogte. Plötzlich blieb er stehen und sprach: „Seine Angst, sein Zögern; er ist's und kein Anderer. Bekenne! verstockter Sünder oder — Du stirbst auf dem Hochgericht.“

„Hoch — gericht!“ stammelte erschrocken Ulrich. Dies hatte er nicht erwartet. Demüthig beugte er sein Haupt und sagte: „Herr! laßt mich gehen, daß ich für den Armen ein Paternoster beten kann.“ Thilo winkte mit der Hand. Ulrich ging hinaus und rief schnell in der Thür: „Herr! der Ritter von der Golz.“

Noch ehe er die Worte ausgesprochen, stürmte Golz in voller Rüstung herein und rief mit starker Stimme: „Herr! man sagt, Euch sei der Ring gestohlen. Ihr habt den alten Johannes im Verdacht. Er ist unschuldig!“

„Beweise!“ hob der Bischof an. „Reden ohne Beweis sind null und nichtig. Ich allein übe hier richterliche Gewalt und werde thun wie ich es für gut befinde. Respect vor meiner Würde!“

„Würde?“ wiederholte Golz. „Was ist Würde, das Kleid oder das Herz? — Ich verstehe darunter das Herz und ein solches will man zerreißen, denn es handelt sich hier um den verjährten guten Ruf, um die Ehre eines Menschen.“

„Um ein Menschenleben wollt ihr sagen,“ begann Thilo.

„Ein Menschenleben? — Wo ist der Unglückliche?“

„Wer erkühnt sich darnach zu fragen!“

„Ich — Curt von der Golz.“

„Ritter! wäret Ihr nicht Gesandter beim Pallium, ich ließe Euch meine Macht fühlen.“

„Macht? Willkühr ist's, die Ihr übt. Herr! beim Haupte meines Fürsten, wo ist der arme Johannes?“

„Auf der Folter! — in Henkershand.“

„Folter? — Herr, treibt Eure Macht nicht zu weit und bedenkt, daß es eine Grenze giebt. Beim allmächtigen Gott! dies dürft Ihr nicht.“

„Nicht dürfen?“ sprach erzürnt der Bischof. „Ohnmächtigkeit, die mit des Wahnsinns Fahne den Wall erstürmen will, den Macht und Größe um mich aufgethürmt hat. Wo ist der Mann in dieser Stadt, der mich hemmen will, wenn ich richte und nach meinem Recht gebare? Vergebens sucht man ihn. Ich bin Herr und übe die Kraft. Das Recht ist nur stark in des Starken Hand, und selbst wenn ich fehlen sollte, ist kein Richter da, der Rechenschaft fordern kann, denn wo die Kraft, ist auch Verzeihen der Schwäche. Darum Ergebung! Ihr redet, — ich handle.“

„Und der über uns richtet!“ rief streng und gemessen der Ritter von der Golz. — Der Bischof ging in ein angrenzendes Zimmer, wo man bald nach seinem Eintritt eine Klingel erschallen hörte. Golz, der jetzt allein im Fürstensaal stand, trat mit dem Fuße auf und sprach: „Fluch der Zeit, die uns jetzt umklammert hält wie das Meer das ferne Eiland. Unerhört! Ein Bischof zu Merseburg schaltet über Leben und Tod wie dereinst der Landvoigt zu Schwyz und Uri. Immerhin! Tritt alle Gesetze der Welt unter Deine Füße; web' Dir ein Scapulier aus Alexanders Macht und Cäsars Glorie; die Tyrannei hat keine Grundvesten, sie zeigt unwürdige Größe und ruft den Haß und die Rache aus jeglicher freien Brust.“

Da wurde die Hauptthür geöffnet und herein wankte an der Seite des Scharfrichters und der Trabanten der alte arme Johannes, der auf Befehl des Bischofs die Qualen der Folter erlitten. Erschöpft und seiner kaum mächtig wankte er hervor und sprach mit matter Stimme: „Anna, Anna! lebtest Du noch, eine heilige Sybille zerrauftest Du das greise Haar und fielst an meine Brust, dem dunkeln Schacht des Jammers und der Qual.“

Der Bischof trat aus dem Zimmer. Einstimmig ertönte es aus dem Munde des Scharfrichters und der Trabanten: „Hochwürdiger Herr! der Sünder hat bekannt.“

„Bekannt?“ rief Thilo.

„Der Schmerz! die Qualen!“ stöhnte Johannes.

Golz trat in die Mitte und schrie: „Gefoltert, einen Greis! — Habt Erbarmen! ein deutscher Ritter fleht Euch an, und gebt Ihr nicht Gehör meiner Rede, bei meinem Eid! dies Schwert —“

„Welche Sprache!“ unterbrach ihn der Bischof. „Schweigt und gehorcht! Ich vertheidige mein Hab' und Gut. Er hat bekannt, er ist schuldig!“ — Da vernahm man plötzlich eine wohlklingende Stimme vor der Thür. „Laßt mich, laßt mich, mein Vater! mein Vater!“ ertönte es aus dem Munde der Elsbeth. Wie das Kind an die Mutterbrust flog sie auf den alten Johannes zu und schlang ihre Arme um seinen Leib. „Vater, mein Vater!“ klagte sie mit erhobener Stimme: „Gott! was mußte ich hören! Du, gestohlen! Nein, nein! das hast Du nicht gethan; dieser Sünde bist Du nicht fähig, bei Gott! beim Heil meiner Seele! Nein, nein! Du hast es nicht gethan.“

„Wer ist dies Weib?“ befragte der Bischof die Diener. „Seine Enkelin,“ tönte es ihm kleinlaut entgegen. Elsbeth, die ihre Thränen an der Brust des alten Johannes ausströmen ließ, erhob sich und sprach: „Armer, armer Vater! Deine

Hände sind wund, sie haben Dich geschlagen. Nein, sie dürfen es nicht! Eher laß ich mich binden an den Pfahl der Schmach und leide für Dich die Qualen unter den Händen Deiner Peiniger. Hier, mit meinem Leibe decke ich Dich, mit meinen Armen will ich Dich umfassen und wachen mit meinen Augen, bis sie brechen zum großen ewigen Schlafe."

Curt von der Golz ging auf Elsbeth zu und sprach nach einer Pause: „Kind, flehe diesen an!" und zeigte dabei auf den Bischof Thilo. — Elsbeth wendete sich um und erblickte erst jetzt den herrischen Gebieter, der über das Verschwinden des Ringes fast außer sich und taub für alle Bitten war.

Elsbeth flog auf ihn zu und umfaßte seine Knie. — „Ja, ja, Ihr müßt mich hören und wenn Ihr der Churfürst, wenn Ihr der Kaiser selbst wäret. Erbarmen! Erbarmen! Schaut hin auf den alten Mann, sein Haar ist weiß, und wäre es nicht, so machte diese Stunde ihn zum Greise. Herr, erbarmet Euch des grauen Haares! Laßt die Unschuld nicht vergebens zu Euern Füßen liegen. Herr! bei diesem Crucifix beschwöre ich Euch, habt Erbarmen! Gedenkt dessen, der hier an diesem Holze hängt und der mit Schuld beladenen Welt dereinst Vergebung brachte von dem ewigen Vater."

Der Bischof ging sinnend einige Schritte vorwärts, dann blickte er auf und rief zu Johannes: „Du widerrufst?" — Johannes erhob sein Haupt und sprach: „Hochwürdiger! der Schmerz."

„Du widerrufst?"

„Ich — muß!"

„Ich frage Dich zum letzten Male," begann der Bischof, „Du widerrufst?"

„Bei Gottes Gnade, bei des Mittlers Huld! ich kann, ich kann nicht anders." — Stracks ging der Bischof nach der Zimmerthür, stieß sie auf und winkte mit der Hand. — Drei Gerichtspersonen, schwarz gekleidet und in rothen Mänteln, wovon der Eine eine Papierrolle in der Hand trug, traten in den Saal. Elsbeth klammerte sich an Johannes an und verbarg ihr Haupt. Golz aber rief: „Herr! was wollen diese Männer, was soll diese Schrift?"

Hastig nahm der Bischof das Urthel und mit den Worten: „Euch zeigen, wie ich richte und bestrafe," reichte er es dem Ritter hin. Kaum hatte selbiger einen Blick hineingeworfen, als er es entsetzt fallen ließ und seine Augen mit beiden Händen bedeckte. „Dahin, dahin!" rief er wie ein Verzweifelter. „Brich ein, Verwesung! Stürz in Trümmer, Väterburg! Lös't euch auf ihr Gebirge in Rauch und Asche, denn heute stirbt Gerechtigkeit und Tugend." Hier stürzte er durch die Thür und warf selbige zu, daß die Pfosten dröhnten. Der Bischof gab der Gerichtsperson, welche die Schrift wieder zur Hand genommen, einen Wink, das Urthel zu publiciren. Selbige trat einen Schritt vor und las monoton:

„Dieweil der Kämmerling Johannes des Raubes überwiesen, da er auf der Folter bekannt, den Ring des hochwürdigen Bischofs Thilo von Trotha entwendet zu haben, so ergehet das rechtliche Urthel dahin: daß derselbe morgen Vormittag, als den dritten Juli des Jahres funfzehnhundert und drei nach Christi Geburt, auf hiesigem Schloßhofe durch Henkershand mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werde."

Elsbeth sank bei den letzten Worten ohnmächtig nieder. Der Tyrann ging in sein Cabinet. Johannes faltete die Hände und sprach mit Ergebung, indem er zum Himmel aufblickte: „Du weißt's, o Herr! ich bin unschuldig."

Es war am dritten Juli des Jahres funfzehnhundert und drei, als Johannes nach einem sanften Schlafe früh in seinem Kerker erwachte. Matt und zitternd wie ein rothgeweintes Auge hing die Sonne in den Schleiern der Wolken und vergoldete die eisernen Stäbe des Fensters. Johannes sah die vier leeren feuchten Wände an. Noch hielt er das Geschehene für einen Traum, bis er in die Worte ausbrach: „Der Ring, der Ring! Anna, Elsbeth!" — Kummervoll erhob er sich von seinem Lager und trat an das Gitterfenster, welches ihm die Aussicht auf die Stadt und die Umgegend eröffnete. Nachdem er eine Weile hinausgeschaut, sprach er leise: „Da liegt sie, die gute Stadt, die mich geboren. — Der Nebel steigt auf von der Erde wie ein duftiger Geist und der Saalstrom braus't hin durch die Gefilde meiner Heimath. Der Saalstrom, ach! er braus't mein Sterbelied." — Da tönte die Schloßglocke und verkündigte die fünfte Morgenstunde. Johannes lauschte ihrem Schalle. Seine Seele glich den bebenden Tönen, die nach und nach verklangen in dem unendlichen All. — „Sie hat geschlagen vielleicht die letzte unter Menschen verlebte Stunde," hub er an und blickte nach dem Himmel, den die Sonne jetzt mit ihrem Glanze verklärte. — „Bald, o Sonne! sieht mein Auge dein segnend Licht zum Letztenmale. Die Gluth des Mittags bleicht meine Glieder auf dem Rabensteine, und wenn du wieder zu Rüste gehst, werden vielleicht diese matten Augen der Raben nächtige Speise."

Während dieses Selbstgespräcḧs hatte sich die Kerkerthür leise geöffnet. Elsbeth trat langsam und von Johannes ungesehen herein. Der Kerkermeister schloß wieder zu und entfernte sich. Da begann Johannes abermals seine Stimme zu erheben und rief: „Du armer treuer Diener! Dein Fuß steht schon am offenen Grabe und keines Freundes Auge lächelt dir Mitleid zu. Elsbeth! mein Kind, mein Kind. Ach! könnt' ich Dich nur noch einmal sehen, noch einmal den Klang Deiner Stimme vernehmen, noch einmal die Hände segnend über Dich ausstrecken, ich stürbe ruhiger."

Kaum waren die letzten Worte verklungen, als Elsbeth hervorstürzte und mit dem Ausrufe: „Vater, Vater!" thränend in seine Arme sank. — Nach einer Pause sprach Johannes: „Elsbeth! meine Tochter, Du weinst?"

„Rinnen noch Thränen?" erwiederte die Jungfrau mit voller Stimme; „schon weine ich die ganze Nacht."

„Geweint? — Um mich?"

„Ich nicht allein; viele Bürger mit Weib und Kindern erhoben die Hände zum Himmel und beteten zu Gott, daß er Deine Richter erleuchten und sich Deiner erbarmen möge in der schweren Stunde der Prüfung. Vater, Vater! vielleicht ist noch Errettung. Hoffe, hoffe!"

„Hoffnung?" begann Johannes im Ton des Zweifels.

„Ja. — Vor einer Stunde ging ich wieder zu unserm Nachbar, der die ganze Nacht kein Auge zugethan hatte, und dieser geleitete mich zum Freund und Tröster der Hülflosen, zum Vater der Armen, zum Vater des Volks, zu unserm guten allverehrten Bürgermeister. Da flehte ich in meiner Angst um Hülfe; er hörte mich gerührt an und sagte: „Geh' mit Gott! mein Kind, ich werde mit dem Bischof sprechen und — hier warf er den Mantel um, nahm sein Barett und schritt in Begleitung unserer Nachbarn dem Schlosse zu."

„Segen, Segen über dich! du braver Mann," begann Johannes und faltete unwillführlich seine Hände. Dann ließ er sie mechanisch sinken und sprach: „Gute, treue Bürger, ihr fleht vergebens. Die Hölle triumphirt. — Ein wüster, böser Mensch, der geschworen, sich zu rächen, fand den Weg zur Hölle, und aus den Trümmern des Trugs und der Lüge thürmte er mein Blutgerüst. Träume fort den schrecklichen Traum. Ich fand den Weg zum Himmel; er thut sich auf; meine letzte Stunde naht, es naht der Tod, der Führer in eine bessere Welt."

„Der Tod, der Tod!" seufzte Elsbeth auf und umschlang inniger seine Arme.

„Ja, der Tod!" versetzte Johannes; „er schreckt mich nicht. Mehr als das Leben ist der Tod und höher als das Leben steht der Glaube. Kind, einen Anker hat der Mensch noch, wenn das Leben unterzugehen droht; diesen laß mich erfassen, nur an diesen knüpfe auch dereinst das schwankende Seil der Hoffnung, es ist der Glaube der Unsterblichkeit. Mögen sie mich auch wie einen Sünder verscharren an des Kirchhofs Mauer; die Seele steigt auf zum ewigen Lichte und dereinst werden sie erkennen, daß ich rein war wie das Licht der Sonne. Nur eins, nur eins läßt mich nicht sterben; Dich allein zu wissen auf der weiten Welt; eine arme Waise, ohne Vater, ohne Trost, ohne Freund. Tod, Tod! warum mußt du mich ihr entreißen!"

Elsbeth blickte empor als wolle sie sagen: Dort über den Wolken lebt ja noch ein zweiter Vater. „Armer Greis, Du bist zu heilig für diese Welt. Ach! könnte ich mit Dir sterben; könnte ich auffliegen mit Dir zum großen ewigen Vater, mit Dir wandeln im Paradiese. Wiedersehen meine Mutter, Du Deine gute Anna! Vereint mit ihnen von Ewigkeit zu Ewigkeit; unter uns der Welten Trümmer und über uns das Lichtmeer ewiger Gnade."

Plötzlich erschollen Tritte und verworrene Stimmen vor der Thür. Elsbeth schmiegte sich heftiger an Johannes an und rief: „Ha! sie kommen, Dich abzurufen zum blutigen Gericht. Eilt, Bürger, eilt! Fleht für sein Leben, vielleicht ist noch Hülfe und Rettung. Erkennen der Unschuld! Gnade! Gnade für meinen Vater. Sie kommen, sie kommen, um Dich zu reißen von meiner Seite, um Dich hinzuführen auf das Blutgerüst, zur Schmach, zum Elend, zum bittern schmählichsten Tode."

Ein Thränenstrom hemmte hier ihre Worte; Johannes aber suchte sie zu trösten und sprach: „Weine nicht, gutes Kind! Wer so lange wie ich gelebt, der lernt die Stunde des Todes schätzen. Ich fürchte mich nicht, denn noch lebt — die Hoffnung, und wenn auch diese stirbt — der Glaube, Religion, Vertrauen auf Gott."

Da wurde die Thür vom Kerkermeister geöffnet. Zwei Gerichtspersonen traten herein und eröffneten dem Johannes: daß das peinliche Gericht ihn erwarte und es an der Zeit sei, sich zum Tode anzuschicken. — Johannes raffte sich auf und sprach: „Des Herrn Wille geschehe! — Ich bin bereit! — Lebt wohl ihr Mauern meines Kerkers, ihr stillen, verschwiegenen Zeugen meines Kummers; bald bricht mein Geist die letzte Fessel und schwingt sich auf, wo ewige Freiheit blüht." — Von seiner Enkelin Elsbeth geführt verließ er den Kerker, während die Gerichtspersonen stumm nachfolgten.

Der Bürgermeister, ein wahrhaft biederer und würdiger Mann, hatte sich nebst zwei andern Bürgern bereits in's Schloß verfügt, um für den armen Johannes beim Bischof eine Fürbitte einzulegen. Schon hatte er längere Zeit mit seinen Begleitern im Vorzimmer gewartet und sich anmelden lassen, als sie plötzlich hereingerufen wurden.

„Was führt Euch zu dieser ungewohnten Stunde in's Schloß?" herrschte der Bischof die Eintretenden an und warf einen ungnädigen Blick auf die zwei Bürger. — Der Bürgermeister trat bescheiden vor und sprach. „Die Wohlfahrt Eures Hauses, die Ruhe Eurer Seele, das Leben eines Menschen."

„Was soll dies Wortgepränge?" entgegnete barsch der Bischof. „Habt Ihr eine Bitte, die das Wohl der Stadt betrifft, so bringt sie demüthig an und ich werde willfahren. Seid Ihr aber, wie ich ahne, unberufene Gesetzgeber, so lenkt Eure Tritte wieder über die Schwelle. — Was wollt Ihr?"

„Der Menschheit geweihtes Vorrecht. — Mit-

leid! Gnade dem armen Johannes!" — „Gnade! Gnade!" stimmten die Bürger ein.

„Wie kommt Ihr dazu, für einen meiner Diener zu bitten?" Bescheiden sprach der Bürgermeister: „Diese zwei Männer sind Nachbarn des alten Mannes, und da es Pflicht eines jeden braven Bürgers ist, seinem Nachbar in Noth und Gefahr beizustehen, so haben mich dieselben ersucht, ein Wort für den Unglücklichen zu sprechen. Ich bin Bürgermeister, also Vater der Bürger, und halte es als heilige Pflicht, hier für meine Kinder zu reden, selbst wenn mein zeitliches Wohl dabei gefährdet und all' mein Hab und Gut auf dem Spiele stände."

„Schafft den Ring zur Stelle," erwiederte der Bischof, „und er ist frei; wo nicht, bleibt es bei dem Urthelsspruch und keiner wage es, mich zu meistern und mir vorzuschreiben, was ich thun und lassen soll."

„Beim Spruch?" wiederholte erschrocken der Bürgermeister. „Herr, die That ist nur ein Augenblick, doch die Vergeltung eine Ewigkeit. Gnade!"

„Gnade?" versetzte Thilo. „Gnade für Recht ist ein schnöder Tausch. Das Unrecht wird nur geheilt durch das Recht, das von hohem Stuhl herab gesprochen wird. Dieser hohe Richter bin ich, der Bischof Thilo von Trotha, und mir däucht, es ist an der Zeit, einmal meine Macht geltend zu machen, sonst zeigt Ihr mir die Zeit nach meinem Tode und ich sehe noch die Stunde hereinbrechen, wo mir die Bürger den Stab aus der Hand winden, mir eine Spindel hineindrücken und mich wie ein altes Weib an den Spinnrocken setzen, daß ich abspinne die letzten Stunden meines Lebens, während sie sich Mährchen erzählen von meiner Macht und Größe. Ich greife in die Speichen des Rades und Ihr müßt Euch um meine Axe drehen. Gehorsam und Ergebung! So lange es in Merseburg einen Flecken Erde giebt, worauf ich meinen Fuß setzen kann, so lange bin ich Herr! — Wie ich den Stempel aufdrücke, so wird gemünzt."

Fortsetzung folgt.

Calderon's Spott über sich selbst.

Immer ist es gut, wenn ein Dichter über sich selbst spotten kann. Es zeigt erstlich, daß er Scherz versteht; zweitens, daß er fest steht in der Gunst des Publicums, trotz der Fehler, die es an ihm entdeckt hat. So war es auch bei dem berühmten Calderon. In seinen Lustspielen, welche, mit Ausnahme des „öffentlichen Geheimnisses," in Deutschland wenig bekannt geworden sind, kommen häufig verschleierte Damen und versteckte Liebhaber vor, oder der Vater erscheint zur ungelegenen Zeit, so daß er bei den daraus hervorgehenden Situationen zwar immer neue Ueberraschung erregte und Beifall fand, aber es doch auch zuletzt dahin brachte, solche Auftritte als „Calderons-Streiche (Lances de Calderon)" bezeichnet zu hören. Ein Anderer, seines Triumphes weniger sicher, würde sich darüber geärgert haben. Statt dessen spotte er selbst über sich. In dem einen Stücke: „Mit der Liebe darf man nicht spaßen (No ay burlas con el amor)," läßt er z. B. sagen:

> 'S ist ein Stück von Calderon;
> Denn in diesem muß es geben,
> Mag es kosten selbst das Leben,
> Stets ein Weib im dichten Schleier
> Oder einen Held versteckt.

In einem andern Stücke: „Gut, daß Du kommst, doch schlimm, wenn Du allein kommst" (Bien vengas, mal, si vienes solo) drückt er sich nicht minder beißend aus:

> Ach! das ist wohl ohne Zweifel
> Von dem Calderon ein Stück,
> Wo der Bruder oder Vater
> Kommt, eh' man es denkt, zurück!

Welchen Eindruck so eine Stelle auf die Zuschauer gemacht haben muß, kann man sich vorstellen. Einem solchen Scherze mußte das neue Stück schon deshalb die beste Aufnahme verdanken.

*r.

Ein Lied für Componisten.

Nacht decket das Ufer und Nacht das Meer,
Die Glocken tönen von ferne her;
Wie tönen sie lieblich und heilig und rein,
Sie wiegen in labenden Schlummer mich ein.

Nun kommen mir, da ich entschlummert bin,
Die Glocken, die Glocken nicht aus dem Sinn.
Ich höre sie läuten und läuten fort
Herüber vom lustigen Wallfahrtsort.

Und Pilger seh' ich in Reihen gehn
Und Fahnen in ihrer Mitte wehn;
Auf jeder Fahne der Jungfrau Bild
Und Lieder singen sie fromm und mild.

Die Sonne leuchtet, der Himmel glüht,
Hoch stehen die Aehren, die Wiese blüht,
Die Vögel singen mit Heiterkeit
Und alles ist Frieden und Seligkeit.

Feuilleton.

Das deutsche Theater. Ein langjähriger Leser der Eleganten, welcher sich ungemein viel mit dem Theaterwesen beschäftigt, die größten Schauspieler und Sänger fast alle persönlich kennt und höchst bewandert in der dramatischen Literatur ist, hat am Ende des vergangenen Jahres herausgebracht, daß Deutschland jetzt 123 Theater besitzt, auf welchen nicht weniger als 1982 Schauspieler, 213 Sänger, 197 Sängerinnen und 1416 Schauspielerinnen agiren. Die Zahl sämmtlicher an den deutschen Bühnen beschäftigten Personen giebt er auf 13,200 an. Unter den Sängerinnen befinden sich 12, die im Auslande gebildet sind. Unter den Schauspielern gewahrt man 1 Grafen, 2 Freiherrn und 36 Adelige. Der Herr Graf gehört einer reisenden Gesellschaft an. Sogar unter den 120 Souffleurs (inclus. acht Souffleusen) erblickt man 4 Adelige, welche sich nicht scheuen, in den Kasten zu kriechen und den unterirdischen Gedächtnißeinhelfer zu spielen. Von den gestorbenen Schauspielern hinterließ ein solcher 11,000 Gulden Schulden, während ein ebenfalls zu seinen Vätern gegangener Theater-Portier seinen Erben außer einer hübschen Wirthschaft noch 5000 Thaler in Papieren und baarem Geld hinterließ. An einem Hoftheater wurden vom Februar bis Mitte December 17 Heiserkeiten der Sänger angemeldet und im Ganzen vom Theaterarzt 32 Krankheitsatteste ausgestellt. An einer Bühne (wahrscheinlich in Leipzig) mußte in 6 Monaten der Vorhang im Laufe des Stücks siebenmal wegen Ohnmacht und sonstigen Unwohlwerdens herabfallen. Dann — man staune — giebt es an einem der größten deutschen Hoftheater, wo der Hof jährlich 70—80,000 Thaler zuschießt, unter den Kammermusikern etliche mit einer Jahresgage von 150, schreibe einhundert funfzig Thalern, mithin gerade so viel Gehalt als ein Ofenheizer bezieht, der an diesem Theater mit dem Titel „Temperateur“ fungirt. Auffällig ist es, daß im vergangenen Jahre nur 2 Contractbrüche stattgefunden, nämlich an größern Theatern; ein Beweis, daß die Engagements rarer denn jemals. Was die Einnahmen der dramatischen Dichter betrifft, so stellt unser Sammler die Frau Birch-Pfeiffer oben an und schlägt das Gesammthonorar mit Inbegriff der Berliner Tantième auf 2800 Thaler an. Unter den Intendanten befindet sich einer, welcher in einem Briefe an einen dramatischen Dichter das Wort Drama mit dem harten T schreibt und Webers „Euryanthe“ eine Jugendarbeit zu nennen beliebte. — Bei der Regieführung giebt es auch 3 Regisseurs der Parodie und eine der Direction vorgelegte Seilerrechnung wurde erst dann bezahlt, nachdem sie der „Versenkungsmeister“ geprüft und für richtig befunden hatte. Laut einer Kaufmannsrechnung für eine Schauspielerin zu St. (welche dieselbe aber nicht aus ihrer Tasche bezahlt) hat diese galante Dame bis Ende November für 200 Thaler Glacéhandschuhe verbraucht. — Am Schluß seiner Zusammenstellung giebt uns der fleißige Sammler und Berechner auch noch die ungefähre Totalsumme der Schulden all' dieser Männer an. Man erlasse uns die Angabe dieser Summe zu Nutz und Frommen fernern Credits; sie erreicht eine schauderhafte Höhe.

Die meisten Stenographen, welche man in den Kammersitzungen findet, waren noch vor Jahren — Schauspieler. Na! es wird auch hier manche Komödie gespielt; es fehlt nicht an Intriguants und Komikern, und die großen Staatsmaschinenmeister wissen recht gut, wenn und wo eine Versenkung anzubringen oder ein Vorhang herabzulassen ist. Es finden öfters auch große Tänze statt, zumal wenn Nebelbilder auf das Repertoir kommen.

Nachrichten aus Constantinopel zufolge wurde im türkischen Ministerium ein eigenes Departement für die Angelegenheiten der magyarischen Emigration errichtet.

Das beste Mittel zur Bewahrung einer guten Stimme ist das Engagement bei einem Hoftheater. Da heißt es von dem oder jenem: Er hat eine seltene Stimme. Ja! selten, mit andern Worten: man bekommt sie selten zu hören. Die größten Störungen im Repertoir verursachen fast immer die Sänger, und wenn man ein Perspectiv besäße, womit man den Sängern nicht nur in den Hals, sondern auch in das Gewissen sehen könnte, so würde man zu der Ueberzeugung gelangen, daß oft meist Chicane und sonstige Unlust der Grund ihrer Gesangsverweigerung ist. Ein Beispiel von unerhörter Halsstarrigkeit hat unlängst eine Sängerin zu Prag gegeben; der Fall ist hinlänglich bekannt und wir wollen nur auf obige Bemerkung zurückgehen, auf die Losung: Ruhe ist die erste Hoftheaterpflicht. Welch ein Wiegen im seligen Vergessen seiner Obliegenheiten; der kleinste Schnupfen in homöopathischer Form, der kleinste Vorbote eines herannahenden Kopfschmerzes, vielleicht in Folge durchschwärmter Nächte, er ist hinreichend zu einer achttägigen Faulenzerei. Gilt es aber noch extra Geld zu verdienen, dann ist so ein Mime die Gesundheit selbst, dann ist er unverwüstlich, ein wahrhaft rasender Roland. Wir wollen mit einem Beispiel dienen. Wie sähe es wohl am Dresdener Theaterhimmel aus, wenn z. B. Tichatschek in vier nacheinander folgenden Tagen drei große Tenorpartien liefern sollte? Eher tanzten der Kreuzthurm und der Schloßthurm ein Pas de deux und die Orangerie im Zwinger trüge gebackene Pflaumen, als solch Unerhörtes. Im Frühjahr 1843, wir erinnern uns noch sehr gut daran, wurde dies wahrhaft spielend in Scene gesetzt. Genannter Tenorist, von Dresden beurlaubt, sang im Berliner Opernhause die Partie des Stradella. Nächsten Morgen fuhr er die 40 Meilen nach Hamburg und sang daselbst am selbigen Tage den Masaniello. Früh ging es zurück nach Berlin, wo er den andern Tag als Max erschien. Achtzig Meilen Weges, drei große Tenorpartien in vier Tagen und da keine Heiserkeit, welche alle Syrupsfässer Hamburgs nicht zu vertilgen fähig, fürwahr — es geschehen noch Wunder, der Himmel erhalte die Hoftheater.

Fragen und Antworten. Warum tragen Kammerherrn den goldenen Schlüssel hinten am Frack? — Weil Kammerherrn einer Zeit angehören, die hinter uns liegt.

Welche Aehnlichkeit ist zwischen Ministern und Pantoffeln? – Die Abgetretenen erweisen sich immer als die Passendsten und Geeignetsten.

Zum Beweise, welche Verheerungen der ungarische Krieg unter der männlichen Bevölkerung angerichtet hat, dient die Thatsache, daß allein an der kroatischen Grenze am Schlusse des letzten Militärjahres an 17,400 Witwen zugewachsen sind.

Leipzig. In der Mitte vorigen Monats hieß es von unserm Magistrat: „Er zählt die Häupter seiner Lieben,“ und siehe da, es ergab sich das Resultat, daß die Gesammtzahl der hiesigen Einwohner mit Einschluß der Garnison 62,243 Personen beträgt (30,908 männliche und 31,337 weibliche). Nach den Confessionen geschieden sind: evangelisch-lutherisch 59,247, reformirt 1288, römisch-katholisch 1136, deutsch-katholisch 266, griechisch 34, israelitisch 274. Es giebt in Leipzig Haushaltungen 12,059, Eheleute 16,967, Witwer und Witwen 3814, Geschiedene 363, getrennt Lebende 259, Unverheirathete 40,842. Bei der im December 1846 vorgenommenen Zählung betrug die Zahl der Einwohner 60,403. — Das Ministerium des Innern hat eine Bekanntmachung erlassen, wonach die allgemeine große, aller fünf Jahre wiederkehrende Industrie-Ausstellung diesmal in Leipzig und zwar in der Ostermesse d. J. stattfinden soll. Als Local ist die Centralhalle des Herrn Stadtrath Lurgenstein ausersehen worden. Die besondere Geräumigkeit dieses großartigen Gebäudes so wie die äußerst günstige Lage Leipzigs und der nicht minder vortheilhafte Zeitpunkt der Messe machen es möglich, diese Ausstellung auch den Producten aller andern deutschen Staaten zu öffnen. Wie aus

der Bekanntmachung zu ersehen, ist das Einverständniß und die Unterstützung anderer deutschen Staaten hierzu bereits zugesagt oder in Aussicht gestellt. Es hat sich bereits eine „Ausstellungs-Commission in Leipzig" gebildet, und wenn nicht politische Wirren störend eingreifen, scheint das ganze Unternehmen ein höchst großartiges zu werden.

Einen Fortschritt zur menschlichen Selbsterkenntniß kann man die aus einer belgischen Spiegelfabrik hervorgegangenen Fabrikate nennen, welche man mit dem Namen „miroir indispensable" belegt. Ein Spiegel, wo sich der Beschauer vollständig hinten und von den Seiten besehen kann.

Wo bleibt endlich der Dichter? Da liegt ein aus dem Schwedischen übersetzter Roman vor uns, dessen erstes Capitel im Original mit einem Motto und zwar mit den Versen versehen, welche der Erdgeist in Göthe's Faust spricht:

„Du fleh'st erathmend mich zu schauen,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu sehen;
Mich neigt dein mächtig Seelenflehen,
Da bin ich" u. s. w.

Der Romanschreiber setzte als einfache Unterschrift „deutsches Lied" darunter. Da kommt nun der deutsche Uebersetzer, welcher die Göthe'schen Verse nicht erkennt, und übersetzt frisch wie folgt:

„Du bittest und du wünschest, du hegest das Verlangen,
Zu hören meine Stimme, mein Angesicht zu sehn,
Ich bin dir gern zu Willen, du rührest meine Seele,
Hier bin ich" u. s. w.

China, das Reich mit dem Riesenkörper und der Zwergseele, hat nach den neuesten Berichten von Gützlaff einen Umfang von 1,298,000 (engl.) Quadratmeilen (drei Fünftel von dem Areal Rußlands) mit einer Bevölkerung von 367,000,000 Seelen. Diese ungeheure Zahl wird weniger überraschen, wenn man bedenkt, daß in China auf den Kopf $2\frac{1}{2}$ Acker, in England und Wales dagegen auf den Kopf nur 2 Acker kommen. Die dichteste Bevölkerung ist in den überaus fruchtbaren Seeprovinzen. Die Regierung existirt von dem Ertrage der Salz- und der Reissteuer, der sich freilich in den letzten sechs oder sieben Jahren um $\frac{2}{3}$ vermindert hat. Folge davon ist das Herannahen einer gewaltigen Krisis, zugleich genähet durch die Unfähigkeit der Behörden, das friedliche Volk im Innern des Landes vor Räubern und Plünderung und die Küsten vor Piraten zu schützen. Es geht eine demokratische Bewegung durch das chinesische Volk. Das Deficit in den Staatseinnahmen betrug im vorigen Jahre 15,000,000 Pfd. St., so daß der Kaiser die seit Jahrhunderten verfallenen Gold-, Silber- und Kupferminen, wenn auch ohne besondern Erfolg, wieder in Angriff nehmen ließ. Die Gemeinden leisten den Befehlen des Kaisers systematischen Widerstand, communistische Prediger muntern zur Theilung des Eigenthums auf, „denn der Arme werde immer ärmer und der Reiche immer reicher" — mit einem Worte: auch das himmlische Reich unterliegt den Wirkungen der Centralisation und des Despotismus.

Was empfiehlt und bringt vorwärts in Literatur und Kunst? Hebräische Abkunft. Davon hat die neuere Zeit abermals wieder Beweise geliefert. Wird irgendwo in einer Capelle ein Directionsstab vergeben, gilt es die Aufführung einer Tonschöpfung oder eines dramatischen Werks, gilt es die Annahme eines Manuscripts und dann später die öffentliche Beurtheilung, so kann man sicher annehmen, daß Künstler und Schriftsteller mosaischen Stammes eine Bevorzugung finden. Wer unterstützt den Christen, wer posaunt seinen Namen aus, wer abonnirt auf seine Gemälde, Concerte, Bücher und Zeitschriften, wer ist der Colporteur seines Ruhms? Das Publicum, wird man antworten. Ganz gut, gewiß ist es aber ein Glück, bereits ein Publicum im Publicum vorräthig zu finden. Dies ist nur bei den Juden der Fall, die mit irgend einer Leistung in die Oeffentlichkeit treten. Aller Orten verkündet man ihr Lob; die merkwürdige Thätigkeit und Energie jener Nationalität sorgt für Notizen und Hindeutungen in allen möglichen Journalen, die Stammesgenossen predigen selbstgefällig den Ruhm des neuen David auf jedem Kaffeehause, und kommt endlich die Subscriptionsliste, so erfüllen nicht nur ihre Namen die Räume, sondern sie reißen auch die übrigen Bestandtheile der Gesellschaft mit sich fort. Die Juden sind entschiedener in allen ihren Handlungen als wir, ihr Urtheil ist schlauer, sicherer, ihr Verstand geschärfter, ihre Entschlüsse stehen fester und endlich vereinigt sie Alle die große Kette des gemeinschaftlichen Ursprungs nicht allein, sondern noch vielmehr die größere und schwerere Kette, mit welcher wir Christen selbst sie belastet haben. Daher sind sie stets eifrig, einander zu unterstützen; deshalb werden ihre Hunderttausende die Bundesgenossen jedes einzelnen; darum dröhnt das Haus von Beifall, in welchem ein Jude seine Kunst producirt; deshalb werden uns ihre Schriftsteller, Aerzte, Musiker, Maler und Schauspieler noch allenthalben so vollständig überflügeln und verdrängen, daß diese Fächer und Wissenschaften ein eben so ausschließliches Monopol der Juden werden, wie es bereits der Handel und das Geld ist.

Buchhändleranzeigen auf Steinplatten. In der Regent-Street zu London sah man in letztvergangener Weihnachtswoche das Trottoir vor dem Hause eines Buchhändlers mit einem Eisengitter umgeben. Die Vorübergehenden drängten sich herzu und lasen die Annoncen des Buchhändlers, welche jeden Morgen mit großen Buchstaben ausgemalt wurden.

Humoralia. Brocken aus dem Gedenkbuche auf der Rudelsburg. Das Fremden- oder vielmehr das Gedenkbuch auf der Rudelsburg bei Naumburg ist eine Art Album, wo vorzüglich Studenten von Halle und Jena ihre poetischen Adern fließen lassen. Neben Romantik und tiefgemüthlicher Schwärmerei geht der Witz und Humor in und unter der Schellenkappe einher, denn jeder sucht hier sein Scherflein zu spenden. Lauschen wir etlichen Proben:

Hier, wo der Blick schweift in die Ferne,
Wo heller funkeln Gottes Sterne,
Da fühlt man des Allmächt'gen Huld.
Ja, hier gewinnt man wahren Frieden,
Hier fühlt man, von der Welt geschieden,
Sich frei von einer jeden Schuld.

Anmerkung eines Hallensers:
Was? Frei von Schulden? Keinen Bär?
Da komm' ich öfterer hieher.

Hier, wo Bierdeckel klappen,
Sah Ritter man wie Knappen
Dereinst in Ruhe minnen.
Doch ist's schon lange her;
Es kann sich selbst mon père
Nicht mehr darauf besinnen.

Ich bin müde von dem Steigen
Hier, wo die Ruinen ragen! — —

Anmerkung:
Schafkopf! laß ein andermal
Dich in der Porte-Chaise tragen.

Hätt' ich so viel Ducaten
Als hier der Steine liegen,
Ich würd' in Kösen gleich
Heut' noch ein Kärtchen biegen.
Carl Schmidt.

Darunter:
Geliebter Bruder Schmidt!
Ich mach' ein Bischen mit,
Wenn Du mir diesen Humpen
Willst voll Ducaten pumpen.

*** In Wien curſirt ein Witz auf den Finanzminiſter, deſſen Operationen dem herbſten Tadel unterliegen. Die Wiener ſagen nun, Herr von Kraus habe ſich ſtatt der Deviſe des Kaiſers: „Viribus unitis“ eine andere gewählt, unter deren Schutze er Siege erfechten werde. Dieſe Deviſe lautet: „Filibus unitis“

Moden.

Paris, den 4 Januar 1850.

Worin ſich die Mode am ſchönſten entfaltet, das iſt in den für den Abend beſtimmten Putztoiletten. Faſt an allen dieſen Kleidern befindet ſich hinten eine Schleppe, während vorn der Rock kaum bis zum Fuße reicht, ſo daß man die Zierlichkeit der Beſchuhung ſehen kann; daß dazu nur Strümpfe von Seidenſpitzen und ausgeſchnittene Schuhe von Atlas getragen werden, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Bei Toiletten zum Ausgehen haben, wie ſchon früher geſagt wurde, der Königsatlas und der Sammet den Vorzug. Zum Ausputz des erſtern nimmt man gewöhnlich Sammet mit darein gepreßten Muſtern in derſelben Farbe, Franſen von Federn oder feiner Stickchenille, ſchürzenförmig angeordnet. Die Sammetkleider verziert man noch mit erhabenen Stickereien von unglaublicher Feinheit. Auch werden Oberröcke von Reps gefertigt, worauf ſich zwei aufſteigende Beſätze von Pelzwerk befinden, welche ſich, immer ſchmäler werdend, bis zum Gürtel erſtrecken. Das vorn Vförmige offene Leibchen iſt mit demſelben Pelzwerk verziert und bildet rings herum eine Berthe. Auch die halblangen Aermel ſind damit beſetzt. Als Ausputz der brochirten Stoffe werden die feinen Poſamentirborten ſehr begünſtigt. Die Röcke haben, wenn nicht einen Schürzenbeſatz, durchaus keine Verzierung.

Auch werden Kleider von geköperten Phantaſieſtoffen gefertigt. Dieſe ſind immer mit kleinen und großen Blumenzweigen, einfarbig von offener Seide, beſtickt. Wenn dergleichen Stickereien als geſchmackvoll gelten ſollen, ſo dürfen ſie nur in der Farbe des Stoffes ausgeführt werden.

Zu Abendtoiletten für Ball, Concert und Geſellſchaften werden nur reiche Stoffe gewählt, nämlich Damaſt, antiker Mohr und Brocat; dieſe allein haben ſich bis jetzt Geltung verſchaffen können, und es giebt auch wirklich keinen neuern Stoff, welcher mit den angeführten nur irgendwie zu vergleichen wäre. Reizend iſt z. B. ein Kleid von roſa antikem Mohr, mit Silber gemiſcht, das Leibchen ausgeſchnitten, mit langer Schneppe, über die Bruſt eine Draperie, welche auf den Schultern mit einer Schleife, Roſette oder Diamantagraffe gehalten wird, wie es nun eben der übrige Ausputz mit ſich bringt; die Aermel ſind immer noch ſehr kurz zu nennen; der Rock iſt oft zu beiden Seiten aufgeſchlitzt und in gleichen Zwiſchenräumen mit Schleifen von Spitzen und Band oder mit goldnen Knöpfen gefaßt. Ein Damaſtkleid, mit Blonden in der Farbe des Kleides gewählt und dieſe leiterförmig aufgeſetzt, giebt ebenfalls einen ſehr hübſchen Anzug. Nun folgen die Brocate mit weißem oder doch ſehr hellem Grund, deſſen reiche Muſter, mit Gold oder Silber ausgeputzt und mit Spitzen oder gelahnten Volants untermiſcht, gewiß höchſt prachtvoll genannt werden müſſen. Die leichten Stoffe bleiben wie bisher den Ballkleidern vorbehalten; auf allen bis jetzt gegebenen Bällen waren die Kleider von Tüll, Flor und brochirtem Taffet, mit Spitzen reich garnirt, am meiſten vorherrſchend, obgleich die Kleider von Blonde und Atlas, mit Sternchen von Gold oder Silber überſä't, auch nicht gerade ſelten vorkamen.

So war ein ſehr ſchöner Anzug der folgende: Ueber ein weißes Atlaskleid fiel eine römiſche Tunica von brochirtem Tüll, welche vorn nur bis an das Knie herabreichte und hinten faſt eben ſo lang als das Kleid war; dieſe Tunica hatte man ringsherum zackig ausgeſchnitten und mit Perlen beſetzt; an jeder Zacke befand ſich ein Quäſtchen, mit Perlen befeſtigt; das griechiſche Leibchen von Tüll war ebenfalls mit Perlen beſtickt und ſtatt des Gürtels gehörte eine Perlenſchnur dazu. Das Haar war ſehr einfach geordnet, die Scheitel glatt, das Hinterhaar halb offen, geflochten und in einen Kranz gelegt, während zu beiden Seiten dicht auf den Scheiteln wieder ein Kranz von Blumen lag, welche aus Perlen und leichten grünen Blättern von Federn beſtanden.

Ferner glauben wir ein Kleid von roſa Seidenmuſſelin mit einer köſtlichen Silberſtickerei erwähnen zu müſſen: auf beiden Seiten war es aufgeſchlitzt und das Unterkleid beſtand aus weißem Atlas; um das ausgeſchnittene Leibchen lag eine Berthe von roſa Blonde, mit Silberfaden durchwebt, welche auf der Bruſt durch eine Nadel mit ſechs ſilbernen Kettchen befeſtigt war, an deren Enden goldne Eicheln hingen; wie einfach dieſer Schmuck auch ſcheinen möge, die Eleganz iſt ihm nicht abzuſprechen.

Zu den Kleidern von Tüll trug man in der Regel Tunica's und zwei- oder dreifache Röcke, welche mit Maßlieben, Kornblumen, Glockenblumen oder andern mit dem Kopfputz harmonirenden Blumen beſetzt waren. Andre Kleider von Tüll oder von glattem Flor waren auch wohl nur mit Bandſchleifen und Bandrüſchen beſetzt. So hatte ein Kleid von weißem Tüll zwei übereinander fallende Röcke, wovon jeder ſiebenmal mit ſchmaler Goldborte beſetzt war; daſſelbe wiederholte ſich am obern Ausſchnitte des Leibchens, wo ſich ein handbreiter Tüllſtreifen überſchlug. Das Haar ſchmückte ein Kranz à la Ceres von goldnen Aehren. Auf dem Rocke eines Florkleides waren Florbäuſche in zwei Nuancen mit Atlas vermiſcht. Ferner ſah man Taffetkleider faſt in allen Farben, mit Tüllkrauſen und ſchmalen Spitzenvolants garnirt. Ein junges Mädchen trug ein blaues und weiß glaſirtes Taffetkleid, welches abwechſelnd mit Volants und Tüllbauſchen verziert war; das Leibchen war tief ausgeſchnitten und ließ zweifingerbreite, in Falten gepreßte Spitzen vorſcheinen.

Die Leibchen an allen dieſen Kleidern waren äußerſt geſchmackvoll gearbeitet; ſo ſind namentlich die griechiſch ausgeſchnittenen oder glatt anliegenden Leibchen mit einer Draperie oder einer Berthe für die ſtoffenen Kleider immer äußerſt anmuthig. Die Aermel werden ſehr mannigfaltig zugeſchnitten, nur ſchlitzt man die von Tüll oder glattem Flor im allgemeinen auf; ſie ſind ziemlich weit und fallen tief herab; in Bezug auf die Verzierung läßt ſich nur ſagen, daß ſie dem Anzuge gemäß gewählt ſein muß.

Hierzu eine Kunſtbeilage.

Nr. 3. 1) Häubchen von Spitze, mit Taffetband garnirt. Peignoir mit Schoßſpencer von Popeline, mit wollenen Spitzen beſetzt. Unterkleid von Batiſt, mit vier geſtickten Volants verziert. 2) Frack von Tuch. Weſte von Atlas. Beinkleider von Buckskin.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.

Nebſt einer literariſchen Beilage № 1.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 4. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

O! frage nicht, ob sie die Glocken läuten.

O! frage nicht, ob sie die Glocken läuten,
Wenn Dein Gemüth wird zum Gebete klar;
Frag nicht, ob schon der Tempel seine Pforten
Geöffnet für der Beter fromme Schaar.
Hand auf das Herz, jedweder grüne Hügel
In Gottes Schöpfung ist ein Betaltar;
Wer im Verborg'nen stillet eine Thräne
Bringt ein Gebet der ew'gen Gottheit dar.
Wer Tröstung bringt in eine niedre Hütte,
Wo Noth und Elend sich emporgerungen,
Der hat ein Lied inmitten der Gemeinde
Aus seines Herzens Tiefe mitgesungen.
Wer eine Labung dargebracht dem Kranken,
In dessen Auge Thränenperlen hangen,
Wer die Bedrängten rettet aus den Nöthen,
Der ist zum Tisch des Herren hingegangen.
Mit Worten nicht, durch Thaten nur
Läßt sich das Christenthum vertreten,
Wer die Gebete zählen kann,
Kann nicht aus vollem Herzen beten.
Drum fraget nicht nach Ort und Zeit
Und ob der Sabbath angegangen;
Ein Tempel ist die ganze Welt,
So weit am blauen Himmelszelt
Die gold'nen Sterne ausgehangen.

Theodor Drobisch.

Thilo von Trotha.

(Fortsetzung.)

Die Bittenden hatten den Ausspruch des Bischofs Thilo von Trotha nicht erwartet. Der Bürgermeister trat zurück und sprach mit Resignation: „Herr! wir ergeben uns in Euren Willen. Der Menschen Wille ist schwach, Gott allein ist groß, er möge richten. Bedenkt aber, daß irdische Macht vergänglich und der Bürger auch ein Mensch ist. Der Bürger kann leben ohne Fürst und Bischof, aber die Fürsten nicht ohne den Bürger. Bei hohen Häuptern reicht es hin, wenn sie nur da sind, gleichviel ob in Manneskraft, ob unmündig oder in der Wiege; der Staat besteht doch, denn nur ihre Stellung, nicht die Person thut ihren Völkern noth. Der Bürger aber, der Weib und Kinder zu ernähren hat und für den Staat arbeiten muß, damit er nicht untergehe, muß da sein in der vollsten Kraft. Wer giebt seine Söhne her, wenn der Feind das Land bedroht? — Der Bürger. Wessen Blut wird verlangt, wenn die Söhne auf fernem Schlachtfelde hingemordet sind und Hunger, Gram und Pest Weib und Kind hinweggerafft haben? — Des Bürgers Blut! — Darum Achtung vor dem Bürgerstande.“

Somit entfernten sie sich. Der Bischof, der hierin schon einen Eingriff in seine Macht sah, wendete sich bei Seite und sprach: „Hochmüthiges Volk! Veraltet ist die Zeit, und wie die Erde Stürme und Erdbeben bedarf, damit sie nicht verwelke, sondern auf's neue angefrischt werde, so will auch ich erscheinen und leuchten wie ein blut-

verkündender Comet in die Nacht des Wahns, daß die Hechelkrämer aufwachen sollen, noch ehe wieder der Hahn gekräht."

Da traten mehrere Räthe und Gerichtspersonen ein und nahmen Platz. Einer der Räthe klingelte; Johannes wurde hereingeführt. Mit starrem Blick sah der Bischof den Alten an und sprach nach einer Pause: „Johannes, ehe der Sand im Stundenglase verrinnt, fällt Dein Haupt im Angesicht der Bewohner dieser Stadt. Hast Du den Ring entwendet, so gestehe Deine Schuld und verbanne die falsche Scham, die Dich vielleicht im Bewußtsein Deiner Sünde ergriffen. Hier sitzt das peinliche Gericht! Dein Leben hängt an einem Haar! Bekenne und Du sollst die letzten Tage Deines Lebens noch in Ruhe vollbringen."

Johannes blickte mild wie eine Maid den Gebieter an und sprach mit Ergebung: „Herr, mein Wandel ist rein, und eine Sünde müßte ich begehen, wollte ich ein Verbrechen bekennen, das ich nicht begangen."

„Du hast den Raub bekannt. Mensch! fürchte Deine Richter."

„Ich habe nur einen Richter, vor dem brauche ich nicht zu erröthen, es ist hier — mein Gewissen." Der Bischof wendete sich zu einem Trabanten und sprach: „Laßt den Jäger eintreten." — Festen Trittes und ohne Scheu trat Ulrich ein, denn es galt jetzt, bei der Aussage zu beharren, wenn er nicht sein Leben gefährden wollte.

„Du kannst es vor Gott beschwören," befragte ihn ernst der Bischof, „daß Du den Becher in des Sünders Gewahrsam vorgefunden? — Ein bestimmtes Ja ertönte aus dem Munde des Ruchlosen. Thilo fuhr weiter fort: „Ist Dein Bekenntniß frei oder treibt Dich Rache, so wie sonst ein Grund zu diesem Geständniß?"

„Keins von beiden!" versetzte Ulrich. „Was ich ausgesagt und noch sage, ist reine, lautere Wahrheit, und hier vor meinen Richtern und Gott dem Allwissenden beschwöre ich es mit einem heiligen Eide. Fluch! ewiger Fluch über mich, wenn ich falsch geschworen. Die Erde werfe meinen Leichnam aus und trotzend der Verwesung wandle er fort durch Jahrtausende, daß selbst die Hölle knirsche, wenn ich anpoche und um Erbarmen winsele an ihren Pforten."

Johannes, dem diese Worte in die Seele schrillerten, richtete sich empor und sprach zu Ulrich: „Mensch! bedenke was Du gesprochen. Bald naht vielleicht auch für Dich die Stunde, welche Dich abruft zum Throne des Allwissenden. Dort mußt Du Rede stehen für Deine Thaten und Wehe, Wehe! wenn Du gelogen und falsch Zeugniß abgelegt wider Deinen Nächsten."

Ulrich entrüstete sich ob dieser Rede. Einige der Räthe nahmen laut die Partei des alten Johannes und wendeten sich mit eindringlichen Worten an den Bischof. Selbiger aber sprach ernst und entschlossen: „Schweigt! Der Dinge Strom kehrt wieder zurück nach der Quelle. Nur einen Weg hat das Recht und die Natur, einen andern giebt es nicht. Darum pflegt das Gericht und dann — vollzieht den Spruch."

Erschrocken sahen sich die Räthe an. Johannes kämpfte einen fürchterlichen Kampf. Er warf sich vor dem Bischof nieder und sprach: „Herr! wenn Ihr an einen Gott glaubt, so nehmt das fürchterliche Wort zurück. Ich bin alt; die wenigen Tage, die mir Gott noch zugezählt, haben keinen Reiz mehr für mich und das Schwert raubt mir nur ein kurzes Dasein. Herr! Eurem ruhmreichen Vater diente ich schon Jahrelang. Ahmt ihm nach; er war ein guter Mann; er hat uns Gutes erwiesen sein Leben lang und in seinem Namen gaben wir uns den Kuß des Friedens."

Thilo, der jetzt vom Stuhle aufgestanden war, trat langsam zu den Richtern. Er blickte vor sich hin als wolle er einen Gedanken erfassen. Eine starre Pause trat ein, wobei Johannes und die Richter zwischen Furcht und Hoffnung dem Ausspruche des Bischofs entgegenharrten. Plötzlich sprach er mit dumpfer Stimme: „Pflegt das Gericht," und ging in sein Cabinet. — Zwei der Räthe gingen in den Schloßhof, wo bereits die gaffende Menge das Blutgerüst umstand. Die Andern pflegten das peinliche Gericht nach des heiligen Reichs Ordnung und Gewohnheit. — Das Todtenglöcklein läutete und die Schüler sangen im Vorhof den üblichen Sterbegesang. Als das Glöcklein verstummte, sprach Johannes mit brechender Stimme: „Es sei, es sei! — Ob ich gesündigt, wird dereinst offenbar werden. Doch, eine Bitte noch an Euch, Ihr Richter über Leben und Tod; noch eine Bitte, die letzte in meinem Leben: Laßt mich, laßt mich Abschied nehmen von meinem Kinde, von meiner Elsbeth und dann begleitet von meinem Beichtvater dem Tode entgegengehen."

Die Richter willigten ein. Die Thür wurde geöffnet und begleitet vom Bürgermeister trat Elsbeth herein. Ihrer kaum mächtig fiel sie dem alten Johannes in die Arme und eine Scene, die selbst den strengen Richtern fast Thränen entlockte, begann sich zu entfalten. Als das Glöcklein wieder anfing zu läuten, ließ Elsbeth an der Brust des Alten ihren Thränen freien Lauf. Johannes tröstete sie mit den Worten: „Weine nicht, Kind, ich sterbe getrost, denn nicht auf ewig trennt die Guten das Verhängniß. Die Seele lebt fort und in einem schönern Leben, dort unter jenen goldnen Sternen, wo uns kein Leid mehr drückt, dort, Elsbeth, finden wir uns wieder. Bis dahin harre aus. So sicher wie der Frühling wieder blüht und eine Kindheit wieder wird dem Greise, so sicher kehrt das Gute Dir auch wieder. Dulde! Harre! Gott wird Dich nicht verlassen."

Der Bürgermeister wandte sein Auge von der Gruppe und rief: „O Tugend, Tugend! Gewißheit der Unsterblichkeit wird mir in dieser Stunde."

Die Schüler begannen im Vorhofe abermals den Gesang. Johannes horchte auf und unterbrach die Stille, indem er flüsterte: „Grabton! Engelchöre! — Der Himmel thut sich auf, mein Geist schwingt sich empor. Ich sehe Gott in seiner Allmacht Sonnenlicht, ich sehe Deine Mutter, meine verklärten Eltern; Anna, Anna! ich komme."

Die Gerichtspersonen so wie der Bischof Thilo traten wieder ein. Johannes breitete segnend seine Hände über Elsbeth und sprach: „Nimm meinen Segen! Der Herr sei mit Dir und stärke Dich in dieser Stunde." Dann wendete er sich zu den Umstehenden und rief: „Lebt wohl! Der Aller Herzen wägt, möge Euch vergeben. Der Leib stirbt, der Wille lebt fort. Wenn mein Haupt getrennt von dem Körper in den Sand rollt, werde ich zum Zeichen meiner Unschuld meine Arme über dem Körper zusammenschlagen."

Begleitet von Elsbeth ging Johannes hinaus. Die Gerichtspersonen und der Bürgermeister folgten. Der Bischof blieb allein zurück und flüsterte zu sich selbst: „Er will die Hände kreuzen!" — Nach einer Weile trat er an das Fenster und öffnete es. Johannes hatte das Gerüst bestiegen und betete. Die Glocke verstummte und endete mit einem dreimaligen Anschlag. Der Bischof sah hinaus. Eine Todtenstille waltete. Plötzlich fuhr er zurück, bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht und rief mit Entsetzen: „Johannes! Johannes! Er kreuzte seine Hände." — Erschöpft und bleich sank Thilo in einen Stuhl und murmelte: „Wenn er — unschuldig. — Nein, nein! es war der letzte Todeskrampf, der letzte Geist, der noch im Körper hauf'te."

Da erscholl ein Lärm vom Schloßhofe herauf. Der Bischof ahnte eine Empörung und stürzte an das Fenster. Da sah er seinen Freund, den Meißner Bischof Gerhard mit seinem Gefolge inmitten der Bewohner und Gerichtspersonen, die ihm das Geschehene erzählten. Thilo wußte nicht, ob er ihm entgegengehen sollte, und versetzte in gebrochenen Tönen: „Ist's ein guter oder ein böser Geist, der Dich jetzt herführt in dieser Stunde? — Er war dem Alten zugethan; er fordert Rechenschaft und doch — auf! ihm entgegen."

Wie er nach der Thüre gehen wollte, trat ihm der Bischof Gerhard entgegen. Trotha wollte ihm die Hand reichen, selbiger wehrte sie aber ab und sprach: „Gruß und Kuß, wenn Du mir Rede gestanden. Thilo, Thilo! was hast Du gethan? Schauerliche Stille wie dereinst in Numantia oder in Jerusalem nach der Zerstörung herrscht in dem guten Merseburg. Thränen in den Augen der Bürger, die Du erpreßt. Thilo! wo ist mein Ring, daß Du meiner vergaßest und Dich hinreißen ließest zu neuen Freveln. Mein Ring, mein Ring!" —

„Ist mir gestohlen worden!" entgegnete Thilo. „Geraubt von frecher Hand und auf dem Blutgerüst hat es der Verruchte gebüßt mit seinem Leben."

„Du hast den Ring wieder?" befragte Gerhard.

„Verloren, verloren," versetzte Thilo. — „Der Sünder war hartnäckig genug, um ihn zu verleugnen. Auf der Folter hat er den Raub bekannt." — Gerhard sah ihn mit feurigen Blicken an und rief: „Erpreßt das Geständniß durch Martern und Qual? Nicht freiwilliges Bekennen? — Wehe, Wehe! meine Ahnung."

„Ahnung?"

„Gestern um dieselbe Stunde überfiel mich eine nie empfundene Angst. Ich sah Dein zornfunkelndes Angesicht im Geiste vor mir stehen; das Mettenglöcklein von St. Afra dröhnte in mein Ohr wie Sterbeläuten; ich brach auf und in einer Stunde lag mein geliebtes Meißen hinter mir. Vergangene Nacht rastete ich bei meinem Freunde, dem Bischof in Wurzen, und als ich ihm heute in aller Frühe die Hand zum Abschied reichte, zerbrach Euer Ring plötzlich in zwei Stücke. — Thilo! ein Menschenleben eines Ringes halber."

Unterdessen hatte sich draußen ein Sturm erhoben, der den Sand aufwirbelte. Schwarze Wolken, von Blitzen durchzuckt, wälzten sich am Himmel einher. Thilo schmiegte sich an Gerhard an und sprach: „Freund! es war ein Geschenk von Eurer Hand. Wäre er eingebrochen in das Heiligthum und hätte die goldenen Gefäße vom Altare geraubt, ich hätte ihn nicht zum Tode verdammt. Doch Euer Ring, mein höchstes Kleinod... Gerhard, sein Tod war gerechte Strafe, er mußte sterben, so wahr ein Gott über unsern Häuptern!"

Da erdröhnte plötzlich ein heftiger Donnerschlag, daß die Fensterscheiben zitterten. Thilo fuhr erschrocken zusammen und stand wie vernichtet da. Gerhard nahm die letzterklungenen Worte auf und frug: „Gerechte Strafe? — Bruder! wenn Du meine Stimme nicht hören willst, so höre die in den Höhen des Himmels; die Stimme des Allgewaltigen, welcher feuerflammt über den Welten; die Stimme dessen, der den Pharao ersäufte und den Sanherib schlug. Thilo, Thilo! Unschuldig vergossenes Blut dampft aus der Erde auf. Der Geist des Ermordeten steigt empor und pocht an dem Himmelsdache an, daß die Rache aufwache aus dem Schlafe und herniederfahre auf Dein schuldbeladenes Haupt. Dank' es dem Himmel, daß der starke und männigliche Schönburg jetzt nicht hier steht in diesen entweihten Hallen; grimmiger als der Donner über dem Rücken Deiner Burg würden seine Worte an Dein Ohr schlagen ob Deiner That, die wie ein Sturm durch alle Lande heulen und die tiefsten Schläfer aufwecken wird. Gott! warum führte mich Deine allmächtige Hand nicht eine Stunde früher in diese Mauern. Enthauptet, enthauptet den alten treuen Johannes. Schmerz! Seelenfolter! Das Schwert des Henkers als Lohn für seine Dienste; gefallen sein graues Haupt. — Braus't ihr Wolken! Regen

ström' hernieder auf die Erde! Nimmer, nimmer wäschest Du diese Schande ab."

Der Bischof Thilo ging bewegt auf ihn zu und sprach: „Gerhard! wenn ich Dich noch Freund nennen darf, wenn nur eine Stunde von jenen Tagen an Deinem Gedächtniß vorübergeht, wo wir gleich hellen Dioscuren die Straße der Freundschaft wandelten, so verlaß mich nicht in dieser Stunde. Zorn! Aufwallung! Der Schein der That! Die Hölle zu meiner Seite. — Bleib, bleib bei mir! Verlaß mich nicht! Nacht wäre es, wenn Du von mir gingst, und eine Lücke gähnte in mein Leben."

„Freund? Bruder? Ja, das bin ich!" entgegnete Gerhard, und will es bleiben um Deiner Seele willen. Treuvereint wie Zwillingsbrüder im Schoß der Mutter laß uns jetzt Tage und Wochen verleben, mit der Geschichte der eigenen Brust zu Gericht gehen und im Spiegel der Vergangenheit schauen, was zu unserm Frieden dient."

Thilo stürzte an seine Brust und sprach kein Wort. Das Gewitter tobte immer stärker. Weithin rollte der Donner und in der Capelle läuteten die Mönche zum Gebet. Gerhard erfaßte Thilo's Hand und sprach: „Komm, laß auch uns die Hände falten, denn ein inniges Gebet wird Dir heute frommen." — Beide gingen in den Dom und Thilo betete mit Inbrunst an der Seite seines Freundes.

Den Leichnam des armen Johannes hatte der Bürgermeister in Empfang genommen, welcher dafür Sorge getragen, daß demselben ein Begräbniß nach christlicher Sitte werde. Dicht hinterm Schloß zu Merseburg, in einem Hölzchen von Tannen und Fichten, hatte man so eben den Grabhügel erhöht, worunter der Arme seine Ruhestätte gefunden. Als die Arbeit beendet, beteten die Umstehenden still für seine Seele und entfernten sich dann langsam. Das Wetter war immer grausiger geworden. Dichte Regentropfen fielen herab; der Wind heulte durch die Tannen, daß es rauschte wie Brausen des Meeres.

Da stürzte der Jäger Ulrich, wie von rächenden Furien verfolgt, durch das Gebüsch. Das bleiche Gesicht, das emporgesträubte Haar, die bebenden Lippen so wie die schlotternden Knie malten den furchtbaren Zustand seiner Seele. Mit eisiger Hand griff jetzt das Gewissen in dieselbe ein und rüttelte mit Gewalt an den Nerven seines Lebens. Mit ängstlich stieren Blicken sah er jetzt hinter sich und rief: Hinweg, hinweg! entsetzliches Phantom, das sich an meine Fersen hängt. Blutig, die Augen flammende Gräber, markversengend, haaraufsträubend treibt es mich hin und her und an meine Füße hängt sich's wie bleierne Felsen."

Da rollte der Donner immer schrecklicher über seinem Haupte und die Regentropfen fielen wie zischende Nattern hernieder auf den Boden. Krampfhaft gekrümmt stand der Bösewicht da und blickte mit wildem Auge gen Himmel, als wollte er den Elementen gebieten. Da dröhnte es abermals aus den Wolken herab. Kreischend schrie er auf: „Donner und Blitz! Wollt ihr mich zermalmen, weil ich mein Scherflein beitrug zum Tode des alten Lebenssatten? — Stückwerk nur war es, wie die ganze Welt, die aus Trümmern zusammengewürfelt ist, so wie der Riese und Zwerg in einem Fleische, genannt Mensch, Meisterstück der Schöpfung! — Schweigt, ihr Grillen des Himmels! Zu was die Elemente mit ihren Schrecken? Der Schöpfung erster Wurm, der Mensch allein ist schon schrecklich genug, denn mehr als alle Elemente ist das menschliche Herz!" — Müde, als wenn er den Erdball umlaufen, stützte er seinen Kopf in die Hand und wankte vorwärts. — „Da ist ein Rasen," murmelte er und schritt, ohne zu ahnen, daß das Opfer seines Hasses hier ruhe, dem Grabhügel entgegen. — „Dort," flüsterte er, „dort ist ein Rasen, da will ich ruhen, schlafen — träumen!"

Plötzlich fuhr er mit einem Schrei zurück. Er erblickte den aufgeschichteten Hügel. Tausend Ahnungen flogen durch seine Seele. Seine Knie wollten kraftlos zusammenbrechen; da ermannte er sich wie ein Sünder, der schon das Herannahen der Vergeltung in seinem gefrierenden Mark spürt, und schrie mit entsetzlicher Stimme: „Ein Grab! Zwei Arme wühlen sich heraus, kreuzen sich über dem Rasen und versagen mir die Rast. Sie wachsen, sie umklammern mich wie riesige Schlangen! Leichenduft umfängt meine Sinne! Die Sonne bleibt hinter mir zurück und dort — eine Gestalt! gehüllt in Flor. — Rächende Geister dort über dem Hügel! — Hinweg, hinweg! es ist das Grab des alten Johannes."

Zermalmt von der Angst, die sein Haar sträubte und kalte Blasen auf der Stirne auswarf, floh er hinweg. Alle Elemente tobten und ras'ten als gelte es den letzten Sturm. Da trat mild wie ein Engel, einfach und schmucklos in schwarze Trauerkleider eingehüllt, Elsbeth hervor und blickte wehmüthig nach dem Grabhügel. In der Hand hielt sie einen Kranz von weißen Rosen und Immergrün. Der Sturm hörte auf zu rasen; der Himmel, durch den sanft die Röthe des Abends schimmerte, wölbte sich in ein heiteres Blau. — Elsbeth blickte umher und sprach: „Sie sagen: hier, hinterm Schloß, im Tannenwäldchen, da sei sein Grab. Hier ruhe er nun in Frieden. — Da hat die arme Elsbeth Rosen gepflückt, um seinen Hügel zu schmücken. — Es ist Sommer, da blühen Rosen. Doch bald kommt der Herbst, da wehen Stürme; die Blätter werden krank, welken und fallen ab. — Auch mein Herbst wird bald kommen. Wenn die wilden Schwäne hinziehen werden nach dem Süden, da werden Sterbeglocken läuten. Schwarzumflorte Männer werden einen Sarg erheben und wenn die Leute fragen: Wer wird da begraben? so wird es heißen: die arme Elsbeth."

Sie wankte nach dem Grabe, kniete nieder und legte den Kranz darauf. Eine heilige Stille waltete in der Runde; selbst das Laub der Bäume hörte auf zu rauschen; die ganze Natur hielt den Odem an. Elsbeth erhob den Blick und sprach mit inniger Rührung: „Ruhe aus, Dulder! unter kühlem Moos. Dort, in Allvaters Sonnenlicht will im Geist ich bei Dir leben und bekränzen Deinen Aschenhügel, bis auch mich der Herr dereinst abruft zu ewiger Wonne, zu ewiger Vereinigung.“

Drei volle Jahre waren verstrichen. Den Bischof Thilo sah man während dieser Zeit oft still und vor sich hinbrütend auf seinem Zimmer sitzen. Jagd und Gastereien, die früher an der Tagesordnung waren, gewahrte man äußerst wenig. Noch auffallender aber war der Zustand des Jägers Ulrich. Die eingefallenen Wangen, das trübe, düstere Auge ließen auf ein zerstörtes Leben schließen. Nahte sich ihm jemand, was selten geschah, so wich er den Leuten aus und brachte seine Stunden meist im düstern Walde oder auf einsamen Wegen zu.

Da nahte der eilfte October und dieser Tag war allemal für die Bewohner Merseburgs ein festlicher Tag, denn am eilften October des Jahres **1021** war der Dom daselbst durch den Bischof Dittmar eingeweiht worden, und nach dem Willen des Bischofs Thilo sollte diesmal das Fest der Kirchweihe mit allem Gepränge abgehalten werden. Der Bischof Gerhard von Meißen so wie der Bischof von Naumburg, Schönburg, waren durch besondere abgesandte Diaconen dazu eingeladen worden, und der Letztere, der seit dem Todesschuß, den Thilo an dem Jäger Werner verübt, nicht wieder in Merseburg gewesen war, hatte dies besonders zugesagt.

Tags vorher zogen die Bischöfe mit ihrem Gefolge ein, worunter sich viele Ritter und Prälaten befanden. Auch kamen fremde Gaukler und Spielleute herzu, und alle Heerstraßen führten trotz des ungünstigen Wetters Reiter, Wagen und Fußvolk in die Stadt.

Gegen Abend erhob sich ein heftiger Sturmwind, der weithin braus'te und sich in der Nacht zu einem förmlichen Orkan gestaltete. Riesige Eichen und Tannen hinterm Schlosse wurden entwurzelt, Dächer abgedeckt und sämmtliche Kähne auf dem Saalflusse zerschellt. Gegen Morgen legte sich jedoch der Sturm und die Sonne schien freundlich aus der duftgewobenen Bläue hernieder.

Fortsetzung folgt.

In dir selbst.

Wo Gott wohnt, ist der Himmel
In seiner vollen Pracht,
D'rum hat Gott eine Stätte
Uns im Gemüth gemacht.

Dein Sehnen nach dem Himmel,
Es wird gestillt schon hier,
Nur liebe treu und glaube,
Und er — er kommt zu dir.

Feuilleton.

Ergebniß einer Jagd. Eine große Jagd, welche kürzlich am Kellerberg an der Südbahn von Bauern abgehalten wurde, lieferte folgendes Resultat. Erlegt wurden: 4 Ziegen, 1 Bock, 3 Füchse, 2 Hasen, 11 Hennen, 2 Katzen, 14 Tauben, 3 Dachshunde, 8 zahme Enten, 1 Haushahn, 1 Grenzsäule und 2 Ortstafeln; dagegen nur angeschossen: 1 Fleischergesell, 4 Schützen, 1 Bahnwärter, 2 Dienstbuben und 1 Gemeindediener.

Ein höchst sonderbares Geschenk erhielt neulich der zum Oberbefehlshaber der französischen Station in La-Plata ernannte Contre-Admiral Denbourdieu. In der Schlacht bei Navarin verlor bekanntlich derselbe ein Bein und es wurde ihm deshalb in Folge einer eröffneten Subscription ein „hölzernes Ehrenbein“ zum Geschenk gemacht.

Ein Schuß in's volle Blüthenleben. In Wien ereignete sich am zweiten Weihnachtsfeiertage des vergangenen Jahres folgender Trauerfall: Ein Militärarzt, jedoch in Civilkleidung, ging Abends am Militärspitale an einem Wachtposten rauchend vorüber; dieser rief ihm zu: „Die Cigarre aus dem Maul!“ und wiederholte, als nicht Folge geleistet wurde, diesen Ruf dreimal; der Militärarzt stieß irgend ein Schimpfwort aus, ließ sich im Rauchen nicht stören und ging weiter; der Soldat legte auf ihn an und schoß ihn durch den Rücken mitten durch das Herz. Der Unglückliche stürzte zusammen, und nachdem er noch ausgerufen: „In Ungarn flogen Tausende von Kugeln um mich herum und hier muß ich wie ein Hund sterben!“ gab er den Geist auf. Die Aufregung, welche diesem Attentat folgte, war so groß, daß alle Militärärzte nach ihren Säbeln rannten, um die Schildwache in Stücke zu hauen, und nur den Bitten, Ermahnungen und Bemühungen der Primärärzte und der anwesenden Officiere gelang es, sie davon abzuhalten. Die Schildwache wurde arretirt und das Militärspital war bis den 28. December durch zwei Bataillone Infanterie und eine Escadron Cavallerie bewacht, um die Ruhe zu erhalten. Die Cameraden des Unglücklichen zogen sich in ihre Zimmer zurück und legten ihre Waffen ab; um ihren Gefühlen aber Luft zu machen, schrieben sie mit rother Kreide über ihre Thüren: „Rache! Rache!“ Die Indignation ist allgemein. Nur die Officiere versuchen es, sie zu entschuldigen.

Allzuviel ist ungesund. Herr Miot, welcher kürzlich in der französischen Nationalversammlung durch seine socialistisch-demokratische Begeisterung indignirte, erschien in dem Departement Nièvre, in welchem er gewählt wurde, bei einem Bankett, um seine rothe Gesinnung symbolisch anzuzeigen, in einem rothen Anzuge, der aus einer rothen Mütze, rothen Cravatte, rothen Weste, rothem Rocke, rothen Beinkleidern, rothen Schuhen bestand. Dies ist nicht etwa Scherz, sondern buchstäbliche Wahrheit.

Fra Diavolo und Zampa sind in Sicilien wieder erstanden! Eine junge und natürlich auch hübsche Dame

wurde unlängst von einer Räuberbande ihrer trostlosen Mutter in Selvaggi, Provinz Trapani weggeraubt. Die Räuber forderten zuerst 3000, dann 10,000, zuletzt 12,000 Unzen Lösegeld (1 sicilische Unze = 14 franz. Fr.). Der Gouverneur der Provinz, dem die Sache angezeigt wurde, machte sich mit drei Colonnen zur Entdeckung der Räuber auf und war so glücklich, die geraubte Dame, Mlle. Antonia Lazzara, aus den Händen der Bösewichter zu befreien. Man hatte ihr, da die verlangte Summe nicht bezahlt wurde, mit dem Tode gedroht, aber sonst kein Leid zugefügt.

Die Frauen und Jungfrauen zu Flensburg in dem Herzogthum Schleswig wissen den dänischen Herren gegenüber ihren gutdeutschen Patriotismus in mancherlei Weise geltend zu machen. Bekanntlich haben sie unlängst mit großer Entschiedenheit abgelehnt einen prächtigen Ball zu besuchen, weil sie nicht geneigt waren, mit antideutschen normännischen Officieren zu tanzen. Das ist aller Ehren werth. Neuerdings wird berichtet, Graf Eulenburg, dem man bekanntlich vorwirft, daß er die deutschen Interessen des Herzogthums Schleswig nicht zu wahren verstehe, habe von den Damen Flensburgs als Weihnachtsgeschenk eine weiße Nachtmütze mit rothweißer Quaste und einer Zuschrift folgenden Inhalts erhalten: „Genehmigen Sie, Herr Graf, beifolgendes Zeichen einer aufrichtigen Anerkennung Ihrer Verdienste um unser theures Vaterland."

Ein ruchloses Verbrechen, welches neun bis zehn Personen getroffen hat, ist gleichzeitig in zwei verschiedenen Quartieren von Paris begangen worden. Eine einzelne junge Dame, welche in der Rue de la Victoire lebt, erhielt am Sylvesterabend durch einen Lohndiener eine sorgsam verschlossene Büchse mit sechs Rahmtorten, welche nach der Aussage des Ueberbringers von einem ihm unbekannten Herrn kamen. Die junge Dame hielt die Torten für ein Neujahrsgeschenk und verspeis'te vier derselben mit ihrer Magd, die andern beiden schickte sie dem Portier des Hauses, der sie mit seiner Frau und seinem ältesten Kinde verzehrte. Nach einer Stunde wurden die fünf Personen, welche von dem Backwerk gegessen hatten, von furchtbaren Leibschmerzen ergriffen, und als ein Arzt herbeigerufen wurde, hatten sich schon alle Spuren einer Vergiftung eingestellt. Durch Anwendung energischer Gegenmittel wurde der Portier mit seiner Familie und die junge Dame aus der dringendsten Gefahr gerettet, die Magd dagegen liegt hoffnungslos darnieder. — An demselben Tage erhielt ein Mädchen in einem tolerirten Hause Rue de Vertbois ein ganz gleiches Geschenk unter genau denselben Umständen. Sie theilte von den Kuchen einem Manne und drei andern Mädchen mit und alle Fünf wurden sogleich von Krämpfen und Leibschmerzen befallen. Der Mann und eins der Mädchen starben nach 48stündigen furchtbaren Qualen; die übrigen drei Mädchen hofft man noch zu retten. Die gerichtliche Untersuchung hat sogleich begonnen und das Vorhandensein einer Arsenikvergiftung constatirt. Als verdächtig ist ein gewisser Aymet, ehemaliger Stellvertretungsagent, eingezogen worden, welcher früher in Beziehungen zu den beiden Geschenksempfängerinnen gestanden hat; die beiden Lohndiener, welche die Polizei bereits ausfindig gemacht hat, werden mit ihm confrontirt werden.

Der Kaiser von Rußland verbietet, nach Schweizer Blättern, den Angehörigen vieler Schweizercantone das Betreten seiner Staaten, namentlich den Genfern, Neuenburgern und Waadtländern, wodurch vielen empfindlicher Schaden erwächs't, die als Erzieher, Gesellschafter u. s. w. bei den russischen Großen ein schönes Auskommen fanden.

Ein Curiosum aus Californien bringt eine zu Philadelphia erscheinende Zeitung. Es ist ein Privatbrief, der folgende Stelle enthalten soll: „Ich bin nun acht Jahre hier und noch unbeweibt. Mein Freund, Dr. L., ist kürzlich nach Schottland gereis't; ihm habe ich Auftrag gegeben, mir eine Frau mitzubringen, welche sechs Fuß hoch sein, blaue Augen und dunkelbraunes Haar haben muß. Diese verpflichte ich mich entweder zu heirathen oder ihr 10,000 Dollars Reugeld zu zahlen. Hoffentlich — heißt es in dem Briefe weiter — werden wir, wenn sich unsre Zustände nur noch etwas mehr befestigt haben, bald 10,000 Mädchen „erster Qualität" im Lande haben; denn an Geld und Gut gebricht es uns nicht, nur an Frauen."

Die gegenwärtige Stärke der activen englischen Seemacht beträgt der „United Service Gazette" zufolge 199 Schiffe mit 2716 Geschützen und 29,217 Officieren und Matrosen. Davon stehen zu Portsmouth 16 Schiffe, zu Devonport 8, zu Falmouth 7, zu Sheerneß 5, zu Woolwich 8, zu Queenstown 8, zu Lissabon 8, im Mittelmeere 28, in Westindien 13, im stillen Meere 13, an den afrikanischen Küsten 25, an der Südostküste Amerika's 11, am Cap 6, Entdeckungs- und Beaufsichtigungsschiffe 21, Admiralitätspacketschiffe 12 u. s. w.

Ein höchst possirlicher Fall ereignete sich in Pesth. Ein als Marodeur zurückgebliebener Circassier sprach zufällig in einer Schenkstube ein, und als er in dem anstoßenden Speisesaale Musik hörte, drang er neugierig näher und stand nicht wenig verdutzt, als er die glänzende Beleuchtung und die duftenden Speisen bemerkte. Solcher Dinge mag sich wohl nicht einmal ein tapferer Chan des Kaukasus zu erfreuen haben. Einer der Anwesenden machte sich das Vergnügen, ihm einige Speisen verabreichen zu lassen. Dem Naturkinde behagte diese Gastfreundschaft ungemein, und als der geldsammelnde Musiker mit dem Teller sich auch seinem Tische nahte, glaubte er wahrscheinlich, daß man in diesen wirthlichen Hallen nächst den köstlichen Speisen auch noch mit Geld regalirt werde; deshalb griff er also mit voller Hand zu, und nur einer längern zum Theil mimisch geführten Unterhaltung gelang es, die Guldenviertel aus dem engen Behältnisse seiner markigen Faust zu befreien.

Ein arabisches Receptbuch, welches ein Reisender zu Algier vorfand, giebt Belehrungen über die Wunderkräfte, welche in der Taube versteckt sind. So sagt dies Büchlein unter anderm: Wer ein Taubenauge nimmt, es trocken werden läßt, mit Butter eine Pomade daraus macht und sich damit das Gesicht reibt, wird so schön, daß ihm kein Wesen des andern Geschlechts widerstehen kann. Ein geröstetes Taubenherz, zerschnitten und mit Zucker bestreut, läßt zwischen dem Paar, welches dasselbe zusammen verzehrt, die lebhafteste Freundschaft entstehen.

Sehe jeder wo er bleibe 2c. Laut einem Privatbriefe aus Highland (Staat Illinois) ist Heckers Farm sehr belebt. Der romantische Revolutionär hat seine Familie mitgebracht und ist ein rüstiger, von seiner Umgebung geachteter Bauer geworden. Seine Besitzung liegt zwischen dem „Jura" und dem „Rigi." Zum Nachbar hat Hecker den Sohn des Genfers Rilliet Constant, der auf dem Sonnenberg wohnt, ferner den ehemaligen Stadtrath Bury von Nürnberg und den Pfarrer Bouillez von Lausanne. In der Nähe wohnt der Pfälzer Bernays, vor 1848 viel genannt als Redacteur des Pariser „Vorwärts" in seiner schmuzigsten Periode und als Correspondent, der gutgesinnte Blätter zu foppen liebte, nach der Februarrevolution französischer Diplomat (!) in Wien während der kurzen Dauer der provisorischen Regierung. Anneke ist mit seiner Frau nach Wisconsin gezogen zu einem dort schon lange ansässigen Verwandten. Brentano und Dr. Eberts, einst Redacteur des ephemer in Frankfurt 1848 erschienenen Reichstagsblattes, wohnen auf derselben Farm, und Fröbel hat sich in Newyork allerdings mit einigen Seifenfabrikanten vereinigt und ist in eifriger Hervorbringung dieses von deutschen Republikanern sonst nicht eben vorzugsweise gesuchten Products begriffen. Aus Milwaukie in Wisconsin wird unter dem 20. November 1849 geschrieben: „Das gesellschaftliche Leben ist unangenehmer Art. Milwaukie ist der Landungsplatz aller Sorten europäischer Flüchtlinge und Glücksritter. In Massen sitzen sie hier, raisonniren über Gott und die Welt, tagedieben und bemühen sich, einer

den andern schlecht zu machen. Man muß sich hüten, aus seinen vier Wänden zu kommen." Hermann Kriege, der 1846 den socialistischen „Volkstribunen" in Newyork redigirte, dann bei dem Berliner Demokratencongreß 1848 präsidirte und später von Hamburg aus elegische Klagen ertönen ließ über die Engherzigkeit der Demokratie, die ihre Reisenden so schlecht bezahle, ist nach Amerika zurückgekehrt und hat mit dem 1. October die „Illinois-Zeitung" übernommen.

Die Einwanderung in New-York betrug im Jahre 1848 schon 189,176 Köpfe; 1849 aber bis zum 4. December 230,333. Für den Rest des Decembers kann man füglich noch 5000 Seelen annehmen, so daß der Ueberschuß im laufenden Jahre mehr als 46,000 Köpfe beträgt. — In den Vereinigten Staaten sind 8500 Miles Eisenbahnen vollendet und etwa 400 Miles weiter sollen im nächsten Frühling fertig sein.

In England hat man ein Exemplar eines am Bord des Kriegsschiffes Arrogant verfaßten, gedruckten und herausgegebenen Blattes erhalten, welches den Titel „Arrogant journal" trägt — gewiß das erste Beispiel einer auf der hohen See redigirten und veröffentlichten Zeitung. Sie enthält unter anderm eine ausnehmend anziehende Schilderung von dem großartigen Vulcan Kiranea auf den Sandwichinseln, die von dem Wundarzte Dr. Rees abgefaßt ist.

In Halle ist die Marmorbüste des verstorbenen Gesenius angelangt und wird dieselbe nächstens in der Aula des Universitätsgebäudes aufgestellt werden. Ueber die Besetzung der Wegscheider'schen Stelle hört man noch nichts genaueres.

Der Hafen von Liverpool ist sehr unglücklich mit seinen Auswandererschiffen. Wieder ist ein Schiff von 700 Tonnen, das von Liverpool nach Neworleans mit 375 Auswanderern fuhr, in der Nähe der Insel Korum gescheitert. Es gelang der Mannschaft noch, das Leben der Auswanderer zu retten; Lebensmittel und Kleider wurden aber großentheils ein Opfer der Fluthen. Bevor die Schiffbrüchigen weiter geschafft wurden, waren 13 vor Hunger und Kälte gestorben.

Kunstzeitung. Ueber die neuesten Ausgrabungen in Rom schreibt man von dort der „Köln. Zeitung": Die von dem römischen Ministerium geleiteten Ausgrabungen haben manches zu Tage gefördert. Der am Esquilin ausgegrabenen mit Scenen der Odyssee staffirten Landschaften und Marinen sind, so viel ich gesehen und erfahren, sieben; sie enthalten die Ankunft bei den Lästrygonen, die Vernichtung der Schiffe des Odysseus, seine Flucht, die Ankunft bei Circe und deren Palast, die Befragung des Tiresias und einzelne Scenen der Unterwelt selbst, zum Theil jedoch sehr zu Grunde gerichtet. Was die Statue des Athleten betrifft, welche in der sehr ergiebigen Ausgrabung vom Vicolo delle Palme gefunden, der in diesen Tagen wieder das Hinterviertel eines Ochsen von Bronze lieferte, so gehört völlige Unkenntniß griechischer Kunst dazu, um mit hiesigen Archäologen in ihr ein Werk des Lysipp sehen zu wollen; sie sticht unter den Statuen zweiten Ranges im Vatican keineswegs hervor und mag in Rom nach dem berühmten Kunstwerke copirt sein, für das man sie ausgeben möchte. Auf dem Forum des Trajan hat man sehr bedeutende Architekturfragmente guter Arbeit und mehrere Säulen von dem so sehr geschätzten sogenannten giallo antico aufgefunden, welche über die Architektur der Basilica neue Aufschlüsse geben, um nicht zu reden von einem historisch wichtigen Decrete der Kaiser Theodosius II. und Valentinian II., das bei dieser Gelegenheit an's Tageslicht gekommen ist, so wie denn auch die Ausgrabungen der Basilica Julia einige epigraphische Ausbeute gewährt haben.

Literarisches. Vom ersten Januar 1840 bis zum letzten December 1848 haben die französischen Pressen 87,000 größere oder kleinere Werke gedruckt, darunter 3700 neue Auflagen alter lateinischer und französischer Classiker und mehr als 4000 Bände von Uebersetzungen aus modernen Sprachen, vorzugsweise aus dem Englischen. Gegen 9000 dramatische Dichter haben während dieser Zeit ihre Stücke dargestellt und gedruckt gesehen; 60 mußten sich mit dem Drucke begnügen. Ueber geheime Wissenschaften, Kabale und schwarze Kunst erschienen in den angeführten neun Jahren 200, über Adel und Genealogie 75 Werke. Reisebeschreibungen wurden gegen 800, Romane und Novellen fast 6000 veröffentlicht, die socialistische Literatur aber hat mehr als 20,000 Bände aufzuweisen.

*** Eins der größten Werke, die je im englischen Buchhandel unternommen worden, ist die Encyclopaedia Metropolitana, welche nach einer Arbeit von 28 Jahren in 30 Quartbänden vollständig geworden ist. Die Kosten derselben beliefen sich auf die enorme Summe von 44,000 Pfd. Sterl. — Das Werk umfaßt 23,000 Quartseiten Text und 600 Kupfertafeln. Der Plan derselben wurde von Samuel Taylor Coleridge entworfen und dafür anstatt der gewöhnlichen alphabetischen Ordnung eines Universal-Wörterbuchs der Künste und Wissenschaften eine methodische angenommen, nach welcher das Werk in vier Generalabtheilungen zerfällt. Die einzelnen Wissenschaften sind von den ausgezeichnetsten Gelehrten Englands abgehandelt, und es wurde bisher nur Klage darüber geführt, daß die verschiedenen berühmten Monographien von Airy, Herschel, de Morgan, Senior, Bell, Roget, Gray u. s. w. nur durch Ankauf einer ganzen Abtheilung zu erlangen waren. Diesem Uebelstande ist indessen jetzt abgeholfen, nachdem die unternehmenden Verleger Griffin und Co. das Werk durch Kauf an sich gebracht und die Herausgabe einer zweiten Auflage in Octavbänden zu äußerst mäßigen Preisen begonnen haben. Alle Bände werden einzeln verkauft. — Erschienen sind bis jetzt: Coleridge on the Science of Method und Archbishop Whateley's berühmte Werke über Logik und Rhetorik.

*** Die Vereinigten Staaten von Nordamerika zählen 182 öffentliche Bibliotheken mit zusammen 1,294,000 Bänden. 43 von diesen Büchersammlungen haben je 10,000, 9 mehr als 20,000 und nur 2 über 50,000. Die größte Bibliothek Nordamerika's ist die der bekannten Harvard-Universität in Massachusetts mit nahe an 70,000 Bänden.

Aus der Theaterwelt. Zu Düsseldorf ging eine neue fünfactige Oper: „Fiesco, Graf von Lavagna," mit Beifall in Scene. Componist derselben ist der Capellmeister Müller am dortigen Theater.

*** Der bekannte Komiker Wallner hat sein Engagement zu Petersburg aufgegeben und ist in Leipzig angelangt. Er wird den Einladungen mehrerer deutschen Theater Folge leisten und Gastrollen geben. Ein heiteres Willkommen wird ihm überall entgegentönen, da Wallner zu den Wenigen gehört, welche in unsern Tagen noch die Casse der Direction füllen.

*** Am Theater zu Braunschweig hat Herr Schütz das Amt eines Oberregisseurs übernommen.

*** Das neueste Drama von Mosenthal: „Cäcilie von Albano," ist in Wien mit einem Erfolge in Scene gegangen, wie seit Jahren kein anderes Stück. Es steht zu erwarten, daß dieses Stück eben so die Runde über die Bühnen antreten wird wie „Deborah."

*** Madame Sonntag ist in Begleitung Lablache's, Calsolari's und Piatti's auf einer neuen Reise durch England und Schottland begriffen. Sie wird überall freudig, zum Theil enthusiastisch empfangen. Bei Gelegenheit ihres letzten Concerts sagt ein Berichterstatter in Leeds Times, „die grausame Zeit habe sie nicht wie ein Zerstörer, sondern wie ein Geliebter behandelt." Ihr mezza voce wird namentlich gerühmt.

*** Laube beabsichtigt auf dem Hofburgtheater in Wien zuvörderst das Schauspiel: „Franz von Sickingen," von Bauernfeld, sodann Shakespeare's: „Julius Cäsar" und „Coriolan" in Scene zu setzen.

*** In dem Zeitraume vom 1. December 1848 bis zum 1. December 1849 wurden auf dem Dresdener Hoftheater in der Stadt 294 und auf dem Theater am Linke-

schen Bade 29, in Summa 323 Vorstellungen gegeben. Zum Erstenmale wurden aufgeführt 36 Stücke (10 Opern und Singspiele, 9 Tragödien und Schauspiele, 13 Lustspiele, 4 Ballets); 13 Vorstellungen waren neu einstudirt. Die Zahl der sämmtlichen Mitglieder des königl. sächsischen Hoftheaters und der Capelle wie auch der Beamten und Officianten beträgt gegenwärtig 306.

*** Von Adam liegt eine neue komische Oper vor. Sie heißt „der Leuchtthurm" und wurde zu Weihnachten in Paris aufgeführt. Nach einem Bericht von Berlioz im Journal des Debats scheint der Text das Schicksal der meisten Operntexte zu theilen: er ist matt. Die Musik ist leicht, zierlich und für die Sänger bequem; zwei Romanzen und ein Fischerchor sollen besonders ansprechend sein; auch wird die Instrumentirung gelobt. Während des ganzen ersten Acts ist das Meer in stürmischer Thätigkeit; anderthalb Stunden lang mußten einige Dutzend Bursche ununterbrochen den Ocean in Bewegung erhalten, das heißt die bemalte Leinwand von unten nach oben schwenken. Dabei kam es zu einem Streit zwischen diesen Meerfabrikanten, der am Ende so laut wurde, daß das Publicum hörte, wie dieselben einander als „Aristo's" und „Reacs" schimpften; auch war von Bourgeois und Bürger Proudhon die Rede, also politischer Hader sogar unter dem Theatermeer.

Humoralia. Reisende Naturforscher in Sibirien fanden einen Soldaten, der, wie man nachher hörte, vor 105 Jahren erfroren war. Die letzten Worte, die er vor seinem Erstarren gesprochen, waren gewesen: „Es ist verd..." Das Wort erstarb ihm auf der Zunge, er war hart und kalt wie Stein. Als ihn die Naturforscher nach vieler Mühe wieder aufgethaut hatten, da löſ'te sich auch die gefrorne Zunge und er begann sogleich: „ammt kalt heute."

*** Wenn eine Frau alle in Deutschland erschienenen Kochbücher lesen und darauf täglich 16 Stunden verwenden wollte, so müßte sie ein Alter von 963 Jahren erreichen.

*** Warum ist das Evangelium von der Samariterin das längste? — Weil darin eine Frau redet.

*** In einer Londoner Zeitung bietet ein Klempner „Badewannen für Pferde" an. — Auch noch nicht dagewesen.

MODEN.

Paris, den 11. Januar 1850.

Zu keiner Zeit des Jahres ist so viel Putz geliefert worden als im jetzigen Augenblicke, und doch giebt es eigentlich keine neuen Moden, sondern nur eine unendlich mannigfaltige Verwendung der längst angenommenen Schnitte und Verzierungen. Je mehr man jetzt auf der Höhe der Wintervergnügungen den Ball- und Gesellschaftsanzügen Aufmerksamkeit und Thätigkeit zuwendet, desto einfacher sind die Stadttoiletten und desto mehr bethätigt man gerade in dieser Einfachheit den guten Geschmack.

Zum Ausputz der einfarbigen Kleider und Oberröcke werden sehr oft wollene Spitzen verwendet und zwar meist schürzenförmig auf den Rock gesetzt; oben am Rande jedoch, wo die Spitzen angenäht werden, setzt man gern zur Verschönerung Atlasröllchen an, die besonders auf Sammetkleidern von ausgezeichneter Wirkung sind. Ferner hat man die so beliebten mailändischen Schnürchen und die fein gepreßten Sammetbänder, welche vielfach auf Cachemir und die feinen Zephyrtuche als Ausputz angebracht werden. Seit einiger Zeit sieht man zum Ausgehen viel Tuchkleider tragen, und zwar besonders in folgenden Farben: eisengrau, korinthbraun, nacarat, pfaugrün und englisch-schwarz. Alle diese Kleider haben hohe und meist ganz glatte Leibchen, doch ist die Taille lang und mit tiefer oder gar keiner Schneppe versehen. Hierzu darf ein Gürtel nicht fehlen, welcher gewöhnlich aus schön gemusterten Sammetbändern besteht. Die Aermel trägt man zum Theil halblang und ziemlich weit; dagegen sieht man auch deren, die ganz gerade geschnitten und am Handgelenke in ein Bündchen gefaßt sind; die halblangen sind indessen für jetzt die bevorzugtesten, indem die feinen Unterärmel, welche in so schönen Mustern existiren, sehr gern getragen werden. Ist auf dem Rocke kein schürzenförmiger Besatz angebracht, so enthält man sich alles und jedes Ausputzes.

Die eleganten Hauskleider sind von breitgestreiftem Seidenzeuge, von gegittertem Cachemir und von einfarbiger Popeline mit kleinem Dupfenmuster. Hier sieht man schon sehr oft halbhohe Leibchen mit Schneppe oder Gürtel und langen breiten Flatterbändern. Auf den Rock erlaubt man sich sehr wenig Ausputz anzubringen, und außer dem schürzenförmigen Besatz, welcher so sehr verschieden angeordnet werden kann, wüßten wir durchaus nichts von Bedeutung anzuführen.

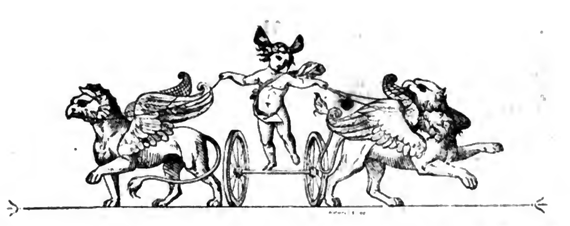
Was die Anzüge zur Visite oder für die Gesellschaft betrifft, so werden in dieser Jahreszeit fast nur Sammet, Mohr, Atlas und überhaupt nur schwere und kostbare Stoffe getragen. Folgendes ist die Beschreibung einer eleganten Toilette: Ein Kleid von saphirgrünem Sammet mit halbhohem Leibchen; dazu eine Berthe von Hermelin; die Aermel halblang und mit Hermelin handbreit vorgestoßen; der Rock vorn auf beiden Seiten aufgeschlitzt und in kleinen Zwischenräumen mit Knöpfen, welche durch kleine Kettchen getrennt sind, über einem weißen Atlaskleide geschlossen. Der Kopfputz zu diesem Furore machenden Anzuge bestand aus einer Barbe von Blonde, welche mit einer doppelten Brillantnadel befestigt war. Recht gut machte sich auch ein Sammetkleid von königsblauem Sammet, über einem weißen Mohrunterkleide geöffnet, wobei Bandschleifen durch kleine goldne Schnallen gezogen waren. Das Leibchen, halbhoch, war mit einer Draperie von Atlas umgeben. Die halblangen Aermel hatten zum Besatz ein altfränkisches Bandgefältel, wozu Unterärmel von Tüll kamen, welche sehr schön bauschig gezogen waren, und über die Hand fiel eine sehr schöne breite Spitzenmanschette. Dazu gehört endlich noch eine Decke à la Marie Stuart von Tüll und Atlas; rings um den Rand der Decke zog sich eine Perlenschnur.

Ballanzüge giebt es in Unzahl. Drei Tüllröcke, weiß über weißem Atlas und am Rande je mit einer Silberspitze besetzt, passen sehr gut für eine junge Dame und gelten für einach und schön. Auf Taffetkleidern bringt man jetzt gern Gazebänder zum Besatz gleich Stufen an; dazu giebt es prächtige sehr schön gemusterte Bänder in verschiedenen Farben, namentlich blau und weiß mit einem gefälligen Muster, wie z. B. Winden, Epheu oder auch Arabesken; dies hat fast das Ansehen, als wäre Silber eingewebt. So giebt es auch sehr schöne Florbänder, welche ebenfalls mit zwei und drei Röcken getragen werden, doch dazu ist der Blumenausputz am üblichsten. Die drapirten Aermel sind eben so ausgeputzt. Von allen Blumen ist immer noch die Rose die begünstigtste; das Laub in Federblättern wird wohl niemand anders als schön finden können.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 4. Drei Maskenanzüge: Ein französisches Bauermädchen, eine Winzerin und eine Italienerin.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 5. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Thilo von Trotha.

(Fortsetzung.)

Als in aller Frühe die Glocken läuteten und die Spielleute mit Cymbeln und Posaunen von den Thürmen Festmusik ertönen ließen, ging der Koch Stephan heraus auf den Domplatz, wo er den Bürger Niclas fand. Selbiger kam ihm freundlich entgegen und rief: „Heisa, das ist heute ein Leben als wenn es Goldgülden geregnet und der Kaiser bei aller Welt Gevatter gestanden hätte."

„Ja," erwiederte Stephan, „ein losgelassener Bienenschwarm ist nichts dagegen. Aber so einen schönen Tag hätte sich gestern kein Mensch geträumt. Das war ja ein Wetter als sollte die Sündfluth wiederkehren. Mich wundert's nur, daß der Dachstuhl vom Schlosse keinen Riß bekommen hat; meine Feueresse flog herunter wie ein Sperling vom Dache."

„Ja," begann Stephan, „der ist festgebaut; desto mehr hat aber der Johannisthurm gelitten, dem hat der Wind seine Mütze genommen, daß die Sparren wie Zahnstocher in die Welt guken. Seht nur hinauf, die Schieferdecker arbeiten schon seit Sonnenuntergang."

Niclas blickte empor und schrie: „Meiner Treu, da kleben sie wie Firsterne am Firmament. Na, bei denen geht's heute auch hoch her."

Da wogte eine Menge Volk heran und strömte nach dem Domplatz. „Seht nur," begann Niclas, „alles schwimmt in Freuden und wartet auf den Festzug. Sogar der Todtengräber hat heute Schuhe an als wenn er Tanzmeister werden wollte. 'S ist doch etwas Schönes und Herrliches so ein Zug, wenn so große und berühmte Männer unter dem Geläute der Glocken in ihren Sammet- und Hermelinmänteln einherschweben. Ich sage Euch, wenn ich so etwas mit ansehe, dann ist mir allemal zu Muthe als wäre ich selbst so etwas Großes geworden."

Hier wurden sie abermals von dem Jubel des Volks unterbrochen, der sogar den vielbeschäftigten Hausvoigt herauslockte, um ein wenig an der Fröhlichkeit Theil zu nehmen. „Hei!" rief derselbe, „das ist ja heute ein Jubel, daß eine Nachtmütze lebendig werden könnte. Musik, Gaukler, Zigeuner und Fremde aus allen Städten, das ist die wahre Seite des Lebens."

„Ja," entgegnete Niclas; „eine seltene Munterkeit, aber das Beste für unsre Stadt ist der Geldumlauf. Es wird Geld verdient, viel Geld, und das ist die wahre bürgerliche Seite."

„Ueberall Fremde," stammelte der Hausvoigt; „gerade wie an einer Wirthshaustafel, wo vor jedem Teller ein fremdes Gesicht sitzt."

„Ihr bekommt ja wohl auch Besuch, wie ich gehört?" versetzte Stephan.

„Ja wohl, aus Leipzig. Ich habe dort einen weitläufigen Vetter, einen Studenten; ein Bursche von altem Schrot und Korn; einen Bart hat der Junge wie ein paar Fledermäuse, und Sporen an den Stiefeln, daß ich immer denke, sie klingeln zum Essen."

„Der besucht Euch?"

„Kommt heute angewachsen, wie er's nennt."

„Allein?"

„Gott bewahre! Er bringt allemal noch fünfe oder sechse mit. Lauter alte bemos'te Häupter, die fürchterlich in's Glas guken können."

„Verstehen also zu trinken?"

„Und wie. — Ich sage Euch, wenn der Gotthardsteich voll Champagner wäre und ich setze die Kerle Abends an's Ufer, über Nacht ist er leer wie die Welt vor ihrer Erschaffung." — Plötzlich wendete sich Stephan bei Seite. Eine wohlbekannte Stimme schlug an sein Ohr. „Seht einmal, Freund!" rief er aus; „kommt dort nicht der schwäbische Ritter, Hans von Schlauchheim?"

Der Hausvoigt lugte in die heranströmende Menge und sprach: „Beim heiligen Januarius, er ist's!"

Kaum hatte Schlauchheim die wohlbekannten Gesichter erblickt, als er auf sie zukam. Ein fröhliches Willkommen tönte ihm entgegen. Verwundert rief der Schwabe: „Sagt mir nur, Freunde, was ist denn heute hier los?"

„Das wißt Ihr noch nicht?" erwiederte der Gefragte.

„Kein Wort. Ich komme urstracks von Halle, vom Giebichenstein."

„Nun, so hört," nahm Stephan das Wort; „heute ist der eilfte October und dieser Tag bringt allemal Freude und Wohlleben in unsre Stadt."

Schlauchheim strich sich den Bauch und schmunzelte: „Der Tag hat meinen Beifall; ich werde ihn zu meinem Geburtstag machen."

„Kommt nur mit auf's Schloß," begann der Hausvoigt; „heute ist ein Fest, wie wir es noch nicht erlebt." — „Ja," stimmten die Andern ein, „heute wird getafelt und gezecht als sollte morgen die Welt untergehen."

„Gezecht?" schrie der Schwabe. „Der Gedanke ist groß, denn wenn ich von einem Gedanken rede, so rede ich allemal von einem unvernünftigen Gedanken."

Da regte sich die Volksmasse immer mehr. Etliche Anführer der Innungen gingen festlich geschmückt nach ihren Sammelplätzen; Laubgewinde und Fähnlein schmückten die Söller und Giebel der Häuser.

„Seht nur hin," begann Stephan; „die Innungen, die durch die Gnade unsers hochwürdigen Herrn in neuerer Zeit viel Begünstigungen und Rechte erhalten, schließen sich dem Zuge mit an. Erst die Huf- und Waffenschmiede, welche der dicke Bronner aus der Oelgrube anführt. Die Bäcker haben einen großen Kuchen gebacken und versammeln sich am Eulenthurme. Die Fischer und Böttcher stellen sich an den Curien auf; letztere halten später einen Reifentanz. Wenn die vorüber sind, kommen die Senkler und Bordenwirker. Zuletzt die Schneider, die sich in der Hamstergasse versammeln. Der lange Thomas und sein Schwäher Dünne tragen die Fahne."

Jetzt hatte Schlauchheim genug. Er drehte sich auf einem Beine um und rief: „Tanz! Kuchen! Bier und Schneider? Bei meinem Barte! Heute muß St. Fortunatustag sein. — Aber sagt mir, wie ist denn jetzt Euer Bier?"

„Ganz vortrefflich!" erklang es aus aller Munde.

„Das ist mir lieb," entgegnete Schlauchheim. „Später schließ' ich mich dem Zuge an, um das Fest mit meiner eignen Person zu verherrlichen. Gehabt Euch unterdessen wohl. Jetzt muß ich meines Weges gehen, und wenn ich hier von einem Wege rede, so rede ich allemal von dem Wege nach dem Rathskeller." — Somit drängte er sich durch die enge Volksmasse und verschwand im Getümmel.

Stephan und der Hausvoigt wollten so eben abgehen, als Letzterer in der Ferne den Jäger Ulrich gewahrte, der heute die dunkeln Wege verlassen hatte und sich mit Gewalt in den Tumult hineinzudrängen schien. „Seht! dort kommt der Bodensatz der Hölle," rief der Hausvoigt seinen Begleiter an, „der hat heute auch einen Gast."

„Einen Gast?"

„Ja; er heißt — das böse Gewissen. Kommt, laßt uns das Weite suchen, denn ich glaube, der Wein würde sauer, wenn mir der Mensch in den Humpen gukte. — Vorwärts! auf's Schloß."

Nach einer Weile kam Ulrich herbei. Eine innere Unruhe trieb ihn hin und her. Mit wirren Augen betrachtete er die fröhliche Schaar. Während sein Blick auf der wogenden Menge ruhte, flüsterte er zu sich selbst: „Freude! Tumult! Getöse! — Welche Macht riß mich aus dem rauschenden Taumel, den ich suchte. — Lauter gute glückliche Menschen. Nur ich allein bin ausgestoßen; meine Glückseligkeit ist Traum, meine Freude Betäubung!" — Kein Schlaf senkt sich mehr in meine hohlen Augen, und kommt er — dann — Träume! Träume! — Ach! ein Henkerblock ist das Kissen unter meinem Haupte."

Da ertönten Trompeten und in den Schall der Posaunen mischte sich das Jauchzen des Volkes. Ulrich sah hin auf die freudumfangene Schaar. Er wollte zurück in seine Einsamkeit, doch sein Gemüth ward jetzt Herrscher; er trat vor und rief: „Hinein in das Gewühl; blas't den Sturm nieder, der hier wüthet. In den Staub mit dem Gewissen. — Selige Vernichtung! ewige Wonne! Hinein, hinein! — Die Sonnen fliegen auf! Kometen brennen nieder in die Schlünde! Der Himmel strahlt in seliger Verklärung! — Ha! ich will lustig sein; lustig, und wenn die Himmelswölbung zusammenstürzen und alle Flammen der Hölle an meinem Leibe lecken sollten."

Mächtigen Schrittes betrat er seine Bahn und aus der Stadt herauf begann der große festliche Zug unter dem Geläute der Glocken. Voran Fahnenträger und Hellebardenträger, Ritter und Knappen; der Bürgermeister sammt den Rathsherren. Dann kamen sämmtliche Innungen mit

ihren Fahnen; die Schulen mit den Lehrern; die Geistlichkeit in pontificalibus, wo man den Bischof Gerhard und den Bischof Schönburg neben einander gewahrte. Pagen und Reisige beschlossen den Zug, der sich jetzt dem Dome zuwendete, wo die Orgel in mächtigen Klängen erbraus'te.

Als sich der Dom gefüllt und der Platz leer war, erschien die fromme Elsbeth. Wie geknickte Blumen auf den schwankenden Wellen des Meeres wogte ihr Herz auf den erhebenden Tönen. Nach einer Pause öffnete sie ihre Lippen und sprach: „Ich arme Maid! — Zum hohen Dome wallen die Bürger. Hochgläubig liegt die Menge am Altar; selbst dem Bettler reicht die Freude ihre Gaben; an mir allein geht sie vorüber; an mir, der armen Waise, deren kein Mensch gedenkt."

Da nahm die Orgel im Dome einen neuen Schwung und ging unter Begleitung von Flöten und Hoboen in eine süßwehmüthige Melodie über. Thränend preßte Elsbeth die Hände an die Brust und lispelte: „Ach! diese Töne, wie sie herüberdringen in mein Herz; ein Meer der Wonne, der Verklärung. — Hinweg, hinweg! Der Wonnemond meines Lebens ist abgethan. Kein blühendes Myrthenreis wird diese Locken zieren; mein Hochzeitsang — ja, ja! — es ist mein Schwanenlied. — Leb' wohl, Welt! — In des Klosters stiller Zelle will ich das hingeschwundene Glück suchen; dort, in den öden Mauern, da allein wird mir werden Glück und Friede."

Während die Töne der Orgel immer leiser und leiser verhallten, ging Elsbeth still und ruhig in ihre einsame Wohnung zurück.

Die Feierlichkeit im Dom war beendigt und unter abermaligem Glockengeläute entströmte die Volksmenge dem hohen Gotteshause. Begleitet von Diaconen und Meßnern ging der Bischof Thilo in's Schloß. Im reichsten Ornat betrat er sein Cabinet und rief: „Versöhnt mit ihm, versöhnt mit meinem Freunde! Wollte Gott, ich wäre es auch mit mir." — Da hielt er plötzlich seine Schritte an und blickte vor sich hin. Mit erhobenen Worten begann er dann: „Sonderbares Bild, das mich im Traume umschwebt, drängst du dich auch im Wachen vor meine Blicke? — Ha! da steht es ehern und fest wie ein altes graues Denkmal aus der Runenzeit. Ein Wappenschild, drinnen ein Rabe mit einem Ringe. — Hinweg! sie kommen. — Verbanne den Dämon, der dich umschwebt; schwelge beim heitern Mahl; an Freundes Brust schläft jeder Kummer ein, vielleicht — auch das Gewissen."

Hastig wurden die Thüren aufgerissen und herein traten der Bischof Gerhard und Schönburg. Behenden Schrittes eilte Thilo auf sie zu und reichte ihnen die Hand. Als die Blicke der Versöhnung und des Friedens ihm aus den Augen seiner Freunde entgegenstrahlten, rief er mit freudiger Zuversicht: „Ach! wie wohl ist mir's, Euch Beide um mich zu wissen. Höhnend trat oft in einsamen Stunden die Vergangenheit vor mich hin und grins'te mich mit ihrem Medusenantlitz an. — Freunde! Brüder! Der erste Stern der Freude steigt heute wieder auf in meiner Brust; zu einer Sonne schwillt er an, verklärend die Nächte, lichtend die Wolken, die am Horizont meines Lebens aufstiegen, glüht er in mein Dasein wie die Sonne des Himmels in Libya's Palmenhaine. — Auf! laßt uns heute den alten Bund erneuen und fröhlich sein, wo alles der Freude opfert, denn schnell entfliehn die Sterne, die das Leben führen."

„Zum neuen Bunde! — Auf Tod und Leben!" rief der männigliche Schönburg und der biedere sanftmüthige Gerhard, indem sie ihre Worte mit dem Druck der Hand besiegelten. — Jetzt erschienen im Fürstensaal alle die weltlichen und geistlichen Herren, die vom Bischof auf das Schloß geladen waren. Als sie einen Halbkreis geschlossen, trat der Bürgermeister hervor und sprach: „Im Namen der treuen und ehrenfesten Bürger dieser Stadt trete ich hier in den festlichen Kreis, um die Gefühle des Dankes niederzulegen, die heute die Brust eines jeden Bürgers durchströmen. Euch, Ihr Herren, stellte Gott hoch; ein Wort aus Eurem Munde, ein Federzug von Eurer Hand begründet das Glück eines Menschen und die Belohnung übernimmt Euer Herz. In Eures Herzens Tiefen senkt der Bürger die Keime der Hoffnung und die Blüthen seiner Wünsche ein; daß sie wachsen und Früchte tragen mögen im Sonnenschein Eurer Gnade. Der Tag der Ernte ist herangekommen, und was emporgeblüht aus deutschem Geiste, aus dem Geiste der Bürger dieser Stadt, steht hundertfältig da, um wieder Frucht zu tragen von Jahrhundert zu Jahrhundert. Laßt auch ferner Eure Gnade leuchten, der Bürger, bei Gott! ist immer gut und erkennt das Kleinste, was ihm von oben herabgereicht wird. Darum kommt ihm auf halbem Wege entgegen und mildert die schwere Last seines Berufs. Stark und unerschütterlich wie die Säulen im Dom ist dafür seine Treue und sein Muth in den Stunden der Gefahr. Darum Heil und Segen dem Bürgerstande, denn auf dem Geist der Bürger ruht das Christenthum, auf dem Geist der Bürger ruht die Form des Lebens."

„Heil dem Bürger! Heil, Glück und Frieden!" erklang es aus aller Munde. Da ertönten Trompeten und riefen die Gäste zur Tafel, wo Hans von Schlanchheim schon seit einer Stunde sich einen Platz gesichert hatte. Pagen und Diener trugen die herrlichsten Weine und Speisen auf goldenen und silbernen Geschirren herbei. Schon hatte die Fröhlichkeit etliche Stunden gewährt; hoch schäumte der Wein in den Bechern und Pokalen; wild schmetterten Trompeten und Pauken durch den Saal, als eine Gerichtsperson, bleich wie eine Kalkwand, in den Saal stürzte und bebend auf den Bischof Thilo zukam.

„Was giebt's? was ist geschehen?" rief ihm

der Bischof entgegen. „Herr!" begann derselbe, „auf dem Johannisthurm, dessen Dach der Sturm herabgerissen, fanden die Schieferdecker inmitten des alten Gemäuers das Nest von einem Raben. Die Brut fliegt auf aus dem Horst; die Männer blicken hinein und finden hier den kleinen Krystallspiegel, der Euch einstens abhanden gekommen, und auf dem Grunde unter schwarzem Gefieder hier —"

Hastig griff der Bischof zu und — sein Diamantring fiel in seine Hand. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr seiner Brust. Der Schreck, der ihn erfaßt, drohte ihn niederzuwerfen. Mit aller Kraft, die ihm noch zu Gebote stand, ermannte er sich, stürzte, die Hände krampfhaft überm Haupte zusammengeballt, in den Saal und rief mit schneidender Stimme: „Johannes! Johannes!"

„Was ist geschehen?" befragten die Bischöfe und Ritter.

„Das Entsetzlichste, was je die Welt gesehen." Hier hielt er den Ring hoch empor und rief: „Mein Ring, mein Ring!"

„Der Ring, der Ring!" dröhnte es durch den Saal. Der Bürgermeister warf eiligst seinen Mantel um und entfloh. Alles lief bestürzt durcheinander; Stühle und Gefäße fielen um. Gerhard und Schönburg faßten den ohnmächtigen Freund bei der Hand; selbiger aber wehrte sie Beide ab und rief: „Hinweg, hinweg! Es ist die Hand eines Mörders, die Ihr umfaßt; die Hand, die verdorren und aus dem Grabe wachsen wird."

(Schluß folgt.)

Der kranke Molé.

Die Comédie française in Paris hat so manche Talente gehabt, deren Namen in der Kunstgeschichte bis auf unsre Tage Epoche machen und auch künftig nicht leicht verdunkelt werden dürften. Sie wurden von ihren Zeitgenossen bewundert und ehe man daran denkt, werden auch Generationen lebhafter an sie erinnert, die sonst kaum mehr als ihren Namen wissen würden. Scribe's neues Stück: „Adrienne Lecouvreur" legt jetzt dafür Zeugniß ab. Vielleicht kommt auch einmal Molé daran; er giebt den Lustspieldichtern mindestens*) sicher mehr oder weniger Stoff dazu, eine neue „Benefizvorstellung" aus seinem Leben zu schöpfen. Uns soll dies jedoch nicht kümmern; wir wollen bloß schlicht erzählen, bis wie weit der Enthusiasmus für ihn ging, als er einmal allerdings gefährlich und lange krank war. Geboren 1734 kam er 1761 zur Bühne in Paris, und es dauerte nur kurze Zeit, daß alles für ihn schwärmte. In allen großen Städten und öfters in ganzen Ländern überfällt bisweilen viele Tausende ein Kunstfieber, sowie zu andern Zeiten und unter andern Umständen ein politisches oder astrologisches und wie es sich sonst gestalten mag. Was ein Kunstfieber betrifft, so dürfen wir in Deutschland nur an die Catalani- und den Lißt-Taumel erinnern, um nicht von der Manie zu sprechen, in welche die soliden Hamburger fielen, als 1775 die vom Tode plötzlich hingeraffte Charlotte Ackermann begraben wurde. Zehn Jahre früher, 1766, hatte sich Paris in ähnlicher Art so geberdet. Sein Liebling, François Molé, war, wie gesagt, gefährlich krank geworden und darüber gerieth die ganze Stadt in Unruhe, in tausend Aengste, die fünf Monate beinahe anhielten. So oft gespielt wurde, so oft mußte auch dem Publicum im Theater von dem Zustande des Kranken Nachricht gegeben werden. Am Hofe war von nichts die Rede als von Molé's Krankheit. Regelmäßig gab man in Molé's Hause alle Tage Bulletins darüber aus, und regelmäßig verstopften die vielen Equipagen den Zugang, um das neue Bulletin in Empfang zu nehmen. Es hätte gar nicht anders gehen können, denn Ludwig XV. hatte selbst das Zeichen dazu gegeben und zwar klingend; er sendete nicht bloß selbst hin, um Nachricht zu erhalten, sondern auch zweimal, um jedesmal funfzig Louisd'or auszahlen zu lassen. Die Gefahr war vorüber, die Bülletins hörten auf; das Kunstfieber trat in eine andre Phase. Es kam darauf an, zu wissen, wenn der Günstling Melpomene's zum Erstenmale wieder würde auftreten können. Dies zog sich für die Ungeduld viel zu lange hin: „Die Kräfte sind zu sehr erschöpft!" erklärte die Facultät dessen, wovon man nicht viel weiß, d. h. der Medicin. „Es bedarf eines guten Weines, den Kranken zu stärken." Himmel! Was gab dies in den Kellern aller Reichen und Großen für einen Aufstand. Alles, was Rang und Stand, Reichthum und Kunstgefühl hatte, ließ nach den besten, ältesten Weinen herumsuchen. Zweihundert Boten gingen fast in einem Augenblicke ab; zweitausend Bouteillen aller Art kamen fast in einem Augenblicke bei Molé an.

Auch diese Krisis war überstanden. Es trat ein wohlthätiger Schweiß ein; der 10. Februar 1767 nahte; der große Tag, an welchem der vom Tode gerettete Liebling zum Erstenmale wieder auftreten sollte. Wie voll war das Haus! Welche Mühe, welche Gefahr hätte es gekostet, Eingang zu finden! Wie viel Perrücken und Hüte waren verloren gegangen! Wie viel Kleider zerrissen, wie viel Hühneraugen todt getreten worden! Der Vorhang ging auf; die erste Scene begann, wo Molé erschien. Ein Beifallssturm drohte das Haus in seinen Grundfesten zu erschüttern, und mehr als

*) Denn auch sonst hat er in seinem vieljährigen Bühnenleben manches kleine Abenteuer bestanden, wovon schon 1783 eins auf die Bühne kam: La matinée du Comédien de Persépolis. Wer es kennen lernen will, lese in der Galerie historique des acteurs etc. I. 1810 unter „Molé" nach.

zwanzigmal erhob er sich auf's neue, ehe der Gefeierte zu einem Worte kommen konnte. Er spielte seine Rolle gut; zerfloß sein Herz nicht in dankbaren Thränen, so fehlte es doch den Augen nicht daran hinter — dem Schnupftuche. Was er sagte, war nicht zu verstehen, denn der Schmerz raubte ihm die Sprache und jedes Wort verhallte im Beifallsdonner. Viel büßte das Publicum sicher nicht ein, denn ein großer Redner war Molé so wenig, daß, als er einmal, 1778, Voltaire im Theater zu begrüßen hatte, seine paar Gedanken in einem Galimatias ersäufte und sein Wortschwall obenein von Sprachfehlern wimmelte, wie der Kunstrichter La Harpe berichtet. Genug, man verstand seine Worte nicht, aber dachte sich den Sinn und hatte das Kunstfieber in zu hohem Grade, um irgend einen Fehler zu bemerken. Und was konnte übrigens dem großen unsterblichen Künstler mit allem Beifalle gedient sein, dem nichts Reelles zu Grunde lag? Allerdings:

> Geheiligt ist der Künstler;
> Wie ein Gott erschafft er Welten sich aus rohem Stoff!

Besser aber ist es doch, wenn sie ihm gleich als Goldstücke in den Schoß fallen; und so kündigte die Prinzessin Lamballe und die Gräfin La Marche und wer weiß noch welche Prinzessin und Närrin eine Benefizvorstellung zu Molé's Gunsten auf dem Privattheater des Barons von Esclapont an; das Billet kostete einen Louisd'or; noch mehr zu geben stand jedem frei. Der Saal konnte nur sechshundert Personen fassen. Himmel! wie riß man sich um die Billets. Wer auf Rang und Geschmack Anspruch machte, wollte auch Eintritt finden. Prinzen und Prinzessinnen, die Marschälle und Kammerherrn, die Generale und Minister brachten ihre Louisd'ors. Selbst die privilegirten Heuchler und Pharisäer erschienen; der Cardinal Prinz von Rohan, der Erzbischof von Lyon, der Bischof von Blois und der Bischof von Saint-Brieur. Molé war freilich im Banne der unfehlbaren heiligen Kirche; doch konnte ihm die fromme Mutter aller Gläubigen nicht die Pforten des Himmels öffnen, so wollte sie ihm doch eine irdische Freude gewähren. Kurz, Molé hatte eine Einnahme ohne gleichen und kaufte sogleich noch einen köstlichen Schmuck dafür, zum Geschenk für seine — Geliebte. Und damit hatte das Pariser Kunstfieber ein Ende. Jedoch ein gutes Stück muß fünf Acte haben, und geht es nicht anders, so giebt man dem vieractigen noch ein Nachspiel. So ging es auch hier. Der Krankheit, der Weinlieferung, dem Wiederauftreten und der Benefizvorstellung folgte doch auch noch diese und jene bittere Pille nach. Einzelne waren nämlich vernünftig genug, die Schwäche ihrer Zeit nicht zu theilen. Es kamen Calembourgs und Anekdoten und Lieder in Umlauf, die nichts weniger als angenehm in Molé's Ohr fielen. Nur der letzte Vers von einem solchen Liede:

> O! seht die große Clairon an,
> Die göttliche Zelmire!
> Wer hat es ihr denn angethan?
> Sie singt jetzt Tire, Lire;
> Und bettelt für den Herrn Molet
> Am Hofe wie bei Nicolet.

Jedes Wort war darin beißend; die Clairon hatte in dem zum Benefiz gegebenen Stücke „Zelmire" die Hauptrolle gespielt; Molé aber hieß ursprünglich Molet und das t war von ihm weggelassen worden, um durch seinen Namen an den berühmten Kanzler Molé denken zu lassen. Er konnte ja von ihm abstammen. In solcher Art hatte endlich die ganze Begebenheit ihr glückliches Ende erreicht, und als Molé hochbetagt 1802 starb (68 Jahre alt), dachte niemand mehr an jenes Kunstfieber des Pariser Publicums, sondern nur an seine vieljährige Thätigkeit auf der Bühne, indem man ihn bis kurz vor seinem Tode wegen seiner Talente und Herzensgüte gleich sehr geschätzt hatte.

•r.

Feuilleton.

Zur Nachricht. In einem anonymen Briefe aus Dresden werden wir ersucht, über eine Angelegenheit Licht zu geben, welche in einem hohen Kreise zur Sprache gekommen und den ehemaligen sächsischen Capellmeister Richard Wagner betrifft, der dereinst in diesen Blättern eine Autobiographie niedergelegt und darin gesagt: daß er stets und zu allen Zeiten dem Vaterlande mit unwandelbarer Treue dienen wollte. — Wir haben die Jahrgänge nachgeschlagen. Die Selbstbiographie Wagners nebst beigefügtem Portrait befindet sich in Nummer 5 und 6 der Eleganten vom Jahre 1843, welche zu jener Zeit von Laube redigirt wurde. In der ganzen zehn Seiten starken Biographie finden wir nichts Aehnliches, bis auf die Schlußworte: „Ich verließ Paris im Jahr 1842; zum Erstenmal sah ich den Rhein; mit hellen Thränen im Auge schwur ich armer Künstler meinem deutschen Vaterlande ewige Treue." — Ob er diesen Schwur hinsichtlich der Betheiligung bei den Dresdener Maiereignissen gehalten, ist zu erörtern nicht unsre Sache.

Dem Feldzeugmeister Haynau ist zu Pesth der Leopold- und eiserne Kronorden gestohlen worden.

Auch ein Tolpatsch oder mehrere. In Bückeburg wollte man neulich den Geburtstag des Fürsten feiern, unter anderm durch Kanonenschüsse. Bei diesem ungewöhnlichen Exercitium benahm sich die löbliche Bückeburg'sche Armee so ungeschickt, daß, einem Privatschreiben zufolge, drei Personen tödtlich verwundet und einer beide Arme zerschmettert wurden.

Die Zahl der Hamburgischen Seeschiffe beläuft sich außer den vielen kleinen Fahrzeugen ohne Nummerflagge und den 6 Fluß- und Bugsir-Dampfschiffen gegenwärtig auf 386 Schiffe von zusammen 27,351 Hamburger Commerzlasten, während im Anfange des vorigen Jahres die hiesige Rhederei nur 356 Schiffe von zusammen 23,100 Commerzlasten besaß. Der Bauart nach sind unter diesen 386 Schif-

fen 31 Fregattschiffe, 79 Barks, 72 Briggs, 1 Brigantine, 16 Schooner-Briggs, 40 Schooner, 13 Galeassen, 6 Schooner-Galliolen, 12 Gallioten, 5 Kuffs, 1 Schooner-Kuff, 1 Sloop und 9 Dampfschiffe. Die meisten dieser Schiffe sind gekupfert und einige sogar mit Zinkboden versehen; und was den Bau und die Einrichtung besonders der 56 neuerbauten Schiffe betrifft, so lassen diese fast in keiner Beziehung etwas zu wünschen übrig.

Georges Sand hat einem Pariser Buchhändler ihre Memoiren für 130,000 Fr. verkauft. Ein Blatt meldet, daß dieselbe bei ihrer Ankunft zu Paris, um den ersten Aufführungen ihres neuen Drama's „François le Champy“ beizuwohnen, von der Polizeipräfectur den Befehl erhalten habe, die Stadt sofort zu verlassen.

Rückerinnerung an die erste französische Revolution. Herr Gustav von Struve hat auf das erste Jahr der Republik, welches im März 1850 beginnen soll, einen Volkskalender für Deutsche herausgegeben. Das Christenthum mit seinen Sonn- und Festtagen wird darin abgeschafft, dagegen werden vier Festtage der Jahreszeiten und zwölf Feste der größten Männer der Weltgeschichte eingeführt. Als solche werden vom Verfasser aufgestellt: Moses, Solon, Sokrates, Leonidas, Brutus, die Gracchen, Christus, Hermann, Tell, Huß, Luther und Washington. Die Monate und Wochentage erhalten bis auf den Freitag andre Namen, wie Arbeitstag, Sterbetag, Vereinstag, Brudertag, Lohntag, und statt der Heiligen im Kalender werden Männer wie Marat, Robespierre, Dortu, Trützschler rc. aufgeführt. Diesen vorläufigen Bestimmungen sind mehrere Aufsätze beigegeben, welche die Demokratie preisen und allein Nichtdemokraten den endlichen Untergang prophezeihen. Den Schluß macht ein Gedicht: „Kampf der Gegenwart,“ worin als die sechs Geißeln der Menschheit: die Fürsten, die Adeligen, die Beamten, die Pfaffen und die Geldsäcke aufgestellt werden und sehr übel wegkommen.

Das Goldfinden in Californien hat auch eine Menge Chinesen dahin gelockt und die „Pacific News“ giebt von ihnen folgende Schilderung: „Von früh Morgens bis spät Abends sieht man sie geschäftig, dabei sind sie ohne Ausnahme ordentlich, mäßig und von freundlichem Benehmen. Nirgends bemerkt man einen müßigen Chinesen und die Reinlichkeit in ihrem Hauswesen ist musterhaft. Die meisten dieser Leute bauen Häuser gewöhnlich von 20 Fuß im Geviert und 1 Stockwerk hoch zum Preise von 3500 Dollars. Viele solcher Häuser werden auch völlig fertig von Hong-Kong eingebracht.

Etwas von Lola Montez. Englische Blätter enthalten einen Brief aus Cadix vom 27. December, worin es heißt: „Lola Montez und ihr Gemahl Herr Heald hielten sich hier zehn Tage auf; sie kamen von Barcelona. Sie hat sehr gealtert und sieht nicht mehr so gut aus als im Jahre 1842. Ihr Temperament hat sich durchaus nicht geändert; ihr größtes Ergötzen scheint zu sein, Heald in Furcht und Schrecken vor ihrem Zorn zu halten. Dieser entwischte mit seinem englischen Diener und ist vermuthlich nach Gibraltar gegangen. Lola Montez war wüthend. Noch an demselben Abend ging sie in ein französisches Dampfschiff, begleitet von zwei Freunden, die sie selten verlassen, und schickte außerdem andre auf Kundschaft nach dem Entflohenen aus. Ohne die größte Eile Healds hätte seine erzürnte Gemahlin ihn gewiß eingeholt, doch wir hören, daß er sicher entkommen ist und hoffentlich England glücklich erreichen wird.

Karl Rudolf Brommy, Contreadmiral der deutschen Kriegsflotte, ist am 10. September 1804 in Anger bei Leipzig geboren, wo sein Vater (Bromme) Gutsbesitzer war. In einem Binnenlande aufwachsend fehlte ihm jede äußere Veranlassung zum Seedienst, aber eine unüberwindliche Neigung ließ ihn im dreizehnten Jahre nach Hamburg gehen, wo er theoretisch auf der dortigen Navigationsschule und praktisch auf einigen Reisen nach Westindien sich zum Seefahrer ausbildete. Er begab sich dann nach Nordamerika und machte von da aus mehrere Reisen nach den südamerikanischen, westindischen, asiatischen und afrikanischen Küsten. Die Ernennung des Lord Cochrane zum griechischen Admiral ließ ihn seine bisherige Stellung verlassen; er trat 1827 als erster Lieutenant der Fregatte Hellas von 64 Kanonen unter Cochrane in griechische Dienste und wohnte in dieser Stellung zahlreichen Gefechten bei, nahm Antheil an Landungen in Kleinasien, an dem Seezug gegen Alexandria rc. Am Bord verschiedener anderer Schiffe und nach Cochrane's Abgang seit 1828 unter Admiral Miaulis, zu dessen Flaggencapitän er 1830 ernannt wurde, blieb er bis zur Revolution und darauf folgenden „Deutschenhatze“ von 1843 im griechischen Dienst, theils im activen Seedienst, theils im Marineministerium und beim Vorstand der Kriegsschule beschäftigt. Seit 1843 lebte er ohne Amt in Athen mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, mathematischen und nautischen Inhalts, welche wohl zunächst die Veranlassung waren, daß er im November 1848 vom Reichsministerium nach Deutschland berufen wurde. Im Januar 1848 traf er in Frankfurt ein und ging im März nach Bremen ab, um die Nordseeflotte zu schaffen. Welche Schwierigkeiten er zu bekämpfen hatte, ist noch in aller Gedächtniß. Am 5. April wurde er zum Seezeugmeister für die Nordsee, am 19. August zum Commodore, am 21. November zum ersten deutschen Admiral ernannt.

Die Reichstage in Erfurt. Im Jahre 932 wurde unter Kaiser Heinrich I. eine Kirchenversammlung in Erfurt gehalten, welcher beinahe alle Prälaten Deutschlands beiwohnten. Im Jahre 935 fand dort unter demselben Kaiser eine Reichsversammlung statt, auf welcher dessen Sohn, Otto der Große, durch die Fürsten zu seinem Nachfolger erkoren wurde. In den Jahren 1073 und 1074 hielt Erzbischof Siegfried von Mainz zwei Synoden ab. In den Jahren 1170 und 1180 hat Kaiser Friedrich der Rothbart das Weihnachtsfest in Erfurt verlebt. Zwar wird eines von ihm in Erfurt im Jahre 1176 abgehaltenen Reichstags in mehreren Chroniken gedacht; andere Verhältnisse, namentlich die Kämpfe, welche Kaiser Friedrich in Italien zu führen hatte, lassen es aber bezweifeln. Auf dem im November 1181 hier abgehaltenen Reichstage warf sich der mächtigste aller deutschen Fürsten, Heinrich der Löwe, Herzog der Sachsen und Baiern, zu Kaiser Friedrichs Füßen und flehte um Gnade und Enthebung von der Reichsacht. Hundert Jahre nach dem Verweilen des großen Hohenstaufen, Kaiser Friedrichs des Rothbarts, in Erfurts Mauern hielt Kaiser Rudolph von Habsburg, einer der größten Männer Deutschlands, seinen letzten Reichstag im Jahre 1289 in Erfurt. Er zog am 14. December ein, um ebenfalls das Weihnachtsfest im berühmten Peterkloster zu feiern. Erfurt wurde der Schauplatz glänzender Feste, von denen die Sage noch zu erzählen weiß. Des Congresses im Jahre 1808, wo Napoleon auf der höchsten Stufe seines Ruhms stand, erinnern sich manche der Zeitgenossen noch.

Eine sonderbare Wette fand zu Madrid zwischen einem französischen Maler und einem Engländer statt. Der Maler gewann dem Sohn Albions 11 Unzen Geld (880 Fr.) ab, indem er eilfmal hintereinander ein Fünffrankenstück, welches er auf die Spitze seines Stiefels gelegt hatte, mit einer Pistolenkugel traf. Der Maler hielt beim Schießen die Pistole senkrecht in der Höhe der Brust.

Für die Erfindung der Vergoldung der Seide auf chemischem Wege hatte der „Verein für Gewerbfleiß in Preußen“ einen namhaften Betrag als Preis ausgesetzt. Viele beschäftigten sich seither mit der Lösung dieser Aufgabe, ohne zu einem Resultat zu gelangen. Am nächsten kam demselben Herr Kröning, Dr. med. in Stolberg am Harz, welcher bereits im Jahre 1848 recht günstige, wenn auch noch nicht befriedigende Resultate erzielte. Dies ist ihm erst jetzt gelungen, so daß er im Stande ist, die Seide in Stücken und Faden (zum Verweben) auf chemischem

Wege zu vergolden und zu versilbern. Das letztere Verfahren scheint einfacher als das der Vergoldung zu sein. Der Erfinder beabsichtigt, sein Geheimniß an einzelne Unternehmer abzutreten und ihnen die Ausbeutung desselben zu überlassen. Die vorgelegten Proben entsprechen allen Anforderungen, die man hinsichtlich des Glanzes und der Schönheit des Stoffs stellen kann.

Nord und Süd. Seit dem 29. December bietet Rom einen eigenthümlichen Anblick dar, wie sich ein Nordländer ihn kaum vorstellen kann. Blühende Rosen, „im dunkeln Laube glühende Orangen," Lorbeerbäume und Cypressen sind mit einer dichten Schneelage bedeckt, die noch nicht sich anzuschicken scheint, den wärmenden Sonnenstrahlen zu weichen. Am 29. December früh lag der Schnee bis zu einem halben Palm hoch auf den Straßen und, woran schwerlich ein Römer sich zu erinnern vermag, man mußte ihn mit Wagen fortfahren! Die folgende Nacht aber brachte nun gar Eisblumen an die Fenster, eine fast unerhörte Begebenheit in Rom, und bei dem glänzend hellen Winterhimmel, der auf die Schneedecke herableuchtet, würde man sich ganz in den Norden versetzt glauben, wenn nicht eben blühende Blumen und grünendes Laub sehr schnell die Täuschung zerstörten. In den Straßen freilich sieht man nur auf den Dächern Schnee, der dem Wagengefahre im Verein mit der Sonne nicht zu widerstehen vermochte, aber Plätze und Gärten sind noch völlig weiß. Auf dem Forum wäre die schönste Schlittenbahn, fehlten nicht die Schlitten, sie zu benutzen.

Das Wappen von Californien, welches der Convention zur Annahme vorgelegt ist, zeigt im Vordergrunde einen Bären, welcher von einem Bushel Weintrauben frißt, darstellend das furchtbarste Thier des Landes und die kostbarste Frucht desselben. Auf der rechten Seite befindet sich die Figur der Minerva, den Gorgonenschild in der einen und einen Speer in der andern Hand, um anzudeuten, daß Californien, ohne durch ein Territorialgouvernement zu gehen, gleich sich in einen Staat bildet. Der Revers stellt einen Minirer mit Hacke und Spaten und sonstigen Minirgeräthschaften dar, um die kostbaren Schätze zu heben. In der Mitte ist ein Strom mit Dampfbooten abgebildet, um den wachsenden Handel anzudeuten. Im Hintergrunde sieht man die schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada mit der Inschrift: „Eureka," d. h.: „Ich habe es gefunden!"

Das englische Schiff Herald ist am 13. December in Mazatlan angekommen, nachdem es bis 73° 10' nördl. Breite vorgedrungen war, ohne jedoch etwas über Sir John Franklin erfahren zu haben. Der „Herald" hatte das Kriegsschiff „Plover" in der Behringsstraße zurückgelassen, wo dasselbe überwintern sollte; die Boote des „Plover" waren den Mackenziefluß hinaufgeschickt worden, um Sir John Franklin aufzusuchen, und sollten auf der nächsten Station überwintern. Es war die Ansicht des Commandanten des „Herald," daß Sir John Franklin noch am Leben sei; worauf sich diese Ueberzeugung gründet, wissen wir nicht.

Da verlohnt sich's der Mühe. Wie bekannt zahlt in England die italienische Oper ihren Mitgliedern eine Gage, vor welcher ein deutscher Operist neunundneunzigmal seinen Hut zieht. Aber nicht nur die Sänger, sondern auch die Orchestermitglieder genießen reichen Segen, denn die niedrigsten Personen in dieser Tonkunstwerkstätte stehen sich besser als in Deutschland mancher Musikdirector. Der Schläger der großen Trommel bezieht wöchentlich zwei Pfund (14 Thaler) und der Triangelschläger, der unendlich viel Ferien hat, wöchentlich 30 Schillinge oder 10 Thaler.

Eine sonderbare Wärmflasche gegen Erkältung der Füße bereitete sich neulich in Leipzig ein Meßfremder, der auf dem Dampfwagen nach Wien reis'te. Auf zwei Stücke Schafleder, welche genau die Form seiner Fußsohle hatten, strich er Senf, legte darüber ein Stück starkes Löschpapier, das Ganze in die Reisestiefeln und so die mit wollenen Strümpfen angethanen Füße darauf. Er habe dies Mittel von einem Russen erlernt und es sei das zuverlässigste, welches er kenne. — Also fortan nicht bloß Senf auf das Rindfleisch, sondern auch in die Stiefeln!

Ein französischer Ingenieur hat den Plan entworfen, große Städte mittelst eines einzigen Leuchtthurms zu beleuchten. Ein Apparat von zwei- bis dreihundert Gasröhren wird unter einen aus übersilbertem Kupfer bestehenden Reflector gestellt. Diese Vorrichtung soll im Umkreise von drei bis vier Stunden genügendes Licht verbreiten.

Geschicklichkeit und Unternehmungsgeist englischer Künstler sind in letzter Zeit öfter für fremde Länder thätig gewesen. Beispiele davon sind außer der Vollendung einer vor kurzem für den Kaiser von Rußland erbauten Kettenbrücke und dem Bau eines eisernen Leuchtthurms für die Bermuden, die in England angefertigten Wohnungen für die Colonisten auf Neuseeland und in Californien. An Merkwürdigkeiten stehen diese Werke jedoch hinter einem kürzlich vollendeten Ausfuhrartikel zurück. Es ist dies eine von den Herren Winsland und Holland in London gebaute, für 300 Personen berechnete Kirche, welche nach der Insel St. Helena zum Gebrauche der dort lebenden Engländer hinübergeschafft werden soll. Der Plan ist von Benjamin Ferrey entworfen, der Styl altenglisch. Das eigentliche Gebäude besteht aus Stein und wird bereits auf der Barke „Glentanne" nach seinem Bestimmungsorte gebracht. Das Dach und die andern Theile, welche gewöhnlich aus Holzwerk zu bestehen pflegen, sind größtentheils eisern; Schiefer und Quadern sind jedoch auch angewandt. Auch dieser Theil ist fertig und soll nächstens auf der „Juliana" eingeschifft werden. Die Kirche ist 75 Fuß lang und 30 Fuß breit; die Kanzel ist 25 Fuß hoch und 18 Fuß breit. Die Sakristei enthält 10 Fuß in's Gevierte; dazu kommt noch ein Archivzimmer von derselben Größe, Glockenthurm und Vorhalle fehlen nicht. Die Kanzel ist steinern, die Bänke sind aus Tannenholz verfertigt.

Ein Heirathsgesuch in der Wiener Zeitung erweckt das lebhafteste Interesse. Ein solider Mann, Namens Johann Petersdorfer, sucht eine Lebensgefährtin, ohne auf Vermögen, Reize oder Tugend Anspruch zu machen, nur Maria muß sie heißen und eine Beamtenwaise im Alter von 26 Jahren sein. Man kann sich die Wiener denken, welche über diesen komischen Vorfall Witze sprühen und sich gegenseitig versichern, weder Johann Petersdorfer zu heißen noch eine Beamtenwaise ohne Reize, Vermögen und Tugend zu sein. So harmlos ist alles wieder geworden!

Nach einem französischen Blatte sind jetzt auf der Erde 4 bis 5 Millionen Juden, 40 Millionen Buddhisten, 200 Millionen Anbeter Brama's, 230 bis 250 Millionen Christen, 130 bis 150 Millionen Mahomedaner und 80 bis 106 Millionen Fetisch-Anbeter.

Aus der Theaterwelt. Als unlängst die pomphafte Nachricht signalisirt wurde, daß der in London weilende Bassist Formes an der italienischen Oper angestellt und nun „auf des Glückes Höhe" für die Saison eine Gage von 2000 Pfund Sterling erhalte, da erlaubten wir uns ein Fragezeichen. Einem Briefe aus London zu Folge klingt nun die Sache ganz anders. Nicht bei Lumley, sondern am Coventgardentheater ist Herr Formes engagirt und zwar mit — 600 Pfund.

*** Der Componist Gustav Heinze, früher Musikdirector in Breslau, ist nach Amsterdam berufen worden, um dort die Leitung des Orchesters der deutschen Oper zu übernehmen. Herr Heinze ist ein tüchtiger Dirigent, wir wünschen ihm in Holland alles Glück.

*** Mosenthal, der Dichter der „Deborah" und der „Cäcilie von Albano," hat vom Kaiser von Oesterreich die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft erhalten.

*** Im Théâtre français wird Mademoiselle Rachel bestimmt wieder auftreten und zwar als Fräulein von Belle-Isle. Das Wann? ist noch unbestimmt und hängt lediglich von gewissen souveränen Launen ab. Die Academie scheint geneigt, dem von den Zeitungen mehrfach erwähnten Stücke „das Testament Cäsars" ihren großen Preis von 10,000 Fr. zuzuerkennen, welchen vor einigen Jahren Ponsards Lucretia erhielt.

Literarisches. In England erschien so eben der erste Band einer englischen Ausgabe des Neuen Testaments mit Auslegung von Alford, worin zum Erstenmale in der englischen Literatur die neuere deutsche Theologie verarbeitet wurde. Das Werk dürfte bei den englischen Theologen großes Aufsehen machen und einem wichtigen Theile unserer deutschen Literatur und Wissenschaft in diesem Kreise noch größere Achtung und Verbreitung bereiten.

*** Man kündigt einen neuen Roman von Victor Hugo unter dem effectvollen Titel „Les Misères" an. Das Werk soll sechs Bände haben, von denen die beiden ersten jetzt gedruckt werden. Es scheint, daß Herr Hugo auf den Einfall gekommen ist, die socialen Fragen zu verarbeiten. Andererseits spricht man von einer Gesellschaft, welche Hrn. Lamartine vier Romane für 400,000 Fr. abgekauft habe. Neulich sagte man, Lamartine wolle nach dem Orient auswandern. Vielleicht sind beide Erzählungen bloß — Romane.

*** Louis Bonaparte soll binnen kurzem eine Geschichte der Königin Hortense, seiner Mutter, veröffentlichen wollen. Wie man behauptet, wird dieselbe ohne Kundmachung des Namens des Verfassers dem Publicum übergeben werden. 500,000 Exemplare sollen gedruckt werden.

MODEN.

Paris, den 17. Januar 1850.

Im Theater und Concert trägt man noch immer kleine Ueberwürfe von Sammet, die mit einem breiten Hermelinstreifen besetzt sind. Sie empfehlen sich auch wirklich sehr, da sie eine schätzenswerthe Bequemlichkeit darbieten; denn selbst wenn es kalt ist, kann man sie recht gut anbehalten, indem sich bei diesem Kleidungsstück das Elegante mit dem Erwärmenden verbindet.

Auch sieht man sehr reizende Mäntel von Sammet, welche mit Hermelin besetzt und selbst noch damit gefüttert sind. Die Form ist sehr einfach: ganz gerade geschnitten mit einer Kapuze und ziemlich weiten Aermeln. Der Mantel reicht immer wenigstens bis an das Knie. Ebenso häufig trägt man Mäntel von weißem Cachemir, mit Atlas gefüttert und schön wattirt. Diese haben ebenfalls Kapuzen, welche von rosa Sammet oder Atlas gemacht und noch mit breiten Spitzen besetzt sind, wodurch zugleich der Halbschleier recht gut ersetzt wird. Cachemirmäntel für die Promenade sind gewöhnlich kirschroth oder pfaugrün, zu einem Kleide von schwarzem Sammet und einem Zughut von weißem Sammet gewiß stets eine elegante und geschmackvolle Toilette. Zu gleicher Zeit trägt man sehr reizende Ueberziehstiefelchen, in welchen die Füße sich mit den niedlichen Schuhen und den seidenen Strümpfen befinden. Diese Stiefelchen sind von schwarzem, kirschrothem, blauem oder grünem Atlas, ganz wattirt, gesteppt, mit Schwan besetzt und über dem Fußblatt mit Bandschleifen zusammengehalten. Für den Ball giebt es überaus reizende Toiletten; in diesem Winter scheint man alles einholen zu wollen, was etwa vergangenes Jahr versäumt worden ist. Die Tülls, mit Silber und Goldsternchen durchwebt, sind offenbar das Gesuchteste für Ballkleider. So trug eine Dame z. B. ein Kleid, das aus drei Röcken bestand; jeder dieser Röcke war mit einer Goldborte bogenförmig eingefaßt und zu beiden Seiten mit Büscheln von goldenen Haferähren aufgerafft; das Leibchen hatte eine Schneppe und um den Ausschnitt eine Berthe, welche auf der Brust ebenfalls mit einem Büschel Aehren bogenförmig aufgesteckt war; die Aermel waren aber bauschig gezogen und hatten einen Rand mit einem kleinen bogenförmigen Volant, welcher ebenfalls mit Aehren gefaßt war. Der Kopfputz bestand aus einer Guirlande von Aehren, welche auf der Stirn ziemlich weit vorlag und immer schmäler werdend sich noch einmal um das Haarnest legte.

Das Haar wird jetzt meist gedreht und in Zöpfen, die mit glatten Puffen zusammengestellt sind, höher als noch vor kurzem aufgesteckt. Dazu darf nie fehlen ein schöner Kamm von Schildkrot mit Steinen und eingelegter Goldarbeit, während das Schild ein Diadem bildet, wiewohl auch Goldnadeln sehr üblich sind. Den Scheitel sah man wieder ganz wellig, doch meist nur bei blondem Haar, weil das dunkle zu leicht kleine Lücken zeigt. Deshalb wählen die Brünetten gern, wenn sie nicht englische Locken tragen, die gehobenen glatten Puffen. Die Blumen sieht man am meisten in Guirlanden geordnet und zwar so, daß sie in der Mitte der Stirn sehr breit sind und nach hinten zu immer schmäler werden. Auch einzelne große Bouquets werden hin und wieder mit der Frisur verbunden; diese bestehen sehr häufig aus Disteln, Kleeblumen und Hopfen in verschiedenen Farben, aber auch die hängenden Blumen, wie Akazie, Fuchsia rc. stehen immer recht gut zu Gesicht, kurz man kann die verschiedenen Blumen anbringen wie man will, nur müssen sie immer schön und zahlreich sein, wenn man der Mode genügen will. Frauen tragen sehr viel Aufsätze (sogenannte Kleinränder), Docken und Schirme ohne Kopf, welche meist mit Federn garnirt sind. Wenn die Turbane nicht von Sammet geschlungen werden, so wählt man dazu Gold- und Silbergaze. Federspitzen, Perlen, Diamanten und Blumen bilden immer den Hauptausputz eleganter Balltoiletten. Die Aufsätze, Docken rc. werden nur zu schweren Kleidern, wie Königsreps, Sammet, antikem Mohr oder Atlas mit bunten Wiesenblumen durchwebt getragen. Einen sehr schönen Anzug sah man in den letzten Tagen. Es war ein Kleid von hellblauem Sammet mit ziemlich tief ausgeschnittenem Leibchen; auf der Brust war es über einem Unterkleide von weißem Atlas weit offen, und zu beiden Seiten des offenen Sammetleibchens über dem Atlas mit Diamantschnuren (daran wieder Türkisen mit Quasten) wie ein Mieder zusammengeschnürt; der weiße Spitzenbesatz auf dem Sammetkleide war schürzenförmig geordnet und ebenfalls mit Diamant- und Türkisenknöpfen verziert. Die Dame trug ein Diadem von Vergißmeinnicht, mit Thautropfen von Diamanten übersä't.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 5. 1) Glatte Scheitel, mit einer Blumenguirlande von Tausendschönchen umgeben. Kleid von Atlas; ausgeschnittenes Leibchen mit einem Spitzenrevers und einem Latz von gepufftem Flor; kurze Aermel, gepufft und mit Spitzen besetzt. Der Rock hat vorn herunter einen gepufften Schürzenbesatz von Flor nebst drei Volants von Spitze und darüber ebenfalls eine Puffe von Flor; diese Volants endigen sich vorn am Schürzenbesatz und sind mit einer Florrosette befestigt. 2) Hut von Atlas. Oberrock von pfaugrünem ungerissenem Sammet; hohes Leibchen; halbweite Aermel, mit Sammetstreifen und Bandschleifen verziert.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 6. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Das Buch der Bücher — die Natur.

Wo liegt das Buch der Bücher aufgeschlagen?
In der Natur.
Wo finde ich die reichsten aller Lettern?
Im Blüthenkranz, in herbstlich gelben Blättern,
Auf jeder Flur.

Natur! Natur! so Manchem in der Welt
Noch eine unverstand'ne Hieroglyphe,
Wer faßt dich ganz, wer nur kann dich verstehn?
Der Blick allein, der jene Himmelshöhn
Erforschen kann, so wie des Herzens Tiefe...

In der Natur hol' Frieden ich für's Herz,
Und an den großen herrlichen Gedanken
Der Gottheit stärk' ich wieder mein Gemüth,
Wenn es der Schmerz der Erde will umranken.

In jenen Zeilen, wo gestreut die Saat
Zur Erntefrucht im holden Lenz der Pflüger,
Da will ich lesen von der Macht des Herrn
Im Frührothschein, beim Glanz vom Abendstern,
Natur allein — es ist das Buch der Bücher.

Elisabeth von Marwitz.

Thilo von Trotha.

(Schluß.)

Abermals ertönte schmetternde Musik vom Hofe herauf. Der Bischof Schönburg donnerte mit kräftiger Stimme: „Auf! stört das Fest! Laßt schweigen die Musik!" Einige Diener liefen schnell ab. Thilo aber erhob sich und sagte: „Nein, nein; spielt die Weise, nach welcher die Verdammten in dem Tartarus wehheulen bei ihren Qualen; Irion taumelt, Danaiden schöpfen. — Mord, Mord!"

„Fassung, Fassung!" beruhigte ihn der milde Gerhard. Aber nicht achtend der Worte fuhr Thilo weiter fort: „Preis gegeben den alten Mann den Qualen; gefallen sein eisgraues Haupt unterm Schwert des Henkers; verscharrt wie ein Sünder in der Oede des Waldes; auf! wühlt die Erde auf! In geweihter Erde, im Kloster zu St. Petri ruhe fortan sein Gebein, ruhe die heilige Asche. Fort, stürmt durch alle Lande; ruft es aus, daß er gefallen durch Verleumdung, daß er unschuldig, daß ich — sein Mörder."

„Nein, Ihr seid es nicht," erwiederte Schönburg; „jener Bösewicht blies die Flamme des Argwohns an in Eurer Brust und Euer Jähzorn verband sich zum Siege mit dem Bösen."

„Ja, ja, Ulrich ist der Mörder," begann die Gerichtsperson, die den Ring gebracht; „hier, vor Gott, legte er falsch Zeugniß ab. Er beging einen Meineid. — Möge sein Rächer nahen."

„Er ist erstanden!" erdröhnte die Stimme Schönburgs; „hier steht er; Bann und Acht über den Verruchten! Sein Haupt ist frei und ein jeder kann ihn fahen, der ihn trifft auf seinen Wegen. Wo haus't das Ungethüm? Wem dient der Schurke, der gedient der Hölle?"

„Er ist noch hier in unsrer Stadt," erklang es aus vieler Munde.

„Noch hier?“ begann Schönburg mit zornglühendem Gesicht. „In dieser Stunde, die alle entnervt zu Greisen? — Auf! mich schuf sie zum Manne. Meineid, Meineid! Bereite dich, Verruchter, deine Stunden sind gezählt. Auf! Laßt mich, laßt mich. Mir gehört er an und keiner soll mir vorgreifen im Werk der Rache. Hier auf diese Stelle will ich ihn schleifen, hier, wo er seinen Gott gelästert, stehe er Rede seinem Richter und Rächer!“

Wie ein Rasender stürzte er ab, während ihm mehrere der Seinigen folgten. Der Bischof Thilo, der sich unruhig in dem Sessel hin- und herwarf, bedeckte sein Gesicht mit der Hand und flüsterte: „Gott! welch ein Tag. — Der Ring, der Ring! Es ist erfüllt: wenn Menschen schweigen, werden Steine reden. Wie eine Hölle blitzt er in meine Augen, eine Fackel des Todes, beleuchtend dies schuldbeladene Leben und — vielleicht noch ein langes, langes Leben!“

„Zur Reue und Buße!“ nahm Gerhard das Wort. „Thilo, dieser Tag gehört nicht uns allein, dieser Tag gehört der Menschheit, gehört der Weltgeschichte.“

„Die Geschichte,“ lispelte Thilo, „die Geschichte, — die alte graue Locke am Erdball; ach! sie ist so alt wie die Welt und doch zu jung, um Lehrerin zu sein. Nein, nein, sie bessert nicht, nur eigne innere Reue.“

„Reue, Reue!“ wiederholte Gerhard. „Wohl dem, der sie kennt.“

„Ob ich sie kenne,“ sagte Thilo mit einem tiefen innern Schmerz. „Des Nachts, wenn die Eulen im Schlosse schrien, da kam auch sie auf ihren Fittichen. Mit glührothen Augen starrte sie in die meinen; mit ihren Schwingen verscheuchte sie den Schlaf und krächzte ein Lied von dem, was ich gethan, daß des Echo's Geistermund die grause Melodie erfaßte, sie auswarf wie die Fluth den Leichnam und dann verschwamm bis in die Ewigkeit.“

Gerhard faltete die Hände und flehte: „Herr! erbarme dich seiner und blicke gnädig auf sein Leben!“

„Leben, Leben! — Ein Räthsel von Verzweiflung aufgelös't. — Johannes, Johannes! Ach! könnte ich dich zurückrufen in die Welt. Alle meine Schätze, ja selbst mein Leben gäb' ich für das deine. Auf! holt seine Enkelin. Bis der Engel ruft zum Weltgericht will ich sie anflehen um Vergebung. Eilt in den Dom, fallt auf die Knie nieder, les't Messen, ein Todtenamt, ein Requiem für den Entseelten!“

Zwei Patres gingen ab, um den Befehl des Herrn zu vollziehen. Da hörte man Tumult und Tritte von der Schloßtreppe herauf. Die Thür flog auf und herein stürzte Schönburg mit dem Jäger Ulrich, dessen Spannkraft jetzt aus der letzten Faser des Körpers wich. Das Auge schien beim Anblick des Bischofs Thilo in ohnmächtiger Verzweiflung zu brechen und wie zermalmt von einem ehernen Rade krümmte er den Körper, den ein eisiges Schaudern durchzuckte. Thilo hob sich empor und sprach zu ihm: „Kennst Du den Ring? Kennst Du den Meineid?“

Ulrich warf sich seinem Gebieter zu Füßen und flehte um Erbarmen. Thilo aber schrie mit gewaltiger Stimme: „Du hast den Becher gestohlen und ihn verborgen unter dem Geräth des alten Johannes.“

Der Darniedergeworfene rief aus tiefster Brust: „Gnade, Gnade! — Ja, ich hab's gethan!“

„Du hast's gethan?“

„Ja, an jenem Tage, wo Ihr mich schlugt vorm ganzen Troß im Schloßhofe, da schwur ich Rache und schrecklich hab' ich sie geübt.“

„Rache!“ erdröhnte es aus dem Munde Thilo's. „Hört es, Rache an einem Greise, und ich, der richten soll über die Menschen, ließ mich verblenden durch diese verworfene Creatur. Hinweg! teuflisches Ungeheuer, damit ich nicht das Maß meiner Sünden fülle und Dich erwürge mit eignen Händen!“

Ulrich hob sich, von Reue zerknirscht, wie ein Lebendigbegrabener empor und stammelte: „Erbarmen! Schrecklich ist mein Loos!“ — Thilo aber schwang drohend seinen Arm und schrie: „Kein Erbarmen, denn Du, Du hast meine Seele mit Blutschuld belastet. Fahr' hin in Deinen Sünden, entsagend allen Hoffnungen, entsagend allen Seligkeiten des Himmels und der Erde. Wenn Millionen Seelen zu Gerichte strömen und der Schall der Posaunen verkündigt, daß Gott der Allwissende sich auf seinen Thron setzt, um zu richten die Thaten der Menschen, wenn herniederströmt das Lichtmeer seiner Gnade auf alle die Sünder dieser Erde, dann sei allein verflucht und Deine Seele fahre hinab in die Hölle zu ewigen Qualen, zu ewiger Verdammniß.“

Da ertönte es mild: „Gnade, Gnade!“ und Elsbeth, vom Bürgermeister geführt, griff sanft in die Arme des erzürnten Bischofs. Ulrich taumelte bei ihrem Anblick zurück gleich einem Gespenst. Ein jäher Wahnsinn schien sich in Gehirn und Blut zu impfen. Mit abwehrender und geballter Faust schrie er: „Gnade? Gnade? Nein, nein! Die Gräber springen auf; durch Sarg und Moder scharrt sich verwes'te Schuld; der Engel des Gerichts mit dem flammenden Schwerte schreitet einher über Menschenherzen; er wirft die Tafeln und Stühle des Gerichts um und alle Flüche, die ich ausgestoßen, hallen wieder in meiner Brust. Gericht, Gericht über den größten aller Sünder! Erbarmen! Erbarmen! Rächer im Himmel, ich lästerte deinen Namen; ich glaubte nie an deine Macht, ich verfluchte meine Eltern im Grabe! Ja, ja, ich bin, ich bin sein Mörder!“

Hier brach er zusammen und stürzte todt darnieder. Ein allgemeines Entsetzen bemächtigte sich der Umstehenden. Eine Todtenstille trat ein. Nach

einer Weile nahm der Bischof Gerhard das Wort und sprach: „Er ist verschieden! Ein höherer Richter hat gerichtet und schrecklich steht das Schicksal in der Mitte."

Thilo, der sich bei Seite gewendet, sprach still und monoton: „Todt, todt! — Zeit ist worden Ewigkeit. — Niedergeworfen von Gott vor meinen Augen. — Ha! meine Sinne." Hier schwanden ihm seine Kräfte. Die Diener brachten schnell einen Stuhl herbei, wo er, von Gerhard und Schönburg gehalten, sanft hineingleitete. — Nach einer Pause richtete er den Blick auf die Leiche und sprach mit matter Stimme: „Er ist — todt. Der Tod. Ha, auch ich kenne ihn. Andere sterben nur einmal und das im süßen Schlafe, ich aber sterbe nach jedem Erwachen. — Elsbeth, reich mir die Hand, daß ich Leben fühle in der meinigen. Ich will denken, es ist die Hand meines Johannes — die Hand der Versöhnung."

Elsbeth kniete am Stuhle nieder und sprach mit herzlicher Stimme: „Hochwürdiger Herr! mein Herz hat Euch verziehen und der Geist meines guten Großvaters, der jetzt herabblickt, zürnt Euch nicht mehr. Laßt mich von hinnen gehen."

„Nein! bleib, bleib. Von heute an bist Du mein Kind." — Elsbeth neigte sich demüthig und lispelte: „Dank für Eure Huld, sie kann mir nicht frommen, denn ein Gelübde ruft mich aus diesen Hallen. In einer Stunde schmückt mich der Schleier und das härene Gewand. Die wenigen Tage, die mir noch beschieden sind, verlebe ich fortan in des Klosters friedlicher Zelle."

„In's Kloster!" versetzte der Bischof. Liebend legte er seine Hände auf ihr Haupt und sprach feierlich: „Der Herr sei mit Dir, seine Hand geleite Dich auf Deinen Wegen und gebe Dir seinen zeitlichen und himmlischen Segen!"

Elsbeth stand gerührt auf und an der Hand des Bürgermeisters schwankte sie von dannen. — Nach einer dumpfen Pause, während welcher sämmtliche Anwesende ihre Blicke auf den Leichnam und auf den Bischof gerichtet, erhob sich Letzterer und rief: „Freunde! Brüder! was ich im Traume sah, hat sich erfüllt. Reißt mein altes Wappen nieder; aus Stein und Eichen thürmt für mich und meine Nachkommen ein neues auf, wie ich es gesehen, im Felde einen Raben mit dem Ringe im Schnabel, darüber die kreuzenden Hände und einen Fuchs als Sinnbild der List und Falschheit; dies prange am Schlosse, auf meinem Grabsteine und falle erst mit dem letzten meines Stammes, und auf ewige Zeiten werde im Schlosse zu Merseburg zum Gedächtniß des heutigen Tages ein lebendiger Rabe unterhalten, der der Nachwelt Kunde gebe von dem, was sich einstens hier zugetragen."

Da ertönte vom Dom herüber die Orgel gleich brandenden Wogen, die sich harmonisch dem Ufer zu wälzen. Gewesen, Sein und Werden tönte im Sturm der Andacht, der mit unbändiger Kraft durch das hohe Gewölbe saus'te und dann linde Kreise spielend auf der ruhigen Fläche forttönte, die auf heiligen Wellen das zerknirschte Herz dem Unsichtbaren zum ewigen Weih- und Dankopfer bringt.

Der Bischof Thilo erhob sein Auge und rief: „Das Requiem für den armen Johannes. — O! diese Töne, mit ihnen umwehen mich die kühlen Lüfte des Grabes, sanft und sanfter schlägt das einst so wilde Herz." — Mit Vision, im Zustande höherer Verklärung erhob er sich und begann mit erhöhter Stimme: „Johannes! — Er steigt auf; ein weißer Schwan schwebt über seinem Grabe; er lächelt sanft, sein Blick sagt: Ich verzeihe! — Er hat verziehen und Gott — wird auch verzeihen."

Das rothe Band oder die Civilehe.

Novelle von

August Schrader.

1.

Ein heißer Augusttag neigte sich seinem Ende zu. Die höchsten Spitzen des Harzgebirges umfing schon die Glorie des ersten Abendroths, während auf den kleinern Bergen und in den Thälern Bäume und Gesträuche lange Schatten warfen. In geheimnißvollem Schweigen lag die Natur, Waldblumen und Kräuter dufteten Weihrauch empor, der Gesang der Vögel verstummte nach und nach und alles bereitete sich vor, den Abend, den stillen Vorboten der Nacht, festlich zu empfangen.

Da schritten auf einem Fußpfade, der sich zwischen den riesigen Stämmen eines dunkeln Eichenwaldes wie ein Bach zwischen Felsen dahinschlängelte, drei junge Männer, deren Aeußeres auf den ersten Blick verabschiedete Krieger bekundete. Sie trugen graue Beinkleider, kurze blaue Röcke mit gelben Knöpfen und rothen Kragen, runde Mützen mit Streifen von derselben Farbe und Reisebündel in Form eines Kranzes, der auf der rechten Schulter lag und auf die linke Hüfte herabhing.

Ohne sich um den Reiz des duftenden Waldes zu kümmern, dessen Moorboden sich rechts und links wie ein grüner Teppich ausbreitete, schritt einer dicht hinter dem andern auf dem schmalen Wege und das Echo des Hains gab das Geräusch der kräftigen Fußtritte zurück.

Plötzlich lichtete sich der Wald, die Baumstämme verschwanden zu beiden Seiten und die Wanderer standen auf der Platte eines Bergrückens, an dessen Fuße sich ein kleines romantisches Thal ausbreitete, der Abendnebel hatte einen feinen durchsichtigen Schleier über die Niederung gezogen, so daß die Häuser eines Dorfes, die wie Schwalbennester an den Bergen hingen, wie Schemen, durch den Reflex der Lichtstrahlen gebildet,

erschienen. Der Knopf des weißen Kirchthurms, weit über die Nebelfläche emporragend, glühte im Abendstrahle wie ein Meteor, und die langen schmalen Fenster des Kirchleins flimmerten wie glänzende Stahlplatten. Ein dunkles Gebirge bildete den nächsten Hintergrund der zauberhaften Landschaft und die flammende Kuppel des gigantischen Brockens, die weiteste Fernsicht, umsäumte das ganze Bild mit einem milden Heiligenschein.

Als ob ein Gedanke die Männer beseelte blieben sie zugleich stehen und sahen in das heimathliche Thal hinab. Ihre braunen Gesichter röthete eine stille Freude, denn keiner wollte dem andern seine Bewegung verrathen, und in den Augen des einen, dessen Gesichtsbildung sich vor den übrigen durch Regelmäßigkeit auszeichnete, erglänzten selbst ein paar Thränen, die sich bei dem längern Anschauen des Dörfchens in die langen braunen Wimpern hingen, bis sie die Hand verwischte.

„Da liegt die Heimath," rief ein munterer Bursche, indem er sich auf seinen kräftigen Haselstock stützte und die lachenden Blicke über das Thal schweifen ließ.

„Gott sei Dank," rief der Zweite, „hier hat kein Krieg gewüthet, sie zeigt uns noch die alte wohlbekannte Physiognomie — es lebe die Heimath!"

„Sie lebe!" riefen seine beiden Gefährten mit bewegter Stimme.

„Nicht wahr, Conrad," sagte der Erste wieder, „unsre Harzberge bieten doch einen andern Anblick dar als die ewige Fläche Holsteins, die wir so halb und halb dem deutschen Lande erhalten haben. Wenn wir hier einmal die tückischen Dänen auf das Rohr nehmen könnten, wo sie ihre Schiffe nicht im Rücken haben, ich glaube, die Lust zu der deutschen Erde sollte ihnen auf ewig vergehen."

„Laß den Krieg," sagte Conrad und fuhr mit der Hand über die Augen, als ob er klarer sehen wollte, „wenigstens den Krieg, aus dem wir zurückkehren. Da liegt die Heimath, das Bild des Friedens — trübe den freundlichen Anblick durch solche Erinnerungen nicht, sie sind mir in der Seele verhaßt!"

„Conrad," rief lachend der Dritte, „und doch hast Du wie ein Löwe mit dem Kolben auf die strupphaarigen Rothröcke eingehauen, als ob Du sie alle mit einem Schlage von der deutschen Erde vertreiben wolltest — macht Dir die Medaille, die Du in Deiner Rocktasche trägst, kein Vergnügen?"

„Ich bitte Dich, schweig," antwortete Conrad in einem unmuthigen Tone, „hätte ich sie nicht für die Lebensrettung meines Majors, des Grafen Rudolph erhalten, der zu gleicher Zeit unser Gutsherr ist, ich glaube, ich hätte sie nicht genommen. Der Graf denkt wie ich, darum hat er mit dem Abschlusse des Waffenstillstandes den Kriegsdienst verlassen und sich auf sein Schloß zurückgezogen, das dort so freundlich über den Wald emporragt."

„Glaubst Du denn wirklich, daß ihn der Haß gegen den Krieg zum Ausscheiden aus dem Heere angetrieben hat?" sagte der Erste wieder. „Conrad, Du stehst in einem fast vertraulichen, freundschaftlichen Verhältnisse zu dem Grafen und solltest den wahren Grund nicht kennen? Ich will ihn Dir nennen."

„Nun?" fragten zwei Stimmen zugleich.

„Nicht der Haß, sondern die Liebe hat ihn auf seine Güter zurückgeführt."

„Ja, die Liebe zu seiner Cousine, Emma von Linden, die seit einigen Jahren, da sie Waise ist, auf dem Edelhofe des alten Barons von H. lebt," fügte der Dritte hinzu, „das konnte ich mir wohl denken, man sprach schon davon, ehe wir zu unserm Regimente gingen."

„Fräulein Emma soll ein bedeutendes Vermögen besitzen — das wird unserm Grafen zu statten kommen, denn seine Güter befinden sich nicht im besten Zustande."

„Nun," fragte Conrad, indem er sich zum Weitergehen anschickte, „ich wüßte keinen Edelmann in der ganzen Gegend, der die Hand der schönen Emma und ihr großes Vermögen mehr verdiente als unser Graf — ich wünsche ihm Glück zu dieser Heirath."

„O! auch wir," riefen die andern, „er ist ein braver junger Herr."

„Doch nun kommt, Freunde, daß wir noch mit der Dämmerung das Dorf erreichen, die Kuppel des Brockens wird schon dunkelroth und aus den Thälern weicht das letzte Licht — kommt."

Bei diesen Worten warf Conrad sein Bündel auf der Schulter zurecht und begann rüstig auszuschreiten. Auch seine Gefährten setzten ihre müden Beine wieder in Bewegung.

„Sieh," flüsterte einer dem andern zu, „wie Conrad läuft. Man sollte glauben, er habe heute erst eine Stunde Weges zurückgelegt, statt acht Meilen."

„Blicke dorthin und Du kennst den Magnet, der ihn zieht — jetzt wird er sichtbar."

„Wo?"

„Dort, wo der Rauch aus dem weißen Schornsteine wirbelt."

„Ist das nicht die Meierei der hübschen Marie?"

„Ganz recht, des hübschesten Mädchens im ganzen Dorfe. Conrad ist in sie verliebt bis über die Ohren, darum läuft er so."

„Es ist wahr, ich hörte davon reden. Nun, wenn er die bekommt, kann er von Glück sagen."

„Ich möchte nur wissen, warum er die Sache so geheim hält, auf dem ganzen Marsche hat er nicht ein Wort darüber gesprochen."

„Kameraden," rief Conrad, der einen Vorsprung von hundert Schritten gewonnen hatte und an einer Biegung des Weges stand, „wo bleibt Ihr denn? Soll ich allein die ersten Häuser unsers Dörfchens begrüßen? Vorwärts! In zehn Minuten sind wir an der Mühle — ich höre schon das Rauschen des Wassers und das Geklapper der Räder."

Die Angerufenen brachen ihr Gespräch ab und verdoppelten die Schritte. Dann setzten sie mit Conrad gemeinschaftlich den Weg fort, der durch eine Gruppe weißstämmiger Birken führte. Nach einigen Minuten traten sie unter dem Blätterdache hervor auf eine duftende Wiese. Am Himmel zogen die flimmernden Sterne auf und über der Erde hatte sich ein weißer Schleier ausgebreitet, den der Abendnebel gewebt. Die Füße der heimkehrenden Krieger, durch den Anblick des dicht vor ihnen liegenden Dörfchens gestärkt, näßte kühlend der Nachtthau, der an den Grashalmen hing.

Kein Wort störte die Stille des prachtvollen Abends, schweigend blickten die jungen Leute nach dem Dorfe, in dessen Häusern ein Fenster nach dem andern sich erleuchtete. Die Wiese war überschritten und die Wanderer standen unter einer großen Linde, deren Riesenzweige ein Schilfdach bedeckten, unter dem das monotone Geklapper einer Mühle sich vernehmen ließ.

„Gute Nacht, Freunde," sagte einer der Burschen, „ich bin am Ziele — hier wohnt mein altes Mütterchen, das ihren Sohn noch an den Küsten des Meeres wähnt, oder vielleicht auch unter der Erde — ich werde mich sachte hineinschleichen und ihr eine Ueberraschung bereiten, an die sie gewiß nicht gedacht hat. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Philipp," flüsterten die andern und reichten dem scheidenden Kameraden die Hand. Dieser öffnete leise die mit Mehlstaub bedeckte Thür und verschwand.

Als Conrad mit seinem Begleiter an dem Giebel der Mühle vorbeiging, hörten sie durch das kleine geöffnete Fenster in demselben das laute Schluchzen einer Frau — Philipp hielt sein altes Mütterchen in seinen Armen.

An der Kirche trennte sich auch Conrad von seinem Begleiter, und der junge Mann ging allein dem entgegengesetzten Ende des Dorfes zu, wo die freundlichen Häuser wie Vogelnester an den Bergen lagen.

Plötzlich blieb er vor einem weißen Häuschen stehen, dessen Fenster sich in dem Augenblicke erhellten als er ankam. — Hier wohnt Marie, flüsterte er vor sich hin. Ob ich ihr eine ähnliche Ueberraschung bereite wie Philipp seinem Mütterchen? Nein, fügte er nach einer Pause der Ueberlegung hinzu, sie bewohnt ganz allein ihren kleinen Meierhof, da ihr Vater vor fünf Jahren gestorben ist — ich will den neidischen Leuten keine Nahrung für ihre Lästerzungen geben, meine Schwester, Röschen, soll sie in unser Haus rufen als ob sie ihr etwas mitzutheilen hätte, wenn sie mich dann sieht, wird ihre Ueberraschung nicht minder groß sein. Guten Abend, Marie, flüsterte er dem Fenster zu und setzte seinen Weg fort. Nach zehn Minuten empfing ihn das Jubelgeschrei der fröhlichen Schwester, die mit den Knechten und Mägden das Abendessen verzehrte, als er in das reinliche Zimmer trat.

Fortsetzung folgt.

Aphorismen.

Die Liebe ist das Licht, in dem die Schönheit stehen muß, wenn ihre himmlische Natur erscheinen soll.

Jedes Volk, das sich nicht selbst befreit, verdient nicht frei zu sein, und im Befreier trifft's den neuen Herrn.

Ihr Könige, habert mit dem Sänger nicht,
Denn euer Nachruhm steht in seiner Macht.
Und wie er von euch denkt und von euch dichtet,
So euch die Nachwelt segnet oder richtet.

Das günstige Urtheil der Welt gewinnen wir durch unsre Großmuth.

Ein schlechter Dichter, den sein Flug nicht so hoch trägt, daß, wo es etwas Großes zu leisten gilt, ihn Bedenklichkeiten und Rücksichten schrecken. Gleich dem Adler soll der Dichter in die Lüfte steigen, die Erde weithin überschauen und was ihm gut dünkt, erfassen und packen.

Schwache und Dumme sind weit schlimmer als die Starken und Klugen, denn der Starke und Kluge gebraucht sie leicht wozu er will.

Im Innern herrscht der eigene Wille des Menschen, außerhalb regiert die Hand des Ewigen.

Der Haß und der Zorn wirkt nur so lange, als der Hasser und der Zürner lebt. Die Liebe jedoch wurzelt auch nach dem Tode in dem Herzen.

Das Weib sieht tief; der Mann sieht weit. Den Männern ist die Welt das Herz; den Weibern das Herz die Welt.

Feuilleton.

Der Diebstahl im Local der Bank von Frankreich giebt abermals einen Beweis, mit welcher Keckheit man oft bei solchen Unternehmungen zu Werke geht. Eine Anzahl Leute, als Eckensteher, Arbeiter und Männer von Stande gekleidet, waren ohne Aufsehen bis in das Bureau gelangt, wo die Zahlungen in Banknoten und baarem Gelde stattfinden. Dort warfen sie sich plötzlich auf die Gitterfenster, zerstörten sie, bedrohten und überwältigten die Be-

amten und rafften, was sie an Noten und baarem Gelde erreichen konnten, hastig zusammen. Es scheint, daß sie sich so einer sehr bedeutenden Summe bemächtigt hatten. Der bei dem Vorgange stattgehabte Tumult war jedoch draußen bemerkt worden und die Soldaten der verschiedenen Wachtposten sowie die stets bewaffneten Bankwärter eilten sogleich herbei, besetzten alle Ausgänge und brachten drei der Diebe zur Haft. Sie wurden sofort in verschlossenen Droschken nach der Polizeipräfectur gebracht. Es ist dies seit funfzehn Jahren das dritte gegen die Bank versuchte Raubattentat; die zwei frühern Versuche geschahen aber nicht mit solcher Verwegenheit.

Wer hätte dies gedacht? Als im Frühjahr 1845 die Sängerin Sophie Löwe zu Berlin in der Oper: „Die Gesandten," auftreten wollte, wurde ihr nicht die Erlaubniß ertheilt, da man auf eine „Gesandtin" in Berlin Rücksicht nahm. Diese Gesandtin war — die Gräfin Rossi, welche — wer hätte dies gedacht — jetzt selbst wieder auf der Bühne singt.

Von Entführungen kann dort wohl nicht die Rede sein. In dem spanischen Kloster La Canal im Thale von Cariedo leben 22 Nonnen, die zusammen 1922 Jahre alt sind; jede zählt also durchschnittlich ungefähr 90 Jahre.

In dem Mannheimer Taschenbuch für Theater auf das Jahr 1795 ist der Münchener Theaterbestand mit den Besoldungen angegeben, wo sich zwei Schauspieler, Namens Reuer und Grünewald, mit 100 Gulden, der Farbenreiber Sickler mit 120, die Federputzerin Mauckin mit 200 und der Schneider Kroner mit 500 Gulden verzeichnet finden. Der Schneider wiegt also fünf Mimen auf.

Herat hat das Beiwort: Stadt der hunderttausend Gärten; man geht dort in die Gärten, um die köstlichen Aprikosen und Birnen zu essen, so viel es beliebt; bei dem Ein- und Ausgehen wird man gewogen, und nach der Differenz, die sich ergiebt, bezahlt der Gast.

Das Hutabziehen. Hiergegen eiferte man bereits im 16. Jahrhundert in Handelsstädten. In der Tafelordnung für fremde Kaufleute in Frankfurt a. M. im Jahre 1556 heißt es: Wer gegen den andern den Hut oder das Barett rücket oder ziehet, zahlt einen Kreuzer.

Tanzkunst. Das älteste gedruckte Buch über die Tanzkunst erschien im Jahre 1500 und ist einer italienischen Herzogin gewidmet.

Alexander Dumas nennt die Weltgeschichte einen Nagel, an welchem die dramatischen Autoren ihre Gemälde aufzuhängen berechtigt sind.

Californien. Die neuesten Nachrichten aus dem fernen Westen, bemerkt das „Athenäum," sind von mehr als gewöhnlichem Interesse. Yankees und Merikaner sind zusammengetreten, haben sich Vertreter erwählt und haben für ihre neue Heimath eine Constitution proclamirt, die wahrscheinlich die demokratischste der ganzen Welt ist. Sie beginnen damit, die natürlichsten Menschenrechte im allgemeinen aufzustellen, nach den Principien, wie sie William Penn zuerst eingeführt hat, und sind seine Ideen dabei meistens adoptirt worden. — Sie entwickeln dann die Grundzüge ihrer Staatsform im Speciellen, die manchen Regierungen in der neuen und alten Welt als Muster dienen könnten. Ihr Grundgesetz erklärt, daß niemand in Californien Sklave sein kann. Ein andres Gesetz sagt, daß niemand, der ein Duell gefochten oder Cartellträger gewesen, irgend ein politisches Recht z. B. als Wähler ausüben dürfen, oder zu Staatsämtern, die mit Ehren und Würden oder Einkünften verbunden, zugelassen werden soll.

Im Wiener Münzamte wurden vom 1. November 1848 bis Ende October 1849 geprägt: In Gold: vierfache Ducaten 4411 Stück, einfache Ducaten 648,614 St. In Silber: Thaler (Zweiguldenstücke) 118,754 St.; Einguldenstücke 3964 St.; Zwanziger 13,653,062 St.; Sechskreuzerstücke 90,472,393 St. In Kupfer: Zweikreuzerstücke 7,754,847 St.; Einkreuzerstücke 27,830,658 St.; Halb-Kreuzerstücke 652,800 St.; Viertel-Kreuzerstücke 232,635 St. Zusammen 141,372,138 Stück.

Lichtbilder auf Papier aufzunehmen ist eine neue Erfindung, welche ein Herr Claine in Belgien gemacht.

Wer will, kann Parallele ziehen. Als Friedrich der Große sich in dem Alter befand, welches der jetzige König von Preußen erreicht, da trug dem Fritz zu Ehren der russische Thronfolger preußische Uniform, die Engländer feierten seinen Geburtstag wie den ihres Georg; tausende von Kindern empfingen in der Taufe seinen Namen; der ferne Tartar-Chan schickte Gesandte an ihn nach Potsdam und Pitt sagte im englischen Parlament: „Eh' der Tower in London nicht mit dem Schwert in der Faust erobert ist, laß ich nicht vom Fritz."

Verderblich ist's, den Leu zu necken &c. In einer Menagerie zu London hat sich ein Vorfall ereignet, der alle mit Entsetzen und Mitleid erfüllt. Ein junges Mädchen von 17 Jahren, die Nichte des Besitzers der Menagerie, welche schon seit längerer Zeit vor dem Publicum allerhand Evolutionen mit einem Tiger und einem Löwen ausführte und deshalb Löwenkönigin genannt wurde, war eines Abends in gleicher Absicht in den Käfig getreten. Im Anfang verlief sich alles wie gewöhnlich, und eben wollte sie sich auf den liegenden Löwen setzen, als ihr der Tiger in den Weg trat. Das Mädchen führte deshalb einen leichten Schlag mit der Reitgerte nach ihm, das Thier ließ ein gereiztes Brummen hören und streckte bald darauf eine Tatze nach ihr aus. Die Unglückliche fiel dadurch gegen das Gitter und vermuthlich verletzte sie sich dabei, so daß Blut floß; der Tiger war mit einem Satze über ihr, grub ihr seine Zähne in's Kinn und seine Klauen in den Nacken und führte unmittelbar darauf einen zweiten Biß in den Hals seines Opfers. Die Wärter sprangen hinzu; als man der Bestie das arme Mädchen jedoch endlich entrissen hatte, war es zu spät. Zwei gerade anwesende Aerzte fanden nur einen gräßlich verstümmelten Leichnam. — Der Tiger ist kürzlich noch vor der Königin aufgetreten und bewundert worden, und seit seiner Zähmung hatte man keine Spuren von Wildheit mehr bemerkt, namentlich schien er wie die übrigen wilden Thiere der Menagerie dem Mädchen zugethan zu sein; man vermuthet, daß Hunger die Ursache der plötzlichen Wildheit war, denn die Fütterung hatte sich um einge Minuten verzögert. — Mit Recht sprach sich die Jury gegen die gesetzliche Zulässigkeit von Productionen aus, welche so oft schon Menschenleben gekostet haben.

Waffenfabrication. Im Jahre 1849 wurden in Lüttich 405,030 Musketen-, Büchsen-, Flinten- und Pistolenläufe probirt, im Jahre 1848 380,414.

Ein eigenthümliches Bankett fand zu Berry statt, eine Art von St. Hubertusfest, doch nicht der hohen Jagd, sondern wohl ziemlich der niedrigsten gewidmet, der Rattenjagd. Seit 14 Tagen sind die Rattenjäger in ungeheurer Thätigkeit gewesen; die Treibjagd ist nicht schlecht ausgefallen. Der große Londoner Gerber hat über 600,000 Rattenfelle erstanden, die in einer wunderbaren Metamorphose bald auf den schönsten Damenhänden prangen werden. Dafür ließ sich Herr Warton in einer seiner Würde entsprechenden Weise beim Bankett vertreten, durch einen Korb von 25 Flaschen Champagner. Herrn Warton's Nebenbuhler, die beiden Handschuhmacher aus Grenoble, hatten für den Bruch ihres Tractats eine Entschädigung gezahlt, bestehend in 50 Flaschen Macon fleuri. Zwölf Brigaden Rattenjäger saßen bei Tafel, zusammen ein Corps von 165 Mann. Die Mahlzeit war glänzend. Nicht gerechnet was an Fisch, Braten, Geflügel &c. verzehrt wurde,

erschienen auch als wahre Festungen des Schmausereichs zwei enorme Pasteten von Chartres, jede von 25 Pfund. Zum Nachtische wurden folgende Toaste ausgebracht: „Der ehrenhaften und gemäßigten Republik!“ (Lauter Beifall.) „Der Vernichtung aller schwarzen (englischen) und aller grauen (norwegischen) Ratten!“ (Ungeheurer Beifall.) Die sonstigen Fangresultate sind sehr befriedigend. Herr Warton hat 60,000 Franken für die 600,000 Rattenfelle bezahlt. Diese sind unter die 144 Rattenvernichter und ihre Brigadiers vertheilt worden, so daß jeder als Beute aus dem 14tägigen Feldzug ein Sparcassenbuch von 500 Fr. heimgebracht hat.

Im Handel der Vereinigten Staaten mit Californien sind jetzt 800 Schiffe beschäftigt. Vom 1. bis 12. December v. J. gingen von Newyork allein 36 große Schiffe nach St. Francisco ab.

Die schottischen Fischereien. Im Jahre 1848 wurden an der schottischen Küste 999,345 Tonnen Heringe im Werthe von 1 Million Pfund Sterl. gefangen; außerdem 364,951 Ctnr. Kablejau. Die Zahl der mit dem Fischfang beschäftigten Fahrzeuge betrug 15,062, der Fischer 60,347; 97,477 Personen waren mit dem Einsalzen der Fische beschäftigt.

Große Vermehrung. Frankreich zählt gegenwärtig 16 Millionen Einwohner mehr als unter Ludwig XIV. und 7 Millionen mehr als unter dem Consulat. Der Ackerbau bringt jetzt viermal so viel als unter Ludwig XIV. und dreimal so viel als zu Anfange dieses Jahrhunderts hervor. Was die Manufacturen und Fabriken anlangt, so liefern sie jetzt viermal so viel als unter Napoleon.

Sichre Spitzbuben. Zu Paris überfielen am 19. Januar zwei wohlgekleidete Männer eine gewisse Frau Romain in ihrem Zimmer, verstopften ihr mit einem Tuch den Mund, banden sie und zwangen sie unter Todesdrohungen, ihr alles Geld im Betrage von 900 Frs. und für 600 Frs. Juwelen einzuhändigen. Nachdem sie noch eine halbe Stunde vergeblich nach andern Sachen von Werth gesucht hatten, entfernten sie sich so ruhig, als hätten sie die beste That von der Welt gethan.

Vernichtung von Piraten. Bekanntlich segelten mehrere englische Kriegsschiffe in die chinesischen Gewässer, um dort die Macht der Piraten zu zerstören. Die neuesten Berichte aus Canton melden das vollständige Gelingen der Expedition. Ein Bericht des Commandeurs der Kriegssloop „Columbine“ vom 23. October aus einem Hafen Cochinchina's datirt meldet, daß 58 Seeräuberschiffe mit 1200 Kanonen und einer Besatzung von 3000 Mann vollständig durch Feuer zerstört worden sind, und zwar ohne daß die Engländer einen einzigen Mann verloren haben. Das britische Geschwader verfolgte die Piraten, deren Anführer Schap-ng-Tzai der Schrecken jener Meere war, längs der chinesischen Küste und hatte überall Klagen über zerstörte Städte, ermordete Männer und geraubte Weiber als Spuren ihres Erscheinens vorgefunden. Am 20. October fand man endlich die Flotte, 37 Segel stark. Das Gefecht dauerte nicht lange; nach einer Stunde flog die Junke Schap-ng-Tzai's krachend in die Luft, das Feuern hörte auf, 27 Junken standen in Flammen, die übrigen wurden von der See abgeschnitten und in eine Flußmündung gedrängt, wo man am 21. noch 21 andere Schiffe fand. Alle wurden zerstört und die an's Land geflüchteten Seeräuber großentheils von den Cochinchinesen erschlagen. Schap-ng-Tzai selbst ist mit 5 kleinern Junken und etwa 400 Mann entkommen, eine sichere Beute der Mandarine, welche ihm jetzt reichlich gewachsen sind.

Ein trübes Wiedersehen. Der „Boston Herald“ erzählt von einem merkwürdigen Zusammentreffen einer Mutter mit ihrer Tochter im Irrenhause. Beide hatten sich seit Jahren verloren und weite Reisen gemacht; Beide waren in Elend und Wahnsinn verfallen und nun trafen sie sich durch Zufall — im Irrenhause. Trotz ihres umnachteten Geistes erkannten sie einander nach wenigen Augenblicken wieder.

Für die große Industrieausstellung zu London im Jahre 1851 hat die Königin von England 1000 und Prinz Albert 500 Pfd. Sterl. unterschrieben.

Die Chinesen sollen gesonnen sein, Macao an die Franzosen abzutreten.

Lola Montez, welche in Cadix lebt, soll untröstlich darüber sein, daß ihr reicher Gatte sich schriftlich für immer von ihr losgesagt hat.

Die Auswanderung über Liverpool belief sich im vorigen Jahre auf 153,902 Personen, von denen der bei weitem überwiegende Theil (147,745) nach den Vereinigten Staaten ging. Diese Personen wurden in 565 Schiffen befördert, von denen nur 11 Schaden litten, nur eins völlig verunglückte.

Eine Falschmünzerbande wurde dieser Tage in der Nähe der Stadt Hagen auf der That ertappt. Sämmtliche Personen, Münzen, Formen und sonstige Geräthschaften sind in Sicherheit gebracht worden.

Große Thätigkeit. An den befahrenen englischen Eisenbahnen sind 53,000 Arbeiter beschäftigt und an den noch im Bau begriffenen Bahnen arbeiten 200,000 Mann.

Ein Husaren-Lieutenant ist von einem gesunden Knaben entbunden worden. Dieser Lieutenant ist nämlich eine muthige Amazone, Maria Karl, welche im ungarischen Heere diente und seit dem vorigen Sommer als die Gattin eines Artillerie-Hauptmanns die Gefangenschaft des Letztern theilt.

Ein Autograph von Milton ist kürzlich in London für 40½ und ein Exemplar der ersten Shakespeare-Ausgabe für 35½ Pfd. Sterl. verkauft worden. — Sonderbar! Für sein „verlornes Paradies“ zahlte ein Buchhändler dem Dichter Milton zehn Guineen, und jetzt giebt man für ein paar Zeilen von seiner Hand das Dreifache.

Aus der Theaterwelt. Auf der Braunschweiger Hofbühne ist Griepenkerls „Robespierre“ mit Erfolg in Scene gegangen. Herr Kaiser von Hannover, im Besitz der Titelrolle, errang sich großen Beifall.

*** Fräulein Henriette Nissen ist zu Bremen als „Lucia“ bei erhöhten Preisen aufgetreten.

*** In's Gewehr! Mars und Thalia gehen Hand in Hand und zwar in Heidelberg, wo preußische Soldaten ein Theater errichtet, bei welchem Mannheimer Schauspielerinnen die weiblichen Rollen übernahmen. Die bis jetzt in Scene gesetzten Stücke erfreuten sich der Gunst der Zuschauer und die ergiebigen Einnahmen gingen zum Besten der Besserungsanstalt sittlich verwahrlos'ter Kinder nach Durlach ab.

*** Das Zuchtpolizeigericht in Paris hat den Redacteur einer dortigen Theaterzeitung zu 500 Franken Geldbuße verurtheilt, weil er die Stimme, die Methode und das Talent eines Sängers kritisirt hatte, der im Theater der Porte St. Martin aufgetreten sein sollte, aber wie es sich herausstellte, gar nicht an dem Abend erschienen war, über den der Artikel Bericht erstattete.

*** „Berlin bei Nacht,“ von D. Kalisch, schritt auf dem Königstädt'schen Theater am 22. Januar zum hundertsten Male über die Breter.

*** Die Tragödie „Dschingischan“ von C. Zwengsahn ist auf der königl. Bühne zu Berlin gänzlich durchgefallen.

Literarisches. So eben fällt uns ein zweibändiger Roman von Ring in die Hände, betitelt „Berlin und Breslau.“ Dumas schildert in „1789“ den Beginn und theilweisen Verlauf der ersten franz. Revolution und Sue in den „Geheimnissen“ die Eigenthümlichkeiten der Pariser Einwohnerschaft; in vorliegendem Romane ist die Berliner Märzrevolution mit ebenso viel Liebe dargestellt wie die Verschiedenheit der Berliner Menschen und Stände. Da zugleich das Romantische mit dem Historischen auf ungezwungene Weise verschmolzen ist, so wird das Buch, trotz einigen Nachlässigkeiten im Styl, nicht bloß einen ephemeren Werth haben. Um dieses günstige Urtheil kürzlich zu motiviren, scheint Folgendes zu genügen: 1) Politik. Ministerium von 1847. Weigerung verschiedener Deputirten die Ausschüsse zu wählen. Arbeiterversammlungen. Märzrevolution. Leichen der Gefallenen am Schlosse; des Königs tiefgehende Verlegenheit. Abzug des Militärs. Deutsche Abzeichen, Placate, Caricaturen; Bürgerwehr, Blousen, Bassermann'sche Gestalten. Held und seine Gesinnungsgenossen. Beginn der Contre-Revolution: Spaltung zwischen Arbeit und Capital, Proletariat und Reichthum, von den Aristokraten genährt und benutzt. Zeughaussturm; Zündnadelgewehre. Kammerauflösung; passiver Widerstand. Beginnender Sieg des vormärzlichen Absolutismus. Provinzen. Stimmung in Breslau; Putsch daselbst. 2) Zustände andrer Art: Proletarier; Aristokraten. Charakterlose Parvenüs (Hirsch). Wucher und Kuppelei. Treuherzigkeit der Arbeiter. Lichtfreunde (Rolf) und Pietisten (Kramer). Polizeiwirthschaft. Stadt- und Hausvoigtei. Kellerwohnungen. Mäßigkeitsvereine. Irrenhaus (neue Charité); religiöser und politischer Wahnsinn. Breslauer Honoratioren ꝛc. 3) Romantischer Stoff. Hier begnügen wir uns bloß darauf hinzuweisen, daß die Charaktere gehalten und die Träger der Handlung in die großen Zeitbegebenheiten mit Geschick verflochten sind.

MODEN.

Paris, den 24. Januar 1850.

Hergebrachtermaßen wenden zur Winterszeit elegante Damen die meiste Aufmerksamkeit auf Ballanzüge, während die für Theater und Concert längere Zeit hindurch dieselben zu bleiben pflegen. Zu Ballanzügen aber sind jetzt die Blumen ein Haupterforderniß, denn es giebt nur wenige dergleichen, welche nicht reichlich damit geziert wären; fehlten sie aber wirklich als Ausputz dem Kleide, so wäre doch sicherlich anzunehmen, daß man das Haar damit geschmückt sähe. Wenn auch schon Kleid und Haar mit Blumen prangen, so würde man doch eine Dame nicht für vollkommen modisch erklären, wenn sie nicht auch ein Blumensträußchen in der Hand hätte. Welche Blumen gewählt und auf welche Weise sie auf dem Kleide und im Haar angebracht werden, dies mag aus ein paar Beispielen erhellen:

Wir sahen z. B. über einem rosa Atlasunterkleide ein Blondenkleid, welches zu beiden Seiten in die Höhe gezogen und mit Guirlanden von kleinen Rosen bis zum Gürtel hinauf geschmückt war; vollendet ward dieser Anzug durch einen Kranz von Rosen im Haar. Eine andre reizende Balltoilette bestand aus weißem Seidenmusselin über einem Unterkleide von blauem Atlas; an der Seite war das Kleid mit Blumensträußen von bunten Hyacinthblüthen in die Höhe gerafft; das Leibchen hatte eine Schneppe und über der Brust eine Draperie, ebenfalls mit einem Blumenstrauße gefaßt; dasselbe wiederholte sich recht vortheilhaft auf den kurzen und gebauschten Aermeln; außerdem gehörte noch dazu ein Diadem, ebenfalls von Hyacinthblüthen, ja selbst die mit Blonden garnirten Handschuhe zeigten eine Kette von den Blüthen, welche das Uebrige zierten.

Abgesehen von diesen Balltoiletten giebt es viele Kleider von Atlas oder Taffet, welche mit Schwanenpelz ausgeputzt werden, ein Ausputz, der sich z. B. auf rosa oder blau recht gut ausnimmt. Die Verwendung des Schwanenpelzes geschieht auf folgende Weise: Der Rock wird fünf- bis sechsmal damit besetzt, das Leibchen hat eine damit eingefaßte Berthe und dasselbe wiederholt sich auf den Aermeln, wie denn auch die Handschuhe damit garnirt sind. Zu dieser Toilette trägt man gern einen Kopfputz von Tüll und Crêpe, mit Marabouts garnirt.

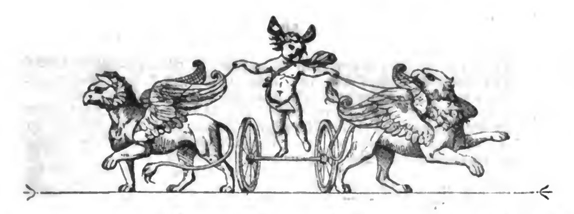
Für den Augenblick wären etwa noch folgende Einzelheiten erwähnenswerth: Die Handschuhe werden durchgängig sehr kurz getragen; wo sie aufhören, beginnen die kostbaren und massiven Armbänder, zu denen man viel Diamanten verwendet, besonders als Agraffen, welche übrigens auch beim Kleiderausputz Epoche machen. Im Haar wird dergleichen Schmuck entweder in Nadeln oder in Schnuren getragen. Außer den genannten Arten von Schmuck giebt es deren noch so vielerlei, daß unsre Aufzählung die Erfindsamkeit unsrer eleganten Damen nicht erreichen würde; hier nur noch so viel, daß sie in Bezug auf die Halsbänder mit Diamantschloß eine ungemeine Pracht entwickeln.

Vom Carneval ist eigentlich noch nichts zu sagen, weil er noch nicht ordentlich begonnen hat, denn einzelne Maskenbälle haben die Zeit der Verkleidungen nur erst angedeutet. Bloß im allgemeinen sei die Bemerkung erlaubt, daß sich der Luxus niemals mehr als in dieser Zeit entfaltet, denn man sieht die einfachste Bäuerin mit Sammet und Atlas, Goldspitzen und echten Perlen geschmückt. Am prachtvollsten werden wohl wieder die altfranzösischen Moden vertreten werden, obwohl der gute Geschmack auch das italienische, spanische, griechische und türkische Costüm zu wahren Kunstwerken zu schaffen vermag. In den Modemagazinen haben wir übrigens die Bemerkung gemacht, daß selbst die einfachen Domino's gewissermaßen eine andre Gestalt angenommen haben; einmal nämlich kann der Stoff dazu gar nicht kostbar genug sein, und dann haben diejenigen, welche von einfarbigem Atlas gefertigt sind, immer etwas Costümartiges an sich, indem sie bald den spanischen Mantillen, bald den Tunica's der Polinnen gleichen. Natürlich ist die Goldstickerei auf Sammet in ihrem Ansehen geblieben, denn man behauptet wohl mit Recht, daß sie sich durch nichts Besseres oder Kostbareres ersetzen lasse. Am dankbarsten sind unbedingt die Costüme der Schäferinnen, Winzerinnen, Fischerinnen und Jägerinnen, aber auch bei diesen gilt als Hauptbedingniß, daß alles von den besten Stoffen gefertigt sei. Wir hoffen in unserm nächsten Bericht über diesen Gegenstand ausführlicher sein zu können.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 6. 1) Puffscheitel; das Hinterhaar in einen Kranz gelegt und mit Marabouts geschmückt. Kleid von Seidenmusselin; halbhohes Leibchen mit Schneppe, über die Brust gebauscht und zu beiden Seiten mit Blondenrevers besetzt; gebauschte Aermel; Rock mit vier Florpuffen besetzt und dazwischen gereihte Blonden; ein Doppelrock von Flor, am Rande mit Band durchzogen und mit breiten Blonden besetzt, auf der einen Seite mit einem Büschel Marabouts aufgerafft. 2) Häubchen von Spitze, mit Blumen garnirt. Kaminjäckchen von Sammet, mit Hermelin besetzt. Kleid von Königscrepe; halbhohes Schneppenleibchen; kurze Aermel; auf dem Rocke zu beiden Seiten Florpuffen aufgesetzt.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 7. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Das rothe Band oder die Civilehe.

(Fortsetzung.)

2.

Um dieselbe Zeit, als die drei jungen Leute auf dem Bergrücken standen und den ersten Blick auf ihre Heimath warfen, trat ein junger Mann in die Wohnung des Dorfrichters Valentin, die unmittelbar an Mariens Meierei grenzt. Er trug einen grünen Rock, einen Hirschfänger an der Seite und einen grauen Hut mit breiter Krämpe. Er mochte nur erst fünf- bis sechsundzwanzig Jahre alt sein, aber schon war sein Gesicht, das ein voller dunkler Bart umgab, von einigen Furchen durchzogen, die ihn um zehn Jahre älter erscheinen ließen. Seine Gestalt war schlank, es fehlte ihr aber das Gepräge der Jugend, der Ausdruck der Kraft und des Feuers.

„Guten Abend, Vetter," sagte der Jäger, indem er mißmuthig seinen Hut auf den runden Tisch warf, der in der Mitte des Zimmers stand.

Der Vetter, der an einem kleinen Schreibepulte saß und Papiere in ein aufgezogenes Schubfach zurücklegte, schien an dem Besuche kein sonderliches Vergnügen zu finden, denn er sah sich mit ärgerlicher Miene um, ohne auf den Gruß zu danken, und vollendete schweigend das angefangene Geschäft. Der Jäger warf sich indeß, als ob er an einen solchen Empfang schon gewöhnt sei oder ihn unter Umständen vorausgesetzt hätte, in einen großen Lederstuhl und schlug behaglich die langen Beine übereinander. Ein großer Jagdhund trat langsam hinter dem Ofen hervor, leckte einen Augenblick die Hand des Angekommenen und zog sich dann ruhig wieder auf seinen Platz zurück. Nach einiger Zeit schloß der Dorfrichter das Pult und steckte den Schlüssel in die Tasche. Der Augenblick schien gekommen, wo er einem längst gehegten Aerger freien Lauf geben konnte, denn er schob seine pelzverbrämte Sammetmütze auf ein Ohr, stemmte dann beide Fäuste in die Seiten, trat vor den schweigenden Neffen und rief mit wuthblitzenden Augen:

„Weißt Du auch, Neffe, daß Du ein Taugenichts bist, dem ich eigentlich meine Thür verschließen müßte?"

„Lieber Vetter," sagte ruhig der Jäger, ohne sich zu rühren, „das ist ein Fehler der Erziehung, die Sie mir gegeben."

„Wie, ich trage die Schuld?" rief entrüstet der Alte. „Ich habe Dir nichts gegeben, was Dich auf den betretenen Weg führen konnte; ich habe vielmehr geglaubt, daß mein ökonomisches System Dir heilsam sein würde — jetzt sehe ich aber, daß mir dieses System theuer zu stehen kommt."

„Hat Sie vielleicht meine Anstellung als Revierförster, die mir der Graf Rudolph gab, ehe er in den Krieg zog, ruinirt? Ich glaube nicht."

„Du glaubst es nicht, aber ich glaube es! Wer hat die Kuh erschossen, die sich einmal an unsern Gartenzaun verirrt hatte? Wer hat dem Müller die Fenster eingeworfen, als er Dir wehrte, einen Hasen bis in seinen Garten zu verfolgen? Wer hat am letzten Sonntage in der Schenke den Musikanten die Instrumente zertrümmert, als sie

nach Mitternacht nicht mehr spielen wollten, weil sie sonst in Strafe genommen werden? Du, liederlicher Neffe! Und wer muß das alles bezahlen? Ich, Dein unglücklicher Vetter! Aber jetzt werde ich einmal selbst Gerechtigkeit üben, denn Du weißt doch, daß ich nicht mehr Schulmeister, sondern Dorfrichter bin? Ich werde Dich hängen lassen!"

Des Jägers Züge verzogen sich zu einem mitleidigen Lächeln; ruhig gab er zur Antwort:

„Lieber Vetter, wenn Sie sich nicht selbst in der ganzen Gegend blamiren wollen, so beobachten Sie ein tiefes Schweigen über die Jugendthorheiten Ihres Neffen und zahlen ganz ruhig, was zu zahlen ist. Damit Sie aber sehen, daß ich es gut mit Ihnen meine —"

„Herr Gott im hohen Himmel!" rief zornbebend Valentin und strich sich seine langen Haare hinter die Ohren, „dieser Mensch meint es noch gut mit mir! Nein, da möchte man doch den Verstand verlieren! Ich habe mindestens einen Schadenersatz von zweihundert Thalern zu zahlen, woran er Schuld ist, und nun will er es noch gut mit mir meinen."

„Lassen Sie mich nur ausreden, lieber Vetter, und Sie werden mir Recht geben. Also zweihundert Thaler haben Sie für mich zu zahlen?"

„Ich muß sie zahlen, wenn ich mich bei dem Antritte meines neuen Amtes nicht gleich blamiren will — Mensch, woher soll ich das Geld nehmen?"

„Nun sehen Sie einmal Ihren Geiz," lächelte ruhig der Jäger. „Diese Summe bringt einen Mann wie Sie nicht in Verlegenheit."

„Mensch, mache mich nicht rasend!" rief der Dorfrichter und sprang mit beiden Füßen zugleich empor, daß er mit dem Kopfe fast an die Decke stieß. „Ich bin arm, arm wie eine Kirchenmaus."

„Aber das Geld muß dennoch bezahlt werden, denn der Ortsrichter muß seinen Bauern mit einem guten Beispiele vorangehen."

„Leider, leider!" stammelte Valentin, „muß es bezahlt werden."

„Sehen Sie, lieber Vetter, ich will Ihnen helfen, Ihre Reputation retten," sagte schmeichelnd der Jäger.

„Du mir helfen?" fragte der Alte mit einem verachtenden Seitenblicke.

„Ja, ich!" antwortete bestimmt der junge Mann, indem er aufstand und dem Zürnenden näher trat.

„Da wäre ich doch neugierig."

„Wollen Sie, daß morgen die zweihundert Thaler bezahlt sind?"

„Aus meiner Tasche?"

„Nein!"

Das Gesicht des Ortsrichters nahm einen andern Ausdruck an.

„Und woher denn, wenn ich fragen darf?"

„Das ist eben das Geheimniß, lieber Vetter, das Ihnen beweisen soll, wie gut ich es mit Ihnen meine."

„Nun, so rede, vielleicht ist Dein Vorschlag nicht zu verwerfen," sagte Valentin, indem er seine Hände auf den Rücken legte.

Der Jäger legte seine rechte Hand auf die breite Schulter des Vetters, sah ihm einen Augenblick in das graue Auge und flüsterte geheimnißvoll:

„Lieber Vetter, ich bin verliebt!"

„Na, das fehlte auch noch!" rief ärgerlich der Richter, der sich in seiner Hoffnung getäuscht sah. „Deine Liebe," fügte er höhnend hinzu, „trägt keinen Heller ein."

„Aber meine Heirath!"

„Mit wem?"

„Mit unsrer Nachbarin, der hübschen Marie, deren Vormund Sie sind."

Das Gesicht des Ortsrichters nahm denselben Ausdruck wieder an wie einige Augenblicke zuvor. Des Jägers Bekenntniß schien eine neue Hoffnung in ihm erweckt zu haben.

„Eberhard," sagte er erstaunt, „das Mädchen ist schön und gut."

„Eben deshalb will ich sie heirathen und Sie werden meine Absicht unterstützen, weil Marie reich ist."

„O ja," meinte Valentin in einem völlig veränderten Tone, „sie hat ein recht artiges Vermögen. Der junge Graf Rudolph hat ihr vor einigen Jahren die einträgliche Meierei geschenkt, die sie jetzt bewirthschaftet, und außerdem noch dreitausend Thaler versprochen, wenn sie sich einmal verheirathet. Der Graf hält Wort, denn Marie ist seine Milchschwester, die er herzlich liebt, weil er keine rechten Geschwister besitzt. Der Plan ist nicht übel."

„Und außerdem ist sie eine Waise, die allein in der Welt steht — sie hat weder Eltern, noch Geschwister, mit denen sie zu theilen hat — nicht einmal einen Vetter," fügte Eberhard lächelnd hinzu.

„Einen Vetter!" rief rasch der Richter. „Ich will nicht mit Dir theilen, ich will nur das Darlehn zurück haben, wozu mich mein liederlicher Neffe gezwungen hat!"

„Sie sehen also, mein bester Vetter, daß ich mehr in Ihrem Interesse handle als in dem meinigen, wenn ich das Mädchen heirathe, darum unterstützen Sie mich."

Vetter Valentin legte einen Augenblick die Hand an sein Kinn und blickte sinnend zur Erde, wobei sich seine Augen so eng zusammenzogen, daß sie nur noch zwei schwarzen Strichen glichen.

„Höre, Eberhard, Dein Heirathsproject ist nicht übel, es hat meinen Beifall. Ich bin Dein Vetter und Mariens Vormund — das trägt schon etwas zum Gelingen desselben bei — ich hoffe, Du wirst dies nicht vergessen."

„Nie," rief der Jäger, und sein bleiches Gesicht belebte eine widerwärtige Freundlichkeit, „nie; gebrauchen Sie also Ihr Ansehen als Ortsrichter und Vormund."

„Du hast Recht, man muß das Mädchen verblüffen," antwortete Valentin und ging in großen Schritten, die Hand in die Oeffnung der schwarzen Weste gesteckt, durch das Zimmer."

„Sagen Sie ihr," fuhr Eberhard fort, indem er neben seinem Vetter auf und abging, „daß ich einst Ihr Nachfolger im Amte werden würde."

„Mensch!" rief der Alte, „soll ich lügen?"

„Es kommt ja nur auf Sie an, Vetter, ob diese Lockspeise eine Lüge sei oder nicht. Warum soll ich nicht eben so gut Ortsrichter werden können als Sie, vorzüglich wenn Sie mir Ihren Platz einräumen. Nun vorwärts, Marie wohnt nicht weit."

„Was soll das heißen?"

„Daß wir auf der Stelle zu ihr gehen und um ihre Hand werben."

„Wie, diesen Abend noch?"

„In diesem Augenblicke!"

„Die Werbung geht Dich an, Du bist der Bräutigam — bedarfst Du der Hülfe, so bin ich immer noch da!"

„O nein," rief lebhaft der Jäger, „die Angelegenheit ist eine Familiensache und Sie sind der Vetter; ich gehe nicht ohne Sie."

„Nun gut," sagte Valentin nach einigem Zaudern, „so gehen wir zusammen — heute ist Sonnabend, morgen ein Sonntag — ich erzähle die Neuigkeit in der Kirche einigen Nachbarn — morgen Abend weiß es das ganze Dorf."

„Auch wenn Marie meine Hand ausschlägt?" fragte Eberhard.

„Sie wird sich wohl hüten, wenn ich dabei bin, mein lieber Neffe, denn ich bin ihr Vormund und Ortsrichter!"

Mit den letzten Worten hatte Valentin seinen Rock von einem Nagel der Wand genommen, ihn angezogen und seine Mütze mit einem runden schwarzen Hute vertauscht. Dann ergriff er einen gelben Rohrstock und schritt gravitätisch zur Thür hinaus. Der Jäger folgte und lächelte dabei, als ob er sagen wollte: ich wußte es wohl, daß der geizige Filz auf meinen Vorschlag eingeht.

„Des Burschen Heirathsproject kommt mir gelegen," flüsterte der Richter vor sich hin, indem er über den Hof schritt — es ist sogar ein Lieblingsgedanke von mir, denn ist Eberhard Mariens Mann und im Besitze ihres Vermögens, so wird man mir die Bewirthschaftung der Wiese nicht streitig machen, die ich seit fünf Jahren benutze, ich verlange sie von meinem Neffen als Kuppelpelz — das Grundstück ist seine achthundert Thaler werth!"

Nach einigen Minuten standen die beiden Männer an der Pforte, die in Mariens Hof führte. Valentin schritt voran. Die Hausflur war schon dunkel, da der letzte Schein des Tages nur durch ein einziges Fenster hereindringen konnte. Auf ein Klopfen an die Stubenthür rief Mariens sanfte Stimme „herein!"

„Sie ist zu Hause," flüsterte der Vetter dem Neffen zu, indem sie beide in das freundliche Zimmer traten, das nur noch schwach von Dämmerung erfüllt war.

Ueberrascht von dem Abendgruße der Männer fuhr Marie aus einem kleinen Lehnstuhle empor, in welchem sie träumend gesessen hatte. Der Besuch des Vetters schien keinen befremdenden Eindruck auf sie auszuüben, wohl aber der des Neffen, der ihr als ein leichtsinniger Mensch bekannt war.

„Mein Gott," rief sie mit zitternder Stimme aus, was verschafft mir die Ehre dieses seltenen Besuchs — und diesen Abend, noch so spät?"

„Ob Jungfer Marie das wohl rathen kann?" antwortete lachend der Ortsrichter, indem er wie ein alter Bekannter des Hauses seinen Hut auf den Stock hing und beides an ein Uhrgehäuse lehnte, in welchem ein schwerfälliger Pendel seine langsamen Schwingungen machte.

„Nehmen Sie Platz," flüsterte das junge Mädchen und schob zwei Stühle heran.

Die Männer folgten der Einladung. Marie setzte sich wieder in ihren Stuhl; doch schon in der nächsten Secunde erhob sie sich rasch wieder.

„Es ist schon so dunkel," rief sie aus, „ich werde Licht holen."

Der Jäger ergriff ihre Hand und zog sie leise auf den Stuhl zurück.

„Bleiben Sie, schöne Marie," sagte er so sanft, als es seine tiefe Stimme erlaubte, „es ist noch Zeit genug, Licht zu holen — berauben Sie uns jetzt Ihrer Gegenwart nicht."

„Womit kann ich den Herren dienen?" fragte sie in einem Tone, der deutlich den peinlichen Zustand verrieth, in den sie die Berührung des Jägers versetzt hatte.

„Marie," sagte der Richter, „Sie wissen, daß große Umwege meine Sache nicht sind, ich steuere stets direct auf mein Ziel los. Und dies muß nach meiner Ansicht auch ein Mann, der die höchst wichtige und einflußreiche Würde eines Ortsrichters bekleidet. Ich habe keine leiblichen Kinder, meine ganze Familie besteht aus meiner kleinen Mündel und meinem Neffen, dem gräflichen Revierförster Eberhard. Um nun nach Pflicht und Gewissen für die Zukunft meiner Pflegebefohlenen zu sorgen, habe ich mich mit Gott zu dem gegenwärtigen Besuche entschlossen."

„Und der Zweck dieses Besuchs?" fragte Marie kaum hörbar, da ihr die Angst die Brust zusammenschnürte.

„Marie," sagte der Richter mit feierlicher Stimme, „ich bin gekommen, um für meinen Neffen Eberhard um Ihre Hand zu werben."

„Und ich," fügte der Jäger hinzu, „um meine Bitte, die sich auf Achtung und Liebe gründet, mit der Werbung meines Vetters zu vereinigen."

Marie antwortete nicht; eine ängstliche Pause trat ein, und beide Theile segneten im Stillen den Umstand, daß das Zimmer dunkel war.

„Nun, liebe Mündel," begann betonend der Ortsrichter wieder, „was haben Sie auf unsern Antrag zu antworten? Nicht wahr, das hätten Sie wohl nicht erwartet?"

„Nein!" antwortete Marie und ihre Angst schien plötzlich verschwunden zu sein, denn sie sprach dieses Wort mit einer Unbefangenheit, die Valentin und Eberhard für eine freudige Zustimmung hielten.

„Das habe ich mir gedacht," rief lachend der Richter, indem er seine großen Hände rieb, daß es laut rauschte. „Nicht wahr, mein Eberhard ist ein schmucker Bursche?"

„Marie!" rief Eberhard und wollte ihre Hand ergreifen.

„Herr Vormund," sagte das junge Mädchen, indem es aufstand, „Ihr Antrag schmeichelt meinem Herzen und meiner Eitelkeit, denn Sie denken mir eine Ehre zu, an die ich nimmer geglaubt hätte — trotzdem aber kann ich Ihren Antrag nicht annehmen."

„Warum?" fragten beide Männer zugleich.

„Weil mein Herz meine Hand schon versprochen hat," antwortete Marie in einem festen Tone.

„So," rief der Richter erstaunt — „und ohne mein Wissen? Wer ist denn dieser heimliche Liebhaber?"

„Der Mann, den ich liebe und dem ich meine Hand versprochen, ist Conrad, mein junger Nachbar."

Vetter und Neffe konnten ihrem neuen Erstaunen keine Worte leihen, da ihnen eine Magd, die in diesem Augenblicke Licht in das Zimmer brachte, Schweigen auferlegte. Marie, deren liebliches Gesicht wie eine Rose im Frühlinge glühte, trat der Magd entgegen, nahm ihr das Licht ab und verabschiedete sie wieder durch ein Zeichen mit der Hand. Dasselbe Licht, das jetzt dem Jäger das reizende Mädchen zeigte, hatte Conrad durch das Fenster schimmern sehen, der leise seinen Gruß flüsternd vorüberging.

Fortsetzung folgt.

Spiritus familiares.

Zu deutsch „Künstler-Launen;" diese sind der Impuls der Genies, der schaffende Geist der Künstler. — Es würde sich selbst der Mühe lohnen, mit alle den Genien, viele oft von bizarrer Natur, bekannt zu werden, welche die Talente der Künstler beleben und rege machen. Unter allen Compositeuren war der große Haydn der ruhigste; seine Schöpfungskraft bedurfte keines Champagners oder anderer nervenerregenden Mittel, allein er hatte dennoch einen Spiritus familiaris, aber anderer Art, und dieser war ein Brillantring, den er von Friedrich II. erhalten. Ging das Componiren nicht recht von statten, so lag meistens die Schuld am Ringe, er hatte vergessen ihn anzustecken. So wie der kostbare Ring am Finger war und Haydn's Auge dem Brillantglanze begegnen konnte, entströmten der Seele ihre Wundergaben. Der geniale Gluck, um seine Phantasie rege zu machen, mußte sich auf eine grüne Wiese flüchten; dorthin ließ er sich sein Clavier bringen, an der Seite stand Champagner und so, von der Sonne und des Franzweines Gluthen angefeuert, schrieb er seine Opern.

Das Gegentheil war Sarti; der versperrte sich in ein dunkles großes Zimmer, das nur eine Ampel matt erhellte und mehr einem Grabe glich. Hier schrieb dieser mächtige Mann der Töne die Nacht hindurch, von Todtenstille umgeben, Arien, die das frischeste heiterste Leben athmen. Zingarelli las, um sich zu begeistern, in einem Kirchenbuche oder in der heiligen Schrift, bevor er seine Opern componirte. Salieri war das Leben selbst; er floh Stube und Bücher und suchte seinen Genius nicht in verborgenen Gründen, sondern im Gewühle der Menschen auf. Confect kaufend eilte er die lebhaftesten Straßen auf und ab und notirte dabei seine musikalischen Gedanken. Paer hatte einen eigenthümlichen Spiritum familiarem; er schrieb seinen „Sargino, Achilles" ꝛc., während er gleichzeitig mit seiner Gattin zankte, mit seinen Freunden scherzte, den Bedienten Drohreden hielt und seine Kinder bestrafte. Paesiello componirte die „Nina," die „schöne Müllerin," den „Barbier von Sevilla" ꝛc. im Bette. Und so hat fast jeder Compositeur so wie selbst die größten Dichter ihre Genien gehabt, die ihre Talente entwickelten, ihre Phantasie rege machten, sie begeisterten zu den Werken, die ihre Namen uns unsterblich machten.

Harte Winter.

Der ungewöhnlich harte und strenge Winter dieses Jahres, der sein eisiges Scepter bis nach Italien und Sicilien erstreckt, giebt uns Veranlassung, die Frost-Annalen und Kälte-Albums verschiedener Jahrhunderte hinter dem warmen Ofen durchzublättern und so für manchen einen Auszug zu geben, der nicht uninteressant erscheinen dürfte.

Im Jahre 558 war das schwarze Meer zwanzig Tage lang mit Eis bedeckt, und in den Jahren **605** und **670** gab es die härtesten Winter in Europa.

Der Winter des Jahres **763** war aber auch nicht bitter, denn selbst im Orient herrschte eine übermäßige Kälte; das schwarze Meer mußte wiederum daran und war $4\frac{1}{2}$ Fuß in der Tiefe und **100** Meilen in der Länge gefroren. — Hundert Meilen Eis! welch ein Anblick für einen Conditor, der im Sommer Gefrornes verkauft.

In den Jahren **1234** und **1236** gab es außerordentlichen Frost in Frankreich, Italien und

Deutschland. Die Donau gefror von ihrer Quelle bis zur Mündung und war vier Wochen lang mit Eis bedeckt.

Das mittelländische und baltische Meer fühlten im Jahre 1323 was Kälte heißt, beide waren sieben Wochen lang mit Eis gepanzert.

In den Jahren 1325 und 1407 gab es sehr kalte Winter in Frankreich und Deutschland. Im erstern Jahre reis'te man zu Schlitten über die Ostsee von Lübeck nach Danzig und von Kopenhagen nach Stockholm. Man glaubte nach dem Jahre 1407, der Winter werde nun ausruhen, werde Winterschlaf halten; mit nichten, das nächste Jahr 1408 kam er wieder in grimmiger Gestalt und suchte ganz England, Frankreich und Deutschland heim. Die Meereswellen bedeckten die Küsten der Bretagne mit einer so außerordentlichen Masse gefrorener Fische, daß die stinkenden Ausdünstungen des Flusses mit ihrem Geruche die benachbarten Bewohner nöthigte, mehrere Wochen lang ihre Wohnungen zu räumen.

Die Annalen der Jahre 1408 und 1420 erzählen abermals von einem harten Winter in Deutschland, Holland und dem nördlichen Frankreich. 1408 war Dänemark durch eine Eisfläche mit Schweden und Norwegen verbunden; eine Eisdecke führte von Pommern nach der Insel Bornholm und von da nach Ystadt und Karlskrona in Schweden. In Paris fand eine so außerordentliche Sterblichkeit statt, daß es fast ganz entvölkert ward. Die Wölfe drangen dahin, um Leichname zu verzehren.

In den Jahren 1442, 1443 und 1444 herrschte hintereinander in Deutschland und Frankreich eine außerordentliche Kälte. Mit dem 31. December des letzten Jahres fiel in Paris eine Kälte ein, welche zwei Monate und einundzwanzig Tage anhielt. So auch 1468, wo in Flandern die Soldaten ihren Wein mit der Axt zugemessen erhielten.

Von nun an machte der Winter in seiner Strenge eine Pause, bis zum Jahre 1570, wo er aber wieder so energisch auftrat, daß man in England, Frankreich, Holland und Deutschland $3^1/_2$ Monate lang ungewöhnlich starkes Eis hatte.

Im Jahre 1608 war ein harter Winter in ganz Europa. Ein außerordentlicher Frost machte sich vom Monat December bis Monat Februar fühlbar. Die Sterblichkeit des Hausviehes und Wildes war groß und die Kälte benahm dem Landmann alle Hoffnung auf einen gedeihlichen Zustand der Felder und Wälder.

Nicht minder streng herrschte im Jahre 1621 ein außerordentlicher Frost in Deutschland und Italien; selbst das baltische Meer war mit Eis bedeckt und die venetianische Flotte in den Lagunen eingefroren.

Wiewohl nun aber 30 Jahre hindurch gelinde Witterung herrschte, so brachte doch das Jahr 1658 eine allgemeine Kälte, welche sich in ganz Europa fühlbar machte. Die Ostsee war so tief gefroren, daß der König von Schweden, Karl der Zwölfte, an der Spitze von 20,000 Mann Truppen zum Angriff der Dänen über die Meerenge, der kleine Belt genannt, marschirte. Während des Marsches der schwedischen Truppen brach jedoch das Eis und mehrere Escadrons der Cavalerie wurden von den aufgegangenen Fluthen verschlungen.

Bemerkenswerth sind die Winter der Jahre 1684 und 1695, welche sich sehr hart in Italien, Frankreich und Deutschland anließen und hartnäckig ausdauerten. Doch treten sie in den Hintergrund gegen den Winter des Jahres 1709.

Die Kälte, welche sich über ganz Europa erstreckte, war eine wahrhaft grimmige und außerordentliche zu nennen. Das adriatische Meer war in seiner ganzen Ausdehnung gefroren und eine allgemeine Sterblichkeit trat ein. Es mangelte an den nöthigsten Lebensmitteln, und wo sie zu finden, waren sie zu enormen Preisen gestiegen. Zu Paris und Versailles wurde verordnet: Brod von Hafer zu backen, welches selbst für die Tafel der Fürsten und Prinzen bestimmt war. Die Thiere starben vor Hunger und Kälte; die Holzlagen der Bäume waren gefroren und ausgedörrt, und die Spuren dieses schrecklichen und denkwürdigen Winters sind noch an den Holzschichten alter Bäume zu erkennen. Trotzdem war die Ernte des folgenden Jahres dennoch eine gesegnete zu nennen.

In den Jahren 1733 und 1740 herrschte in Europa abermals entsetzliche Kälte, daher wohl noch die Redensart: „Eine Kälte wie Anno Vierzig!"

Nicht minder bemerkenswerth ist das Jahr 1748, wo in Petersburg der Thermometer bis auf 30 Grad fiel, so wie die Jahre 1788 und 1794, wo der Frost so arg war, daß im letztern Jahre die Armee des Generals Pichegrü über die gefrorne Mohl marschirte und so Holland überfiel.

Allbekannt sind noch die strengen Winter von 1799 und 1812. Letzterer noch besonders denkwürdig durch das Unglück der französischen Armee in Rußland.

Von den Jahren 1829 und 1830 kennt man in Europa sehr heftige Winter, und das Jahr 1845, wo man an allen Orten in Deutschland noch am Palmsonntage auf Schlitten fuhr, steht gewiß einem jeden noch in frischem Andenken. Th. D.

Feuilleton.

Frechheit einer Räuberbande. In Colignola, nicht weit von Faenza, überfielen ungefähr hundert, darunter einige als Soldaten verkleidete Individuen das Kaffeehaus und einige andre öffentliche Oerter und bemächtigten sich aller daselbst befindlichen Personen. Diejenigen, welche als wohlhabend bekannt waren, wurden gezwungen den Räubern ihre Häuser zu öffnen, wo sie ihnen alle Baarschaft und sonstige werthvolle Gegenstände plünderten. In der

Caserne banden sie die Carabiniere und drohten sie bei dem geringsten Widerstande zu tödten. Etwa zehn Familien wurden auf diese Weise ihrer beweglichen Habe beraubt. Die Gemeindecasse ward ebenfalls ausgeleert, und dem Vernehmen nach sind vier Personen verwundet worden, von denen bereits eine gestorben ist.

Die Blumen der Luft, wie Diderot die Schmetterlinge nennt, sind jetzt in einer wirklichen Blume zu finden. Zu Trinidad wächst eine Pflanze, deren Blumen auf den ersten Anblick uns vollkommen einen Schmetterling der größten Art erblicken läßt. Das äußerst bunte Farbenspiel der Flügel und des Körpers sind sogar mit dem feinen Flaum bedeckt, der dem lebenden Insect eigenthümlich ist.

„**Laßt mich der neuen Freiheit genießen!**“ ruft Maria Stuart und jetzt gewiß auch Herr Heald, der Gemahl von Lola Montez, welcher wieder in England eingetroffen und wahrscheinlich als ein weiserer Mann als zuvor. Er hat das Weib seiner Wahl zu Cadix in der Obhut zweier französischer Herren gelassen, deren persönliche Liebenswürdigkeit Lola der seinigen vorgezogen hatte. Herr Heald wird sich wahrscheinlich durch ein anständiges Jahrgeld von seiner Gattin loskaufen.

Auch wieder zur Bühne. Die bekannte Sängerin Clara Novello, welche seit längerer Zeit an einen Mann von Rang und Vermögen verheirathet, ist zu ihrer Kunst zurückgekehrt und hat sich als Prima Donna für Rom engagiren lassen.

Eine Rivalin der Fanny Elsler und Lucile Grahn taucht jetzt in der Person einer Tänzerin, Demoiselle Fanny Delechaux auf, welche im Haag mit großem Beifall gastirt.

Ein Porphyr-Sarkophag von enormer Größe wird in Rom nach Agrippa's Sarkophag für Karl Johann Bernadotte gearbeitet. Es sind dazu zwei Porphyrblöcke gesprengt, die 350 Schiffspfund wiegen.

Ein großer Billardkampf ist neulich in Manchester zwischen dem amerikanischen Virtuosen Stark und einem Engländer Namens Roberts ausgefochten worden. Der Amerikaner war der Herausforderer und erbot sich, seinem Gegner auf 1000 Points 100 vorzugeben. Der Einsatz betrug von beiden Seiten 100 Pfd. Sterl. Das Spiel dauerte drei Stunden und der Sieg schwankte lange; zuletzt gewann der Engländer mit 1000 gegen 779 Points.

Die gemißhandelte Orthographie. Die Schneidergesellen zu Holleschau in Mähren erließen folgende gedruckte Ball-Einladung: Unterzeichnete werden den 13. Jänner 1850 Im Locale des Geisthauses zu III. Königen Ein Geselschafts Balle die Ehre zu haben geben (Wozu wir eine verehrungswürdiges Publicum ganz Ergebenst einladen). Für die Bequemlichkeit und Restauration aller Ort und für einen vollkomen gut besetztes Orchester es wird auch auf das aller beste Gesorgt. Das Entre ist auf 1. Persone. 20 kr. C.M. und die beginnende Stunde des Tanzfestes Schlag 8. Uhr Abends festgesetzt worden. Die Arrangeurs.“ — Ein anderer Bürger Holleschau's stellte seinem Gesellen ein Zeugniß aus, das in folgedem classischen Deutsch geschrieben war: „Dieses Gesel N. N. hat bei mich birg. Schniedemagstr drag Wochen in Arbagt stondn“ u. s. w.

Adam Oehlenschläger, der berühmte dänische Dichter, ist zu Kopenhagen am 23. Januar gestorben. Die Leichenfeier fand am 28. Januar mit großem Gepränge in der Frauenkirche zu Kopenhagen statt, wohin die Leiche Abends zuvor gebracht worden war. Das Gefolge versammelte sich Morgens im Universitätsgebäude und setzte sich von da zwischen 11 und 12 Uhr nach der Kirche in Bewegung. Es zählte etwa 3000 Menschen. An der Spitze die Gesangvereine, dann Studenten, die Söhne des Verstorbenen in Begleitung des vom König gesandten Generaladjutanten Schöller und des von der verwitweten Königin Karoline Amalie gesandten Grafen Blücher-Altona. Dann folgte der Erbprinz und der Conseilspräsident Graf W. Moltke, hierauf die Geistlichkeit, die Minister rc. Bischof Mynster hielt die Leichenrede, nachdem ein Lied von Grundtvig von dem Sängerpersonal der königl. Capelle und des Theaters ausgeführt worden war. Nach der Rede wurde ein Choral gesungen und die Leiche dann von Leuten aus allen Ständen aus der Kirche nach dem Friederichsberger Kirchhofe getragen, wo sie in dem Familienbegräbniß des Verstorbenen beigesetzt ward. Ein Abschiedslied von H. C. Andersen ertönte, als der Sarg das Haus vorbeikam, wo der Verstorbene geboren war. Am Grabe hielt Pastor Grundtvig eine kurze Rede. Der Weg nach dem Kirchhofe war mit grünen Zweigen bestreut und aus mehreren Häusern wurden Blumen und Kränze auf den Sarg geworfen. Auf dem Sarge lagen zwei silberne Kränze, eine silberne Leier und eine silberne Harfe, die von verschiedenen Schulen geschickt waren.

Menschenhaut. Bekanntlich ließ schon der englische Bibliomane Askew „Robertsons Geschichte Kaiser Karls V.“ in Menschenhaut binden. — Im „Journal des Debats“ liest man jetzt: Dieser Tage hat ein Antiquar auf einer Auction ein Buch mit folgendem Titel gekauft: „Verfassung der französischen Republik. Dijon 1793. Ein Band in 12. Eingebunden in Menschenleder.“ Es existirte in der That von 1792 bis 1794 zu Meudon bei Paris eine Gerberei für Menschenhaut, die nicht nur zu Büchereinbänden, sondern sogar zur Verfertigung anderer Lederwaaren benutzt wurde, wie der Historiker Montgaillard erzählt. Derselbe sagt wörtlich: „Von den guten und schönen Leichnamen der Hingerichteten wurde die Haut abgezogen und mit besonderer Sorgfalt gegerbt. Die Haut der Männer war fester und überhaupt besser als Gemsenleder; die der Frauen war wegen der Weichheit der Gewebe weniger fest.“

Strenger Winter in Italien. Man erinnert sich kaum, daß ein Winter in Italien mit so intensiver Kälte und so vielem Schnee wie der heurige aufgetreten wäre. In Florenz zeigte der Thermometer 13 Grad unter Null. Der Arno ist fest zugefroren. In den Ebenen von Piemont und der Lombardei erreichte die Kälte 18 Grad Réaumur. In Genua und dem ganzen Ufergebiete, dessen mildes Klima sprichwörtlich ist, lag der Schnee so hoch, daß die Communication mit dem Innern mehr als dreißig Stunden lang völlig unterbrochen war. Das Schlimmste für Genua war, daß in dieser geschäftsthätigen Stadt sogar die Verbindung zwischen einer Straße und der andern gehemmt war, indem der Schnee in Folge eingetretenen Regens zu schmelzen begann und es nun dem Fußgänger kaum möglich war sich durch den entstandenen Schlamm einen Weg zu bahnen.

Auf Haiti wüthet der Krieg zwischen der Republik San Domingo und den Bewohnern des neuen Kaiserreichs. Bis zur Zeit der letzten Nachrichten (15. Dec.) hatte Soulouque Unglück gehabt. Seine Flotte oder wenigstens ein großer Theil derselben war den Dominicanern in die Hände gefallen. Auch scheint der kaiserliche Schatz leer zu sein. Der Kaiser hatte nämlich etwa 4000 Musketen von den Vereinigten Staaten bestellt und ein amerikanisches Schiff hatte diese nach Port-au-Prince gebracht. Als sie dort angekommen waren, zeigte es sich jedoch, daß die Regierung von Haiti nicht im Stande war sie zu bezahlen. Der Capitän des Schiffs nahm sie darauf mit nach St. Thomas, und sobald die dominicanische Regierung dies erfuhr, kaufte sie die Gewehre sogleich an, so daß Soulouque die Kränkung hatte, Waffen bestellt zu haben, die gegen ihn gekehrt werden sollten.

Von den Todesfällen berühmter Männer im Jahre 1849 zählen wir folgende auf: Staatsmänner: Wenzel-Sternau, Gosford, Kamptz, Const. Kolokrotoni, Fr. v. Müller, Paredes, Peucer, Polk, Rose, Schmitz-Grollen-

berg und R. T. Wilson. Wissenschaftliche Notabilitäten: F. Becker, Cornelissen, de Wette, Döbereiner, Dräseke, Endlicher, Eytelwein, Hänsel, Heinsius, Kießling, Kries, Mezzofanti, Orelli, Rettberg, Rheinwald, C. Sartori und Wegscheider. Dichter, Schriftsteller, Dramatiker und Publicisten: Daverco, Ellcott (der Corn-Rhymer), Feuchtersleben, Forbin-Janson, Genoude, Heintl, J. Heller, Herloßsohn, Hitzig, Kenney, Kuhn, Lesur, Morier, Reinbeck, Runde, Schmidt (von Lübeck), Schulz (Fr. Laun), Stieglitz und M. R. Wilson. Schriftstellerinnen: Lady Blessington, Marie Edgeworth und Adele Schoppenhauer. Maler: Bateman, C. Bellosio und D. Baveti. Compositeurs: Chopin, Habeneck, Kreuzer und Strauß sen., der Walzercomponist. Virtuosen: Heindl, Kalkbrenner, Merighi, Parish-Alvars und Prume. Die Sängerin Catalani. Die Schauspieler Baison und Wohlbrück. Die Schauspielerinnen Eunicke und Hartwig. Ferner starben X. Gabelsberger, der Gründer der deutschen Stenographie; Adelaide Recamier, geistreiche Frau und Freundin Chateaubriand's, so wie die historischen Personen Dupont de l'Eure und Gabriel Pepe.

Der Ban Jellachich will in den Stand der heiligen Ehe treten. Wenn wir der Breslauer Zeitung Glauben schenken dürfen, wird er sich mit der Gräfin Auersperg vermählen, während ihm andere eine reiche serbische Braut zugedacht haben. Obschon derselbe als Feldzeugmeister 12,000 Gulden und als Ban von Croatien 5000 Gulden bezieht, so soll er dennoch häufig mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, in welche nicht selten die milde Hand des Wiener Hofes rettend eingreift.

Entgegengesetzte Wirkung. In Linz wurde jüngst in der Stadtpfarrkirche gegen den Besuch des Theaters, besonders aber gegen das Stück: „Unterthänig und Unabhängig," gepredigt. Einige Tage darauf kam dieses Stück auf allgemeines Verlangen zur Aufführung und das Theater war überfüllt, besonders von den Zuhörern jener Predigt, die sonst Jahre lang nicht in's Schauspielhaus gekommen waren.

Der österreichische Canzleistyl fördert in seiner Sucht, ausländische Ausdrücke zu vermeiden, manches Spaßhafte zu Tage. So enthält eine der neuesten Nummern der Wiener Zeitung unter der Ueberschrift: „Veränderungen bei der k. k. Armee," Folgendes: „Uebersetzt und in die Wirklichkeit wurden gebracht der Oberstlieutenant M. Freihr. v. Halley 2c." Wir möchten, so sehr wir die Reinheit der deutschen Sprache lieben, doch lieber „versetzt" und „in Activität gesetzt" vorschlagen.

Das muß ja prächtig sein, da möcht' ich hin. Ein französisches Journal giebt einige nähere Umstände in Betreff des Landgutes an, welches Herr v. Lamartine vom Sultan zum Geschenk erhalten hat. Das Gut liegt in der unmittelbaren Nähe von Smyrna und hat etwa 12 Meilen im Umfang. Es hat bisher nur der Krone, um uns so auszudrücken, gehört. Der Boden soll von einer wunderbaren Fruchtbarkeit sein, eine reiche Fülle von Orangen- und Oelbäumen tragen und sich für jede Art des Anbaues eignen. Das Schloß, für die Residenz eines kaiserlichen Beamten erbaut, ist bequemer eingerichtet als die gewöhnlichen türkischen Häuser, und unter den Fenstern dehnt sich ein schöner fischreicher See aus. Das Gut umschließt fünf Dörfer. Herr v. Lamartine wird sich, wie man erzählt, im Frühjahr nach Kleinasien begeben, um in Person von seinem Landgute Besitz zu nehmen.

Kunstzeitung. Berlin. Der Kunst-Nestor, Dr. Gottfried Schadow, welcher im Jahre 1788 schon Rector und später Director der hiesigen königl. Academie der Künste wurde, ist in der Nacht vom 27. zum 28. Jan. gestorben und erreichte das hohe Alter von 86 Jahren. Sein Verdienst um die bildenden Künste ist der gebildeten Welt allbekannt. Bis zu seinem Lebensende wußte er eine bewunderswürdige jugendliche Lebensfrische zu bewahren.

*** Eine der schönsten Kunstsammlungen Europa's, die von Debruge Dumesnil, welche einem Herrn Labarte angehört, wird gegenwärtig in Paris öffentlich versteigert. Unter drei verkauften Gegenständen bemerken wir einen Dolch, den B. Cellini angefertigt haben soll und welcher mit 6400 Franken bezahlt wurde; ferner ein Gewehr aus den Zeiten Karls IX., welches mit 5000 Franken, und ein Schwert, das dem Herzog von Guise zugehört haben soll und welches mit 7000 Franken bezahlt wurde. Die Versteigerung, welche den 23. Januar angefangen hat, wird bis Ende März dauern.

Musikalisches. Therese Milanollo giebt in Toulouse vielbesuchte Concerte.

*** Am 3. Januar wurde in Baden bei Wien der pensionirte k. k. Hofrath R. G. Kiesewetter, Verfasser mehrerer musikalischer Werke, unter andern der „Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung unsrer heutigen Musik," beerdigt. Er war 77 Jahre alt und in Holleschau in Mähren geboren.

*** Die Sängerin Fräulein Nissen, von einem Gastspiel auf nordischen Bühnen zurückgekehrt, bewährte zu Leipzig in ihrem auf dem Gewandhaus gegebenen Benefiz-Concert abermals den Ruf, den sie sich erworben. — Höchst glücklich debütirte der französische Componist Th. Gouvy mit einer Symphonie (F-dur). Obwohl das Werk im leichten, springenden französischen Geiste gehalten ist, so zeigt selbiges doch ein schöpferisches Talent, dem eine große Bahn offen steht.

Aus der Theaterwelt. Auf der Leipziger Bühne ist eine Tragödie: „Heinrich der Vierte von Frankreich," von Georg Köberle, bereits dreimal mit Erfolg in Scene gegangen. Bei der ersten Vorstellung, bei reich versammeltem Hause, wurden der Dichter und etliche Hauptdarsteller mehrmals gerufen.

*** Bouchardy's Drama: „La Croix de St. Jacques," in Paris seit sechs Wochen jeden Abend aufgeführt, ist in's Deutsche übertragen worden unter dem Namen: „Das St. Jacobuskreuz," und wird auch in Deutschland ein Kassenstück werden. Das Sujet ist höchst interessant, frei von aller Politik und spannend bis zur letzten Scene. Besonders schön sind die Charaktere Sadi, Daniel, Rahel, Juana und Benjamin.

*** Theodor Döring, Mitglied des königl. Theaters in Berlin, betrat am 25. Jan. 1825 in Bromberg zum Erstenmal die Bühne. Zur Jubiläumsfeier dieses Tages hatten der Capellmeister Dorn und Musikdirector Gährich Gesänge für Männerstimmen componirt, mit deren Vortrag die königl. Opernsänger Hrn. Döring am Morgen in seiner Wohnung begrüßten.

*** Das Burgtheater zu Wien erhält jetzt jährlich unter Laube's Leitung 25,000 Gulden C.-M. mehr Dotation als es unter Holbein's Leitung empfing. — Die Sängerin La Grange erhält für ihr Gastspiel am Operntheater 5000 Gulden für zwanzig Abende garantirt.

*** Nach Privatmittheilung aus Wien ist die Schauspielerin Frau Wagner (Bertha Unzelmann) beim dortigen Hof- und Nationaltheater lebenslänglich angestellt. Man sagt: Das Publicum gewöhnt sich allmälig an ihr sprödes Organ und widmet ihrem allerdings geistreichen, durchdachten Spiele die gespannteste Aufmerksamkeit, obwohl der laute Beifall bisher nur mäßig war und vorzugsweise nur ihrer sinnigen Darstellung der Jolanthe in König René's Tochter in höherm Maße ertheilt wurde.

*** Die berühmte Rachel zu Paris, welche bisher nur in der Tragödie aufgetreten, hat sich zum Erstenmal auch im Lustspiele versucht, ist jedoch am 25. Januar im Théâtre français in der einst von der Mars gespielten Rolle des Fräuleins von Belle Isle gänzlich durchgefallen.

Literarisches. Neben dem Tanz und der Declamation, den musikalischen Productionen und Maskenscherzen pflegen sich gesellige Zirkel auch häufig nach dramatischen Vorstellungen zu sehnen, ohne jedoch die nöthige Kraft und Aus-

dauer zur Aufführung eines Lustspiels oder überhaupt irgend eines größern Ganzen zu besitzen. Für solche Gesellschaften hat Johannes Kern durch seine dramatischen Charaden (Breslau 1849) zu sorgen gesucht. Die Sylben eines zusammengesetzten Wortes werden hier einzeln dramatisch zur Anschauung gebracht und dann folgt immer das Gesammtbild des letztern unter dem Aufspielen irgend eines passenden Musikstückes hinter der Scene. Das uns vorliegende erste Heft enthält die Charaden Kinderspielwaaren, Wachholderbeerrauch und Handwerksleute in je vier Bildern, wobei freilich die Sylbe „beer" in der zweiten Charade meistens durch „Bär" und das s in der dritten gar nicht ausgedrückt werden konnte; dafür aber ist die gemeinte Sylbe den handelnden Personen überall oft genug in den Mund gelegt, um die Zuschauer nicht leicht fehlschießen zu lassen. Wir glauben diese scherzhaften mit politischen Reminiscenzen durchflochtenen Spiele kleinern geselligen Kreisen um so mehr empfehlen zu können, da jeder Mitspielende seine Rolle nöthigenfalls ablesen und sich durch eine etwa halbstündige Probe hinlänglich vorbereiten kann.

MODEN.

Paris, den 31. Januar 1850.

Noch ist es uns nicht möglich gewesen etwas Genaueres über die diesjährigen Carnevalstoiletten zu erfahren, so daß unsre Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen ist, schon in dieser Nummer einen genügenden Bericht darüber erstatten zu können. Indessen haben wir sonst verschiedene Neuigkeiten zu erwähnen, die gar wohl geeignet sind, die Aufmerksamkeit eleganter Damen in Anspruch zu nehmen.

Die Putztoiletten, mit denen man in Gesellschaften geht oder bei Gastmählern erscheint, sind fast durchgängig von hellfarbigen Seidenstoffen mit großen Blumen oder mit großen in einander verschlungenen Zweigen. Die bevorzugten Farben sind blau, perlgrau, maisfarben und rosa. Diese ebenso schönen und geschmeidigen als reichen und schweren Seidenstoffe sind die fast allgemeine Tracht der eleganten Damen, eine Tracht, welche sehr lebhaft an die Jahrhunderte Louis XIV. und Louis XV. erinnert. Trotz den sehr augenfälligen großen Blumen oder Zweigverschlingungen verziert man gewöhnlich Rock und Leibchen vorn herunter noch mit weißen Spitzen, nicht selten leiterförmig in Schürzenform; die unten aufgeschlitzten Aermel sind mit zwei bis drei Reihen Spitzen in Form von Engageanten eingefaßt; oben über jeder Reihe Spitzen befindet sich eine schmale Bandkrause.

Sprechen wir von den Arten der Ausschmückung überhaupt, so wird Folgendes genügen: Alle Posamentirarbeiten spielen, die Mode will es so, immer eine große Rolle; man findet sie in allen Verzierungen, in den einfachsten wie in den reichsten, und überall unter tausenderlei Formen. Nicht minder beachtenswerth erscheint die unendliche Mannigfaltigkeit der Stickereien, der Verzierungen mit aufgelegten Spitzen, der Fransen von Seide, der Chenille, der Gold- und Silberfaden; hierzu kommen noch farbiger Gagat, Torfaden, Resillen und herrliche Kleiderbesätze von venetianischen Spitzen. Für Mäntel und Oberröcke von Sammet und Atlas hat man sehr schöne glatte und erhabene Posamentirborten und Fontange-Garnituren. Hierin giebt es wundervolle und äußerst zierliche Erfindungen, welche wir als Besatz der Kleider mit vollem Recht empfehlen zu dürfen glauben. Endlich giebt es Kopfzierden in Posamentirarbeit von ausnehmender Feinheit und schöner Ausführung: die einen sind im griechischen Styl und haben Käppchen mit Gold und Schmelz verziert; andre von Gold- und Seidenresillen mit großen Quasten. Diese alle bilden schon für sich allein einen sehr hübschen Kopfputz.

Wegen größerer Anschaulichkeit halten wir es immer für gut, ganze Anzüge zu beschreiben. Bekanntlich wissen unsre jungen eleganten Damen, welche sich viel mit ihren Toiletten beschäftigen, aus Atlas, Spitzen und Blumen prächtige Anzüge für den Abend zu schaffen. Ein sehr hübsches Kleid von rosa Atlas hatte einen breiten englischen Spitzenvolant; darüber fiel eine Tunica von denselben Spitzen auf die Art, daß nur ein handbreiter Raum zwischen Tunica und Volant frei blieb. Für das Haar mochte eine Spitzenbarbe nebst einem mit Diamanten untermischten Blumenkranze recht wohl passen, wie denn z. B. eine Guirlande von Furia's, mit Diamanten besä't, sicher zu großer Zierde gereicht. Dann gefiel ein Rock von rosa chinesischem Taffet, mit Tüllbauschen garnirt, welche noch in kleinen Zwischenräumen mit Bandschleifen gerafft waren. Das knappanliegende Leibchen hatte eine Draperie von Tüll und stand mit den übrigen Theilen des Anzugs in Harmonie. Für ebenso ausgezeichnet hielten wir ein weißes Mohrkleid, dessen Rock mit zwölf Volants von englischer Spitze besetzt war; oberhalb der Volants befanden sich zwei Reihen blätterlose Rosen, mit Spitzen vermischt. Das Leibchen, Vförmig geöffnet, hatte zu beiden Seiten einen Spitzenrevers und über der Brust bis an den Gürtel ebenfalls kleine Spitzenvolants, während in der Mitte ein Rosenstrauß angesteckt war. Rücksichtlich des Haars war für jede der beiden Seiten ein Büschel Rosen bestimmt. Außerdem gedenken wir noch der seidenen mit Gold oder Silber durchwirkten Kleider, von denen die einen mit schmalen Goldspitzen, die andern mit gezahntem Band verziert waren, welches auf der Seite vom Gürtel hinabfiel und den Rock unten anmuthig aufschürzte, wodurch ein Unterkleid von weißem Atlas, mit einem Volant von Spitzen garnirt, sichtbar wurde. Als Kopfzierden endlich sieht man Kleinränder von Gold- oder Silberspitze, mit Blonden gemischt und mit Blumen oder Marabouts garnirt.

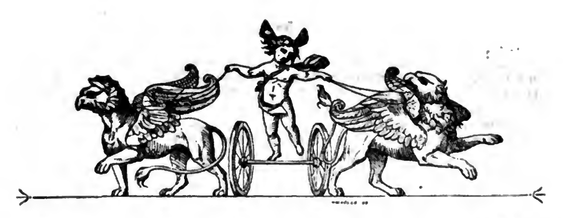
In den Taschentüchern herrscht noch dieselbe Eleganz wie früher. Am beliebtesten sind wohl die mit türkischen Randstreifen, obwohl auch die mit leichten Wappenstickereien, namentlich mit Familienwappen, immer noch häufig getragen werden. Junge Mädchen haben in ihren Taschentüchern Rosenguirlanden oder ihre Namenszüge in Spitzenstich.

Die Ueberwürfe oder kleinen Mäntelchen verdienen noch erwähnt zu werden. Ihrer bedienen sich die Damen, wenn sie das Theater oder den Ball verlassen. Die Mode hat in dieser Art wohl kaum jemals etwas Schöneres geschaffen. Die kleinen Mäntel à la Pompadour, à la Gabriele, à la Talma oder die kleinen Burnusse bestehen meist aus weißem Cachemir oder hellfarbigem Atlas. Alle die, welche von Cachemir gefertigt sind, haben als Ausputz eine Stickerei von kleinen Palmenzweigen oder einen Besatz von Borten und mailändischen Schnürchen; dagegen die, welche von Atlas gefertigt sind, werden am gewöhnlichsten mit Schwanpelz besetzt, welcher sich auf den zarten Farben sehr gut ausnimmt. Auf allen diesen Mäntelchen sind fast stets Capuchons angebracht, die viel Bequemlichkeit darbieten, da sie immer zugleich als Kopfputz dienen können.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 7. Hut von Castor, mit Federspitzen garnirt. Oberrock von Atlas mit hohem Leibchen, vorn Vförmig geöffnet und mit Bündchen über ein Chemisette von Spitzenvolants geschlossen; halblange Aermel und dazu Unterärmel von Batist mit Spitzenmanschetten. 2) Hut von Atlas, mit einer Feder garnirt. Oberrock von Sammet; hohes Leibchen; halbweite Aermel; Halskrause von Spitze mit Busenstreifen; Unterärmel von Batist ebenfalls mit Spitzenmanschetten.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 8. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Das rothe Band oder die Civilehe.

(Fortsetzung.)

Als ob der Gruß des Geliebten, den Marie noch in weiter Ferne wähnte, eine wunderbare Kraft geäußert, stand sie mit freundlichen, aber entschlossenen Mienen vor dem Ortsrichter und seinem Neffen, die Blicke der Verlegenheit und des Aergers wechselten. Der Jäger nahm zuerst das Wort wieder.

„Demnach hätte ich einen Korb erhalten?“ fragte er mit einem stechenden Blicke.

„Es thut mir leid,“ antwortete das junge Mädchen mit einer kurzen Verbeugung, „Sie sehen aber, ich kann nicht anders.“

„Conrad?“ rief der Richter, indem er aufstand, „ist er nicht mit unserm jungen Grafen in den Krieg gezogen?“

„Derselbe, Herr Ortsrichter, und ich muß bekennen, daß ich ihm deshalb noch einmal so gut bin, denn es zeigt, daß er Muth und Vaterlandsliebe im Herzen trägt.“

„Conrad,“ sagte der Jäger verächtlich, „ein sonderbarer Geschmack.“

„Mag sein, Herr Eberhard, aber ich liebe ihn.“

„Außerdem hat der Mensch nicht hundert Thaler im Vermögen,“ fügte der Richter hinzu.

„Mag sein, Herr Valentin, aber ich liebe ihn und besitze eine Meierei, die uns beide ernährt.“

„Hören Sie, Marie, ich bin Ihr Vormund und freue mich über Ihren braven Charakter, aber während Sie so fest an Ihrem Versprechen hangen, ist es ein leicht möglicher Fall, daß der arme Junge, vielleicht ohne es zu wollen —“

„Mein Gott!“ rief Marie erschreckt, „was wollen Sie sagen? Wissen Sie vielleicht — ?“

„Als Ortsrichter weiß ich alles, mein Kind, und weiß auch, daß in dem Kriege gegen die furchtbaren Dänen viel Menschen gefallen sind, die eigentlich hätten zu Hause bleiben können.“

Marie schwankte und sank in den Stuhl zurück.

„Conrad, Conrad ist todt!“ rief sie schluchzend und bedeckte ihr Gesicht mit der weißen Schürze, die ihren schlanken Leib umschloß.

„Das habe ich nicht gesagt,“ rief der Richter erschreckt.

„Er ist nicht todt?“ fuhr Marie empor. „Ist er verwundet?“

„Auch das habe ich nicht gesagt.“

„Nun,“ sagte sie mit fester Stimme und sah mit ihren thränenden Augen den verwirrten Valentin an, während Eberhard seinen Nebenbuhler um diese Thränen beneidete, „nun, Herr Richter, was wollen Sie denn sagen?“

„Ich will sagen, mein liebes Kind, daß alles geschehen kann, was man fürchtet, und daß es in Ihrem Alter sehr unklug gehandelt ist, wenn man daran denkt, sein Leben an das eines Soldaten im Kriege ketten zu wollen. Sehen Sie, unser junger Graf Rudolph ist diesen Morgen schon zurückgekehrt, folglich muß der Krieg aus sein, und wer zurückkehren kann, wird gewiß nicht säumen, zumal wenn er ein Bräutchen in der Heimath hat. Entweder hat ein solcher Soldat sein Liebchen vergessen und ein anderes gefunden, oder er hat sonst einen Grund, der ihn hindert —“

Des Richters Rede ward durch das hastige

Oeffnen der Thür unterbrochen. Aller Blicke wandten sich dahin. Ein junges Mädchen stürzte in fröhlicher Hast herein, denn seine Blicke leuchteten vor Freude und Lust wie die eines Boten, der gute Nachricht verkünden will.

„Röschen, Röschen!“ rief Marie und stürzte der Freundin entgegen, die in diesem Augenblicke erstaunt den Besuch betrachtete. „Röschen, wo ist Conrad?“

„Mein Bruder?“ fragte die Eingetretene verwundert. „Weißt Du es schon?“

„Also hast Du Nachricht; o! erzähle, wo ist er, wie geht es ihm?“

„Du weißt noch nichts, meine Marie,“ sagte Röschen lächelnd; „folge mir in meine Wohnung und Du sollst alles erfahren.“

„Nein, nein, berichte hier gleich, die Unruhe tödtet mich! Röschen, wenn Du mich liebst,“ fügte sie mit einem Seitenblicke auf die Männer hinzu, „so theilst Du mir gleich Deine Nachrichten mit.“

Röschen hatte den Blick verstanden, denn sie sagte betonend:

„Nun denn, mein Bruder Conrad ist so eben angekommen.“

„Gott sei Dank!“ rief Marie und bedeckte den Mund, der diese Botschaft gesprochen, mit glühenden Freudenküssen. „Herr Ortsrichter,“ wandte sie sich zu Valentin, „was sagten Sie doch vorhin?“

„Ich sagte,“ stammelte der Alte, „ich sagte, daß sich alles ereignen könne — und hatte ich nicht Recht? Er ist angekommen, den wir noch im Kriege wähnten. Nun, Jungfer Mündel, wir wollen Ihre Freude des Wiedersehens nicht stören; gute Nacht. Doch vergessen Sie nicht, daß ich Ihr Vormund bin; gute Nacht.“

Valentin ergriff Stock und Hut und verließ das Zimmer. Der Jäger grüßte kalt die beiden Mädchen und folgte seinem Vetter, der mit großen Schritten seinem Hause zueilte.

„Was bedeutet das?“ fragte Röschen verwundert; „der Jäger Eberhard in Deiner Wohnung?“

„Morgen, beste Freundin, sollst Du alles erfahren — jetzt komm zu Conrad, daß ich ihn in der Heimath als sein treues Mädchen begrüßen kann. Komm, Röschen, komm.“

Wie Rehe, die den Jäger ahnen, hüpften die beiden Mädchen über den mondbeleuchteten Dorfplatz dem gegenüberliegenden Hause zu, dessen weiße Mauer das milde Licht des Himmels widerstrahlte.

In der dunkeln Thür öffneten sich zwei Arme und empfingen die bebende Marie, die Röschen mit Absicht vorangehen ließ.

„Conrad!“

„Marie!“

3.

Es war Sonntagabend. Ruhig und schwül lag er auf dem Dorfe, und der Horizont im Westen, wo gestern das heiterste Abendroth prangte, kündigte heute ein heranziehendes Gewitter an. Vor den Häusern saßen in ihrem Sonntagsstaate Männer, Weiber und Kinder, und unter den breiten Linden vor den Thüren hatten sich Gruppen junger Burschen und Mädchen versammelt, um zu plaudern und zu scherzen.

Wie die Menschen schien auch die Natur den Tag des Herrn zu feiern, denn es lag eine ernste Stille über der ganzen Gegend ausgebreitet, die durch das Drückende der Luft noch vermehrt wurde.

Von dem Kirchthurme herab verkündete die Glocke die siebente Stunde, als zwei Jäger aus dem Dorfe traten und einen Fußpfad einschlugen, der über eine Wiese dem nahen Walde zuführte. Den einen von ihnen kennt der Leser bereits, es war Eberhard, des Ortsrichters Neffe; der andere war ein kurzer stämmiger Mann von ungefähr zweiunddreißig Jahren mit breiten Schultern, kurzem Halse und einem dicken runden Kopfe, den ein krauses, schwarzes Haar bedeckte. Sein Gesicht war voll und breit, mit Blatternarben besä't und von schmuzig rother Farbe. Seine Augen hatten mit denen eines Schweines große Aehnlichkeit, sie waren geschlitzt, grünlich grau und von starken buschigen Brauen bedeckt. Die Kleidung dieses Mannes war dieselbe Jägeruniform, die Eberhard trug.

Schweigend gingen sie über den Wiesenplan, der mit halb trockenen Heuhaufen bedeckt war und einen angenehmen Kräutergeruch verbreitete. Als sie die erste Eiche des beginnenden Waldes erreicht hatten, blieb Eberhard plötzlich stehen und sah nach dem Dorfe zurück, das nach und nach durch Bäume und Hecken den Blicken entschwunden war. Sein Gefährte sah ihn mit einem grinsenden Lächeln an.

„Du wunderst Dich wohl über die Hochzeit, Eberhard,“ sagte er mit heiserer Stimme, „von der heute den ganzen Tag in unserm lieben Dörflein die Rede war? Ich muß Dir bekennen, daß ich mich auch ein wenig darüber gewundert habe.“

„Graff,“ antwortete unmuthig der junge Jäger, „wenn Du mich nicht ärgern willst, so sprich nicht davon — ich denke an ganz andre Dinge.“

„Ah, ich verstehe,“ rief Graff, „Du denkst an das Spiel.“

„An das Spiel! Womit soll ich spielen?“

„Nun, Du hattest doch vorgestern noch Geld?“

„Vorgestern und heute,“ sagte Eberhard mit gerunzelter Stirn, „dazwischen liegt ein ganzer Tag.“

„Was ist geschehen?“ fragte Graff, indem er den Arm seines Freundes ergriff und ihn veranlaßte, langsam den Weg fortzusetzen.

„Alles Geld, das Du vorgestern bei mir sahest, habe ich verspielt. Ich setzte hoch, weil ich viel gewinnen wollte.“

„Verspielt?“ lachte der dicke Jäger.

„Ich habe diesen Monat ein besonderes Unglück!“

„Sage nicht Unglück, Eberhard, der Ausdruck ist falsch.“

„Was trägt denn die Schuld an meinem Verluste?“

„Deine Ungeschicklichkeit, mein bester Freund! Wie kann ein gescheidter Mensch sich mit Spielern von Profession einlassen — o, wie dumm!“

„Wie,“ rief Eberhard, „so bin ich wohl gar der Geprellte gewesen?“

„Das ist leicht möglich,“ gab Graff kalt zur Antwort.

„Und Du hast mich nicht gewarnt?“

„Was Du da verlangst, Freund Eberhard! Jene sind so gut meine Freunde als Du.“

„Also solche Freunde hast Du!“ rief der junge Jäger im Tone des Vorwurfs.

„Auch solche,“ antwortete trocken der Freund, „denn es ist mein Grundsatz mit Leuten von allen Gesinnungen Bekanntschaft zu pflegen. Und außerdem hast Du ja häufiger Gelegenheit Deine Revanche zu nehmen als jene armen Teufel.“

Die beiden Freunde hatten während dieses Gesprächs ein dichtes Haselgesträuch erreicht, das wie ein Bosquet rechts und links zur Seite stand. Einzelne Eichen ragten daraus empor und verhüllten die Aussicht auf das Firmament, so daß auf dem Waldwege schon starke Dämmerung herrschte. Nirgends regte sich ein Blatt in den Zweigen, nur dann und wann flatterte ein Vogel aus dem Dickicht auf, den die Schritte der Männer in seinem Verstecke erschreckt hatten.

„Du sprichst von Revanche, Graff,“ begann nach einer Pause der Revierförster wieder; „was nützt mir die Gelegenheit dazu, wenn mich auf Tritt und Schritt das Unglück verfolgt?“

„Es giebt verschiedene Branchen sein Glück zu machen, muß es denn immer nur das Spiel sein? Eberhard, ich dürfte nicht in Deiner Haut stecken oder es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht in kurzer Zeit ein reicher Mann wäre! Sieh' Dich nach einem reichen Mädchen um, Freund; es giebt ja so viel Bauerdirnen, die nur deshalb noch ledig sind, weil sie keinen Bauerjungen heirathen, sondern etwas höher hinauswollen.“

„Die Absicht hatte ich gestern,“ antwortete Eberhard, „und glaubte schon, daß mir ein hübsches Mädchen mit einer einträglichen Meierei nicht entgehen könne —“

„Mit einer Meierei —? Nun —?“

„Der Teufel trieb wieder sein Spiel, denn die Rückkehr jenes Conrad, der so dumm war mit unserm Grafen in den Krieg gegen die Dänen zu ziehen, vereitelte alle meine Aussichten.“

„Und dies macht Dich so untröstlich?“ rief Graff, indem er in ein so lautes Gelächter ausbrach, daß das Echo des Waldes es zurückgab.

„Wenn man keine andre Aussicht hat, allerdings!“ gab Eberhard düster zur Antwort.

„Bist Du ein engherziger Mensch! Giebt es nicht noch tausend andre Quellen auf der Welt, aus welchen der Kluge leicht und ohne Mühe seinen Vortheil schöpfen kann?“

„Nenne mir eine solche Quelle,“ rief Eberhard, „nenne sie mir und beweise, daß Du ein kluger Mensch bist.“

Graff blieb stehen und sah seinen düstern Freund einen Augenblick an, dann sagte er halb laut, als ob er fürchtete gehört zu werden:

„Geh' hinaus auf die Landstraße — prüfe die glücklichen Leute — beschäftige Dich mit den Reichen — es giebt ja so viel Gewerbe — die Erde ist groß — das Feld weit — eine einzige goldene Ernte und Du bist ein gemachter Mann!“

„Ja,“ antwortete Eberhard in einem dumpfen Tone, „ich bin ein gemachter Mann, weil ich auf dem Punkte stehe mich entweder in den Teich zu stürzen oder mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen!“

„Mein Gott,“ sagte Graff lächelnd, „wie kann man auf solche abgeschmackte Gedanken gerathen! Bist Du denn so entsetzlich in das Mädchen verliebt, das Dir jener Conrad vor der Nase wegschnappt?“

„Nein.“

„Nun, was ist es denn, was Dich so mächtig erschüttert?“

„Ich schulde in der Stadt eine bedeutende Summe, deren Zahlungsfrist bereits abgelaufen ist.“

„So laß sie laufen, was kümmert es Dich?“

„Sehr viel, Graff, denn es ist eine Wechselschuld.“

„O Du dummer Teufel! Wie kann ein vernünftiger Mensch einen Wechsel unterschreiben!“

„Man gab mir Zeit,“ fuhr Eberhard fort, „weil ich die sicherste Hoffnung auf die Heirath hegte; diesen Morgen aber schrieb mir ein Freund, daß ich jeden Tag gewärtigen könne bei Wasser und Brod in das Schuldgefängniß gesperrt zu werden, denn mein Gläubiger habe bereits bei dem Gerichte darum nachgesucht.“

„Komm,“ rief Graff und zog den Förster mit sich fort, „die Sache wird so schlimm nicht werden als Du denkst. Schlagen wir diesen Weg zu dem Wirthshause ein, wir wollen einen Schoppen zusammen trinken, vielleicht giebt uns der Wein einen gesunden Rathschlag, der uns wieder flott macht. Komm, Freund Eberhard, und verliere den Kopf nicht!“

„Du hast Recht,“ rief Eberhard mit glühenden Augen, „denn in diesem erbärmlichen Leben sind ja doch nur die Augenblicke glücklich, wo der Verstand zum Teufel geht. Komm, ich folge Dir.“

„Recht so, Freund, wir wollen die Grillen verplaudern und vertrinken.“

Singend, daß der Wald wiederhallte, zogen sie Arm in Arm den Fußweg fort, der nach zehn Minuten auf einen Platz mündete, auf welchem ein einsames Häuschen stand. Es ward von einem

alten Jäger bewohnt, der Getränke und Speisen im Sommer feil bot, weil es an der Straße lag, welche von den Reisenden am häufigsten gewählt ward, um den Brocken zu besuchen.

Jauchzend, als ob ihnen das größte Glück begegnet, traten die beiden Männer ein und forderten lärmend von dem besten Weine. In einem Zimmer, dessen niederes Fenster nach dem Waldplatze hinausging, setzten sie sich an einen Tisch und begannen wacker zu zechen, wobei Graff Anekdoten und Schnurren erzählte, über welche Eberhard, dem nach und nach der Wein zu Kopfe stieg, aus vollem Herzen lachte und Heirath und Schulden vergaß.

Fortsetzung folgt.

La Harpe's Mélanie und Gotters Mariane.

Zu den Stücken, welche im letzten Viertheile des vorigen Jahrhunderts sich nachhaltig auf der Bühne bewährten, gehörte vornehmlich auch F. W. Gotters Mariane, Trauerspiel in drei Aufzügen. Es erschien zuerst 1776 und ist wohl fünfundzwanzig Jahre lang immer mit Beifall gegeben worden, was um so mehr sagen will, da es erstlich nur ein bürgerliches Trauerspiel war ohne allen Prunk und vielen Pathos, zweitens aber eine sehr einfache Handlung hatte: Ein Mädchen will lieber heirathen als — in's Kloster gehen, wozu sie der Vater verurtheilt hat, ihren Bruder, einen Officier, desto besser poussiren zu können. Aus Verzweiflung macht sie ihrem Leben ein Ende. In echt deutschen katholischen Staaten, wie in Baiern, hat es vielleicht deshalb nie gegeben werden dürfen, indessen eigentliche Abenteuer scheint das Stück doch so wenig wie Gotter deshalb bestanden zu haben, und ungleich mannigfacher, tragisch-komischer, jedenfalls literarisch-interessanter waren die des Originals. Gotter hatte nämlich sein Stück nach der Mélanie des berühmten La Harpe bearbeitet und dessen Verse, die so fließend waren wie nur je die des Voltaire, in gute deutsche Prosa umgewandelt, so wie die Mélanie in Mariane umgetauft, ohne daß er aber je den Ruhm und Gewinn davon gehabt hätte, den La Harpe davon zog. Letzteres war theils Sache der Verhältnisse, theils des Verdienstes. Im Anfange des 1769. Jahres ungefähr war ein Mädchen zu Paris in's Kloster de la Conception wider ihren Willen geschickt worden, und um ihrem Elende ein Ende zu machen hatte sie sich an dem Morgen, wo sie das Gelübde ablegen sollte, in der Zelle aufgehängt. Ein besseres Sujet — den Strick abgerechnet, den La Harpe in Gift verwandelte — ließ sich kaum aus dem Leben selbst herausfinden, und darum wählte er es. Aber wo hätte denn eine katholische Theatercensur die Aufführung eines solchen Schauspiels wohl zugelassen? In Paris und Frankreich damals am wenigsten; nicht einmal vom Druck konnte die Rede sein, denn kein feiger oder geistesverkrüppelter Censor hätte wieder dazu sein Vidi geschrieben. Allein La Harpe ging doch an's Werk, und als er fertig war, las er es in einem Kreise von etwa zwanzig Personen vor. Das unglückliche Ende der Heldin war noch im allgemeinen frischen Andenken und La Harpe hatte es gehörig auszubeuten gewußt. Alles in Paris wollte sein Stück hören; alle Tage hatten sich Zirkel der haute volée gebildet, zu denen er eingeladen wurde, seine „Mélanie, Drame en trois actes et en vers" vorzutragen, und die Folge davon war ein Honorar von 7000 Fr. Zwei Buchhändler hatten ihm nämlich Anträge gemacht. Jeder bot für das Manuscript, insofern es gedruckt werden dürfte, 1000 Thaler; der Herzog von Choiseul aber, der dies gehört hatte, bat den Dichter ihm das Manuscript zu überlassen, indem er 3000 Fr. dafür zahlte und dann die Handschrift als Geschenk zurückgab. Gerade durch alle diese Umstände kam natürlich Mélanie in immer größern Ruf, und da doch La Harpe es immer mehr aller Welt vorlesen konnte, so bekam er auch die hohe obrigkeitliche weise Censurerlaubniß zum Druck, folglich zum Eincassiren der 4000 Fr. auf dem Wege des Buchhandels. Eine einzige Stelle schnitt die Censurscheere weg, eine schöne Stelle, eine wahre Stelle; allein eben darum mußte er sich den Schnitt gefallen lassen und immer froh sein, daß sein Stück so gedruckt werden konnte; denn einige Zeit vorher hatte ein Dichter, Fontanelle, ein Stück geschrieben: „Ericia oder die Vestalin." — „Das geht gewiß auf's Klosterleben!" dachte der Polizeichef in Paris und übertrug die Censur davon dem edelsten, dem weisesten Manne, dem Erzbischof. Er sollte über die Druckerlaubniß wie über die Erlaubniß zur Darstellung entscheiden. „Kann nicht gegeben und nicht gedruckt werden!" sprach der Hochwürdigste der Hochwürdigen Pharisäer. Der arme Dichter wollte nicht umsonst gearbeitet haben. Er ließ sein Stück heimlich drucken und verkaufen. Ein armer Teufel, den man darüber erwischte, kam deshalb — auf die Galeeren! So verschieden sind die Schicksale. Die Vestalin spielte in Rom und wurde confiscirt; Mélanie in Paris und trug 7000 Fr. ein. Aufgeführt durfte sie aber selbst auf keiner Privatbühne werden. Einmal kam sie auf eine solche in einem der ersten Häuser von Paris. Allein der Hochwürdigste der Hochwürdigen Pharisäer, der Erzbischof, legte sich sogleich in's Mittel und wirkte am Hofe ein Interdict gegen die Wiederholung aus, denn:

Kirche und Staat stand immer im Bund,
Drum geh'n sie oft in Compagnie zu Grund!

*r.

Lufthilde.

Münchhausen hieß die Feste,
Drin Karl, der Kaiser, lag,
Von grimmen Fieberqualen
Zerrissen Tag für Tag:
Auf einer Jagd im Osning,
Bei voller Mittagsgluth,
Hat er zu rasch getrunken
Aus allzu kühler Fluth.
Von Aachen eilte schleunigst
Der Aerzte Schwarm herbei;
Sie schüttelten die Köpfe
Und brauten Arzenei.
Sie brauten Arzeneien
Und schüttelten den Kopf,
Und wühlten doch vergebens
In Tiegel und in Topf.
Da sprach ein alter Schöffe:
„Er stirbt, wenn Ihr nicht bald
Ein beff'res Mittel findet!
Nicht weit von hier im Wald
Wohnt eine junge Aerztin.
Das Volk glaubt fest daran,
Daß sie mit ihrer Spindel
Den Tod verscheuchen kann.
Kein Bauer ist im Lande,
Der krank an Herz und Haupt,
Nicht dort Genesung suchte.
Herr, wenn Ihr an sie glaubt,
So seid Ihr halb gesundet,
Und ohne Arzenei!"
Der Sieche glaubt an alles —
Das Mädchen kam herbei,
Und wie die Zauberspindel
Den Kranken nur berührt,
Hat er in allen Gliedern
Die alte Kraft verspürt;
Als kehrte Jugendglühen
Der narbenvollen Brust,
So blüht er auf, so flammet
Sein Heldenaug' in Lust.
Da sprach er zu der Aerztin:
„Du holdes Frauenbild,
Das mir Genesung brachte,
Wie nennst Du Dich?" — Lufthild.
„So bitt' Dir eine Gnade,
Lufthilde, von mir aus."
Sie sprach: Ich baute gerne
Dem Herrn ein Gotteshaus,
Als Himmelsblume sollt' es
In diesen Gau'n erblühn,
Doch mein ist keine Halde,
Kein Stückchen Wiesengrün. —
„So komm, nimm Deine Spindel
Und was an grünem Feld,
So lang' sich im Palaste
Der Schlummer mir gesellt,
Du wirst umstochen haben,
Soll all' Dein Eigen sein."
Das Mädchen ging zur Halde,
Der Kaiser schlummert' ein,
Und als in Heldenträumen
Der Frischgenes'ne lag,
Die Jungfrau sich am Berghang
Den schönsten Fleck umstach;
Ein auserwähltes Plätzchen,
Ringsum die vollste Schau
Auf saatenreiches Kornland
Im goldnen Aehrengau!
Zwei junge Städtchen leuchtend
Im lachenden Gefild,
Um das sich Waldnacht bergend
Hinzieht als grüner Schild,
Der Tomberg gegenüber,
Der schon die Warte trug,
Zuletzt lichtblau und duftig
Der Aargebirge Zug.
Hier baut Lufthild' ihr Kloster,
Das Lüftelberg man hieß,
Darinnen man die Spindel
Noch lang bewahrt' und pries.
Jetzt ist sie wohl verloren,
Lufthildens Kloster schwand —
So knüpfe denn, o Sage,
Das letzte, flücht'ge Band!

Alexander Kaufmann.

Feuilleton.

Eine interessante Fabrik ging unlängst zu St. Petersburg in Flammen auf, nämlich eine Knutenfabrik, welche jährlich mehrere Millionen Stöcke und Riemen zu Knuten lieferte.

Die Marmorbrüche auf der Insel Paros hat die griechische Regierung an einen Herrn Kleanthes auf 30 Jahre verpachtet. Derselbe hat schon angefangen sie auszubeuten und mehrere große Blöcke nach Rom und Florenz geschickt.

Die ungeheuern Schneemassen, welche kürzlich in der Gegend von Foix im Arriègedepartement fielen, hatten daselbst die Wölfe äußerst hungrig und gefährlich gemacht. Sie drangen in die Häuser ein, um Nahrung zu suchen. In der Stadt St. Girons zerrissen zwei Wölfe ein Schwein mitten auf dem Markte und in der Nähe der Stadt haben sie zwei Reisende zerrissen. Man fand auf der Stelle einen Wolf getödtet und vermuthet daher, daß ein heftiger Kampf stattgefunden hat, in dem jedoch die große Zahl der Wölfe Sieger blieb.

Der Componist Aloys Schmitt hat vom König von Baiern das Ritterkreuz des Verdienstordens vom heil. Michael erhalten.

---

††† Auf der Prager Bühne wäre am 31. Januar bald eine Vergiftung vorgefallen. Die czechische Schauspielerin Kolar hatte in einer Scene Gift zu trinken — und

statt fingirten Giftes wurde ihr durch Versehen ein Fläschchen, in dem sich einige Tropfen veritabler Schwefelsäure befanden, gereicht. Zum Glück wurden sogleich geeignete Mittel angewendet, so daß das unliebsame Versehen keine weitern traurigen Folgen hatte.

Sir Felix Booth, bekannt durch die hochherzige Freigebigkeit, mit der er durch Darbietung einer Summe von 20,000 Pfd. St. dem Capitän Sir John Roß die Mittel zu der von demselben projectirten Nordpolexpedition verschaffte, ist an einem Herzübel gestorben. Sir John Roß hat eine von ihm entdeckte Küstenstrecke nach dem Verstorbenen Boothia Felix benannt.

In Spanien giebt es 15,640 Schulen, wovon 283, welche 23,449 Schüler haben, zu den höhern Unterrichtsanstalten gehören; 7847 vollständige Elementarschulen mit 436,941 und 7510 unvollständige mit 203,221 Schülern. Der Unterricht wird daselbst von 6847 Professoren, welche ein Diplom und von 5937, welche kein Diplom haben, und von 1241 Lehrerinnen mit und 1261 ohne Diplom gelehrt. Es ist zu beklagen, daß 5740 dieser Professoren genöthigt sind ein andres Handwerk zu treiben, um leben zu können. In Spanien erhält von 17 Kindern nur ein einziges eine Erziehung.

Seiden-Cultur. König Ludwig hat im vergangenen Herbst eine aus einem sehr großen und fruchtbaren Garten bestehende Besitzung im Werthe von etwa 10,000 Fl. angekauft und dieselbe nunmehr dem Frauenverein für Seidenzucht in Baiern mit der Bestimmung nutznießlich überlassen, hieraus arme Seidenzüchter in Baiern mit Maulbeerbäumen, Sträuchern und Blättern zu unterstützen, was dankbar anerkannt werden muß, weil einer erfolgreichern Seiden-Cultur in Baiern nicht sowohl das Klima als der Mangel an Maulbeerbäumen entgegensteht.

Ein neuer Industriezweig. Um den Wünschen vieler tanzlustigen Damen zu begegnen, ist in Wien ein Leihinstitut mit zahlreichem Canzleipersonale errichtet worden, wo man einen Ballherrn in vollständigem Ballcostüm mit Schnurrbart für 5 Fl. C.-M. auf die Dauer eines Balles leihen kann.

Ein Verstandesspiel. Die Giolof-Neger am Senegal haben ein Verstandesspiel, das darin besteht, daß die Personen sich gegenseitig mehrere Fragen vorlegen, welche so kurz als möglich, oft mit einem Worte, beantwortet werden müssen. Zum Beispiel: Wer ist sehr lang im Sonnenschein und macht doch keinen Schatten? — Der Weg. — Was ist das durchdringendste Ding auf der Welt? — Der Verstand. — Welches sind die Cameraden, die den ganzen Tag sich aneinander schlagen und sich doch kein Leid zufügen? — Die Zunge und die Zähne.

Auf Corfu erhalten die Töchter als Ausstattung nicht Geld, sondern Olivenbäume. — Allerdings eine Mitgift, wodurch der Mann fett werden kann.

Uebergewicht des weiblichen Geschlechts. Im vergangenen Jahre sind in Deutschland 63,000 Mädchen mehr als Knaben geboren worden.

Einem Touristen, welcher den Kaukasus bereis'te, wurde daselbst von den Bewohnern ein Brunnen gezeigt und dabei gesagt: „Aus diesem Brunnen hat der liebe Gott getrunken, als er am siebenten Tage vom Erschaffen müde war und der Ruhe und Erquickung bedurfte."

„Erklärt mir Orindur ꝛc." Im Leipziger Tageblatt wird ein Garçonlogis ausgeboten, wo der Eingang durch den Wirth ist.

Platz da, ich abonnire! Ein neues französisches Blatt, der „Prevoyant," sichert jedem seiner Abonnenten eine sonderbare Prämie zu. Dieselbe besteht darin, daß die Redaction im Falle, daß ein Abonnent stirbt, die Kosten für den Arzt und Apotheker sowie des Begräbnisses trägt und den Hinterbliebenen die Summe von 100 Francs zahlt.

Man höre! Obwohl unsre Zeit den schönen Künsten nicht hold ist, so sollen dennoch jetzt in Paris 300 Malerinnen leben. Mithin werden dort 300 Pinsel von weiblicher Hand geführt. — In Leipzig vielleicht noch mehr.

Im Theater zu Bordeaux erhängte sich neulich während der Vorstellung ein Advocat in einer der höher gelegenen Logen.

Also schon damals. Der Redacteur eines französischen Journals erzählt: „Als er im Jahre 1844 einige lobende Worte zu Ehren der in Paris gastirenden spanischen Schauspielerin Mathilde Diez geschrieben, sei den andern Tag die Lola Montez mit einer Reitgerte bewaffnet in sein Zimmer getreten und habe ihm wegen der günstigen Kritik so viel Grobheiten an den Hals gehangen als sie nur in ihrem gebrochenen Französisch habe auftreiben können.

Leipzig. Wenn man jetzt einen Blick in unser Tageblatt wirft, so möchte man fast zu der Ueberzeugung gelangen, daß ganz Leipzig ein Maskenball wäre. Da heißt es immer in Familien: Ach! es sind schlechte Zeiten. — Schlagt das Tageblatt auf: seit vier Wochen ein wahres Album der Freude und Lustbarkeit. Da ist von den unzähligen Gesellschaften nicht eine, welche nicht einen Maskenball veranstaltet. Dann die Volksmaskeraden im Hotel de Pologne, Tivoli und Odeon. Es giebt Leute, welche ob dieser Lustbarkeiten die Nasen rümpfen, von Verschwendung und Luxus reden. Sollen wir mit einstimmen? Nein! Wohl den Bürgern und Einwohnern einer Stadt, welche sich vergnügen und nach so mancher Last der Zeit dem Trübsinn ein Schnippchen schlagen können. Es ist dies ein Beweis, daß in Handel und Gewerbe wieder Geld verdient wird und in vereinter Fröhlichkeit sich gleichsam diejenigen wiederfinden, welche in den letzten zwei Jahren die Meinungsverschiedenheit in Sachen der Politik oder die allgemeine Nahrungslosigkeit getrennt hatte. Ist auch unser Carneval nur eine Bleistiftzeichnung gegen die in bunten Farben prangenden Maskeraden und Aufzüge süddeutscher Städte, so ist ihm doch nicht eine gewisse Regsamkeit und Lebendigkeit abzusprechen, welche um so mehr Werth erhält, da Ordnung und Anstand selten verletzt wird und nie in wüstes Treiben ausartet. Der glänzendste Maskenball fand im Schützenhause von der Gesellschaft „Glocke" statt, welcher 1300 Theilnehmer zählte. Schon seit Jahren behauptet diese aus Bürgern und Beamteten bestehende Gesellschaft einen gewissen Rang, eine Theilnahme, die nicht nur bei ihren Kränzchen, Gesellschaftstagen, Sommerfesten und Maskenbällen sichtbar, sondern auch durch ihren innern Werth sich höchst vortheilhaft auszeichnet. Hier ist der Zwang des Salontons verbannt; hier, im Kern der Bürgerschaft herrscht wahrer Biedersinn und ungeheuchelte Freude. Kein Wunder, wenn sich Tausende herzudrängen, um theilhaftig zu werden des Frohsinns, der aus reiner unverfälschter Quelle strömt und da erheitert und erquickt, wenn das Leben keinen andern Gewinn auswirft. Ein besonderes Element der Gesellschaft ist der Humor, welcher ihre Darstellungen durchdringt und die Aufzüge ihrer Maskenbälle aus dem Gebiete der Politik und des Menschenlebens messen sich mit allen Leistungen dieser Art, welche anderwärts mit Aufbietung aller Kräfte von Stubengelehrten und den Löwen der Handelswelt in unzähligen Conferenzen schweißtriefend ausgeheckt werden. Ja, die bildlichen Darstellungen und Züge der Gesellschaft „Glocke" dienen dann nicht selten zur Nachahmung, und man wundert sich, wie man nicht auf das verfallen, was so nahe liegt. Ein hochgeachteter lebenslustiger Mann, welcher sich stets auf dem glattgeschliffenen Parquetboden der Salons bewegt, erklärte selbst, daß oft in einer einzigen Zeile der Programms, welche die Glocke ausgiebt, mehr Humor und Witz herrsche,

als anderwärts auf einem ganzen Maskenballe. Eine vortreffliche Seite dieser Gesellschaft ist aber noch die Wohlthätigkeit. Die Sammlungen für die Armen ergeben stets an 50 Thaler und laut öffentlichen Bekanntmachungen hat die Glocke in Zeit von einigen Jahren den Armenkassen zu Leipzig, Leutsch und Ehrenberg über 300 Thaler gespendet. Dies ist ehrenhaft, und wenn man bedenkt, daß in der Stille noch manches Armen gedacht wird, daß Hunderte dabei noch Verdienst und Erwerb gewinnen, daß der Wirth des Schützenhauses an jenem Abend allein an 3000 Thaler eingenommen hat, so steht diese Gesellschaft auf einer Stufe, welche die Achtung aller Mitbürger verdient. Und dies alles aus innerer eigener Kraft, aus dem Element des Bürgerthums, das nur zu oft mit scheelen Augen betrachtet wird. Darum Achtung solchem Verein, Achtung dem Bürgerstande, denn auf dem Bürgerstande ruht die Form des Staats, ruht die Form des Lebens.

Hiobspost für Kaffeetrinker. Nach Handelsberichten werden im Jahre 1850 eine Million Ballen oder etwa 1,200,000 Centner Kaffee weniger in den Handel kommen als sonst, und muß sich der Verkauf um ein Drittel vermindern, wenn die Vorräthe reichen sollen. Man ist daher an allen Seeplätzen der Meinung, daß die Steigerung der Preise noch nicht ihre Höhe erreicht habe. Grund dieses Mangels ist nicht bloß die vorjährige schlechte Ernte auf Java und in Brasilien, sondern auch der Umstand, daß wegen der schon seit mehreren Jahren sehr niedrigen Kaffeepreise viele Kaffeepflanzer nicht bestehen konnten, weshalb man viele Pflanzungen nach und nach eingehen ließ, während andererseits der Verbrauch durch die wohlfeilen Preise sehr zunahm. Bekanntlich trägt der Kaffeebaum erst im vierten Jahre, was eine Ertragsvermehrung also erst in einigen Jahren hoffen läßt.

Europamüde. Das „Huller Journal" meldet, daß in dieser Hafenstadt ein Deutscher angekommen, welcher zur Ueberschiffung vieler tausend deutscher Auswanderer aus Norden und Süden, namentlich auch aus Baiern, im nächsten Frühjahr nach Amerika die Voranstalten treffen soll. Unter den Auswanderern des nächsten Frühjahrs ist der Fabrikant Sattler in Schweinfurt mit seiner ganzen Familie — einer von den reichsten Männern in Baiern.

Das türkische Reich zählt 35 Millionen Einwohner und besitzt 32 Organe der Oeffentlichkeit, und zwar erscheinen: a) 1 französisches, 1 armenisches, 1 italienisches einmal monatlich. b) 2 türkische, 5 französische, 6 italienische, 2 griechische, 4 armenische, 1 arabisches, 1 deutsches, 1 bulgarisch-russisches einmal wöchentlich. c) 1 französisches sechsmal wöchentlich.

O! ich bin klug und weise rc. In Philadelphia wurde ein junger Mann wegen Untreue gegen seine Angebetete zu 300 Dollars Schadenzahlung verurtheilt. Der Verklagte entschuldigte sich damit, daß das Heirathsversprechen am Sonntage gegeben und, vom geschäftlichen Gesichtspunkte aus betrachtet, deshalb ungültig sei.

Ein fürchterlicher Sturm wüthete am 28. Januar zu Genua. Von 500 Schiffen, die sich im Hafen befanden, sind 150 beschädigt worden.

Der bekannte Kleider-Ukas vom Jahre 1845, wonach vom 1. Januar d. J. den polnischen Israeliten verboten ist, ihre Nationalkleidung zu tragen, kommt jetzt in Ausführung. Deshalb werden die betreffenden Israeliten aufgefordert, schleunigst ihre bisherige Kleidung mit der bei den christlichen Bewohnern des Königreichs allgemein üblichen zu vertauschen; diejenigen, welche auch fernerhin Bärte tragen wollen, müssen sich fortan eben so kleiden wie die russischen Kaufleute. Der Anzug der russischen Kaufleute besteht aus einem langen Ueberrocke, Beinkleidern, die entweder in oder über den Stiefeln getragen werden, einem Halstuche und gewöhnlichen Hut oder Mütze. Zu diesem Anzuge dürfen nicht seidene oder halbseidene Stoffe genommen werden; die Ueberröcke müssen aus Tuch bestehen. Im Sommer dürfen die Ueberröcke aus leichtem wollenen oder leinenen Stoffe gefertigt werden. Durchaus verboten ist das Tragen der Sammetkäppchen, der jüdischen hohen Pelzmütze und der sogenannten Peysy, d. h. des zu beiden Seiten in Locken herabhängenden Haupthaares.

Wie eine Zeitung in die Patsche geräth. In Bremen erhielt man am 7. Februar die „Weser-Zeitung" direct aus der Weser, indem der ausgetretene Fluß mit seinem Gewässer selbst nicht die Pressen verschonte, auf welchen die seinen Namen führende Zeitung gedruckt wird. Nur den angestrengten Pump- und Dammarbeiten war es zuzuschreiben, daß sich die „Weser-Zeitung" über dem Wasser erhielt.

Ein Wechselagent zu Lyon verlor kürzlich ein Packet mit Actien rc. im Werthe von 700,000 Franken: Eine arme Frau fand dasselbe und stellte es ihm sofort wieder zu. Als Belohnung gab er ihr — 10 Sous (4 Sgr.) Ob sie die großmüthige Spende angenommen hat, wird nicht berichtet.

Der Maler Lessing in Düsseldorf arbeitet bekanntlich an einem Gemälde, welches Huß vor dem Scheiterhaufen in Costnitz darstellt; dasselbe soll zuerst auf der zum Frühjahr bevorstehenden Berliner Kunstausstellung öffentlich erscheinen.

---

* **Den 1. Juli d. J.** soll in Dresden ein Congreß dramatischer Autoren und Componisten stattfinden. Der Aufruf geht von Dr. Rudolf Gottschall in Königsberg aus und der Hauptzweck ist die Ausarbeitung eines Memoirs, in welchem die Rechte der dramatischen Schriftsteller festgestellt werden.

London. Die amerikanische Gesellschaft, welche das Project gefaßt hat eine Telegraphenverbindung zwischen Newyork und der Insel Whigt (England) zu errichten, wird ihren Plan dem gegenwärtig tagenden Congreß vorlegen. Sie will einen isolirten Drath legen, der aus 36 Fasern besteht und mit Gutta percha überzogen ist. Sie garantirt, daß das Werk 10 Jahre hält, und glaubt es in 20 Monaten vollenden zu können; die Kosten sind auf 3 Mill. Schill. veranschlagt. Dieselbe Gesellschaft erbietet sich, in 5 Jahren und für 5 Mill. Schill. einen elektrischen Telegraphen zur Verbindung des Mississippi mit dem stillen Ocean zu errichten.

Der König von Neapel hat gegen die Literatur das russische System angenommen. Die Buchhändlerläden werden genau untersucht, der Verkauf in denselben für diese Zwischenzeit suspendirt, ja man hat selbst Privatbibliotheken einer solchen Durchsuchung unterworfen. Dabei ist es sogar verboten, Bücherballen, welche etwa vom Auslande anlangen, uneröffnet zurückzuschicken, vielmehr unterwirft man auch sie der Durchsicht der Censur. Ein großer Theil der Professoren aber und der Lehrer an öffentlichen Lehranstalten wird einem Examen hinsichtlich seiner Rechtgläubigkeit unterworfen und ist, bis er dieses bestanden, gleichfalls suspendirt.

Aus der Theaterwelt. Das von Berlin aus viel ausposaunte Stück: „Der Genius und die Gesellschaft," ist auf dem königl. Theater in Berlin total durchgefallen. Die National-Zeitung sagt darüber: „In dem Stücke ist nichts, keine Empfindung, keine Leidenschaft, kein Humor, kein Leben, kein Genius und keine Gesellschaft. Worte, nichts als Worte."

*** Die Direction des Königstädter Theaters hat mit der Dresdener Bühne einen Contract abgeschlossen, nach welchem die italienische Oper vom Monat Mai ab zunächst für vierzehn Vorstellungen daselbst engagirt ist.

*** Das bereits vor sechs Jahren in's Spanische übersetzte Schauspiel: „Der Landwirth," von der Prinzessin Amalie von Sachsen, ist neulich auf dem Principe-Theater

zu Madrid wiederum etliche Male mit vielem Beifall in Scene gegangen.

Literarisches. Unter den neueren Novellen befindet sich auch „die Majorats-Urkunde" von Teiche, eine Erzählung, worin nach mancherlei Bedrängniß mit Hülfe eines wohlthätigen Hausgnomen (des Secretärs Arbogast) die Liebe über die Convenienz einen vollständigen Sieg davon trägt. Der Verf. erzählt gut und weiß auch seine Charaktere schärfer als viele unsrer Novellendichter zu zeichnen; eben deshalb wollen wir ihm aber auch nicht verhehlen, daß er sich vor den Auswüchsen unnöthiger Naturschilderungen und längerer rein episodenartiger Stellen hüten mag; alles muß nothwendig sein, alles zum Ziele führen in einem Gedicht, welches auf den Namen eines Kunstwerkes Anspruch machen will.

*** Theophile Gautier in Paris hat eine Lebensbeschreibung der Gräfin Rossi (Henriette Sonntag) unter dem Titel „L'ambassadrice" (die Gesandtin) herausgegeben.

*** Kollar, der Dichter der „Slavy Deera," hat der Academie der Wissenschaft in Wien ein Werk über slavische Archäologie mit dem Ersuchen übergeben, die Drucklegung veranlassen zu wollen.

MODEN.

Paris, den 8. Februar 1850.

Zunächst etwas von Anzügen für das Haus, da sie etwas Merkwürdiges darbieten; die schweren Seidenstoffe nämlich sind nach und nach so beliebt geworden, daß man eben auch Hauskleider von kostbaren Stoffen fertigt, und zwar am häufigsten von Damast und Königsatlas. Ueberdies werden diese prächtigen Hausröcke durchaus mit Seide gefüttert und leicht wattirt. Es giebt hier sehr schöne Muster, mit welchen das Futter durchsteppt ist, und man kann sich wohl einbilden, daß eine solche Zierde die Eleganz dieser Kleidungsstücke erhöht. Rücksichtlich der Form dieser Röcke wäre zu erwähnen: Sie haben ein hohes Leibchen, vorn fast bis an den Gürtel geöffnet; im Rücken laufen die wenigen Falten bis an die Höhe des Armes aus. Manche Damen tragen dazu Pelerinen à la Gabriele, welche vorn bis an den Gürtel reichen. Der Rock wird immer offen getragen; denn der größte Luxus dabei ist das Unterkleid, welches, wenn es nicht von Musselin ist — mit Zwischenkanten von Stickerei oder mit Spitzenvolants besetzt — aus weißem oder rosa Taffet besteht. Doch belauschen wir die geschmackvollen Damen der Metropole nicht bloß in ihrem Häuslichen!

Die Kleider, Oberröcke oder Mäntel, welche zur Promenade getragen werden, verdanken ihr solides Ansehen, ihre geschmackvolle Würde, die man an Promenadenkleidern immer mit so großem Wohlgefallen sieht, wohl zum Theil dem kostbaren Pelzwerk, das selten irgendwo fehlt. Alle dunkelfarbigen Oberröcke von Atlas, antikem Mohr oder Damast garnirt man mit einer oder zwei Reihen Pelz, die oft mehr als handbreit sind. Ist das Kleid mit Spitzen oder feiner Posamentirarbeit verziert, so hat wenigstens der Mantel Pelzbesatz. Auch sieht man dazu weiße Filzhüte, namentlich bei Morgentoiletten; sie sind meist mit Sammet und Federn garnirt. Die Zughüte von Sammet stehen immer noch in großer Gunst, besonders seit man, statt Blumen und Tüllbäusche unter dem Schirme anzubringen, sie zu jeder Seite mit einer Feder verziert. Diese Federn sind immer weiß, stehen gut zu Gesicht und geben dieser Art von Hüten ein vornehmes Ansehen.

Wenn es uns unmöglich geblieben ist, etwas ebenso Sicheres als Wichtiges von dem zu berichten, was man für das Carneval vorbereitete, so sind wir dafür im Stande, einige ausgezeichnete Toiletten andrer Art zu beschreiben: 1) Auf dem letzten Balle des Präsidenten haben die Anzüge zweier jungen Damen besonders gefallen. Sie waren einfach, aber geschmackvoll gekleidet. a) Die eine trug ein weißes Organdykleid mit zwei Röcken, von denen der erstere drapirt und mit Veilchenbüscheln in Bogenform gerafft, der andre mit sieben Reihen glatten Spitzen besetzt war, während man dazwischen kleine Veilchenbüschel festgesteckt hatte. Das Leibchen war fast tief ausgeschnitten und hatte eine Draperie, welche vorn mit Veilchen und auf den Schultern mit weißen Atlasschleifen und Veilchenbüscheln befestigt war. Die Aermel waren etwas länger als gewöhnlich und hatten zwei handbreite Spitzenvolants. Das Haar war in kurze Puffscheitel geordnet und darüber lag ein Kranz von gemischten Veilchen. b) Der zweite Anzug bestand aus einem rosa Kleid von italienischem Taffet mit doppeltem Rock, an den Seiten aufgeschlitzt. Dieses Kleid war mit Sternchen von sehr glänzend weißer Seide bestickt, ein Muster, welches Perlen nachahmte und sich wie ein Blumengewinde um beide Röcke zog. Die beiden Seiten der Röcke hatte man mit weißen Schleifen geschlossen. Das Leibchen war mit langer Schneppe ausgeschnitten, mit einer bestickten Berthe umgeben und auf den Schultern aufgeschlitzt; darunter erblickte man gebauschte Aermel. Eine köstliche Guirlande von Moosrosen schmückte das Haar und ein Busenstrauß von denselben zarten Blumen war nur geeignet, den günstigen Eindruck der ganzen Toilette zu erhöhen.

2) Wir sahen noch einen andern sehr schönen Anzug, nämlich ein gelbes Taffetkleid mit knappem Leibchen und einer Schneppe. Der Ausschnitt des Leibchens hatte eine Draperie mit regelmäßigen Falten und unten am Schluß der Draperie war als Garnitur eine Blonde. Die kurzen Aermel waren aus drei Reihen Blondenvolants arrangirt. Der Rock öffnete sich vorn über einem Unterkleide von weißem Taffet mit sechs von einander entfernten Volants von gelber Blonde (in Schürzenform); an jede solche Blondenreihe war der gelbe Taffetrock mit einem Federstrauße und mit Bandschleifen befestigt. Die Toilette wurde vollendet durch eine Pompadour-Kopfzierde von gelbem Atlasband, mit weißen Federn und flatternden Bändern geordnet.

3) Zugleich sahen wir ein sehr schönes Mäntelchen, eine Art von Ueberwurf für eine Balltoilette; es war von weißem Atlas und mit Schwanenpelz besetzt. Der Capouchon von rosa Sammet bildete zugleich die Kapuze; das Kleidungsstück war mit rosa Taffet gefüttert und ganz gerade geschnitten; an der Armbeuge befanden sich weite griechische Aermel, welche sehr gut fielen.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 8. 1) Häubchen von Spitzen, mit Rosen und schwarzen Sammetschleifen garnirt. Kleid von Satin royal, halbhohes Leibchen, kurze Aermel, darüber ein weißes Leibchen von gesticktem Musselin. Gürtel mit Flatterbändern; der Rock mit Sammetband und zweierlei Fransen besetzt: die oberste Reihe ist von Chenille und die andre Reihe von cardonirter Seide. 2) Das Haar à la Pompadour, mit Rosenbüscheln und Bandschleifen verziert. Kleid von Atlas, halbhohes Leibchen, kurze Aermel; das Leibchen mit einer Draperie schwarzer Spitzen und ebenso die Aermel verziert; der Rock mit drei Volants von schwarzer Spitze besetzt und zu beiden Seiten mit einem Büschel Rosen ohne Blätter aufgerafft.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 9. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Das rothe Band oder die Civilehe.

(Fortsetzung.)

Der Abend war während dieser Zeit völlig hereingebrochen; im Westen zogen sich die Gewitterwolken immer drohender zusammen, im Osten aber stieg der Mond herauf und beleuchtete mit seinem melancholischen Lichte den schweigenden, duftenden Wald.

In der Unterhaltung der beiden Jäger war eine Stockung eingetreten, denn Eberhards schwerer Kopf hatte sich auf den Tisch gesenkt und schien dem Weine und der drückenden Schwüle völlig zu unterliegen. Graff betrachtete durch das geöffnete Fenster die prachtvolle Abendlandschaft. Das Zimmer war dunkel und in den übrigen Räumen des einsamen Hauses regte sich kein Laut, da diesen Abend die beiden Jäger die einzigen Gäste waren.

Plötzlich hörte Graff ein Gespräch in dem Walde. Er lauschte. Es schien unter Leuten stattzufinden, die den Weg von dem kaum eine halbe Stunde entfernten Dorfe herkamen. Die Worte tönten laut durch den stillen Abend, aber Graff konnte sie dennoch nicht verstehen, da das gleich darauf folgende Echo sich mit ihnen mischte. Soviel vermochte er aber zu unterscheiden, daß eine der Stimmen einer Frau oder einem Mädchen angehörte.

Nach einigen Minuten sah der Jäger zwei Personen aus dem Gebüsche auf den hell erleuchteten Waldplatz treten, sie gingen langsam Arm in Arm und führten ein fröhliches Gespräch, dessen Worte Graff schon seit einiger Zeit gehört hatte. Leise zog er sich in das dunkle Zimmer zurück und begann zu lauschen.

„Weiter gehe ich nicht, Conrad," sagte die Mädchenstimme, „hier ist das Wirthshaus des alten Vaters Kaspar, wir sind eine halbe Stunde von unserm Dorfe entfernt und das Gewitter zieht immer drohender herauf."

„Wie Du willst, meine Marie," antwortete die Stimme eines Mannes. „Wir wollen uns auf die Bank unter dem Fenster setzen und so lange warten, bis meine Schwester, Röschen, kommt. Ich hoffe, sie wird sich beeilen, wenn sie den schwarzen Himmel sieht."

„Ich an Röschens Stelle hätte den Weg zu der Tante auch an einem andern Tage abgemacht;" sagte Marie wieder, „es wäre besser gewesen, wenn wir heute zusammengeblieben wären und Deine Ankunft durch eine Partie nach dem Ilsensteine gefeiert hätten."

„Du hast Recht, liebe Marie; aber die Tante ist eine alte Frau, die meinetwegen in Sorgen ist und es gewiß nicht gut aufgenommen hätte, wenn wir mit der Nachricht von meiner Rückkehr noch einige Tage gezögert. Außerdem hat sie noch ein wichtiges Geschäft mit ihr abzumachen."

„Ein Geschäft?"

„Das Dich und mich betrifft."

„Ich verstehe," flüsterte das Mädchen, „ihre Einwilligung?"

„Ja, Marie; und morgen gehe ich selbst hinüber, um sie persönlich darum zu bitten."

„Ach, Conrad, wenn aber der Krieg mit den Dänen wieder ausbricht?"

„Mag er ausbrechen,“ sagte heftig der junge Mann, „ich rühre keine Hand, ich bleibe bei meiner Marie und besorge die Wirthschaft.“

„Wenn man Dich aber mit Gewalt zwingt?“

„Man wird mich nicht zwingen, mein Mädchen, denn noch ehe das Laub von den Bäumen fällt, bin ich Dein Mann, und wenn ich nachweise, daß die Verwaltung der Meierei auf mir allein lastet, kann mich kein Teufel zwingen, diesen erbärmlichen Krieg mitzumachen.“

„Du sahest auch viel besser aus als Du den Soldatenrock abgelegt und Deine gewöhnlichen Kleider wieder angezogen hattest, und vorzüglich stand Dir die alte Feldmütze schlecht. Da lobe ich mir den schwarzen Hut,“ rief lächelnd das junge Mädchen, „Du siehst noch einmal so hübsch darin aus.“

„Und wie werde ich erst aussehen,“ antwortete Conrad, „wenn das rothe Bräutigamsband daran flattert!“

„Das wollen wir gleich einmal probiren,“ rief Marie, indem sie dem jungen Manne den Hut vom Kopfe nahm.

„Nun, was willst Du mit dem Hute?“

„Gieb acht, Conrad.“

Mit einer leichten Handbewegung hatte Marie ein rothes Band von ihrem schwarzen Mieder abgelös't, das auf der Brust eine große Schleife bildete, und schlang es um den Hut, den sie auf ihren Knien hielt.

„So,“ sagte sie fröhlich und setzte dem Geliebten den Hut wieder auf das Haupt, „so sieht ungefähr der Hut eines Bräutigams aus — schade, daß das Band keine längern Schleifen hat.“

„Marie,“ rief der entzückte Conrad, „dieses Band gebe ich Dir nicht zurück.“

„Nun, so behalte es, bester Freund, seine rothe Farbe mag Dir ein Sinnbild meiner Liebe sein!“

„Und dieser Kuß mag Dir sagen, daß meine Liebe noch größer ist als die Deinige!“

„Das ist nicht wahr!“

„O ja!“

„O nein!“

Conrad schloß das Mädchen in seine Arme und machte durch einen feurigen Kuß dem kleinen Streite ein Ende. In inniger Umarmung blieb das glückliche Paar wohl zehn Minuten lang, ohne den Lauscher am Fenster zu gewahren. Der Mond war indeß hinter den Zweigen einer Eiche hervorgetreten und beleuchtete sanft die Gesichter der beiden Liebenden, die sich schweigend ansahen und nur durch Küsse die Gefühle ihrer Herzen äußerten.

Plötzlich erklangen Schritte in dem Walde.

„Hörst Du!“ rief Marie; „jetzt kommt Röschen. Ich werde ein wenig mit ihr zanken, daß sie so lange auf sich warten läßt.“

Und wie eine Gemse flog sie über den Rasenplatz dem Waldwege zu, von woher die Schritte sich vernehmen ließen. Doch kaum hatte sie das dunkle Gebüsch betreten, als die schwarze Gestalt eines Mannes vor ihr stand. Mit einem lauten Schrei fuhr Marie erschreckt zurück und flog auf Conrad zu, der ihr nachgeeilt war.

„Was giebt es?“ rief der junge Mann mit kräftiger Stimme.

„Sieh' jene Gestalt — sie kommt näher! Laß uns fliehen, vielleicht ist es ein Räuber!“

„Fliehen! ich?“ rief Conrad und vertrat dem Manne, der jetzt den Rasenplatz erreicht hatte, den Weg.

„Conrad,“ sagte der Fremde, „bist Du es?“

„Conrad ist mein Name; wer aber ist der, der darnach fragt?“

„Kennst Du mich nicht?“ flüsterte der Fremde.

„Mein Gott, ist es möglich — Sie, Herr Graf — allein hier im Walde?“

„Still, mein Freund, ich habe mit Dir zu reden.“

„Mit mir?“ fragte Conrad verwundert.

„Ich bin nur deshalb gekommen. Ich wollte Dich in Deiner Wohnung aufsuchen. — Wer ist jenes Mädchen, das bei meinem Anblicke floh?“

„Es ist ja Marie, meine Braut, Herr Graf. Ach! wie wird sie sich freuen, wenn sie Sie wieder sieht — ich will sie holen.“

„Conrad, wenn Du mich liebst, so sorge, daß mich niemand erkennt, auch Marie nicht.“

„Um des Himmels willen, Herr Graf, was ist Ihnen? Sie sind so bewegt — ihr Gesicht ist bleich — was ist vorgegangen?“

„Du sollst alles erfahren, doch zuvor sende Marien in das Dorf zurück, ich bedarf Deiner.“

„Marie soll allein zurückkehren?“

„Sende einen Mann aus dem Wirthshause als ihren Begleiter mit.“

„Was soll sie davon denken?“ wandte Conrad ein.

„Mir fällt ein, daß Du sie begleiten kannst. Laß sie einen Augenblick in das Haus treten, dann kehre zurück, ich erwarte Dich hier, um Dir ein Geheimniß anzuvertrauen.“

Ohne ein Wort zu entgegnen eilte Conrad zu seiner Braut, die zitternd an der Thür des Wirthshauses stand.

„Marie,“ sagte er leise, „gehe auf einige Augenblicke zu dem alten Kaspar hinein, dann hole ich Dich ab und wir kehren zusammen nach Hause zurück.“

„Wer ist der Fremde?“ fragte ängstlich das bebende Mädchen.

„Ich kann ihn Dir jetzt nicht nennen; doch fürchte nichts, die Unterredung, die er von mir wünscht, kann nur zu unserm Vortheile sein — komm in das Haus.“

Conrad ergriff Mariens Arm und zog sie sanft mit sich fort, wobei er ihre Befürchtungen durch freundliches Zureden zu verscheuchen suchte. Nachdem er sie der Obhut des alten Kaspar übergeben,

der sie mit herzlicher Freude aufnahm, kehrte er auf den Platz zurück.

Der Graf hatte sich auf der Bank unter dem Fenster niedergelassen und hielt sinnend seinen Kopf in beiden Händen.

Graff hatte während des Gesprächs der beiden Männer Conrads Hut mit dem Bande von der leicht zu erreichenden Bank genommen und den Schläfer am Tische geweckt.

„Eberhard," rief er leise, „wache auf!"

„Was giebt es?" rief dieser schlaftrunken.

„Sieh' diesen Hut!"

„Was soll der Hut?"

„Das Band, das ihn schmückt, ist von Marien, welche die einträgliche Meierei besitzt."

„Wem gehört er?"

„Conrad, Deinem Nebenbuhler. Doch sei still, man nähert sich der Bank vor dem Hause."

In diesem Augenblicke und während Eberhard den Hut zornig mit Füßen trat, näherte sich der Graf und ließ sich auf der Bank nieder. Einen Augenblick später erschien auch Conrad. Beide ahnten die Nähe der lauschenden Jäger ist.

„Herr Graf," begann Conrad, „warum geben Sie sich die Mühe zu mir zu kommen, anstatt mich auf das Schloß rufen zu lassen?"

„Conrad," sagte bewegt der Graf, indem er dessen Hände ergriff, „Du bist glücklich, sehr glücklich, denn Du kannst das Mädchen Deiner Liebe zu Deiner Gattin machen."

„Ja, Herr Graf," flüsterte freudig der junge Mann, „ehe der Herbst das Laub auf diesen Bäumen gelb färbt, soll Marie meine Frau sein — noch im Laufe dieser Woche hätte ich um Ihre Erlaubniß nachgesucht und, nicht wahr, Sie hätten sie mir nicht verweigert?"

„Habe ich Dir nicht gesagt, Freund Conrad, als wir vor zwei Monaten am Wachtfeuer lagen und von unserer Heimath plauderten, daß wir an einem Tage vor den Altar treten würden?"

„O, ich weiß es noch, am andern Tage standen wir auf Vorposten —"

„Wo ich von den hinterlistigen Dänen niedergehauen worden wäre," fiel rasch der Graf ein, „wenn Du nicht mit muthiger Todesverachtung mich gerettet hättest."

„Das wollte ich nicht sagen, Herr Graf — was ich gethan, hätte jeder Andre für seinen Major auch gethan."

„Conrad," rief der Graf im Tone der Verzweiflung, „Conrad, ich wollte, die dänischen Bayonette hätten mich durchbohrt, daß ich nie diese Berge wiedergesehen!"

„Mein Gott, was ist geschehen? Sie wollten mir ja erzählen —"

„Höre mich an," sagte seufzend der Graf, „und urtheile selbst, ob mein Wunsch ein gerechter ist: man hat mich meiner Emma beraubt!"

„Wie!" rief Conrad, „der jungen Gräfin, von der Sie stets mit so großer Liebe sprachen, so oft wir uns sahen?"

„Und die ich bei meiner Rückkehr zum Altare zu führen gedachte. Während meiner Abwesenheit hat man über ihre Hand verfügt, die Familie hat bestimmt, daß sie den alten Baron von H. heirathen soll."

„Unglaublich!" rief Conrad.

„Und dennoch wahr!" seufzte der Graf.

„Der Baron ist ja mindestens noch einmal so alt als Sie, Herr Graf. Die junge Gräfin Emma kann den Greis nicht lieben!"

„Sie liebt nur mich, ich weiß es; ihre Familie aber will es und das arme Mädchen muß gehorchen. Wie man mir gesagt soll in einigen Tagen die Verlobung stattfinden."

„In einigen Tagen schon?"

„Wahrscheinlich, um die Sache vor meiner Heimkehr abzumachen, die man so bald nicht vermuthet hat. Das Ganze ist das Werk des Barons, darum habe ich ihm geschrieben und ihn auf Degen gefordert."

„Herr Graf, was haben Sie gethan!" rief Conrad zurückfahrend.

„Was meine Ehre erfordert! Diesen Abend neun Uhr findet das Duell in den Ruinen der nahen Abtei statt."

Graff, der am Fenster aufmerksam gelauscht, flüsterte seinem Genossen zu:

„Der Ort ist gut gewählt, denn er eignet sich vortrefflich, jemandem ungestört den Hals zu brechen."

„Aber haben Sie auch alles reiflich bedacht," wandte Conrad ein, dem das Geschick des Grafen tief zu Herzen ging, „erwägen Sie, daß schon Ihr Brief genügt, Sie anzuklagen und zu verurtheilen!"

„Ich trotze allem," antwortete finster der junge Graf, „da ich an der Zukunft verzweifle."

„Und wenn sich der Baron nun nicht stellt und Sie anklagt, einen Anschlag auf sein Leben ausgeübt zu haben?"

„Er wird sich stellen, denn er besitzt Muth."

„Und wahrscheinlich auch Kaltblütigkeit, während Sie in der größten Aufregung sind. O mein Gott, wenn er Sie tödtete!" rief Conrad.

„Nein, nein, fürchte nichts; ich kann mich auf meinen Arm verlassen."

„Und wenn Sie den Baron tödten oder verwunden?"

„In diesem Falle, den ich fast voraussetze, zähle ich auf Dich. Höre mich an," fuhr rascher der Graf fort: „Du kennst die Wohnung meines Freundes, des Oberförsters von G.?"

„Ich kenne sie — eine halbe Stunde jenseit des Dorfes, am Walde —"

„Dorthin gehst Du, nachdem Du Deine Marie nach Hause geleitet. Du erzählst dem Oberförster mein Duell und bittest ihn um seine Pferde und seinen Wagen. Dann fährst Du nach dem

Kreuzwege unterhalb dieses Gehölzes und erwartest mich."

„Wie, Herr Graf, ich soll nicht an Ihrer Seite stehen, wenn Sie sich schlagen?"

„Nein, mein Brief kündet an, daß ich allein komme, und außerdem habe ich keinen, dem ich meine Flucht anvertrauen könnte. Bin ich einmal jenseit der Grenze, schiffe ich mich nach Amerika ein."

„Aber haben Sie denn auch Geld zur Reise?"

„Ich habe alles vorbereitet, in meinem Gürtel befindet sich eine bedeutende Summe in Golde."

„Und Ihr herrliches Gut, Herr Graf, mit den einträglichen Waldungen —?"

„Gehört schon lange nicht mehr mir, es ist verpfändet. Doch nun beeile Dich," sagte der Graf und stand auf, „denn es ist acht Uhr und ich darf nicht auf mich warten lassen. Sei pünktlich und verschwiegen."

„O mein Gott!" rief Conrad, „vermag denn nichts Ihren Entschluß zu ändern?"

„Nichts in der Welt!" antwortete fest der Graf. — „Du zögerst und überlegst — sollte ich mich in Dir getäuscht haben? Willst Du mir den letzten Dienst nicht erweisen?"

„Sie wollen es, Herr Graf, so sei es denn! Ich werde mich mit dem Gespanne an dem Kreuzwege einfinden. Gebe nur der Himmel, daß ich nicht lange auf Sie zu warten brauche!"

„Conrad, kann ich auf Deine Verschwiegenheit zählen?"

„Wie auf mein Bayonett in der Dänenschlacht."

„Selbst Marie wird nichts erfahren, da sie mir herzlich zugethan ist."

„Mein Wort darauf!"

„Auf Wiedersehen!"

Der Graf schlug seinen Mantel um die Schultern, um ein paar Degen zu verbergen, dann verschwand er im Walde. Conrad eilte so bestürzt in das Wirthshaus, daß er nicht an den Hut dachte, den er auf der Bank unter dem Fenster hatte liegen lassen.

Nach einigen Minuten trat der junge Mann wieder aus dem Hause; er führte Marien am Arme, die ihn mit Fragen über den fremden Mann bestürmte. Aber Conrad hielt sein Wort, er gab ausweichende Antworten und verschwieg, obwohl mit schwerem Herzen, seiner Braut den Namen des Grafen und dessen Absicht. Bald hatten sie das Dorf erreicht. An der Meierei schieden sie; Marie, obgleich sie den braven Charakter ihres Geliebten kannte, mit sorglichem Herzen, und Conrad, den das Schicksal seines Gutsherrn kümmerte, mit klopfender Brust, denn er glaubte, zu seiner Rettung nicht früh genug auf dem Kreuzwege einzutreffen.

Als die beiden jungen Leute den Waldplatz verlassen, traten Graff und Eberhard aus dem Wirthshause. Sie wünschten dem alten Kaspar laut eine gute Nacht und verschwanden im Walde. Der Greis schloß die Thür seines Häuschens.

4.

Neun Uhr war vorüber, als die Nachtstille, welche über dem Dorfe ausgebreitet lag, durch Musik und Vivatgeschrei unterbrochen wurde. Die jungen Bursche und Mädchen zogen von der Schenke aus nach der Wohnung Valentins, um dem neuen Ortsrichter ihre Huldigung darzubringen. In bunter Gruppe machten sie unter den Fenstern Halt, während die Musikbande mit Hörnern, Trompeten und Clarinetten einen schmetternden Marsch ausführte. Was sich dem Zuge nicht angeschlossen hatte, erschien jetzt auf dem Platze, um theils die Musik, theils die Rede des Richters zu hören, der sich in der Kirche schon als ein guter Redner bewährt hatte.

Auch Marie, die ihren Conrad noch einmal zu sehen hoffte, trat in demselben Augenblicke zu einer Gruppe junger Mädchen, als Valentin mit stolzer Miene aus dem Hause kam, einen großen Stein bestieg, der an der weißen Mauer lag, und laut und vernehmlich zu reden begann, daß der ganze Platz wiederhallte.

Die unruhige Braut hörte wenig von den begeisterten Worten des zum Ortsrichter verwandelten Schulmeisters, ihre Gedanken beschäftigten sich nur mit Conrad und dem geheimnißvollen Fremden im Walde. Ueberall, wo nur Männer standen, spähte sie mit den Blicken; sie traf wohl in dem hellen Mondenscheine manches Gesicht, das ihr freundlich zulächelte, doch nicht das Gesicht dessen, den sie liebte.

Die Rede war zu Ende und die Dorfmusiker begannen einen neuen Marsch. Marie, deren Angst mit jeder Minute sich vergrößerte, obgleich sie sich keinen Grund dafür angeben konnte, entfernte sich unbemerkt von den jungen Mädchen und wollte eben in die Thür ihres Hauses treten, als die Musik plötzlich schwieg und die Menge sich neugierig nach dem Orte drängte, wo der Richter seine Rede gehalten hatte. Bestürzt blieb sie stehen und lauschte, ihr war als ob sie eine Unglücksbotschaft von Conrad hören müßte. Diese Ahnung schien in Erfüllung gehen zu sollen, denn sie erkannte aus dem Gemurmel deutlich Röschens Stimme, die sie noch bei der Tante in dem benachbarten Dorfe wähnte. Mit ungeheurer Anstrengung faßte sie allen ihren Muth zusammen und drängte sich durch den dichten Haufen, bis sie an die Hausthür des Richters gelangte.

Hier stand Röschen bleich und athemlos vor Valentin und versuchte zu reden, Angst und Erschöpfung aber erstickten das Wort im Munde.

„Was giebt's? was ist geschehen?" hörte man Männer und Frauen rufen, indem sich alle immer näher herandrängten.

„Röschen, Röschen," stammelte Marie, indem sie die bis zum Tode erschöpfte Freundin unter-

stützte, „um Gotteswillen, was treibt Dich hierher? Ist ein Unglück geschehen?"

„Ruhe!" gebot der Richter. „Was führt Dich zu mir, mein Kind?"

Nach einigen Minuten hatte sich Conrads Schwester soweit erholt, daß sie zu Worte kommen konnte.

„Länger als ich dachte," sprach sie in abgebrochenen Sätzen, „hielt mich ein Geschäft bei meiner Tante auf — es war Nacht als ich bei den Ruinen der Abtei vorüberging — da höre ich plötzlich Schritte — die Angst befällt mich — aber ich setze meinen Weg fort — ich trete um die Biegung der verfallenen Mauer — da sehe ich im Mondenscheine, wie sich ein Mann gegen zwei Räuber vertheidigt — vor Angst und Schrecken verberge ich mich hinter einem Felsen, der am Wege steht — ich lausche zitternd — das Geräusch der Kämpfenden entfernt sich — aber der Wind, der sich aufmacht, treibt mir den Hut eines der Mörder zu — ich raffe ihn auf und stürze dem Dorfe zu — hier ist der Hut!"

Mit zitternder Hand reichte sie Marien, die ihr zunächst stand, den Hut, den sie bisher unter der Schürze verborgen gehalten hatte. Doch kaum hat diese einen Blick darauf geworfen, als sie vor Schrecken zur Bildsäule erstarrt — sie erkennt an der Schleife das rothe Band, das sie diesen Abend als einen Beweis ihrer Liebe um Conrads Hut gewunden — es war der seinige.

Starr sah sie auf das verhängnißvolle Zeichen, bis der Richter sich seiner bemächtigte. Conrads ausweichende, unbestimmte Antworten, sein verschlossenes Wesen, das er nach der Unterredung mit dem Fremden im Walde beobachtete, alles stand plötzlich vor ihrer Seele, sie zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß der Mann, den sie liebte, Theil an dem begangenen Verbrechen genommen habe — und Röschen, seine eigne Schwester mußte ihn verrathen.

„Also in den Ruinen der Abtei hast Du gesehen, daß ein Mensch von Raubmördern angefallen wurde?" fragte der Richter.

„Ja," antwortete Röschen, die sich wieder erholt hatte, „ich habe es deutlich gesehen, und jener Hut muß einem der Mörder gehören."

„Freunde," rief Valentin, der den Hut betrachtet, „es unterliegt keinem Zweifel, daß in der Nähe unsers Dorfs ein Raubmord stattgefunden, denn dieser Hut ist feucht von Blut. Geht in Eure Häuser und holt, was Ihr an Waffen besitzt — dann seid in fünf Minuten wieder hier, wir wollen ausziehen und den ganzen Wald durchsuchen — ich als Richter stelle mich an Eure Spitze."

Fortsetzung folgt.

Die Nacht.

Die stille Nacht, ja sie, sie muß es sein,
Die Ruhe brachte mir in dem Gemüthe;
Des Mondes Strahl, er dämpfte, als bewegt
Der Aufruhr tobte, der die Brust durchglühte.

Noch tos't der Strom des Waldes durch die Nacht,
Ein ewig Groll'n in seinen Silberwogen;
Doch hier, wo Gott, wenn ihn das Herz nur will,
In meine Brust ist Frieden eingezogen.

Sei mir gegrüßt, du sternenvolle Nacht!
Erquickung strömst du über alle Wesen;
Die Thräne, so der Tag heraufbeschwor
Versiegt in dir, die Leidenden genesen.

Winkt Schlummer mir? Es sinkt das Augenlid:
Wird kurz der Schlaf, wird lang der Schlummer sein?
Nacht! wie du willst, es folgt nach Gottes Rath
Ein junger Tag ja Beiden hinterd'rein.

Elisabeth von Marwitz.

Feuilleton.

Unter der Erde, das bekannte lustige Stück, ist auf andere Art in Kamtschatka aufgeführt worden, denn da war in diesem Winter die Kälte so grimmig, daß sich der russische Gouverneur genöthigt sah, seinen gewöhnlichen Wohnsitz in Peter und Paul zu verlassen und sich unter die Erde zurückzuziehen. Er hat nämlich einen unterirdischen Palast, Tschewekoi genannt, welcher 20 Metres tief liegt, bequem für 200 Personen eingerichtet ist und durch immerwährendes Lampenlicht erleuchtet wird. Die reichern Privatleute haben ähnliche Winterwohnungen, indessen wird es selten so kalt, daß sie in denselben Zuflucht suchen.

Jenny Lind hat in ihren in Hannover gegebenen Concerten, in welchen sie übrigens nicht nur geistliche Musik, sondern auch Opernarien und kleinere Lieder sang, in gewohnter Weise ihr Publicum enthusiasmirt. Nach dem Concerte, dem auch der König beiwohnte, wurde ihr vor British Hotel ein Ständchen gebracht. Sie beschwichtigte die gutgemeinte musikalische Huldigung dadurch, daß sie vom Fenster ab in die stürmische Nacht hinaussang und zwar nicht in ihrem Pianissimo, sondern so tönend, daß der Klang dieser Stimme vom Winde aus der Neustadt in die Altstadt getragen und auf der Leinstraße gehört wurde. Natürlich erregte das einen erneuten viel stürmischeren Jubel.

Die aufgehobene Wette. Bekanntlich erließ der Pascha von Aegypten an die Vorsteher des Londoner Jockeyclubs eine Herausforderung auf ein Wettrennen zwischen arabischen und englischen Vollblutpferden. Der Verein mag wohl gemerkt haben, daß er verlieren könne, und so hat er die Wette abgeschlagen.

Im Salzbergwerke zu Bochnia ist am 4. Februar ein fürchterlicher Brand ausgebrochen. 500 Bergleute stiegen hinab, um ihre Arbeit zu beginnen; der größte Theil derselben ist verunglückt. Von wenigen Herausgezogenen konnte nur eine geringe Zahl gerettet werden, denn die meisten von denen, die in den Gruben noch so viel Kraft

und Geistesgegenwart hatten, sich an den Leitern in die Höhe zu ziehen, wurden schrecklich verstümmelt oder sterbend an's Tageslicht gebracht. Ueberall lagen Leichen, Sterbende und Verstümmelte. Die Bewohner Bochnia's hat Schrecken und Verzweiflung ergriffen, denn das ganze Bergwerk scheint in Flammen zu stehen; die herabgelassenen Lichter werden von dem Gase verlöscht, das aus allen Oeffnungen hervordringt.

Eine Gesellschaft englischer Speculanten hat den abenteuerlichen Plan zu einer Eisenbahnverbindung zwischen Calais und Multan (in Ostindien) entworfen. Die Entfernung zwischen den beiden Endpunkten beträgt 3505 englische Meilen. Die Bahn würde von Calais oder Ostende nach Wien, Pesth, von da südlich zwischen den Thälern der Theiß und der Donau gehen, letztern Fluß unweit des Draueinflusses überschreiten, die Türkei bei Belgrad erreichen, der Donau bis Nicopolis folgen, den Balkan nordwestlich von Eskisara übersteigen und über Adrianopel den Bosporus erreichen. In Asien geht die Bahn über Angora in gerader südlicher Richtung zwischen dem Euphrat und dem Tigris nach dem persischen Meerbusen, dann durch Persien (an den Ruinen von Persepolis vorbei), durch Beludschistan und an der Seeküste hin, bis sie den Indus etwa bei Mevene erreicht. Obgleich der größte Theil der asiatischen Hälfte durch vollkommen unbekanntes Terrain geht, giebt sich der Prospect doch die Mühe, einen genauen Voranschlag zu entwerfen, und bringt die kleine Summe von 34,050,000 Pfd. St. heraus.

Der listige Stempelschneider. Auf den neuen französischen Münzen erblickt man das Brustbild der Republik, einer jungen Dame mit üppigem Lockenwuchs. Der Stempelschneider aber ist ein Schalk gewesen, denn wenn man die Locken mit dem Finger bedeckt, so sieht man das unverkennbare Profil — Napoleons.

Eine riesige Eiche, welche unweit der Stadt Roß stand, deren Alter man auf 1500 Jahre schätzte und die für den Patriarchen aller Bäume in England galt, ist ein Raub der Flammen geworden, da etliche Knaben im hohlen Stamm ein Feuer gemacht hatten. Der Umfang dieser Eiche betrug 50 Fuß und 3 Fuß über dem Boden 38 Fuß.

Die Herzogin Helene von Orleans hat sich als Schriftstellerin nicht bloß im Felde der Politik versucht — wir erinnern an ihre kleine Broschüre: „Die Macht der Verhältnisse," sondern ist jetzt, und wir möchten behaupten mit noch größerm Erfolge, auch als religiöse Schriftstellerin aufgetreten. Unter dem Titel: „Jehova-Blumen, Blüthen der Hausandacht und Verklärung des häuslichen Lebens für christliche Frauen," ist eine Sammlung von religiösen, poetischen und prosaischen Aufsätzen erschienen, welche die hohe Frau fern von der geliebten Heimath in fremder Königsburg für die Stunden stiller religiöser Hausandacht und Erbauung theils unsern ausgezeichnetsten religiösen Liederdichtern und Schriftstellern, von Luthern bis jetzt, entlehnt, theils aus der Tiefe eigner Empfindung und darum wiederklingend in allen verwandten Seelen niederschrieb. So haben denn diese „Jehova-Blumen" ein doppeltes hohes Interesse und werden gewiß in allen Kreisen, wo der Sinn für des Lebens höchste Interessen glüht, als duftender Strauß willkommen sein.

Statistik der deutschen Zeitungen. In dem letzten Jahre erschienen in Europa 1558 deutsche Zeitungen, und zwar in Anhalt 10, in Baden 55, in Baiern 127, in Braunschweig 9, in Bremen 18, in Frankfurt a. M. 17, in Frankreich 6, in Großbritannien 1, in Hamburg 24, in Hannover 32, in Hessen-Darmstadt 34, in Hessen-Homburg 4, in Hessen-Cassel 22, in Hohenzollern 4, in Holstein 17, in Lippe 4, in Lübeck 4, in Luxemburg 4, in Mecklenburg 22, in Nassau 13, in Oldenburg 8, in Oesterreich 74, in Preußen 632 (und zwar kommen auf die Provinz Brandenburg 110, auf Pommern 56, auf Posen 18, auf Preußen 77, auf Schlesien 103, auf Sachsen 91, auf die Rheinprovinzen 110 und auf Westphalen 67), in Reuß 11, in Rußland 14, im Königreich Sachsen 183, in den sächsischen Herzogthümern 44, in Schaumburg 2, in Schleswig 5, in Schwarzburg 12, in der Schweiz 77, in Waldeck 2 und in Würtemberg 67.

Eine komische Wahl. In Waldsee, einem Städtchen des Landes, wo die bekannten Schwabenstreiche gemacht werden, sind bei der Wahl eines neuen Stadtrathmitglieds auch sieben Stimmen auf die Tochter des dortigen Stadtschultheißen gefallen. Daß bei Wahlen der Landtagsabgeordneten Stimmen auf den lieben Gott, auf Jesus Christus, auf den König fallen, ist im Schwabenlande nichts Seltenes.

Dichter sind Propheten. Im Album der Geschwister Milanollo befinden sich italienische, deutsche, englische und französische Gedichte und sonstige auf Musik und Künstlerleben bezügliche Gedanken. Mit Wehmuth lies't jetzt der Vater ein Gedicht von C. O. Sternau, welches derselbe zu Anfang des Jahres 1844 der unlängst in Frankreich gestorbenen Therese Milanollo gewidmet und gleichsam als eine Vorahnung auf den frühen Tod des gefeierten Mädchens zu betrachten ist:

Du tauchst in Thränen Deine Lieder
Und steigst aus einer Traumwelt Höh'n,
Italiens weiße Rose, nieder;

Das heimlich klagende Getön
Klingt wie aus eines Friedhofs Mauern
Und doch so wunderbar und schön.

Wie in geheimnißvollen Schauern
Spricht Deine Seel' als wollte sie
Um die begrab'ne Liebe trauern.

Nicht mit des Jubels Harmonie
Und nicht mit tändelndem Gekose
Tönt Deines Herzens Melodie;

Du ruhst in eines Traumes Schoße,
Von Immortellen reich umblüht,
Die halbgebroch'ne weiße Rose;

Und was durch Deine Saiten zieht,
Ein bleiches Traumbild Deiner Seele —
Mich dünkt es sei Dein Schwanenlied!

Englische Liebe. Ein Berichterstatter aus England erzählt, daß die Engländer nicht so häufig zu dem Monde schwärmen wie die Deutschen. Die Liebe behält in England trockne Augen und leichte Füße, oder sollte es ja einmal schief gehen, so bricht ihr ohne alle weitern Unsinn das Herz gerade mitten durch, während die Deutschen bei einem verschmähten Händedruck oder Kuß gleich „Werthers Leiden" spielen.

Auf der Insel Unamarch werden die Frauen sogar als Münzfuß betrachtet, und jede Zahlung, die ein Kaufmann zu machen hat, wird in Weibern geleistet. Zwanzig Centner Kaffee kosten z. B. eine Frau 2c.

Die Mohamedaner werfen nie eine Rose an die Erde, und wo sie Rosenblätter liegen sehen, heben sie dieselben auf, denn sie glauben, daß der Duft der Rose der Athem ihres Propheten sei.

Die österreichischen Officiere, welche an dem italienischen Feldzuge Theil genommen haben, bewahren das Andenken an ihren ruhmgekrönten Führer, Feldmarschall Radetzky, in eben so eigenthümlicher als sinniger Weise. Bekanntlich wurden von der provisorischen lombardischen Regierung schon in der ersten Zeit ihres Bestehens besondere lombardische Münzen geprägt. Eine aus dieser Präge hervorgegangene Silbermünze, an Größe und Vollwerth einem französischen Fünffrankenthaler gleich, trägt auf der Vorderseite die von Eichen- und Lorbeergewinden umschlungene Inschrift: „5 lire italiane" und darüber die Worte:

„governo provisorio di Lombardia 1848." Auf der Kehrseite zeigt sich in scharf geschnittenem Relief das Bildniß der Italia in aufrechter Stellung mit emporgehobenem linken Arm und in der Rechten eine Lanze führend. Zu ihren Füßen steht der Buchstabe M zur Bezeichnung des Münzorts Mailand und über ihrem Haupte prangt ein aufgehender Stern mit der Umschrift: „Italia libera, Dio lo vuole." Doch wie zum bittern Hohne auf diese Devise gerieth ein speculativer Kopf auf den Einfall, die Münze der Fläche nach zu durchschneiden und auf einer der ausgehölten innern Seiten das Bildniß des Besiegers der italienischen Erhebung zu daguerreotypiren. Jeder österreichische Officier besitzt einen solchen zur Kapsel umgeschaffenen Lireltaler, bei dessen Oeffnen der greise Held Radetzky wie ein aus den Wolken tretender Jupiter tonans dem voreiligen „Dio lo vuole" ein gewaltiges „quos ego" entgegendonnert.

Die große italienische Oper zu London soll den 27. Februar eröffnet werden. Der Director Lumley hat aus Frankreich, Deutschland und Italien alle diejenigen einberufen, welche während der Saison daselbst Engagement haben, sei es nun auf der Bühne oder im Orchester. Die Thätigkeit dieses Directors ist wirklich bewundernswürdig. Lumley ist einer der ersten Advocaten in London, scharfsinnig, geistvoll, gewandt. Alle Engagements und die damit verbundenen Contracte sind sein Werk; jede, selbst die kleinste Angelegenheit wird durch seinen Machtspruch entschieden und nicht selten gehen an einem Tage an 80 bis 100 Briefe, Zettel und sonstige schriftliche Bemerkungen durch seine Hand. Und wie wird von diesem Geschäfts- und Weltmann alles geordnet. „Leise wie Feentritt" nahen sich ihm alle, die etwas anzubringen oder abzugeben haben. Mit größter Ruhe, fern von aller Gesticulation, doch schnell und ohne Aufenthalt wird darüber schriftlich oder mündlich entschieden, selbst wenn er mit gespannter Aufmerksamkeit während der Proben unweit der Rampe sitzt. Er ist ein eben so großer Regisseur als Advocat und Kaufmann. Er ist ein Kunstkenner von seltener Art und die Ueberwachung seines großen umfangreichen Gebäudes, welches außer dem Theater ein Hotel und über hundert Gewölbe umfaßt, würde einen Andern schon allein hinreichend beschäftigen. Lumley ist schmächtig von Gestalt, stets angethan mit schwarzem Frack und blendend weißer Wäsche und vor dem prüfenden Blick seines Auges ein kleines Lorgnetten. Der brandschwarze Backenbart ist das Einzige, was noch auf seine jüdische Abkunft hindeuten könnte, seine Gesinnung ist es nicht, denn Lumley ist nobel durch und durch, was er oft am Ende der Saison bewahrheitet, wo er besondere Aufmerksamkeit und Diensteifer durch fürstliche Geschenke belohnt. So erhielt z. B. der Componist Balfe, welcher das Orchester dirigirt, noch außer dem für die fünf Monate ausgesetzten Gehalt von 1000 Pfd. St. ein Geschenk von 400 Pfd. St. (2800 Thaler) als Geschenk, dies kann aber auch nur der Director eines solchen großartigen Kunstinstituts, der Besitzer eines Vermögens, welches dem eines englischen Lords gleichkommt, nur mit dem Unterschied, daß der Lord die Reichthümer von seinem Vater geerbt, Lumley dies aber seinem Geiste und seiner Thätigkeit zu verdanken hat.

Die Entdeckung eines großen Sees mitten in dem afrikanischen Continent scheint jetzt eine Thatsache zu sein. Dieses innere Meer, 560 Meilen nordöstlich von Kolobeng gelegen, war schon seit langer Zeit von einigen Reisenden vermuthet worden; bisher hatte man jedoch noch keine positiven Beweise und man konnte nur Voraussetzungen über den wirklichen Bestand dieses Sees machen. Heute jedoch kann man nicht mehr daran zweifeln. Ein englischer Missionär Namens Robert Livingston ist bis zu jenem See vorgedrungen. Von zweien seiner Landsleute begleitet drang derselbe von Kolobeng aus nach einer langen und ermüdenden Reise, während der er nichts als wilden Thieren und sonstigen Hindernissen begegnete, bis zu diesem Meere vor, welches sich dem Ontario ähnlich in einer unermeßlichen Weite vor seinen Augen ausdehnte. Dieser unermüdliche Missionär ist der Schwiegersohn des ehrwürdigen Robert Moffatt, welcher sich durch seinen Eifer, mit welchem er die afrikanischen Völkerschaften zu bekehren sucht, bekannt gemacht hat. Die Einzelnheiten der Entdeckungsreise der drei Engländer sind noch nicht bekannt; gewiß ist es jedoch, daß sie an den Ufern dieses Sees angekommen sind. Die Begleiter des Herrn Livingston werden in London erwartet, wo sie die Erzählung ihrer Reise veröffentlichen werden.

Aus der Theaterwelt. Wien. Frau Wagner, geb. Unzelmann, von Berlin, welche sich bisher durchaus nicht die Gunst des Publicums erringen konnte, hat in der Partie des „Gretchen" im „Faust" einen vollständigen Sieg davon getragen und somit Alle versöhnt, welche bei ihren frühern Darstellungen die Stimme der Mißbilligung erhoben.

*** Emil Devrient hat auf der Leipziger Bühne ein Gastspiel mit dem „Egmont" unter gewohntem Beifall eröffnet. Der Gast wurde nach jedem Act gerufen.

*** Das Theater zu Riga wird wahrscheinlich der Director Gehrmann von Reval übernehmen.

*** Oldenburg, 12. Febr. Wir haben die zweite unmittelbar nach der ersten stattfindende Aufführung von Griepenkerls Robespierre auf der hiesigen Hofbühne abgewartet, um nach zweimaliger eignen Anschauung des Stücks und wiederholter Beobachtung der Stimmung, welche es im Publicum hervorrief, berichten zu können. Die Wirkung des Ganzen war in beiden Aufführungen bedeutend. Beide Male ward der Darsteller der Titelrolle, Herr Palleske, mit dem gesammten Personal gerufen, und nach dem Urtheil aller Unparteiischen hat dieser begabte Künstler gerade in dieser Rolle auf's neue bewiesen, daß er als Charakterspieler ein ganz entschiedenes Talent besitzt. Auch wurde ihm an den Hauptstellen der lebhafteste Beifall zu Theil.

*** Berlin. In der italienischen Oper stehen binnen kurzem mehrere interessante Aufführungen bevor. Donizetti's „Don Pasquale" wird in den nächsten Tagen in Scene gehen, dann sollen Cimarosa's „heimliche Ehe" und Rossini's „Wilhelm Tell" folgen. Auch wird der vielfach im Publicum laut gewordene Wunsch, Sga. Fiorentini in geistlicher Musik zu hören, durch die Königstädtische Bühne erfüllt werden, welche am Charfreitag und am Bußtag Werke älterer italienischer Meister im Kirchenstyl aufzuführen beabsichtigt. Im „Don Pasquale" wird Sga. Pence die weibliche Hauptpartie singen.

*** Fräul. Rosalie Spohr, eine Nichte des bekannten Tondichters, ist hier angekommen und beabsichtigt sich öffentlich im Vortrage auf der Harfe hören zu lassen. Ihr geht ein günstiger Ruf voraus, und wir erinnern uns noch, mit welcher Theilnahme früher in Berlin die Harfenconcerte von Parish-Alvars aufgenommen wurden. Spohr's erste Gattin war ebenfalls eine ausgezeichnete Harfenvirtuosin und trat als solche vor längern Jahren hier mit großem Beifall auf. Für sie schrieb ihr Gatte seine Concertduette für Harfe und Violine.

*** Zur ersten Vorstellung des Propheten in Wien soll man jetzt für einen Sitz hundert Gulden bieten.

Literarisches. Man weiß recht wohl und hat auch vielleicht hin und wieder beneidet, wie heiter und sinnreich fürstlichen Vermählungen von allen Künsten und Wissenschaften geopfert wird. Im bürgerlichen Leben begegnete man bisher am Vorabend der Trauung eines Brautpaares nur gewöhnlichen Tanzvergnügungen und hergebrachten nicht immer allzu feinen Scherzen um die Punsch-Bowle. Diesem Mangel ist durch die „Polterabend-Scherze" einigermaßen abgeholfen, welche von Jean Kern und Mary Osten (Breslau) herausgegeben worden sind. Die Idee beruht darauf, daß den jungen Leuten von einer oder mehreren costümirten Personen Geschenke mit charakteristisch gewählten Worten dargereicht werden, die feiner Gebildeten jedenfalls angenehmer sein müssen als die einförmigen trockenen Gratulationen gewöhnlicher Polterabendgäste. Genug daß die Idee angeregt ist; jedermann wird nun allerlei

andere auf das jedesmalige Verhältniß passende Metamorphosen und Verschen leicht zu erdenken wissen.

Humoralia. Ein Stockholmer Blatt erzählt folgende Anekdote: „Einer unsrer Gelehrten, Berzelius, kam von Palästina nach Rom und befand sich in dürftigen Umständen. Er klagte seine Noth einem der gelehrten Cardinäle und bat ihn um eine Unterstützung. Der Cardinal rieth dem Berzelius, er solle eine kleine Partie des Strohes zum Verkauf annonciren, auf welchem die Mutter Gottes mit dem Kinde in Jerusalem geruht habe, und als Berzelius ihm den Einwand machte, er habe kein solches Stroh von Jerusalem mitgebracht, entgegnete ihm der Cardinal lächelnd: In Rom ist kein Mangel an altem Stroh!"

MODEN.

Paris, den 15. Febraur 1850.

Außer der Toilette für Ball, Concert und Theater, welche jeden Tag zu den anmuthigsten Phantasien Veranlassung geben, haben wir unsern Leserinnen nur wenig Neues zu berichten; die Toiletten zum Ausgehen in die Stadt sind noch dieselben, und mit Ausnahme einiger leichten Abänderungen trägt man die Hüte noch wie zu Anfange des Winters. In den Modemagazinen wird bereits an den Kleidungsstücken und der Putzwäsche gearbeitet, mit denen man die Wiederkehr des Frühlings begrüßen will. Bis dahin lenken wir noch einmal unsre Aufmerksamkeit auf alle die Einzelnheiten, welche einen eleganten Anzug auszeichnen.

Am gewöhnlichsten besetzt man die Oberröcke mit Schleifen vom Stoffe des Kleides, während sich zu beiden Seiten Atlasstreifen befinden, welche nach unten zu mehr auseinanderfallen. Auf den Kleidern von schmalgeripptem Sammet sind die Verzierungen meist von feiner Posamentirarbeit in Schürzenform angebracht. Fast alle Aermel haben bereits die sogenannte Trichterform angenommen und sind am Rande immer vielfach verziert. Die Kleider von Cachemir sind meist mit brandenburgischen Verschnürungen besetzt. Als Ausputz für Atlas in dunkeln Farben nimmt man häufig die so beliebten Sammetbänder mit eingeprägtem Muster. Ebenso erfreuen sich die Fransen von Federn einer besondern Gunst; sie werden vorzüglich vielfach auf Atlas in hellen Farben zum Ausputz verwendet. Die reichen und schweren Stoffe, wie Damast, antiker Mohr, Königsreps und die sogenannten Pompadourstoffe werden meist mit Spitze ausgeputzt; jedoch das gilt nur für Leibchen und Aermel, denn auf dem Rocke vermeidet man fast jeden Ausputz. Falls auf dem Rocke Spitze angebracht werden soll, so wird diese nur glatt aufgesetzt, um das Schwerfällige oder Flatternde auf den herrlichen Mustern dieser Stoffe zu vermeiden. Aber besonders glänzend und elegant sind die Brocate, welche man zu den elegantesten Putztoiletten verbraucht. Blau mit Silberfaden, rosa mit Silber, weiß mit Goldfaden, derartige Kleider sind von so hoher Pracht, daß sie durch Stoffe andrer Art an Eleganz schwerlich jemals übertroffen werden können.

Die Cazawaika's haben sich ungemein eingebürgert. Man legt sie schon des Morgens beim Aufstehen an; nun gestalten sie sich mehr oder minder zierlich um, so daß sie den ganzen Tag über eine angenehme Tracht abgeben können. Des Morgens trägt man sie nämlich von Cachemir, wattirt und ringsum mit einem Gefältel von Atlas garnirt. Um des Morgens Besuche zu empfangen, hat man sie von Königsatlas, mit Krausen von schmaler schwarzer Spitze verziert. In Gesellschaft sind sie von Sammet, mit feiner Posamentierarbeit, mit Federfransen oder auch mit Seidenstickerei von der Farbe des Sammets verziert und alle Säume damit umrändert. Für die Promenade oder das Theater trägt man sie auch von Sammet oder Atlas, mit weißem Atlas gefüttert und mit Pelz besetzt. Hermelin, Chinchilla, Nerz und Zobel sind auf Sammet am bevorzugtesten, dagegen auf Atlas nur Hermelin und Schwanenpelz.

Man kann es nicht verkennen, daß die Cazawaika ein unentbehrliches Kleidungsstück geworden ist, denn einmal schützt es gegen die Kälte und dann schadet es auch nicht der Anmuth der Toilette, ja zufolge ihrer eigenthümlichen Form erhöht sie sogar den Reiz eines geschmackvollen Anzugs.

Auf jedem Ball macht man von neuem die Erfahrung, daß diesen Winter weit mehr Blumen getragen werden als dies sonst der Fall zu sein pflegte; aber auch niemals stand die Kunst der Nachahmung so hoch als jetzt. Besonders schön sind die Guirlanden von Laub, welche garbenförmig auf den Nacken herabfallen; ferner Granaten mit Goldhafer gemischt und Diademe von Kapuzinerblümchen. Eine Kopfzierde, Hebe genannt, von Maiblümchen und weißen Rosen, purpurrothen Mohnköpfen und Schilfblättern findet nicht geringen Beifall, obwohl allerlei farbige Blumen in der Mode sind. Es giebt außerdem Besätze für Kleider, welche in leiterförmigen Verzierungen von Blumen mit Thautropfen bestehen, gemischt mit Diamantschnürchen, Bandschleifen &c. Auf einem großen Balle trug eine Dame ein Kleid von weißem Damast mit einem Doppelrock von Tüll, welcher vorn offen und ringsum mit einer Rosenguirlande eingefaßt war. Derselbe Besatz wiederholte sich an der Berthe und im Haar trug sie zu Puffscheiteln einen gleichen Rosenkranz à la Griseldis. Ein andres Kleid war von weißem Atlas mit eingewebten bunten Blumen. An beiden Seiten war Tüll in kleine Bauschen gezogen und darauf waren einzelne Bouquets in zunehmender Größe vom Gürtel bis zum Saume des Rockes angebracht. Diese Bouquets bestanden aus Stechpalmen mit scharlachrothen Beeren und Schilfblättern. Im Haar waren dieselben Schilfblätter und Beeren in eine Kopfzierde geordnet.

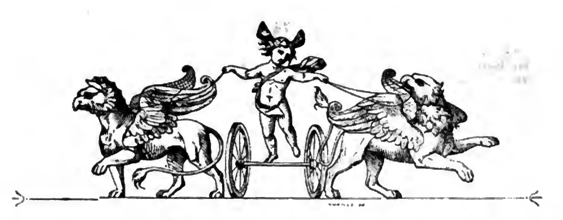
Bei allen diesen Wintervergnügungen gehen übrigens die Kinder nicht leer aus; auch sie haben ihre Feste und Vergnügungen, so will es die Mode. Allenthalben giebt man Kinderbälle, unter denen sich besonders die Maskenbälle auszeichnen. Die Ball- und Gesellschaftstoiletten der kleinen Mädchen sind ein Miniaturgemälde von denen der großen Personen: doppelte Tüll- oder Florröcke, mit kleinen Feldblumen oder Rosenknospen aufgeschürzt und drapirt.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 9. 1) Hut von Atlas, mit Federn garnirt. Cazawaika von Sammet, mit Hermelin besetzt. Kleid von Damast. 2) Schleier von Alençoner Spitze. Kleid von Atlas; hohes Leibchen mit Revers, halblange Aermel, mit drei Spitzenvolants besetzt; der Rock hat drei Spitzenvolants, welche an beiden Seiten vom Gürtel mit einem Atlasbande bogenförmig gerafft und noch mit einer Schleife befestigt waren.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.

Hierbei der literarische Anzeiger № 2.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 10. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Das rothe Band oder die Civilehe.

(Fortsetzung.)

Die Bauern zerstoben nach allen Seiten, um der Aufforderung Valentins nachzukommen; die Frauen und Mädchen gingen erschreckt ihren Häusern zu. Auf allen Plätzen und Gassen des Dorfs hörte man ein dumpfes Murmeln und selbst Vermuthungen über die Thäter wurden ausgesprochen, die freilich nur auf berüchtigte Personen fielen.

Marie war die einzige, die Conrad in Verdacht hatte, denn sie nur allein hatte seinen Hut wieder erkannt. Aber mit männlichem Muthe verschloß sie diesen Verdacht in ihrer Brust, obgleich der Schmerz um die Verirrung des geliebten Mannes sie zu zersprengen drohte.

„Marie," fragte Röschen, indem sie den Arm der Freundin ergriff, „wo ist mein Bruder Conrad?"

„Ich weiß es nicht!" stammelte die Arme.

„War er nicht mit hier?"

„Ich habe ihn in der Menge nicht gesehen."

„Du zitterst, Marie; bist noch mehr erschreckt als ich —? Fürchtest Du vielleicht —?"

„O nein," antwortete rasch Marie, „ich fürchte nichts — Deine Erzählung hat mich so mit Angst und Schrecken erfüllt, daß ich kaum zu reden vermag — das ist alles."

„Gieb Dich nur zufrieden," sagte unbefangen das muntere Röschen, „man wird den Missethätern schon auf die Spur kommen, daß sie weiter keinen Schaden anrichten können. Ich freue mich, daß ich das ganze Dorf versammelt fand und daß der Richter gleich aufbrechen kann. Sieh', dort kommt schon ein Trupp junger Leute und dort wieder einer — o, daß sie die Bösewichter doch fingen!"

Unter diesen Gesprächen hatten sie Mariens Thür erreicht.

„Gute Nacht, Röschen," sagte die unglückliche Braut.

„Gute Nacht, Marie; und was sage ich meinem Bruder?"

„Ich wünschte, daß er ruhiger schlafen möge als ich! Gute Nacht."

Marie trat in ihr Haus und schloß die Thür. In ihrem Stübchen, wo sie allein war, brachen die lange zurückgehaltenen Thränen hervor, sie sank auf einen Stuhl und begann bitterlich zu weinen.

Die ersten Donnerschläge des heranziehenden Gewitters ließen sich vernehmen und starke Blitze erhellten auf Augenblicke das ganze Zimmer. Auf dem Platze vor des Richters Hause war es wieder lebendig geworden, denn mehr als funfzig Männer mit Gewehren, Aexten und Stangen bewaffnet hatten sich zur Durchsuchung des Waldes eingefunden.

In dem Augenblicke, als der mit einem langen Säbel bewaffnete Ortsrichter aus seinem Hause trat, vermehrte sich der kriegerische Trupp noch um zwei Köpfe — Graff, der Eberhard am Arme führte, fragte nach dem Zwecke der Versammlung, obgleich er ihn im Dorfe schon vernommen hatte. Valentin, der sich über die Ankunft der beiden waffenkundigen Männer freute, da er nichts weniger als muthig war, berichtete kurz den Vorfall.

„Wir begleiten Euch, Freunde," rief Graff. Die Gegend muß gelichtet werden von diesem Gesindel! Fort, zu der Abtei!"

Als Valentin von dem Hute sprach, den einer der Räuber verloren haben sollte, mußte sich Eberhard auf seinen Freund Graff stützen, er vermochte sich kaum noch aufrecht zu erhalten.

„Memme," flüsterte der Jäger ihm zu, „willst Du uns verrathen? Nimm Dich zusammen; der Hut mit dem rothen Bande wälzt allen Verdacht auf Conrad, und Du kannst die Meierei noch erhalten, denn einen überführten Räuber wird die züchtige Marie nicht heirathen."

„Du hast Recht," antwortete Eberhard, dessen Hoffnung auf Mariens Besitz die Wendung der Dinge neu belebt hatte. „Ich folge Ihnen, Vetter," rief er den abziehenden Bauern nach, „ich will nur mein Gewehr holen, das in Ihrem Hause steht."

Nach einigen Minuten schritten die beiden Jäger an Mariens Fenster vorüber.

Bei dem Leuchten eines Blitzes sahen sie das bleiche Gesicht des armen Mädchens, das weinend über den leer gewordenen Dorfplatz blickte.

„Hast Du sie gesehen?" flüsterte Graff.

„Wie es scheint wartet sie auf Conrad," antwortete der Förster.

„Ich zweifle, daß er kommen wird."

„Und wenn er kommt?" fragte zitternd Eberhard.

„Wird sie ihn diesen Abend zum letzten Male empfangen haben."

Als der Zug den Wald erreichte, brach das schwere Gewitter mit einer Gewalt los, daß die Bäume in lichten Flammen zu stehen schienen und die Berge von den kurz aufeinander folgenden Donnerschlägen wiederhallten.

Marie saß die ganze Nacht am Fenster und weinte.

5.

Ein heiterer Morgen stieg aus dem Nebelschoße der Nacht; Flur und Wald, erquickt durch den Gewitterregen, sandten einen balsamischen Duft in das Lichtmeer, das in glänzenden Strahlen über der Landschaft wogte. Die bekümmerte Marie, bleich und mit rothgeweinten Augen, verließ ihr Haus und ging durch den duftenden Garten einer dichten Laube zu, die am äußersten Ende desselben lag. Langsam ließ sie sich auf der Holzbank nieder und stützte ihr brennendes Köpfchen in die hohle Hand, während die Augen sich starr auf den freundlichen Kirchthurm richteten, der jenseit des Gartenzaunes hinter einer Gruppe Linden emporragte.

Marie hing mit warmer, treuer Liebe an dem Manne, von dessen Verbrechen sie die deutlichsten, unleugbarsten Beweise gehabt. Was kann ihn dazu bewogen haben? hatte sie sich tausendmal während der schlaflos verbrachten Nacht gefragt. Sie gab sich seine Armuth als einen Grund an, seinen Ehrgeiz, ein kleines Vermögen ihr zuzubringen — aber stets verwarf sie ihn wieder, wenn sie daran dachte, daß sie selbst eine gut gehaltene Meierei besäße, von deren Ertrage ihr künftiger Gatte leben könne. Nein, rief sie aus, die Liebe zu mir hat ihn nicht zum Verbrecher gemacht, er muß eine andre Veranlassung gehabt haben. Hätte er mich wahrhaft geliebt, so mußte er seine Ehre rein und makellos erhalten, da sie jetzt schon die meinige ist. Conrad, Du hast Deine Marie verrathen!

Seufzend senkte sie das bleiche Gesicht auf die wogende Brust herab und das trübe Auge richtete sich auf den mit gelbem Kiessand bestreuten Boden, wo Conrad ihr gestern Nachmittag mit einem Stocke den Plan der Schlacht gezeichnet hatte, in der er dem jungen Grafen Rudolph das Leben gerettet.

Unwillkührlich einen Schrei ausstoßend legte sie beide Hände vor die Augen, als der Gedanke in ihr aufstieg: wäre er doch einen ehrenvollen Tod gestorben! — Das arme Mädchen liebte Conrad noch, selbst als einen Verbrecher.

Ein Geräusch von Schritten weckte die Sinnende. Sie schlug die Augen auf und sah Röschen, die heiter und froh durch die Wege des Gartens der Laube zueilte.

„Sie kennt das Verbrechen des Bruders nicht," flüsterte sie vor sich hin, „wenn es von mir allein abhängt, soll sie es nie erfahren — ja, ja, weder sie noch sonst ein Mensch in der Welt!"

Guten Morgen, Marie," rief Conrads Schwester schon aus, noch ehe sie die schattige Laube erreicht hatte. „Man sagte mir, Du wärst in den Garten gegangen, um nachzusehen, ob der Sturm dieser Nacht keinen Schaden angerichtet, und nun finde ich Dich träumend in der Laube — was hast Du denn? Ist ein kleiner Streit zwischen Dir und Conrad vorgefallen? Schon gestern Abend kamst Du mir niedergeschlagen vor — heute sehe ich, daß Du wirklich traurig bist, und meinen Bruder vermisse ich auch!" —

„Röschen," fragte Marie mit ängstlicher Neugierde," „glaubtest Du Deinen Bruder hier zu finden?"

„Ei freilich! Wo denn sonst?"

„Hast Du ihn diesen Morgen noch nicht gesehen?"

„Nein, er ist die Nacht nicht zu Hause gewesen!"

Erbleichend wandte sich Marie ab; Röschen brachte ihr einen neuen Beweis von Conrads Verbrechen.

„Laß Dich das nicht erschrecken," fuhr Röschen unbefangen und theilnehmend fort, „er hat gestern Abend uns sagen lassen, daß wir nicht auf ihn warten sollten, da ihn ein wichtiges Geschäft von Hause fern halte. Diesen Morgen nun, dachte ich, würde sein erster Weg zu Dir sein, und das ist auch ganz in der Ordnung, denn die Braut geht der Schwester vor."

Mit den letzten Worten hatte sich Röschen an Mariens Seite gesetzt und begann ihr in das trübe Auge zu sehen.

„Ich weiß nicht, wo Dein Bruder ist," antwortete Marie, ihre Bewegung verbergend, „vielleicht drängt es ihn nicht so sehr mich zu sehen als Du glaubst. Er ist im Kriege gewesen unter rohen Soldaten — er hat schlechte Beispiele vor Augen gehabt — dies alles kann das Herz eines braven Menschen schon verderben."

„Wie!" rief Röschen entrüstet, „Du hältst meinen Bruder für ungetreu? Nein, Marie, so tief ist mein Bruder nicht gesunken, selbst wenn er im Kriege unter lauter schlechten Menschen gewesen wäre. Doch sei nur ruhig, er wird und muß kommen, ich kenne ihn besser und setze durchaus kein Mißtrauen in ihn. Auch unser neuer Ortsrichter wundert sich, daß er diese Nacht nicht mit ausgezogen ist, die Räuber zu verfolgen."

„Nun, was hat man entdeckt?" fragte eifrig Marie.

„Nichts. An dem Orte, den ich bezeichnet, hat man eine Menge Laub und abgebrochener Zweige gefunden — das ist alles. Daß übrigens eine Rauferei dort stattgefunden, ist klar — aber von Blutspuren war nichts zu sehen, es ist wahrscheinlich nur eine einfache Plünderung gewesen."

„Röschen, ist das nicht genug? Einen Straßenraub bestraft das Gesetz mit dem Tode — und wenn auch nicht, so ist die Schande mindestens dasselbe."

„Ei, das will ich meinen, Marie! Der Ortsrichter will auch durchaus einen hängen lassen. Diesen Morgen ganz früh war er schon bei mir und plagte mich mit verschiedenen Fragen. Unter andern: ob ich nicht in der Angst einen Busch für Räuber angesehen hätte? O nein, Herr Valentin, meine Augen sind nur zu gut, ich habe ganz deutlich gesehen, was ich berichtet. Aber denke Dir, noch deutlicher habe ich die ganze Geschichte im Traume gesehen. Mir hat die ganze Nacht hindurch nur von Räubern geträumt — Marie, Marie!" rief sie plötzlich, indem sie mit dem Finger nach einem Hügel deutete, der sich dicht am Gartenzaune erhob, „sieh' dorthin — habe ich nicht Recht gehabt?"

Beide Mädchen blickten schweigend nach dem bezeichneten Orte; Röschen mit Verwunderung, Marie mit Entsetzen, denn sie sahen Conrad mit verschränkten Armen und gesenktem Haupte den Fußpfad herabkommen, der von dem Hügel zu einer kleinen Thür in dem Gartenzaune führte, die in der Regel geöffnet war, da sie den Knechten und Mägden einen nähern Weg in das Feld bot.

Nach einer Minute war der junge Mann so nahe gekommen, daß Marie deutlich seine Kopfbedeckung wahrnehmen konnte — er trug statt des Hutes eine Tuchmütze mit einem Lederschirme.

„Es ist Conrad," sagte sie zitternd.

„Was ihm nur begegnet sein mag?" fragte Röschen. „Er ist sonst stets so fröhlich, und diesen Morgen —"

„Röschen, willst Du mir gefällig sein?"

„Gern."

„Ich vermuthe, Dein Bruder kommt zu dieser Laube — wir wollen uns ein wenig zurückziehen, um ihn in seinem Nachsinnen nicht zu stören."

„Ich wette," antwortete lächelnd Röschen, „Ihr habt einen kleinen Streit gehabt —"

„Komm, liebe Freundin, komm!"

Röschen ward in ihrer ersten Meinung bestärkt, deshalb ließ sie sich unter leisem Gelächter von Marien aus der Laube hinter einen nahen Fliederbusch ziehen, der sie dem Ankommenden völlig verbarg.

Kaum hatten die beiden Mädchen ihr Versteck erreicht, als Conrad die Gartenthür öffnete, langsam durch den Weg ging und sich in der halb dunkeln Laube niederließ.

„Weiter kann ich nicht," murmelte er leise vor sich hin. „O mein Gott! welch eine schreckliche Nacht; und immer noch keine Nachricht — ich habe mit meinem Wagen vergebens auf dem Kreuzwege gewartet. Diesen Morgen schon durchsuchte ich die Ruinen und den Wald — nirgends eine Spur von meinem armen Grafen. Was wohl aus ihm geworden ist? Ob sie sich geschlagen haben? — Fürchterliche Ungewißheit — und niemandem darf ich mich mittheilen."

„Verstehst Du, was er mit sich selbst redet?" fragte bebend die arme Marie ihre Freundin.

„Nein."

„Er seufzt."

„Vielleicht quält ihn sein Gewissen," sagte Conrads Schwester mit einem leichten Lächeln.

„Sein Gewissen?" fuhr Marie erschreckt empor.

„Still, er redet wieder."

„Und Marie," fuhr Conrad in seinem Selbstgespräche so laut fort, daß es die Mädchen deutlich verstehen konnten — „was wird die arme Marie über meine Abwesenheit denken? Schon gestern Abend ward sie traurig, als ich ihr keine genügende Antwort auf ihre Fragen geben konnte."

Länger vermochte sich Röschen nicht zu halten; sie entwand sich der zurückhaltenden Hand der Freundin und stand mit zwei Sprüngen vor dem überraschten Conrad.

„Du willst wissen, was Marie über Deine Abwesenheit denkt?" rief sie laut.

„Röschen!"

„Sie denkt wie ich: daß es von einem Bräutigam, der nächstens Hochzeit zu machen gedenkt, durchaus nicht liebenswürdig ist, sich eine ganze Nacht zu entfernen und niemand weiß wohin!"

In diesem Augenblicke trat auch die bleiche Braut heran und richtete schweigend ihre vorwurfsvollen Blicke auf den jungen Mann.

„Marie," rief er aus, „ich ward wider meinen Willen die ganze Nacht abgehalten — kannst Du mir verzeihen?"

„Ich soll Dir verzeihen, Conrad?" antwortete sie schmerzlich. „Frage Dein Gewissen!"

„Röschen, Marie," fragte der junge Mann mit verstörten Blicken, „hat man ihn diesen Morgen im Dorfe gesehen?"

„Wen?"

„Unsern jungen Grafen Rudolph."

„Nein. Doch was willst Du von dem Grafen?" fragte Röschen erstaunt.

„Ich muß ihn sehen, ihn sprechen, damit ich endlich aus dieser fürchterlichen Ungewißheit komme!"

Marie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, denn sie glaubte, er wolle dem Grafen sein Verbrechen gestehen, das ihm mit Centnerlast auf dem Herzen zu liegen schien. Auch Röschens Verdacht ward erweckt, je länger sie den Bruder ansah; es mußte doch wohl etwas mehr sein, was ihn quälte, als ein kleiner Liebeszwist.

„Conrad," rief sie ängstlich, „was ist denn geschehen — Du bist ja ganz bestürzt?"

„Man hat mir ein Geheimniß anvertraut, das mir Sorgen macht —!"

„Ein Geheimniß? Darf Deine Braut und Deine Schwester dieses Geheimniß nicht wissen?"

„Fragt mich nicht, ich bitte Euch — denn ich kann es keinem in der Welt mittheilen!"

„O, ich unglückliches Mädchen!" schluchzte Marie und sank laut weinend auf die Bank in der Laube.

„Marie, Marie!" rief Conrad, eilte bestürzt zu dem weinenden Mädchen und wollte es durch freundliches Zureden beruhigen; dieses aber hielt ihn mit der Hand zurück und fuhr fort laut zu weinen.

„O mein Gott!" sagte Röschen mitleidig, „die Angst wird sie noch krank machen."

„Angst? O sage schnell, was macht ihr Angst?"

„Nun, der Raubanfall in den Ruinen der Abtei."

„Nicht möglich!" rief Conrad und starrte die Schwester an. „Röschen, weiß man schon darum?"

Der junge Mann hatte diese Worte mit einer Angst gesprochen, daß Marien das Herz erbebte, denn sie waren das letzte vollgültige Zeugniß seiner Schuld.

„Conrad, Conrad," fragte sie mit bebender Stimme, „weißt Du um den Vorgang in den Ruinen?"

Doch ohne sich um diese an ihn gerichteten Worte zu kümmern, ergriff er beide Hände seiner Schwester und rief in einem dringenden, bittenden Tone:

„Röschen, wenn Dir mein Glück, meine Ruhe lieb ist, o so sage mir alles, was Du weißt — sprich, sprich!"

„Nun ja, aber laß meine Hände los, Du drückst sie ja so fest zusammen, daß sie schmerzen."

„Was weißt Du von den Ruinen?"

„Was ich mit meinen eigenen Augen gesehen, daß ein fürchterlicher Kampf dort stattgefunden, wobei ein Mann am Boden lag — dann lief ich in das Dorf und rief um Hülfe — man eilte nach der Abtei, aber man hat nichts gefunden."

„Und das alles hast Du selbst gesehen?"

„Mein Gott! ja. Der Mann am Boden war in Uniform, denn seine Epaulettes blitzten im Mondenscheine."

„Schweig, Mädchen," rief Conrad erschreckt, „um Gottes willen, kein Wort mehr!"

„Warum denn?"

„Weil das Leben eines Menschen davon abhängt!"

Fortsetzung folgt.

Aus Rossini's Leben.

Es war an einem freundlichen Herbstmorgen **1833**, als der große Maestro, auf den Boulevards sich ergehend, einem gewissen Fabiani begegnete, einem Menschen von höchstens dreißig Jahren, aber entkräftet von Ausschweifungen und früh gealtert; Rossini kannte ihn von Neapel her, wo er als zweiter Tenor bei der Oper engagirt war.

„Maestro," sagte Fabiani, „haben Sie Mitleid mit mir, ich bin von allen Hülfsmitteln entblößt und nicht im Stande meine Rückreise nach Italien anzutreten."

„So, Thunichtgut, und Deine Stimme?"

„Weg, rein weg!"

„Gewiß von Deinem flotten Leben. Wenn man Sänger sein will, so muß man fein solid leben und Wasser trinken. Nun, wie viel brauchst Du zur Heimreise?"

„Viel, Signor! fünfhundert Francs."

„Teufel! nun wir wollen sehen, komm morgen früh zu mir."

Der Italiener bedankte sich und Rossini trat in das Magazin seines Verlegers.

„Maestro, ich habe eine Bitte an Sie," sagte dieser.

„Lassen Sie hören."

„Ich brauchte zwölf Romanzen; könnten Sie mir dieselben wohl componiren?"

„Zwölf Romanzen? Das ist eine Herculesarbeit und ich bin jetzt gerade nicht aufgelegt zu arbeiten."

„Aber ich zahle auf der Stelle, ohne sie auch nur gehört zu haben, **12,000** Francs dafür."

„Ich will nicht!" antwortete der eigensinnige Componist. — Doch schnell bedachte er sich und fügte hinzu: „Zwölftausend Francs? Nun Sie sollen die Romanzen haben."

Rossini ging und begegnete wenige Augenblicke später Lablache; er bot ihm den Arm und sie gingen eine Weile mitsammen. Rossini, in Gedanken vertieft, zog den Freund bald dahin, bald dorthin; im Salon Severini's angekommen fanden

sie auf dem Tische ein Album, in welches der Maestro eine Romanze geschrieben hatte.

„Aber warum geben Sie die Romanze nicht im Stich heraus?" fragte ihn Lablache.

„Ich habe sie schon längst vergessen; ich schrieb sie einmal für die Malibran. Aber Sie bringen mich da auf eine ganz gute Idee; ich könnte die Romanzen alle sammeln, welche ich in das Album meiner Freunde geschrieben; mein Verleger verlangt zwölf Romanzen von mir."

„Aber woher werden Sie die Originalien nehmen, welche in Frankreich, England und Italien zerstreut sind?" Rossini lachte.

„Ich brauche sie nicht; ich weiß jede Note, die ich geschrieben habe."

Er setzte sich an einen Tisch und schrieb mit unglaublicher Schnelligkeit in Gegenwart Lablache's zwölf Romanzen auf, und noch am selben Abend erhielt sie der Verleger, der 12,000 Francs dafür zahlte.

Am folgenden Tage erzählte Fabiani, im Postwagen sitzend, daß er von einem Landsmanne eine bedeutende Summe zur Rückkehr in seine Heimath erhalten habe, und setzte ganz naiv auf das Befragen der Reisegefährten nach dem Namen dieses Wohlthäters hinzu:

„Ich darf ihn nicht verrathen; Rossini hat es mir verboten." H.

Aphorismen.

Wer je so viel über sich gewonnen hat, daß er sich vor Schlafengehen aller Geschäfte und Sorgen entschlägt, der hat sich gewöhnlich einer erquickenden Ruhe zu erfreuen. So folgt auch einer besonnenen Entsagung der Welt, wenn der Tod, des Schlafes Bruder, sich einstellt, ein sanftes Entschlummern, eine willige Auflösung und hoffentlich ein gestärktes Erwachen.

Eine Nation läßt sich ihre Geschichte eben so ungern nehmen als ein Mensch seine Jugenderinnerung.

Wer die Religion nicht begreift, der begreift auch im nämlichen Maß das classische Alterthum nicht, denn es dreht sich alles um die einfache und imposante Größe der Gestalten.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß viele Menschen, den Werken der Kunst gegenüber, sich förmlich zu schämen scheinen keine Kenner zu sein. Sie geniren sich nicht, in philosophischen und andern Dingen ihre Laienschaft einzugestehen, aber in der Kunst meinen sie ihr Votum abgeben zu dürfen und zu müssen.

Nichts Jämmerlicheres giebt es als den Jammer selbst. Wer des Geschickes schmerzliche Schläge sich von dem Haupte abwenden und sie vernichten will, muß klaren Blickes umschauen, kräftig handeln.

Es wandern die Menschen durch Welten hienieden
Und tragen einander im Herzen;
Ach! aber wir tragen sie alle verschieden,
Der Eine mit Liebe, der Andre mit Schmerzen.

Geld sind goldene Thränen, die das Schicksal am Halse eines Kerls weint, der kein Herz im Busen trägt; es ist ein metallener Stiefelabsatz für kleine Leute, damit man glaubt, sie wären eben so groß als andere.

Feuilleton.

Das schönste Denkmal in Europa hat sich zu Hamburg ein Kaufmann Namens Johann Heinrich Schröder errichtet. Dieser Ehrenmann hat bei Lebzeiten von seinem allerdings großartigen Vermögen eine volle Million Mark Banco wohlthätigen Zwecken bestimmt. Diese bestehen in der Errichtung von funfzig Freiwohnungen, in der jährlichen Unterstützung der Inhaber derselben mit 300 Mark, wozu die eine Hälfte jener 500,000 Thaler bestimmt ist. Die andre Hälfte soll verschämten Armen zu Gute kommen.

Der römische Carneval ist dieses Jahr auf den Straßen gar nicht bemerkt worden und spurlos gingen die gewohnten Volksfeste vorüber. Die ersten Damen der Stadt und viele hundert andre Römer jedes Alters und Geschlechts zogen dagegen gerade in der Stunde, wo die Capitolsglocke das Zeichen zur Eröffnung der Festlichkeit gab, in einer langen Trauerprocession durch Trastevere nach Porta di San Pancrazio, um dort ihrer gefallenen Verwandten, Brüder, Gatten und Väter unter Weihgebet zu gedenken.

Jedem das Seine. Der Kaiser von Rußland nannte in seinen Briefen den Kaiser Napoleon „Sehr theurer Freund und Bruder;" — Ludwig XVIII. und Karl X. „Sehr theurer Bruder und Freund;" — Louis Philipp „Allerdurchlauchtigster, fürtrefflichster, großmächtigster Bruder;" — den Präsidenten der Republik „Unser großer und guter Freund."

Jenny Lind hat nach Beendigung ihres Concerts zu Hannover dem Chorpersonal ein Geschenk von 500 Thalern überwiesen. Wie die Zeitung für Norddeutschland schreibt, empfing die schwedische Nachtigall daselbst aus dem königlichen Palais einen goldenen Pokal mit — Ameiseneiern.

Ein starkes Stück. Die piemontesische Zeitung schreibt: Brisighella, eine Stadt von 3000 Einwohnern, wurde kürzlich von einer 150 Mann starken Räuberbande überfallen, welche die Gendarmen entwaffnete und die Häuser der reichsten Einwohner plünderte.

Ein Fingerzeig für Turn und Taxis. Die Zahl der in Großbritannien umlaufenden Briefe fährt seit der Herabsetzung des Porto's fort, sich von Jahr zu Jahr zu vermehren. Im Jahre 1839 war sie noch 76 Millionen, jetzt hat sie sich schon auf 337½ Millionen erhoben, d. h. 444 Procent. Im Jahre 1840, dem ersten nach der Reduction, hatten 123 pCt. mehr Briefe circulirt als das

Jahr zuvor, und so fort in dem Jahre 1841 von neuem 36 pCt. gestiegen, 1842 wieder 16 pCt., 1843 abermals 16 pCt., 1844 28 pCt., 1845 39 pCt., 1846 37 pCt., 1847 30 pCt., 1848 9 pCt., 1849 11 pCt. mehr als im vorangegangenen Jahre.

Der Unternehmungsgeist und die Großartigkeit der Newyorker Zeitungen ist ungeheuer. Zu den jüngst hergestellten Einrichtungen, um Neuigkeiten schnell zu erhalten, gehört ein wöchentlich abgehender Courier, der zwischen den Städten St. John und Neubraunschweig, eine Entfernung von 150 deutschen Stunden, reis't und in einer Stunde fünf Stunden machen muß. Von St. John werden die Neuigkeiten nach Newyork 300 Stunden telegraphirt. So kommt eine wöchentliche Depesche von ca. 3000 Worten ungefähr 200 Pfd. zu stehen. Die sämmtlichen Blätter zu Newyork, Boston, Philadelphia und Neworleans bilden eine Gesellschaft, die alle diese Kosten gemeinschaftlich bestreitet und trägt. Man rechnet auf telegraphische Depeschen allein 30,000 Pfd. St. jährlich. Als zwischen Mexico und den vereinigten Staaten Krieg geführt wurde, hatte die Newyork associated press zwischen Vera-Cruz und Newyork sechs Dampfboote in Dienst, die an 40,000 Pfd. St. Miethe gekostet haben.

Die Darstellung geistlicher Komödien, wie sie im Mittelalter sehr gebräuchlich waren, ist fast aus ganz Deutschland verschwunden; nur in einem Theile des baier'schen Oberlandes, im Ammerthale, hat sich diese Tradition lebendig erhalten, indem in der Gemeinde Oberammergau immer nach je zehn Jahren zwölfmal im Laufe eines Sommers, in den Monaten Mai bis September, das Leiden Christi zur Aufführung kommt. Eine große Bühne wird im Freien aufgeschlagen und die bäuerliche Bevölkerung theilt sich in die Rollen. Jung und Alt übernimmt seinen Theil, und der Graukopf, der den Pharisäer darzustellen hat, thut dies mit nicht weniger Freude, als der lockige Knabe über die goldfarbigen Flügel jubelt, die ihn zu einem Genossen der Engelschaaren umgestalten sollen. Seit der letzten Darstellung im Jahre 1840 sind nun wieder zehn Jahre verflossen und der bevorstehende Sommer wird daher ihre Wiederholung bringen. Am 20. und 21. Mai werden die ersten Vorstellungen stattfinden und sicherlich, wie immer, eine große Anzahl von Besuchern nach Oberammergau ziehen, dessen schöne Lage ohnehin ein Magnet für Gebirgsreisende ist.

Lever des Präsidenten in Washington. Am Neujahrstage ist das große republikanische Hoffest zu Washington, und das „Weiße Haus," der Wohnsitz des Präsidenten, ist dann der Schauplatz eines Levers, welches einen eigenthümlichen Contrast zu europäischen Ceremonien dieser Gattung bildet. Ein unzähliger Haufe von Männern und Frauen aller Zonen, schreibt ein Augenzeuge, belagerte am 1. Januar das Weiße Haus. Um 11 Uhr machte das diplomatische Corps seine Aufwartung, und als um 12 Uhr die Thüren dem Publicum geöffnet wurden, fand man den Präsidenten umgeben von den fremden Ministern. Der Marschall der Vereinigten Staaten empfing das hereinströmende Volk und stellte jeden dem Präsidenten vor, welcher alle Einzelnen mit ungezwungener Freundlichkeit bewillkommte. Hochländer in Tartan und Kilt, Indianer, Newyorker Dandies, Hinterwäldler, südliche Pflanzer zogen in endloser Reihe an General Taylor vorüber und er mußte jedem die Hand schütteln. Um 2 Uhr war die Ceremonie vorüber, bei welcher ohne alle Etikette doch die beste Ordnung herrschte.

Eine neuere Ermittelung des ausgezeichneten französischen Statistikers Moreau de Jonnès ist ganz geeignet Aufschluß zu geben über die Fortschritte Frankreichs in seinem Wohlstande seit der großen Revolution, welche die meisten der frühern drückenden Lasten aufhob. Nach derselben konnte man nämlich in den letzten zehn Jahren vor der Revolution des verflossenen Jahrhunderts stets einen Todesfall auf 25, ja selbst auf 24 Personen rechnen, während im Jahre 1841 nur ein Todesfall auf 47 kam, so daß etwa die Hälfte weniger Todesfälle als sonst stattfanden und das menschliche Leben jetzt in Frankreich fast doppelt so lang ist als vor 63 Jahren. „Dies verdankt man," fügt Moreau de Joannès hinzu, „den Wohlthaten der Revolution, den Fortschritten der Wissenschaften und dem Wachsthum des allgemeinen Wohlstandes."

Laut den Zollregistern in Newyork sind in den letzten 6 Monaten des verflossenen Jahres daselbst 11 Schiffe aus Californien mit Goldstaub und Goldklumpen im Werthe von 3,764,006 Dollar (gegen 5,000,000 Thlr.) angekommen. Diese Summe begreift nur das Gold, das beim Zollamte officiell angegeben worden ist. Man glaubt, daß von Einzelnen eine eben so große Masse dieses kostbaren Metalls ohne Angabe eingebracht worden ist. — Vom 1. Jan. bis 31. Dec. 1849 sind von Newyork nach San Francisco abgesegelt: 7 Dampfschiffe, 77 Dreimaster, 20 Briggs, 30 Goeletten, 60 Barken, zusammen 76,891 Tonnenlast.

Eine Festlichkeit eigner Art fand in der Militär-Irrenanstalt zu Tyrnau statt. Es wurde den armen Geisteskranken ein Ball gegeben, an welchem von der gesammten dort befindlichen Menge derselben (21 Officiere und 40 Mann) nur 5 Officiere und 3 Mann wegen zu hochgradigen Uebels nicht Theil nehmen konnten. Musik und Tanz währten von 4 bis 8 Uhr Nachmittags und allgemeine, ungestörte Heiterkeit senkte sich wie ein Sonnenschimmer in das Gemüth der Unglücklichen, die durch nichts den Anstand und die Sitte verletzten.

Ein unerwarteter Empfang. Briefe aus Newyork melden die Ankunft Brentano's in jener Stadt. Auf die Kunde seines Eintreffens hat sich eine Menge Deutscher versammelt und ihn mit Steinwürfen dergestalt mißhandelt, daß er sein Leben lediglich dem Einschreiten der Amerikaner zu verdanken hatte. Auch über Hecker beklagen sich die eingewanderten Flüchtlinge sehr, denn er hat ihnen rundweg erklärt, nichts mehr von ihnen wissen zu wollen.

Der Vesuv ist seit dem 8. Februar in große Gährung gerathen und seit dem Jahre 1835 hat man in Neapel keinen so großartigen Ausbruch des Vesuvs erlebt.

„Toledo, schützt mich vor diesem Priester!" In Prag ereignete sich der komische Vorfall, daß der Pfarrer an einer der Hauptkirchen einem Schullehrer die Heirath nicht gestatten wollte, weil die Braut eine Französin war und er (der Pfarrer) die französische Republik nicht anerkenne. Die Behörde gab solchem Vorwande aber kein Gehör und das Brautpaar wurde getraut.

Die Armuth in den Vereinigten Staaten ist hier und da auf einer solchen Höhe, daß man erstaunt, wenn man die Berichte lies't, welche der Polizeichef Mastill zu Newyork darüber veröffentlicht hat. Er weis't darin nach, daß sich in eilf Polizeidistricten 2955 Kinder ohne Subsistenzmittel — heimathlose, obdachlose Wanderer — befinden, die entweder von ihren Eltern, oder durch Armuth oder Mangel an Schutz zur Bettelei gezwungen, zu den gesetzlichen Strafen verurtheilt worden sind. Zwei Drittel dieser Zahl sind Mädchen, die 11 bis 16 Jahre alt sind.

Ein merkwürdiges Document, wenn es keine Verfälschung ist, kommt jetzt zu Paris in der Autographensammlung eines Herrn Villnare vor. Es ist folgende, in italienischer Sprache abgefaßte Handschrift: „Ich, der Unterzeichnete, erkläre, von Herrn Abraham Levi 25 Pfund erhalten und demselben als Pfand einen Degen meines Vaters, 6 Hemden, 4 Bett- und 2 Tischtücher übergeben zu haben. Den 2. März 1570. Torquato Tasso." — Der berühmte Dichter war damals 28 Jahre alt. Fünf Jahre später kam sein „befreites Jerusalem" heraus und der Mann, der einem Juden 6 Hemden verpfänden mußte, um nicht Hunger zu leiden, war der bewunderte Liebling

Lucreziens und Leonorens von Este, der Freund Herzog Alphons II. von Ferrara.

Die Prinzessin Marianne von Holland ist mit einem ihr von Abbas Pascha von Aegypten zur Verfügung gestellten Dampfboote in Jaffa eingetroffen, von wo sie nach Ablauf der Contumazzeit sich nach Jerusalem begeben wird. Sie beabsichtigt sämmtliche heilige Orte in Palästina zu besuchen und dann über Damascus nach Europa zurückzukehren.

Eine Selbstmord-Anstalt ist von einem Herrn Barth bei London hergerichtet worden. Man findet alle möglichen Gifte, Mordwerkzeuge der verschiedensten Art, Badestuben, in welchen man verbluten kann, ein Gehölz, an dessen Bäumen einladende Stricke befestigt sind, — mit einem Worte, es ist für den Selbstmord auf's Beste gesorgt. Der Unternehmer bietet dieses Hotel „Reiselustigen in die andere Welt" gegen billige Bedingungen an!!

Keine Polka oder keine Bälle. In Barcelona ist ein Decret des Gouverneurs erschienen, in welchem derselbe den Bewohnern der Stadt anzeigt, daß er die öffentlichen Bälle verbieten würde, wenn man fortfahre die Polka auf eine solche Art wie bisher zu tanzen. Die Polka hat in Spanien große Fortschritte gemacht, seit die Königin sie für ihren Lieblingstanz erklärt hat.

In Damascus ist die große von Mekka zurückkehrende Pilgercaravane von ungefähr 5000 Türken aus Rumelien, Anatolien 2c. und 250 Persern eingetroffen. Die Pilger haben weder auf dem Zuge nach Mekka noch auf der Rückkehr das Geringste gelitten, sind aber mit ihren Handelsgeschäften nicht zufrieden, indem sie einen guten Theil ihrer Waaren in Arabien nicht absetzen konnten.

Hirschberg. Die auf der Schneekoppe sich befindende sogenannte „Koppen-Capelle" soll zum gottesdienstlichen Gebrauche wieder eingerichtet werden. Alle Vorkehrungen sind deshalb von Seiten des Grafen von Schaffgotsch in Warmbrunn getroffen, und nächste Pfingstfeiertage wird zum ersten Male auf die Schneekoppe gewallfahrtet und die Capelle eingeweiht werden. — Um es wirthlich auf dem eisigen Dache der Koppe zu machen, zimmert man jetzt schon unweit der „Schlingelbaude" ein stattliches Blockhaus, um dasselbe hinter der Koppen-Capelle aufzustellen. Man versichert, daß es der neuen am Fuße der Schneekoppe vom Mitlehner erbauten „Rübezahlbaude" an — Eleganz nichts nachgeben würde, und da der „Sommer" im Winter die „Schneegruben" fliehend, die Restauration übernehmen wird, so kann man hoffen da oben trotz aller Kälte eine milde Luft zu finden.

Kunstzeitung. Die bereits mehrfach erwähnte „Germania" des Malers Köhler in Düsseldorf, welche für die Berliner Frühjahrsausstellung bestimmt war, ist bereits für 3000 Dollars nach Amerika verkauft, wodurch es zweifelhaft geworden, ob dieselbe noch zur Ausstellung nach Berlin kommen wird.

*** Das große Bild Lessings ist jetzt in Düsseldorf vollendet. Es stellt Huß vor dem Scheiterhaufen dar und wurde bereits vor mehreren Jahren begonnen, aber durch die Ungunst der Zeitverhältnisse für einige Zeit unvollendet gelassen. Der kürzlich mit seiner Familie nach Amerika übergesiedelte Consul Böcker hat dem Künstler, wie es heißt, sein Haus nebst Einrichtung für das Bild geboten, ohne es zu erhalten. Es soll das ausgezeichnete Kunstwerk binnen kurzem auf dem Galeriesaale ausgestellt werden.

Berlin. Man geht stark damit um, den Hofrath Friedrich Förster, den das Publicum spottweise den Unvermeidlichen oder den Hofdemagogen zu nennen pflegt, aus seiner behaglichen Stelle als Mitdirector der im königl. Schlosse befindlichen Kunstkammer zu entfernen. Sein neuestes im Ganzen inhaltloses Geschichtswerk, worin er nur bekannte Schlüpfrigkeiten über die Regierungszeit des preuß. Königs Friedrich Wilhelm II. zu wiederholen weiß, hat ihm vornehmlich die Ungunst des Hofes und der aristokratischen Kreise zugezogen.

*** Vor einigen Tagen erhielt Professor Lachmann von befreundeter Hand einen unschätzbaren literarischen Fund, die erste Bearbeitung nämlich des „Nathan des Weisen" von Lessings eigner Hand. So viel wir wissen befindet sich weder in öffentlichen Bibliotheken noch in Privathänden das Originalmanuscript jenes berühmten Werks; man hat bis jetzt nicht entdeckt, wo es hingekommen ist, und um so werthvoller muß daher die eben entdeckte Bearbeitung sein.

*** Professor Begas hat für die Galerie im Schlosse, welche der König zur Ausstellung von Bildnissen berühmter Männer des Vaterlandes bestimmte, so eben das Bildniß des berühmten Geologen Leopold von Buch vollendet. Es soll sprechend ähnlich sein.

Musikalisches. Die Sängerin Frau Köster, geb. Schlegel, hat vom König von Preußen das Prädicat „Kammersängerin" erhalten.

*** Madame Rossi-Sonntag gab am 19. Februar in Paris ihr erstes öffentliches Concert. Es fand im Saale des Conservatoriums vor einer sehr glänzenden und zahlreichen Versammlung statt. Man fand allgemein, daß die Stimme der Sängerin wenig verloren habe, und sie gewann daher außerordentlichen Beifall. Namentlich waren es bekannte und brillante Variationen von Rode, durch deren Vortrag sie künstlerische Triumphe feierte.

Literarisches. Zu Dresden starb am 13. Febr. nach langen Leiden der Hofrath Eduard Gehe, bekannt als Erzähler und dramatischer Schriftsteller, namentlich als Verfasser des Operntertes Jessonda. — In der vormärzlichen Zeit verrichtete er das Amt eines Censors und zwar mit einer Engherzigkeit, mit einer Aengstlichkeit, die oft in's Lächerliche fiel. Doch, der Mann hatte auch seine guten Seiten, gedenken wir deshalb der Worte Shakespeare's: „Was Menschen Uebles thun, das überlebt sie; das Gute wird mit ihnen oft begraben."

*** Der ältere Dumas und Charles Didier sind gesonnen im Frühjahr Ungarn zu besuchen, um den massenhaften Stoff aus der Revolutionszeit aufzulesen und für die Romanliteratur zu verarbeiten.

*** Der Hamburger Freihandelsverein hat einen Preis von 20 Louisd'or und zwei Preise von 10 Louisd'or für die besten Volksschriften über Berechtigung und Vortheile der Handelsfreiheit in socialer und politischer Beziehung ausgesetzt. Die Manuscripte, im Umfange von höchstens drei Druckbogen, können bis 31. Juli d. J. an den Vorstand eingeschickt werden, welcher auf portofreie Anfrage jederzeit Auskunft über die Angelegenheit ertheilt.

Aus der Theaterwelt. Leipzig. Im Bereich der neuen Opern sind die „Deserteure" (Text von Gollmick) von C. F. Conrad mit großer Anerkennung in Scene gegangen, denn der Componist wurde nach jedem der drei Acte gerufen. Die Werke der Tonkunst zu beurtheilen ist schwer, weil in keiner Kunst das bloße Material eine so große Gewalt über den Menschen hat als bei ihr. Deshalb findet man auch in unsern Tagen so wenig gute Kritiken, und flache Wortsegerei wird als Urtheil gehandhabt. Diese und ähnliche Gedanken tauchten in uns auf, als wir in der Brockhaus'schen deutschen allgemeinen Zeitung das gehässige Urtheil eines kritischen Handlangers über Conrads Tonschöpfung lasen. „Der Geist, der stets verneint," hat hier den „Moniteur der Quergasse" unfehlbar nur zu einem Abzugscanal für seinen Neid und seine Scheelsucht benutzt, dies blickt nur zu deutlich hervor. Jede Kritik, die nicht auf Liebe gegründet, ist ein Irrlicht am Moor der Literatur. Die Liebe aber erzeugt sich durch die Idee, darum giebt es auch für den echten Beurtheiler, als solchen, keine persönliche Vorabneigung. Der kritische Nummelpuff der allgemeinen Zeitung scheint aber die Losung angenommen zu haben: „Wir haben lang genug geliebt und wollen endlich hassen." — Lasse sich deshalb der talentvolle Componist

kein graues Haar wachsen. Werthvolle Geisteserzeugnisse sind wie die aromatischen Kräuter, jemehr diese betastet und zerstückelt werden, destomehr duften sie. Allgemein absprechender Tadel läßt keine Beantwortung zu, bedarf also auch keine. Was den Stempel des Genius trägt, wird stehen, das Leere wird fallen.

*** Der Capellmeister Krebs wird Hamburg verlassen. Dem Correspondenten zufolge ist derselbe zum königl. sächs. Hofcapellmeister in Dresden ernannt und die Lebenslänglichkeit des Engagements von dem König bestätigt worden. Mit dem 1. Juni tritt Krebs seine Stelle an. Seine Braut, Fräul. Michalesi, welche der Liebling des Dresdener Publicums, hat vorläufig Engagement auf sechs Jahre erhalten.

*** Berlin. Auch hier sieht man der Aufführung von Meyerbeer's „Propheten" mit größter Spannung entgegen. Die Proben dazu haben bereits begonnen und die königl. Bühne wendet alles an, um das Meisterwerk auch äußerlich würdig auszustatten. Frau Viardot-Garcia und Herr Tichatscheck sind bekanntlich für die Rollen des Propheten und der Fides engagirt. Die Rolle der Bertha wird, sicherm Vernehmen nach, Fräul. Tuczek singen, in welcher die treffliche Künstlerin eine ihrem Naturell durchaus zusagende Partie gefunden haben dürfte.

*** Es wird versichert, daß Karl Gutzkow nach Berlin berufen werden wird, um die Stellung eines technischen Directors bei dem königl. Theater einzunehmen. Es dürfte diese Berufung als eine wesentlich zur Hebung jenes Kunstinstituts geeignete Maßregel zu betrachten sein.

MODEN.

Paris, den 22. Februar 1850.

Um Ballanzüge oder große Toilette muß sich in diesem Augenblicke jeder Modebericht drehen; es herrscht darin ein solcher Reichthum, so große Mannigfaltigkeit und ein so verschiedenartiger Reiz, daß sich dies alles schwer zusammenfassen läßt und fast jede schöne Toilette eine einzelne Beschreibung verlangt.

Rosa, blau und weiß sind die drei Farben, welche am meisten bevorzugt werden; von den leichtesten bis zu den schwersten Stoffen sieht man Ballkleider in diesen Farben. Einige schöne Balltoiletten waren folgende: Ein rosa Atlaskleid mit Doppelrock, welcher vom Gürtel bis an den Saum mit einer Reihe rosa und weißer Blonde, leicht gefältet, zu beiden Seiten besetzt war; zwischen dem Blondenbesatz zog sich ein rosa Atlasband durch und endigte in einer Schleife. Der Rock des Kleides war mit zwei breiten Florpuffen besetzt, welche durch Bandagraffen in gleichen Zwischenräumen gefaßt wurden. Das Leibchen hatte einen eckigen Ausschnitt und eine Schneppe mit einem Blondenrevers, welcher sich der Schneppe zu spitz endigte. Die Aermel waren kurz und hatten ebenfalls Blondenbesatz. Der Kopfputz dazu bestand aus einer doppelten Guirlande von Rosen mit Laub, welche bis auf die Stirn vorging, sich noch einmal um den Zopf legte und zu beiden Seiten garbenartig herabfiel. Bei einer andern Toilette war das Kleid von himmelblauem ungerissenem Sammet, das Leibchen aber à la Montespan, d. h. hinten und vorn mit Schneppe. Den Ausschnitt des Leibchens umgab eine Berthe von zwei Reihen Blonde, wovon die unterste Reihe handbreit vorfiel und die glatten kurzen Aermel gänzlich bedeckte. Der Rock war mit drei breiten Volants ebenfalls von weißer Blonde besetzt und diese mit Bouquets von Mohn und Kornähren zu beiden Seiten aufgerafft; ein gleiches Bouquet war auch auf dem Leibchen befestigt. Das Haar war vorn in Puffscheitel geordnet und das Hinterhaar in zwei Zöpfe getheilt, welche weit vor und in einen Knoten verschlungen waren; zu beiden Seiten verzierten ebenfalls Bouquets von Mohn und Kornähren das Haar. Doppelte und dreifache Röcke, zu beiden Seiten wolkenartig in die Höhe gezogen und mit irgend einer Agraffe von Band, Blumen oder Steinen gefaßt, sind die beliebteste Form für leichte Ballkleider. Auch viele Stufen rund um den Rock, und zwar so, daß die oberste fast in der Höhe der Hüfte sitzt, sieht man insbesondere bei jungen Mädchen noch sehr oft. Künstliche Blumen, im Haar und vielleicht auch auf dem Kleide angebracht, erhöhen die reizende Einfachheit solcher Toiletten.

Schwere Stoffkleider haben meist Aufschläge und sind stets über Unterkleidern von weißem Atlas geöffnet, von beiden Seiten des Rockes oder auch bis zum Gürtel aufgeschlitzt und mit Blonden, Spitzen oder Posamentierarbeiten eingefaßt. So sahen wir ein schwarzes Sammetkleid mit Draperie auf dem Leibchen, welche in der Mitte und auf den Schultern mit Diamanten gefaßt war; der Rock war zu beiden Seiten mit Bandschleifen besetzt, welche in zunehmender Größe bis an den Saum des Kleides sich erstreckten, in deren Mitte ein Diamantknopf angebracht war. Im Haar trug die Dame einen Kamm, ebenfalls mit Diamanten besetzt; lange volle Locken umschlossen das Gesicht.

Fächer sind unumgänglich nöthig zu jeder großen Toilette; reiche Malereien machen sie zu dem größten Luxusartikel. Außer dem Fächer tragen die Damen schöne Bouquets und die reichsten und kostbarsten Taschentücher, so daß sie nicht Hände genug haben ihre Reichthümer zu halten.

Für kleine Mädchen werden sehr hübsche Kleider von Sammet gefertigt, deren Leibchen hoch und mit Revers besetzt sind. Dazu giebt es sehr artige kleine Ueberwürfe, ebenfalls von Sammet; in der Taille sind sie ein wenig eingebogen, wattirt, mit Atlas gefüttert und mit feinen Posamentierborten besetzt. Die aufgeschlitzten Aermel mit Unterärmeln von gesticktem Mußelin sind am Handgelenke gekraust, mit einer kleinen Garnitur oberhalb der Zwischenkante versehen. Ebenso beliebt sind die Mantelröckchen von Levantine oder von Königsatlas mit einer handbreiten Stepperei über dem Saum.

Auch macht man prächtige Cazawaika's von schmalgeripptem Sammet, mit Schwanenpelz besetzt, sowie Kleiderchen von Taffet mit schmalen ausgezackten Volants. Die hübschen kleinen Zughüte von Sammet oder reichem Plüsch werden gewöhnlich mit Bandschleifen garnirt, indem Federn darauf nur ganz kleinen Kindern gut zu Gesicht stehen.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 10. 1) Wellenscheitel. Guirlande von allerleifarbigen Winden mit geschmeidigen Zweigen, welche zu beiden Seiten herabfallen. Kleid mit drei Röcken von Tüll, drapirtes Leibchen mit einer Windenagraffe, welche sich nach dem Ausschnitte des Leibchens in zwei Zweige theilt. Kurze gebauschte Aermel, mit Winden besetzt; von der Taille an haben rechts die zwei Röcke ein Tüllgewinde, mit Winden garnirt. Jeder Rock hat einen breiten Saum, welcher noch mit Atlasband unterlegt ist. 2) Wellenscheitel mit einer Kette großer Goldperlen, mit Malven in Schilfblätter gebunden. Ueberwurf von weißem Atlas, gerade geschnitten, ein wenig glockenförmig, mit weiten Aermeln und Puritanerkragen; der Saum ringsum sowie die Aermel und Kragen mit drei Reihen Spitzen besetzt und diese drei Reihen Spitzen durch seidene Borten getrennt. Einfach benähter Spitzentüll ist lang und weit bis an den ersten Besatz der schmalen Spitzen darüber unter dem Kragen angenäht. (Dieser Ueberwurf gilt als etwas Neues und überaus Elegantes.) Atlaskleid, ringsum mit zwei Reihen Flortorfaden und diese mit Atlasband umwunden.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 11. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Das rothe Band oder die Civilehe.

(Fortsetzung.)

Marie war wieder auf die Bank gesunken und verfolgte mit starren Blicken jede Bewegung Conrads, ihr Ohr verschlang jedes seiner Worte.

„O mein Gott!" murmelte der junge Mann vor sich hin, „wer mag der Ueberwundene sein? Ist er todt oder noch am Leben? Und wo ist er? — Wenn ich mich an seinen Gegner wende?"

„Mensch," rief Röschen erschreckt über das Wesen des Bruders, „was sinnst Du? Hast Du denn Deinen Verstand verloren?"

„Laß mich, ich muß Gewißheit haben, es koste was es wolle!"

„Wohin willst Du?"

„Ich kehre bald zurück — jetzt laßt mich — mir brennt der Boden unter meinen Füßen!"

Wie ein Sinnverwirrter, der von seiner Umgebung nichts mehr weiß, stürzte der arme Conrad aus der Laube der Gartenthür zu, durch welche er eingetreten war. Doch ehe er sie erreicht hatte, trat keuchend der Ortsrichter Valentin ein.

„Halt!" rief er dem Flüchtigen zu und versperrte ihm den Weg, „einen Augenblick."

„Ich kann nicht!" rief Conrad.

„Sie müssen warten," entgegnete der erhitzte Ortsrichter, „ich habe mit Ihnen zu reden."

„Was wollen Sie? reden Sie schnell!"

„Nur ein Wort. Kennen Sie diesen Hut?" fragte Valentin, indem er den Hut mit dem rothen Bande unter seinem Rocke hervorholte und ihn Conrad zeigte.

„Gewiß, er ist ja der meinige," war die rasche, unbefangene Antwort.

„Wie, was?" stotterte der Richter. „Ihr, Dein Hut?"

„Nun ja! Das rothe Band, das ihn schmückt, hat mir Marie geschenkt — warum fragen Sie? Was soll der Hut?"

„Und Du bekennst, daß er Dir gehört?"

„O mein Gott! Ich vergaß meinen Weg," rief Conrad und wollte fort.

„Halt!" rief der Richter, indem er den Arm des Eilenden ergriff.

„Hinweg, hinweg!" wiederholte der junge Mann und stürzte durch die Gartenthür in das Feld.

Das laute Weinen und Schluchzen der beiden Mädchen erfüllte jetzt die Laube und brachte den verblüfften Valentin wieder zur Besinnung.

„Haltet ihn, haltet ihn!" schrie er mit seiner sonoren Stimme, daß der Garten wiederhallte. „Haltet ihn, er ist verdächtig!"

„Wo ist mein Bruder?" fragte Röschen hervortretend.

„Fort, über alle Berge! Ihr müßt zeugen, Kinder, was er selbst gestanden hat. Ha, meine Ahnung! Also ihm gehört der verhängnißvolle Hut. Jetzt will ich dem Herrn Landrath beweisen, daß ich ein geborner Ortsrichter bin. Die Landgendarmen sollen satteln und den Flüchtling einholen."

„Gerechter Gott!" rief Röschen und stürzte dem Bruder nach, ohne sich weiter um die Zurückbleibenden zu kümmern.

„Auf Wiedersehen, Jungfer Marie," sagte höhnisch der Richter. „Sie haben einen braven Bräutigam!"

Marie konnte nicht mehr weinen; aber die Blässe des Todes bedeckte ihr liebliches Gesicht und aus dem Auge strahlte ein unheimlicher Glanz.

„Herr Valentin," sagte sie mit fester Stimme, „ich muß mit Ihnen reden — bleiben Sie."

„Wenn ich den Missethäter gefänglich eingebracht," antwortete der Richter und wollte den Garten verlassen.

„Nein, jetzt auf der Stelle!"

„Ah, sie ist klug, Jungfer, sie will mich hier noch halten, daß ihr wackerer Conrad erst entwischen kann — o nein, so leicht läßt sich Valentin nicht fangen."

„Sie müssen bleiben," sagte fest Marie und zog den Widerstrebenden mit Gewalt zur Laube.

„Mädchen, soll ich auch gegen Dich das Gesetz in Anwendung bringen? Du vergreifst Dich an Deiner Obrigkeit? Wie mir scheint weißt Du um das Bubenstück Deines Liebhabers?"

Diese Worte des hartherzigen Alten, in dessen Brust sich eine teuflische Schadenfreude regte, öffneten die erstarrten Thränenschleusen des armen Mädchens wieder; laut weinend sank es auf die Knie und streckte beide Hände bittend empor.

„Gnade, Gnade!" rief sie aus; „rauben Sie mir die letzte Hoffnung nicht, welche dieser fürchterliche Augenblick in mir angefacht — ich weiß nichts von dem Vorfalle in den Ruinen!"

„Nun, mein Kind, was gedenkst Du denn zu thun?"

„Ich will ihn vom Tode retten!"

„Doch nicht mit meiner Hülfe? Ich bin der Ortsrichter."

„Hören Sie mich erst an."

„Nein, nein, mein Amt verbietet es mir. Ein Verbrecher ist der Gegenstand meines glühendsten Hasses!"

„So haben Sie Mitleid mit Ihrer armen Mündel, der Sie Vater zu sein gelobt haben."

„Ich lege die Stelle des Vormundes nieder. Mit einem Mädchen, das einen Verbrecher liebt, mag ich nichts zu schaffen haben."

„O mein Gott! Sprechen Sie doch in einem so fürchterlichen Augenblicke nicht von Liebe."

„Meinen Neffen, der ein braver Bursche ist und Dich von Herzen liebt, hast Du verschmäht — ja, ja," fügte der Richter grinsend hinzu, „das glaube ich wohl, der ehrliche Conrad verdient in jeder Beziehung den Vorzug. Mädchen, die Schmach, die Du mir und ihm angethan, wird nie aus meinem Gedächtnisse verschwinden."

Als ob ihr plötzlich ein rettender Gedanke gekommen, erhob sich Marie und sah unter Thränen lächelnd den Ortsrichter einen Augenblick an, der mit höhnenden Mienen das rothe Band an Conrads Hute betrachtete. Das größte Opfer, das je die Liebe gebracht, wollte Marie bringen.

„Herr Valentin," sagte sie in einem schmerzlich freudigen Tone, „Sie sagen, Ihr Neffe Eberhard liebt mich —"

„So sagte er mir gestern —"

„Hören Sie mich an; bis jetzt sind Sie der Einzige, der außer mir und Röschen das fürchterliche Geheimniß dieser Nacht kennt — beobachten Sie ein ewiges Stillschweigen darüber und stellen jede Verfolgung gegen den unglücklichen Conrad ein, so daß er mit seinem schuldbelasteten Gewissen aus dem Lande fliehen kann und sein Andenken der Schande nicht anheimfällt — so werde ich öffentlich bekennen, daß ich Ihren Neffen liebe und werde ihm meine Hand reichen. — Nehmen Sie mein Leben — ist Conrad gerettet, will ich gern sterben!"

Valentins Gerechtigkeitsliebe erhielt durch diesen Vorschlag der verzweifelnden Marie einen gewaltigen Stoß; nicht aus Mitleid mit dem blassen, schönen Mädchen, nicht um die Neigung seines Neffen zu befriedigen, sondern weil sein Geiz auf ein einträgliches Geschäft hoffte, ergriff er ihre Hand und führte sie zu der Bank.

„Marie," sagte er in einem ruhigen Tone, „es freut mich Ihretwegen, daß Sie endlich zur Erkenntniß gelangen und sich von diesem schlechten Menschen lossagen, der schon als Knabe kein gutes Gemüth verrieth. Damit Sie Ihre Ehre retten können und weil ich Ihr Vormund bin, will ich die Obrigkeit hintansetzen und auf Ihren Vorschlag eingehen."

„Sie wollen es?" rief Marie.

„Hier ist meine Hand. Da am Orte des Verbrechens sich nichts ergeben, glaube ich für die Bewahrung des Geheimnisses einstehen zu können."

„Der Himmel lohne es Ihnen!" sagte weinend das arme Mädchen.

„Doch noch eine Bedingung habe ich zu stellen," fuhr der Richter nach einer Pause fort, in der er den wohlgepflegten ausgedehnten Garten und das freundliche Wohnhaus betrachtet hatte.

„Was wollen Sie noch?" flüsterte Marie.

„Nach dem neuen Gesetze ist die Civilehe in unserm Lande eingeführt und seit acht Tagen rechtsgültig — ich verlange, daß Sie heute noch den Ehecontract mit meinem Neffen unterzeichnen, wie ich ihn Ihnen vorlege."

„Mein Leben ist in Ihrer Hand," war die resignirte Antwort, „ich füge mich allem, wenn Conrad vor Entehrung gesichert bleibt."

„Daß er es bleibt, liegt eben so gut in meinem als in Ihrem Interesse — jetzt folgen Sie mir in das Haus und fassen Sie sich, liebe Mündel, vergessen Sie die verflossene Nacht und den unwürdigen Conrad, der wahrscheinlich in Amerika sein Glück weiter versuchen wird — wenigstens werde ich ihm den Rath ertheilen, wenn er es wagen sollte, sich wieder sehen zu lassen."

Am Arme des entzückten Ortsrichters betrat

Marie, bis zum Tode erschöpft, ihr kleines Stübchen, wo sie in dumpfer Verzweiflung den Vormittag verbrachte.

Valentin, der kaum die Zeit erwarten konnte, seine Habsucht zu befriedigen, nahm sogleich mit seinem Neffen Eberhard Rücksprache, der ihm entgegenkam als er sein Haus betreten wollte. Der junge Wüstling setzte den Vetter von seiner Wechselschuld in Kenntniß, und dieser versprach, sobald der Ehecontract unterzeichnet sei, die Summe nach der Stadt zu senden.

Um drei Uhr Nachmittags ward der Contract unterzeichnet. Marie ließ sich leiten wie ein willenloses Kind.

6.

Um dieselbe Zeit, als in Mariens Wohnung der Ehecontract unterzeichnet ward, erreichte Conrad, der um das Leben seines Gutsherrn in der größten Sorge war, den prächtigen Edelhof des Barons von H. Von diesem, als dem Gegner des Grafen, hoffte er Gewißheit über das Schicksal desselben zu erhalten, da man ihm auf dem Schlosse berichtet hatte, der junge Herr sei seit gestern Abend nicht sichtbar gewesen.

Durch einen Diener ließ er sich dem Baron melden.

„Sie können eintreten," war die Antwort.

Mit klopfendem Herzen öffnete Conrad die hohe Flügelthür eines Pavillons, der von hohen Kastanien beschattet ward, und trat in einen geräumigen kühlen Saal. Doch kaum hatte er einen Blick in denselben geworfen, als er einen lauten Freudenschrei ausstieß; der junge Graf Rudolph saß mit dem alten Baron in einem Sopha, seine Ankunft schien ein vertrauliches Gespräch der beiden Männer unterbrochen zu haben.

„Conrad, Conrad!" rief der Graf und stellte den Angekommenen dem Baron als seinen Lebensretter vor.

„Herr Baron," sagte Conrad, „ich habe nicht mehr nöthig, Sie mit einer Unterredung zu belästigen — sie betraf den Herrn Grafen, meinen Major, über dessen Schicksal ich in Ungewißheit schwebte."

„Bleibt, Kinder, und besprecht, was nöthig ist — mich rufen Geschäfte zu meinem Haushofmeister, der schon den ganzen Tag vergebens nach mir verlangt hat — bleibt und erleichtert Eure Herzen."

Mit diesen Worten verließ der Greis den Saal, nachdem er dem jungen Grafen freundlich die Hand gereicht.

„Ach! Herr Graf," rief Conrad, „ich vermag meine Freude nicht in Worten auszudrücken — darf ich denn meinen Augen trauen? Sie — an der Seite Ihres Gegners? Und keiner von Ihnen verwundet —!"

„Wer weiß, ob ich noch am Leben wäre," antwortete lächelnd der Graf, „wenn der Baron um einige Minuten später auf dem Kampfplatze erschienen wäre."

„Der Baron?" rief Conrad erstaunt.

„Kein anderer! Die beiden Banditen, welche ich unglücklicherweise nicht erkennen konnte, sind lebensgefährliche Bösewichter. Nachdem sie mich bestohlen hatten, wollten sie mich auch noch ermorden. Ich vertheidigte mich aus allen Kräften, die Räuber aber warfen mich zu Boden und hätten sicher ihre Absicht erreicht, wenn der Baron, den blanken Degen in der Hand, nicht als Retter dazwischen getreten wäre."

„Es lebe der brave Baron!" rief Conrad, den die letzten Worte wie begeistert hatten.

„Und nun denke Dir mein Erstaunen," fuhr der Graf fort, „als er mir lächelnd die Hand reicht und in einem freundlichen Tone zu mir spricht: Junger Brausekopf! Warum haben Sie mir Ihre Liebe verborgen gehalten? Emma, die Sie aus voller Seele liebt, hatte mehr Zutrauen zu mir; anstatt uns hier zu schlagen, begleiten Sie mich auf mein Schloß und beruhigen Sie die Braut, die wegen Ihrer in Sorgen ist."

„Gott sei Dank! Es lebe der brave Baron!"

„Ich wollte dem Verkünder dieses unerwarteten Glücks zu Füßen fallen, er aber breitete seine Arme aus und schloß mich an seine Brust. Jetzt, lieber Conrad, bin ich der glücklichste aller Menschen!"

„Das glaube ich wohl," antwortete lächelnd der junge Mann. „Aber ich — während Sie in dem Schlosse Ihrer Schönen waren, brachte ich unter Regen, Donner und Blitz auf dem Kreuzwege zu, wie wir verabredet hatten. Ich wartete die ganze Nacht und sandte alle Gebete, die mich einst meine alte Mutter gelehrt, zu dem zürnenden Himmel empor. Als der Morgen kam, durchirrte ich wie ein Verzweifelnder die Ruinen und den Wald — ich fragte auf Ihrem Gute nach, doch nirgends fand ich eine Spur."

„Armer, guter Conrad!"

„Endlich entschloß ich mich, Ihren Gegner um den Ausgang des Duells zu befragen und, Gott sei Dank, er hat sich besser gestaltet als wir beide hoffen konnten. Nun will ich aber eilen, um meine arme Marie zu beruhigen, die gestern Abend schon mit mir böse that, weil ich ihr wegen meiner Unterredung mit dem geheimnißvollen Fremden im Walde keine genügende Antwort geben konnte. Nicht wahr, Herr Graf," fügte Conrad lächelnd hinzu, „jetzt kann ich meiner Braut unter dem Siegel der Verschwiegenheit das Geheimniß anvertrauen, um mich von allem etwaigen Verdachte zu reinigen?"

„O nein, lieber Conrad," rief fröhlich der Graf, „nicht Dir, sondern mir ziemt es, Deine Schöne zu beruhigen und sie der verursachten Sorgen wegen um Verzeihung zu bitten."

„Herr Graf, wo denken Sie hin?"

„Ich denke, daß Marie, meine hübsche Milch-

schwester, einen Besuch von mir wohl erwarten kann und daß ich ihr offen den Bräutigam zurückbringe, den ich ihr so geheimnißvoll auf einige Zeit entführen mußte."

„Dann habe ich nichts dagegen, Herr Graf, denn Sie bereiten meiner Marie eine Freude, die ihren Zorn wegen meines seltsamen Betragens schon besänftigen wird. Wenn kann ich Sie in der Wohnung meiner Braut erwarten?"

„Erwarten? Wir betreten sie zusammen. Ich erwarte jeden Augenblick meinen Wagen, nachdem ich einen Boten gesendet habe — Du fährst an meiner Seite vor die Thür Deiner Braut."

„Nein, Herr Graf—!"

„Ich leide keinen Widerspruch, mein Vorsatz bleibt unabänderlich."

Conrad wollte noch weiter Einwendungen machen, der Graf aber schloß ihn in die Arme und erstickte ihm im wahren Sinne jedes Wort im Munde.

Die Mittagstafel des Barons war längst vorüber, deshalb mußte Conrad auf den Wunsch seines Gutsherrn in einem Seitenzimmer allein zu Tische gehen. Der junge Mann hatte seit dem vergangenen Abend nichts genossen, es läßt sich wohl denken, daß ihm die Einladung nicht unwillkommen war.

Gestärkt an Herz und Körper trat er in den Hof, als der erwartete Wagen endlich ankam. Der Graf befand sich noch im Schlosse, um Abschied von seiner Braut und dem Baron zu nehmen.

„Conrad," rief der Kutscher, der ein Jugendfreund des jungen Mannes war und den Feldzug als Reitknecht des Grafen mitgemacht hatte, „es ist gut, daß ich Dich hier treffe."

„Warum?"

„Deine Schwester war auf unserm Schlosse, gerade als ich abfahren wollte. Sie suchte Dich, weil Du gesagt hättest, Du wolltest zu dem Herrn Grafen. Ich sagte ihr, daß ich im Begriffe stehe ihn abzuholen, er sei auf dem Edelgute des Barons — da antwortete sie: so wird mein Bruder auch dort sein — dann gab sie mir diesen Brief für Dich und meinte, er würde Dich zur Rückkehr antreiben, wenn Du noch keine Lust dazu haben solltest — hier ist er."

Conrad erkannte auf den ersten Blick Mariens Handschrift. Eine dunkle Ahnung durchbebte seine Brust, daß er nur mit zitternder Hand den Brief erbrechen konnte. Noch einmal schöpfte er Athem, dann las er: „Es gab nur ein Mittel, Dich zu retten, und Gott hat mir Kraft verliehen, es anzuwenden; es ist das größte, das letzte Opfer meiner Liebe zu Dir! Dafür verlange auch ich ein Opfer — fliehe, wenn Du meine Zeilen gelesen, diese Gegend und kehre nie — nie zurück."

Der arme junge Mann wollte seinen Sinnen nicht trauen; der Inhalt des Briefes war ihm eben so räthselhaft als fürchterlich. Mit geisterbleichem Gesicht las er ihn noch einmal, aber es blieb derselbe Inhalt, dieselben Züge von Mariens Hand geschrieben. Als ob ihn ein Blitz gelähmt stand er da und starrte auf das verhängnißvolle Papier.

In dieser Verfassung traf ihn der Graf, der fröhlich die Schloßtreppe herabkam und dem Wagen zueilte.

„Nun, Conrad," rief er, nachdem er eingestiegen, „setze Dich mir zur Seite!"

Der Angeredete vermochte nicht zu antworten. Mechanisch folgte er der Einladung.

„Was hast Du da für ein Papier in der Hand?" fragte der Graf, verwundert über den Zustand des jungen Mannes, indem der Wagen durch das Gitterthor des Schlosses in das Freie rollte.

Conrad überreichte den Brief, ohne ein Wort zu sprechen.

„Seltsam," sagte der Graf, nachdem er gelesen, und sah theilnehmend seinem Lebensretter in das trübe, starre Auge. „Bist Du auch fest überzeugt, daß Mariens Hand diese Zeilen geschrieben?"

„Ja!" war die leise, bebende Antwort.

„Sie hat sich einen Scherz erlaubt, um Dich für Dein Ausbleiben ein wenig zu strafen."

„Das Geheimnißvolle und der Ernst des Briefes, den meine Schwester dem Kutscher übergeben, lassen mich kaum auf einen Scherz schließen — auch erinnere ich mich jetzt des sonderbaren Wesens meiner Braut, als ich diesen Morgen zu ihr in die Laube trat und bei der Nachricht von dem Raubanfalle auf Ihre Person mich schnell wieder entfernte."

„So weiß man darum?"

„Röschen, die von ihrer Tante zurückkehrte, will den Kampf gesehen haben."

„Hier liegt ein Mißverständniß zum Grunde, das wir bald aufklären wollen. Peter," rief der Graf dem Kutscher zu, „fahre Galopp, in einer halben Stunde müssen wir im Dorfe sein. Du hältst vor Mariens Meierei an, nicht im Schlosse."

Peter befolgte augenblicklich den Befehl; er hieb mit seiner Peitsche auf die feurigen Rosse, daß sie einen Lauf begannen, als ob sie bei einem Wettrennen den Preis erringen wollten. Die beiden jungen Leute sprachen kein Wort mehr, ein jeder überließ sich seinen Gedanken.

Fortsetzung folgt.

Wilhelm Tell auf dem Pariser Theater 1766 und 1792.

Nicht ohne Interesse ist es wohl für manchen Theaterfreund, wenn er vernimmt, daß zu einer Zeit, wo in der Schweiz selbst so wenig wie in Deutschland jemand daran dachte, den Wilhelm Tell auf's Theater zu bringen, derselbe in Paris 1766 mit großem Beifall aufgeführt wurde. Le Mierre hieß der Dichter, und sein Guillaume Tell

wurde nicht allein siebenmal in jenem Jahre gegeben, sondern auch nachher in der Revolutionsepoche wieder vorgenommen, wo der in der Zeit halb geistesschwach gewordene Schöpfer desselben, eitel von jeher, die bitterste Reue entweder heuchelte oder empfand, durch sein Stück ganz vornehmlich die Revolution herbeigeführt zu haben. „Cette pièce est une des principales causes de la révolution; j'en mourrai!“ sagte er 1793, wo er, 72 Jahre alt, starb. In solcher Art war er gewaltig im Irrthume. Niemand wird im Wilhelm Tell von unserm Schiller eine Ursache der deutschen Umwälzungen von 1848 und 1849 zu erkennen vermögen, wie viel weniger hätte das Stück des Le Mierre von 1766 her in Frankreich so zu wirken Kraft gehabt! Jedoch ist nicht zu leugnen, daß es besonders in den drei ersten Acten manche spannende Scene hat, obschon der ganze Nimbus des Schweizerlebens fehlt, mit dem Schiller seine Dichtung einhüllte. Als eine Probe mag gleich aus dem ersten Auftritt des ersten Actes ein Bruchstück mitgetheilt sein, wo Tell dem Melchthal Vorstellungen macht, die lebhaft an Schillers Scene im Rütli erinnern. Melchthal dürstet nur nach Rache, die er für seinen geblendeten Vater nehmen will, und so belehrt ihn der besonnene Tell:

Wo die Gefahr uns drängt, dem Leben droht,
Greift man zur Wehr und harrt nicht auf's Gesetz;
Jedoch wo alles klagt und alles leidet,
Muß man sein eignes Unheil oft vergessen.
Wie viele Rache auch Dein Unglück fordert;
Dein Herz hat and're Pflichten, and're Sorgen;
Gieb der gerechten Wuth noch größern Raum
Und räche mehr noch als den Vater.

Melchthal.

Wen?

Tell.

Das Vaterland! —

Die Stelle läßt sich hören, und wenn man sie unmittelbar nach der Schiller'schen hört:

Bezähme jeder die gerechte Wuth
Und spare für das Ganze seine Rache;
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache!

Bald nachher zeigt sich der Contrast sehr hübsch, durch welchen der Dichter den Tell vom Melchthal zu sondern weiß. Der letztere glüht auch, vom Ruhme entflammt; die Befreiung des Vaterlandes eröffnet, meint er:

— un vaste champ de gloire!

Tell, der Besonnene, will nur das Gute um des Guten willen, und trefflich sagt er:

Man zieht zu sehr den Ruhm der Tugend vor!
Ob einst mein Name glänzend strahlen werde,
Ach! solche eitle Hoffnung drängt mich nicht;
Ich opfre mich für's Vaterland nur auf;
Was kümmert's mich, was ich der Nachwelt bin!
Unsterblichkeit für uns heißt: frei zu werden!
Den großen Plan mag unsre Hand ausführen:
Frei sei die Schweiz, stirbt unser Name auch!

Belege wohl genug, die Erinnerung an diese frühe Behandlung der „Tellsage“ mitzutheilen. Die Schweiz und Deutschland, mit ihr vielmehr vertraut, hat bis auf Schiller so etwas Gutes, wie Le Mierre schuf, nicht zu Stande gebracht, kaum daß ein paar Versuche dazu existiren, die längst in's Maculatur gewandert sind *), während Le Mierre's Guillaume Tell, wenn auch nicht mehr aufgeführt, doch noch in den Pariser Oeuvres choisies gelesen wird, da man den Dichter mit Recht „au second ordre du Théâtre“ gesetzt hat **).

•r.

Die lesenden Kinder.

Es blättern die Kinder im Fibelbuch,
Sie kennen noch nicht des Lebens Trug;
Ein Feiertag strahlt aus dem kleinen Gesicht,
Wo jeglicher Zug ein idyllisch Gedicht.

Die Bilder jedoch, so im Lebensbuch stehn,
Die hat noch kein menschliches Auge gesehn;
Nur Einen giebt's, Einen allein, der sie sah,
Der ferne von uns und — doch immer so nah.

Theodor Drobisch.

*) Mir sind drei Stücke aber nur dem Namen nach bekannt, die den Tell vor Schiller behandelt haben. Eins aus dem Jahre 1698: „Ein schönes Spiel von Wilhelm Tell, Landmann und erstem Eidgenossen. Sammt dem Tellenlied.“ Es ist in der Schweiz erschienen und wahrscheinlich in das Reich der Bauernkomödien gehörig. Dann erschien 1779 ein „Wilhelm Tell,“ Trauerspiel von Zimmermann,“ in Basel, und ebenso in Zürich 1792 ein „Wilhelm Tell,“ schweizerisches Nationalspiel von Ambühl.

**) Bemerken wollen wir nur noch, daß Le Mierre auch der Dichter der Veuve du Malabar ist, welche viel berühmter ward und als Lanassa in Deutschland Jahre lang geglänzt hat, ja jetzt noch unter dem Namen „Jessonda“ als Oper glänzt.

Feuilleton.

God save the king, dieser britischen Nationalmelodie, welche als eine Composition von Lully gilt, liegt eine seltsame Geschichte unter. Die jungen Mädchen in den Chören der „Esther“ erfreuten zu St. Cyr das eitle Ohr des großen Königs durch die Harmonie „Domine salvum fac regem.“ Die Diener Jacobs nahmen den majestätischen Ausruf mit in ihr Vaterland hinüber; sie richteten ihn an den Gott der Heere, wenn sie in den Kampf gingen für ihren verbannten Herrscher. Die Engländer von der Partei Wilhelms, ergriffen von der Schönheit des Gesangs der Gläubigen, bemächtigten sich seiner. Er blieb der Eroberung und der Volksherrschaft, die nicht wissen, daß sie eine fremde Melodie singen, die Hymne der Stuarts, das Lied des göttlichen Rechts und der Legitimität. Wie viele Revolutionen in ein Dutzend Noten gehäuft, die alle diese Revolutionen überlebt haben! Das herrliche „Domine salvum“ des katholischen Ritus hat ein umgekehrtes Schicksal. Man stimmte es im zehnten Jahrhundert an, wenn der Kaiser von Constantinopel im Hippodrom erschien. Es ging vom Schauspiel in die Kirche über.

Die Irrenanstalt zu Erlangen hat im verflossenen Jahre unter den aufgenommenen Kranken neun Individuen erhalten, deren Krankheit durch Politik veranlaßt wurde; darunter waren rasende Jacobiner, Freischärler, welche die Anstalt im Sturm nahmen, Standrecht u. s. w. verkündeten, und einer, der eine ganze Reichsgesetzgebung der originellsten Art mitbrachte. Reactionäre trafen nicht ein, denn diese versteigen sich in keiner Beziehung.

Das Wunderschiff. Aus Marseille wird Nachstehendes gemeldet: „Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß von hier aus ein ganz neues Schifffahrtssystem ohne Ruder, Segel, Dampf, Räder oder Schraube ausgehen wird. Der vorzüglichste Mechaniker, Leautier, hat kürzlich mit seinem neuen Schiff, genannt „le fou de Marseille," einen neuen, durchaus gelungenen Versuch auf unserer Rhede gemacht, wodurch viele Zweifel beseitigt und kühne Hoffnungen für Anwendung eines neuen, sehr einfachen Schifffahrtssystems begründet werden. In mehr als einer halben Stunde machte dieser geschickte „Narr" von der Canebière bis in den neuen Hafen la Joliette eine Fahrt und zog dabei eine große Fischerbarke ohne alle sichtliche Mühe und Anstrengung. Um den „Narr" herum drängten sich eine Menge Barken, um das Wunder mit anzusehen; auf allen Schiffen im Hafen stand die Mannschaft halb unruhig über die Folgen dieser Entdeckung, halb ärgerlich darüber, daß äußerlich durchaus nicht abzusehen war, wie das Ding zusammenhänge. Nur so viel wissen wir bis jetzt, daß Leautier eine Hebelmechanik erfunden hat, um die ihn sein großer Ahn Archimedes beneiden könnte. Die Actionäre der Gesellschaft Leautier und Comp. gaben ihm neulich im Observatorium der Eisenbahn ein festliches Bankett, wo es auf die herzlichste, aber schicklichste und anständigste Weise herging. Die Arbeiter der mechanischen Anstalt überschickten zu diesem Fest eine Adresse voll Anerkennung, Dank und Verehrung für ihren Patron."

Das Testament von Shakespeare und das Heirathsgut von Cervantes. William Shakespeare vermachte durch sein Testament seiner Frau das zweite seiner Betten nach dem besseren; er gab zweien von seinen Theatergenossen 32 Schilling, um einen Ring zu kaufen; er setzte seine älteste Tochter Anna zur Testamentsvollzieherin ein; er machte seiner zweiten Tochter Judith einige kleine Geschenke, die ein Kreuz unter die Acten zeichnete, weil sie nicht schreiben konnte. — Michel Cervantes bescheinigte brieflich, daß er als Mitgift von seinem Weibe Katharina Salazar y Palacios erhalten habe: eine Garnwinde, ein eisernes Pfännchen, drei Spindeln, eine Schaufel, ein Reibeisen, eine Kleiderbürste, sechs Scheffel Mehl, fünf Pfund Wachs, zwei kleine Schemel, einen vierfüßigen Tisch, eine mit Wolle gestopfte Matratze, einen kupfernen Leuchter, zwei Betttücher, zwei Jesukinder mit ihren kleinen Kleidern und Hemden, 44 junge und alte Hühner mit einem Hahn.

Eugen Sue ist mit Veron, dem Eigenthümer des „Constitutionnel," in einen eigenthümlichen Prozeß verwickelt. Herr Veron hat sich geweigert, einen Theil des Sue'schen Romans: „Die sieben Hauptsünden," welcher die Ueberschrift „Die Völlerei" trägt, in seinem Feuilleton abzudrucken, weil er behauptet, er selbst (Veron) sei von Herrn Sue in diesem Abschnitte geschildert und gegeißelt worden. Herr Veron will das Honorar zahlen, aber nicht den Abschnitt drucken; Herr Sue besteht auf beidem.

Eine der lästigsten Verordnungen, die in Oesterreich existiren, gestattet jeder Gemeinde, Leute, die keinen Paß haben, festzuhalten und für sich als Rekruten zu stellen. Wenn also eine Gemeinde vier Mann zu stellen hat, so greift sie sich vier Leute, die gar keine oder ungenügende Legitimation aufweisen, auf der Landstraße auf, liefert sie als ihr Contingent ab und erspart dadurch ihren Gemeindegliedern die Erfüllung ihrer Militärpflicht. Die „Oesterreichische Correspondenz" theilt in Bezug hierauf Folgendes mit, was zugleich als Muster des österreichischen Styls gelten kann: „Bekanntlich erfloß im Sommer vorigen Jahres eine Verordnung, wonach paßlose Individuen auf Rechnung des Rekrutencontingents jener Gemeinde, wo sie ergriffen wurden, assentirt werden können. Der Vagabonderie, die zuweilen selbst mit politischen Umtriebeleien sich befaßte, ward damit eine Schranke gesteckt, die sich im Ganzen so nützlich erwies, daß nunmehr die Verordnung auch auf Tyrol, Ungarn, Siebenbürgen, Croatien, Slavonien und die Woywodschaft auszudehnen für gut befunden worden ist."

Pyritz. Der berühmte Missionär und Reisende Karl Gützlaff ist vor einiger Zeit von China in London eingetroffen und theilt jetzt einem seiner hiesigen Freunde mit, daß er am Ende des kommenden Monats seine Vaterstadt Pyritz besuchen werde. Derselbe ist mit Verwandten und Jugendfreunden seit seiner Entfernung von hier in freundlichem Verkehr geblieben und die Nachricht von seiner bevorstehenden Ankunft hat hier große Freude verursacht.

Die Annahme einer zunehmenden Verarmung wird in einem Artikel der Allgemeinen Zeitung bestritten, der mit dem Ausspruche Lichtenbergs beginnt: „Diejenigen Sätze, über welche alle Welt einverstanden ist, verdienen oft am meisten untersucht zu werden." Macaulay hat in seinem großen Werk über die Geschichte Englands diesem Gegenstande ein eigenes Capitel gewidmet, aus welchem so Mancherlei angeführt wird. Er behauptet, daß es ein großer Irrthum wäre, aus der Zunahme der Klagen schließen zu wollen, daß irgend eine Zunahme des Elends stattgefunden. Thiers in seiner merkwürdigen Untersuchung „über das Recht der Arbeit" ist zu denselben Resultaten gekommen. Die Statistiker King und Devenant schätzten die Bettler und unterstützten Armen in Großbritannien im Jahre 1698 auf die unglaubliche Zahl von 1,330,000 bei einer Bevölkerung von 5,500,000; also wäre der fünfte Mensch ein Armer gewesen! Im Jahre 1846 war die Zahl der unterstützten Armen 1,332,089 unter einer Bevölkerung von 17,000,000. Wir wissen jedoch nicht, wer aus diesen magern Angaben die Schlüsse der Allg. Zeit. ziehen möchte!

Hohes Alter. Im südlichen Rußland ist ein gewisser Johann Wolowka in dem hohen Alter von 130 Jahren gestorben.

General Narvaez hat, wie das Journal „La Liberté" erzählt, dem Präsidenten L. Bonaparte zwanzig Kisten Cigarren zum Geschenk gemacht.

Der Lavastrom, welcher bei dem neulichen Ausbruch des Vesuvs sich auf der Südseite, in der Richtung von Mauro d'Ottajano ergoß, war 7000 Fuß lang, 1000 Fuß breit und 15 Fuß tief. Zwei Dörfer, eine Kirche und ein Palast sind zu Grunde gerichtet oder doch wenigstens stark beschädigt worden. Der Prinz d'Ottajano soll durch Verwüstung von Weinbergen, Feldern rc. einen Verlust von mehr als 50,000 Ducaten erlitten haben. Auch Menschenleben sind verloren gegangen. Von drei Personen, die sich, um das Schauspiel besser in Augenschein zu nehmen, zu nahe herangewagt hatten, ward eine durch glühende Steine getödtet, die beiden andern schwer verwundet.

Ein Meeting von Spitzbuben. Nach einem Bericht im Athenäum hat ein Mitarbeiter am Morning-Chronicle in einem Anfall von Philanthropie ein Meeting von Spitzbuben berufen, um mit ihnen mögliche Verbesserungen ihrer socialen Lage zu besprechen. Es wurden förmlich Karten gedruckt und in die elendesten Spelunken Londons verschickt. Obgleich die Einladung zu dieser saubern Gesellschaft nur zwei Tage vor dem festgesetzten Termine erfolgt war, hatten sich doch etwa an 150 Theilnehmer eingefunden. Anfangs soll die Versammlung äußerst unruhig gewesen sein, allmählich aber dem Vorsitzenden geneigtes Ohr geschenkt haben. Als zur Sprache kam, daß Einer der Gentlemen bereits sechsundzwanzig Mal im Gefängnisse gesessen habe, zog derselbe die Aufmerksamkeit der ganzen Versammlung auf

sich, und alle beiferten sich, mit Kreide vor ihre Kopfbedeckung zu schreiben, wie vielmal jeder schon dasselbe Vergnügen genossen habe. Am höchsten aber stieg die Spannung, als der Vorsitzende einen der Heeren ausschickte, um ein Goldstück zu wechseln, und sich eine interessante Debatte entspann — ob er wiederkommen werde oder nicht. Man hatte indessen die Freude, ihn wiederkommen zu sehen. Nachdem sich der Herr längere Zeit mit seinen Gästen über Auswanderungsprojecte u. dergl. m. unterhalten hatte, schloß die Versammlung zur gegenseitigen Zufriedenheit, wenn auch ohne besonderes Resultat.

Die ungarische Krone soll aufgefunden worden sein. Den Prager „Const. Blättern" wird nämlich aus Bukarest vom 13. Febr. gemeldet: „Daß Herr Cesar Boliak, einer von den Helden des hierländischen Freiheitsaufstandes von 1848, welcher als diesseitiger Proscribirter mit mehreren seiner Schicksalsgenossen aus dem Jung-Bojarenstande nach Constantinopel floh, plötzlich arretirt worden sei und man bei ihm Edelsteine aus der ungarischen Krone gefunden habe. Wo ein Stück ist, wird sich wohl auch das Uebrige finden.

Dies kann nicht ein jeder Lieutenant. Zu London machte neulich ein junger Officier die Wette: „Mit voller Feldbepackung eines Grenadiers, Bärenmütze, Tornister, Zwerchsack, Flinte u. s. w., im Ganzen etwa 60 Pfund, von London nach Windsor, 4½ deutsche Meilen, in sechs Stunden zu marschiren. Zum Erstaunen und unter dem Hurrahgeschrei der Garnison kam der Officier nach Ablauf von 5½ Stunden vor der Kaserne in Windsor an. Unterwegs hatte er 40 Minuten Rast gemacht.

Mirza Schaffy's Urtheil über den Schach von Persien.

Ein Schriftgelehrter kam zu mir und sprach:
„Mirza Schaffy, was denkst Du von dem Schach? —
Ist ihm die Weisheit wirklich angeboren
Und ist sein Blick so groß wie seine Ohren?"
— Er ist so weise wie sie alle sind
Die Träger des Talars und der Kapuze.
Er weiß, wie ehrfurchtsdumm das Volk und blind,
Und diese Dummheit macht er sich zu Nutze! —

Die Explosion des Dampfkessels in der Kattundruckerei des Herrn Taylor und Comp. zu Newyork, wodurch an 50 bis 60 Menschen das Leben verloren haben, ist leider keine Erfindung oder Uebertreibung gewesen. Das Unglück ereignete sich am 4. Februar früh halb acht Uhr, und die Folgen würden noch viel beklagenswerther gewesen sein, wenn nicht der größere Theil der Fabrikarbeiter um diese Zeit noch nicht versammelt gewesen wäre. Der Dampfkessel explodirte mit solcher Heftigkeit, daß der Theil des Gebäudes, in welchem er sich befand, in weniger als einer Minute in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde. Mauern, Fußboden, Balken lagen rauchend und vom siedenden Wasser überschwemmt übereinander. Die Nachbarhäuser waren von der Gewalt der Explosion so heftig erschüttert, daß die Mauern einer anstoßenden Fabrik ernstlich bedroht schienen. Fensterscheiben waren bis weithin durch die Lufterschütterung eingedrückt. Aber am furchtbarsten war der Anblick der zahlreichen Verunglückten, deren verbrannte und entstellte Körper zum Theil zwischen den Trümmern zerstreut umherlagen oder unter dem Schutt vergraben waren, so daß ihre Befreiung die angestrengteste Arbeit in Anspruch nahm. Einige wurden lebend daraus hervorgezogen, andere in schrecklichem Zustande. Beinahe hundert Menschen waren in der Fabrik zur Zeit der Explosion anwesend, von denen nur etwa die Hälfte gerettet werden konnte.

Musikalisches. Ballenstedt. Vor einigen Abenden hatten wir Gelegenheit, die Herren Gebrüder Kittler in zwei Abendunterhaltungen zu hören. Schon durch das Originelle ihres Instruments, der sogenannten Felsenharmonica, ist man gespannt, aber übertroffen wird jede Erwartung, wenn diese Herren aus dem rohen Stein die schönsten harmonischen Töne hervorzaubern. Es waren genußreiche Abende für die Hörer, und verdienen die genannten Herren den Namen Künstler mit Recht. — Recht erfreulich ist es, daß dieselben auch am Hofe unsers Herzogs vor einer gewählten Gesellschaft eine Aufführung zu geben aufgefordert wurden, und nur einstimmiges Lob ist auch von den hier Gegenwärtigen laut geworden.

*** Berlin. Fräul. Rosalie Spohr, deren Hiersein wir schon früher meldeten, trug in voriger Woche im Königstädt'schen Theater eine Concertphantasie von Parish Alvars auf der Pedalharfe vor und erntete stürmischen Beifall. Bei wiederholtem Auftreten der Virtuosin kommen wir wohl noch auf ihre künstlerischen Leistungen zurück.

Aus der Theaterwelt. Laßt Euch nicht täuschen! Zum Lobe der deutschen Oper in Amsterdam, unter Röders Direction, stoßen etliche Journale mit vollen Backen in die Posaune. Wer die Sache nicht näher kennt, der muß wirklich glauben, es sei dort das gelobte Land, während die Sänger oft dasitzen wie dereinst die Juden an den Weidenflüssen Babylons. Es ist wahr, man giebt den „Prophet," die „Hugenotten" u. s. w. und die Vorstellungen werden auch besucht, aber „das Gold, wo bleibt das Gold?" ruft Halms Adept. Hier kommen wir auf den faulen Fleck. Fast jeden Abend wird die Casse mit Beschlag belegt, und wenn die armen Sänger nach des Tages Last und Mühen ihre Gage fordern, da wird ihnen ein Scherflein zugeworfen, dem der Gastwirth entgegenharrt, denn in Amsterdam giebt es wenig Privatlogis, und Sänger wie Musikdirectoren müssen in theuern Hotels wohnen. So und nicht anders ist der Stand der deutschen Oper in Amsterdam.

*** Wir müssen protestiren und zwar gegen eine Behauptung der Theater-Chronik, welche bei Besprechung des Devrient'schen Gastspiels auf der Leipziger Bühne sagt: „Emil Devrient ist der Erste und wohl auch der Letzte seiner Kunst." Der Erste, ja das ist er und neunundneunzig Mal ziehen wir den Hut vor diesem Mann, aber der Letzte in der Kunst des Mimen, nein! das wäre traurig. Jeder Darsteller dramatischer Gebilde ist ein Stein in dem großen noch immer im Bau begriffenen Obelisken der Schauspielkunst. So lange der Schauspieler lebt und wirkt und anerkannt ist, kann man ihn dem offen liegenden Stein in der obern Schicht vergleichen. Allmählich wird derselbe überbaut, er füllt dann seine Stellung im Ganzen aus und besteht also auf diese Weise fort. Viele verschwinden dem Auge für immer, einige dagegen bilden kräftige Schlußquadern und bleiben theilweise sichtbar. — Und dieser Obelisk sollte vollendet sein? Emil Devrient die Spitze darauf, der goldene Knopf? Da hätte er den Zweck seiner Sendung nicht erfüllt, der da ist, zu begeistern, zu entflammen und somit andre seines Berufs zur Nacheiferung emporzuraffen. In der Kunst führt die Idee eines Künstlers zur That und diese That wiederum andere Künstler zu Ideen; die Kunst, sie stirbt nicht aus, sie ist ein heiliger Dornbusch, der von selbst entbrannt und nicht ausgelöscht wird von einem Sterblichen; die Kunst ist unendlich und in der Unendlichkeit der Kunst geht jede Größe unter.

*** Der Komiker Beckmann von Wien wird auf dem neuen Friedrich-Wilhelmstädt'schen Theater zu Berlin gastiren, dessen Eröffnung nahe bevorsteht.

*** Der berühmte Schauspieler Macready hat in Liverpool auf immer von der Bühne Abschied genommen; das Publicum entließ ihn unter minutenlangem Applaus.

*** Berlin. Das im königl. Theater zum Erstenmal aufgeführte einactige Lustspiel von G. zu Putlitz: „Das Herz vergessen," unterhält durch eine gute Darstellung.

*** Wien. Es war nahe daran, daß die Aufführung des Propheten hier ganz unterblieben wäre. Eine hochgestellte Person, die im Theaterwesen eine gewichtige Stimme hat, verfolgte während der Probe, das Textbuch in der Hand, genau den Gang der Handlung und nahm Anstand, die wichtigste Situation der Oper, wo in der Kirche die Mutter Fides vor ihrem Sohne, dem Propheten, auf die Knie fällt, zu gestatten und verlangte eine Veränderung dahin, daß die Handlung aus der Kirche in eine Halle

verlegt würde. Meyerbeer aber erklärte für den Fall, daß diesem Verlangen nachgegeben würde, alle Kosten, die der Prophet bis jetzt der Administration verursachte (über 20,000 Fl.) zu bezahlen und seine Oper nicht in Wien aufführen zu lassen. Auf diese Erklärung fand eine Berathung von langer Dauer in der Theaterkanzlei statt, deren Resultat war, daß Meyerbeer seinen Willen durchsetzte und die Scene unverändert bleibt.

MODEN.

Paris, den 1. März 1850.

Trotz der vielen Bälle, welche fast ohne Unterbrechung auf einander folgten, hat man die Toiletten für Visiten, Gastmähler und Familienzirkel keineswegs vergessen. Hierüber nur Folgendes: Es werden viele Kleider von antikem Mohr, reich broschirtem Damast, Königsreps und Taffet mit satinirten Streifen gefertigt. Bei Oberröcken von dunkelfarbigem Sammet sind die Leibchen hoch und in der Form der Amazonenkleider, d. h. vorn geöffnet, mit Aufschlägen versehen und bis zur Taille mit drei Knöpfen von Edelsteinen oder Perlen auf beiden Seiten zugeknöpft. Zu den geöffneten Leibchen gehört ein Kragen von Batist mit einem Busenstreif von zwei Reihen Spitzen. Die Aermel sind ziemlich knapp und handbreit über das Handgelenk mit zwei Knöpfen geschlossen; zu diesen Aermeln trägt man am liebsten Unterärmel aus gefälteten Spitzenstreifen. Für junge Damen ist etwas ganz Neues erschienen, nämlich das Aragonische Leibchen. Diese Art Leibchen wird nur von Sammet gefertigt, ist halb ausgeschnitten und liegt knapp an. Hinten hat es Schößchen, welche sich nach vorn hin abrunden; diese Schößchen sind mit breiten gefälteten Spitzen besetzt, welche fast die Hälfte des Rockes bedecken. Die Aermel gehen nur bis zum Elbogen, sind ebenfalls knapp und mit drei Reihen übereinander laufender Spitzen garnirt. Diese Aermel bilden Engageanten und fallen so, daß sie sich mit denen des Schößchens verbinden. Der Rock dazu ist stets in abstechender Farbe gewählt und mit einem breiten Spitzenvolant besetzt. Wenn diese Toilette von antikem Mohr, Atlas ꝛc. gefertigt würde, so hätte man gewiß eine ausgezeichnete und originelle Toilette, der unsre eleganten Damen einen ehrenvollen Platz unter ihren andern Phantasietoiletten einräumen könnten.

Es wird schon viel von Frühlingsmoden gesprochen. Bei den Kleidern wird wahrscheinlich die Oberrockform vorherrschend bleiben. Wollene Spitzen, die nun in allen Farben zu haben sind, werden gewiß vielfach zum Ausputz verwendet werden. Bei Mantillen von Sammet hat sich dieser wollene Spitzenbesatz zuerst eingebürgert und er wird sicherlich auch noch in nächster Zeit mit Erfolg verwendet werden. Man sieht auch schon Frühjahrshüte in den Modemagazinen; es werden übeigens noch immer die farbigen Blonden zum Ausputz dieser Hüte benutzt, wenn man nicht die Blätterzweige vorzieht, welche geschmeidig herabfallen und diesen Winter so großen und allgemeinen Beifall fanden.

Wir beschreiben hiernächst eine recht artige Toilette zum Ausgehen: Hut von schwarzem Castor, mit weißem gezogenem Atlas gefüttert; am innern Rande des Schirmes ein Streifen von gekraußten Federn; die Form ist rund, der Bart von schwarzem und das Futter von weißem Atlas; an der Seite befindet sich eine Schleife von schwarzem Atlas in Form eines Halbmondes; die Schleifchen liegen schön übereinander und sind sehr zahlreich; die Bindebänder sind von weißem Atlas. Oberrock von grüner Levantine; dieser matte Seidenstoff ist schwer und bildet einen herrlichen Faltenwurf; das Leibchen ist hoch und knapp anliegend, mit elf Reihen schwarzen wollenen Spitzen in Form eines V garnirt; die fünf obern Reihen beginnen an den Schultern und nehmen allmählich ab bis zur Taille; auf dem Rocke befindet sich von oben bis unten hin in Form des Schürzenbesatzes, oben schmal und nach dem Saume des Rockes zu immer breiter, ein Besatz von schwarzen Wollenspitzen, dessen einzelne Reihen ein gedehntes M bilden. Alle diese Spitzen sind ein wenig gefältet und laufen parallel übereinander hin. Die Aermel sind ziemlich kurz, mit fünf Reihen Spitzen in Form eines V besetzt, welches auf den Seiten umgeschlagen ist. Dazu kommen weiße Unterärmel, welche ein Gebäusch bilden, mit zwei Reihen Spitzen, ein schmales weißes Spitzenkräuschen um den Hals und Stiefelchen von grünem Atlas.

In den letzten Tagen haben noch viele Bälle stattgefunden. Es gab da reizende Toiletten ohne Zahl zu bewundern. Besonders schön war folgende Toilette einer jungen Dame: die Haare in kurzen Puffscheiteln; auf dem Kopfe à la Maria Stuart eine Laub- und Blumenschnur von kirschrothem Sammet mit langen dünnen geschmeidigen Zweigen, welche bis auf die Schultern herabfielen; hinten umschloß die Haare ein Käppchen von Laub in Form einer Krone mit zwei sich kreuzenden Zweigen. Kleid von weißem Taffet; das Leibchen herzförmig ausgeschnitten, mit einer Berthe von weißen ausgezackten Blonden, welche von der rechten Schulter ausging, hinten rund war und sich unterhalb an der linken Schulter kreuzte. Diese Berthe hatte nur wenig Falten, ausgenommen an den Schultern; oben war sie noch mit Blumen garnirt, welche auf den Schultern kleine Büschel bildeten und nach vorn zu in dünne Zweige ausliefen. Drei leichte Röcke von Tüll mit einem handbreiten Saume: der erste ging von der Taille aus, stieg schräg nieder, ging rings herum, stieg wieder aufwärts und kreuzte sich nahe an der Schneppe; der zweite und dritte befolgten die nämliche Richtung; man sah zufolge ihrer Durchsichtigkeit, wie der eine über den andern niederfiel. Auf der Seite, wo sich der Rock kreuzte, war eine Blumenagraffe befestigt, welche in dünne Zweige auslief und nach dem Saume des Rockes zu befestigt war; diese Agraffen wiederholten sich fünfmal.

Eine andre Toilette war diese: Die Haare vorn in Wellenscheitel und das Hinterhaar zum Theil offen und geflochten; darauf lag ein Musenkranz mit langen Bändern und jede Blume hatte als Kelch einen Diamant. Kleid von rosa Atlas; das Leibchen hatte einen eckigen Ausschnitt und kurze gepuffte Aermel, welche mit Schleifen und langen Enden verziert waren; auf dem Rocke befand sich ein breiter Volant von Silberlahn, welcher zu beiden Seiten mit einem Blumenbüschel und mit Bandschleifen gefaßt wurde. Die Taille war mit einem Bandgürtel umschlossen, von welchem lange breite Enden herabfielen.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 11. 1) Wellenscheitel. Kopfputz von Marabouts an Sammetblättern mit Silberrand. Unterkleid von weißem Taffet mit zwei Röcken von Tüll. Leibchen mit Spitzenrevers und kurze Aermel mit vier Spitzenvolants; der erste Rock in großen Zacken ausgeschnitten und darüber sechs schmale Spitzenvolants angesetzt; auf dem untersten Rock acht gleiche Spitzenvolants; seitwärts an der Schneppe lange Bandenden mit Silberrand an einem Blätterzweige von Sammetblättern wie im Haar. 2) Häubchen von Spitze, mit rosa Malven verziert. Kleid von Königsreps; Pompadourleibchen; der eckige Ausschnitt mit Spitzen besetzt und die halbweiten Aermel ebenfalls mit zwei Reihen Spitze verziert.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: **Theodor Drobisch.** Verleger: **Ernst Schäfer.**

№ 12. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. **1850.**

Das rothe Band oder die Civilehe.

(Fortsetzung.)

Kaum war eine halbe Stunde verflossen, die dem armen Conrad wie eine Ewigkeit vorkam, als der Wagen die ersten Häuser des Dorfs erreichte, das von dem Edelhofe des Barons eine Meile entfernt lag. Noch einige Minuten und die dampfenden Rosse standen vor Mariens Hause still. Der Graf richtete noch einige ermuthigende Worte an Conrad, dann traten sie in das reinliche Stübchen.

„Himmel!" rief Marie, die weinend und bleich in ihrem Stuhle saß und die Ankunft des Wagens nicht gehört zu haben schien; „Unglücklicher! was willst Du hier? Hast Du meinen Brief nicht erhalten?"

„Herr Graf," stammelte Conrad, „Sie sehen, daß es traurige Wahrheit ist —!"

„Marie," sagte ernst der Graf, „was soll das bedeuten?"

„Meide diese Gegend!" rief das Mädchen mit fliegender Brust; „fort, fort, ehe das Verderben hereinbricht!"

„Mädchen, redest Du im Wahnsinn? Gieb uns Aufklärung über Dein seltsames Benehmen."

Jetzt erst erkannte Marie den Grafen. Sie sah ihn einen Augenblick mit starren, ausdruckslosen Mienen an, dann sank sie laut weinend in den Stuhl und verhüllte das Gesicht mit ihrer Schürze.

Als ob Conrad wirklich ein Verbrechen begangen stand er in der Mitte des Zimmers und hielt seine bebende Hand vor die Augen, aus denen ein Thränenstrom über die braunen Wangen herabrieselte. Der Graf war zu Marien getreten und suchte sie zum Reden zu bewegen.

„Conrad," sagte sie endlich und deutete nach der Thür, „fliehe, fliehe, ehe der Richter zurückkehrt!"

„Mein Gott," fragte der Graf, „weshalb hat Conrad den Richter zu fürchten?"

„Weshalb? Soll ich das Furchtbare wiederholen?"

Plötzlich erhob der junge Mann sein Haupt, der Stolz gab ihm Fassung und verscheuchte auf einen Augenblick den Schmerz der Liebe.

„Marie," sagte er fest, „Du willst, daß ich Dein Haus verlasse, damit mich der Richter hier nicht finde — meine Ehre als Soldat erfordert es, daß ich nicht einen Schritt weiche, bevor ich Aufklärung erlangt habe, daß ich mich rechtfertigen kann. Was hast Du gegen mich?"

„Conrad, Du willst mich noch täuschen?!" rief Marie erschüttert, welche des jungen Mannes Stolz für Verstocktheit hielt.

„Marie, ich verlange bei Deiner und meiner Ehre, daß Du in Gegenwart des Herrn Grafen, meines Majors und Gutsherrn, offen und frei erklärst, was Du mir zur Last legst!"

„Wo warst Du diese Nacht?" fragte sie mit abgewandten Blicken und indem sie mit ängstlich klopfendem Herzen auf die Antwort lauschte.

„Ich war bei dem Freunde des Herrn Grafen, dem Oberförster von G."

„Und zwar in einer Angelegenheit für mich,"

fuhr der Graf fort, „die ich nur meinem Freunde und Lebensretter anvertrauen konnte."

Marie erhob ihr Haupt und sah die beiden Männer an, als ob die Worte des Grafen sie ihres Verstandes beraubt hätten — das trübe Auge schien aus seinen Höhlen hervortreten zu wollen und die Brust der Lebenskraft beraubt zu sein.

„Schwester," sagte freundlich der Graf, „verbanne Schmerz und Eifersucht, denn Conrad liebt Dich mit der ganzen Kraft seines guten Herzens. Wenn er fehlte, so trage ich die Schuld, denn ich war jener Mann, der ihn gestern Abend suchte, um einen Dienst von ihm zu fordern, der ihn die ganze Nacht aus dem Dorfe entfernte. Ich nahm ihm das Versprechen ab, ein tiefes Schweigen auch gegen Dich zu beobachten, und Conrad, mein treuer Soldat, hat Wort gehalten — ich verbürge mit meinem gräflichen Ehrenworte, daß Dein Bräutigam bis zum Morgen in meinem Dienste gewesen ist!"

Mit einem durchdringenden Schrei der Verzweiflung sank die arme Marie ohnmächtig zu Boden. Conrad stürzte herbei und umschloß die bleiche Braut mit beiden Armen, als ob er ihr neue Lebenskraft einhauchen wollte.

„Mein Gott!" rief der Graf, „was ist hier geschehen? Hat die Eifersucht dem armen Mädchen den Verstand geraubt?"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und der Ortsrichter Valentin, von seinem Neffen Eberhard gefolgt, trat ein. Eine tiefe Stille des Staunens und Schreckens herrschte einen Augenblick in dem Gemache. Marie lag immer noch leblos in Conrads Armen.

„Was seh' ich!" rief endlich Valentin; „dieser Mensch ist immer noch hier? Und Sie, Herr Graf," fügte er mit einer Verbeugung hinzu, „sollten Sie noch nicht wissen —"

„Unverschämter!" rief Eberhard, „Du wagst es noch, dieses Haus zu betreten? Entferne Dich, ehe die Gerechtigkeit die Hand nach Dir ausstreckt."

Jetzt war Conrad seiner Sinne kaum noch mächtig.

„Ha, Elender!" rief er mit zornblitzenden Augen, „also Du hast den Fuß während meiner kurzen Abwesenheit in dieses Haus gesetzt? Jetzt erkläre ich mir alles —!"

„Hinweg," befahl Eberhard, „Marie ist meine Frau!"

„Deine Frau?"

„Der Ehecontract ist unterzeichnet und gerichtlich vollzogen — hinweg, ich bin hier Herr im Hause."

Leise ließ Conrad, als ob ihn die Kraft verließe, die ohnmächtige Marie neben dem Stuhle nieder, er selbst mußte sich an dem Tische halten, um nicht zu Boden zu sinken.

„Herr Graf," wisperte der Ortsrichter und zog ein Papier aus der Tasche, „hier ist der gerichtlich bestätigte Ehecontract. Sie wissen, die Civilehe —"

Der Graf schob das Papier abwehrend mit der Hand zurück. Dann trat er zu Marien, die in diesem Augenblicke sich wieder zu regen begann. Es war ihr deutlich anzusehen, daß die feste Kraft des Geistes die Schwäche des Körpers zu besiegen strebte.

„Marie," sagte er ernst, „wie mir scheint bist Du das Opfer eines nichtswürdigen Verrathes geworden — bei dem Gotte, der die Schurken bestraft, fordere ich Dich auf, mir Licht zu geben in dieser fürchterlichen Verwirrung!"

Mariens Blicke suchten den armen Conrad, der wie die Bildsäule des Schmerzes und der Verzweiflung an dem Tische stand. Als sie ihn gefunden, erhob sich das junge Mädchen mit der größten Anstrengung und trat mit schwankenden Schritten zu ihm.

„Conrad," flüsterte sie, „was ich that, geschah aus Liebe zu Dir — Du weißt ja, wie ich Dich liebe! Und nimmer, nimmer werde ich Dich vergessen — doch meide diesen Ort — Du hast mich glücklich in der Liebe zu Dir gesehen — mein Elend und meine Verzweiflung sollst Du nicht sehen — denn ich bin die Frau des Försters Eberhard!"

„Conrad," rief entschlossen der Graf, „die Braut hast Du verloren, doch einen Freund gewonnen, der mit allem, was ihm zu Gebote steht, für Dein Glück sorgen wird. Und liebst Du diesen Freund, so folge ihm jetzt, an seinem Arme sollst Du den Ort Deines Unglücks verlassen und sein Schloß betreten, das Du so lange als Deine Heimath betrachten kannst, bis es mir gelungen ist, einen nichtswürdigen Verrath zu entlarven! Folge mir!"

Bei den letzten Worten trat er zu Conrad und drückte den Willen- und Gedankenlosen mit großer Bewegung an seine Brust. Dann ergriff er seinen Arm und wollte ihn aus dem Zimmer führen.

„Conrad, Conrad!" schrie verzweiflungsvoll Marie, indem sie ihre Hände ihm nachstreckte.

Der junge Mann warf noch einen Blick zurück, dann ließ er sich schweigend von dem Grafen fortziehen.

Nach zwei Minuten hörten die im Zimmer bestürzt Zurückgebliebenen das Gerassel des Wagens, der die beiden Freunde nach dem Schlosse brachte.

„Herr Valentin," sagte Marie mit fester Stimme und alle ihre Kraft zusammennehmend, „nach dem Gesetze bin ich die Frau Ihres Neffen."

„Kein Mensch kann etwas dagegen haben," antwortete der Richter, „Sie haben meinem Eberhard das Wort gegeben und das Gesetz hat es bestätigt."

„Das Gesetz," fuhr Marie fort, „nicht aber die Kirche."

„Das thut nichts; ist dem Gesetze Genüge geschehen, so ist es nach unsern aufgeklärten Begriffen genug."

„Aber nicht nach den meinigen. Hören Sie deshalb meinen Willen."

„Was wollen Sie denn, liebe Mündel?“ fragte mit Ironie der Richter.

„Ich will,“ sagte Marie mit Würde, „daß man mich so lange als unverheirathet betrachtet, bis der Priester dem contractlich abgeschlossenen Ehebunde die kirchliche Weihe ertheilt. So lange bleibe ich allein in dem vollen Besitze meiner Rechte und meines Vermögens.“

„Und wann wird der Priester sein Geschäft vollziehen?“ fragte Eberhard.

„Dann, wenn ich mich dazu vorbereitet haben werde — vielleicht nächsten Sonntag.“

„Marie,“ sagte der Jäger mit Galanterie, „zwar ist dieser Aufschub ein Unglück für mein Herz — ich füge mich aber und harre!“

„Sie begreifen wohl, daß mir bis dahin Einsamkeit wünschenswerth ist —“

„Das heißt mit andern Worten,“ fiel rasch und ärgerlich der Richter ein, „wir sollen uns entfernen.“

„Vetter,“ sagte mahnend der Neffe, dem bei der Unterredung nicht ganz wohl zu Muthe war.

„Gut, schöne Mündel, eigensinnige Marie, wir gehen. Heute ist es Montag — es bleiben uns also noch fünf Tage Zeit, um Vorbereitungen zu einer glänzenden Hochzeit zu treffen.“

„Treffen Sie keine Vorbereitungen, Herr Valentin.“

„Und warum nicht?“

„Weil eine stille Feier den Umständen angemessen ist.“

„Aber das Haus meines Neffen, das so reizend am Saume des Waldes liegt, werden Sie doch beziehen?“

„Ich werde thun, was als Gattin meine Pflicht ist.“

Marie grüßte und ging in ihr Schlafzimmer, dessen Thür sich in dem Stübchen öffnete.

Vetter und Neffe verließen das Haus und theilten sich unterwegs ihre Besorgnisse wegen Mariens Absichten mit.

„Der Contract ist nach allen Formen richtig abgeschlossen,“ meinte der Richter; „will Deine Frau die eingegangenen Verpflichtungen nicht erfüllen, wird sie das Gesetz schon dazu anhalten.“

Der Abend fand Eberhard und Graff in dem Wirthshause wieder beisammen, wo sie auf das völlige Gelingen ihres Planes eine Flasche um die andere leerten und die Civilehe hochleben ließen.

7.

Während Marie einsam in ihrem Stübchen weinte und sich von aller Welt absonderte, bewohnte Conrad ein Zimmer auf dem Schlosse seines Gutsherrn. Röschen, der die Besorgung der kleinen Wirthschaft ihres Bruders allein oblag, besuchte ihn jeden Tag und berichtete, was man im Dorfe über den Vorfall sprach.

„O mein Gott!“ rief er aus, „hätte mich Marie auf die schändlichste Art von der Welt betrogen, ich würde mich zu trösten wissen und sie mit Verachtung bestrafen, wie sie es in diesem Falle verdiente — so aber ist sie selbst ein Opfer ihrer Liebe zu mir geworden und ich habe ein treues Mädchen verloren!“

Der Graf, dem das Geschick des armen Conrad tief zu Herzen ging, hatte vergebens sich bemüht, ihn zu einem Antrage auf gerichtliche Untersuchung und Aufhebung des erzwungenen Ehecontracts zu bewegen, er hatte sich aber stets entschieden dagegen ausgesprochen, da er Marien nicht in eine Untersuchung verwickeln wollte. Im Grunde des Herzens hoffte er indeß, Marie selbst würde Schritte thun, ihre Freiheit wieder zu erlangen, und in dieser Voraussetzung, die mit jedem Tage mehr zur Gewißheit wurde, lebte er wie ein Einsiedler unthätig im Schlosse; als er aber von Röschen hörte, daß am Sonntage die kirchliche Trauung stattfinden sollte, schwand sein letzter Hoffnungsstrahl; er kündigte dem Grafen an, daß er nach Amerika auswandern würde.

Obgleich der Umstand, daß Conrads Hut in den Ruinen gefunden sei, den Grafen ein vorbereitetes Bubenstück ahnen ließ, so stand er dennoch von einer gerichtlichen Untersuchung ab und fügte sich Conrads dringendem Wunsche, zumal da jede Vermuthung des Thäters ihm fehlte. Heimlich aber hatte er dennoch bei dem Landrathe Anzeige von dem Angriffe auf seine Person gemacht und auf genaue Vigilirung in der Gegend angetragen.

Denselben Sonntag, den Valentin zur Trauung seines Neffen mit Marien erwartete, hatte auch der Baron zur Verbindung seiner Mündel Emma mit dem jungen Grafen festgesetzt, und es wurden die Vorbereitungen dazu auf das eifrigste betrieben. Dies gab dem gräflichen Bräutigam Veranlassung, öfter den Edelhof des Barons zu besuchen und seinen Freund Conrad sich selbst zu überlassen, der am folgenden Tage die Gegend und das Land meiden wollte. Er fürchtete des Grafen Zureden, deshalb faßte er den festen Entschluß, heimlich seine Reise anzutreten.

Der Donnerstag hatte sein Ziel erreicht und die Nacht lag auf der Erde, als Conrad das Schloß verließ und langsam dem Dorfe zuging. Er wollte von seiner Schwester Abschied nehmen. Unbekümmert um den Weg, den er eingeschlagen, stand er plötzlich still und faßte seine Umgebung in's Auge — er befand sich an Mariens Gartenthür, neben welcher die Laube lag, wo er im Frühling Abschied von ihr genommen, als er in den Krieg zog. Unwillkührlich trat er an den Zaun und sah sinnend durch die Blätter, die ein leichter Abendwind von Zeit zu Zeit leise rauschen ließ.

Plötzlich glaubte er Schritte zu vernehmen — er verdoppelte seine Aufmerksamkeit — er hatte sich nicht getäuscht — die Schritte kamen näher und knisterten zuletzt leise im Sande der Laube.

O mein Gott! dachte Conrad, wenn es Marie wäre.

Er hatte Mühe, bei diesem Gedanken den Ausbruch seiner Bewegung zu verhindern. Mit angehaltenem Athem blieb er stehen und sah starr nach der dunkeln Laube, von der ihn nur die Blätter des Zaunes trennten. Noch war er unschlüssig, ob er bleiben oder gehen sollte, als ein lautes Weinen an sein Ohr schlug. Ein Laut genügte, um ihn Mariens Stimme erkennen zu lassen. Auch dem jungen Manne traten die Thränen in die Augen und die kaum erlangte Fassung verscheuchte der heftigste Schmerz um das geliebte Mädchen.

Fortsetzung folgt.

Der Tempel der Vesta zu Rom.

Hinabgesunken in das Meer der Zeit ist der uralte Gottesdienst, der sich so schön in das häusliche Leben der Alten verflocht. So wie Vulcan die zerstörende und auch die bildende Flamme, das verzehrende Feuer und die alles zerschmelzende Gluth bezeichnete, so war der Vesta höheres Urbild das heilige glühende Leben der Natur, das unsichtbar mit sanfter Wärme durch alle Wesen sich verbreitete. Es war die reine Flamme in dem keuschen Busen der hohen Himmelsgöttin, welche als ein erhabenes Sinnbild auf dem Altar der Vesta loderte, und wenn sie verloschen war, nur durch den elektrischen, durch Reibung hervorgebrachten Funken sich wieder entzünden durfte.

Ja, es war ein reines dankbares Gefühl bei den Alten, wodurch sie jede einzelne Wohlthat der Natur unter irgend einem bezeichnenden Sinnbilde besonders anerkannten; — es war eine schöne Idee, der heiligen Flamme, welche wohlthätig den Menschen dient, gleichsam wieder zu pflegen und unbefleckte Jungfrauen als die heiligsten Priesterinnen ihrem immerwährenden Dienste zu weihen.

Tief, tief liegt jene Zeit begraben. Jahrtausende sind seitdem über den Erdball hinweggerollt; aber die Trümmer jenes ehrwürdigen Tempels stehen noch und trotzen der Wellenbrandung der Jahre; dort in dem Lande, wo die Citronen blühen, in der Siebenhügelstadt, in dem alten ewigen Rom.

Ein heiliger Schauer ergreift den Wanderer, wenn sein Fuß durch Dorn und Gestrüpp in die Hallen tritt. Noch wähnt sein Auge den Oberpriester des Tempels, den Pontifex maximus zu erblicken und nicht ungestraft aus dem Heiligthum zu entweichen, dessen Schwelle kein männlicher Fuß betreten durfte. So steht es da, groß und erhaben das merkwürdige Monument des Alterthums, das, wie Plutarch sagt, gleich den andern der Vesta geweihten Tempeln rund geformt, um die Figur der Welt vorzustellen. Auf großen cannelirten korinthischen Säulen erhebt es sich in die Lüfte; Säulen, die so hoch sind als der Durchschnitt und auf einem Fuße stehen, der unter dem ganzen Gebäude hinweggeht. Hoch oben, im Fries des Simses, sieht man Kränze und Stierköpfe; durch eine große Thür, zu deren beiden Seiten ein Fenster, tritt man in den Tempel, dessen Säulen nebst Capitälen und der Navate sich erhalten haben; das gewölbte Dach aber — es ist nicht mehr; des Himmels duftgewobene Bläue, die Schwibbögen des Weltbaues mit ihren goldenen Sternen lugen hinein, als wollten sie fragen: Kennt ihr nicht die Vergänglichkeit? Wollt ihr mit uns ringen um das Ewige? — Dort, wo die verwitterten Steine liegen in jenem geheimnißvollen Dunkel, war vielleicht das Allerheiligste des Tempels, Penus Vestae genannt, wo man das Palladium, die Statue der Minerva aufgestellt, die man von Troja entführt und die nur der vornehmsten Vestalin zu sehen vergönnt war. Hier über die verfallenen Stufen ging der Lictor den Vestalinnen voran, die da Macht hatten, einen zum Tode verurtheilten Missethäter in Freiheit zu setzen, wenn sie ihm von ungefähr begegneten. Dort in jener Halle unterhielten sie vielleicht das von Numa angeordnete immerwährende Feuer, legten da bei ihrer Aufnahme das Gelübde der Keuschheit ab und verrichteten Opfer und Gebete zum Wohl des Staates.

Eine Welt voll Erinnerungen steigt auf und wehmüthig blickt der Wanderer empor nach den Säulen, um deren Zacken der Donner gestürmt und das Brausen der Winde getos't; blickt hernieder an den Fuß der Ruine, welche der Sand umweht und wilde Pflanzen umwuchern. Wer schafft in unsern Tagen solch ein Werk? Wo ist der Geist, der so Stein auf Stein fügt? Es ist ein eitel Thun, gleich Horaz, Virgil und Ovid, gleich Terenz und Plautus, als sie versuchten, die griechische Dichtkunst wieder aufzuerwecken. Wie gebannt steht der Wanderer vor dem Erhabenen und staunt, und wie vor ihm schon Tausende dagewesen, so werden noch Abertausende kommen, um Geist und Herz zu weiden an den Werken der Vorwelt. Welch ein Anblick, wenn das Licht mit der Dämmerung ringt und die alte graue Ruine die Arme ihrer Trümmer emporstreckt, um eine Hünenzeit zu umarmen; wenn der Mond am Himmel dahinzieht und mit aller Pracht auf das Gebäude fällt. Immer seltsamer werden die Gestalten; die Säulen thürmen sich empor als wollten sie das Himmelsgewölbe schützen und das Laubwerk ihrer Häupter rankt sich auf zu weißen, riesengroßen Blumen. Wie sie daliegen die Wohnungen der Menschen, kindische Gartenhäuser um den ewigen Bau. Die Wolken fliegen am Himmel hin; die Wellen der Tiber murmeln und die Nachtluft schüttelt Blätter und Zweige; unerschütterlich steht der Coloß. Stille wie im Grab; nur die Erinnerung kräftiger Vorzeit zieht feier-

lich, aber heimlich vorüber und blickt voll Mitleid auf die thatenlose entnervte Zeit. Ja, auch die Steine haben ihre Sprache; gleich wie mit ehernen Zungen rufen sie in die Schauer der Nacht: „Mich übermannt der Schlummer nie und die Vergänglichkeit kenne ich nicht. Mich hat des Menschen Hand gemacht, aber es steht der, so mich schuf, staunend vor seinem Werke, gleich dem Beschwörer, der Geister aus den Elementen zwingt, vor welchen ihm endlich selbst graut. — Gehe auch du zur Ruhe! Ich aber bleibe hier und werde noch lange bleiben, wenn du schon zur letzten Ruhe wirst eingegangen sein!"

Theodor Drobisch.

Um Mitternacht.

Der große Becher ging im Kreise rund,
Der große, lichte, grün geschliffne Becher;
Du setztest keck ihn an den ros'gen Mund:
Ein rheinisch Mädchen ist kein banger Zecher.

Es schwamm der Wein in seltsam grünem Glanz,
Der goldne Wein, der edle, rheinerzeugte;
Wie freudig wogte d'rum der volle Kranz,
D'rin Rose sich zu Rose kosend beugte!

Erdbeeren trieben auf der heil'gen Fluth,
Koralleninseln in dem grünen Meere;
Es war ein Duften, Flammen, eine Gluth,
Als ob das Alles tief verzaubert wäre!

Du aber schautest in den selt'nen Grund,
Und rosig blühend strahlt dein Antlitz wieder;
Du setztest keck den Becher an den Mund,
Die Geisterstunde senkte just sich nieder.

Und als du mir den Umtrunk dargereicht,
Welch Wunder durft' ich im Krystall entdecken?
Statt daß mein eigen Bild sich mir gezeigt,
Erblickt ich deins — o freudigsüß Erschrecken!

Und fest hielt ich den Becher in der Hand
Und trank doch nicht, wie süß der Duft auch lockte;
Ich mußte schauen, schauen — o gebannt
In Zauberlust — des Bechers Kreislauf stockte.

Dein Auge sah ich, sah die Wange auch,
Ich mußte schauen — Schauen, das nicht endet!
O! deine Lippen — war doch nur ihr Hauch,
Was süßen Duftes der Krystall entsendet.

Sie wollten sprechen — o gewiß, nur hold,
Gewiß nur freundlich wär' ihr Wort erklungen;
Ein feurig Lied, des Augenblickes Gold,
Ein Lied, beglückter Gegenwart gesungen!

Da weckten mich die Freunde: „Mach' geschwind!
Noch manchen Trinkspruch, eh' der Tag sich röthet,
Bringt der und jener seines Herzens Kind.
Wach' auf, du Traum! — Da war dein Bild getödtet.

* * *

Krystall, Krystall, du leicht zerbrechlich Glas,
Zerbrechlich wie das Glück der flücht'gen Stunde!
Der Wein verduftet — was bekümmert das?
Es ruht dein Bild ja noch in tieferm Grunde.

Alexander Kaufmann.

Feuilleton.

Ein eigenthümliches Verbrechen, dem Verhaftung der Schuldigen folgte, erblickte man in Viterbo (Italien) darin, daß etliche Personen vier Hunde verschiedener Race zusammengekoppelt halten und zu gleicher Zeit an einem Knochen zerren ließen. Dem kurzsichtigen Zuschauer mochte dies als die unschuldigste Sache von der Welt erscheinen; die Behörden von Viterbo aber waren scharfsinnig und witterten auf der Stelle den tiefern Sinn des Schauspiels. Was konnte klarer sein als daß der Knochen Rom oder Italien bedeutete, die vier Mitglieder des Hundegeschlechts aber die vier edelmüthigen Mächte darstellten, welche dem Statthalter Christi zu Hülfe geeilt waren? Die Allegorie ist in der That genial und fast im Stande, uns in die Zeiten eines Dante zurück zu versetzen. Ob sie aber die Erfindung der Hundeführer oder der weisen Obrigkeit von Viterbo ist, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Rothgefärbter Schnee fiel am 18. Februar am St. Gotthard und im Vorderrheinthale auf einem Flächenraume von mehrern Quadratmeilen, der den Schweizer Zeitungen viel zu reden giebt. Die neue Züricher Zeitung ist sogar kühn und geistreich genug, diesen rothen Schnee mit der jüngsten Eruption des Vesuvs in Verbindung zu bringen. Bekanntlich rührt nach den Untersuchungen Agassiz', Vogt's u. A. diese übrigens nicht gar seltene rothe Färbung von Myriaden mikroskopischer Wesen aus dem Thier- und Pflanzenreiche, von kleinen Crustaceen, Infusorien und einer Art von Algen her.

Dies fördert nur die Eisenbahn. Wer hätte wohl je geglaubt, daß eine Sängerin heute in Brüssel, morgen in Paris und übermorgen in London singt, von wo sie in zehn Stunden nach Paris zurückkehrt? So etwa schwebt jetzt Madame Sonntag auf Flügeln des Gesanges und des Dampfwagens von Stadt zu Stadt. Jedes ihrer Concerte trägt ihr tausend Pfund ein und in vier bis fünf Tagen verdient sie also etwa 28,000 Thaler.

Ein zweiter Krösus. Der Graf de Regla in Mexico war so reich, daß, als sein Sohn, der gegenwärtige Graf, getauft wurde, die ganze Gesellschaft von seinem Hause bis zur Kirche auf Silberbarren einherging. Die Gräfin, die mit der Vicekönigin einen kleinen Streit gehabt, schickte ihr zum Zeichen der Versöhnung einen weißen Atlaspantoffel, der ganz mit Diamanten übersät war. Der Graf lud den König von Spanien ein, seine mexicanischen Ländereien zu

besuchen, mit der Versicherung, daß die Hufe des Rosses Sr. Majestät von Veracruz bis zur Hauptstadt nichts als gediegenes Silber berühren sollten. Dies mochte eine Großsprecherei sein; aber ein schlagender Beweis seines Reichthums ist die Thatsache, daß er zwei Linienschiffe vom größten Umfange von Mahagony- und Cedernholz in Havanna auf seine Kosten bauen ließ und sie dem König zum Geschenk machte.

Und das Unglück schreitet schnell. Die Stadt Komorn ist wiederum furchtbar durch die Ueberschwemmung heimgesucht worden. Mehr als 200 Häuser sind eingestürzt. Die Komorner haben in dem Zeitraume von 2½ Jahren sechs Hauptunglücke überstanden: den Brückenbruch während des Einzugs des damaligen Palatinus Erzh. Stephan am 7. Oct. 1847, wo über 80 Personen ertranken; den großen Brand am 17. Sept. 1848, wo zwei Dritttheile der Stadt ein Raub der Flammen wurden; die furchtbare Revolution, die in Komorn, erst nachdem die Bürgerschaft unsäglich gelitten hatte, ihr Ende erreichte; das 37tägige Bombardement, Cholera und Typhus und endlich den hier noch nicht erlebten hohen Wasserstand.

Eine anmuthige Schilderung von einem kaiserlich-haytischen Hofball giebt ein Brief im M. Herald. Ihre schwarze Majestät, die Kaiserin, hatte plötzlich Lust zu tanzen bekommen und rasch, was von distinguirten Personen in der Nähe war, zu einem bal improvisé zusammentrommeln lassen. Man fand die haytischen Herzoge und Barone meist auf Tennen ihre Sieste halten, die Cigarre im Munde. Nachdem Ihre Maj. die erlauchten Gäste empfangen, erhielt der kaiserliche Intendant, in vulgärer Sprache der Ceremonienmeister, den Befehl, die Carabina (einen haytischen Tanz) zu formiren und zu eröffnen. Kaum war dies aber geschehen, als Ihre Maj. in ihrem feinen Anstandssinn das höchste Aergerniß nahm, daß Herzoge mit Gräfinnen und Barone mit Ritterinnen tanzten — eine schamlose Verletzung der Hofetiquette, die Ihre Maj. auf keinen Fall zu dulden gesonnen sei, so lange le bon Dieu das kaiserliche Diadem auf ihrem Haupte erhielte. Der Ceremonienmeister entschuldigte sich mit dem Mangel an betitelten Personen, Ihre Maj. spülte ihren Verdruß mit einem Glase Liqueur hinab und gab hierauf sich und ihren Gästen ein pas seul zum Besten, genau wie es die Ureinwohner Afrika's tanzen. Da jedoch der kaiserliche Gemahl zu bedenken gab, daß dieser Tanz vielleicht nicht mehr im neuesten Geschmack sei, so stand Ihre Maj. davon ab.

Auch ein Grund. In Wien wollte man kürzlich die Rauhengasse, in welcher der neue „Mozarthof" sich befindet, Mozartgasse taufen, der Wiener Gemeinderath schlug aber das Ansuchen ab, indem er sagte, Mozart sei in Wien genug gefeiert.

Nur nicht nach Norden! Diesen Ausspruch scheint Joseph Gungl nicht zu beherzigen; er wird vielmehr nächstens Berlin mit seiner Capelle verlassen, um sich nach Rußland zu begeben, wohin er von der Direction einer dortigen Eisenbahngesellschaft auf fünf Monate engagirt ist, man sagt für 20,000 Rubel.

Hoher Sinn liegt oft im kindischen Spiel. In Pesth ist es unter den Damen zur Mode geworden, ein Armband zu tragen, dessen einzelne Glieder aus Sechskreuzerstücken von Silber bestehen, in deren Mitte gewöhnlich ein Ducaten prangt. Es versteht sich von selbst, daß man hierzu Sechskreuzerstücke und Ducaten mit ungarischem Gepräge aus der Münzstätte der Junta nimmt.

Berlin. Jenny Lind gedenkt 14 Tage bis vier Wochen hier zu bleiben. Den 15. März giebt sie in Dresden ein Concert; auf der Bühne wird sie aber nicht singen.

*** Ein ehemaliger Gasthofsbesitzer ist damit beschäftigt, vor dem Oranienburger Thore einen Brütofen, wie vor zwei Jahren ein ähnlicher in der Leipziger Straße gezeigt wurde, anzulegen. Es ist dieses eine großartige Unternehmung, indem contractlich monatlich das ganze Jahr hindurch 5000 junge Küchlein geliefert werden müssen. Es sind an diesem neuen Brütofen vielfache Verbesserungen angebracht, zum Theil nicht ohne Luxus, wie denn z. B. die Eier durch künstliche, schöne, gefiederte Gluckhennen von riesiger Größe ausgebrütet werden.

Eine Prophezeihung Napoleons. Der preußische General-Lieutenant von Stockhausen ist derselbe, der in verschiedenen militärisch-historischen Werken und namentlich auch in mehreren Biographien Napoleons auf eine ihn wie den damaligen vom Siege gekrönten mächtigen Kaiser gleich ehrende Weise genannt wird. Stockhausen wurde in der Schlacht bei Jena als 14jähriger preußischer Junker gefangen genommen und vor Napoleon geführt. Der Kaiser ward durch die sehr entschiedenen und treffenden Antworten des kleinen Preußen überrascht. Er gab ihm aus seinem eigenen Feldbecher einen Schluck Wein zur Erquickung und machte ihm den Antrag, für seine Erziehung in einer französischen Militärschule Sorge tragen zu wollen. Der junge Stockhausen erklärte aber unumwunden, er sei ein Preuße und wolle auch ein Preuße bleiben. Nun fragte der Kaiser, wo seine Eltern wären, und als er erfuhr, daß der kleine Junker nur noch eine Mutter habe, die in Berlin wohne, so sagte er lächelnd: „Dahin will ich auch, ich werde Sie mitnehmen und Ihrer Mutter zurückgeben." Dieses ist auch geschehen. Der Kaiser behielt ihn im Hauptquartier, bis er dasselbe in's königliche Schloß zu Berlin gelegt hatte. Hier schickte er mit einem Adjutanten seinen Schützling zu der besorgten Mutter, der er ausdrücklich sagen ließ, sie hätte einen braven Sohn, der ganz gewiß noch General würde. Nun ist der kleine Junker General-Lieutenant und Kriegsminister.

Traurig! An einer Pfarrschule zu Prag wurde am 28. Februar ein Schullehrer begraben, der nicht einmal so viel hinterließ, um für ihn die Todtentruhe anschaffen zu können; es mußte unter der Schuljugend erst eine Sammlung veranstaltet werden, sonst hätte der Verstorbene unbegraben bleiben müssen. Wenn dergleichen an einer Pfarrschule in der Hauptstadt geschieht, welche Fälle herzzerreißender Armuth mögen erst auf dem Lande die entlegenen kleinen Dörfer in einem Stande darbieten, dessen Wirkungskreis ein so hochwichtiger ist!

In dem oldenburgischen Dorfe Westerscheps, im Amte Zwischenahn, macht ein Somnambüler großes Aufsehen. Es ist kein Dieb mehr vor ihm sicher, er verräth ihn in seinem geheimsten Schlupfwinkel, die Polizei ist dort total überflüssig geworden. Dieser Hellseher ist der Knecht eines Gastwirths. Er sagt im Schlafe, wann etwas gestohlen ist, wo es gestohlen, wo das Gestohlene zu finden und wer der Dieb ist. Neulich z. B. soll er diese Eigenschaft glänzend bewährt haben. Es fällt nämlich der Verdacht eines Gelddiebstahls auf ein Dienstmädchen; man fragt den Hellseher und dieser giebt genau die Stelle an, wo das Geld liegt, und bezeichnet ebenso den Dieb, der auch sofort gesteht. Die ganze Umgegend ist von diesem Ereigniß erregt und fortwährend wallfahrten eine Menge Menschen nach dem Wohnorte des Knechts, um sich Geheimnisse enthüllen zu lassen.

Sie kommt! sie kommt! ertönt es jetzt in Newyork und — mit größter Spannung wird Jenny Lind erwartet. Herr Barnum, welcher einen Agenten nach Europa geschickt hat, um die schwedische Nachtigall für Amerika einzufangen, schreibt an die Newyork-Tribüne: „Mein Agent sah ein ihr gemachtes Anerbieten von 6000 Pfd. St. um zwölf Abende in England zu singen, welches sie ablehnte, und ein andres Anerbieten von der Intendanz der St. Petersburger Hofconcerte, fast doppelt so hoch wie das meinige, welches sie aus Gründen gleichfalls ablehnte. Es sind ihr 1200 Pfd. St. für ein einziges Concert bei der großen Londoner Industrieausstellung im Jahre 1851 geboten und die Königin

Victoria hat sie um ihre Mitwirkung bei einem großen Feste ersucht, welches um dieselbe Zeit in der Westminsterabtei begangen werden soll und zu welchem die Einlaßkarten 5 bis 20 Pfd. St. werth sein werden. Alles dies hat sie abgelehnt in Folge ihres Wunsches, Amerika zu besuchen, wie ihr von meinem Agenten vorgeschlagen worden ist. In ihrem Contracte mit mir (welcher Havanna und die Vereinigten Staaten umfaßt) behält sie sich das Recht vor, Concerte zu geben so oft sie es für gut findet. Die letzten acht Monate hat sie bloß zu milden Zwecken gesungen und jetzt gründet sie mit 350,000 Dollars eine wohlthätige Anstalt in Stockholm." — Alles dies muß die Yankee's halb verrückt vor Erwartung machen; sie werden Jenny mindestens so empfangen wie weiland General Lafayette.

Ein seltsames Gerücht hat sich in Thuringen in Bezug auf den am 14. August v. J. bei Mannheim erschossenen Trützschler verbreitet. Am vergangenen Weihnachtsfeste fanden sich nämlich zwei Amerikaner auf dem Landsitze der Trützschler'schen Eltern ein. Ihre Aufnahme bei diesen so wie bei der Witwe Trützschlers war eine freundliche. Die fremden Gäste verweilten nur kurze Zeit; aber nach ihrem Weggange schien der Kummer der erst noch so tief Betrübten gemildert, sie wurden heiterer und ihre Wehmuth schien in stille Freude verwandelt. Daraus folgert man nun, daß Trützschler noch lebe, daß er nach Amerika entflohen und eine tröstende Botschaft von ihm den Gram der um ihn Trauernden verscheucht habe.

Ein interessanter Bericht über Californien ist von dem ehemaligen Congreßmitgliede Herrn King aus Georgia zu erwarten, welcher vor einem Jahre im Auftrag der Regierung das Goldland bereis'te. Derselbe berechnet die Bevölkerung von San Francisco auf mindestens 25,000 Seelen und meint, sie werde sich binnen Jahresfrist verdoppeln. Die Goldausfuhr berechnet er für dieses Jahr auf 30 Mill. Dollars. Die bisherige Ausbeute der Minen, sagt er, sei gering im Vergleich zu dem, was man von einer technischen Bearbeitung derselben zu erwarten habe. An der Spitze des californischen Meerbusens, einen Tagemarsch vom stillen Ocean, unweit von Diego, hat man sehr merkwürdige alte Ruinen gefunden, welche theils mit den mexicanischen, theils mit den ägyptischen und phönicischen Alterthümern Aehnlichkeit haben, während sie in andern Stücken wieder ganz eigenthümlich sind. Die Indianer nennen jene Gegend „das Thal des Geheimnisses," und es geben bei ihnen noch Sagen von einem großen gesitteten Volke, welches die wilden Rothhäute vernichtet haben. Die lebhafte Phantasie der amerikanischen Entdecker erblickt in jenen Trümmern gar vorsündfluthliche Ueberreste!

Dresden. Die Prinzessin Elisabeth, Tochter des Prinzen Johann, wird, wie es allgemein heißt, nach dem bevorstehenden Osterfeste mit dem Herzog von Genua, Bruder des regierenden Königs von Sardinien, in hiesiger Hofkirche getraut werden. Der Bräutigam ist ein schöner und reicher Mann. Er wird mit einem großen Gefolge für sich und seine künftige Gemahlin hierher kommen. Zu seiner Einholung befindet sich der hiesige Hofmarschall v. Gersdorf in Turin. Von unserm Hofe werden große Festlichkeiten, Ball, Theater, Festspiel, Cour, Carrousel, Feuerwerk und dergl. für die acht bis zehn Tage dauernde Anwesenheit des Herzogs beabsichtigt und vielfache Thätigkeit herrscht deshalb in den betreffenden Kreisen. Auch erzählt man, daß der König eine ausgedehnte Begnadigung der Maiangeklagten bei diesem Anlaß gewähren wolle.

Verbrecher-Revolte. Ein merkwürdiger Auftritt erfolgte im obersten Gerichtshofe zu Turin, als man eben damit beschäftigt war, den Urtheilsspruch über siebenzehn anwesende Mörder zu verlesen. Das Urtheil lautete theils auf Tod, theils auf Kettenstrafe. Beim Ablesen erhob sich unter den Schuldigen eine Bewegung, die nach und nach in lauten Lärm und offenen Widerstand ausbrach. Dieselben warfen sich, wie auf ein gemeinschaftliches Uebereinkommen, auf den Staatsanwalt; die Richter zogen sich zurück und eine Menge Zuschauer flüchtete sich, während der Gerichtssaal zu einem Kampfplatze zwischen den Verurtheilten und den Gendarmen wurde, die zum Schutze des Staatsanwalts herbeigeeilt waren. Es fiel ein Pistolenschuß in die Luft, ein zweiter streckte einen der Hauptmeuterer todt auf den Boden hin, auch mit blanker Waffe wurde Blut vergossen, bis endlich die Polizei Meister ward und die wieder zusammengeketteten Unholde von der besudelten Stätte der Gerechtigkeit abführen konnte.

Henry Grinnell, Kaufmann in Newyork, hat sich erboten, auf eigene Kosten zwei Schiffe zur Aufsuchung Franklins auszurüsten, deren Oberbefehl zwei von der Regierung zu ernennende amerikanische Flottenofficiere übernehmen sollen.

Kunstzeitung. Der unter dem Namen des „alten Soldaten" bekannte General v. Rahden, der während des vorjährigen Feldzugs in Schleswig dem Herzog von Gotha zur Seite stand, hat auf dem Friedensteine, dem alten gothaischen Residenzschloß, ein Asyl gefunden und beschäftigt sich jetzt seinem hohen Schützer zu Ehren mit der Composition eines Gemäldes der Schlacht bei Eckernförde.

*** Das alle Kunstfreunde alarmirende Gerücht, daß Rom während der Tage der Republik werthvolle Antiken und Handschriften verloren habe, wird in Bezug auf die vaticanische Bibliothek und die ihr einverleibten Sammlungen officiell widerlegt. Die Freunde der Wissenschaft und Gelehrte aller Art, heißt es in dem betreffenden Berichte, werden darum bei ihren künftigen Besuchen der Vaticana nichts vermissen, vielmehr die kostbaren, weltberühmten Autographen, Codices, lateinische, griechische, orientalische Handschriften, gedruckte Bücher, die Aldinen, Kupferstiche, das christliche Museum mit der ihm anhängigen Galerie von Bildern und geweihten Gegenständen aus dem dreizehnten bis funfzehnten Jahrhundert, das kleine profane Museum, die Münzensammlung, die etruskischen Vasen, kurz den ganzen Reichthum und Schmuck der apostolischen vaticanischen Bibliothek so unversehrt finden, wie er vor der angedeuteten Epoche war.

Musikalisches. In Köln wird mit dem 1. April d. J. unter Leitung des neuen städtischen Capellmeisters Ferdinand Hiller und unter Mitwirkung der ersten Tonkünstler der Stadt und mehrerer literarisch bekannter Männer eine Musikschule eröffnet.

*** Dieser Tage ist aus Paris ein prachtvoller Flügel für die schöne Manuelita Rosas, des Dictators geistreiche Tochter, nach Buenos-Ayres abgesendet worden.

Aus der Theaterwelt. Leipzig. Herr von Zahlhas, bekannt als dramatischer Dichter, las im Saale der Buchhändlerbörse vor einem gewählten Zuhörerkreise sein neuestes fünfactiges Drama: „Toussaint Louverture." Obgleich der Vortrag desselben bis gegen eilf Uhr des Nachts währte, so folgten die Zuhörer doch mit gespannter Aufmerksamkeit der dramatischen Dichtung, welche wir vielleicht bald auf der Bühne erblicken werden.

*** Meyerbeer ist bei der ersten Aufführung seines „Propheten" in Wien nicht weniger als funfzehnmal gerufen worden und am Schlusse unter unerhörter Begeisterung mit einem goldenen Lorbeerkranze, den Herr von Holbein hatte anfertigen lassen, geschmückt worden. In Berlin wird die Oper im April gegeben werden; Pauline Viardot-Garcia giebt dort die Fides, Tichatscheck oder der Wiener Tenorist Ander den Propheten.

*** Berlin. Die Logenschließer der königl. Theater sind Feuer und Flamme; Herr von Küstner ist ihr Todfeind geworden, denn der Herr Intendant geht mit dem Plane um, das Recht, die Kleidungsstücke des Publicums gegen ein Entgeld in Aufbewahrung zu nehmen, einem privilegirten Garderobier zum Besten der Theaterkasse pachtweise zu überlassen.

*** Die italienische Oper wird nach dem Schluß der hiesigen Saison Vorstellungen in Dresden geben. Auch

sind Unterhandlungen wegen Erfurt im Gange, wo wahrscheinlich während der Sitzungsperiode italienische Opernvorstellungen stattfinden werden.

*** Die Wiener Vorstadtbühnen bereiten schon Parodien auf Meyerbeers „Prophet" vor.

Literarisches. Es gab eine Zeit, in welcher es der eleganten Welt übel anzustehen schien, wenn sie von der deutschen Literatur, namentlich der poetischen, etwas mehr als die Namen der Dichter und ihrer Hauptwerke wußte; gerade wie eine elegante französische Dame noch jetzt ihrem deutschen Hauslehrer zuerst sagt, aus seinem Lehrplane müsse die deutsche Metaphysik wegbleiben, d. h. verdolmetscht die populare Logik. In Deutschland herrscht schon seit längerer Zeit rücksichtlich der Literaturkenntniß unter dem eleganten Publicum eine völlig umgekehrte Ansicht: selbst die Damen müssen eine Uebersicht des nationalen poetischen Bildungsganges besitzes. Nun ist ihnen natürlich nicht das Studium der 5 Bände des Gervinus zu empfehlen, wohl aber ein sorgsam und übersichtlich gearbeitetes Werkchen von Eitner (Breslau), welches neben recht anerkennenswerther synchronistischer Zusammenstellung auch treffliche Charakteristiken der einzelnen Perioden giebt. Für das Nachschlagen wenigstens wüßten wir kein ähnliches Werk anzuführen.

MODEN.

Paris, den 8. März 1850.

Dieser Winter hat uns des Neuen und Anmuthigen nicht wenig gebracht, wie ein Blick auf unsre Beschreibung des allmählich Aufgetauchten lehren wird; jetzt ist es mit dem Winter so ziemlich am Ende und wir nähern uns bereits der Jahreszeit, wo die Anzüge einfacher zu werden pflegen. Es ist wohl mit Gewißheit anzunehmen, daß Sammet und alle einfarbige schwere Seidenstoffe vielfach zu Kleidern und Oberröcken für die Promenade verwendet werden. Die Mäntel sind bereits verschwunden und man sieht dafür prächtige Shawls, welche ganz mit Mustern durchwirkt sind, herrliche Zeichnungen in geschmackvollen Farbenzusammenstellungen haben; es darf schon darum nicht Wunder nehmen, daß alle eleganten Damen mehrere von diesen prächtigen Shawls besitzen, indem eine sehr große Auswahl darin existirt.

Von den allerdings noch sehr üblichen Mantillen, Mantelets und andern modernen Ueberwürfen beeilen wir uns zu berichten, daß sie eine große Veränderung in der Form erlitten haben, denn einmal sieht man fast durchgängig kleine Aermel angebracht und dann sind auch viele derselben im Rücken eingehalten, so daß sich die Taille auszeichnet. Wollene Spitzen werden zum Besatz der sammtenen Kleidungsstücke dieser Art sehr begünstigt, dagegen sind für die, welche nur aus Taffet bestehen, zwei- und vierfach übereinander aufgesetzte Gallons am beliebtesten. Die meisten dieser Mantillen, wenn es Eleganz gilt, sind von glacirtem Taffet in den beliebtesten Modefarben; namentlich sind rosa und königsblau zwei Farben, welche ausgezeichnet gefallen, wenn Spitzentüll darüber angebracht, Muster darauf tambourirt und die Säume mit breiten Spitzen besetzt werden.

Es ist wohl anzunehmen, daß sich die viereckig ausgeschnittenen Leibchen, welche bisher so sehr gefallen haben, auch in nächster Zeit noch lange halten werden. Nur ist hierbei zu bemerken, daß der Ausschnitt derselben stets Ausputz erfordert, der selbst bei den einfachsten Stoffen nicht zu umgehen ist; auffälligerweise wird indessen der Rock zu solchen Leibchen stets glatt getragen, Aermel und Leibchen dagegen werden, wenn nicht mit altfrankischem Gefältel von Band oder Stoff, dann doch mit Spitzen reichlich ausgeputzt.

Zu den Morgenröcken wählt man immer noch gern feine wollene Stoffe, z. B. Cachemir oder wollenen Atlas. Man füttert sie mit Seide in abstechender Farbe und läßt sie übereinandergehen, ohne sie gerade zu befestigen, so daß, wenn der Oberrock auseinandergeht, ein gesticktes oder mit kleinen Spitzenvolants garnirtes Unterkleid sichtbar wird. Die Aermel sind lang und ziemlich weit, zuweilen in ein Bündchen gefaßt, aber ebenso oft sieht man sie lose über schöne weiße Unterärmel à la Paysanne vorfallen. Unterärmel und Kragen sind von glattem Batist mit einem Busenstreif von Valenciennes Spitzen. Zu Morgenanzügen sind die Häubchen meist von gesticktem Musselin und haben nur wenig Bandausputz.

Die schweren Seidenstoffe sind in keinem frühern Jahre mit so viel Glück zu Ballstoffen verwendet worden, denn sie standen mit der Gaze und dem Tüll in gleichem Range. Der glatte Atlas in allen Farben, mit Blonden und Spitzen besetzt, wurde selbst von den jüngsten Damen getragen. Die Gold- und Silberspitzen, mit Seide durchwebt, sind zum Besatz der Ballkleider immer noch sehr beliebt und geben den Toiletten eine gewisse Eleganz, etwas von der Großartigkeit der Anzüge aus den Zeiten Ludwig's XIV. und Ludwig's XV.

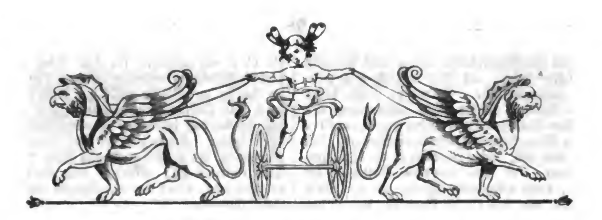
Auf einem der letzten Bälle zeichneten sich besonders zwei junge Damen durch die Eleganz ihrer Toiletten aus, deren Beschreibung hier folgt: Kleinschirmiges Hütchen von weißem Atlas, auf der einen Seite mit einer Feder geschmückt und unter dem Schirm, welcher sich auf der andern Seite mehr wölbte, fünf blätterlose Rosen befestigt. Ein Kleid von weißem Damast; halbhohes Leibchen, glatt und mit ziemlich langer Schneppe; um den Ausschnitt des Leibchens befanden sich zwei Streifen handbreiter Atlas, wovon der eine vorsah, gleich einer Berthe mit Atlaspuffen befestigt, die bis herunter nach der Schneppe zu immer kleiner wurden; der Rock öffnete sich auf beiden Seiten über einem Unterkleide von weißem Atlas und das Oberkleid war in vier ovale Bogen ausgeschnitten, welche mit Aufschlägen von weißem Sammet besetzt und mit drei Bandschleifen zu beiden Seiten wieder geschlossen waren. Der Schmuck bestand aus zwei Reihen Perlen um den Hals und aus einem gleichen Armbande.

Die andre junge Dame hatte das Haar vorn in langen Locken geordnet, über dem Zopfe eine Resilla von Goldfäden mit Schneppe, darum eine Perlenreihe und zu jeder Seite eine volle aufgeblühte Rose. Kleid von rosa Atlas; das Leibchen halbhoch und mit Schneppe; über der Brust befand sich eine Draperie, nicht so breit als gewöhnlich, indem am Rande handbreite Chenillefransen angesetzt waren; der Rock hatte einen Besatz von zwei schiefen Streifen Atlas, wovon der unterste noch bogig ausgeschnitten war; unter dessen Rande waren ebenfalls breite Chenillefransen angesetzt; dieser Besatz wiederholte sich dreimal und nahm mehr als die Hälfte des Rockes ein.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 12. 1) Hut von Atlas, mit Posamentirarbeit garnirt. Kleid von Popeline; Leibchen, Rock und Aermel mit Moosfransen ausgeputzt. Unterärmel à la Paysanne; Kragen von Batist, englisch bestickt. 2) Hut von Atlas, mit Tüll überzogen und einem Blumenzweig garnirt. Kleid von Satin türe mit offenem Leibchen; Aermel und Rock mit ausgezackten Volants garnirt; Unterärmel von gesticktem Musselin mit Manschetten; Chemisette mit Spitzenkräuschen und doppeltem Busenstreif.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 13. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Das rothe Band oder die Civilehe.

(Fortsetzung.)

„Die Kraft verläßt mich," hörte Conrad Marien mit sich selbst reden, „ich kann des Försters Frau nicht werden — und Conrad flieht mich — er unternimmt nichts für sein Mädchen, giebt es dem Schmerze und der Verzweiflung preis — o mein Gott, mein Gott!"

„Marie, Marie!" rief Conrad unwillkührlich und sank zitternd auf die Knie in das bethaute Gras nieder.

„Himmel!" rief die Stimme in der Laube, „wer ruft mich?"

„Marie, nur ein Wort, ehe ich von Dir scheide!"

„Conrad, Du kommst zu mir, zu dem Mädchen, das Du hassen solltest, denn es hielt Dich für fähig, ein Verbrechen zu begehen —?"

Als ob ihn eine unsichtbare Gewalt dazu antriebe, raffte sich der junge Mann empor, riß die Gartenthür auf und stürzte in die Laube, in der Marie weinend am Boden lag.

„Conrad," rief sie ihm entgegen, „ich bin ein elendes, unglückliches Geschöpf! Kannst Du mir verzeihen? Wirst Du mich nicht hassen?"

„Nein, Marie, ich beklage Dich und liebe Dich immer noch mit der ganzen Kraft meines Herzens."

Sanft zog er das bebende Mädchen empor und drückte einen innigen, langen Kuß auf ihre glühende Stirn.

„Marie, Dein Schicksal betrübt mich mehr als das meinige, denn Du mußt den Jugendfreund vergessen, und die Liebe, welche das Glück Deines Lebens machen sollte, wird Dir zur bittersten Qual."

„Conrad, Conrad!"

„Sieh'," fuhr Conrad fort, indem er seinen Arm um ihren Hals schlang, „ich bin glücklicher als Du, denn mein Herz ist frei, es kann Dir treu bleiben und Dich lieben — mich fesselt kein andres Band, ich kann meinen letzten Seufzer zu Dir senden, ich kann sterben mit Deinem Namen auf den Lippen — darum weine nicht über mich — ich bin ja weniger zu beklagen als Du!"

Mit bebenden Armen klammerte sich Marie an Conrad und hielt ihn krampfhaft einige Minuten umschlungen.

„Jetzt fasse Dich," sagte Conrad, „ich scheide, um Dir die Erfüllung Deiner Pflicht nicht zu erschweren."

„O mein Gott! laß mich sterben, denn das Leben macht mich elend!"

„Komm, Marie, in Dein Haus, ehe uns ein Späherauge belauscht — ich begleite Dich bis zur Schwelle, dann lebe wohl!"

Langsam gingen beide durch den vom Sternenlichte erhellten Garten. Als sie an der Thür des Hauses waren, drückte Conrad schweigend den letzten Kuß auf Mariens Lippen, entwand sich ihren Armen und eilte in die Nacht hinaus. Ohne eine bestimmte Absicht zu haben, folgte er dem Fußwege, den er betreten, sein Kopf glühte in Fieberhitze, und je mehr er sich von Mariens Wohnung entfernte, je mehr steigerte sich sein Schmerz zum Lebensüberdruß.

Wohl eine Viertelstunde war er durch Gebüsche und Felder geirrt, als ihm plötzlich eine weite Fläche entgegenblinkte. Es war der Teich, dessen Wasser Philipps Mühle trieb. Mit einem unheimlichen Lächeln blieb er stehen und sah auf den ruhigen Spiegel des schilfbekränzten Weihers. Der Abend war still, nichts regte sich in der schweigenden Natur, das ferne monotone Geklapper der Mühle, deren erleuchtetes Fenster wie ein Stern flimmerte, war das einzige Geräusch, das an das Ohr des unglücklichen Conrad schlug.

„Nein," flüsterte er endlich vor sich hin, „ich will die Last des Lebens wenigstens hier nicht von mir werfen, daß Marie sich meinen Tod nicht zum Vorwurf machen kann, sie ist ja schon unglücklich genug. Fort!" rief er aus, indem er abwehrend die Hände gegen den Weiher streckte, „fort, daß mich der Dämon nicht erfaßt — überall wüthet der Krieg, er nehme mich als sein Opfer, dann sterbe ich einen Tod, den die öffentliche Meinung nicht zum Verbrechen stempelt!"

Rasch wandte er dem Ufer den Rücken und eilte einem Gehölze zu, dessen Umrisse sich von dem gelben Stoppelfelde in phantastischen Gestalten absonderten. Das Feld war durchschritten und Conrad stand an einer lebendigen Hecke, die ein freundliches Jägerhaus umschloß. Aus einem Fenster des Erdgeschosses, das bis zur Hälfte von den Blättern und Ranken des Zaunes bedeckt ward, schimmerte ihm ein Licht entgegen.

„Himmel," flüsterte Conrad überrascht, „ist das nicht das Haus des Försters Eberhard, des Mannes der unglücklichen Marie? Führt mich der Zufall hierher oder hat mich die Hand des Schicksals geleitet? Ha, Bube," rief er aus und drohte mit der geballten Faust dem Fenster zu, „Du bist der Teufel, der zwei Menschen unglücklich macht, Du trägst die Schuld, daß Marie weint und ich von Verzweiflung getrieben die Welt durchirren muß! Herr Gott im Himmel! Hast Du mich hierher geführt, daß ich Mariens Bande brechen soll, o so gieb mir ein Zeichen und mache mich zum Werkzeuge Deiner Vorsehung!"

Ein lautes Klopfen an des Hauses Thür, die sich auf der entgegengesetzten Seite befand, gab dem jungen Manne Antwort auf diese Frage, die ihm die Verzweiflung erpreßt. Lauschend blieb er stehen.

„Wer klopft?" fragte Eberhards Stimme in dem Hause.

„Ich, Graff," war die Antwort an der Thür.

„Wer es auch sei, ich öffne um diese Stunde nicht."

„Eberhard, öffne die Thür."

„Komm morgen wieder."

„Oeffne, ich muß Dich sprechen in Deinem Interesse."

Das Gespräch schwieg. Statt seiner hörte Conrad das Oeffnen der Thüren und Schritte im Innern des Hauses. Von einer Ahnung getrieben, als ob er ein wichtiges für sein Leben entscheidendes Geheimniß entdecken würde, bog er leise die Zweige und Blätter zurück und steckte den Kopf durch eine Oeffnung des Zaunes, daß er durch das Fenster das beleuchtete Zimmer völlig übersehen konnte. Kaum hatte er diese Stellung eingenommen, als er Eberhard und Graff durch die Thür eintreten sah. Eberhard trug einen schlichten Hausrock, Graff war mit Gewehr und Hirschfänger bewaffnet.

Conrad hörte deutlich folgendes Gespräch, das sich zwischen den beiden Jägern entspann:

„Nun," sagte Graff eintretend, „Du bist wohl in Deinem Glücke so übermüthig geworden, daß Du den Freund und Genossen im Hofe warten läßt, als ob er Dein Treibjunge wäre? Ich dächte, wenn ich komme, müssen alle Thüren offen stehen."

„Was willst Du? Was führt Dich zu mir?" fragte verdrießlich der Revierförster.

„Unsre Sicherheit und mehr noch ein gutes Geschäft."

„Ein gutes Geschäft? Was soll das heißen?"

„Du weißt doch, daß der junge Graf Rudolph die Gräfin Emma von Linden heirathet und daß die Braut dem Bräutigam ein beträchtliches Vermögen zubringt?"

„Nun?" fragte Eberhard.

„Nun, Herr Compagnon, habe ich diesen Nachmittag in Erfahrung gebracht, daß der Graf diese Nacht das Schloß des Barons von H. verläßt und zwanzigtausend Thaler in Golde mit sich führt — dieses Sümmchen soll der Braut den Weg in das Haus des Gemahls bahnen — er will vor der Hochzeit noch einige Wechsel damit einfangen, damit man ihn nicht fängt."

„Was kümmert das mich?" sagte Eberhard gleichgültig.

„Gegen Mitternacht wird er in seinem Jagdwagen allein nach Hause zurückkehren — sein Weg führt ihn an den Steinbrüchen vorbei —"

„Himmel," rief der Förster, „solltest Du vielleicht noch einmal auf den Gedanken kommen —"

„Ah, verstehst Du mich endlich?" rief Graff mit heiserm Lachen. „Nicht wahr, es wäre doch jammerschade, wenn die schöne Summe mit in den Steinbrüchen begraben würde. Das Geschäft ist von doppeltem Nutzen: wir entledigen uns eines gefährlichen Menschen, der unsre Püffe in den Ruinen der Abtei nicht vergessen kann, und werden auf einmal reich — Du freilich sitzest schon in der Wolle, denn Du heirathest ein niedliches Mädchen und eine eben so niedliche Meierei — aber ich mit meiner Fratze kann an Heirathen nicht denken, ich muß auf ein anderes Mittel sinnen, mir ein Vermögen zu erwerben — und siehe da, meinem Scharfsinn ist es gelungen — Du bist mein Freund, Eberhard, Du sollst von diesem Geschäfte den dritten Theil erhalten, mehr gebrauchst Du nicht, um für einen wohlhabenden Mann zu gelten — ich lade Dich hiermit feierlichst dazu ein."

Dem Lauscher am Fenster erstarrte das Blut in den Adern, ihm war als ob ein Traum seine Sinne umnebelte. Mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stand, behauptete er seine Stellung, um den Ausgang des Gesprächs zu erfahren, denn soviel war ihm trotz seines Zustandes klar, daß eine bloße Anzeige ohne Beweise nicht nur ohne Nutzen, sondern selbst von Nachtheil für ihn sein könnte. Der Gedanke, Marie ist durch die Civilehe an einen Raubmörder gekettet, gab ihm Kraft zur Ausdauer.

„Ich folge Dir nicht," hörte er Eberhard sprechen; „Du hast mich einmal zu einem Verbrechen verleitet, aber nie wird es wieder geschehen!"

„Beim Himmel!" rief Graff, „die Civilehe scheint Dein Gewissen sehr zart gemacht zu haben!"

„Nicht die Ehe, sondern das geraubte Geld — dort liegt es im Schranke — ich mag es nicht berühren! Könnte ich mit der Zurückgabe desselben meine Ruhe wieder erkaufen, ich würde mich ohne Bedauern davon trennen. O, daß ich Deinen Worten Gehör gegeben! Fliehe, Du bist der Teufel, der mein Leben vergiftet!"

„Sieh', mein Bürschchen, wie klug Du redest! Das Geld verachtest Du jetzt, weil Du ein reiches Mädchen geheirathet hast — wie aber, mein wackerer Freund, wenn ich nicht auf den Gedanken gekommen wäre, durch die Zurücklassung des Hutes in den Ruinen den Bräutigam Mariens zu verdächtigen, daß sie ihm den Abschied geben und aus Angst Dich heirathen mußte — wie aber, frage ich, stände es jetzt mit Dir? Glaubst Du denn, daß Marie den Conrad hätte fahren lassen, nur um Dir den Vorzug zu geben? Hätte mein Scharfsinn das Netz nicht gewebt, Du hättest sicher den Vogel nicht gefangen, der Dich stolz und Dein Gewissen zart macht — Du säßest jetzt im Schuldgefängnisse und sähest durch die Eisenstäbe Deines Fensters, wie andre Leute sich des Lebens freuen."

„Laß mich, Graff, ich will künftig als rechtlicher Mann leben."

„Ha, ha, ha!" lachte der Jäger, „glaubst Du denn, daß man nach Belieben aufhören kann, wenn man einmal angefangen hat — das wäre sehr bequem. — Nein, mein Junge, ich brauche Dich und Du mußt mitgehen oder —"

„Oder?" wiederholte Eberhard.

„Oder ich beweise Dir," sagte der Jäger in einem drohenden Tone, „daß Du mir Gehorsam schuldig bist."

„Mensch," rief der Förster, „laß mich in Ruhe."

„Wenn Du Deine Pflicht gegen mich erfüllt hast."

„So nimm das Geld aus dem Schranke und geh."

„Wie, den Freund willst Du mit Geld abkaufen?"

„Du bist nicht mein Freund, ich schäme mich Deiner."

„Nicht Dein Freund? Oho, wer bin ich denn?" fragte Graff mit wutherstickter Stimme.

„Mein Teufel bist Du!"

„Aber doch Dein guter Teufel?"

„Geh' aus meinem Hause," rief Eberhard, den die Ironie des Jägers fast zur Verzweiflung brachte.

„Höre noch ein Wort, Freund Eberhard, der Du mich aus Deinem Hause jagst: bist Du mit dem Schlage eilf Uhr nicht in dem Wirthshause des alten Kaspar, um mich zu begleiten, so gehe ich morgen früh zu Marien und entdecke ihr das süße, unschuldige Geheimniß ihres Mannes — hast Du gehört?"

„Allmächtiger Gott, das wolltest Du thun? Graff, nimm jenes Geld aus dem Schranke, es fehlt kein Thaler daran — nimm es, aber laß mich in Ruhe! Geh, geh, Du fürchterlicher Mensch!"

„Ohne Dich keinen Schritt."

„Bedenke, daß wir ein neues Verbrechen auf unsre Seele laden!"

„Eins oder zwei — das ist ganz gleich! Feigling," lachte der Jäger, „Du fürchtest Dich, ein kluger Mann zu sein?"

„Du lachst noch?" fragte Eberhard mit Schaudern.

„Ja, ich lache, Freund, um Dir meine Achtung zu beweisen! Noch einmal, wähle: willst Du zu dem Rendez-vous kommen oder soll ich gehen — Du weißt wohin?"

„Mensch, ist das Dein Ernst?"

„Bei meiner Jägerehre, die ich nie verletzte!"

„Noch einmal, Graff —!"

„Nicht ein Wort — ja oder nein?"

(Schluß folgt.)

Ein Lustgärtlein oder uralte Encyklopädie der Künste und Wissenschaften.

In Straßburg findet sich auf der dortigen Bibliothek eine, wenn auch nicht der ältesten, doch der merkwürdigsten Handschriften aus dem zwölften Jahrhundert, die, wie aus dem Inhalt hervorgeht, als eine uralte Zusammenstellung des Wichtigsten betrachtet werden kann, was sich zu jener Zeit in Kunst und Wissenschaft sammeln ließ. Schon die Schicksale der Handschrift sind merkwürdig. Sie wanderte lange hin und her, ehe sie in Straßburg ihre bleibende Stätte fand. Verfaßt im Kloster der heiligen Ottilie zu Hohenburg im Elsaß von der Aebtissin Herrade wurde sie, als eine große Feuersbrunst dies Kloster 1546 zerstörte, vom Bischof zu Straßburg nach Saverne gerettet, kam dann in's Karthäuserkloster von Molsheim, später, beim Ausbruch der französischen Revolution, nach Straßburg, hierauf 1794 in den Besitz eines

Privatmanns, der, ein großer Bücherfreund, als Seitensprößling der adeligen Familie Herrad von Landsberg, Erbschaftsrechte geltend machte, nach Charles, bis sie endlich, aber bald darauf, durch Entscheidung von Paris aus, von ihm wieder der Straßburger Bibliothek zurückgegeben werden mußte. Es hat nicht minder lange gedauert, ehe man über den Charakter des Manuscripts in's Reine kam. Da sich darin eine große Menge kleiner und großer lateinischer, gereimter Gedichte findet, so hielt man das Ganze anfangs mehr für ein geistliches Unterhaltungs- und Erbauungsbuch, für ein poetisches „Lustgärtlein," wie man vor 150 Jahren das „Hortus deliciarum" übersetzt haben würde; denn so hatte Herrade ihre Encyklopädie selbst, geschrieben in lateinischer Sprache, bezeichnet. Ihr Kloster, im achten Jahrhundert gegründet von der heiligen Ottilie, hatte sich gleich vom ersten Beginne an durch vorzügliche Bildung der Nonnen darin ausgezeichnet; die Vorgängerin Herrade's, Rolinde, war namentlich dadurch achtungswerth und hatte sich ihrer, als sie 1159 eingekleidet worden war, mütterlich angenommen, so daß sie alsdann selbst als Aebtissin nach Rolindens Tode 1167 gewählt werden und mit Ehren auftreten konnte. Kurz, diese uralte, durch so mancherlei Schicksale gerettete, aus 380 Pergamentblättern bestehende Handschrift macht uns mit dem damaligen Geschmacke wie mit dem Umfange, den die Kunst und Wissenschaft wenigstens im Raume eines Nonnenklosters jener Zeit behauptete, in einer höchst eigenthümlichen Weise bekannt, indem sie auch noch von ungemein vielen höchst sorgfältig gearbeiteten, im schönsten Farbenglanz prangenden Miniaturen belebt ist und so den Grad der Kunstfertigkeit wie die Richtung des Geschmacks und der Phantasie jener Tage darthut *). Als Encyklopädie giebt sie eine unendliche Menge kleiner und größerer Auszüge oder vielmehr Notizen aus der Bibel, aus Kirchenvätern, Geschichtsbüchern und wissenschaftlichen frühern Quellen, nachdem die Aebtissin gleich auf der zweiten Seite ihre lieben Nonnen mit einem Gedichte von neun Versen begrüßt und dem „Cohors" derselben im zweiten Verse zugerufen hat:

Herrat devotissima,
Tua fidelissima
Mater et ancillula
Cantat tibi cantica!

Herrad naht Euch demuthsvoll,
Opfert Euch der Treue Zoll,
Singt als Mutter und als Magd,
Was Euch der Gesang hier sagt.

*) Solche „Illustrationen," wie wir sie jetzt nennen würden, finden sich in fast allen alten Handschriften, besonders in solchen, die für die Nonnen bestimmt waren, „um sie," wie ein alter Schriftsteller sagt, „desto mehr anzufeuern, das Beispiel heiliger Männer und Frauen nachzuahmen."

Im siebenten Verse folgt dann noch der Wunsch:

Sic hic liber utilis,
Tibi delectabilis,
Et non cesses volvere
Nunc in tuo pectore!

Mag das Buch Euch nützlich sein,
Mögt Ihr seiner Euch erfreun;
Leset immer fleißig drin,
Richtet Euer Herz dahin!

Eine Art Vorrede erklärt dann weitläufiger, wie und weshalb sie „für die süßesten Jungfrauen Christi" aus verschiedenen heiligen und philosophischen (d. h. weltlichen) Schriften dies „Lustgärtlein (hortus deliciarum) gleichsam in eine einzige übersüße Honigscheibe zusammengetragen habe." Von der Handschrift dürfte nun wohl so viel gesagt sein, daß man sich, ohne sie zu sehen, einen nothdürftigen Begriff machen kann. Nicht ohne Interesse dürfte es aber wohl auch sein, mit der Art, wie die verschiedenen Gegenstände behandelt sind, etwas genauer bekannt zu werden. So wird denn z. B. gesagt, daß die Sternschnuppen durch den Wind erzeugt werden, welcher den Aether heftig bewegt, daß er dann glänzende Funken herunterfallen läßt, die wie Sterne aussehen. Es kam nun freilich darauf an, daß ihre Nonnen wußten, was der Aether sei, und dessen Beschaffenheit ward ihnen auch nicht vorenthalten, denn, heißt es an einem andern Orte, die Luft ist „der Raum zwischen der Erde und dem Monde, der Aether aber vom Monde bis zum Firmamente des Himmels." Die Winde sind, zwölf an der Zahl, in einer schönen sogenannten Windrose abgebildet und mit dem griechischen Namen bezeichnet, doch so, daß das Griechische kaum bei den Einzelnen zu verstehen ist. Man denke nur, daß noch dreihundert Jahre später das Griechische kaum einzelnen Gelehrten bekannt war; wie hätte die Aebtissin Herrade viel davon wissen können? Am curiosesten zeigt sich in einem Bilde auf der sechzehnten Folioseite der Microcosmus, der Mensch, wie er eben geschaffen ist. Um sein Haupt leuchten die sieben Planeten; die Arme sind ausgestreckt, vielleicht um darzuthun, daß er alles beherrscht. In den vier Ecken zeigen sich die vier Elemente, aus denen er zusammengesetzt ist. Gleich darauf folgt das erste Menschenpaar und zwar nach dem Sündenfalle, in voller Thätigkeit. Adam ackert und Eva hat die Spindel. Allegorien, griechische Mythologie, Heilige, Musen, aber freilich wie Damen des zwölften Jahrhunderts gekleidet, wechseln im Bilde wie im Texte ununterbrochen. Die Philosophie erscheint als ein dreiköpfiges Ungeheuer, indem die drei Köpfe als Ethica, Logica und Physica bezeichnet sind. Sokrates und Plato haben auf der Schulter einen schwarzen Raben, der ihnen in's Ohr zu flüstern scheint; denn ganz kurz sagt uns die gelehrte Aebtissin, daß sie und die heidnischen Dichter, „von unreinen Geistern getrieben, die artem magicam et poeticam betrieben" hätten.

Der Auszug aus den biblischen Geschichten ist in dem Maße umfangreicher, als nun das neue Testament in seinen Bereich tritt, und hat nun auch manche lateinische Gesänge, die unser jetziger Geschmack, wenn sie gleich lateinisch sind, für die ärgste Burleske oder Frivolität halten würde. An Miniaturen fehlt es natürlich hier auch nicht, worauf die heilige Maria und ihre Freundinnen stets als Nonnen erscheinen. Die Vanitas vanitatum oder „Es ist alles eitel!" ist auch durch ein eigenthümliches Bild erläutert; zwei Männer, an einem Tische stehend, halten zwei Saiten oder Leinen an ihren Enden und darauf bewegen sich Püppchen, als Reiter und bewaffnete Fußgänger angethan, die wahrscheinlich als sich gegenseitig bekämpfend gedacht werden können, wenn die Saiten in Bewegung gesetzt werden. Vielleicht sollte das Bild eine Satyre auf die damaligen Turniere zu Roß und zu Fuß sein; doch drücken sich die oben und unter dem Bilde und vorn angebrachten Verse darüber nicht deutlich aus, sondern seufzen bloß über die „Vanitas vanitatum" im Allgemeinen. Gleich hinter den Sirenen, die in drei Bildern mit Ulysses figuriren, kommt eine lange Abhandlung über die Kirche und ihr Verhältniß zu den übrigen Ständen; letztere sind ganz im Geiste jener Zeit des Priesterregiments gehalten. Alles soll bloß für sie thätig sein, die Kirche ist der Mittelpunkt, die Krieger z. B. sind ihre Arme, um sie gegen den Feind zu schützen, die Bauern dagegen ihre Füße, welche sie durch die Weide nähren (pascendo portant). Den Bauern, welche nicht den Zehnten ordentlich abtragen, wird mit Hagel, Frost, Trockenheit, Pest und allen möglichen Plagen gedroht. Bald nachher kommt eine poetische Ergießung gegen den Wucher und die Simonie; der Diener des Propheten, Elisa, wird wegen seines Wuchers mit dem Aussatze bestraft, jedoch als er seine Missethat bereut, mittelst des Weihwassers davon befreit, das ihm Gott selbst mit einem Weihwedel zuspritzt. Sowie hierbei ein Bild alles deutlich macht, so geschieht es dann auch, als die Offenbarung des Johannes erläutert werden soll; und eine Darstellung des letzten Gerichts sowie namentlich der Hölle hat eine auffallende Aehnlichkeit mit einer des durch solche Darstellungen berührten Jean Callot, dessen „Versuchung des heiligen Antonius" wahrscheinlich hierin zu suchen ist; denn er konnte, da er von 1593 bis 1635 in Nancy lebte, dies Manuscript aber bis 1609 in Saverne war, leicht genaue Kenntniß davon haben. Auch ein Kalender und wie er gefertigt werden muß, fehlt nicht, indem die Namen der Monate zugleich deutsch und zwar zum Theil ganz in der Weise bezeichnet sind, wie sie unter Karl dem Großen benannt wurden. Der Januar z. B. heißt Wintermonat, der Februar Hornung, der Mai der Meie, der August dagegen Aermimanot (Erntemonat) und der December Hertemanot, d. h. der harte, rauhe. So fehlt es dann also, wie man sieht, nicht an mannigfachen Blumen, groß und klein, in diesem „Lustgärtlein," wo die Nonnen sich geistlich und weltlich ergötzen und selbst — Kalender machen konnten, wenn ihnen in der klösterlichen Einsamkeit die Zeit zu langsam dahinfloß, als daß sie nicht einmal hätten wünschen sollen, den Verlobungsring mit Christus gegen einen mit einem stattlichen Ritter und Ehegespons auszutauschen. •r.

Feuilleton.

Ein Navalorama. Was ist dies? Das ist zu Paris jetzt ein Institut, wo man auf trockenem Lande mit allen der See angehörenden Dingen und Zuständen bekannt gemacht wird. Man kann da für sechs Sous alle Stadien der Seekrankheit durchmachen.

Darin liegt's. Ein Schauspieler in Leipzig sagte neulich: „Es ist mir ganz gleich, was die Recensenten über unsre Leistungen niederschreiben." — Da entgegnete ihm ein College: „Ja, das ist mir auch ganz gleich; daß sie aber dann ihre Recensionen drucken lassen, dies ist der Witz, das ist mir nicht egal.

Auf die Homöopathie deutet schon Shakespeare hin. Ganz ausdrücklich sagt Benvolio zu Romeo:

— — one fire burns out anothers burning
One pain is lessen'd by anothers anguiss.

„Mit Reu' im Herzen &c." Die im vorigen Jahre auf einer Reise nach Süddeutschland bei Köln verschwundene und verschollene junge Frau des Obersten v. Schmidt hat, wie die „Allgemeine Zeitungscorrespondenz" berichtet, ihren in Charlottenburg lebenden Verwandten endlich ein Lebenszeichen aus London von sich gegeben. Sie ist, wie schon früher berichtet wurde, einem Verführer gefolgt, bereut aber ihren Fehltritt und will in London eine Schule errichten, da sie es nicht über sich zu gewinnen vermag, in ihre Heimath zurückzukehren. Da ihr aber dazu die Geldmittel fehlen, so bittet sie ihre Verwandten um Unterstützung.

Das Dampfschiff Basdisland ist auf der Fahrt nach Californien im merikanischen Meerbusen untergegangen. Das Schiff war überladen und wurde von einem heftigen Orkane befallen, so daß es zerschmettert wurde. Nur wenige retteten sich in dem langen Boote und wurden von einem Schooner nach Portorico geführt. Die übrigen Passagiere, gegen 50 an der Zahl, die nach Californien zogen, fanden in den Fluthen ihr Grab.

„So stand es in dem Sternenbuch geschrieben." Ein Correspondent von Pesth erzählt folgenden nicht uninteressanten Fall: Durch Zufall erfuhren wir, daß der bekannte hiesige Astronom Albert Monte Dego vor vielen Jahren seiner Tochter bei ihrer Geburt aus Scherz das Horoscop nach den Regeln Seni's und der übrigen Astrologen stellte, den Himmel in zwölf Häuser theilte &c. und zu dem Nativitätsergebniß gelangte, das Kind werde eine große, blutige Revolution erleben und ein demselben sehr nahe stehendes Wesen dadurch in große Gefahr gerathen, durch die Vermittelung

der Kleinen aber gerettet werden. Nun muß man wissen, daß Monte Dego zu einem Jahre Festung verurtheilt worden war, durch Verwendung eines sehr hochgestellten Mannes jedoch, dessen Tochter gleichzeitig mit der Tochter des Sternkundigen bei den Elisabetinerinnen erzogen, begnadigt und auf freien Fuß gesetzt wurde.

Der Lorbeerkranz, welchen Meyerbeer in Wien von der Administration des Hofoperntheaters erhielt, wird auf 3000 Fl. C. M. geschätzt. — Capellmeister Proch, der sich um das Einstudiren des „Propheten" sehr verdient gemacht hatte, erhielt von Meyerbeer als Zeichen der Anerkennung eine kostbare goldene Cylinderuhr mit goldener Kette.

Ein spanisches Volkswort.

Es hat in dieser Welt ein jeder seine Finten:
Den Ochsen meide vorn und einen Esel hinten.
Doch sollte Dir im Weg ein Mönch entgegenschreiten,
Ich rathe weislich Dir: den meid' von allen Seiten.

Zur Unterstützung der Schweizer Flüchtlinge fand im Kroll'schen Locale zu Berlin ein Monstre-Banket statt, wo man 3000 Billets abgesetzt. Es wurde eine Bruttoeinnahme von 1000 Thalern erzielt und nach Abzug von fast 200 Thalern Kosten verblieben für den vorgesetzten Zweck über 800 Thaler.

Dies ist der Unterschied. Wenn im Dresdener Theater ein Stück ausgetrommelt und ausgepfiffen wird, so ärgern sich diejenigen, welche im Theater waren. In Leipzig ist's in ähnlichen Fällen umgekehrt, da ärgern sich diejenigen, welche nicht dabei waren.

„Bürger und Molly" ist der Titel zu einem Volksstück, welches S. Mosenthal, der Verfasser der „Deborah," in Angriff genommen.

„Ja, du bist's, verlorener Sohn!" In die Zuckerfabrik des Apothekers F. zu Prag kam vor einiger Zeit ein junger Mann, der sich beim Besitzer erkundigte, ob er nicht Portraits wünsche, er sei ein Schüler Ammerlings. Der Besitzer, persönlich mit dem Meister befreundet, nahm den, wie ersichtlich, eben nicht in glänzenden Verhältnissen stehenden Schüler freundlich in sein Haus auf und gab ihm Beschäftigung. Nach längerer Zeit machte er nach dem Betragen des jungen Mannes und mehreren Aeußerungen die Bemerkung, der sich Rosenberg nennende junge Maler sei ein anderer, als er scheine. Er nahm ihn in's Verhör und der Maler bekannte, daß er der Sohn eines russischen Fürsten, sein Bruder Gouverneur von St. Petersburg sei. Er habe mit seiner Familie lange in Wien und Italien gelebt und dort malen gelernt. Vor acht Jahren habe er das väterliche Haus verlassen und sich in den drückendsten Verhältnissen als Künstler durch die Welt gebracht. F** fuhr zufällig nach Wien und zog über die russische Familie Nachrichten ein, welche genau mit denen seines Schützlings übereinstimmten; er brachte in Erfahrung, daß der alte Fürst sich vor einiger Zeit in Wien aufgehalten habe und begab sich zu dem damaligen Banquier desselben, dem er den Vorfall mittheilte. Mit Erstaunen vernahm ihn dieser und bestätigte die Aussage des jungen Mannes mit dem Bemerken, daß der alte Fürst untröstlich sei über den Verlust seines Sohnes und mehrere Reisen gemacht habe, um ihn aufzufinden und sich mit ihm auszusöhnen. — Der junge Maler wurde davon verständigt und erwartet im Hause seines Beschützers die Ankunft seines Vaters, an welchen der Bericht bereits nach Petersburg ging.

Ein König, ein Kaiser und eine Fürstin. Bekanntlich hat der König des Claviers, Franz Liszt, zu Weimar sich mit der russischen Fürstin Wittgenstein verlobt, welche ebenfalls in Ilm-Athen lebt und in Rußland viele Güter besitzt, die sie von ihrem verstorbenen Gemahl geerbt. Zur Eingehung der Ehe mit Herrn Liszt fehlt aber bis jetzt der Consens des Kaisers von Rußland, und dies ist ein Hauptdocument, da die Fürstin, wenn sie ohne des Kaisers Zustimmung ein Ehebündniß mit dem Künstler abschließt, ihrer reichen Besitzungen im südlichen Rußland verlustig wird.

Deutsche Knauserei. Die Construction der preußischen Zündnadelgewehre war bisher noch immer ein Geheimniß und diese Gewehre selbst deshalb ein großer Vorzug des preußischen Militärs. Schon seit längerer Zeit war der Mechaniker Dr. Kuphal mit dieser Erfindung beschäftigt, und in Folge unausgesetzten Bemühens ist es ihm gelungen, nicht nur das ganze Geheimniß aufzufinden, sondern noch die wesentlichsten Verbesserungen in dem ganzen Mechanismus und, was bei diesen Gewehren bekanntlich eine Hauptsache ist, der Präparation der Patronen anzubringen. Er bot sein Geheimniß zuerst der hannöverschen Regierung für den Preis von 10,000 Thalern an. Hier zurückgewiesen ist er vor kurzem mit seiner Erfindung nach England gegangen, wo man ihn mit offenen Armen empfing und wo nach soeben von ihm eingetroffenen Briefen die Regierung sich nicht nur zu einer bedeutenden Belohnung für Mittheilung des Geheimnisses, sondern auch zur Verleihung eines 14jährigen Patents ihm gegenüber erboten hat. Wir hören, daß die neue Kuphal'sche Construction der Schußwaffen selbst auf Kanonen mit Leichtigkeit sich anwenden läßt.

Mehrere Alterthümer, welche man in der Gegend des alten Carthago ausgegraben, wurden neulich bei einer Auction in Liverpool versteigert. Es waren einige sehr interessante Gegenstände und es gefielen insbesondere mehrere kleine Büsten, Urnen und zwei Basreliefs. Eine der Büsten stellte den Scipio Africanus dar. Eine Papyrusrolle wurde mit 100 Pfd. St. bezahlt, so wie denn überhaupt die meisten Gegenstände dieser Sammlung zu hohen Preisen abgingen.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. So dachte wahrscheinlich kürzlich zu Carlsbad auf einem öffentlichen Balle ein Obrist, welcher einem Familienvater einen ernsten Verweis ertheilte, weil er seine Töchter nicht mit auf den Ball gebracht habe.

Schwanthalers irdische Reste sind zu München in die vom König Ludwig dem verstorbenen Meister bestimmte Gruft auf dem neuen Friedhofe unter Begleitung eines großen Leichenzugs gebracht worden, wo sie nun neben denen Gärtners ruhen.

Ein kühner Schwimmer. Herr Fuller, Redacteur des „Daily Wisconsin" in Milwaukie, ist der beste Schwimmer in den Vereinigten Staaten. Im Frühjahre 1849 kam dieser mit mehreren Freunden nach Niagara. Am Fuße der Fälle, wo die Fähre nach Canada hinüberrudert, sprach er mit seinen Freunden darüber, ob es wohl möglich wäre, über den Fluß, der etwa 1000 Fuß breit ist, zu schwimmen. Er fragte den Fährmann, ob dies noch niemand gethan habe, und erhielt zur Antwort: Ja, zwei englische Soldaten! — Goddam, sagte Fuller, was zwei englische Soldaten können, das kann ich auch! Und ohne sich länger zu besinnen, entkleidete er sich und sprang in den Strom. Seine Lage soll schrecklich gewesen sein, denn er hatte seinen Kräften fast zu viel vertraut. Mehr als zwanzigmal wollten ihn die furchtbaren Wirbel hinunterziehen; er kämpfte wie ein Verzweifelnder, und wäre gewiß auch unterlegen, hätte ihn nicht der Gedanke aufrecht erhalten: Was zwei englische Soldaten können, das kann ich auch! Halb todt vor Ermattung stieg er an der andern Seite an's Land. Da kam der Fährmann zu ihm, klopfte ihm auf die Schultern und sagte: „Sie sind der Erste, der es vollbracht hat; denn die beiden englischen Soldaten sind ertrunken!"

Uns wird davon nichts abgezwackt! sagt Mephisto. Nicht so können jetzt die Hannöver'schen Hofschauspieler sagen, denn der König von Hannover hat Befehl gegeben,

daß fortan kein Schauspieler an der Hofbühne mehr als 1500 Thaler Gehalt beziehen soll. Da mit Devrient kurz vorher ein neuer Contract abgeschlossen war, der ihm 2000 Thaler sicherte, so wurden, um den Contract mit dem königl. Befehl in Einklang zu bringen, 500 Thaler an dem Gehalte gekürzt, dafür aber außer den Ferien zwei Monate Urlaub bewilligt.

Ein Schneider in Wien kündigt „Proportionsmieder für die weibliche Körperverschönerung“ an.

Ein Münzenfund. Am 4. März d. J. wurden in Heilbronn beim Ausgraben eines Kellers zum Salzer'schen Hause vor dem Karlsthore zehn Schuhe unter der Erdoberfläche aus längst ausgefülltem Boden mehrere hundert Silbermünzen ausgegraben. Es sind deutsche aus dem Mittelalter, die meisten Heller aus dem vierzehnten Jahrhundert. Sie bestehen aus rundlichem Silberblech. Auf einer Seite ist eine flache rechte Hand in runder Einfassung aus Punkten, auf der andern Seite ebenfalls in einem punktirten Kreise ein Kreuz, dessen gleichlange Arme in Gabeln endigen, zwischen welchen größere Punkte durch einen Stempel eingeschlagen. In den äußeren Kreisen stehen mönchsgothische Buchstaben, worunter A. V. H. A., auch die Zahl II. und L. II. zu erkennen sind. Bekanntlich schlug die Stadt Hall, welche eine Hand im Wappen führt, schon im eilften Jahrhundert Silbermünzen, welche Häller genannt worden sind, und weil sie nicht gleich dick und groß waren, so wurden sie nicht gezählt, sondern gewogen, so daß man vom zwölften Jahrhundert an bis zum sechzehnten nach Pfunden Heller rechnete. Die im Salzer'schen Garten ausgegrabenen scheinen aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, also fast fünfhundert Jahre alt zu sein. Römische Münzen fand man im Salzer'schen Garten nicht, wohl aber wurde auch in diesem Jahre aus einem Weinberg beim Cäcilienbronnen eine römische Silbermünze von dem römischen Kaiser M. Antonius Gordianus III., der vom Jahre 238 bis 244 regiert hat, ausgegraben.

Im Berliner Gießhause ist man gegenwärtig mit dem Guß einer vortrefflich gearbeiteten überlebensgroßen Büste Chlopicki's beschäftigt. Das Modell ist von einem erst 15 Jahre alten polnischen Künstler, Stattler aus Krakau, verfertigt. Es sollen 14 Exemplare der Büste gegossen werden, die zum Theil nach London und Paris bestimmt sind. Zugleich ist auch der kunstvoll gearbeitete Tiger, welcher eine der Treppenwangen des königl. Schauspielhauses zu zieren bestimmt ist, unter der Hand des Ciseleurs. Der große Löwe, welcher ebendaselbst aufgestellt werden soll, ist bereits vollendet auf dem Hofe des Gießhauses zu sehen.

Der hochweise Gemeindevorsteher. Aus Kaltern in Tyrol schreibt man Folgendes: Im benachbarten Dorfe Unterplanzing wollte man in den letzten Faschingstagen eine Tanzunterhaltung veranstalten. Der Gemeindevorsteher, an welchen das Gesuch zur Bewilligung gerichtet wurde, erledigte dasselbe auf folgende Weise: Nachdem 1) unser hochw. Decan ein Todfeind aller Tanzmusik ist und nachdem 2) wir in einer so schlechten Zeit der Revolutionen, der Trübsal und des Elends leben, so kann vernünftigerweise keine Tanzbewilligung ertheilt werden.

Musikalisches. Die Holz- und Strohinstrumente machten, als sie zuerst auftauchten, viel Sensation, namentlich durch Gusikow's Spiel, nun aber sollen wir binnen kurzem erleben, daß die gebundenen Töne des Steins ebenfalls durch die Kunst der Menschenhand zu musikalischen Wirkungen befreit werden können. Die Gebrüder Rittler, Virtuosen aus Hannover, welche wir bereits in diesen Blättern erwähnt, haben ihre Kraft einem Instrument geweiht, das aus etwa 40 rohen, ganz ungleichförmig gearbeiteten Steinen besteht, die einer sehr festen, korallenhaltigen Marmorart angehören, welche sich in Nordengland vorfinden soll. Diese zur Tonleiter gestimmten Steine sind von 6 Zoll bis zu 3 Fuß lang, die Breite und Dicke nach Verhältniß der Höhe oder Tiefe des Tones. Der Klang ist etwa wie der einer Spieldose, jedoch von einer oft selbst eine Orchesterbegleitung übertönenden Fülle.

*** Berlin. Es dürfte den Musikfreunden nicht uninteressant sein zu vernehmen, daß das im jüngsten Concert von Jenny Lind und der Tuczek unter so vielem Beifall vorgetragene heitere Duett: „la grand'-mère,“ Meyerbeer ursprünglich für die berühmten französischen Sängerinnen Madame Malibran und für die Dameran componirt hat.

Aus der Theaterwelt. Leipzig. Das vorher in vielen Journalen so entsetzlich ausposaunte Drama: „Robespierre“ von Griepenkerl, ist nun auch auf unserer Bühne in Scene gegangen und hat den Beweis gegeben, daß Herr Griepenkerl durchaus nicht als der Messias der deutschen Bühne zu betrachten. Bei der ersten Vorstellung so wie den zweimaligen Wiederholungen war die Anerkennung sehr getheilt und der hier und da forcirte Beifall wurde nicht selten durch mehrfaches Zischen gedämpft. Es ist nicht der Beruf unsres Blattes, seitenlange Kritiken über neuere dramatische Schöpfungen zu liefern, und schon nach der Vorlesung dieses Stücks vom Verfasser am hiesigen Orte konnten wir uns nicht bequemen, in das maßlose Lob andrer Blätter einzustimmen, welches von guten Freunden des Verfassers scheffelweise ausgestreut wurde. Wir verweisen auf den wahren Prüfstein, auf die Aufführung, und zwar an einer Bühne, vor welcher ein Publicum sitzt, das sich nicht blenden und bestechen läßt. Als ein solcher Richter ist das academische Parterre unsers Theaters zu betrachten, es hat nach Pflicht und Gewissen gehandelt. — Am 17. März eröffnete Emil Devrient einen zweiten Gastrollencyklus mit dem „Marquis Posa.“ — Die Proben zu Meyerbeers „Prophet“ schreiten rüstig vorwärts und die Aufführung dieses colossalen Tonwerks steht in zwei Wochen bevor.

*** Dieser Tage nahm auf der Hofbühne in Wien ein würdiger Veteran der Kunst von der Bühne, vom Publicum Abschied. Max Korn betrat im „Correggio“ zum Letztenmal die Bühne, auf der er 48 Jahre gewirkt, die er in den Zeiten ihrer Blüthe, ihres Verfalles gesehen, glücklich genug, die Anfänge einer Restauration zu erleben, die so eben in's Werk gesetzt wird. Otto Prechtler widmet dem Abgetretenen ein schönes Gedicht zum Scheiden in der Wiener Zeitung und Friedrich Hebbel äußert sich wie folgt: „Die Eleganz, der wahrhaft vornehme Anstand mit ihr, denn mag er in mancher andern Beziehung zu ersetzen sein, diese beiden Eigenschaften, ohne die doch z. B. ein Marinelli nicht denkbar ist, werden sobald keinen Repräsentanten wieder finden. Es war ein rührender Moment und nicht bloß für den eigentlichen habitué des Theaters. Die Künstler selbst, der alte siebzigjährige Mann strengte sich in einer seiner herrlichsten Rollen, dem Giulio Romano im Correggio auf's äußerste an, um uns wie in einem letzten Abendroth seine außerordentlichen Vorzüge noch einmal glänzend vorzuführen; das Publicum aber, aus allen Classen und Ständen so zahlreich vertreten wie der beschränkte Raum es nur irgend gestattete, that alles, um zu zeigen, daß es ein Gedächtniß habe; des Beifallklatschens, des Hervorrufens war kein Ende, und als Herr Korn in einigen innig gefühlten, mit fast versagender Stimme vorgetragenen Worten des Dankes unter anderm auch der ihm von Sr. Maj. dem Kaiser gewordenen reichen Dotation erwähnte, da erscholl ein evviva, wie der jugendliche Monarch, der persönlich anwesend war, gewiß nie ein volleres und tieferes vernehmen wird.

*** Aus Norwegen hört man wieder von einem Conflict Ole Bull's mit der Polizei zu Bergen. Ole Bull hat bekanntlich dort ein Nationaltheater errichtet. Die Sache fing damit an, daß Ole Bull der Polizei den Erlaubnißschein für Theatervorstellungen, den die gesetzliche Behörde, der Stiftsamtmann, ausgestellt hatte, nicht vorzeigen wollte. Nachdem man endlich den Querkopf auf gütliche Weise dazu bewogen hatte, weigerte er sich, der Polizei die üblichen Plätze anzuweisen. Als der Polizeimeister, der ein Muster patriarchalischer Sanftmuth zu sein scheint, gehorsamst um Gewährung dreier Plätze für sich und zwei Beamte einkam,

ließ Ole Bull im Stehparquet ein fünf Fuß langes schwarzes Bret mit der Prangerinschrift: „Plätze der Polizei,“ befestigen und placirte den Polizeimeister daselbst. Dies gab denn endlich den Ausschlag und die Behörde zog den Geiger zur gerichtlichen Untersuchung.

. Berlin. Auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater wird in der nächsten Woche eine neue Posse „die Fanatiker der Ruhe“ in Scene gehen. Der Verfasser dieser Localposse ist Herr Mödinger, dessen letztes Product „die Macht des Goldes“ bereits die 42ste Aufführung erlebt hat.

MODEN.

Paris, den 15. März 1850.

In den Damenmoden ist für den Augenblick ein gewisser Stillstand eingetreten, wenigstens was die Anzüge zu Abendvergnügungen betrifft; denn einmal werden wenig oder keine neuen Stoffe dazu geliefert und die etwa vorkommenden haben keine neue Form angenommen. Der Frühling zögert immer noch mit seinem warmen Sonnenschein und macht daher noch keine Ansprüche an die Tagesmode. Vorbereitungen freilich hat man allerdings mancherlei gemacht, besonders in Bezug auf die feinen und leichten Hüte, wovon sogar schon einige im Wagen getragen werden. Was jedoch die zu erwartenden Mantillen und die verschiedenen Ueberwürfe der Uebergangssaison betrifft, so kommen sie immer noch nicht zum Vorschein, denn man sieht außer den leicht wattirten Mänteln meistens immer nur noch den feinen Cachemirshawl. Die erwähnten neuen Frühlingshüte sind der Form nach den winterlichen ziemlich gleich, wenn auch der Ausputz darauf schon etwas mehr feine Blumenzweige enthält, besonders auf den Hüten von Crêpe. Auch sieht man übrigens noch sehr schöne Federn, doch nur auf denen von Moiré. Für die Zughüte in allen Farben giebt es sehr wohl kleidende farbige Blondenschleier, welche über dem Barte am Kopf durch eine Schleife mit langen Enden befestigt sind, worin der ganze Ausputz des Hutes besteht; dabei ist das Innere des Hutes mit gezogenem Tüll gefüttert, sowie hübsche Tüllbärtchen mit Federblumen und feinen Bandschleifen als Garnitur nicht fehlen dürfen. So trug z. B. eine elegante junge Dame einen rosa Zughut, welcher mit Crêpeschleifen und Blonden in rosa belegt war; um den Schirm liefen ringsum zwei schmale Atlasröllchen und an jeder Seite des Kopfes waren Marabouts in Büschel geordnet aufgesteckt; unter dem Schirm waren in den Tüllbärtchen Federträubchen garnirt. Dies stand ihr sehr gut zu Gesicht. Ferner trug die Dame einen Oberrock von grauem ungerissenem Sammet; das Leibchen hatte einen eckigen Ausschnitt und ringsum ein Gefältel von wollenen Spitzen; in der Mitte des Leibchens bis an den Saum des Rockes waren kleine silberne Knöpfe dicht hintereinander aufgenäht; von der Taille an bis wieder an den Saum des Rockes befand sich zu beiden Seiten gefältete Spitze, wovon erst eine Reihe, dann die zweite, dritte, vierte, fünfte und sechste Spitzenreihe nach und nach folgte; die Aermel hatten die sogenannte Trichterform und am Rande waren ebenfalls zwei Reihen gefältete Spitzen aufgenäht; dazu gehörten Unterärmel von Tüll, mit schmalen Spitzenkrausen garnirt; das Chemisette war in demselben Geschmack gearbeitet. Ein Mäntelchen vom Stoffe des Kleides, mit weißem Atlas gefüttert, leicht wattirt und mit schönen Blumenmustern durchsteppt, hatte fast eine runde Form; vom Hals bis ziemlich an die Taille fiel ein spitzer Kragen, welcher sich ein wenig über den Schultern wölbte und nach vorn zu ebenfalls spitz endigte; die Aermel bestanden aus drei Theilen, wovon jedes gerundet war und eins über das andre sich legte; über alle Säume des Mäntelchens war eine feine Schnürchenstickerei in Schlangenlinien, die sich nur wenig markirt, aber in der Nähe gewiß stets gefallen wird.

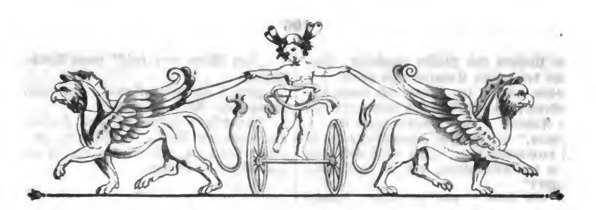
Eine zweite Dame trug einen Hut von weißem Taffet mit schmalen Spitzen, an Atlasröllchen in kleinen Zwischenräumen aufgenäht, an der einen Seite aber einen hängenden Blumenzweig von weißen Akazienblüthen; das Innere des Hutes war mit Tüll bezogen und kleine Tüllbärtchen waren mit Akazienblüthen in Träubchen gebunden. Das Kleid bestand aus kirschrothem Damast: hohes Leibchen mit ausgezackten Revers, welche nach der Taille hin spitz zuliefen; die Aermel waren ziemlich eng und reichten fast bis an das Handgelenk; der Rand war ebenfalls ausgezackt, festonnirt; darüber waren noch Schnürchen aufgenäht, darunter fielen die Unterärmel von feinem Musselin, in einem Bündchen gefaßt, bauschig hervor. Der Rock hatte einen Besatz von drei breiten Streifen, so daß nur ein kleiner Theil desselben frei blieb; über jedem dieser Streifen waren zweimal Schnürchen aufgenäht; diese Streifen hatten dieselben Zacken wie der Revers. Dazu kam ein prächtiger indischer Shawl in orientalischer Perlenfarbe, das jetzt modische Weiß; er hatte ein prächtiges Muster, welches trotz der Zusammenstellung der glänzenden und dunkeln Farben herrlich aussah. Der Muff war von Hermelin, mit weißem Atlas gefüttert. Bei einem sehr besuchten Concert trug eine elegante Dame, deren Geschmack stets sehr belobt wird, ein Kleid von bloß grünem Atlas mit ausgeschnittenem Schneppenleibchen; um den Ausschnitt befand sich eine breite schwarze Spitze gleich einer Berthe, die ebenfalls die kurzen Aermel gänzlich verdeckte, in der Mitte des Ausschnitts waren vorn drei Diamantknöpfe an eine sogenannte Fontangeschleife von Atlasband befestigt; zugleich war an dem Rocke in der Taille ein breiter schwarzer Spitzenvolant angebracht, der recht gut einen kurzen Rock vorstellen konnte; ferner befand sich ein wenig unter dem Knie ein zweiter Spitzenvolant; über diesem Volant waren Fontangeschleifen angebracht, welche sich in kleinen Zwischenräumen ringsum wiederholten, und so weit der obere Volant von den andern getrennt war, sah man viermal Sammetband fingerbreit aufgenäht. Der Kopfputz war von Haarflechten und vorn in Wellenscheitel geordnet; hierzu kam ein Blätterkranz, von welchem zu beiden Seiten Perlenschnüre herabhingen.

Die Damenstiefelchen von Sammet oder Atlas sind meist mit Knöpfen auf dem Fußblatte verziert. Die feinen Atlasschuhe haben sehr schmale Seitentheile und mittelhohes, eckig ausgeschnittenes Vordertheil. Sie laufen ziemlich spitz zu. Die eigentliche Fußspitze ist eckig abgeschnitten. Kreuzbänder werden gar nicht getragen, oder geschieht es ja, so müssen sie sehr weit hinten angesetzt werden, daß sie unsichtbar bleiben.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 13. 1) Wellenscheitel; das Hinterhaar in Zöpfe geflochten, und Malven mit goldnem Laub in hängenden Zweigen befestigt. Kleid von Atlas mit fünf Spitzenvolants darüber; ein Tüllrock, mit Blumenagraffen und langen Bandenden verziert. Ausgeschnittenes Leibchen, mit Spitzenvolants verziert. 2) Händchen, mit einer Rosenguirlande und leichten Zweigen an der Seite garnirt. Kleid von Atlas, mit ausgeschnittenem Leibchen und mit Spitzen verziert; der Rock ist zu beiden Seiten mit Tüllbauschen und Spitzenvolants leiterförmig besetzt.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 14. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Das rothe Band oder die Civilehe.

(Schluß.)

Nach einer Pause standen die beiden Jäger, Eberhard und Graff, in dem Zimmer sich einander gegenüber; Conrad am Fenster wagte nicht zu athmen, obgleich ihm ein unnennbares Gefühl die Brust zersprengen wollte.

„Gut, ich komme!“ sagte endlich Eberhard, „aber nur unter einer Bedingung.“

„Nenne sie.“

„Daß kein Blut vergossen wird.“

„Narr, ein halbes Geschäft ist keins! Wenn uns der Graf nun erkennt? Sieh', ich bin auf Deinen Vortheil bedacht: ich mache mich aus dem Staube, sobald ich das Geld habe, das kannst Du nicht, Du mußt bei Deiner Frau bleiben — mir ist es ganz gleich, ob der Graf mit heiler Haut davon kommt oder nicht — Dir, dem Zurückbleibenden, muß alles daran liegen, die Zeugen bei Seite zu schaffen — also sei gescheidt und folge mir!“

„O, furchtbar, furchtbar! Ich soll einen Mord auf mein Gewissen laden!“

„Nein, das sollst Du nicht, das Außerwesentliche ist meine Sache — Du nimmst nur das Geld! Also Schlag eilf Uhr an dem Wirthshause — auf der Bank, wo wir den verhängnißvollen Hut mit dem rothen Bande eroberten. Auf Wiedersehen, Kamerad!“

Jetzt zog sich Conrad behutsam aus der Hecke zurück, sandte einen Blick des Dankes zum Himmel empor und lief mit einer solchen Schnelle den Weg über das Stoppelfeld zurück, daß er nach kaum zehn Minuten keuchend an Philipps Mühle stand. Er traf den jungen Müller auf der Bank unter der Linde, wo er einem kleinen Kreise Zuhörer die Scene schilderte, wie Conrad das Leben des Gutsherrn gerettet hatte.

„Willkommen, Conrad!“ riefen alle, als sie ihn erkannten, und umringten ihn freudig, denn sie wußten um sein hartes, unverdientes Schicksal und beklagten ihn von Herzen.

„Philipp,“ flüsterte der Angekommene, „ich muß Dich allein sprechen!“

„Mein Gott, Conrad, Du bist außer Athem, was ist geschehen?“

„Noch nichts; doch komm auf einen Augenblick in Dein Haus.“

Die beiden jungen Leute verschwanden in der Mühle. Die zurückgebliebenen unter der Linde äußerten laut ihre Befürchtungen, sie schlossen aus Conrads hastiger Ankunft, Mariens Verlust habe ihm den Verstand zerstört.

Die Uhr im Dorfe schlug zehn und der kleine Kreis der Nachbarn wollte sich eben trennen, als Conrad und Philipp eilig aus der Mühle traten. Letzterer trug die Uniform seines Regiments, einen alten Säbel an der Seite und ein Jagdgewehr auf der Schulter.

„Wohin?“ riefen die Leute erstaunt.

„Zum Appell!“ war die Antwort der eilenden Männer, die im nächsten Augenblicke schon in dem Dunkel verschwunden waren. Auf einem Platze im Dorfe trennten sie sich wieder, Conrad,

um seine Uniform und Waffen anzulegen, Philipp, um den dritten Kameraden zu holen.

Röschen empfing den Bruder mit einem lauten Freudengeschrei. Dieser grüßte kaum und stürzte in seine Kammer. Die Schwester folgte ihm.

„Conrad,“ rief Röschen, deren Freude sich in Schreck verwandelt hatte, „Du willst doch nicht wieder in den Krieg ziehen, daß Du die Uniform hervorsuchst?“

„In den Krieg,“ war die rasche, freudige Antwort, „in den Krieg, um mir meine Marie wieder zu erobern.“

Röschen brach in ein lautes Schluchzen aus, denn sie glaubte, der Bruder sei wahnsinnig geworden.

„Bruder, ich lasse Dich nicht von der Stelle!“

„Warum nicht?“ fragte Conrad lächelnd, indem er den Soldatenrock anzog.

„Wie Du glühst — Du bist krank!“

„Du irrst, Schwester, ich war in meinem Leben nicht so gesund als eben jetzt.“

„Aber wo willst Du hin?“

„In den Krieg!“

„Conrad, Conrad! was soll ich glauben? Diese Antwort — Deine funkelnden Blicke —!“

Der junge Mann prüfte indeß den Inhalt einer Jagdtasche. Als er den nöthigen Schießbedarf darin vorgefunden, warf er sie über die Schulter, ergriff ein Gewehr, das an der Wand hing, und trat dann ruhig und freundlich zu seiner Schwester.

„Röschen,“ sagte er sanft, „Du weinst und zweifelst vielleicht an meinem Verstande, weil ich von Dingen rede, die Dir sonderbar erscheinen, aber sei außer Sorge, der Gang, den ich jetzt zu machen gedenke, rettet unserm jungen Grafen das Leben, mir die schwer gekränkte Ehre und Marien die Freiheit. Begreifst Du nun meine plötzliche Umwandlung, liebe Schwester?“

„Aber, so erkläre mir doch —!“

„Soll ich meinen Zweck nicht verfehlen, so laß mich ziehen — bald kehre ich zurück und Du wirst alles erfahren.“

„Willst Du allein fort?“ fragte Röschen besorgt.

„Komm zurück in das Zimmer und Du wirst sehen, wer mich begleitet.“

In demselben Augenblicke, als die Geschwister aus der Kammer eintraten, öffnete sich die Thür, die auf die Hausflur führte, und Philipp und ein anderer junger Mann in Uniform und bewaffnet erschienen auf der Schwelle.

„Willkommen, Christian!“ rief Conrad, beiden die Hand reichend. „Siehst Du,“ wandte er sich zu Röschen, „da stehen meine Begleiter — hast Du nun noch Angst? Jetzt bleibe wach, bis wir zurückkehren, und sorge für ein gutes Frühstück, denn vor Mitternacht wird unser Geschäft nicht beendet sein. Doch laß kein Wort von unserm Ausmarsche laut werden, sonst ist alles verloren.“

„Und Marie wird frei?“ fragte Röschen noch einmal.

„Frei,“ antwortete Conrad, „um meine Frau zu werden. Adieu, Röschen!“

Vorsichtig verließen die drei Soldaten das Haus und das Dorf. Röschen ging zur Küche, schürte Feuer an und begann das ihr aufgetragene Mahl zu bereiten.

8.

Der Jäger Graff hatte wahr gesprochen: Graf Rudolph bestieg in der That im Edelhofe des Barons gegen Mitternacht seinen Wagen, um nach seinem Schlosse zurückzukehren. Nur führte er nicht die Summe Gold mit sich, nach der Graff sich sehnte; die Kunde davon war nichts als ein Domestikengeschwätz, das dem wilden Waidmann durch einen Jäger des Barons in der Waldschenke zu Ohren gebracht worden. Der junge Graf, obgleich beglückt durch die Liebe eines schönen, reichen Mädchens, befand sich nicht in der heitersten Laune; Conrads Unglück, zu dem er willenlos den Grund gelegt, ging ihm tief zu Herzen und erfüllte ihn um so mehr mit Mißmuth und innigem Bedauern, als er nicht im Stande war, durch irgend ein Mittel das Geschehene auszugleichen. Er hatte seiner Braut die Unglücksgeschichte mitgetheilt und diese hatte ihm unter Thränen den Vorschlag gemacht, dem armen Conrad ein kleines Gut als Eigenthum zu überweisen, das sie in der Gegend von B. besaß und durch einen Verwalter bewirthschaften ließ. Rudolph war freudig auf diesen Vorschlag eingegangen, daß er aber dem braven Manne mit der Verleihung der Glücksgüter nicht auch das Glück und die Ruhe des Herzens zurückgeben konnte, deren Verlust er noch vor kurzem so schmerzlich empfunden, trübte die Freude, die ihm die Umgestaltung seines Geschicks bereitete.

Die Wächter der nahen Dörfer riefen die Mitternachtsstunde und ihre Hörner erklangen hell durch die stille Nacht, als der Graf die weißen Mündungen der Steinbrüche erblickte, an denen eine kurze Strecke seines Weges vorbeiführte. Das Passiren dieses Weges war völlig gefahrlos, da die Abgründe sich in einer Entfernung von mehr als hundert Schritten öffneten und selbst in der größten Dunkelheit sich durch einen weißen Schimmer des Gesteins zu erkennen gaben. Hinter den Steinbrüchen zu beiden Seiten liefen ziemlich hohe Bergrücken hin, welche ein langes, schmales Thal bildeten, das eine Biegung machte, um sich ostwärts fortzusetzen; der Weg aber zum Schlosse schied sich in dieser Biegung und führte südwärts durch einen tiefen Hohlweg wieder in das freie Feld.

Peter, der Kutscher, des Wegs kundig, hieb lustig in die Pferde, daß der leichte, offene Wagen wie ein Pfeil durch das Thal schwirrte. Als er an die Stelle kam, wo er in den Hohlweg einbiegen mußte, fuhr er vorsichtig etwas langsamer

doch kaum hatte er das tiefe Gleis erreicht, als aus einem an dem Abhange stehenden Haselbusche ein Schuß fiel und dem armen Burschen die Hand verwundete, mit der er die Peitsche schwang. In demselben Augenblicke stürzte ein Mann den Pferden in die Zügel.

Der Graf, seit seinem letzten Anfalle vorsichtig geworden, holte rasch ein Pistol aus der Wagentasche hervor, legte an, ein zweiter Schuß knallte durch das Thal und der Mann, der die sich bäumenden Pferde hielt, stürzte mit einem lauten Schrei zusammen. Die Hufe der scheu gewordenen Pferde zermalmten den tödtlich verwundeten Räuber. Peter behielt indeß so viel Geistesgegenwart, daß er mit der gesunden Hand die Zügel kräftig erfaßte und das Durchgehen der Rosse verhinderte.

Noch stand der Graf aufrecht im Wagen und hielt das abgeschossene Pistol in der Hand, als er von hinten mit einem Hirschfänger angegriffen wurde — ein zweiter Räuber hatte den Wagen erstiegen. Ohne ein Wort zu reden, vertheidigte sich der Angegriffene mit dem umgekehrten Pistol und es entspann sich ein Kampf in dem Wagen, der sich sicher zu Gunsten des stärkern Banditen entschieden, wenn nicht ein paar kräftige Fäuste den Nichtswürdigen bei den Haaren ergriffen und ihn rücklings von dem Sitze herab in den Hohlweg geschleudert hätten. Unten standen noch zwei Männer und nahmen den wuthknirschenden Räuber mit ihren Gewehrkolben in Empfang.

Der Graf, in der Meinung, er habe den Angreifenden durch einen Schlag seiner Waffe kampfunfähig gemacht, suchte nach einem zweiten Pistol, das er aber nicht gleich erfassen konnte, da es aus der zerrissenen Tasche an den Boden des Wagens gefallen war.

„Zurück!“ rief er emsig suchend, „oder meine Kugel zerschmettert Euch Banditen die Schädel!“

„Herr Graf!“ rief Conrads Stimme, „die Banditen können nicht mehr zurück, der eine ist todt, der andre geknebelt.“

„Himmel — Kinder, wer seid Ihr?“

Die drei Männer in ihrer Uniform mit den blinkenden Knöpfen traten heran und der Mond, der in diesem Augenblicke hinter einer Wolke hervortrat, beschien ihre muthigen Gesichter.

„Soldaten Ihres Bataillons,“ antworteten sie und streckten dem Grafen die Arme entgegen, um ihm aussteigen zu helfen.

„Conrad, Philipp, Christian!“ rief fast weinend der Gerettete und schloß einen nach dem andern in seine Arme.

„Nun,“ rief Peter, „wollt Ihr mir denn nicht auch helfen? Ich bin am Arme verwundet —!“

Rasch sprang Christian zu den Pferden und Conrad und Philipp nahmen den Kutscher in Empfang.

„Wo bist Du verwundet?“ fragte theilnehmend der Graf.

„Am rechten Arme; es scheint jedoch nur ein Streifschuß zu sein, denn ich fühle keine Schmerzen.“

Graf Rudolph zog sein Taschentuch hervor und verband den Arm des Kutschers, der glücklicherweise nur leicht gestreift war.

„Wo sind die Räuber?“ fragte er dann.

„Hier ist der gefährlichste!“ rief Conrad und schleppte mit Philipps Hülfe den geknebelten Graff herbei, der wie ein zusammengerollter Igel am Boden lag. „Es ist derselbe, der in den Ruinen der Abtei schon einmal die räuberische Hand nach Ihnen ausstreckte, derselbe, der meinen Hut mit dem rothen Bande stahl und ihn an dem Orte seines Verbrechens zurückließ, um den Verdacht auf mich zu wälzen — derselbe, der zwanzigtausend Thaler in Ihrem Wagen vermuthet und Sie morden und berauben will, um als ein reicher Mann sich aus dem Staube zu machen — ist es nicht so, Herr Graff? Jetzt theilen Sie doch mit Ihrem Kameraden — dort liegt er!“

„Ich wollte, ich hätte mit ihm getheilt!“ murmelte der Geknebelte.

„Wer ist der Andere?“ fragte der Graf und trat zu dem Todten.

„Sehen Sie ihn an,“ sagte Philipp, „er ist noch zu erkennen.“

„Himmel, mein eigner Revierförster! O, über den treuen Diener! Conrad, Du hast mir Dein Leben, Dein Glück geopfert — über der Leiche dieses Bösewichts gebe ich Dir Deine Marie zurück — Gott sei gelobt, der alles so gefügt!“

„Herr Graf!“ rief Conrad jauchzend, „Marie liebt mich noch, ich kann wieder glücklich werden.“

„Wie Du es verdienst, mein braver, guter Conrad. — Kinder,“ wandte sich der Graf jetzt zu den Soldaten und freudige Rührung machte seine Stimme schwanken, „Kinder, ich lade Euch zu meiner Hochzeit ein, die nächsten Sonntag auf dem Edelhofe des Barons gefeiert wird — werdet Ihr mich zu der Kirche begleiten und den Ehrenplatz an der Festtafel einnehmen?“

„Herr Graf!“ riefen Philipp und Christian überrascht.

„Ihr müßt erscheinen, wenn Ihr mir meine Freude nicht stören wollt.“

„Wir sind Bauern,“ sagte Philipp, „wir passen nicht in vornehme Gesellschaft.“

„Philipp,“ wo wäre ich und meine Hochzeit, wenn Ihr nicht gewesen wäret?“

„Herr Graf,“ fiel Conrad ein, „wenn Sie meine Kameraden einladen, was bleibt mir dann?“

„Freund,“ rief der Graf, „ist meine Hochzeit nicht die Deine? Oder soll Marie Deine Frau nicht werden?“

„Ja, sie wird meine Frau, aber nicht durch eine Civilehe!“

„Nun, Conrad, wir haben Unglückstage zusammen verlebt, wir wollen auch den höchsten Festtag unsers Lebens zusammen begehen und

unsere Kameraden sind unsere gemeinschaftlichen Gäste!"

Jetzt warfen die jungen Leute den todten Revierförster in den Wagen und banden dann den grimmigen Graff mit den Händen an die Hinterachse, daß er nur die Füße zum Gehen bewegen konnte. Peter bestieg seinen Sitz wieder und fuhr langsam dem Dorfe zu. Der Graf und die Soldaten folgten zu Fuß.

Ein weißer Wolkenstreif im Osten kündete den jungen Tag an, als der Zug vor dem Hause des Ortsrichters anhielt.

Wir übergehen den Schmerz des Richters Valentin — nicht über den Tod seines Neffen, sondern über das Geld, das er für ihn in der Stadt bezahlt, und über den Verlust der fetten Wiese; wir übergehen aber auch die Seligkeit Mariens, als der Graf mit dem Ortsrichter in ihr Zimmer trat und Letzterer ihr den Ehecontract mit der Anzeige zurückgab, sie sei frei und könne dem Manne ihrer Liebe die Hand reichen — wir berichten nur noch, daß Conrad und Marie denselben Tag in Gegenwart des jungen Grafen und des Richters Valentin einen neuen Contract für Zeit und Ewigkeit schlossen und daß am nächsten Sonntage in der mit Blumen und Kränzen geschmückten Dorfkirche unter dem Gesange der andächtigen Gemeinde zwei Brautpaare die Weihe des Priesters erhielten — es waren der Graf Rudolph und Emma, geführt von den adelichen Verwandten, und Conrad und Marie, begleitet von Röschen, Philipp und Christian.

Graff ward dem Arme der Gerechtigkeit übergeben und Eberhard in einem Winkel des Kirchhofs dem Schoße der Erde.

Acht Tage später hielt ein Reisewagen vor Mariens Meierei — er war bestimmt, das junge Ehepaar nach dem Gute zu führen, das die Gräfin dem Retter ihres Gatten als Eigenthum überwiesen hatte.

Oehlenschläger.

Die dänischen Blätter bringen eine „Einladung zur Errichtung eines Denkmals für Adam Oehlenschläger," welche von den angesehensten Männern in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft unterzeichnet ist. Bei dem hohen Ansehen, welches der Verewigte auch in Deutschland genoß, wird deren Mittheilung auch unsern Lesern von Interesse sein. Sie lautet:

„Oehlenschläger ist todt, und die Harfe, welche fast ein halbes Jahrhundert lang erfreut, getröstet und begeistert hat, welche uns unsre Vergangenheit und deren Thaten lieben lehrte und die Gegenwart zur Nachahmung weckte — diese Harfe ist verstummt.

Die Nation hat gezeigt, daß sie diesen Verlust fühlte, und der Schmerz, welcher das Volk hier zu Lande ergriff, pflanzt sich nunmehr über den ganzen Norden fort, und so weit die Trauerbotschaft reicht, werden verwandte Stimmen mit Wehmuth wiederholen: Oehlenschläger ist nicht mehr!

Aber für uns Dänen bietet mitten im Schmerze ein Trost sich dar: Wir dürfen stolz sein, ihn besessen zu haben; stolz auf den Ruhm, der von seinem Namen über unser Vaterland herabstrahlt; stolz auf das unerschöpfliche Erbe, das er uns in seinen Werken hinterlassen hat. In ihnen besitzen wir ihn noch, in ihnen steht er ganz und abgeschlossen vor unsern Gedanken, und wenn man von einem Sterblichen sagen darf, er habe sein Werk vollendet, wenn es Menschen giebt, welche hier auf Erden vollendet worden sind, so werden diese Werke Zeugniß geben, daß er unter ihnen ist. Aus ihnen hat er sich sein dauerndstes Denkmal errichtet, aus ihnen — so lautete es neulich an seinem Ehrenfeste — thürmt sich der Triumphbogen empor, durch welchen er jetzt seinen Einzug in die Unsterblichkeit hält.

Lasset uns nun zeigen, daß wir das Erbe schätzen, das er uns hinterlassen, die wir das Thorwaldsen'sche zu würdigen verstanden, und lasset uns vor uns selbst und unsern Nachkommen bezeugen, daß das Geschlecht, welches Oehlenschläger besaß, nicht undankbar gewesen ist! Wir können mit Selbstgefühl sagen, daß auch unser Vaterland, obschon gering an Umfang, Männer besessen hat, deren Namen in Europa wiederhallte, und doch schweigen unsre Märkte und unsre öffentlichen Plätze von dieser Wahrheit! Während Europa's Hauptstädte — selbst die, denen unsre Vaterstadt in andrer Hinsicht nicht nachsteht — reich sind an öffentlichen Denkmälern, fehlen diese noch beständig bei uns, und der Fremde, welcher uns besucht, wird auf unsern Straßen und Marktplätzen nur todte Steinmassen finden, aber kein erhebendes Monument, keinen Fingerzeig auf den Gedanken, welcher zum Wanderer sagt: Auch hier sind Götter! — Laßt uns denn diese unbehagliche Stille brechen, und möge die erste Statue, die wir errichten, von ihm reden, der so mächtig dazu beitrug, unser Denken zu befruchten, unsre Gefühle zu läutern, uns die Schätze unsrer Muttersprache zu zeigen und unsre Zungen zu lösen!

Indem wir zu diesem Zwecke zusammentreten, fordern wir alle diejenigen, welche von demselben Gefühle beseelt sind, auf, zu dessen Ausführung beizutragen. Wir richten diese Aufforderung an Euch, Ihr Männer, die Ihr aus seinen Werken Nahrung für Euer Denken und Kraft für Euer Thun geschöpft habt. Wir richten sie an Euch, Ihr Frauen, deren Leben er mit seinen Dichtungen schmückte und welche hier Urbilder der Reinheit und Unschuld, der unverbrüchlichen Treue, des Muthes zu Opfern, worin das ewige Erbtheil des nordischen Weibes liegt, gefunden haben.

Wir richten sie an Alte und Junge, an alle ohne Ausnahme, denn wir stehen alle in der Schuld der Dankbarkeit gegen ihn, und es ist niemand unter uns, der nicht durch ihn etwas empfangen hätte!

Aber was Oehlenschläger geleistet hat, gehört nicht bloß der Zeit an, worin er gelebt, sondern es wird weiter wirken und Früchte tragen für die folgenden Zeiten. Wenn wir daher uns selbst ehren, indem wir ihm ein Denkmal setzen, so wird es zugleich unsre Nachkommen kräftigen und anspornen, und die Betrachtung desselben wird sie wiederum zu den ewigen Denkmalen zurückführen, die er in seinen Werken hinterlassen hat, und aus deren unvergänglicher Schönheit werden auch sie dieselbe geistige Erhebung, dieselbe Kraft zu allen guten Handlungen, wie die Zeit, welche es errichtet hat, schöpfen.

Kopenhagen, den 22. Februar 1850.

L. Abrahams, Professor. Collin, geheimer Conferenzrath. J. S. Fibiger, Oberst. L. Frölich, Generalconsul. H. Gamst, Agent. C. Hauch, Professor. H. P. Holst, Professor. Baron A. Holsten zu Holstenhus. Hvidt, Etatsrath. Höyen, Professor. Johnsen, Conferenzrath. Graf F. M. Knuth zu Knuthenborg. Koch, Conferenzrath. Madvig, Minister. Mynster, Bischof. Sporon, Etatsrath und Obergerichtsadvocat. J. M. Thiele, Justizrath und Professor. L. U. Wulff, Capitainlieutenant. A. S. Oersted, geheimer Conferenzrath. H. C. Oersted, Conferenzrath und Professor.

Feuilleton.

Der echte Zimmtbaum soll in den Gebirgen von Jamaica gefunden worden sein. Eine amerikanische Compagnie hat kürzlich mit der Ausbeutung der dort entdeckten Kupferminen begonnen. Die Insel ist überhaupt reich an werthvollen Producten, die ihr eine glänzende Zukunft eröffnen, wenn sie die Folgen der Emancipation und der Aufhebung des Colonialzuckermonopols überwunden hat.

Ein Aal von enormer Größe wurde neulich in der Nähe von Känsö gefangen. Er wiegt 31 Pfund, ist zwei und dreiviertel Ellen lang und hat im Umfange achtzehn Zoll. Selbiger ist dem Museum in Gothenburg geschenkt worden.

Ich bin des Herrschens müde, guter Lord! Man schreibt aus Gotha: Wenn einer das Regieren satt hat, so ist's unser Herzog. Er ist gar nicht zum regierenden Fürsten geschaffen. Componist, Maler, Dichter, Reisender, liebenswürdiger Gesellschafter wird er nach der großen Katastrophe, die uns bevorsteht, sein Leben höchst angenehm verbringen. Er spricht es unumwunden aus, daß er der erste Souverän sein werde, welcher die Regierung niederlege. Er sieht es ein, daß die kleinen Wirthschaften sich nicht lange mehr halten können.

London. Die Eisenbahn über die große eiserne Röhrenbrücke nach der Insel Anglesea ist am 5. März eröffnet. Nachdem der Ingenieur Stephenson mit 3 Locomotiven im Gewicht von 90 Tons dieselbe passirt hatte, wurden 24 Wagen im Gewicht von 300 Tons (600,000 Ctr.) durch die ungeheure Röhre gezogen und hielten in der Mitte an, ohne daß die Brücke im mindesten schwankte.

Appenzell. Einen Beitrag zur Geschichte der hiesigen Criminalistik liefert ein vor wenigen Tagen veröffentlichtes, vom 17. December 1849 datirtes Leumundszeugniß. Ein Mädchen, welches einen ehrenwerthen eidgenössischen Hauptmann fälschlich beschuldigt hatte, mit ihr in vertrautem und folgenreichem Umgange gestanden zu haben, ward hiernach öffentlich am Pranger ausgestellt mit einem Zaum im Munde und einer Ruthe in der Hand, erhielt ferner zwölf Stockstreiche und ward dann auf ein Jahr in Springeisen in der Wohnung ihres Vaters eingesperrt. Nach Ausstehung dieser Strafen entfloh sie nach dem Canton St. Gallen und heirathete dort, worauf sich die väterliche Behörde von Appenzell zur Ausstellung jenes Leumundszeugnisses bewogen fand, um vor aller Welt die Schande des Mädchens und nebenbei auch ihre eigene zu documentiren. Aehnliche Fälle kommen hier häufig vor; überhaupt zeigt die Schweiz, daß unter der Herrschaft der republikanischen Principien die Pflege der Humanität und Gerechtigkeit eben so gut um Jahrhunderte zurückbleiben kann als in dem despotischsten Staate.

Sir Robert Peel hat, der Patrie zufolge, dieser Tage an einen Freund in Paris einen Brief geschrieben, in welchem folgende Stelle vorkommt: „Ich zögere keinen Augenblick, Ihnen meine Ansicht über die gegenwärtige Lage Frankreichs auszusprechen. Frankreich ist eine Diligence voll ehrenhafter Leute, die auf der Landstraße von Räubern angehalten werden und auf die Gendarmen warten."

Die Schranken der Kunst. Als der Maler Klinsky aus Dresden in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts in Prag um die Erlaubniß bat, einige schöne Gegenden, besonders um Teplitz, zu zeichnen, erhielt er dieselbe folgendermaßen: „Man hat kein Bedenken dabei, nur darf der Maler bei seiner Landschaft keinen Berg, kein Thal, keinen Fluß und keinen Wald anbringen; denn Abzeichnungen dieser Theile sind für künftige Kriegszeiten bedenklich."

Wohlau. Hier sind sogar die Postillone auf die Verfassung vereidigt worden. Uebrigens ist es ein recht hübscher Contrast, daß die Officiere und Soldaten nicht auf die Verfassung schwören sollen, aber die Postillone. Will man diese etwa dadurch verhindern, daß sie nicht verfassungswidrig aufschirren oder trompeten sollen?

Der Ehrendegen für General Oudinot, welcher Commandant der römischen Expedition war, ist nunmehr fertig geworden. Er trägt die Inschrift: Gli amici del ordine in Roma alle Generale Oudinot, duca di Reggio. Agosto 1849. General Molière, Commandant der ersten Expeditionsbrigade und später der Avantgarde, hat den Auftrag, dem General Oudinot diesen Degen nebst einem Schreiben zu überbringen, in welchem es heißt: „Herr General! Nach den großartigen Beweisen der Erkenntlichkeit, die Ihnen der souveraine Papst für Wiederherstellung der gesetzlichen Regierung gegeben, nachdem der Gemeinderath Ihnen das Bürgerrecht zuerkannte und eine auf Sie bezügliche Gedächtnißmedaille schlagen ließ, außerdem noch Ihren Namen in den Marmortafeln des Capitols verzeichnete, war es Pflicht der Freunde der Ordnung in Rom, Ihnen ihre Gefühle auszudrücken. Der Ehrendegen, den sie Ihnen

anbieten, ist ein Tribut ihrer Erkenntlichkeit, ein Pfand ihrer Bewunderung. Vorzugsweise wurde bei der Zeichnung, der Gravirung der orientalischen Steine, der Mosaik und Ciselirung römische Kunst verwendet, da nicht im Werthe der Charakter des Geschenks enthalten sein soll."

„Liebe kann alles," ist der Titel eines Lustspiels. Nicht so denkt aber der berühmte Thomas Carlyle, der so eben ein neues Werk über die englischen Musterbesserungshäuser herausgegeben. Ueber den Versuch, die Leute durch Liebe zu bessern, äußert er sich in seiner bizarren Weise so: „Hoffnungslos für immer solch ein Plan. Diese verworfenen Affen-, Wolf-, Kobold- und andre Teufelsthiermuster der Menschheit, wer unter den Göttern selbst hätte es vermocht, sie durch Liebe zu führen? Ein Halsband um den Nacken, die Hundspeitsche über den Rücken geschwungen — diese, in einer gerechten und festen Hand, wären, was die Götter über sie bestellt haben würden."

Die Königin von England hat der Frau des Dichters Thomas Moore eine jährliche Pension von 100 Pfd. Sterl. ausgesetzt, in Betracht des literarischen Verdienstes ihres Gemahls und seines schwachen Gesundheitszustandes.

Alter schützt vor Thorheit nicht. Man schreibt aus Gotha: Am 14. März wurde hier auf ihrem Zimmer im Gasthofe zum Riesen die berühmte dramatische Künstlerin Frau Wilhelmine Schröder-Devrient mit einem liefländischen Gutsbesitzer von Bock getraut. Es ist dies die vierte Vermählung dieser Dame; ihre frühern Gatten leben noch alle drei.

Das Blatt hat sich gewendet. In Mantua hat die Frau eines Schiffers, welcher ihr Mann zu alt war, so daß sie einen neuen und jungen wünschte, ihren Gatten wegen Verheimlichung eines Gewehrs bei dem österreichischen Kriegsgerichte angezeigt. Er wurde auch zu Pulver und Blei verurtheilt, der Commandant begnadigte ihn aber vollständig und ließ die heirathslustige Frau als Denunciantin hinsetzen.

Kossuths Kinder sind jetzt einem evangelischen Prediger in Pesth übergeben, der ihre Erziehung in Gemeinschaft mit ihrer Großmutter leiten wird. Es sind zwei Söhne und eine Tochter, 9, 7 und 6 Jahre alt.

Ein ägyptischer Agent kam vorige Woche in Prag an, um deutsche Aerzte für die medicinische Schule in Cairo anzuwerben. Er soll ungeheure Jahresgehalte zusichern.

Die Mailänder gefallen sich jetzt darin, die Mauern statt mit Pio nono, wie im Jahre 1848, mit der Jahreszahl MDCCCLI zu beschreiben, welche Buchstaben noch die Prophezeihung ausdrücken sollen: Milano diventera Capitale celebre, Cità libera, independente.

Ein zweiter Berthold Schwarz, Namens Napier zu London, macht bekannt, daß er eine Mischung erfunden habe, die er weißes Pulver nennt und die an Explosivkraft das Schießpulver zehnmal übertreffen soll. Dieselbe besteht aus einem Theil gelbem blausaurem Kali, einem Theil Zucker, beides gut getrocknet, und zwei Theilen Chlorkali. Diese Materialien werden einzeln zerkleinert und dann gut gemischt.

Ueber die kriegsrechtliche Erschießung des Grafen Fugger bringt der „Vogesen-Bote" folgende interessante Einzelheiten: Um halb 6 Uhr wurde Fugger von einem Militärdetachement aus seinem Gefängnisse abgeholt und in ein Carré gebracht, welches die gesammte Garnison gebildet hatte und in dessen Mitte alle Officiercorps versammelt waren. Es begleitete ihn der Landauer katholische Stadtpfarrer Roth, hinter ihm ging der Profos. Fugger war schwarz gekleidet, bedeckten Hauptes, sah in Folge langer Kerkerhaft sehr bleich und ergriffen aus, zeigte aber gleichwohl gute, entschlossene Haltung. Hier angekommen trat das Kriegsgericht vor ihn, die Garnison präsentirte das Gewehr, die Tambours schlugen Bann, der Auditor verlas das Todesurtheil, brach den Stab, warf ihn dem Unglücklichen vor die Füße, die Trommeln schlugen — als das letzte Zeichen — ab und Todesstille trat ein. Durch eine ganz nahe Poterne bewegte sich nun der Zug nach dem Executionsplatze. Dort angelangt ging die Vollstreckung des Urtheils sehr schnell von Statten. Acht Schützen traten rasch vor, der Profos verband Fugger's Augen, der Geistliche behielt dessen Hand noch immer in der seinen und sprach ihm Trost zu. Fugger erwiederte: „Ich sterbe im Herrn," machte mit der linken Hand eine Bewegung, als wolle er der Garnison, der er früher angehörte, Lebewohl sagen, — der Geistliche trat etwas zur Seite, Fugger ließ sich auf ein Knie nieder, faltete die Hände und stürzte in demselben Augenblicke, von allen acht Kugeln durchbohrt, vorwärts, regungslos nieder.

Zur Errichtung einer evangelischen Schule in Teplitz hat der König von Preußen der evangelischen Gemeinde daselbst 100 Friedrichsd'or geschickt.

Gaunerstreiche. In dem frommen, patriarchalischen Unterwalden fand eine eigenthümliche Gaunerei statt; es erschienen zwei Abgesandte des „deutschen Kaisers," beauftragt, den armen Leuten ihre Einquartierungslasten vom Sonderbundkriege zu ersetzen; sie durchzogen die Dörfer, notirten sich unter großem Zulaufe alle Forderungen auf und ließen sich nur für jeden Franken einen Batzen Einschreibegebühr zahlen. In Hergiswyl jedoch wurden sie von der Polizei abgefaßt, welche die Herren Gesandten dann als ein paar nichtsnutzige Entlibucher erkannte. Nach der landesüblichen, zu Stanz vollzogenen Ausklopfung lieferte man die Gauner an ihren Heimathscanton Luzern aus.

Die Bundescentral-Commission hat verfügt: daß die eroberten Flaggen und Wimpel der Schiffe Christian VIII. und Gefion in dem Zeughause der Reichsfestung Mainz aufbewahrt werden sollen.

Sonderbarer Antrag. Als kürzlich in Rom ein junger Mann, weil er mit einem Dolche bewaffnet gewesen, von den republikanischen Franzosen erschossen werden sollte, drängte sich zwischen das vom Militär gebildete Carré, wohin der zum Tode Verurtheilte bereits geführt war, ein schwarzgekleideter Mensch hervor, dem commandirenden französischen Obersten mit den Worten sich nähernd: Hier, wenn ein Opfer fallen muß, steht ein Märtyrer vor Euch. Ich ersuche Euch, mich an der Stelle dieses Unglücklichen erschießen zu lassen! Der Oberst antwortete: Es ist mir leid, mein Freund, daß ich Euch nicht in allem, was Ihr fordert, willfahren kann. Dieser hier ist verurtheilt und ich kann ihn nicht freisprechen. Wenn Ihr aber große Lust habt, erschossen zu werden, so geht nach Hause, steckt einen Dolch oder ein scharfes Messer in die Tasche und kommt und meldet Euch wieder, ich verspreche Euch, daß ich dann Euer Gesuch unterstützen werde. Der Märtyrer entfernte sich und erschien nicht mehr.

Im vorigen Jahre waren von Madrid nicht unbedeutende Bestellungen auf Spielwaaren, welche Stiergefechte und Scenen aus Stiergefechten darstellen sollten, nach Deutschland aufgegeben worden. Während diese theils gar nicht, theils ungenau ausgeführt wurden, war die Pariser Spielwaarenindustrie den dorthin gelangten Aufträgen gleicher Art mit Genauigkeit nachgekommen. Zu ihrer Entschuldigung hatten die deutschen Fabrikanten meistens angegeben, daß es ihnen an entsprechenden colorirten Zeichnungen gefehlt. Da nun die bildliche Anwendung von Scenen der gedachten Art auch auf die für den spanischen Markt bestimmten Erzeugnisse andrer Industrien — wie z. B. bei Taschen-, Umschlag- und Kopftüchern, Bronzesachen, Tischgedecken von Leinen, Wachstuch, Tapeten ꝛc. — passend sein dürfte und in der That in Spanien gefunden wird, so hat der preußische dortige Generalconsul dem Herrn

Handelsminister betreffende treu colorirte Bilder eingesendet. Der Minister hat dieselben copiren lassen und an die Handelskammern versendet.

Die fromme Stiftung „Pour les mariages des pauvres" in Lyon, welche mit einem förmlichen Kreuzzuge gegen die in dortiger Stadt eingerissene Unmoralität verglichen werden kann, veröffentlichte unlängst ihren Rechnungsausweis für das Jahr 1849. Aus dieser Darstellung ersieht man, daß im Laufe des verflossenen Jahres nicht weniger als 429 eheliche Verbindungen durch die Geldmittel der frommen Stiftung glücklich zu Stande gebracht wurden, und daß außerdem 146 Kinder die Legitimation erhielten. Von den auf diese Art verehelichten armen Leuten hat sich niemand an den tumultuarischen Auftritten in der Stadt Lyon betheiligt. Die Stiftung besteht seit zwölf Jahren und hat während dieser Zeit über 4000 Trauungen theils ermöglicht, theils veranlaßt. Möge sie überall Nachahmung finden, wo die sogenannten wilden Ehen häufig vorkommen!

Die Anzahl der Schiffe, welche sich gegenwärtig zur Aufsuchung des Entdeckungsfahrers Sir John Franklin zur See befinden, beläuft sich auf nicht weniger als zwölf, welche, abgesehen von kleinern Booten und der untergeordneten Bedienungsmannschaft, mit mindestens 600 Mann ausgerüstet sind. Ueberdies sind auch verschiedene Expeditionen zu Lande, insbesondere in den Territorien der Hudsonsbaicompagnie, mit seiner Aufsuchung beschäftigt. Welche Aufmerksamkeit man von Seiten der brittischen Regierung jenem kühnen Seefahrer und seinem Unternehmen schenkt, dürfte aus dem Umstande hervorgehen, daß das Marineministerium neuerlich bedeutende Preise für diejenigen ausgesetzt hat, welche zur Auffindung Sir John Franklin's in gewisser Weise beizutragen vermögen. Der höchste Preis ist 20,000 Pfd. St.

Bei der jetzigen Blokade der griechischen Häfen und der Fortnahme der griechischen Schiffe von Seiten Englands mögen folgende statistische Nachrichten über die griechische Handelsmarine interessant sein. Dieselbe zählte circa 4000 Fahrzeuge mit einer Tragfähigkeit von mehr als 200,000 Tons. Hierbei sind nicht mit eingerechnet die unter russischer Flagge fahrenden, unter deren Schutz sich zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges viele Schiffe flüchteten; jetzt fahren unter derselben noch circa 100 Schiffe. Von der oben genannten Zahl sind 337 von mehr als 100 und unter 200 Tons, 200 zwischen 200 und 300 Tons, 41 über 300 Tons, die übrigen sind Küstenfahrer. Nach officieller Zählung waren im Jahre 1848 21,500 Seeleute auf den griechischen Schiffen beschäftigt. Man schätzt jedoch ihre wirkliche Anzahl auf 40,000. Die Insel Syra ist der größte Schiffsbauplatz Griechenlands. Es werden daselbst nicht bloß für die griechische Marine, sondern auch für die Türkei, Aegypten, Triest und fast alle Häfen des Mittelmeeres Schiffe erbaut. Jährlich laufen daselbst an 300 Schiffe im Werthe von 11 Mill. Francs vom Stapel. Das Baumaterial ist Fichtenholz.

Kunstzeitung. Cöln. Als König Ludwig I. von Baiern unserm Dome mit dem kostbaren Weihegeschenke der prächtigen Fenster des südlichen Nebenschiffes einen eben so schönen als seltenen Kunstschmuck verehrte, wurde von einigen unserer Mitbürger der Gedanke angeregt, dem hohen Geschenkgeber den schuldigen Dank der Bürgerschaft auf eine würdige Weise kund zu geben. Von vielen Seiten fand dieses Vorhaben die freudigste Unterstützung und die zu diesem Zwecke angefertigte Dankadresse ist jetzt vollendet, soll aber, wie wir vernehmen, ehe sie an ihre Bestimmung abgeht, den Bürgern Cölns noch zur Ansicht und Unterschrift aufgelegt werden. Die Adresse selbst besteht aus sechs Pergamentblättern in Folio, mit den reichsten, der Idee und der Absicht entsprechenden Miniaturmalereien geschmückt. Vier der Blätter sind im schönsten mittelalterlichen Missalstyle von D. Levy-Elkan entworfen und ausgeführt, und zeichnen sich unter denselben besonders das erste und vierte in Bezug auf Reichthum der Erfindung der Figuren, Initialen und Arabesken, so wie auf künstlerische Durchführung aus. Die beiden andern Blätter, von G. Osterwald gemalt, geben perspectivische Ansichten des südlichen und nördlichen Nebenschiffes des Doms mit den in denselben prangenden Glasgemälden. Um die drei Hauptepochen der Kunst der Glasmalerei, wie unser Dom sie aufbewahrt, in der Adresse zur Ansicht zu bringen, hat derselbe Maler auf dem vierten Blatte die Hauptfenster aus den Mittelchören der Chorrundung wiedergegeben. Ueberrascht haben uns die von den hiesigen Goldschmieden Karl Becker und Kaspar Götscher im reichsten und schönsten mittelalterlichen Style in Silber und Emaille ausgeführten Deckelverzierungen, sowohl das baier'sche und das stadtcölnische Wappen wie die Eckstücke und Krampen. Diese eben so fleißigen als kunstgerechten Arbeiten haben uns überzeugt, daß es unter uns noch Goldschmiedemeister giebt, deren Werke dem, was das mittelalterliche Cöln Hochgepriesenes in ihrer Kunst schuf, wohl zur Seite gestellt werden dürfen.

*** Berlin. Der als Pferde- und Portraitmaler berühmte Professor Krüger hat vom russischen Kaiser eine Einladung nach Petersburg erhalten, um dort für den Kaiser das lebensgroße Bildniß des Generalfeldmarschalls Fürsten Paskewitsch zu Pferde, sowie die Portraits andrer russischer Generale, die sich im vorjährigen Feldzuge gegen die Ungarn hervorgethan haben, zu malen. Herr Professor Krüger wird in diesen Tagen seine Reise von hier nach Petersburg antreten.

Musikalisches. Die musikalische Gesellschaft „Orpheus" in Gent hat zwei Preise von 200 Francs ausgesetzt für die Composition eines belgischen Nationalliedes in vierstimmigem Chor und eines musikalisch künstlicher gehaltenen Chores für vier Männerstimmen. Nur belgische Componisten können Theil an diesem Preiskampfe nehmen, dessen nächste Veranlassung der rege Aufschwung, welchen der Männergesang in den letzten Jahren in Belgien genommen hat.

Aus der Theaterwelt. Leipzig. Am 23. März ging an unsrer Bühne Meyerbeers „Prophet" bei doppelt erhöhten Preisen in Scene. Der Erfolg war ein außerordentlicher zu nennen und steigerte sich hier und da bis zum Enthusiasmus. Nicht nur die Hauptträger der hervorragenden Partien, sondern das ganze Personal wetteiferte zum Gelingen des großartigen Werks, dessen Ausstattung alles übertraf, was die Leipziger Bühne seit Jahren dem Auge geboten. Vom zweiten Acte an wurden in den Zwischenacten regelmäßig die Hauptdarsteller und am Schlusse alle zugleich mit dem Director, Herrn Wirsing, so wie der Decorationsmaler und der Obergarderobier gerufen. Warum man Letzterm diese Anerkennung gezollt, ist ein Räthsel. Was hat ein Schneider für Verdienste bei Aufführung einer Oper? Die Originalzeichnungen der Costüme sind ihm klar und deutlich vorgelegt worden, er bleibt hier Handwerker, aber nicht schaffender Künstler. Gebührte noch einem diese Ehre mit vollem Recht, so mußte sie dem Herrn Oberregisseur Barthels zu Theil werden, welcher durch treffliche Inscenirung dieser Riesenoper abermals den Beweis gegeben, daß er hier ganz an seinem Platze ist. Daß diese Oper ein Zug- und Kassenstück werden wird, ist außer Zweifel und dem Director um so mehr zu wünschen, da die Kosten der Ausstattung diesmal eine Höhe erreicht haben, welche mit den gewöhnlichen Einnahmen durchaus nicht in die Wagschale zu legen ist, denn zu solchen Opfern bequemt sich selten ein reich mit Zuschußmitteln versehenes Hoftheater.

*** Berlin. Das neue Friedrich-Wilhelmstädtische Theatergebäude wird am ersten Osterfeiertage eröffnet werden. Der Besitzer dieses Instituts hat ein prächtiges Gebäude aufgeführt. Mit der sehr eleganten Einrichtung der innern Räumlichkeiten ist man eifrig beschäftigt. Um eine glänzende und möglichst gleichmäßige Beleuchtung zu erzielen, wird ein besonderer Röhrenzug von der Hauptröhre der Gasleitung (von der Karlsstraße aus) nach dem Theater hingeführt.

*** Cöln. Unser Stadttheater, besonders die Oper, hat sich seit einiger Zeit einer regern Theilnahme als gewöhnlich zu erfreuen, wohl zunächst, nachdem eine erste Sängerin engagirt ist, die der Cölner Bühne alle Ehre macht. Jeder, der Fräulein Jacobsohn als Amine in der „Nachtwandlerin" und Lucia in der gleichnamigen Oper gehört hat, wird diesem Urtheile beipflichten. Ihre umfangreiche Stimme ist vorzüglich ausgebildet und von glockenreinem Klang. Dazu kommt ein wirklich ausdrucksvolles Spiel, das man leider so häufig bei Künstlern und Künstlerinnen ihres Faches vermißt.

Literarisches. Aus der österreichischen Reichs-Zeitung, wörtlicher Abdruck: „Mehrere Literaten, welche sich in jüngster Zeit um Concessionen zur Herausgabe neuer Zeitungen bewarben, wurden mit ihren Gesuchen aus dem Grunde abgewiesen, weil sie einerseits die ihnen schon vor längerer Zeit gegebene Bewilligung bisher nicht benutzt haben, andererseits aber, weil schon Zeitungen bestehen, welche die in den Gesuchen angeführten Tendenzen und Interessen vertreten; auch nimmt die Hundswuth auf eine Besorgniß erregende Weise überhand."

*** General v. Bonin beschäftigt sich mit Sammeln von Materialien zur Herausgabe einer Geschichte des deutsch-dänischen Krieges im vorigen Jahre und hat zu diesem Behufe sämmtliche Offiziere aufgefordert, ihre Erlebnisse aus dem Feldzuge mitzutheilen.

MODEN.

Paris, den 22. März 1850.

Die Jahreszeit ist noch immer ungewöhnlich rauh und man sieht daher statt der Frühlingskleider fortwährend Oberröcke von Atlas und die dazu gehörigen Paletots mit kleinen Mousquetiermäntelchen oder die so beliebten Pilgerkragen, welche entweder vom Stoffe des Oberrockes oder von Sammet gefertigt werden; der Ausputz auf diesen kleinen Ueberwürfen ist jetzt fast stets von wollenen Spitzen ausgeführt. Indessen werden doch nicht wenig Kleider zum Promeniren von carrirtem Taffet oder von einfarbiger Popeline getragen; sie sind auf dem Rocke meistens mit einem Schürzenbesatz verziert, welcher sich auf dem Leibchen mit einem Revers wiederholt oder in Kettenstichstickerei angebracht ist. Der Sonderbarkeit wegen erwähnen wir, daß man auf diesem Anzuge unten ein wenig über dem Saume des Kleides Puffen mit Schleifen, symmetrisch gleich einer Linie geordnet, anzubringen versucht hat, eine Mode, welche an die Kaiserzeit erinnert; indessen ist eine solche Verzierung nach unserm Urtheil durchaus steif und geschmacklos; hält man dagegen die ausgezackten Volants auf Taffetkleidern, so ist doch wohl mit Gewißheit anzunehmen, daß diese in nächster Zeit, jene steife nur vereinzelt zum Vorschein kommende Mode einer frühern Zeit verdrängend, bald wieder zum Ausputz aller leichtern Kleider verwendet werden. In diesem Augenblicke wählt man bei einfarbigen Stoffen zum Besatz des Rockes gern breite ausgezackte Streifen, ganz glatt drei- bis viermal übereinander aufgesetzt; diese Zacken sind mit dunkelfarbigem Sammet eingefaßt, und diese Art von Verzierung würde sich offenbar noch besser machen, wenn noch einmal zwei Reihen Sammet, in heller Farbe gehalten, darüber angebracht wären. Die seidenen Kleider zum Halbputz werden sehr häufig auf der Brust offen getragen, selbst bis zur Taille herab; einige sind mit Schnuren versehen, welche an jeder Seite mit einem Knopfe befestigt sind, andre sieht man mit Bandgefältel leiterförmig geordnet, noch andre aber ganz offen, wozu dann freilich das schönste Chemisette mit einem Spitzenbusenstreif gehört; auch giebt es Chemisettes zu diesen Kleidern, welche im Nacken geschlossen sind und vorn querüber schmale Spitzen, leicht gefältelt, an gestickten Einsatz gesetzt, zeigen; die letztern werden vorzugsweise zu Morgenkleidern getragen. Die Pagodenärmel sind für jetzt die bevorzugtesten, was allerdings nicht Wunder nehmen kann, da bei ihnen die feinen und eleganten Unterärmel, welche in der Putzwäsche ein sehr gesuchter Artikel sind, am vortheilhaftesten sichtbar gemacht werden können.

Ein sehr schönes Kleid, das man in letzterer Zeit sah, verdient besonders erwähnt zu werden. Es war von rosa antikem Mohr und vorn herunter zu beiden Seiten staffelförmig mit Spitzenstreifen besetzt. Das Mittelstück war mit Spitze belegt und an den Seiten mit weißen Atlasrollen eingefaßt. Das Leibchen war halbhoch, hatte eine ziemlich lange Schneppe und über der Brust eine am Rande mit Spitzen besetzte Draperie. Die fast kurzen Pagodenärmel waren mit vier Reihen Spitzen über einander garnirt, die in einer sehr breiten endigten.

Alle Ueberwürfe, welche bis jetzt getragen werden, haben kleine Aermel und sind den Paletots sehr ähnlich, nur daß sie etwas kürzer ausfallen und fast durchgängig aus Taffet oder Sammet bestehen; auch bei diesen sind, wie schon oben erwähnt, die wollenen Spitzen als Ausputz sehr üblich. Alle diese Ueberwürfe sind gefüttert und leicht wattirt; die von hellfarbigem Taffet garnirt man übrigens mit sehr breiten Franzen, über denen eine stickereiartige Posamentirarbeit oder eine kleine Bandrüche hinläuft. Auch braucht man wohl zu ihrem Ausputz kleine Wollenspitzen in der Farbe des Taffets; in diesem Falle müssen die Spitzen mehrfach, gerade oder spiralförmig aufgesetzt sein.

Zu den schönsten Neuigkeiten des Augenblicks gehören die Häubchen, welche keine Garnirung haben und mehr einem Blumenputz auf dem Kopfe gleichen. Es läßt sich denken, daß diese neuen Kopfputze ihre besondre Eleganz und Grazie von der Wahl der ausgezeichneten Blumen erhalten, die sie schmücken. Man sieht auch viele kleine Spitzenhäubchen, die keine andre Garnitur als die Blumen haben, welche um dieselben herumgehen und einen Kranz über der Stirn bilden, sowie lange Bouquets an jeder Seite der Wangen; lange Spitzenbarben, sehr weit hinten an diesen kleinen Häubchen angebracht, gingen bis auf die Achseln und die Brust herab.

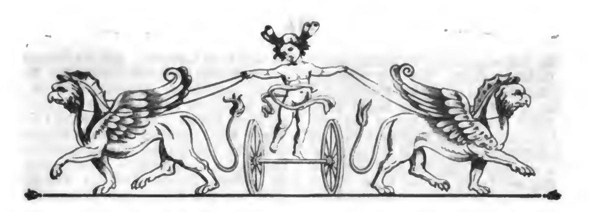
Unter vielen andern Shawls machen die von Filet in einer ganz neuen Art großes Aufsehen. Sie werden zwar meist schwarz, doch auch von königsblauer oder granatfarbiger cordonirter Seide geknüpft; ganz besonders zu beachten sind die breiten Franzen, welche in hübschen Mustern eingeknüpft sind.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 14. 1) Hut von Atlas, mit Blumen garnirt. Ueberwurf von Sammet, mit Bändchenstickerei verziert und mit Spitzen besetzt. Kleid von Damast. 2) Jagdhut von Taffet, mit Federn und Blumen garnirt. Mantelet von Levantine, mit Gefältel und Franzen besetzt. Kleid von Atlas.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.

Hierzu eine literarische Beilage.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 15. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Fliegende Blätter einer halbschönen Seele.

Zweites Debut.

Von

F. Marlow.

Mein Thüringen, gelobtes Land meiner Kindheit, sei mir gegrüßt! Wenn ich von dir rede, dann ist es mir als träumte ich wieder den lieblichen Traum meiner ersten Nankinghöschen oder den letzten jener saftgrünen Waldromantik, deren zauberische Farbenklänge auch den Greis nicht veralten lassen.

Ich sehe dich wieder! In der Bahnhofrestauration Weißenfels öffnet sich mir schon der Blick in deine rosendämmernde Ferne, hier, wo es noch Kellner giebt, die das Ebenbild Gottes nicht verleugnen. Eine joviale Seele sitzt neben mir. Zinnoberwangig, naturbegeistert vom Anblick des Weißenfelser Schlosses stimmt sie den Choral an: Einst spielt' ich mit Scepter, mit Krone und Stern. Der Artikel, in welchem diese Seele „macht," hat wirklich etwas Aehnliches von einem bekrönten Scepter; es sind Tuchmacher-Karden, mit denen wir als Knaben in Außer-Aschermittwochszeit uns die „Asche abzukehren" pflegten. Es gab dabei blutige Nasen; o ahnungsreiche Jugendwelt!

Die saure Milch in Dorf-Leislingen erquickt allemal, wenn gleich sie von einer schmuzigen Wirthin kredenzt wird. Auf der Diele, die ein heißer Sonnenstreif vom Fenster her noch heißer macht, spielt mit einer alten Katze ein sechsjähriges Mädchen; ich glaubte immer, solche Augen gäbe es nur im Mohrenlande, groß wie Gestirne, schwarz und strahlenquellend; Heinrich-Heine'sche Augen, welche zu „Grunde richten."

Die Schönburg, diese einsame Warte auf kahler Höhe, hat mich immer mächtig ergriffen. In steinerner Consequenz gleicht sie dem heiligen Johannes Stylita. Wenn die Abendnebel sie mit ihrem schwarzen Talar umhüllen und der falbe Mond ihr den ewigen Heiligenschein aufsetzt, dann schaut sie, wie Chrysostomus in seine verwilderte Zeit, ernst und fast schaurig in's Thal hinab.

Warum, Freund, zweifelt ihr doch, daß einst die Steine reden werden?

Ich hatte einen lebhaften Turner bei mir, der von Chrysostomus und seinem Zeitalter wenig wußte. „Hier," sprach er und lüftete die graue Jacke, „steckt der liebe Gott den Arm heraus, — es war unten im Dorfe Schönburg: ergo bibamus." —

Gewiß giebt es Augenblicke, wo uns das Weltgeschick näher ist als sonst. Hier zeigte sich ein solcher. Die Wirthsstube, eng, niedrig, holzgetäfelt, mit frechbraun überzogenen Wänden, hegte nur einen einzigen Gast; es war der Wirth selbst; er war sonntägig geputzt und es war doch kein Sonntag. Weiß wie Jennerschnee waren seine Hembärmel, denn es war heiß, und am Handgelenk funkelten in ahnungsvoller Bläue die Hembknöpfe. „Traurig stunde da der Ritter," singt Friedrich Schlegel — dieser Ritter aber stund nicht, er saß, das Haupt in die Rechte gestützt und auf

dem Antlitz, das er gegen uns Eintretende emporwandte, furchte der Gram. Auf dem rothbemalten Tische standen Teller mit Kuchenschnitten. Das Bier, das er uns brachte, war herzlich sauer. Warum nicht? Sein Dasein war es noch herzlicher, es war nur noch ein ungeheures Verzagen an jedem Hoffnungsschimmer. Ich und mein Turner Beide wir klagten nicht über die Säure dieses Gerstensafts, wir klagten still mit diesem fremden tiefen Leid, welches so stumm, so unterirdisch-vulkanisch zu uns redete.

Es öffnet sich eine Seitenthür. Durch die offne Halbschied dringt ein seltsam Duften und es schimmert daraus hervor wie straffgezogenes weißes Linnen auf einem Bahrengestell.

„Ihr habt eine Leiche im Hause, lieber Mann," bemerkte mein Turner hastig.

Da erhebt sich der Mann tiefstöhnend, schwankt zur Thür hinaus, aber herein tritt die schluchzende Frau, blank und weiß angethan wie ihr Gatte, und nimmt uns beide bei den Händen. Wohl möchte sie erst, wie zur Stärkung, uns ein Stück Kuchen reichen, aber der Wille versagt ihr. Nun folgen wir ihr langsam und fröstelnd in's Seitengemach.

Der Tod, Freunde, ist immer derselbige, aber einmal ist er doch schöner als der andre. Auf die Bahre gestreckt lag hier ein siebzehnjähriges Mägdlein, geschmückt schon für das Grab. In den dunkeln Locken glühte hoffnungsreich, Unsterblichkeit verheißend, ein Kranz von rothen Rosen. Die alabasternen, schon durchsichtigen Hände hatte sie gefaltet auf der Brust. Niederwärts blickte das halbgeschlossene Auge. Geht nicht alles menschliche Trachten von Anbeginn niederwärts? „Das war unser einziges Kind!" schluchzte die arme Frau. Es giebt Laute, die das Ohr nicht vernimmt, die das Herz nur herausempfindet. So war's hier, und dabei wehte es so öde, so hoffnungsleer, so beklemmend-angreifend durch dies Todtengemach, wie ich mir einen ausgebrannten Himmel denke, ein Weltall ohne Gott....

Draußen stand das wogende Korn in voller Blüthe. Draußen blühte die ganze Welt und war ein einziger grüner Hoffnungsgedanke, ein seliger Trostquell für jegliche Zukunft. Und da drinnen in jener dumpfigen Stube verdorren zwei Menschenherzen, und dennoch sagt uns der Dichter: Das Herz sei größer als die Welt?? —

Wenn man von der Schönburgwarte aus so dahin wandelt längs dem Saalstrom, gelangt man zu guter letzt zum „Felsenkeller," dem „laboris industriis civibus requies" Naumburgs. Nach einem Eindruck, wie er uns so eben geworden, ist eine Oase der Sahara nichts gegen solch einen Felsenkeller. Da steht es, ewig gekühlt vom leise vorüberströmenden Fluß, das erquickende Häuschen mit seinem schützenden Zeltdach von grauer Leinwand, dahinter ragt der Sandsteinfels empor und in den unterirdischen Tiefen dieses Gesteins schäumt der erquickende Labetrank. Und der Ganymed dieses erfrischenden Gersten-Nektarhimmels? Nie habe ich ein ergötzlicheres, einladenderes Wesen gefunden. Fashionable vom Wirbel bis zur Zehe prangt auf seinem Haupte — was? eine Krone? O, was ist eine Krone gegen diese Morgen-Negligémütze, welche im verdreifachten Regenbogenfarbenglanze sich auf dem bartumsäumten Haupte wiegt, wie ein zierlicher Gedanke Tieck'scher Romantik sich wiegt auf dem schwankenden Blumenblatt einer Lilienglocke. Aber der Trank ist gut, der Wirth ist noch trefflicher als sein Trank, und wenn irgend man sich wo von Grabgedanken erholen kann, so ist es hier, wo die Gabe so hell und klar ist wie die unverwüstliche Heiterkeit, mit welcher sie geboten wird. Grüß' dich Gott, du braver Wirth vom Felsenkeller; du ahnetest nicht, daß du damals in jener Stunde eine fast vergehende Dichterseele wieder mit dem Leben aussöhntest! Ein Turner verzweifelt nie, darum rede ich hier nur von mir selbst.

Naumburg ist eine alte Stadt und hat eine Domschule. Das vorzüglichste Gasthaus ist der „Thüringer Hof," weil man dort gewiß sein kann, wenn man wander-, eisenbahn- und weltmüde mit seinem Nachtsack höflich einspricht, kein Unterkommen zu finden. O Thüringer Hof! werde gastlicher in entgegengesetzter Weise, wie einst der alte Landgraf, von dem du gehört haben wirst — härter wurde. Werde du nicht härter, geliebter Thüringer Hof, sondern erinnere dich, daß die harten Thaler anfangen, eine Seltenheit zu werden!

Wer je in Naumburg war, kennt die Salzgasse. Dort steht ein altes Haus, man heißt es „die Eule." Begehrst du, müder Wanderer, ein herzig Stüblein mit trefflichem Bett, ein kernhaft deutsches Abendbrod und ein freundliches Bewirthen, so sprich nur dort ein, getrost, Pallas-Athene, die unsterbliche Protectrice alles dessen, was Eule heißt, schützt und hegt dich hier, und sie selbst reicht dir den Pocal mit funkelndem Naumburger Nektar, damit du ihn ausbringst auf's Wohlsein des würdigen Vater St....., den der Himmel noch lange unter den bestaubten Fittigen seines Uhu's regieren lasse.

In einer heilig-langweiligen Stunde durchblätterte ich das Naumburger Adreßbuch. Ich las darin Fl.......'s Namen. Er wohnte aber nicht mehr in der Stadt, wo er sich bereits unmöglich gemacht; draußen haus'te er auf der einsamen Höhe seines Weinbergs und pflanzte Kohl und schrieb vielleicht an seiner Geschichte des deutschen Studententhums. Mir war als müsse ich ihn aufsuchen den im Irrgarten der Zeitfragen halb burschikos, halb casuistisch umhertaumelnden Cavalier, diese ausschlürfende, subtile, gewandte Feder, welcher die Hore nur darum auch eine Gesinnung zulegte, damit er sie verleugnen sollte. Ich wandelte gegen Abend hinaus nach F.'s Weinberg. Tief hinein in einem weiten öden Gar-

ten — Kohl sah ich keinen — erwuchs ein unscheinbar niedriges Haus, dessen Pforte weit offen stand. Im weiten steinernen Flur schallten meine Tritte unheimlich wieder. Drei Thüren standen halb offen; ich hatte die Wahl und wählte die äußerste rechte. Hineinschauend erblickte ich ein bausbackiges Kind mit einem classischen Rotznäschen in einem Kinderwagen, um diesen spielend einen fünfjährigen blondlockigen Knaben; ein junges Frauenzimmer stand und plattete altritterlich geformte Spitzenkragen. Ich fragte nach dem Besitzer; er war nach Freiburg gefahren, ich glaube zum alten Jahn. Ich empfahl mich still und ahnungsvoll.

Noch am selbigen Abend fußwandelte ich nach Kösen, wo vor kurzem sich ein lieber Mann angesiedelt, ich will ihn von Herzen Freund nennen. Ich begrüßte ihn in seiner patriarchalischen Häuslichkeit. So muß man leben, um sagen zu können, man lebe. Er hatte sich, selbstständig und nicht unbemittelt, vor wenigen Jahren mit einem armen, blutarmen Mädchen verbunden; ich sah die schöne, die auserlesen schöne Frau, die ihn so ganz beglückte; ich sah die zwei lieblichen Kleinen, die dies stille Glück noch krönten; ich las in diesen Augen allen die reine strahlende Seligkeit, sich anzugehören. Es war eine schöne, wehmüthige Studie, die ich mir oft noch ausmale zum lebendigen Tableau in einsamen trüben Stunden. Wahres Glück ist so schön, daß man es nicht einmal beneiden kann. Du stehst draußen und blickst in ein Paradies; du trauerst, daß es dir versagt ist, aber du grollst nicht. —

Diese Duodezbadeorte sind gespenstig-langweilig, zumal in der Vorsaison. Die Vauxhalls sind kleinstädtisch, die Casinosäle flehen um Gnade. Maulaffen giebt es die Menge, aber wenig Badegäste. Man sitzt unter zwölf alten Linden und schluckt den Staub von allerlei Fuhrwerk und Gethier, das unten auf der Heerstraße kreucht. Die Kellner sind verbindlich, aber die halbweißen Servietten deuten auf ein doppeltes Trinkgeld. Der Kaffee ist zweideutig, die Chocolade sehnt sich nach Cacaobäumen, wie die Heine'sche Fichte „auf kahler Höhe" sich sehnt nach der „Palme im fernen Morgenlande." Der Wirth zeigt sich auf Momente, wie der Vollmond, wenn es Höhenrauch ist, und seine Züge in diesen Momenten sind erwartungsvoll-weltschmerzlich. Um ein Uhr läutet die Glocke zum Diner, um zwei Uhr kommt die Suppe; der Wein schwankt zwischen Naumburg und Freiburg, und Dionysos selbst würde nicht zu entscheiden vermögen, nach welchem dieser beiden Orte sich die Magnetnadel vorzugsweise neigt. Ueberdem rauchen die Salzkothen und verderben die Havannahcigarren; kurz die petites misères des menschlichen Daseins finden hier ihren bündigen, normalen, kleinbäderhaften Ausdruck.

Ich meinestheils habe mich, wenn ich in Kösen war, trotz seiner schönen Berge, immer nach Apolda gesehnt, und das will viel sagen. Und merkwürdig! Die physisch und psychisch verkümmertsten Badegäste findet man stets in den kleinen Bädern. Ich sah unter diesen Linden und respective Kastanienbäumen eine Gestalt, die ich kaum zu beschreiben wage. Ein tiefschwarzes Kleid, ein tiefschwärzerer Schnurrbart, ein schmales Bändchen im Knopfloch, lackirte Stiefelchen mit feinsilbernen Sporenknäufchen, eine Thonpfeife mit Varinas gefüllt und ein Zeitungsblatt so riesig, wie man es in Kösen erwarten kann, wo wenig mehr vorkommt als der Halle'sche Courier. Und nun zwischen all' diesen heterogenen Objecten ein Wesen, fahl, winzig, verdorrt, verschrumpft, unmerklich, kaum annehmbar für eine mathematische Größe; stumm, sprachlos, selbst dem Kellner nur hieroglyphisch, einzig dampfaussprühend sitzt es da, eine Schlacke von einem Menschen, eine menschliche Figur, parallel mit dem Gefrierpunkte, ein wahres caput mortuum der Menschheit. Allmächtiger! deine Worte sind groß und viel; alles, auch das Kleinste athmet Leben, Lebenskraft, Lebenswillen und Lebensbedeutung; selbst der Engerling, der Scolopender, der Mehlwurm bewegt sich Bestimmung erfüllend in seinem angestammten Elemente, und hier? Ja, es giebt ein Menschsein, das mit dem allgemeinen nur etwa so zusammenhängt wie das abgeschossene Glied durch wenige Fasern mit seinem Körper. Es giebt eine Hohlheit, ein Ausgeleertsein, welches nicht einmal mehr den Inhalt errathen läßt, der es vordem (vielleicht?) erfüllt hat.

Es giebt, kurz gesagt, ein Leben ohne Leben, das doch nicht Tod ist. Wäre ich Naturforscher, ich würde mich bemühen, für solches Nichtsein und Doch-Sein eine Rubrik zu finden.

Sulza, welches bekanntlich als Eisenbahnstation zwischen Kösen und Apolda liegt, wird es mir verzeihen, wenn ich nicht mehr von ihm gesehen habe als daß es eine Station bedeuten soll. „Es dunkelte gar zu sehr."

Der Bahnhof von Apolda hat das Eigene, daß man von ihm aus Apolda selbst nicht zu berühren braucht, um — versteht sich zu Fuß — nach Jena zu gelangen. Ich rechne dies diesem Bahnhof zum höchsten Verdienst an.

Als ich zu Halle an der Saale noch das Sachsencorpsband trug, sangen wir: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!" Zehn Jahre später erst las ich die Seherin von Prevost. In der Regel geht der Zweifel dem Glauben voran. Bei mir war es anders. Ich hatte an Justinus Kerner und seine „wandernde Welt" recht burschensinnig geglaubt. Als er jedoch anfing, geisterhaft „hineinzuragen" in diese irdische, ewig wandernde, nie rastende Welt, da zweifelte ich nicht bloß an ihm, ich verzweifelte sogar. Mein einziger Rest von Glauben war ein ganzes Semester hindurch nur der an eine ungeheure Narrenwelt, und ich hatte mich in diese phantastische Narrenwelt so ganz vertieft, daß in den Dich-

tungen, die damals aus meiner Feder schlüpften, drei Viertheile der vorkommenden Personen ausgemachte Narren waren. Ich war damals stolz und kühn; was mich ekelte, warf ich weg; ich trotzte auf meine Errungenschaften; ich schlug mit einem einzigen Buchstaben der Wissenschaftslehre, der Kritik der reinen Vernunft, der Phänomenologie des Geistes hunderttausend Legionen verrückter Geister!

Rasender Thor, der ich war. Zwischen Apolda und Jena sollte mich die Nemesis treffen, ich sollte unter Folterqualen, unter Blutschweiß gezwungen werden zum Glauben, zum Glauben nicht bloß im allgemeinen, sondern ganz speciell an die Geister Justinus Kerners, welche im limbus infantum ihre irdische Verstocktheit dadurch abbüßen müssen, daß sie Reithosen tragen und Mehlsuppe speisen.

Mehlsuppe speisen eine halbe Unsterblichkeit hindurch. Es giebt absolut keinen Gedanken mehr wie diesen. Haucht ihn hinab in die Gruft des seligen Huon von Rumohr und ich stehe Euch dafür, er wird davon allein wieder lebendig.

Ich habe in meinem längst verschollenen „Dichter-Nachtwagen" einmal den Satz geäußert: Alle Poesie sei Erinnerung und die Erinnerung selbst schon sei die Poesie. Dies war damals nur ein Gedanke, von bessern Poeten anerkannt als ich je einer war. Meine Bestimmung aber war, daß mir dieser Gedanke noch zum Erlebniß werde, und die Dreistundenstrecke von Apolda nach Jena war zum Schauplatz dieses Erlebnisses vom Schicksal auserſehen.

Auf dem Wege von Apolda (ich erwähne diesen Ort jetzt zum Letztenmale, obgleich er für mich eine zermalmend-dämonische Bedeutung hat) nach Jena passirt man zwei Dörfer. Das zweite liegt in einem Thalgrunde, von wo aus sich das Plateau erhebt, auf welchem vor vierundvierzig Jahren ein kleines Kapitelchen der Weltgeschichte abgethan wurde. Auf dieser Hochebene angelangt erblickst du in der Ferne drei Kirchthürme. Der eine davon bedeutet Auerstädt. Die malerische Schlucht von Jena, die in das tiefe Thal ausläuft, das nach Rudolstadt führt, erblickst du noch lange nicht. Dieser liebliche, erfrischende Blick von der Hochebene in ein schönes, wissenschaftlich berühmtes Thal hinab bleibt deinen Augen, deiner Seele, deinem Geiste noch verborgen.

„O, wann wird es Morgen im Grabe, zu bieten dem Schlummerer: Erwache!" seufzt Ossian. Ja, meine Verehrtesten, wann wird der Morgen tagen, wo in der Wissenschaft allein — denn alles Können, Vermögen, Darstellen, jegliche Plastik und Begeisterung, die reine Genialität und Poesie selbst sind nur eine Wissenschaft, eine Wissenschaft des ewig schaffenden Geistes von sich selbst — wo, sage ich, in diesen ewigen Gestalten und Factoren der Menschheit die Menschheit sich beruhigen wird?

Wann wird sie kommen diese Morgenröthe? Ich weiß es nicht und kann es nicht sagen. Ist sie vielleicht, diese ahnungsvolle Morgenröthe, der ewige Traum der Menschheit? Es ist möglich, denn daß das Leben ein Traum sei, dieser Gedanke ist einmal mindestens in jeder Menschenseele aufgegangen. Ich sage getrost: in jeder, denn es giebt Wirklichkeiten und in jeder mindestens einen Augenblick, wo der Mensch sein ihm aufgedrungenes Dasein nicht mehr aushalten könnte, hätte ihm nicht ein milder, mitleidiger Nebenschöpfer, die Kunst und den Trost verliehen: zu träumen. Wann die Stunde der Qual kommt — die schon Jacob Böhm, der schaffende Geist, durchmachen mußte — die heiße, unerträgliche Stunde, dann verpuppen wir uns in einen lieblichen Traum und von ihm erwachend sind wir — gerettet.

Doch verlassen wir nicht den Boden des Thatsächlichen. Ich hatte in jenem letzten Dorfe — leider habe ich seinen Namen vergessen — welches am Saume der Hochebene von Auerstädt und Jena sich thalgründlich hinbreitet, mein bescheidenes Abendbrod eingenommen; es bestand aus Butterbrod und einem Glase Milch. Als ich die Höhe bestieg, schlug es im Dorfe die neunte Stunde und der Vollmond leuchtete klar und herrlich über der stillen steinigen Steppe, über der welthistorischen Einöde.

Fortsetzung folgt.

Die Berliner Spielergesellschaften.

Die Berliner Spielergesellschaften zählen gegenwärtig — es ist kaum glaublich, aber zuverlässig — an tausend Individuen, und diese Anzahl von Menschen existirt einzig und allein vom Spiel! Dieser förmlich organisirte Stand theilt sich in drei Klassen: die Mitglieder der ersten Klasse werden „feine Commercianten" genannt, die der zweiten „Commercianten" und die der dritten heißen „Kellercommercianten," ihren Namen davon führend, daß sie sich nur in Kellerrestaurationen bewegen.

Es liegt der Behörde eine sehr vollständige Liste sämmtlicher Hauptmitglieder dieser drei Klassen vor, und man findet darunter Männer aus allen Ständen.

In Beziehung auf die letzte Klasse besteht dieselbe fast durchgängig aus Spitzbuben, Vagabonden und überhaupt solchen Subjecten, die keine bestimmte Wohnung haben. Diese Leute halten sich den ganzen Tag und die Nacht an den Orten auf, an denen gespielt wird, und haben sie das letzte Geld verloren, so machen sie, nach dem Kunstausdruck „eine Reise," d. h. sie stehlen das Geld vom Tisch und erklären dem Bestohlenen, daß sie ihm die Summe schuldig bleiben würden. Natürlich entstehen hierüber gewöhnlich Wortwech-

sel und die fürchterlichsten Schlägereien, wobei die zum Spiel verlockten Opfer noch am schlechtesten wegkommen.

Die Spieler von Profession würden aber wenig machen können, ohne ihre Hauptgehülfen, die sogenannten „Schlepper." Unter Schlepper versteht man die Zuführer der Opfer. Diese Leute haben ein eigenes physiognomisches Talent und wissen mit Kennerangen sofort diejenigen herauszufinden, von denen sie überzeugt sind, daß sie sich zum Spiel verführen lassen und einen reichen Gewinn versprechen. Haben sie nun ein solches Opfer gefunden, so drängen sie sich an den Mann, verwickeln ihn in eine Unterhaltung und zeigen sich ihm auf alle Weise gefällig. Am liebsten machen natürlich die Schlepper Jagd auf Fremde, weil diese, unbekannt in Berlin, sich leicht an jemand anschließen. Deshalb findet man die Schlepper auch bald an der Table d'hote in den ersten Gasthöfen, bald in den gewöhnlichsten Restaurationen. Haben sie ein Opfer gefunden, so führen sie dasselbe nach dem Theater, den Museen und an alle öffentlichen Orte, so daß es in der That keine bessern Führer für die Berliner Merkwürdigkeiten giebt als diese Schlepper. Aber der hinkende Bote kommt nach!

Nachdem der Fremde ziemlich trunken gemacht ist, wird er endlich in eine der Spielhöllen geführt, die oft das eleganteste Ansehen haben. Verliert hier der Fremde nicht durch die Ungunst der Fortuna, so wird zum falschen Spiel gegriffen, und wenn er all sein baares Geld verloren hat, schießt ihm der Schlepper vor. Am andern Morgen findet er sich ein, um sein Darlehn zurückzuholen, und wenn der Fremde nicht bereits eingesehen, in welche Hände er gerathen, läßt er nicht locker, bis der letzte Groschen des Opfers in seinen und seiner Genossen Händen ist. Ein solcher Schlepper bezieht für jeden zugeführten Spielgast einen, zwei und mehr Louisd'or oder einen gewissen Theil des Gewinns.

Vergleiche mit Zeitschriften.

Unsere Zeitschriften sind wie die Zähne: die guten sind scharf, die schlechten werden gerissen; die vorne stehen, sind meist falsch, und die hinten, meist faul; die alten sind stumpf und die neuen können nicht recht durchdringen; die spitzigen und schneidigen werden am ehesten ruinirt; beiden schadet nichts so sehr als ein Angriff auf die Krone; beide wären besser, wenn sie öfters ordentlich geputzt würden; die langen stoßen überall an und die kurzen können nichts recht fassen; beide sind heut zu Tage meist hohl und da bleibt viel Unreines hängen; und wo gar keine sind, da muß man alles verschlucken.

Die politischen Blätter sind wie die Baumblätter: wenn sie anfangen die Farbe zu wechseln, so fallen sie; die witzigen sind wie die Stichblätter, sie halten jeden Hieb aus; die belletristischen sind wie Tischblätter, sie haben das oftmalige Waschen nöthig.

Witzige Journale sind wie Chausseebäume; an ihnen reibt sich das Vieh.

Die gelehrten Journale sind wie die Nußbäume, sie gehen bald ein.

Orthodoxe Blätter sind wie die Schlagbäume, sie lassen nichts durch.

Feuilleton.

Die gestörte Predigt. Als kürzlich der Domprediger Veith in der Hofkirche zu Wien unter großem Zulaufe eine politische Fastenpredigt hielt, der auch der Kaiser beiwohnte, zog obgenannter Prediger wacker über die März- und Maikämpfer los, und als er sagte: die Religion sei der Freiheit nicht entgegen, rief ein Student zum Entsetzen der Zuhörer: „Aber Sie sind ihr entgegen!" Der Kaiser verließ sogleich die Kirche und der Student wurde dem Kriegsgericht überliefert.

Die europäischen Staatsschulden. Nach einer Zusammenstellung im „Annuaire de l'économie politique pour l'a. 1849" beläuft sich die Staatsschuld Großbritanniens auf 19,500,000,000 Frs., Frankreichs auf 5,000,000,000 Frs., Oesterreichs auf 2,960,000,000 Frs., Rußlands auf 2,300,000,000 Frs., Belgiens auf 586,480,000 Frs., Preußens auf 560,000,000 Frs., deren Interessen jährlich durch die steuerzahlenden Völker aufgebracht werden müssen.

„Wir sitzen so fröhlich beisammen zc." In London sah man neulich während der Vorstellung der „Krondiamanten" in der königlichen Loge die Königin, den Prinzen Albert und den Prinzen von Sachsen-Gotha; in der früher Bonaparte gehörigen Loge Ludwig Philipp, die Königin Amalie, die Generale Houdas und Audot; in einer andern Loge Herrn und Frau Ledru-Rollin, endlich in den gesperrten Sitzen den Herzog von Aumale und den Bürger Caussidière.*

In Neapel sind die Gefängnisse so voll von politischen Gefangenen, daß man die dortige Thierarzneischule zum Gefängnisse gemacht und die Zöglinge entlassen hat.

Zweimal begraben. Zu Potsdam wurde vorige Woche ein Mann im buchstäblichsten Sinne zum Zweitenmale als Todter begraben. Im Jahre 1813 lag er daselbst im großen Militärlazareth und wurde für verstorben gehalten und nackt auf einen Wagen geworfen, worauf schon mehrere Leichen lagen. Diese wurden Abends auf den großen Kirchhof gefahren und gemeinschaftlich in eine große Grube gelegt, welche aber zum Glück die Nacht über offen blieb. Nachts hörte der Todtengräber klopfen an seinem Fenster.

Unwillig über die späte Störung will er nicht öffnen, doch seine Frau ist mitleidiger, sie steht auf und öffnet das Fenster. Da steht ein nackter Mann und fleht frierend um Einlaß, da er so eben dem Grabe entstiegen sei. Die Frau öffnet, läßt ihn sich in's Bett legen und verpflegt ihn mit Thee. Der Mann hat später noch bis in diesen Tagen gelebt und die Geschichte seiner ersten Beerdigung öfter erzählt. Seit funfzehn Jahren stand er als ein treuer fleißiger Hausknecht in Diensten eines Destillateurs.

Die plötzliche Verhaftung einer in Dresden lebenden angesehenen französischen Familie erregte daselbst viel Aufsehen, zumal vorher eine Haussuchung stattfand. Man erzählt darüber Folgendes: Vor fünf Jahren ereignete sich in Dresden ein höchst bedeutender Pretiosendiebstahl, dessen Thäter seither nicht ermittelt werden konnte, obschon ein Preis von 20,000 Thlr. für den Entdecker ausgesetzt gewesen sein soll. Jetzt endlich soll die Entdeckung in Jassy geschehen und die verhaftete Familie von dorther als dabei betheiligt bezeichnet worden sein.

Das häßliche Schauspiel einer Prangerausstellung wurde unlängst zu Königsberg an einer Schneidergesellensfrau wiederholt. Die Tafel, welche die Verurtheilte um den Hals trug, enthielt die Inschrift: „Susanne Amalie Januskewiz, geborne Hart, Gaullerin und Betrügerin." Ein Militärcommando escortirte sie zu Fuß von und nach dem Gefängniß. Die Unglückliche schien sehr zerknirscht zu sein. — Wann wird die preußische Gesetzgebung aufhören, ein Strafmittel anzuwenden, welches das sittliche Gefühl nach der einen Seite hin beleidigt, nach der andern aber es geradezu vernichtet!

Karl Devrient hat in Elbing, wo er Gastvorstellungen zu geben angefangen hatte, das Unglück gehabt, bei einer Schlittenfahrt das Schlüsselbein zu brechen.

Wien. Zwei Oberbeamte der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, der Haupttransportexpediteur Rosner und der Magazinverwalter Rauchlechner haben sich eine großartige Veruntreuung im Belaufe von mehr als 50,000 Fl. Conv.-Münze zu Schulden kommen lassen.

*** Der Ministerrath hat sich dieser Tage mit der Seeexpedition beschäftigt, welche mit Ende April von Triest auslaufen soll. Diese Expedition hat einen politischen, commerziellen und wissenschaftlichen Zweck. Sie wird nicht, wie man glaubte, eine Weltumsegelung machen, sondern nur ihre Fahrt bis China erstrecken. Ungefähr vierzig von den Ministern bezeichnete Personen, darunter Linguisten, Botaniker und Geschichtsforscher werden daran Theil nehmen.

Bergsturz. Den vielen Freunden des Uetliberges bringt die Zürcherzeitung die Nachricht, daß von der geognostisch merkwürdigen Felsmasse, welche die Kuppe des Uetliberges bildet, am 11. März Morgens 9 Uhr ein Felsstück von 45' Höhe, 20' Breite und 20' Tiefe, also eine Masse von 18,000 Cubikfuß, welche zu dem Gipfel des Berges führt, hinunterfiel. Dieser beträchtliche Felssturz verursachte so wenig Lärm, daß die Bewohner des Gasthauses nichts davon verspürten.

In Smyrna wurde das Haus des österreichischen Consuls in der Nacht räuberisch überfallen, die Räuber aber nach furchtbarem Kampfe niedergemacht. Die Räuber waren nicht allein Türken, sondern — Malteser! Einer davon besaß ein Vermögen von 20,000 Thalern. Große Geldsummen, welche im Hause des Consuls sich befanden, waren der Anlaß zu dem Anfall.

Frevel gegen Schiffbrüchige. Einer Mittheilung aus Galway in Irland zufolge wurde die am 8. Februar in der Gloggem-Bai an der Küste der gleichnamigen Grafschaft gescheiterte österreichische Handelsbrigg „Sollecito Bocchese," welche für Rechnung des Triester Lloyd eine Ladung Steinkohlen nach Corfu führen sollte, auf das grausamste geplündert. Während nämlich Cap. Mohovich sich an's Land begab, um Hülfe zu suchen, kamen, wie berichtet wird, die Bewohner der Insel Baffin bei Clifden herbei, stiegen an Bord und bewerkstelligten eine so allgemeine Plünderung des Schiffes, daß sie alles, was davon zu tragen war, selbst die Kleider, welche sie den armen Matrosen vom Leibe rissen, mit sich nahmen.

Die vier größten Glocken. Es gehört unter die Curiosa, daß die vier größten Glocken zu Wien, Paris, Moskau und — Erfurt hängen. So viel uns aber bekannt ist, wird letztere nicht mehr geläutet, da sie, bei einem Gewicht von 275 Centnern in Bewegung gesetzt, dem Thurm Schaden bringen könnte. Sie ist 1497 gegossen und Maria gloriosa (Susanna?) getauft.

Rösler von Oels, der bekannte „Reichscanarienvogel" der Paulskirche, hat von Bern aus, wohin er vom Asberg entkommen ist, an das Curatorium des Gymnasiums zu Oels in Schlesien, bei dem er angestellt war, die Forderung gestellt, ihm seinen rückständigen Gehalt nach Bern zu senden, da er nach Amerika auswandern wolle.

Ist Stüve englisch oder deutsch? Daß der hannöver'sche König Ernst August, welcher bekanntlich Pair und Unterthan der Königin von England ist, als englischer Pair 20,000 Pfd. St. bezieht und deshalb den für Deutschland so beklagenswerthen Vertrag mit England schloß; daß Ernst August, welcher 1837 die zu Recht bestehende, vom Bundestage anerkannte hannöver'sche Constitution von 1833 einseitig aufhob; daß Ernst August, der englische Tory und Orangeman, welcher die deutsche Sprache nur radebricht; daß Ernst August die deutsche Einheit, Kraft, Größe und Ehre für eine Lappalie ansieht — das darf nicht befremden. Daß aber Männer, wie Stüve, in unbegreiflicher Verblendung dem englischen Pair helfen, die eigene Nation zu Grunde zu richten, das muß jeden Patrioten mit Befremden und dem tiefsten Schmerze erfüllen. Das hätte Justus Möser nicht gethan.

Die Armensündercapelle in Freiburg ist jetzt vollständig demolirt worden. Bei Durchsuchung der Gewölbe fand man noch die meisten Folterinstrumente, das Rad, die Bank so wie menschliche Gebeine und einen noch blutigen Kopf, der unbeerdigt geblieben und wahrscheinlich der des letzten (1832) zum Tode Verurtheilten gewesen ist.

Meyerbeer läßt sich durch Scribe einen neuen Text zum „Feldlager in Schlesien" schreiben, welche Oper dann in dieser neuen Gestalt sowohl in Wien, wie auch in Paris zur Aufführung kommen wird. In den ersten Tagen des Aprils versprach Meyerbeer der Wiener Sängerin Zerr die vollständige Rolle der „Afrikanerin" aus seiner bereits vollendeten Oper gleichen Namens zu senden.

Die Sokratische Methode. Ein Schulrath revidirte die Schule eines Dorfs im Mecklenburgischen und fand sie mit den Anforderungen der Neuzeit nicht schritthaltend genug. Er nahm den Schullehrer zur Seite: Lieber Herr Cantor, Sie haben den besten Willen, es fehlt Ihnen nur an der rechten Methode. Sie müssen die Einsicht aus den Kindern selbst herauslocken; man nennt das die Sokratische Methode; ich werde Ihnen ein Beispiel davon geben, passen Sie recht auf. — Nun, meine lieben Kinder, wie heißt denn hier der nächste Fluß? — Keine Antwort. — Was muß man thun, wenn man sich vergangen hat? — Ein geweckter Kopf: Reue. — Schon recht, aber was noch? Reue und Bu — Kinder: Reue und Buße. — Seht ihr wohl? Nun müßt ihr nur nicht sagen: Buße, sondern: Busse. Also, wie heißt der nächste Fluß? — Kinder: die Busse. — In welchen Fluß ergießt sich aber die Busse? — Alles stumm. — Was fällt vom Himmel herunter? — Einer: Regen. — Schön, aber was noch? — Schnee. — Was noch? — Schloßen. — Ganz richtig, aber wenn es große Schloßen sind? — Hagel. — Seht ihr wohl? So

war's recht. Nun müßt ihr nur nicht sagen: Hagel, sondern: Havel. Also, in welchen Fluß ergießt sich die Busse? — Kinder: in die Havel. — In welchen andern Fluß fließt denn aber die Havel? — Wieder bloß glotzende Augen. — Zähle du mal! — Knabe: eine, zweie, dreie, viere, fünie, sechse, siebene, achte, neune, zehne, eilfe — Halt! Nun müßt ihr nur nicht sagen: eilfe, sondern: Elbe. In welchen andern Fluß fließt also die Havel? — Kinder: in die Elbe! — Erlauben Sie, Herr Schulrath, fiel der Cantor ein, daß ich fortfahre; jetzt habe ich Sie ganz begriffen. Nun, wo fließt denn die Elbe hin, lieben Kinder? Zähle mal du! — Eine, zweie, dreie, viere, fünfe, sechse, siebene, achte, neune, zehne, eilfe, zwölfe — Halt! Nun müßt ihr nur nicht sagen: zwölfe, sondern: Nordsee! (Wer war nun der größere Schlaukopf, der Schulrath oder der Cantor?)

„La bourse ou la vie!“ In das Haus des lateinischen Erzbischofs zu Constantinopel traten jüngst zwei Jonier. Einer von ihnen gelangte in das Zimmer des Prälaten und bedrohte, einen Säbel hervorziehend, denselben mit sofortigem Tode, wenn er nicht die Schlüssel seiner Geldkiste hergebe. Der Erzbischof stürzte vor Schrecken bewußtlos nieder. Der andre Jonier war am Eingangsthore geblieben, erregte aber durch sein Aeußeres den Verdacht des Pförtners, der ihn packte, seine Hände auf dem Rücken festband und ihn in den Keller einschloß. Er ging sodann nach dem Zimmer des Erzbischofs, wo er den andern Dieb fand und festnahm. Beide wurden der Behörde übergeben.

Eine statistische Uebersicht der Einwohner des eigentlichen Ungarns ergiebt folgendes Resultat: 5,400,000 Magyaren, 800,000 Deutsche, 2,670,000 Slaven, 550,000 Rumanen, 250,000 Juden, 30,000 Zigeuner; zusammen 9,700,000 Einwohner.

Eine gelbe Camellie. Der rühmlichst bekannte Botaniker Fortune hat in China eine wirklich gelbe Camellie entdeckt. Sie gehört zu der anemonenblüthigen Gattung. Die äußern Petalen der Blume sind von gelblichem Weiß und die des Mittelpunkts von reichem Primelngelb. Auf einer Reise durch Städte des nördlichen China's, um Theepflanzen nachzuforschen, fand er sie bei einem Handelsgärtner.

Professor Kunth, der berühmte Botaniker, ist zu Berlin in Folge tiefer Schwermuth gestorben. Sein Krankheitszustand gestattete ihm schon seit vielen Monaten nicht mehr Vorlesungen zu halten. Er hat ein Alter von 62 Jahren erreicht und dürfte an der hiesigen Universität, wo er einen Lehrstuhl für Botanik einnahm, schwer zu ersetzen sein.

In Paris geht man jetzt damit um, durch einen feststehenden Ballon, der sich 300 Metres über die Stadt erheben und ein sehr helles Feuer erhalten soll, einen Theil des rechten Seineufers zu erleuchten.

Allgemeines Aufsehen erregt jetzt zu Newyork die in diesem Blatte schon erwähnte Erfindung des Herrn Payne: ohne irgend einen Aufwand von Kosten mittelst einer ganz kleinen Maschine aus Wasser Leuchtgas zu entwickeln. Eine kleine Maschine von kaum dem 1300sten Theil einer Pferdekraft liefert ohne Aufwand von Metall oder Säuren aus reinem Wasser die Stunde 200 Cubikfuß Hydrogen und 100 Cubikfuß Oxygen und giebt dies eine Hitze gleich der von 200 Cubikfuß Kohlengas und ein Licht gleich 300 gewöhnlichen Lampen während 10 Stunden. Dieses neue transatlantische Wunder hat während der letzten 6 Monate, wie es heißt, mit vollständigem Erfolge gearbeitet und der Erfinder wird jetzt ein Patent erhalten. Das Einzige, was zu thun bleibt, um ein Haus mittelst dieses Apparats zu heizen, besteht darin, einmal des Tages an demselben wie an einer Wanduhr ein Gewicht aufzuziehen.

Ein eigenthümliches Mißgeschick scheint den Prinzen von Preußen zu verfolgen. Kaum ist er der Gefahr, welche ihm in Frankfurt durch die bekannte Feuersbrunst gedroht hatte, glücklich entgangen, und schon war er in Koblenz in einer ähnlichen Gefahr. Wie man sich erzählt, soll nämlich in dem Koblenzer Residenzschlosse ein Feuer entdeckt worden sein, nachdem schon einige Tage vorher starkes Rauchen in den Gemächern stattgefunden hatte, in Folge dessen Sachverständige über die Ursache desselben zu Rathe gezogen wurden. Dieses Feuer, wenn auch noch verborgen und ohne weitere Folge, hätte aber um so mehr gefährlich für den Prinzen werden können, als der Herd desselben brennendes Gebälk in dem Fußboden neben dem Schlafzimmer des Prinzen sich befunden hat. Muthmaßlich war eine fehlerhafte Construction in der Röhrenleitung der Kamine die Veranlassung.

Der bekannte Aguado in Paris erhielt dieser Tage einen Drohbrief, worin ihm 2000 Francs abverlangt wurden. Er machte der Polizei Anzeige und ließ sodann dem bezeichneten Manne das Geld verabfolgen; kaum hatte dieser — ein Künstler — es aber an sich genommen, als er verhaftet wurde.

Prag. Am 17. März hatte der Theaterdirector Hoffmann um die Mittagsstunde im Theater ein Concert veranstaltet, dessen Ertrag zur Errichtung eines Denksteins für den verstorbenen Dichter Herloßsohn auf dem Leipziger Friedhofe bestimmt ist. Gedruckte Einladungen sammt Programm gingen an die Abonnenten; der Adel refüsirte mit kaum zwei bis drei Ausnahmen seine Logen und gab nichts; ja, viele äußerten unverhohlen, daß man es dem Director Hoffmann sehr übel nehme, ein Concert für einen so radicalen (?) Schriftsteller zu geben wie Herloßsohn. Dieser Aeußerung, diesem Benehmen gegenüber klingt es fast wie eine Demonstration, daß der hier residirende Kaiser Ferdinand 50 Fl. M. zu dem edlen Zwecke spendete.

Aus der Theaterwelt. Berlin. Die Eröffnung der neuen Bühne des Friedrich-Wilhelmstädt'schen Theaters ist nunmehr mit Bestimmtheit baldigst zu erwarten. Die Direction hat weder Kosten noch Mühe gespart, die größtmöglichste Bequemlichkeit und äußere Eleganz herbeizuführen, wobei man sich, so viel es sich thun ließ, an die Einrichtungen des Opernhauses gehalten hat. Zuschauerraum und Bühne sind mit Gas erleuchtet und durch eine russische Wasserheizung erwärmt; die Plätze Parquet, Parterre, zwei Logenränge, eine Gallerie, Prosceniumslogen u. s. w. werden so bequem als möglich eingerichtet und dabei die bisherigen Preise beibehalten werden. Die Bühne selbst ist nach den neuesten Systemen und Verbesserungen unter Leitung eines königlichen Theatermeisters hergestellt, so daß z. B. die Decorationen wie im Opernhause und allen neuen Theatern gerade in die Höhe gehen und überhaupt alle Einrichtungen getroffen sind, um auch Ausstattungsstücke ohne Hinderniß auf dieser Bühne aufführen zu können. Den Eindruck des Ganzen werden wir vor Eröffnung der Bühne unsern Lesern nicht vorenthalten.

*** Die Proben zum „Propheten“ finden beinahe täglich statt, doch wird die Oper nicht vor dem Ende des April in Scene gehen, weil erst nach der Ankunft der Madame Viardot und Herrn Tichatschek's die Proben vollständig vorgenommen werden können. Jetzt singt ein Chorist, Herr Friese, der eine sehr ansprechende Tenorstimme besitzt, den „Johann,“ damit die Vorbereitungen keinen Aufenthalt erleiden. Bis Anfang Juni werden Madame Viardot und Herr Tichatschek hier verweilen, dann sollen ein Fräulein Michalesi vom Dresdener Hoftheater für die „Fides“ und der in Wien allgemein beliebte Tenor Ander für den „Johann von Leyden“ hier eintreffen.

*** Das neue Effectschauspiel der Frau Birch-Pfeiffer, „Die Rose von Avignon,“ dessen wir bereits Erwähnung thaten, übt auf dem Thaliatheater in Hamburg große Anziehungskraft aus. Die Verfasserin bewährt in demselben ihre anerkannte praktische Geschicklichkeit auf dem ihr am meisten zusagenden Felde. In einigen Tagen wird das

Stück auf der Königstädt'schen Bühne zur Aufführung kommen. Die zweite Vorstellung soll zum Benefiz des Fräulein Louise v. Hagn stattfinden, welches außerdem noch durch Vorträge italienischer Sänger und durch Tanz des Fräulein Grahn unterstützt werden wird.

⁂ Herr Beckmann aus Wien, ehemals Mitglied der Berliner Königstädt'schen Bühne, wird im Monat Mai mit seiner Frau auf dem Friedrich-Wilhelmstädt'schen Theater fünfundzwanzig Gastvorstellungen geben.

⁂ Das an der königlichen Bühne zu Berlin zur Aufführung gelangte Drama des geheimen Rathes im Unterrichtsministerium, des als Kunsthistoriker bekannten Professors Kugler: „Der Doge von Venedig," erlangte keinen Beifall.

⁂ Der berühmte Sänger Haizinger, langjähriges Mitglied der Carlsruher Oper, geht jetzt von der Bühne ab und wird sich vorerst nach Wien begeben.

⁂ Am Nationaltheater zu Innsbruck wurde kürzlich aufgeführt: „Rodrigo und Elvira oder der Kampf um die Königskrone." Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen von J. G. F. Freiherrn v. Jellachich, k. k. Feldzeugmeister und Banus von Croatien &c.

MODEN.

Paris, den 29. März 1850.

Unter allen Hüten sind jetzt die Zughüte am beliebtesten; alle die, welche wir bis jetzt sahen, zeichneten sich besonders durch die Neuheit der Anordnung des Ausputzes vortheilhaft aus. Am meisten gefiel ein Zughut von glasirtem weißem Taffet mit Einsatz von weißem Flor und mit einer reichen Blonde darüber; dieser Einsatz befand sich nahe am Rande des Schirmes, das andre Theil bis an den Kopf war sehr fein gezogen und auch mit Flor bedeckt, was ein ungemein anmuthiges und geschmackvolles Ganze bildete; der Boden des Kopfes war muschelartig gezogen und der Bart, welcher bei einem Zughute sehr wichtig ist, bildete einen kleinen Volant und unter diesem sah ein andrer von Blonde hervor, ein Ausputz, welcher mit dem des Schirmes gleich war; noch legte sich um den Kopf ein schöner Zweig von lila und weißem Hollunder mit Kleeblättern; das Innere des Schirmes war mit Flor bauschig gezogen und mit derselben Art von Blumenzweigen ausgeputzt.

Ferner sahen wir einen Hut von weißem Flor in ganz neuer Form: Ueber dem Schirme lag eine Blonde von weißen Federn, ein Netz leicht wie Flaum und das Köpfchen, welches über dem Schirme die Maria-Stuartform hatte, war auf den Seiten leicht geschweift; um dieses Köpfchen wanden sich drei Halbguirlanden von Maiblümchen, deren geschmeidige Zweige zu beiden Seiten auf dem Barte niederfielen; das Innere des Hutes war mit Mechelner Spitzen gebauscht; an den Seiten befand sich leicht gereihte Blonde mit Zweigen von Maiblümchen. Unsre Beschreibung giebt nur eine höchst unvollständige Idee von diesem Hute, allein er ist, das können wir versichern, so zierlich und schön, daß die Phantasie Mühe hat, sich etwas Gefälligeres in dieser Art vorzustellen.

Wir sahen einen andern Zughut von Mechelner Tüll mit zwei Schirmen; der erste war von Tüll, am Rande mit einer reichen handbreiten Blonde versehen, welche sich nach innen umschlug und dem Bonnet unter dem Schirme zur Einfassung diente. Außen bildete eine zweite Blonde von derselben Breite den Abstand, welcher den zweiten Schirm von dem ersten trennte. Dieser zweite Schirm von weißem Flor war ein wenig stärker ausgeschweift als der untere. Das Köpfchen war ebenfalls von Flor, mit Mechelner Tüll in Form einer Garbe auf muscheligem Grunde gearbeitet; an der einen Seite lag ein kostbarer Zweig von gemischten Waldveilchen und auch das Innere des Hutes war damit garnirt.

Es giebt auch bereits eine unendliche Auswahl in Strohhüten; die Formen sind allerdings sehr verschieden, aber die Muster von Stroh durchgängig schön, zwar mehr oder minder einfach, aber immer von größter Eleganz. Es existirt nichts Hübscheres als dieses feine Stroh, verziert mit Arabesken, welche durch schmale weiße Atlasbänder garnirt werden. So sahen wir auch einen Hut mit einem schmalen islygrünem Bande, am Rande mit einer schwarzen Franse, und dieses Band, welches in gewissen Entfernungen auf Stroh aufgesetzt war, bildete Zacken, was gewiß vielfach gefallen wird. Dieser Hut hatte einen Bart von islygrünem Taffet, mit einer Krause und leichtem Strohgeflechte verziert; das Innere des Hutes war mit schwarzer Blonde belegt und hatte kleine Rosen als Bonnet.

Noch beschreiben wir ein köstliches Häubchen, welches wohl viel Nachahmung finden dürfte: Der Boden ist mit einer Strohverzierung gewürfelt und hat als Vordertheil ein Bärtchen von Mechelner Tüll, mit einer Blonde und einer schmalen Strohverzierung garnirt. Dieses Bärtchen fällt an der Seite herab und umhüllt zwei Sträußer Feldblumen, als Maiblümchen, Maßlieben, Kornblumen &c.

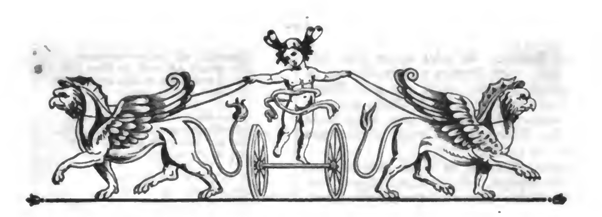
Wie schon längst werden noch immer alle Kleider oberrockartig gemacht, selbst wenn sie als Kleider ausgeputzt sind, nämlich mit Volants, Stufen oder Besatz von Posamentirarbeit. Bei Putzkleidern ist aber fast stets anzunehmen, daß das Leibchen vorn geöffnet ist, sowohl herzförmig als auch bis zum Gürtel herab; noch andre haben den beliebten Raphaelausschnitt. Diese letztern Leibchen passen sehr gut zu den reichen Stoffen. So sieht man sehr viele Kleider von Gros de Tours mit für die Volants besonders broschirten Mustern, welche natürlich auf den breitern Volants größere Muster haben als auf den kleinern, und dies stuft sich sehr angenehm für das Auge ab. Diese abgepaßten Kleider sind immer mit vier Volants in ungleicher Größe arrangirt; zu den Leibchen liegen schmale Volants bei, welche als Berthe oder auch zu einem doppelten Revers benutzt werden können. Sehr hübsch sieht dieser Stoff mit weißem Muster auf strohgelbem oder lilafarbenem Grunde. Die neue Aermelform scheint entschieden zu sein, denn man kann wohl nun für gewiß annehmen, daß man sich für die halblangen unten weiten Aermel erklären wird, indem dazu die so beliebten eleganten weißen Unterärmel getragen werden können.

Unter den neuen Sonnenschirmen scheinen die mittelgroßen die gesuchtesten zu sein. Hierin giebt es eine überaus brillante Auswahl, die sich nicht allein über den Bezug der Schirme, sondern meist auch auf die eleganten Gestelle erstreckt; denn die Stäbe sind sehr oft mit Gold und mit Edelsteinen gefaßt. Als etwas Neues werden die weißen Stoffe, mit Stahlperlen bestickt, vielfach zum Bezug dieser Schirme verwendet; ebenso oft sieht man auf weißem Grunde Seidenstickerei in den buntesten Farben ausgeführt. Spitzen, Fransen, Bandgefältel und feine Gorle sind der üblichste Besatz zur Verzierung derselben.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 15. 1) Italienischer Strohhut, mit Apfelblüthen garnirt. Kleiner Ueberwurf von Atlas, mit schmalen wollenen Spitzen besetzt. Kleid von Taffet. 2) Zughut von Taffet, mit Flor überzogen und mit Blumenzweigen garnirt. Mantille und Kleid von Levantine, mit wollenen Spitzen und feinen Soutachebörtchen ausgeputzt.

Gedruckt bei C. P o l z in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 16. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Fliegende Blätter einer halbschönen Seele.

(Fortsetzung.)

Ich weiß mir selbst nicht zu erklären, warum ich die Einöden immer so sehr geliebt habe. Es liegt etwas Herzhaftes, etwas Todesmuthiges, etwas Unvertilgbares und Unvergängliches in einer Einöde. Die Natur beschämt hier den Menschen sehr weit, sie beweis't, daß sie es noch länger aushält als er, der Gottheit Ebenbild. Ich möchte keinem Staubgebornen die Aufgabe stellen, nur siebzehn und ein halbes Jahr hindurch in der Wüste Kobi zu sein. Er hielt' es nicht aus; und deshalb nicht, da es doch in dem Menschengeschlecht viel absolutere, consequentere Langweiligkeiten giebt als selbst die allerlangweiligste Quadratelle der Lüneburger Haide ist? Ich erkläre mir diesen Umstand so: Eine Nicht-Natur giebt es nicht, aber ein Nicht-Menschsein giebt es, und ich vermuthe, daß darin eben die Sage von der abgefallenen Menschheit ihren wahren Grund hat, daß das reine Nichts von allem Menschlichen es dennoch bei sich aushalten kann.

Ja, Horatio, es giebt sehr viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen Deine Schulweisheit sich nichts träumen läßt.

In der Einöde, ich wiederhole es, waltet die reine Poesie; nur auf negative Weise. Wo alles mangelt, da kommt die Phantasie mit ihrem Trost und ersetzt alles Fehlende durch ihr Traumbild von einer Landschaft, wie nicht Poussin, nicht Ruysdael, nicht Lorrain sie je malten. Die Extreme sind immer poetisch, ich möchte lieber sagen, die Gegensätze. Nur das Halbe, das Zwitterhafte, das Wollende und nicht Könnende, nur das mitten innen Liegende, das stets in Verlegenheit kommt, wenn man es nach der Berechtigung seiner Existenz fragt — nur dies ist unpoetisch und elend.

Das Denken, sagt der Philosophus Teutonicus, ist ein Kränken; ich empfinde dies in diesem Augenblicke, wo ich bloß erzählen will und es mich kränkt, daß mir dennoch das verteufelte Denken, das noch nie etwas eingebracht hat, jeden Augenblick in die Quere kommt.

Es war eine schöne, milde, unaussprechliche Sommernacht. Der letzte Ton der grabesdumpfen Dorfglocke verstummte noch in der warmen maikäferbelebten Luft. Wie leise Gedankenfäden, die sich unmerklich in dem schaffenden Geiste entspinnen, so zog es als ein leuchtendes Gespinnst durch dies warme Luftreich, und es schien ungewiß, ob der Mond von der Sonne oder die Sonne von diesem die Strahlen geliehen hatte. Von dem süßen Geheimniß der Natur haben uns die Romantiker viel gesungen und gepredigt, aber wie kam es, wie kommt es doch, daß kein Dichter die süßen Geheimnisse der Natur so verborgen und doch so lichtklar in ihren Nächten in das einige schöne Bild einer romantischen Darstellung zu bringen vermag, in ein Epos, in einen Roman der Natur? Auch der Mensch gehört zur Natur, aber das Naturleben der Menschheit, der Völker, des Einzelnen hat uns im Großen noch kein Dichter geschildert. Was davon vorhanden

ist, sind Studien. Es wäre an der Zeit, sehr an der Zeit, diese Studien zu sammeln und in einem großen Gedicht, worin alle diese Monographien zusammenträfen, der Menschheit zu zeigen, daß sie aufhört Menschheit zu sein, wenn sie in frevelhafter Abtrünnigkeit es wagt, ihren ewigen Ursprung zu verleugnen.

Jedweder Gedanke, ist er nur Gedanke, enthält etwas Ewiges. Goethe sagte einstmals: des Menschen höchste Studie ist der Mensch. Knüpfen wir an diesen gewiß durchdringend trefflichen Gedanken einen andern an (andre Zeiten, andre Maximen); es ist der: Wenn die Menschheit aufgehört hat, ihr ewiges Urbild darzustellen, dann geht sie unvermeidlich ihrer geistigen Vernichtung entgegen, und was es in ihr noch an schöpferischer intelligenter Kraft giebt, dem ist es heilige Pflicht, sie zurückzuführen auf den poetischen Urquell ihres Daseins, die Natur. Sie allein hört niemals auf zu dichten. Seitdem die Menschheit aufgehört hat es zu thun, sind viel Frühlinge dahingegangen.

Wie gesagt, die Sommernacht war unaussprechlich schön und mild, und wie der äußerlich verarmte, geistig und im Herzen aber immer noch reiche Mensch allerwegs von seinen Erinnerungen zehrt, so fiel mir, als eben diese dumpfe Dorfglocke ihren neunten Schlag versummte, ein früheres Lied ein, dem ich in dieser Einöde, begeistert von Mondschein, Stundenschlag, Käfergeschwirr und ungewisser leuchtender Helle, einige neue Wendungen und Formen lieh. Es ist ein Unglück für mich und immer gewesen, daß mir in einer Einöde immer der lyrische Muth wächs't:

„Es duftet mir dann wieder alte Liebe
Und blüht mir wieder alte Lust" ꝛc.

Trotzdem, daß ich diesen Umstand klar als ein Unglück erkenne, denn der Mensch soll keinen Augenblick veralten, sondern immer und ewig neu sein (im Alten), will ich doch diese lyrische Oase meinem verzeihenden Leser nicht vorenthalten.

Ich sang nämlich zur obligaten Ventiltrompete zweier illustren Maikäfer, die, da sie mich im unabwendigen Gesäusel treuinnig, geisterdröhnend bis zum „Steiger" über Jena begleiteten, ich geistgemäß für verabschiedete Justinus-Kerner'sche Zwischenreichsbewohner hielt und noch halte, also:

Laß mich im Herzen still verehren
Dein heiliges und reines Bild,
Und wage nie dem Geist zu wehren,
Was liebandächtig ihn erfüllt.

Nimm hin die Trümmer meiner Seele,
Ruinenhaft, doch mondbeglänzt,
Den Epheu auch, der qualvoll-innig
Noch die versunkne Hoheit kränzt.

Nimm hin zum ew'gen Angedenken
Das Schwert, das diese Brust durchdrang,
Die dennoch diesen tausendfält'gen
Blutrothen Qualen sich entrang.

Nimm hin als heil'ges Angebinde
Die Schuld und auch die Reue mit:
Die Schuld, wie sie kein andrer übte,
Die Reu', wie sie kein andrer litt.

Nimm hin die tausend Seligkeiten,
(Entschlafne) die durch dich ich fand,
Als mir noch eines Himmels Engel,
Ein sel'ger noch zur Seite stand.

Doch diese todten Seligkeiten,
Ich gebe gern sie dir zurück;
Gäb' es nicht Seligkeit auf Erden,
So gäb' es mindestens doch Glück.

Du hast's zerstört, drum reich' ich willig
Dir die Trophäen meines Glücks,
Und sonn', ein zweiter Tonnenheil'ger,
Im Elend mich des Augenblicks.

Du aber, laß mich doch verehren
Dein heiliges und reines Bild,
Und wag' es nie dem Geist zu wehren,
Was selbst im Sterben ihn erfüllt. —

„Aber, Fritze, paß' doch gut Obacht, daß uns die Vorderspur nicht in den Schlamm sinkt." Diese Laute (ich weiß nicht, ob ich sie nach der eben durchlebten lyrischen Gemüthsvision Laute nennen darf) waren es, die zunächst zu meinem Ohr drangen. Ich hatte mich — um der Gründlichkeit im Schildern durchaus nichts zu vergeben — eben auf einen der Miniatur-Felsblöcke niedergelassen, wie sie auf diesem coupirten Schlachtterrain nur allzusehr verstreut liegen; ich hatte, tief versunken in menschliche Gedanken, dennoch mit der Naturandacht, die mir eigenthümlich ist, soeben einen sogenannten Todtengräber belauscht, der sich anschickte, eine mondbeglänzte todte Maus mit urselbstständiger Courage zu bewältigen. Zu diesem Todtengräber gesellte sich ein standhafter Maikäfer, welcher soeben seine naturgemäße Beschäftigung mit einem Bröcklein vertrockneten Unraths aufgegeben hatte; nur an seinem vorletzten Hinterfuß klebte noch ein beschmuztes Endchen Strohhalm. Dies alles erblickte ich von meinem Felssteinblock in demselben Mondlicht, in welchem einst Heinrich von Ofterdingen zum Erstenmale die blaue Blume sah. Ja, und troß Mistkäfer und Todtengräber träumte auch mir von jener längst verklungenen blauen Blume, als jene urmenschlichen Laute zu meinem Ohr drangen: „Fritze, paß' mir gut Obacht ꝛc."

Ich erhob mich von meinem Granitblock und erblickte kaum zehn Schritte von mir einen Leiterwagen, bespannt mit zwei tüchtigen Bauerpferden. In der Schoßkelle dieses Leiterwagens saß der bewußte Fritze. Dicht hinter dem Wagen aber ritt auf einem noch stämmigern Gaul ein kräftiger Bauersmann, ganz unstreitig der Selbstherrscher dieser Gäule, dieses Leiterwagens und dieses Fritze.

Und noch einmal erklangen dieselben Laute, die ich nicht wiederholen will, aus demselben Munde dicht vor meinem Ohr. Es war kein Zweifel, auch hier träumte eine Seele, und was für eine

Seele? Die Seele einer Gattung, der man sonst kaum eine Seele zutraut. Daß diese Seele auf einem Boden, wo die Feuersteine wie eine Saat aufgegangen waren, gerade von Schlamm träumte, war analog und natürlich. Die Erscheinung hätte mich belehren sollen; arglos wie ich war, ahnete ich nichts.

Fritze seinerseits lenkte, unbekümmert um die Vision seines Gebieters, sein Gespann abwärts in das thalgründliche Dörflein. Ich hörte nicht mehr das Rollen seiner Räder, noch den Hufschlag des Reiters; ich verließ still und ahnungsgrauend mein Granitblöcklein und wanderte weiter, um noch vor der Bürgerglocke Jena zu erreichen.

So rüstig dahinschreitend auf dem Felde des Bluts und der Erinnerung, so einsam auf kahler Höhe, so allein mit jener Buhlerin des Endymion, die vielleicht seit Ewigkeiten in ihrem silbernen Nachen das stille Meer der Nacht durchschifft, drang in mein verödetes Herz eine wunderbar klare Ruhe, eine Kraft und Innigkeit des Geistes, von der ich lange nichts gewußt. Mein klares beruhigtes Empfinden nahm wieder einmal die reine, schöne, selbstbewußte Form des Erkennens an, ich gedachte des unzerreißbaren Bandes, welches den einzelnen Geist mit der allgemeinen Geistigkeit verbindet, und als ob der Mond mir seine Silberstrahlen zum Farbenkasten geliehen hätte, malte sich mein Gedanke die schönen Worte in diesen leuchtenden Luftkreis, mit denen mein edler Lehrer, Hinrichs in Halle, vor zweiundzwanzig Jahren die Vorlesungen seiner Geschichte der Philosophie begann:

„Der Geist hat darum eine Geschichte, weil er, indem er von Natur nichts ist, wissend über dieselbe sich erhebt.“

Ja, beim ewigen Himmel! dies war ein Augenblick, wo ich mich über die Natur — selbst als dieses einzelne Geistchen, doch Abkömmling vom Geiste — erhoben fühlte, wo ich aber auch die Seligkeit empfand, in welcher ich ein für allemal alle Poesie erblicke: die Natur, die eins ist mit dem Geist, zu dem meinigen emporzuziehen. Auch der Geist hat sein Herz, und wie die Natur ihre allnährenden Brüste erschließt, uns alle daran zu legen und zu säugen, so gestattet sie es, weil sie selbst ewiger Abglanz des Geistes ist, daß auch wir sie zu unserm Herzen emporziehen. In dieser mütterlichen Kindlichkeit der Natur liegt ihre wahre, einige, gottdurchdrungene Größe.

Ich ahnete nichts, aber eben langte ich an einem jener braungelb beschmierten Steinkreuze an, welche das Schlachtfeld von Jena roh und ungeschlacht bezeichnen. Ich wäre an diesem Kreuz vorübergeschritten (um so mehr, da ich nur noch ein Viertelstündchen hatte bis zu dem Abfall des Steigerberges, zu dessen Füßen Jena liegt), denn unsterbliche Erinnerungen knüpfen sich nimmermehr an einen Steinklumpen — dennoch blieb ich, selbst versteinert, stehen — denn dicht am Fuße dieses rohen Kreuzes sproßte eine Blume, eine an sich unschuldige, für diesen Ort und diese Jahreszeit jedoch unmögliche Blume, und zwar in einem so prachtvollen, nie gesehenen Exemplar, daß ich hier an ein botanisches Wunder glauben mußte. Es war das bescheidene deutsche Hühnerblind, die mit dem desto stolzern Römernamen prangende: Primula veris elatior. Auf steinigkahler Höhe, wo es nur Lavabröckelchen giebt — denn Feuersteine sind auch eine Art Lava — im Monat Julius diese Blume?

Ich neigte mich, von Todes-, ja von Unsterblichkeitsahnung durchschauert, zu dieser Blume. Kein Zweifel, es war Primula.

O Primula, theurer, unvergeßlicher, nagender Schatten, so find' ich dich wieder??

Nicht wissend, was ich that, noch wie mir geschah, führte ich meine bebenden Finger zu dem Stengel dieser Blume — und warum nicht? Warum sollte ich den Schatten einer Blume nicht brechen, da ich die Blume selbst gebrochen?

„Mein Bester,“ hörte ich mich auf einmal in jenem Gothisch-Ziegenhainisch gemüthlichen Dialekt anreden, der dem Großherzogthum (Gott segne es) eigen ist, „hier werd nich' botanisirt.“

Dabei fühlte ich mich kräftig am Arme gepackt und mich aufrichtend erblickte ich ein Wesen, welches die öffentliche Meinung nach gehörig eingezogenen ocularischen Erkundigungen insgemein als Feldhüter bezeichnet.

In solcher Stimmung, was ist uns ein Feldhüter? „Herr,“ schrie ich und stieß ihn mit dem kaum noch gefesselten Arme zurück, daß er taumelte, „bin ich des Teufels oder Sie? Ist hier etwa ein Schotenfeld oder eine Rapsbreite? Sieht Er, Lümmel, denn nicht, daß hier Feldspathe wachsen und keine Kohlrüben? Ueberhaupt, wer sind „wir“ denn, summarisch, „wir“ langwieriges und langweiliges Wesen, das mich hindern will, die gelbe Blume zu pflücken, die noch lange nicht die blaue ist? Ich ließe es mir gefallen, wären Sie der Professor so und so oder der geheime Hofrath so und so, so würde die botanische Idiosynkrasie für dieses in der That mystische Pflanzenexemplar einigermaßen ihre Rohheit entschuldigen, denn es giebt allerdings Botaniker, die um eines Kryptogamen willen ein halbes Menschengeschlecht könnten verbluten lassen —; Ihnen aber, unerquicklicher und sogar unlegitimirter Flurschütz, Ihnen sag' ich, daß Sie eher der Teufel skrupelweise holt, ehe Sie mich hindern sollen, diese...“

O, was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe? Das Blut gerann in meinem Herzen. Das war nicht mehr der Flurschütz, der vor mir stand, es war ein andrer, ganz ein andrer.

Sie fragen mich: Wer war es denn? Erlassen Sie mir die Antwort; ich kann nur sagen: es war ein hochgewachsener Mann im langen, fest zugeknöpften Oberrock mit breitkrämpigem Quäkerhut; ein Mann, dessen ursprüngliche Schlankheit bereits in Corpulenz überzugehen anfing. Was

ich in seiner Hand für den Eichenknüppel eines Feldhüters gehalten, erwies sich mir jetzt bei näherm Betrachten als ein prachtvolles spanisches Rohr mit fußhohem Knauf vom milchweißesten japanischen Porzellan.

(Schluß folgt.)

Der tragische Styl Alfieri's.

„Ein Trauerspiel ist um so hinreißender und vollkommener, je weniger es in den Declamationston übergeht, je rascher die Handlung fortschreitet, je mehr es sich als Bild darstellt und je interessantere Stoffe es dem Maler darbietet." So urtheilt ein tüchtiger Kenner und Kritiker der Bühne überhaupt, wie der italienischen insbesondere, Ranieri de Calsabigi in einem Briefe an Alfieri, und schon diese seine Bemerkung aus dem Jahre 1783, daß Trauerspiele um so besser seien, „quanto son meno declamatorie," verdient in unsern Tagen, wo seit F. Schiller das rhetorische Element in der Dichtung wie in der Darstellung sich breit gemacht hat, lebhaft in Erinnerung gebracht zu werden. Jedoch er führt diese Bemerkung noch bald darauf weiter aus. „Was hauptsächlich den Zuschauer bewegt, rührt, aufregt, zum Mitleid stimmt, insofern von einer theatralischen Handlung die Rede ist, wird gar nicht durch's Sprechen bestimmt (non è il parlare)," sagt er. Schon Horaz äußerte sich in solcher Art *):

> Viel träger wirkt auf unsre Seele ein,
> Was man dem Ohr erzählt als alles, was
> Dem treuen Auge vorgespiegelt wird.

Alles viele Reden in's Blaue hinein, alles Declamiren und Hin- und Herschwatzen vermindert die Theilnahme. Je mehr der Dichter seine Personen nur reden läßt, desto mehr entfernt er sich von dem Hauptzwecke des Trauerspiels. Je mehr in diesem gesprochen, je weniger, je langsamer gehandelt wird, desto unvollkommener ist es. Alle rhetorischen Auswüchse müssen nach Möglichkeit weggeschnitten werden **). Man denke sich nur das Stück als ein fortgehendes, immer sich neu gestaltendes Bild, zu dessen Erklärung gerade gesagt wird, was unumgänglich nothwendig ist; mehr nicht, weniger nicht. Sicher wird dann die ganze Handlung so lebhaft fortschreiten, so vielen Eindruck machen, als der Charakter des Stücks überhaupt wie der darin auftretenden Personen nur immer gestattet. — So ist das von uns zusammengedrängte Urtheil des Casalbigi über den tragischen Styl; und allerdings konnte ihm zum Belege seiner Ansichten wohl niemand mehr Gelegenheit geben als gerade der Dichter, gegen den er sich als Kritiker äußerte, als Vittorio Alfieri. Hat ein tragischer Dichter es verstanden, jedes unnöthige Wort zu vermeiden, so war er es. Sein Styl, kann man wohl sagen, erscheint gewiß manchem, beim Lesen wenigstens, trocken. In der Darstellung, von geübten Künstlern belebt, mag er dagegen gerade die Phantasie um so mehr aufgeregt haben, je weniger er den Flug dieser hemmte, je mehr er ihre volle Ausbreitung gestattete. Es giebt einzelne Scenen bei ihm, die in solcher Art kaum eine leidliche Uebersetzung gestatten, da die italienische Sprache ihm so oft die Fürwörter wegzuwerfen und andre Verkürzungen anzuwenden erlaubte, ohne daß daraus eine Dunkelheit oder etwas Gezwungenes entsprang. Hier nur eine ganze Scene, die fünfte im zweiten Act seines „Filippo":

Philipp.
Hast Du gehört?
Gomez.
Gehört.
Philipp.
Sah'st Du?
Gomez.
Ich sah!
Philipp.
O, fürchterlich! Und mein Verdacht? —
Gomez.
Bestätigt!
Philipp.
Und ungerächt bleibt Philipp noch?
Gomez.
Bedenk —
Philipp.
Bedacht hab' ich's! — Jetzt folge mir!

Im Original hat die ganze Scene nur drei fünffüßige Jamben. Aber die wenigen Worte von dem wortkargen, mißtrauischen, immer herumspähenden Tyrannen mit den „fiammeggiandi torvi suoi sguardi," gesprochen zu diesem seinem Vertrauten, der nichts Höheres als die Gnade seines Königs und kein Mittel zur Erlangung einer solchen kannte als Gehorsam, verbunden mit Schweigen, sagt dem Zuschauer mehr von dem schrecklichen Schicksale, das der Königin Isabella und dem Carlos droht, als wenn Philipp seinem Zorne, seiner Eifersucht, seinem Verdachte, seinem Racheplane durch funfzig Jamben Luft gemacht, d. h. siebenundvierzig mehr gebraucht hätte als ihm Alfieri giebt. Was liegt alles nur in dem letzten: „Bedacht hab' ich's! Pensai." In solcher Art würde sich noch manche Scene bei diesem ersten der italienischen Tragiker herausheben lassen, denn er ist darin einzig, wortkarg möchte man sagen, ganz das Gegentheil von den meisten französischen Tragikern und selbst seiner italienischen Vorgänger. Ein Seitenstück zur obigen Scene ist z. B. die erste im vierten Act seiner „Antigone." Sophokles

---

*) De a. poet. V. 180 u. 181.

**) In solcher Art zeichnete sich auch alles aus, was Schröder für's Theater schrieb. „Mit jeder Rede," sagt Ludw. Tieck von ihm (Dramaturg. Bl. I. S. 140, 1826), „rückt die Handlung vor, entwickelt sich der Charakter. — Alles bis auf das Kleinste herab ist darauf berechnet, in einander zu greifen und mit Lebhaftigkeit die Handlung fortzuführen."

würde nicht kürzer und einfacher haben schreiben können:

Creonte.

Scegliesti?
Gewählt?

Antigone.

Ho scelto.
Gewählt.

Creonte.

Emon?
Hämon?

Antigone.

Morte!
Den Tod!

Creonte.

L'avrai!
So stirb!

*r.

Assar Lindeblad.

Der große Verlust an den ausgezeichnetsten Wissenschaftsmännern, den Schweden in den letztverflossenen Jahren zu betrauern hat, ist durch das frühe Hinscheiden dieses herrlichen Dichters im hohen Grade vergrößert worden. Man hat ihn in dichterischer Hinsicht mit Tegnér verglichen. Nur ist dabei zu bemerken, daß er nebst der dichterischen Genialität eines Tegnér das tiefe christliche Gemüth eines Novalis besaß. Er verschmähte es, die alten Sagen und Sagengötter des Nordens zu singen, denn nur das wahrhaft Heilige hatte er für seine Leier und Harfe erwählt, und so wehet ein himmlischer Geist durch fast alle seine Dichtungen. Einige von diesen haben auch in der schwedischen Akademie den Preis davongetragen, z. B. Fremdlingen, Missionären u. s. w. Ueber alle ist der zarteste Liebreiz verbreitet und man kann mit vollem Rechte sagen, daß sie zu den schönsten Erscheinungen auf dem Gebiete der schwedischen Dichtkunst gehören.

Er war geboren den 19. December 1800 zu Lackalänga in der Nähe von Lund; wurde Student in Lund 1818; promovirte zum Doctor der Philosophie daselbst und erhielt Docentur in der Aesthetik 1831; vertrat die Stelle eines Professors derselben Wissenschaft von 1831 bis 1838; wurde Pastor zu Skartofta in Schonen und im Jahre darauf Härads-Probst (Superintendent); verschied den 3. März 1848, hochgeachtet und geliebt von allen, die ihn näher kannten. Und wie manches heilige Lied verschied nicht mit ihm, und vielleicht eine neue Messiade? — !

Folgende Schriften sind von ihm erschienen: „Blekings Blommor, 1828. Akademische Vorlesungen, 1832. Strödda Predikningar, 1834—38 (die gewiß lange ihres Gleichen suchen werden). Dikter, I. Band, 1832. Religions-Sänger, 1843. Fosterländska-Sänger, 1843. Missions-Sänger, 1846. — Möchte die Gesammtausgabe seiner Werke recht zarten und sinnigen Händen anvertraut werden, wie sie deren so sehr werth sind! Und möchte es dem edlen Atterbom, der so ein Meister in Charakterschilderungen ist, gefallen, diesem seinem nahen Geistesverwandten ein Denkmal zu errichten! Dieses würde dann auch gewiß ein Denkmal der Wahrheit und Würde dieser beiden so reich- und hochbegabten Genien der Dichtung sein.

F.

Feuilleton.

Abbas Pascha, schreibt man aus Aegypten der „Presse," soll sich sehr angelegen sein lassen, die von Mehemed Ali so mühsam eingeführte Civilisation wieder zu zerstören. Alle Europäer, Aerzte ausgenommen, werden ihrer Aemter entsetzt, Flotte und Industrie vernachlässigt.

Weibliche Tapferkeit. Im Dörfchen Chenarliet im Canton Wallis hat eine Frau sich gegen drei Bursche gewehrt, von denen sie mörderisch vor ihrem Hause überfallen wurde, und einen derselben mit einer Mistgabel erlegt.

Zwei Theateranekdoten aus Moskau. Ein Reisender erzählt uns höchst naive Dinge über russische Theaterzustände in Moskau. Es herrscht in Rußland unter dem gemeinen Volk die Sitte, das übliche Kreuz zu schlagen, sobald es donnert. Als nun in einem Ballet ein Bär auf allen Vieren über das Theater kroch und ein Theatergewitter mit allen seinen Schrecken vorüberzog, richtete sich der ehrliche Pez auf und schlug in religiöser Inbrunst sein Kreuz. — Derselbe Reisende saß hinter zwei moskowitischen Kaufleuten im Theater, in welchem eben die im Winter von Petersburg herüberkommende deutsche Gesellschaft „Robert der Teufel" von Meyerbeer aufführte. Der Eine, noch vollkommener Neuling, schien auf's äußerste entzückt über die Vorstellung. „Oh," sagte der Andre, „es giebt noch viel schönere Sachen zu sehen und zu hören. Kennen Sie denn nicht den „Barbier von Sevilla?" — „Nein," antwortete der ehrliche Russe, „ich rasire mich selbst."

Ein unterirdischer Jahrmarkt. Im Themsetunnel zu London ging es vergangene Woche drei Tage lang ganz lustig her. Die Directoren desselben hatten nämlich zur Feier des Jahrestags der Eröffnung einen Jahrmarkt mit Illumination veranstaltet. Der ganze Tunnel und alle Schachte waren mit tausenden von bunten Lampen erleuchtet. Boutiquen mit Erfrischungen aller Art, Restaurationen, Musik und Gesang erfreuten die Besucher, welche in zahlloser Masse hinströmten.

Ein großer Unterschied. Zu Hirschberg in Schlesien hatte man am 1. April 1843 zehn Grad Wärme und am 1. April d. J. zehn Grad Kälte.

Die Experimente mit den neuen Nebensignalen auf den englischen Eisenbahnen haben sich sehr zweckmäßig erwiesen. Die Signale von der Größe und Dicke eines Penny wurden während eines sehr dichten Nebels auf die Schienen gelegt. Als die Locomotive über dieselben wegfuhr, wurde eine kanonendonnerähnliche Explosion vernommen. Die von den Versuchen nicht in Kenntniß gesetzten Bahnwächter stürzten aus ihren Häusern in der Meinung, daß ein Unglück geschehen wäre.

Berlin. Die im Monat Mai für's Publicum hier unentgeldlich zu eröffnenden vier Volksbibliotheken, zu deren Fortbestehen und Erweiterung aus städtischer Kasse jährlich auch tausend Thaler fließen sollen, werden sich im Local der drei höhern Stadtschulen (im Viertel der Louisenstadt, Dorotheenstadt und Königsstadt) sowie in dem des Friedrichs-Werder'schen Gymnasiums befinden. Nach dem Princip: „Das Beste muß man dem Volke geben,“ sind die Bücher angeschafft worden.

⁂ Ein interessanter Civilproceß wurde zwischen der Primadonna der italienischen Oper, Fräulein Fodor, und der Direction des Königstädt'schen Theaters bei dem hiesigen Stadtgericht verhandelt und entschieden. Die Sängerin hatte eines Tages sich geweigert aufzutreten, angeblich weil sie heiser war. Ungeachtet ein ärztliches Attest ihre Angabe bestätigte, hielt die Direction derselben eine einmonatliche Gage (400 Thlr.) zurück. Die Sängerin klagte und das Gericht verurtheilte die Direction zur Auszahlung der vorenthaltenen Monatsgage.

Mißachtung deutscher Kunst. Das noch nicht ganz vollendete herrliche Bild von Lessing: „Huß am Scheiterhaufen,“ ist von dem Consul Böler gekauft worden, um nach Amerika geschickt zu werden. Ganz Deutschland mit allen seinen Fürsten und Herren war also zu arm, um dieses Denkmal deutschen Genies und deutschen Fleißes und Ernstes zu erwerben; denn daß es den Werth desselben erkannt habe und stolz darauf sei, daß einer seiner Söhne es hervorzubringen vermochte, das dürfen wir nicht bezweifeln. Zehntausend Thaler ist der Preis, den sich der Künstler für die Frucht jahrelanger Studien und Arbeiten aus der Periode seiner höchsten künstlerischen und menschlichen Reife zahlen läßt. Man sagt, Lessing habe von dem König von Preußen den Auftrag erhalten, einen Gegenstand zu behandeln, der weniger die Bewunderung beansprucht. Es ist die Demüthigung der Mailänder vor dem auf einem Thron sitzenden Friedrich Barbarossa. Man fragt mit Recht, welchen Genuß der Anblick einer solchen erzwungenen Huldigung gewähren könne, die in ihrem Gefolge die Schlacht von Lignano und die daran sich knüpfende Flucht des Kaisers nach Deutschland hatte.

Jenny Lind hat mit Herrn Barnum in Newyork einen Contract abgeschlossen, welcher nach dem Newyorker Albion, der es ganz genau und zuverlässig wissen will, folgende Artikel enthält: 1000 Dollar für den Abend, 150 Concerte, Oratorien (die Bühne betritt Jenny Lind auch dort nicht), 1½ Jahr Dauer des Engagements. Der Clavierspieler und Componist Benedict und der Barytonist Beletti begleiten die Sängerin, ersterer für das Honorar von 5000 Pfd. St., letzterer für 2500 Pfd. St. Die Ausgaben für Kost und Wohnung in first rate style werden von Herrn Barnum bestritten. Endlich findet sich noch die Clausel: wenn nach den ersten 75 Concerten 15,000 Pfd. St. netto vom Unternehmer erübrigt sind, so participirt Fräul. Lind von da an mit einem Fünftel. Ende August oder Anfang September wird sie sich in Liverpool einschiffen.

Ein eigenthümlicher Fall von Bigamie liegt jetzt in Upton-on-Severn den Gerichten vor. Ein Arbeiter, Curtis, trennte sich 1840 von seiner ersten Frau. Diese zog Männerkleider an, verrichtete männliche Dienste und verheirathete sich mit einem Hausmädchen. Nach einigen Jahren trennten sich diese Scheinehegatten, die letztere verheirathete sich mit einem wirklichen Mann. Unterdeß aber geht Curtis eine zweite Ehe ein, und wie seine erste Frau dies hört, legt sie wieder Weiberkleider an, erscheint plötzlich und leitet Klage gegen ihn ein.

Großartig ist das System der elektrischen Telegraphen, welches in Amerika aus dem Norden, dem Süden, dem fernen Westen, oft durch wilde Landstrecken so groß wie halb Deutschland, die Neuigkeiten in die Redactionszimmer der Newyorker Zeitungen liefert. Ganz Newyork ist mit einem Netze von Drähten übersponnen. Die hiesigen Telegraphen geben ihre Berichte fertig gedruckt, d. h. die Elektricität bringt nicht nur die Neuigkeit, sondern sie faßt auch den Bericht in gutem Englisch ab, setzt ihn und druckt ihn, und so intelligent ist dieser dienende Geist, daß er sich selbst corrigirt und bei einem wesentlichen Fehler sein Werk unmittelbar und ganz von vorn anfängt. Bekanntlich werden in Amerika die Telegraphen von jedermann für Privatcorrespondenz benutzt. Neulich hatte die in Philadelphia wohnende Familie eines abwesenden Mannes ihm etwas mitzutheilen. Der Telegraph berichtete nach Albany, der Hauptstadt des Staates Newyork, wo man den Mann vermuthete. Man erhielt zur Antwort, daß er nach St. Louis (am Mississippi) abgereis't sei. Der Telegraph berichtete nach St. Louis. Der Mann war in der Nähe dieser Stadt auf dem Lande. Vom Bureau des Telegraphen wurde ihm ein Bote geschickt. Er gab diesem seine Antwort. Der Telegraph lieferte die Antwort nach Philadelphia an die Familie, und diese ganze Correspondenz, die sich über einen Raum von einigen tausend englischen Meilen erstreckt, wurde in nicht ganz drei Stunden abgemacht. Eine telegraphische Correspondenz von Neworleans nach Newyork kostet 2½ Doll., von Philadelphia ¼ Doll.

Zahlreiche Nachkommenschaft. In der Grafschaft Lancaster starb kürzlich eine Dame, welche nicht weniger als 7 Kinder, 59 Enkel und Enkelinnen, 72 Urenkel und einen Ururenkel hinterläßt, in Summa 139 Nachkommen.

Ein Franziskaner in Laibach geruhte von der Kanzel herab die Eisenbahnen als ein Werk des Satans zu bezeichnen. Es wird allgemein bedauert, daß dies nicht wahr ist, wir würden dann nicht so viel Geld zum Bau nöthig haben. — In Wien sind in politischer Richtung ähnliche geistreiche Predigten vernommen worden. Alles Mittel, die Cultur nach Osten zu tragen!

Der Generallieutenant von Dörnberg, bekannt durch den verunglückten Aufstand in Cassel im Jahre 1809, ist am 19. März im 82. Lebensjahre gestorben. Er gehört zu den Männern, die in langer trauriger Zeit fremder Herrschaft nie aufgehört haben, für die Befreiung Deutschlands thätig zu sein.

Die schachernde Judenheit hat wohl Oehlenschläger am treffendsten charakterisirt, indem er den Juden im „Aladin“ sprechen läßt:

Was ist das Leben ohne Gold und Silber?
Das Geld, das Geld, das ist der wirkliche
Messias unsrer Nation, der uns
Aus aller Noth erlöst. O, schönes Silber!

Ein Pröbchen von Berthold Auerbachs Bescheidenheit. Die Theater-Chronik schreibt: Von Berthold Auerbach, dessen Selbstgefühl unter seinen Bekannten sprichwörtlich geworden ist, wird uns folgende Anekdote gemeldet: Derselbe las unlängst seinen Andreas Hofer einigen Kunstfreunden in Dresden vor; eine junge Dame wollte dem Autor ein Compliment machen und sagte: Es ist das beste Werk, das Sie geschrieben — „Das man geschrieben,“ entgegnete der bescheidene Dorfgeschichten-Verfasser.

Ein eigenthümlicher Vorfall ereignete sich in der Kirche des neuen Camposanto, zwei Miglien von Livorno. Als der Pfarrer am Schluß ein Pater und Ave für Pius IX. begann, wollte alles, die Frauenzimmer vorzüglich und voran, aus der Kirche laufen. Selbst den Gendarmen gelang es nicht, das Hinausdrängen aufzuhalten, und erst später konnten Verhaftungen vorgenommen werden.

Ein angesehener jüdischer Kaufmann, Judah Sebay, aus der in der Nähe von Mogador liegenden Stadt Aiig, wurde von seinen Feinden fälschlich angeklagt, den mohamedanischen Glauben gelästert zu haben. Das Urtheil des maroccanischen Richters war, daß er entweder ein Muselmann werden oder unter Martern sterben müsse. Judah

Sebay wählte den Märtyrertod. Sogleich wurde er an einen Scheiterhaufen gebunden, dessen Flammen ihn langsam verzehrten. Der Unglückliche zählte erst 24 Jahre. Abraham Sebay, ein in London als Kaufmann etablirter Bruder des Geopferten, hatte dem Redacteur der „Times" das Ergebniß mitgetheilt.

Undankbarkeit — dein Name ist Dreischock. Aus Prag geht die Nachricht ein, daß die Direction des dortigen Theaters den Herrn Pianist Dreischock vergeblich gebeten habe, in dem Concert mitzuwirken, dessen Ertrag zur Errichtung eines Denksteins für Carl Herloßsohn auf dem Leipziger Friedhof bestimmt. Wir wollen jetzt eine Geschichte erzählen. Im Spätherbst des Jahres 1838 kam ein ganz unbekannter Tonkünstler nach Leipzig, der Dreischock hieß und von welchem man noch kein Sterbenswörtchen gehört. Dieser große Unbekannte schlich sich eines Tages in ein Haus auf der Hainstraße und fragte mit gezogenem Hute, ob hier der Herr Dr. Herloßsohn wohne. Mit gewohnter Leutseligkeit, den Kopf etwas auf die linke Schulter gebogen und das milde blaue Auge auf den Eintretenden gerichtet, empfängt Herloßsohn den Fremdling, der Briefe von Prag mitbringt. Von Prag, ein Landsmann? Herloßsohn freut sich wie ein Kind, er reicht ihm die Hand, er holt eine Cigarre, er brennt an der Kaffeelampe einen Fidibus an, kurz, er ist sein mit Leib und Seele. Dreischock kündigt ein Clavier-Concert im kleinen Saale der Buchhändlerbörse an. Ein Lächeln zieht sich um Aller Lippen, ein Frösteln überfällt die Concertbesucher, denn der kleine Saal der Buchhändlerbörse war als der Ort bekannt, wo schon mehrere Wander-Virtuosen ihr Waterloo gefunden. Zweitens noch ein Umstand: Thalberg befand sich zu jener Zeit in Leipzig und riß die Besucher der Gewandhaus-Concerte zum höchsten Enthusiasmus hin. Der Tag erschien, wo Herr Dreischock spielte. Herloßsohn war der Colporteur seines Ruhmes; an der table d'hôte des Hotel de Pologne, in der Tunnel-Gesellschaft, in Familien, überall und vorzüglich in seiner Zeitschrift „Comet" wurde die Aufmerksamkeit auf den Virtuosen hingelenkt. Der Concertabend erschien. Himmel! welche Leere im kleinen Saale der Buchhändlerbörse, eine Stille wie in den amerikanischen Urwäldern. Ein kleines mit Freibillets begabtes Häuflein von Schriftstellern, unter denen sich vorzüglich Robert Heller, damals Redacteur der „Rosen," und Fr. Wiest, Redacteur der „Eisenbahn," bemerklich machten. Ehe jedoch das Concert seinen Anfang nahm, erschienen Mendelssohn-Bartholdy und — Thalberg. Letzterer vielleicht aus Neugierde. Dreischocks Sieg war ein vollständiger; am 20. December 1838 spielte er im eilften Abonnementconcert des Gewandhauses. Herloßsohn war der glücklichste Mensch unter der Sonne, er setzte alle Federn in Bewegung, er schrieb ganze Stöße von Empfehlungsbriefen nach Berlin, Hannover und Hamburg; alle Leipziger Journale spitzten die Feder zu Dreischocks Ruhm, Leipzig war die erste Stadt in Deutschland, welche dem bisher Unbekannten den empfehlenden und schirmenden Geleitsbrief für die Welt ausstellte. Dreischock ging auf Reisen, und fast jede Nummer des „Comet" referirte getreulich von seinem Wirken, von seinen Triumphen. — Und jetzt, wie belohnt Dreischock die Liebe und Aufopferung des so früh Geschiedenen? Er soll ihm zehn Minuten am Clavier widmen, er schlägt es ab, er verleugnet, ein zweiter Petrus, seinen „lieben Freund und Landsmann," wie er ihn immer in Briefen genannt. — Also nicht zehn Minuten für zehn Jahre! Hinweg den Blick von solch unschöner Seele!

Der Dubliner Dampfer „Royal Adelaide," welcher Cork am 27. März verlassen hatte und am 30. Abends in London erwartet wurde, hat in der Nacht vom 30. während eines starken Sturmes auf den Sandbänken bei Margate (Tongue Sand) in der Nähe der Mündung der Themse Schiffbruch gelitten. Passagiere und Schiffsmannschaft sind wahrscheinlich sämmtlich verunglückt. Die Schiffsmannschaft bestand aus 24 Personen; die Zahl der Passagiere ist nicht genau bekannt, mag aber leicht zwischen 250 und 300 betragen haben. Die „Royal Adelaide" war ein Schiff von 4- bis 500 Tonnen und hatte zwei Maschinen, jede von 140 Pferdekraft. In derselben Nacht, in welcher dieses Unglück sich ereignete, scheinen an verschiedenen Theilen der Küste 50 bis 60 Küstenfahrer verloren gegangen zu sein.

Eine neue Art von Cabale. In Braunschweig werden jetzt denjenigen Damen des Theaters, welche sich durch elegante Toilette auszeichnen, die besten und theuersten Garderobestücke während der Proben und Vorstellungen zerschnitten. Die Urheber dieser Gemeinheit sind nicht schwer zu errathen. — Neid ist die Haupttriebfeder. Die Intendanz soll auf die Entdeckung dieser Kleider-Attentäter einen nicht unbedeutenden Preis gesetzt haben.

Geheime Verbindungen in Italien. Neapolitanische Blätter enthalten die Entscheidungsgründe des obersten Criminalgerichts von Neapel in der Angelegenheit der wegen Theilnahme an der geheimen Verbindung Unità Italiana Angeklagten. Die mitgetheilten Actenstücke sind sehr lehrreich und offenbaren deutlich, was in Italien für die Zukunft zu erwarten steht. In den Statuten der Verbindung heißt es, sie sei eine Fortsetzung der Carbonaria und der Giovine Italia und habe zu Zweck, Italien von der Tyrannei der Fürsten zu befreien. Der zweite Paragraph lautet: Die Mittel zum Zweck sind geistiger und materieller Art, nämlich Kenntnisse, Waffen, Geld. Die innere Organisation des Geheimbundes anlangend, so hat derselbe drei Grade: Uniti, Unitarii und grandi Unitarii. Der Generalklubs sind acht: in Rom, Turin, Mailand, Venedig, Florenz, Palermo, Cagliari. Das andre wie bei den Carbonaris, so namentlich die feierliche Eidesleistung auf den Dolch. Und gleichwohl gab es unter den napoleonischen Unitariana einen Verräther; er heißt Antonio Marotta. Die Stifter und hauptsächlichsten Beförderer des Bundes waren Nisco, Barilla, Agresti und Leipnecher. Die Mittheilungen haben einen besondern Werth dadurch, daß sie ein helles Licht auf manchen dunkeln Punkt in der neapolitanischen Revolutionsgeschichte werfen und die gänzliche Unmacht der Regierung den offenen Verschwörungen der Republikaner gegenüber bekunden.

Ein Fingerzeig. Unter sechs deutschen Schauspielern, welche den Goethe'schen Faust darstellen, kann man sicher annehmen, daß viere davon die Maske viel zu jugendlich wählen. Vorzüglich war dies in den letztern Jahren auf der Leipziger Bühne stets der Fall. Jener Faust, Magister und Doctor gar, der schon an die zehn Jahr die Schüler an der Nase herumzieht und sich zwanzig Jahr vom Leibe geschafft wissen will, muß ein bleicher, im Wissensqualm erstickter Funfziger sein, kein rothwangiger Vierziger oder Dreißiger.

Literarisches. Die königl. Bibliothek in Brüssel erstand kürzlich aus dem Nachlasse des Herrn Brisart von Gent ein kleines sehr interessantes Buch, das jetzt zu den bibliographischen Seltenheiten gehört. Es ist dies ein Exemplar der zweiten Auflage von: „Maximes morales et politiques, tirées de Télémaque, sur la science des rois et le bonheur des peuples, imprimées en 1766, par Louis-Auguste, Dauphin (nachher Ludwig XVI.), pour la cour seulement," und zwar auf Seide gedruckt. Die Originalauflage dieses Buchs wurde in den Gemächern des Dauphin, damals 12 Jahre alt, gedruckt. Der Graf von Provence (nachher Ludwig XVIII.) und der Graf Artois (nachher Karl X.) wohnten dieser typographischen Ausführung bei. Der Dauphin druckte eigenhändig die ganze Auflage in einer Anzahl von 25 Exemplaren.

*** Der bekannte Schriftsteller v. Sternberg, welcher längere Zeit in Berlin lebte, hat sich gegenwärtig nach Erfurt übergesiedelt, um dort unter den Augen des Parlaments neuen Stoff zu schriftstellerischen Arbeiten zu sammeln. Bekanntlich schrieb Herr v. Sternberg in neuerer Zeit vornehmlich politische Romane. Wie wir hören hat sich derselbe der besondern Gunst des russischen Hofes zu erfreuen, von welchem er auch eine Pension bezieht.

Aus der Theaterwelt. Der Komiker Räder zu Dresden hat eine Parodie von Meyerbeers Propheten verfaßt, welche den Titel führt: „Johannes Leiden und Freuden." Dieselbe soll zunächst auf der Königstädter Bühne in Berlin in Scene gehen, wohin der Verfasser zu Anfang Mai sich zu Gastrollen begiebt.

*** Berlin. Auf der Friedrich-Wilhelmstädt'schen Bühne wurde eine neue Posse von Feldmann „Kaiser Faustin" unter großem Andrang des Publicums zum Erstenmale aufgeführt. Die weitern Aufführungen sind polizeilich untersagt worden. Die Maske, die sich der Darsteller der Titelrolle gewählt hatte, soll den Verdacht erweckt haben, daß eine Copirung beabsichtigt werde, die nicht für statthaft erachtet werden konnte.

*** Wer mag denn dieser Correspondent wohl sein? — Der „Moniteur universel" bringt aus Leipzig nachstehenden, vom 24. März datirten Correspondenzartikel: „Gestern Abend ist auf dem „großen" Theater zu Leipzig die erste Vorstellung des „Propheten" von Meyerbeer gegeben worden. Dieses bewunderungswürdige Werk, welches mit einem in den Annalen unsers Theaters ohne Beispiel dastehenden Luxus in Scene gesetzt worden war, wurde von dem Publicum mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen. Nach beendigter Vorstellung wurde auf das einstimmige Verlangen der Zuschauer das Bild des gefeierten Meisters auf die Bühne gebracht und sogleich erschallte der tausendfach wiedertönende Ruf: „Es lebe Meyerbeer!" von allen Seiten und ein Regen von Blumen und Kränzen fiel vor dem Bildnisse nieder."

MODEN.

Paris, den 5. April 1850.

Eine Menge fremder Geschäftsleute strömt von allen Seiten herbei und beeilt sich, die ersten Arbeiten der neuen Jahreszeit in's Ausland zu bringen; namentlich schenkt man den Ueberwürfen, Mäntelchen, Mantelets, Visiten ꝛc. viele Aufmerksamkeit. Und gewiß mit Recht. In den ersten Modehandlungen findet man stets eine große geschmackvolle Auswahl. Die Formen und Verzierungen dieser Kleidungsstücke sind unendlich mannigfaltig und der Schnitt dieser kleinen Ueberwürfe, von denen einige in der Taille anliegen, ist eben so reizend als neu. Sie sind oft sehr schön mit Blondenseide bestickt oder mit feiner Posamentirarbeit, mit Seidenguipure, mit mailändischen Schnürchen nach Muster benäht oder mit den so beliebten Wellenspitzen verziert, welche in allen Nüancen zu haben sind, kurz mit allerlei, wie es zum Stoffe paßt.

Von den Kleidern kann man nun mit Gewißheit sagen, daß sie vorn ein wenig kürzer getragen werden, so daß die Beschuhung gesehen werden kann; aber hinten ist der Rock so lang, daß er fast eine kleine Schleppe bildet.

Einige dieser Kleider, wenn sie von Taffet sind, besetzt man mit Volants, welche durchbrochen ausgeschlagen werden (was der englischen Stickerei in Batist gleicht). Zu allen einfarbigen Kleidern hat man gern das Mantelet von demselben Stoffe und mit demselben Ausputze wie das Kleid.

Für jetzt existiren kostbare Taffete von allerlei Farben für die Morgentoilette; dann kommen schottische Taffete mit islygrünem Grunde, andre jedoch auch mit Mosaikstreifen und großen Würfeln; noch andre sind klein gewürfelt oder gestreift; auch ist jene Menge Taffete zu erwähnen, deren frische helle Farben unsren jungen Damen so schön zu Gesicht stehen; nun folgen die Pompadourtaffete, z. B. mit weißen und grünen satinirten Streifen und eingewirkten bunten Blümchen. Der Stoff, welchen man Fontanges nennt, ist besonders prachtvoll, z. B. der Grund perlgrün mit weißen Streifen, welche ihrerseits mit blauen Blümchen übersä't sind. Die schillernden Taffete, blau und goldfarbig, sind mit Blumensträußen broschirt oder haben Würfel von kirschrothen Streifen auf stahlgrünem Grunde. Endlich giebt es einen Seidenstoff, Pompadour-Duchesse genannt. Besonders gefällt die Farbenzusammenstellung: kornblumenblau mit breiten weißen Streifen, und in diese Streifen sind Palmen, Blumen und Bandschlingen in einander verzweigt, was in lebhaften Farben stets einen angenehmen Anblick gewähren wird.

In letzterer Zeit sahen wir einige sehr elegante und geschmackvolle Promenadentoiletten, wovon wir hier die Beschreibung folgen lassen: Der Hut war von italienischem Stroh und rings um den Rand des Schirmes war ein doppeltes flach aufliegendes Bandgefältel garnirt; der Bart war von Taffet und an einer Seite des Kopfes fielen ein paar geschmeidige Zweige von Hopfenblüthen herab und zwar ganz ohne grünes Laub; das Innere des Hutes war mit gelbem Crêpe gefüttert und zu beiden Seiten waren feine Blumenzweige als Bonnet gesteckt. Mantille von schwarzem Atlas, im Rücken gleich einer Pelerine und nach vorn zu spitz geschnitten; um den Halsausschnitt waren schmale Spitzen leicht gefältet und dies wiederholte sich zweimal auch am untern Rande; doch fehlte auch nicht ein breiter Spitzenvolant, welcher in einem sehr schönen Blumenmuster geklöppelt war. Oberrock von islygrüner Popeline, das Leibchen hoch und geschlossen; vorn herunter bis zum Saume des Rockes waren Fontangeschleifen von Sammetband in regelmäßigen Zwischenräumen gesetzt.

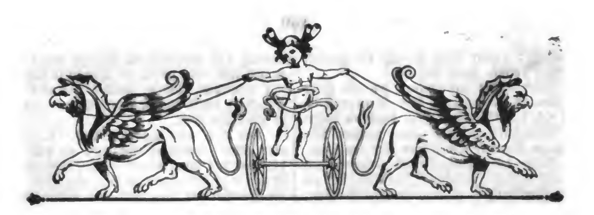
Eine andre Dame hatte einen Hut von rosa Taffet, bedeckt mit Flor, in Bauschen gezogen; auf der einen Seite des Hutes neigten sich sehr hübsche Zweige von rothen und weißen Wicken herab, und mit denselben Zweigen, nur verkleinert in weißen Tüllbärtchen, war das Bonnet garnirt. Kleid von Taffet à la Duchesse in Trappfarbe mit zwei fingerbreiten weißen Streifen; die Aermel hatten Pagodenform und waren am Rande mit Spitzen garnirt; das Leibchen hoch und schief geschnitten, so daß die Linien regelrecht sich in der Mitte kreuzten; von den Schultern bis in die Taille war Spitzengefältel ebenfalls in Trappfarbe, gleich einem Revers arrangirt; auf dem Rocke befand sich derselbe Besatz wie auf dem Leibchen, gleich den so beliebten Schürzenbesätzen geordnet. Diese schöne Toilette vollendete ein sehr schöner Shawl von perlweißem Grunde, mit wundervollen Mustern bedeckt.

Die Taschentücher, welche in neuester Zeit gefertigt wurden, sind fast durchgängig bunt bestickt; diese Mode hat sich zwar schon oft wiederholt, doch immer ohne großen Erfolg. Das Taschentuch, dem man den Namen „Laune" gegeben hat, ist für die große Toilette sehr passend: nämlich die ganze Stickerei besteht aus kleinen Schnürlöchern und diese sind wieder mit feinen Stichen gleich Spitzen rund zusammengezogen; die Spitzen daran sind aufstehend, eine Reihe glatt und die andre gefältet, welche röhrenförmig gepreßt wird.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 16. 1) Zughut von Taffet, mit schwarzen Spitzen garnirt. Mantille von Taffet, mit weißen Spitzen und ausgeschlagenen Taffetstreifen besetzt. Oberrock von gleichem Taffet mit einem Schürzenbesatz in Form eines M, ebenfalls von weißen Spitzen und mit ausgeschlagenen Taffetstreifen. 2) Zughut von weißem Taffet, mit einer Feder garnirt. Paletot von changirtem Taffet, mit einem Bandgefältel garnirt. Kleid von gestreifter Popeline.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 17. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Fliegende Blätter einer halbschönen Seele.

(Schluß.)

„Sie lieben die Blumen, mein Herr?" fragte mich der Mann im Oberrock und ein Lächeln, halb schmerzlich, halb sardonisch, zuckte um seine Mundwinkel.

„Ja wohl," erwiederte ich mechanisch.

„Und besonders die Primel?"

„Ganz gewiß," sprach ich noch mechanischer.

„Würde Ihnen denn aber," begann weiter der Unbekannte, „das menschliche Urbild dieses pflanzenhaften Abbilds zu schauen nicht willkommener sein?"

Bei dieser Frage war der Unbekannte mir ganz nahe getreten und seine tiefschwarzen Augen blitzten mich an, daß es mich tief in die Seele hinab schauerte.

„Das menschliche Urbild dieses Abbilds," sprach ich, mit bebender Stimme seinen Ausdruck nachbellend, „ruht seit Jahren..."

„Sie wollen sagen: im Grabe. Dem ist nicht so..."

„Wie? Dem wäre nicht so? Mein Herr," setzte ich, mich ermannend hinzu, „man muß wissen, was man begraben hat."

„Täuschung, mein Lieber; denn ich sage Ihnen, wollen Sie Primula schauen, so folgen Sie mir."

Es giebt Worte, denen man nicht widerstehen kann, weil sie eine Bedeutung bergen, die unserm ganzen Dasein gilt. Ich folgte ihm willenlos und doch wollend. Es waren aus dem tiefsten Schacht meines Erinnerns Schatten aufgestiegen, welche nie entfliehen.

Auf dem Fußsteig, der nach Jena führt, schritten wir weiter. Der Fremde redete nichts, aber es war mir im Mondesglanze, als ob aus seinem Auge oftmals ein Blick unendlichen Mitleids auf mich herüber sänke.

Wer diesen Weg gewandert ist, weiß, daß hier, ehe man es vermuthet, die Höhe jäh hinabsinkt in den lieblichen Thalkessel von Jena. Nur wenige Schritte noch, das wußte ich, und das Thal mußte sich uns öffnen. Jetzt waren diese Schritte gethan und drunten, tief unten ruhte schweigend das weite herrliche Thal und über ihm stand hoch am Himmel ein Mond, wie ich ihn nie geschaut, die ganze Tiefe versilbernd, Stadt und Dörfer, die Wiesen und die Waldgruppen und zwischen dem allen die in seinem Silberlicht flimmernden Wellen des Saalstroms. Es war ein Blick, einzig, unvergeßlich. Tausend Lichtlein schimmerten herauf aus der alten lieben Stadt, aber nur gedämpft und dämmerhaft, denn die himmlische Klarheit legte sie alle siegreich in halbe Schatten. Einzelne Töne auch drangen herauf, aber sie glichen dem dumpfen Stöhnen eines Schlafenden, der im Begriff ist, einem schweren Traume sich zu entringen.

Wir standen beide lange in's Hinabschauen versenkt. Endlich, mich zusammenraffend, war ich im Begriff, den breiten Fußpfad einzuschlagen, der sich um den Steiger herum hinab nach Jena windet.

„Nicht dahin," sprach der Unbekannte, mich

zurückhaltend; „unser Pfad ist nicht die gemeine Heerstraße; dorthin gehen wir."

Es führt weiter zur Linken, wo die Höhe am steilsten ist, ein schmaler über Steingeröll im Zickzack fast hinabstürzender Pfad durch die Weinberge, Weingärten vielmehr, denn zahllose Einfriedigungen hemmen und theilen hier den Pfad, und in Mitte jedes Gartenbezirks schimmert dir ein reinlich-weißes Häuschen, jedes für sich ein sauberer Pavillon mit eigen-anmuthiger Fernsicht, traulich entgegen. Diese lieblichen Sommerstunden-Bellevues der Jenenser Bourgeoisie sie alle lagen da wie silberglänzende Meteorsteine, die der Mond aus seiner lichtklaren Welt hinabgeworfen hat in's arme dunkle Erdenthal.

Vor einem der Gehege stand mein Begleiter, vielmehr mein Führer still, und die angelehnte Stackетthüre vollends öffnend sprach er die wenigen Worte: Hier ist der Ort.

Auch in der Mitte dieses Gartenbezirks stand ein kleiner mondweißer Pavillon. Ich hatte diesen Pavillon schon irgend einmal gesehen. Nicht hier in dieser schönen, sanften, beruhigenden Nachtwelt, nein, an einem fernen, düstern, schaurigen, aber unvermeidlichen Orte, mich däuchte an dem Orte, den „Thoren" Kirchhof nennen, kluge Leute aber auch. Ja, wie Geister stiegen alsbald so mächtig die Erinnerungen in mir auf, daß ich mir im Nu das ganze Innere dieses dämonenhaften und doch so lockenden, so unwiderstehlich lockenden Häuschens ausmalte · die Vorhänge von himmelblauem Damast mit Rosen bestreut, der meergrüne Divan mit den Chamoisquasten, der wie ein Paradebett aussah, das Nipptischchen unter dem Spiegel mit den zwei Blumenvasen, aus denen so seltsam betäubende Düfte strömten. Der Marmortisch von allzulänglichem Oval, in der Mitte mit den niedrigen wunderlichen Beinen, der so auffallend einem Sarkophage glich, die himmelhohen Kerzen, von denen ich nicht mit Gewißheit sagen kann, standen sie auf diesem Tische oder zu den Enden dieses Sarkophags, und nun, das ganze Gemälde zu vollenden, hingestreckt auf diesem meerdunkeln Divan „ein Weib, der Schönheit Kron'..."

Und ein Schütz und Scorpion,

werden mir sogleich die Verehrer des kurzbeinigen Mannes, der einst vor Jahren die „Schuld" verbreterweltlichte, aus ihrem treuen Gedächtniß ergänzen. — Nicht also! Der Schütz hatte sein Blei verschossen, sein Gift will ich sagen, und wo in diesem Augenblicke der Scorpion saß, das wußte ich leider am besten.

Das ist gewiß, daß ich mir selbst kaum noch angehörte, als mein Gefährte die Thür des Pavillons, aus welchem glühende Lichtpfeile schossen, weit öffnete. — Es ist kein Zweifel, ich wäre sterbend zusammengesunken auf dieser Schwelle, über welche mich der dämonische Unbekannte gewaltsam drängte; aber es giebt ein Schicksalswalten, das unergründlich ist, und wen der Geist strafen will, den zwingt er aufrecht zu stehen, ja, mit demselben Mitleid, welches wir einst in den Sitzungen des Weltgerichts verspüren werden, stärkt er selbst ihn dazu.

Und doch, hier war es anders. O, es giebt eine Liebe — glauben Sie etwa ich will sagen: die über das Grab reicht? o nein, dieser Gedanke ist mir zu abgedroschen; ich sage, eine Liebe, welche die Ewigkeit mit ihren Millionen Seligkeiten selbst durchbricht, einzig, um wieder hinabzukehren in diese feige abgefallene Welt und dem zu verzeihen, der sie einst mordete. Diese Liebe ist des Weibes ganz allein, ihm allein gehört sie, sie ist der wahre Heiligenschein ihres Wesens, ist das, was uns Sünder „im Ewig-Weiblichen hinaufwärts zieht." Ja, diese unsterbliche Liebe des Weibes ist es ja, die uns erst zu so tiefen Sündern macht, nicht dazu allein, sondern die, frevelhaft-allgütig, unser Versündigen zur Poesie selbst erhebt. Ich hatte lange nicht verstanden, was Shakespeare meint, wenn er von „einer Sünde Maienblüthe" redet. Primula's Liebe hat mich dies Verständniß gelehrt, an dem ich zehren werde,

εἰσόκεν ἀΰτμη
ἐν στηθέσσι μένῃ καὶ μοι φιλὰ γοῦνατ' ὀρώρῃ.
(So lang' noch ein Athmen
In der Brust mir verbleibt und meine Gebeine sich rühren.)

Doch ich besinne mich, daß meine Aufgabe ist, nicht Stellen aus Homer zu citiren, sondern deutlich zu berichten, was vollends geschah.

Von dem meergrünen Divan erhob sich bei meinem Eintreten eine blendende Gestalt. Ich bedurfte auf sie keines zweiten Blickes: Es war Primula. Ich sah mich um — mechanisch, wie ich seit zwei Stunden zu thun gewohnt war — nach meinem Unbekannten, er war verschwunden; ich sage: mechanisch, ich konnte in diesem Augenblicke auch sagen: hülfeflehend. Was hülfeflehend! Ein Hülferuf ist der bewußtlose Aufschrei einer Secunde, und darum sind wir Männer, daß wir uns ermannen sollen!

Wir standen uns einander gegenüber. Es war ein schönes, aber „freudeloses Wiedersehen." Sie war noch dieselbe. Diese jugendquellende Gestalt hatten selbst die Anfangsgründe einer Ewigkeit nicht zerstören können. Sie hielt zwischen den classisch-feinen Händen, denen ein kurzes kühles Verweilen in dem, was die „Thoren" Grab nennen, nur einen leisen durchschimmernden Duft geliehen, ein Brieflein, ein zerknittertes Brieflein. Der Goldfinger ihrer Linken ruhte eben auf der Stelle, wo man das Siegel anzubringen pflegt, und an diesem lieben Finger erkannte ich deutlich den schmalen Goldreif mit den drei unvergeßlichen unsterblichen Türkisen. Wie wunderbar muß doch die Pietät sein, die jenseit des Grabes herrscht!

„Du hast mir," nahm Primula das Wort, „diese Zeilen — sie hielt den Brief hoch empor — in's Jenseits geschrieben; ich komme in's Diesseits

hinab, sie Dir zu beantworten." — Primula hielt inne. Ich kannte diesen Blick, der strahlensendend bis in der Seele tiefste Schachten drang, vor welchem, belebend wie ein Frühlingssonnenstrahl, eine ganze reiche Frühlingswelt im Zauberschlag erwachen mußte.

Endlich sprach ich: „Ich habe Dir nicht geschrieben, Primula, am allerwenigsten in's Jenseits. Du weißt von früher, daß ich ungern Briefe schreibe, und zwischen uns Beiden besonders, Du heißgeliebte Todte, sind schon hienieden so viele, so unselige gewechselt worden, daß wir das Elend dieser Seligkeit nicht hinausdehnen wollen in eine unbekannte Ewigkeit..."

„Ja, so viele," lispelte Primula träumend, „so viele fast als Küsse."

Und meine Seele lallte diese fast vergessenen Erinnerungslaute nach: „Als Küsse!"

„Und doch," begann sie wieder, „wer hätte sonst diese Zeilen verfaßt und abgesandt als Du? Willst Du Deine Handschrift leugnen?"

Und ihre alabasterne todtgeweihte Hand (es war die mit den Türkisen) reichte mir den Brief hin. Ja, es war meine Handschrift, mein Siegel, meine ungeschickte Art zu couvertiren, selbst diese fand ich hier unleugbar wieder.

„Hier hat der T... sein Spiel, Primula."

„In Euren beschmuzten Gedanken lebt er, in Eurem feigen Gewissen," rief Primula heftig, „nicht dort mehr, wo alles himmlich und unvergänglich ist."

„Und stiegst Du nur herab, Du Heißgeliebte, aus Deinem ewigen Himmel, um mir das himmlische Daguerreotyp meiner Verirrungen zu zeigen, um mich zu mahnen, daß die einzige Hölle diese Erde ist?"

„Nicht darum, o, nicht darum, um etwas ganz Andres." Und sie legte schmeichlerisch um meinen Nacken den alabasternen Arm, der wieder zu erwarmen anfing, als er mich umschlungen hielt. „Ich wollte Dir sagen, Freund, daß die Geister nur einmal leben, daß es für sie kein Jenseits giebt, sondern ein ewiges Diesseits; ich wollte Dir verkünden: daß alles Schaffen, Bilden, Gestalten und Erzeugen nur allein dieser schönen Erde angehört, die ich — ich sage es ohne Vorwurf — durch Dich so frühe verlassen mußte. Dir verkünden wollte ich, daß, wenn der Tod die Sanduhr dieser Spanne Zeit umkehrt, die Ewigkeit keinen Raum hat, um zu ersetzen, was ihr die Erde schuldig blieb. Keinen Raum! Denn das ist das Geheimniß der Menschenschöpfung, daß dieser Erdenraum, zu dem ich nur um Deinetwillen wiederkehre, auch der unerbittlich einzige ist, wo erschaffene Geister wirken können. Was Du hier verloren, Freund, das ist verloren. Eins aber ist nicht verloren:

Der Gedank' in Deinem Busen
Und die Form in Deinem Geist.

Eins ist nicht verloren: das Erdenleben selbst, dem Du noch in kräftiger Geistesblüthe voll und innig angehörst; eins ist nicht verloren, die Gnadenfrist, die Dir noch gegeben ist, um gut zu machen, was..."

Sie sprach nicht weiter, aber eiskalte Thränen fühlte ich über meine Wangen strömen, auf meinen schon verkühlenden Lippen brannte das alte Entzücken.

„So ist das Jenseits," fragte ich die Heißgeliebte, „nur eine kalte, todte, ewige Ruhe für die Geister, und die Unmöglichkeit, dort zu schaffen und zu wirken soll höchste Strafe sein für die, die hier (als Sünder wider den Geist, als Todtengräber ihres anvertrauten Pfundes) es frevelnd verschmähten zu wirken und zu schaffen?"

„So ist es," sprach Primula, „und dennoch sind wir unsterblich."

„Und sehen uns wieder??"
„Und sehen uns wieder." —

„So hat denn die Welt keine Freuden auf diese!" rief ich in überschwenglicher Begeisterung, die todte Geliebte umschlingend; „ja, es muß ein ewiges Erbarmen sein, weil es ein endliches Lieben giebt."

Als ich diese Worte gesprochen, knarrte die Thür des kleinen Heiligthums, in welchem zwei unsterbliche Seelen sich in heiligster, seligster Gemeinschaft befanden, und zwischen uns trat der „Braune" mit dem ungeheuern Quäker. Sanft und mild löſ'te er den alabasternen Arm von meinem Nacken und seine tieftönende Stimme sprach das einzige trostlose Wort: Scheidet!

Und noch einmal brannte auf meinen fast verwelkenden Lippen das alte Entzücken und nur noch den einzigen lispelnden Laut vernahm ich: Gedenke! —

Der so tief verkannte Flurschütz war doch ein tüchtiger braver Gesell. Er hatte mich den verzwickten steilen Pfad, das bröckelnde Sandsteingeröll und die geheimnißvollen Weingärten hinab recht mütterlich-behutsam geleitet bis zu dem unfehlbaren Niveau jenes breiten, prosaischen, abenteuerlosen Fußsteigs, der längs dem Gottesacker hinführt bis zum Collegienthor. Auf dem Thurm der Gottesackerkirche schlug es die eilfte Stunde.

„Werden sie denn im Burgkeller noch Licht haben, Geliebtester?"

„Ohne Zweifel."

Im selbigen Augenblick schritten wir durch das Johannisthor.

F. Marlow.

Das Schloß Weesenstein.

Einer der anziehendsten Punkte, in einer der schönsten Thalgegenden Sachsens gelegen, ist nach

dem Urtheile aller das sonderbar gebaute Schloß Weesenstein, etwa fünf Stunden von Dresden, zwei kleine Stunden von Pirna gelegen. Die Dresdener machen oft Partien im Wagen dahin; wer die sächsische Schweiz bereis't, pflegt es seltener zu besuchen, da es ganz außer dem Wege dahin liegt. Wer jedoch letztere öfters sah oder nicht zu eilen hat, mag immerhin sich den Spaziergang nicht verdrießen lassen. Natur und Kunst werden ihm hier gleich mannigfaltigen Genuß verschaffen, und zwar ohne viele Anstrengung und Kosten. Er kann von Dresden nach Pirna fahren und von da geht er auf einem guten Wege, indem er zur Seite rechts und links die reizendsten Auen, fruchtbare Felder, hübsche Dörfer und zuletzt das Städtchen Dohna sieht, etwa fünf Viertelstunden lang, worauf er in das liebliche, fruchtbare, von Wiesen, Obstanlagen, Getreidefeld u. s. w. belebte Thal der rothen, rasch dahin strömenden Müglitz tritt, und in ihm gelangt er, ehe er es fast ahnt, in das äußerst nett gebaute Dorf Weesenstein vor der Kottwitzmühle vorbei, wo ihm dann das gleichnamige Schloß und die Kirche, welche den Felsen oben krönt, hell und glänzend entgegenleuchtet. Ein mäßig ansteigender Bergpfad leitet ihn hinauf zum Schlosse und in einigen Minuten hat er den Eingang in das neue Schloß erreicht, das aber ebenfalls schon alt genug ist; denn die über dem Thor eingehauene Inschrift giebt ihm das Jahr 1572 an, unter welcher dann noch die Zahl 1772 die Restauration desselben bemerklich macht; freilich aber ist es ein Jüngling gegen das alte, sich hinter ihm emporthürmende Schloß, das zweitausend Jahre bereits stehen soll. Wenn wir tausend Jahre wegrechnen, wird es wohl auch genug sein; das Alterthum macht hier jedoch nicht den Werth aus, wohl aber muß man die unendliche Mühe bewundern, mit der hier ein harter Felsen von Gneis acht Stockwerke hoch so ausgehauen wurde, daß sich Zimmer an Zimmer, Kellergewölbe, Stallungen, Badehaus, Brauhaus, Pferdestall und dies alles nicht etwa in kleinlichem Maßstabe vorfinden. Die Treppen zu allen diesen Räumlichkeiten sind natürlich nicht minder aus und in den Felsen gehauen und führen öfters in die Wohnzimmer tief hinab, zu den Kellern und dergleichen dagegen hinauf. Wie sonderbar sich dies macht und wie unerklärlich es im ersten Augenblicke scheint, so natürlich ging es doch zu. Der Felsen war da und erhob sich hoch über die Wohnung, welche der erste Besitzer hineinhauen ließ. Sein Nachfolger fand sie zu eng, aber der Felsen bot ja tiefer hinein, höher hinauf Raums die Fülle; er ließ also wiederum neue Zimmer aushauen. Dem dritten Besitzer fehlte es an Platz, seine Pferde unterzubringen, seinen Wein zu lagern, sein Bier zu brauen, und so wurde der Felsen immer höher hinauf gangbar gemacht, aber auch zu großen Gewölben ausgehöhlt, bis endlich eine Capelle oder Schloßkirche oben die Spitze krönte. Noch unter dem letzten Besitzer, Freiherrn von Uckermann, von welchem es der König Anton erkaufte, sind in der angedeuteten Weise bedeutende Vergrößerungen entstanden.

Je malerischer das Müglitzthal ist, an dessen Ufern sich das Schloß erhebt, desto reizender und abwechselnder müssen natürlich auch die mannigfaltigen Aussichten sein, welche jedes der vielen Zimmer bietet, die sich hier zur Wohnung aneinander reihen. Bald öffnen sich die Fenster auf den in altem Style angelegten Garten unten am Fuße des Felsens, bald lassen sie das freundliche Dorf überschauen, bald hat man die rauschende Müglitz im Thale vor sich, bald wieder die entgegengesetzte Bergwand, wo auf der höchsten Spitze ein Jagdhaus steht, das einen weiten Blick in's Elbthal auf der andern Seite hin gestattet. Die Zimmer selbst zeigen keineswegs etwa übertriebene Pracht, obschon das Schloß der Lieblingsaufenthalt des Königs Anton war und jetzt im Besitze Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Johann von diesem und dem ganzen Königl. Hause nicht minder oft besucht wird. Dagegen wecken sie so manche Erinnerung an vergangene Tage, und außerdem fehlt es nicht an Dingen, die durch Kunst und Schönheit merkwürdig sind. So zeigen viele Familienbilder in ganzer oder halber Figur eine Galerie der sächsischen Fürsten und ihrer Gemahlinnen seit fast 150 Jahren in den verschiedensten Lebensaltern, von August dem Starken an bis auf Se. Maj. den jetzigen König. Mancherlei Büsten und kostbare Tassen, die als Geschenke hier aufbewahrt werden, fesseln nicht minder, und öfters geben treffliche Landschaftsbilder, namentlich auch Ansichten aus dem Thale der Müglitz, sowie eine treffliche Stickerei, welche das Schloß und die Umgebungen darstellt, Gelegenheit, die Schöpfung der Kunst mit dem, was die Natur selbst gab, zu vergleichen. Nicht ohne ganz besondere Theilnahme wird man aber in dem Arbeits- und Schlafzimmer des guten Königs Anton verweilen, wo noch alles gelassen ist, wie es war, als er hier noch lebte.

Wenn man bei der Rückkehr das Müglitzthal verfolgt, kann man, statt den ersten Weg nach Pirna wieder zu nehmen, sich links wenden und über Dohna und Großsedlitz nach Pirna zurückkehren. Der ganze Umweg beträgt kaum eine Viertelstunde, bietet aber Gelegenheit dar, doch ein freundliches, hübsches, reinliches Städtchen zu sehen, wo viel Gewerbfleiß herrscht. Unmittelbar an der Müglitz liegen hier die Trümmer der Burg, welche den Grafen von Dohna gehörte, die bis zu Anfang des 15. Jahrhunderts für eines der mächtigsten Geschlechter galten und weit und breit Besitzungen hatten. Auch Weesenstein ward von ihnen gekauft. Aber die Macht verleitete sie zum Uebermuthe; mit allen Nachbarn geriethen sie in Streit, bis sie endlich 1422

in einer Fehde unterlagen und ihre Burg in Flammen aufging. Indem man von Dohna dann wieder rechts einbiegt, kommt man nach Großsedlitz, einem königlichen Schlosse, das unter August dem Starken oft von den glänzendsten Festen, von Fastnachtsspielen, Bärenhatzen, Kämpfen der Auerochsen u. s. w. belebt war. Der Garten hier war damals einer der schönsten und ist noch jetzt sehenswerth, obschon die Springbrunnen, welche ihn sonst bewässerten, längst versiegt sind. Sind wir in Pirna angelangt, so treten wir dann über Lohmen oder Schandau die Schweizerreise an und werden es nicht bereuen, erst diesen Abstecher gemacht zu haben. *r.

Flüchtige Gedanken.

Die höchste menschliche Freiheit ist das geläuterte Gold aus dem Schacht der Religion und Politik. Religion ohne Politik und Politik ohne Religion — beides bedingt Kreuzigung der Körper und Verwirrung der Geister.

Wer sich scheut, öffentlich ein Glas Wein über den Durst zu trinken, der sperre sich ein, verwundere sich aber nicht, wenn die Leute sagen: „er mache falsche Banknoten." Die Leute müssen immer etwas zu reden haben.

Der Verstand ist nur die einzelne Seite des Menschen, das Herz ist alles.

Was ist ein Thé littéraire? — Ein chemischer Proceß, wo sich ein Stückchen Zucker im lauen Meere der Langweiligkeit zu einem Sonette oder einer Ballade auflöst.

Die Kunst, Schauspieler zu loben, bis sie des Lobes satt werden, wird nicht erfunden und wenn alle Academien der Welt die höchsten Preise für die Lösung bieten.

Ein Lied für Tondichter.

Du willst, ich soll nun von Dir gehn;
Ich folge Dir, es soll geschehn;
Was ich verlor, es bleib' zurück,
Bei Dir, bei Dir: es ist — das Glück.

Nur den Gedanken laß in mir:
Daß ich Dich liebte für und für,
Er bleibt mir treu bis in das Land,
Wo manches Herz schon Ruhe fand.

O, armes Herz! was klagst du doch?
Ein treuer Freund verblieb dir noch;
Es ist der Schmerz; er bleibt dir treu,
Bis dieser Erdentraum vorbei!

Und wenn's im Grabe Träume giebt,
Es träumt von Dir, der Dich geliebt;
Die Kirchhofblume weht in Ruh
Dir heimlich meine Grüße zu.

Th. D.

Feuilleton.

Ein weiblicher Leporello, der da singt: Ich will selbst den Herren machen, will nicht länger Diener sein. Allbekannt hat in den Vereinigten Staaten das Gesinde im Hause einen großen Spielraum und schaltet oft nach eigenem Gutdünken. In der neuesten „Boston-Post" erzählt ein Herr aus Boston: „Am Abend des Tages, wo er eine neue Köchin in Dienst genommen hatte, machte er mit seiner Frau und einigen Nachbarn seine Whistpartie im Besuchzimmer, was die Jungfer „Gehülfin" dermaßen entrüstete, daß sie am andern Morgen mit der Erklärung zu ihm kam, daß das Kartenspielen aufhören müsse oder sie gehe aus dem Hause, dergleichen wolle ihr nicht gefallen und sie habe es auch noch in keiner Familie, in der sie gewesen, geduldet!

Eine eigne Theaterscene begab sich unlängst zu Trapani auf Sicilien. Der Intendant jener Stadt, Baron Migilisi, brachte im Theater ein Hoch auf den König aus. Da alles still blieb, so wiederholte er seinen Ruf: „Es lebe der König!" und diesmal antwortete das Publicum einstimmig: „Es lebe die Verfassung von 1812! Es lebe die Verfassung von 1848!" Der Intendant ließ hierauf das Theater schließen und diejenigen verhaften, welche sich durch ihr Rufen bemerklich gemacht hatten.

Die Gefängnisse im Mont St. Michel, bekanntlich einem Felsen im Meer, werden in der „Presse" von kundiger Feder besprochen und über deren Zustand schauderhafte Einzelnheiten berichtet. So wird gemeldet, daß sich ein Gefangener wegen der qualvollen Martern in seinem Kerker erhängt habe. Dasselbe Blatt fordert strenge Untersuchung und Absetzung des Directors dieses Staatsgefängnisses.

Eine hübsche Zahl. In Paris giebt es jetzt 5000 Clavierspieler, welche von ihrer Kunst zu leben suchen.

Plan der Schlacht bei Waterloo. Ein Capitain, Siborne, hat einen Plan der Schlacht bei Waterloo in einem Maße von neun Fuß auf eine Meile gemacht in einer Oberfläche von 440 Quadratfuß. Alles ist wiedergegeben, das Schlachtfeld, die Aufstellungen und die Bewegungen der französischen, englischen und preußischen Armee in dem kritischen Augenblicke des Gefechts. Man zählt darauf 120,000 Figuren in Metall und unterscheidet jedes Dorf, jedes Haus, jeden Pachthof, jedes Gebüsch und jede Abwechselung des Bodens. Es handelt sich jetzt darum, diese werthvolle Arbeit für ein englisches Museum anzukaufen, und zu dem Ende hat am 13. März in London ein Meeting stattgefunden, um eine öffentliche Unterstützung vorzuschlagen. Die ganze Arbeit soll 800 Pfd. St. kosten.

Das neue Adreßbuch für den deutschen Buchhandel weis't nach, daß im Ganzen jetzt 1962 buchhändlerische

Firmen existiren, von denen sich 456 nur mit Verlag und 1247 nur mit Sortiment beschäftigen. Dreizehn deutsche Buchhandlungen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika unterhalten eine regelmäßige Verbindung mit Deutschland.

Giuseppi Giusti, der bekannte Dichter, ist zu Florenz am 31. März gestorben.

Die Bevölkerung des Königreichs der Niederlande beläuft sich jetzt nach vorgenommener Zählung auf 3,055,456 Seelen. Im Jahre 1840 betrug sie 2,860,450; sie hat sich also in zehn Jahren um 195,006 Seelen vermehrt.

Lächerlich. Bei der letzten Einwohnerzählung in Zürich, erzählt die „Eidgenössische Zeitung," hatte der Dichter Herwegh die Rubrik „Religion" mit einer Null ausgefüllt. Als er ersucht wurde, irgend etwas hinzuzusetzen, es könne ja Türke oder Heide sein, beharrte er auf der Null, da er „keine Religion" habe. Das gleiche Glaubensbekenntniß legte seine Gattin ab. — Der arme Dichter! Er fühlt nicht, daß er mit der „Religion" auch seine Poesie verloren hat.

„Und das Unglück schreitet schnell." Nach den detaillirten Uebersichten der Zeitungen von St. Louis sind auf den Flüssen der westlichen Staaten der Vereinigten Staaten im vorigen Jahre 112 Dampfschiffe theils in die Luft geflogen, theils gesunken; man schätzt den Verlust auf 2 Mill. Dollars und sind dabei über 200 Menschen verunglückt. Wir finden außerdem in den Neworleansblättern die Details eines Unglücks derselben Art, das am 20. Jan. auf dem Mississippi stattfand. Der Dampfer Ohio, der zu Berg fuhr, stieß mit dem zu Thal gehenden Dampfer Diana, welcher eine Barke im Schlepptau hatte, zusammen. Der Stoß war so heftig, daß beide Dampfer sofort sanken.

Eine kühne Forderung. Der Director Peter v. Cornelius, welcher sich bekanntlich der Gunst des Königs von Preußen zu erfreuen hat und ohne ein bestimmtes Amt zu bekleiden einen Jahrgehalt von 3600 Thalern neben freier Wohnung bezieht, hat plötzlich das Verlangen gestellt, daß ihm für die Cartons zu den Frescomalereien in dem Königsmausoleum die enorme Summe von 95,000 Thalern gesichert würde! — Die Bewilligung dazu muß von den Kammern erfolgen, da sowohl der Bau des neuen evangelischen Doms als auch der des campo santo nicht aus königl. Schatulle, sondern aus Staatsmitteln fortgesetzt werden soll. Die Kosten für die Ausführung der Cartons al Fresco werden aber ebenfalls noch auf 150,000 Thaler veranschlagt, so daß also die ganze Malerei etwa 250,000 Thaler zu stehen käme. Man hatte bisher allgemein angenommen, daß Peter v. Cornelius die gedachten Zeichnungen und Entwürfe als Gegenleistung für das ihm zu Theil werdende bedeutende Jahrgehalt anfertige, und ist daher jetzt um so mehr überrascht, jene immensen Forderungen zu vernehmen.

Zur Schöpfungsgeschichte der Sonne in Meyerbeers „Prophet." Nicht uninteressant ist die Art und Weise, wie auf den Bühnen zu Paris und Dresden der prächtige Sonnenaufgang in dieser gefeierten Oper hervorgebracht wird. Man verwendet dazu galvanisches Kohlenlicht, wie es nach frühern Versuchen Nicholas Callans, Professor am neuen Maynoothcollegium, neuerdings die Herren Professoren Jacobi und Argeraud aus Paris in Petersburg mit außerordentlichem Erfolge angewendet haben. Der Aufgang der Sonne wird nun nachgeahmt, indem man die Sonnenscheibe aus einem parabolischen Hohlspiegel von ungefähr einem Fuß Durchmesser bildet, in dessen Focus die Kohlenspitzen glühen. Das Intermittiren des Lichteffects ist durch einen höchst sinnreichen Mechanismus vermieden. Dasselbe tritt ein, sobald sich die Kohlenspitzen nicht mehr berühren, wodurch der leuchtende Stern unterbrochen wird. Diese sind deshalb mit einem Räderwerke in Verbindung gebracht, wodurch sie fortwährend gegen einander getrieben werden, während jenes Räderwerk durch die Thätigkeit eines Elektromagneten regulirt wird, der in den Kreis des galvanischen Stroms eingeschaltet ist.

Das Dampfschiff Canada, welches am 12. März in Newyork eintraf, brachte von Europa die ungeheure Masse von 63,785 Briefen. Die stärkste Zahl hatte früher nie 49,000 überstiegen.

Bemerkenswerthe Denksprüche. In der photographischen Kunstwerkstätte des Herrn Fritz Vogel in Frankfurt erscheint eine Sammlung von Portraits, eine Gallerie berühmter Zeitgenossen. Der Herausgeber, um das möglichst Vielseitige zu leisten, gab seinem Unternehmen außer der künstlerischen Ausstattung noch einen erhöhten Werth dadurch, daß er unter jedes Portrait ein Fac-Simile stellt, ein Motto, einen Ausspruch, der jedes Mannes besondere Beziehung zu unsrer Zeit, seine Gedanken und Bestrebungen für dieselbe bekundet. Diese Sinnsprüche sind nicht willkürlich von dem Herausgeber ausgewählt, sondern Herr Vogel setzte sich deshalb eigends mit den Männern in Vernehmen und überall wurde seinem Gesuche entsprochen. Hier vorläufig einige dieser Sinn- und Zeitsprüche:

Wer seinen Sinn auf's Ganze hält gerichtet,
Dem ist der Streit in seiner Brust geschlichtet.
Pr. v. Preußen.

Gut verloren, nichts verloren;
Muth verloren, halb verloren;
Ehr' verloren, All's verloren!
Radowitz.

Innere Wahrheit, ew'ges Wort
Wirkt zur That, wirkt fort und fort.
Dr. Buch.

Und unsre Losung war: Ein Deutschland sei,
Ein Vaterland; groß, mächtig, einig, frei!
H. v. Gagern.

Wo es der Menschheit und des Vaterlands Wohl gilt,
ist kein Opfer zu groß, ist Selbstverleugnung Pflicht.
Frankfurt, 30. December 1840.
Erzh. Johann.

„Nur einen Freien giebt's, heißt: Gott."
Der Spruch spricht nicht der Freiheit Spott.
„Gott gleich nicht, doch Gott ähnlich werden,"
So klingt's vom Himmel ab zur Erden.
E. M. Arndt.

Ein seltenes Ersuchen ist in jüngster Zeit von Seiten der großherz.-sächs. Regierung an die preußische Regierung ergangen. Die Anatomie der Universität Jena leidet nämlich einen solchen Mangel an Leichen, daß man angefragt hat, ob dergleichen nicht aus den angrenzenden preußischen Landestheilen zu erhalten seien.

Die Legitimisten in Frankreich sollen entschlossen sein, zur Erreichung ihres Zieles selbst den Rothen die Hand zum Bunde zu bieten. Ueber diese Idee der Legitimisten soll der Kammerpräsident Dupin bemerkt haben: „Sie wollen über das rothe Meer in das gelobte Land gelangen."

Carlsbad war schon im Jahre 1638 ein sehr berühmter und besuchter Badeort. Ein Carlsbader Arzt aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges theilt eine Beschreibung dieses Badeortes mit. „Fürsten und Potentaten," schreibt er, „die Markgrafen von Brandenburg, die Herzöge von Mecklenburg und von Pommern und Sachsen-Lauenburg finden sich hier ein. Polenfürsten erscheinen hier unter angenommenen Namen; auch ein apostolischer Nuntius läßt sich sehen. Auch sendet Oesterreich von Zeit zu Zeit hohe Besucher. Der Name Lichtenstein fehlt nie und Herzog von Friedland trinkt im Jahre 1630 den Brunnen." Russen sind wenige aufgeführt, weil diese unter den europäischen Nationen damals noch keine Stellung einnahmen; keine Franzosen, weil diese die Politik von Oesterreich fern hielt,

und auch die Engländer kamen nicht sehr häufig, da sie zu Hause viel beschäftigt waren.

Aus der Theaterwelt. Je mehr Aufführungen des Griepenkerl'schen Drama's „Robespierre" auf deutschen Bühnen, desto mehr unerfreuliche Resultate. Zu dem totalen Auspfeifen des Stücks in Cöln gesellte sich neuerdings noch die mißfällige Aufnahme dieses Drama's in Frankfurt a. M. Die früher dem Dichter so günstige Kritik nimmt aber jetzt zu an Weisheit und Verstand. Tiefere Forscher als die frühern Lobhudler zergliedern jetzt in den geachtetsten Journalen diese dramatische Dichtung, und der Verfasser kann sich durchaus nicht an Theilnahme beklagen. Wer sollte nicht ungeheuchelt seine Freude an den Tag legen, wenn ein Talent seine Fittige regt? Wir gönnen aus vollem Herzen jeder nach Höherm strebenden geistigen Kraft den kleinsten errungenen Sieg und tragen getreulich unser Scherflein zur Anerkennung und Preisung derselben bei, zumal wenn ein solches Talent mit Bescheidenheit auftritt. Wenn aber ein Werklein von befreundeten Händen gleich sechsspännig in den Ruhmestempel eingefahren wird, ehe die Welt etwas von seinem Dasein spürt; wenn gutmüthige literarische Seelen schon die Büste des Verfassers in die Walhalla des Ruhmes geschleppt bringen und da rufen: macht Platz da ihr Schiller und Shakespeare, damit dieser hier Raum hat! das macht die Nachbarn stutzig vor der Zeit. — Einen solchen Götzendienst trieb man kürzlich noch mit der Griepenkerl'schen dramatischen Dichtung „Robespierre," und ein sonst nicht unverdienstlicher Schriftsteller hatte die unerhörte Dreistigkeit, dies Stück kühn den Schöpfungen Shakespeare's zur Seite zu stellen, ein Umstand, der die Erwartungen auf's Höchste spannte, während der Dichter in mehreren deutschen großen Städten herumreis'te und sein Stück dem Publicum vorlas. Das Echte und Gediegene bricht sich Bahn zu aller Zeit und verachtet alle Charlatanerie. Weshalb diese Kunststückchen? Da war zu lesen, daß Herr Griepenkerl sein Stück dem König von Preußen vorlesen werde. Lüge! Ein dem preußischen Throne nahestehender Mann versichert uns, daß dazu nicht die mindeste Einleitung getroffen worden und dies wahrscheinlich nur ein Träumchen des Verfassers oder einer seiner Freunde sei. So kamen auch der Redaction dieses Blattes aus verschiedenen Städten von fremder Hand Berichte zu, welche Wunderdinge von dem colossalen Erfolg des Robespierre zu erzählen wußten. Sie wanderten in den Papierkorb und dies mit Recht, denn wir wollen nicht die Hand bieten, einen Dichter bei Lebzeiten einzubalsamiren, dessen Schöpfung sich, bei Licht besehen, als ein ganz gewöhnliches Theatermachwerk erwiesen. Das Publicum läßt sich nie und nimmer täuschen, es ist der einzige und wahre Richter. Vorlesung und Aufführung sind zweierlei Dinge: eine dramatische Schöpfung will man nicht an einem Tischchen vorlesen hören, man will sie sehen, in Fleisch und Blut verwandelt, auf der Bühne, wo sie hin gehört. Aber geflissentliche Täuschung und Blendung rächt sich nur zu bald selbst. Man versprach uns eine St. Peterskirche, einen Cölner Dom mit mächtigem Grund und himmelanstrebenden Pfeilern, man prophezeihte einen dramatischen Vitruv, einen Bramante, und siehe da, es erschien ein Maurerpollirer Kluck, der da gesungen: was braucht man denn viel, um ein Drama zu schreiben, dies wird ja den Hals wohl nicht kosten; ein Donnermaschinchen, ein Kirchhof dazu, Blut, Kerker, Verhaftung, ein Dolch ist mein goût. Unterdessen tractirte er seine ihm zugethanen Freunde Hähnichen, Stehauf und Puff mit dem Honigseim der Rede und es erklang im Chor: „Kritiker-Blut ist lecker und leicht u. s. w." — Frau Riegel und Lehnchen, zwei Klatschblätter, tischten nun zur Braunschweiger Blutwurst ihre sauren Gurken auf und suchten hier und da durch ihren Fuselbranntwein zu berauschen. Da erschien aber, mitten im Fest der Handwerker, in der Person des Publicums der Zimmermeister Wohlmann, der nach Prüfung des Baues das Sparbüchslein mit den gesteuerten falschen Ducaten zerschlug und nicht duldete, daß ferner für den vom Gerüste gefallenen Zimmergesellen gesteuert werde, nur — zur Steuer der Wahrheit; reines Gepräge, keine hinterm Rücken geleimten Anweisungen. — Wir haben unsern Theil in die Linke gesteckt.

*** Göthe's „Faust" mit Verbesserungen ging unlängst in Prag über die Breter. In der Scene in Auerbachs Keller, im Lied von der Ratte, wird, statt: „Lebt nur von Fett und Butter, hat sich ein Bäuchlein angemäst, als wie der Doctor Luther," sehr genial gesungen: „Lebt nur von Fett und Käse, hat sich ein Bäuchlein angemäst, als wie ein dicker Chinese." Um dem Belagerungszustand, der so viele eigne Sünden zu vertreten hat, nicht auch diese fremde in die Schuhe zu schieben, bemerken wir, daß diese Correctur ein Werk des Hofraths Dingelstedt, der damit im Stuttgarter Hoftheater excellirte, von wo sich durch geheimnißvolle Traditionen der Bühnenwelt die Chineselei auf das Prager Theater verloren hat.

*** Der bekannte ungarische Tänzer Veszter Saudor hat eine Extratour gewagt, die ihn sehr theuer zu stehen kommen dürfte. Vor längerer Zeit verschwunden hat man ihn als Hauptmann einer Guerillabande bei Pesth arretirt und bereits dem Wiener Kriegsgericht übergeben.

*** Noch heute anwendbar. Nach der Darstellung von „Kabale und Liebe" in Mannheim am 28. Januar 1785 schrieb Schiller an Dalberg einen Brief, worin folgende Stelle vorkommt: „Ich weiß nicht, welchem politischen Raffinement ich es eigentlich zuschreiben soll, daß unsre Herren Schauspieler — doch meine ich nicht alle — die Convenienz bei sich getroffen haben, schlechten Dialog durch gutes Spiel zu erheben und guten durch schlechtes zu verderben. Es ist das kleinste Merkmal der Achtung, das der Schauspieler dem Dichter geben kann, wenn er seinen Text memorirt. Auch diese kleinste Zumuthung ist mir nicht erfüllt worden. Es kann mir Stunden kosten, bis ich einer Periode die bestmöglichste Rundung gebe, und wenn das geschehen ist, so bin ich dem Verdruß ausgesetzt, daß der Schauspieler meinen mühsam gearbeiteten Dialog nicht einmal in gutes Deutsch verwandelt. Seit wann ist es Mode, daß Schauspieler den Dichter hofmeistern? Gestern habe ich das wahr gefühlt. Kabale und Liebe war durch das nachläßige Einstudiren ganz in Lumpen zerrissen. Ich habe statt meines Textes nicht selten Unsinn anhören müssen."

*** Aus Berlin wird berichtet, daß die Proben zum „Propheten" emsig fortgesetzt werden, wenn auch der Componist, tiefgebeugt durch den erfolgten Tod seines noch einzigen Bruders, des als Astronomen und neuerdings auch auf politischem Gebiete bekannt gewordenen geheimen Commerzienraths Wilhelm Beer, sich für jetzt davon zurückgezogen hat. Die Aufführung wird indeß vor Ende April schwerlich stattfinden, da erst nach der Ankunft Tichatscheks und der Viardot-Garcia die eigentlichen Gesammtproben beginnen können. Unter Mitwirkung der Genannten sollen die Vorstellungen dann bis Anfang Juni dauern; von da ab bis Ende Juni werden Fräulein Michalesi (von Dresden) und Herr Ander (von Wien) die Rollen der Fides und des Propheten übernehmen.

Literarisches. Die artistische Direction des kais. königl. Hof- und Nationaltheaters zu Wien hat eine Prämie von 200 Ducaten als ersten Preis und eine von 100 Ducaten als zweiten Preis für die besten drei-, vier- oder fünfactigen Lustspiele, welche eine volle Vorstellung geben, festgesetzt. Die Prüfungscommission bilden die Herren Fr. Grillparzer, Friedr. Halm, Ign. Kuranda, Max. Korn (früher Regisseur am Hofburgtheater) und Ferd. Wolf (Secretär der kais. königl. Academie). Die Manuscripte sind zu adressiren: „An die artistische Direction des kais. königl. Hof- und Nationaltheaters in der Burg zu Wien. Zur sofortigen Abgabe an die Prüfungscommission der Preisstücke." Die Zusendungen werden angenommen und befördert vom 1. August bis letzten October l. J.

*** Berlin. In academischen und verwandten Gelehrtenkreisen rüstet man sich zur Feier eines Doctorjubiläums. Der Jubilar ist der berühmte Jurist, frühere Staatsminister v. Savigny. Er erlangte im Jahre 1800

zu Marburg die Doctorwürde durch seine jetzt noch in Ansehen stehende Dissertation de conc. del. formalis, die er im Laufe dieses Jahres in einem der eben erschienenen Bände seiner „Vermischten Schriften" von neuem herausgegeben hat. — Bei Gelegenheit der Erwähnung einer juristischen Berühmtheit ersten Ranges mag eines Werkes gedacht werden, welches, die Frucht eines dreißigjährigen Fleißes, als ein neues Denkmal deutscher Gelehrsamkeit und Ausdauer in diesem Jahre seine Vollendung erwartet. Es ist dies die neue Ausgabe des Breviarium Alariciarum, auf welche der gelehrte Professor Hänel in Leipzig die Hälfte seines Lebens verwandt hat.

⁂ Der Dichter der „Wlasta," Karl Egon Ebert, befindet sich seit einigen Wochen in Wien; leider ist er nicht mehr poetisch und nur für die Kohlenbergwerke in Böhmen thätig; man kann daher von ihm sagen: Der Dichter Ebert ist zur Grube gefahren.

Humoralia. Im Invalidenhause zu Berlin befindet sich jetzt ein pommerscher Infanterist, der im dänischen Kriege bei Apenrade so zusammen geschossen wurde, daß nur noch die Nase von ihm übrig blieb. Nach einer Cabinetsordre wird diese Nase auf Staatskosten mit Schnupftabak unterhalten.

⁂ Aus dem Leipziger Stockhause soll abermals ein politischer Gefangener entsprungen sein und zwar auf ganz geniale Art. Er ließ sich aus einer bekannten Restauration ein Beefsteak kommen, knüpfte dies an den eisernen Fensterrahmen und ließ sich daran herab. Das Beefsteak war so zähe, daß er glücklich damit den Boden erreichte.

⁂ Die künstliche Sonne in der Oper „der Prophet" ist auf der Leipziger Bühne so natürlich, daß bereits von ihren Strahlen mehrere rothe Mäntel verschossen sind und etliche Leute auf der dritten Gallerie Sommersprossen bekommen haben.

⁂ In einem bei Basse in Quedlinburg erschienenen Roman sagt der Held zu seiner Geliebten: „Nichts, nichts trennt mich von Dir, ich folge Dir bis in den Bauch der Erde." — Dieser junge Mensch scheint sehr viel Anlage zum Bergmann zu haben.

MODEN.

Paris, den 12. April 1850.

Den ersten Uebergang zu den Frühlingsmoden bildet jetzt wie immer der Cachemirshawl, mag er als Tuch oder in voller Größe getragen werden. Die Muster der Shawls lassen sich nicht beschreiben, da jedes französische Geschäft in diesem Artikel mit der neuen Jahreszeit neue Zeichnungen bringt, in denen jedoch neuerdings der Palmengeschmack vorherrscht. Königsblau, pfaugrün, schwarz und perlenweiß sind die modernsten Grundfarben des langen Shawls.

Die Mantillen sind meistens klein; viele sehen wie große Pelerinen aus, welche nach vorn spitz zulaufen; andre haben das Ansehen kleiner Paletots mit doppeltem Schoß; die, welche Aermel haben, sind alle etwas größer und meist leicht wattirt, indem sie zugleich gegen die doch immer noch rauhe Jahreszeit schützen sollen. Es wird zwar noch ein großer Theil dieser Mantillen von schwarzem Taffet gefertigt, aber der glasirte Taffet in dunkeln Farben erhält doch meistens den Vorzug. Gewöhnlich wählt man die Farben schwarz und kirschroth, schwarz und braun, grau und blau, grün und braun oder violett und gelb.

Unter allen Modeartikeln findet man wohl in Hüten die größte Auswahl, nicht allein in den seidenen Zughüten und denen von Crêpe, Flor und Spitze, sondern auch in den feinen Strohhüten, wie den Brüsseler, englischen, französischen und italienischen, welche in der Form alle übereinstimmen oder doch nur wenig von einander abweichen. Zum Ausputz eines Strohhuts gehört ein elegantes Band; Spitzen, Blumen und Federn sind stets eine beliebte Garnitur; das Innere der Schirme wird durchgängig stark verziert, denn es ist nicht allein mit Taffet (z. B. rosa) gefüttert, sondern es wird auch noch mit Blonden belegt, mit Tüllbärlchen und mit Blumen garnirt.

Wie schon öfter erwähnt, werden die Wollenspitzen zur Verzierung jeder Art von Kleidungsstücken verwendet; man hat sie zu jeder Breite und in allen Farben. Bei dem Ausputz der Mantillen und Kleider werden sie vielfach verwendet, und, es ist nicht zu leugnen, mit großem Erfolg. Ferner giebt es von wollener Spitze sehr schöne Umschlagetücher, Mantelets und Scharpes, welche besonders in Schwarz von gutem Geschmack Zeugniß geben, indem in Bezug auf das Muster kaum etwas zu wünschen übrig bleiben dürfte.

Es scheint als würde auch in diesem Jahre bei zweifelhaftem Wetter der vornehme Modegeschmack die schwarzen Toiletten begünstigen. Man giebt ihnen durch viele Spitzenzuthat ein leichteres, der Jahreszeit mehr entsprechendes Ansehen; so wird z. B. ein schwarzer Oberrock von Taffet mit schmalen satinirten Streifen auf dem Vorderblatte mit vier Reihen schmaler Spitzen in Schürzenform ausgeputzt; unter den halblangen seidenen Aermeln, welche auch am Rande mit mehreren Reihen Spitzen besetzt sind, fallen weite ganz lange weiße feine Musselinärmel vor; über dem Ganzen liegt eine schwarze Spitzenscharpe. Um aber bei solchem Anzuge das Ansehen der Trauer zu vermeiden, wählt man einen rosa Taffethut. Die leichten schwarzen Taffetkleider garnirt man mit vier breiten Spitzenvolants und trägt darüber ein Canezout von schwarzer Spitze mit langen Aermeln.

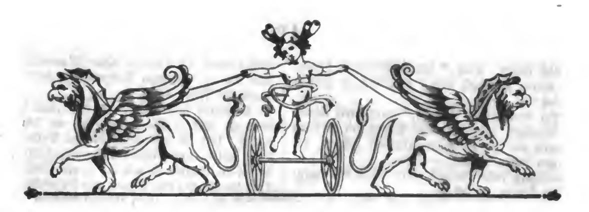
Die eleganten seidenen Kleider haben die Leibchen bis in die Taille offen, auch sind alle Aermel offen oder reichen nur wenig über den Elbogen, so daß feine Unterärmel dazu getragen werden müssen; die Chemisettes haben jetzt seltner einen Busenstreif, dafür aber kleine Quervolants von Spitze, welche durch Einsatzstreifen von gesticktem Musselin oder Spitzen getrennt sind. Auch der Kragen ist ganz so eingerichtet. Chemisettchen und Unterärmel müssen stets in *einem* Geschmack gewählt werden. Die Taffetkleider werden auch noch mit mehreren ausgezackten Volants garnirt; sehr beliebt sind namentlich fünf Volants, die nach oben zu allmählich schmäler werden. Gar nicht selten werden die Mantillen vom Stoffe des Kleides getragen und beide sind auch in gleichem Geschmacke ausgeputzt.

Bei den Sonnenschirmen entwickelt sich immer noch mehr Eleganz: der Ueberzug ist in letzterer Zeit meist bestickt worden; nur in weiß erlaubt man sich bunte Farben und selbst Goldstickerei, jedoch bei dunkeln Farben sieht man nur Farbe auf Farbe. Blonde wird jetzt vielfach zum Besatz derselben genommen, und es ist nicht zu leugnen, sie erhöht die Eleganz noch mehr als Bandgefällel oder Fransen.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 17. 1) Hut von Taffet, mit schwarzen Spitzen garnirt. Mantille und Kleid von glasirtem Taffet; die Mantille mit sechs Reihen Fransen besetzt. Kragen und Unterärmel von Batist. 2) Hut von Taffet, mit Blonden belegt und mit Federn garnirt. Kleid **Batiste de laine.** Pompadourleibchen; den Ausschnitt mit Band garnirt und vorn mit vier Schleifen besetzt. Pagodenärmel mit Engageanten; den Rock mit drei Volants besetzt.

Gedruckt bei C. P. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: **Theodor Drobisch.** Verleger: **Ernst Schäfer.**

№ 18. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. **1850.**

Bauernstolz.

Von

Ernst Fritze.

„Jetzt hätte ich also das Glück, die Elite der hiesigen jungen unverheiratheten Männerwelt, die mit Hoffnungen und Erwartungen die Salons meines Vaters besuchen werden, dem Namen nach sämmtlich zu kennen," sagte Elisabeth von Bellas mit einem spöttischen Lächeln zu einer jungen Blondine, die neben ihr saß und, wie es schien, eben mit flüchtigen Blicken den Kreis des Gesellschaftsaales prüfte, ob sie auch niemand vergessen hatte.

„Ja, jetzt kennst Du sie alle," entgegnete Agnes, etwas zerstreut, „ich habe niemand vergessen." —

Elisabeth sah gleichgültig auf ihren Blumenfächer nieder, den sie in der Hand hielt. Indem sie ein kleines Rosenknöspchen, das ganz versteckt in den Orangenzweigen ruhte, ein wenig höher zupfte, fragte sie mit kaltem und stolzem Tone, ohne jedoch aufzublicken: „Also der Herr mit dem rabenschwarzen Lockenkopf unweit der Thür gehört nicht zu den Prätendenten dieses enormen Glücks?"

„Der?" fragte Agnes schnell. „O, verheirathet ist er nicht, aber er ist keiner von denen, die den Salon Deines Vaters aufsuchen werden."

„Und warum nicht?" fragte Elisabeth noch kälter. „Wie heißt er?"

„Er ist nur Actuar, dazu bürgerlich und heißt Schulze."

„Freilich, dem möchte unser Salon wohl so lange verschlossen sein, bis ihm eine specielle Aufforderung meines gnädigen Vaters den Schlüssel dazu böte."

„Auch das würde nichts fruchten!" rief Agnes lachend. „Der junge Mann ist bauernstolz; er bückt sich nicht und geht in keine adeligen Zirkel."

„Du meinst, er würde eine Einladung von meinem Vater ablehnen?" fragte Elisabeth mit scharfem Tone.

„Ganz gewiß."

„Er ist doch hier?"

„Das muß ein ganz besonderer Zufall herbeigeführt haben."

Elisabeth wurde purpurroth und faßte in einer seltsamen Anwandlung von Aufregung den kleinen Blumenstrauß so fest zusammen, daß die gebrechliche Agraffe, welche ihn zusammenhielt, in Stücke zerbrach.

„Was machst Du, Elisabeth?" rief Agnes erschrocken und griff nach den Blumen.

„Was wird es sein?" entgegnete sie lächelnd; „sieh' den Tand, mein Finger konnte ihn zerstören! So sollte man die Fesseln des Vorurtheils zerstören," setzte sie hastig hinzu, indem sie die Ruinen der zierlichen Bagatelle mit den Fingern wegschnippte. „Das sieht alles stark aus, das scheint alles haltbar und ewig. — Bah, ein Fingerdruck und man kann frei sein."

Agnes sah mit einer Miene, deren gänzliche Unschuld an Einfalt grenzte, ihre Freundin an und erwiederte nichts. Schreck und Erstaunen fesselten ihre Stimme. Sie bückte sich nach den feinen goldenen Verzierungen, die flimmernd am Boden lagen.

„Laß liegen, Kind," sprach Elisabeth heftig. „Wo waren wir doch stehen geblieben in unserm Gespräch?"

„Bei dem Actuar Schulze," antwortete Agnes ganz kleinlaut, indem sie ihre Augen mit wahrem Bedauern auf die goldenen Trümmer richtete, die sie liegen lassen mußte.

Elisabeth faßte lachend ihren Kopf und wendete ihn herum zu sich.

„Mich interessirt plötzlich dieser kleine Actuar, also habe die Güte und referire über ihn."

„Ueber den ist wenig zu sagen," meinte Agnes mit einiger Mißlaune. „Er ist eines armen Holzbauers Sohn. Man merkt es ihm in jedem Worte noch an."

„So? Ich dächte nicht."

„Hast Du denn schon mit ihm gesprochen?"

„Nein, ich meinte sein Aeußeres." Elisabeth hatte diese Worte fast fassungslos herausgestammelt und jeder Andere als Agnes, die glücklicherweise sehr schwer innere Aufregungen begriff, hätte gesehen, daß in dem Herzen des stolzen Fräuleins von Bellas eine furchtbare Revolution wüthete.

„Ja, hübsch genug ist er," erwiederte Agnes scherzhaft, „aber er ist ohne jede Façon; es geht ihm das allergemeinste savoir-vivre ab."

„Wie ist er zu dem Studium der Rechtswissenschaft gekommen bei so geringer Veranlassung von außen?"

„Wie das so geht," sagte Agnes etwas verächtlich. „Er soll das einzige Kind einer alten überspannten Bäuerin sein, die es sich in den Kopf gesetzt hat, aus ihrem Sprößling ein großes Thier zu machen. Ich denke, der junge Mensch wird so klug sein einzusehen, daß dazu mehr gehört als der Ertrag, den der Verkauf von einem Dutzend Hühnern jährlich, einigen Schock Eiern und einigen Pfunden Butter bringt. Wie gesagt, bei alledem ist der Bursche stolz wie ein Junker. Sieh' nur, wie er da steht; hat er wohl schon einen Blick um sich geworfen? Redet er nicht mit dem alten Justizrath Kerlinger als ob er in der Session und nicht in einem Ballsaale sich befände? — Jetzt hebt die Polonaise an; Elisabeth, bist Du engagirt? Nicht? Wie dumm, daß ich Dich nicht als die Tochter des zukünftigen Präsidenten präsentiren durfte. Dein Debüt wäre wahrscheinlich anders ausgefallen. Da kommt mein Tänzer, Elisabeth. — Herr der Gnade, wenn Du nur nicht sitzen bleibst. — Ich stürbe vor Verdruß." —

„Bleib nur leben, Kleine," entgegnete Elisabeth spöttisch. „Ich will einmal Ich und nicht die Tochter des Präsidenten Bellas sein. Geh' Du ruhig zur Polonaise."

Agnes geberdete sich noch einige Secunden sehr unglücklich über das Unglück ihrer Freundin, sitzen zu bleiben, dann hüpfte sie aber vergnügt in die Reihen der Tanzenden, vielleicht im Herzen gar nicht betrübt darüber, daß die schöne Freundin auch einmal die Qualen einer Mauerblume, wie man die verschmähten Tänzerinnen hier nannte, empfinden solle.

Elisabeth schien nicht im mindesten böse darüber zu sein. Sie lehnte sich in den Divan zurück, den sie mit ihrer jungen Bekannten getheilt hatte, und begann tief nachzudenken. Die Musik umschwirrte sie wie ein fernes Getöse. Kein Ton durchdrang das Chaos von Gedanken, in das sie sich versenkte. Ein sanftes Lächeln zog über die spöttisch aufgeworfene Lippe, als sie plötzlich bei dem Gedanken stehen blieb: Er ist sonst nie in der Gesellschaft und nur ein ganz besonderer Zufall muß ihn hergeführt haben.

„Mein gnädiges Fräulein," sprach jetzt eine nur allzu bekannte und allzu geliebte Stimme dicht neben ihr.

Elisabeth schrak auf; ihr Blick strahlte den Sprecher mit einem so verrätherischen Ausdruck an, daß er bebend schwieg und einen Schritt zurücktrat. Der Blick sagte ihm in der allerdeutlichsten Sprache: „Jetzt weiß ich, weshalb Du vor meiner Liebe so bescheiden fliehst — aber ich liebe Dich um so heißer."

„Sie erlauben," begann der Actuar Schulze mit schneller Fassung, „daß ich Ihnen in diesem Herrn den Regierungsassessor von Bäbenroth vorstelle."

„Und ich bitte um die Ehre, die Polonaise mit Ihnen tanzen zu dürfen, Fräulein von Bellas," setzte der Herr von Bäbenroth sehr eilig hinzu, indem er die Hand nach Elisabeth ausstreckte.

Elisabeth erhob sich. Ein lächelnder Blick versprach die Gewährung dieser Bitte, allein sie fand einen Moment Muße, indem sie langsam Anstalt traf, ihrem Tänzer zu folgen, wo sie mit einem unnachahmlichen Lächeln und Blicke zu dem Actuar sagen konnte:

„Warum verriethen Sie mich? Dafür strafe ich Sie mit dem nächsten Tanze."

Eine glühende Röthe überzog das Gesicht des jungen Mannes. Er verbeugte sich ehrfurchtsvoll und blieb fast besinnungslos stehen, um Elisabeth tanzen zu sehen.

Ja, Agnes hatte Recht: er war bauernstolz. Er bückte sich nie vor der Aristokratie des Blutes und des Geldes. Nur der Aristokratie des Geistes zollte er den schuldigen Tribut. Er suchte seine Amusements nie in den Kreisen der haute volée, obwohl er dort vielleicht als ein anerkannt geistvoller Mensch die wärmste Aufnahme gefunden hätte. Sein Herz war glühend, aber leider zu fest; sein Gemüth war innig, aber leider zu einsam für die allgemeine Welt. Dazu kam, daß er seine Offenheit bis zur Grobheit ausdehnte und daß sein Charakter jede Verstellung haßte. Solche Männer kann die vornehme Societät nicht gut gebrauchen, denn solche Männer trüben die glatte Oberflächlichkeit der Weltmenschen und beschämen sie in ihrer Charakterlosigkeit, daher be-

gegnete man dem jungen, talentvollen und geistreichen Emporkömmling mit Achtung, aber man sah es nicht ungern, wenn er die Kreise mied, zu denen er durch seine begonnene juristische Carriere Zutritt zu verlangen berechtigt war. In die aristokratischen Zirkel der kleinen Residenz, wo er jetzt lebte, brachte ihn kein Zureden, kein Bitten und kein Beschwören.

Und doch fand man ihn heute in einer Gesellschaft, die hauptsächlich aus dem vornehmsten Kerne der Landesaristokratie bestand?

Er wußte ja, daß Elisabeth von Bellas auf diesem Balle sein werde, und er hatte Elisabeth so lange nicht gesehen. War das kein Grund für ein so glühendes Herz, das zwar willens war, sich nie der Herrschaft der Vernunft und des Verstandes zu entziehen, das aber eine kleine Belohnung nach so herben Kämpfen und Entsagungen verdiente!

Ein Zufall hatte vor Jahresfrist den jungen Actuar Johannes Schulze auf einem Familienballe mit Elisabeth zusammengeführt. An diesem Abende sah Elisabeth nur Johannes und Johannes wußte nicht, ob außer Elisabeth noch irgend jemand dort gewesen sei. Das junge Mädchen barg unter einem kalten, fast spöttischen Ernst eine Feuerseele, und dieser Abend hatte über ihr ganzes Leben entschieden. Was mußte sie empfinden, als sie am Morgen nach dem glückseligen Abend den Abgott ihrer Träume kalt und ernst an sich vorübergehen sah? Bestürzt erwiederte sie den respectvollen Gruß, den er ihr im Vorübergehen weihte. Mein Gott! war denn das selige Verlieren in einander, das flammende Zerschmelzen ihrer Blicke, das süße Erkenntniß einer innerlichen Sympathie nur ein Traum gewesen? Elisabeth preßte die Hände betäubt an die Stirn und grübelte über den schnellen und schmählichen Abfall einer Seele, die sie an sich gefesselt glaubte für ewig. Was half es ihr? Johannes blieb kalt in der Ferne stehen. Aber sein Blick war bald trübe, bald glühte er in Begeisterung und Elisabeth bemerkte dies. Johannes stand auf der untersten Stufe einer Laufbahn, während der Vater Elisabeth's ziemlich die höchste Würde dieser Carriere erreicht hatte. Wie war da an eine glückliche Vereinigung aller Wünsche zu denken! Und dann gehörte Elisabeth dem Adelstande an, den Johannes sichtlich zu vermeiden suchte, dem er aber willig seine angestammten Vorrechte überließ und es recht und billig fand, daß er sich im allgemeinen isolirte.

Die beiden jungen Herzen thaten ihr Mögliches, um der Vernunft nicht ganz abtrünnig zu werden. Als Johannes nach einigen vergeblichen Versuchen, dem verführerischen Einflusse dieser überwältigenden Liebe zu entgehen, einsah, daß er dennoch eines Tages schmählich unterliegen würde, da nahm er den Vorschlag eines Gönners an und entfernte sich ohne weiteres aus Elisabeth's Nähe, um in der Residenz in einer vermehrten Thätigkeit Bilder zu begraben, welche ihn bezauberten und elend machten. Elisabeth sah ihn plötzlich nirgends mehr! Auf ihre behutsamen Fragen nach ihm erhielt sie die Nachricht, daß er versetzt sei. Niemand fand darin etwas Bemerkenswerthes, denn der Jurist muß sich oft den Anordnungen höher Gestellter fügen, doch Elisabeth sagte zu sich mit schmerzlicher Trauer: „Er wollte fern von mir sein! Fahre wohl!“

Jetzt war ihr Vater auch nach der kleinen Residenz berufen, wo der lebte, welchen ihr eigensinniges Herz allein liebte, und jetzt war sie einige Wochen früher mit ihrer alten Tante, die Mutterstelle bei ihr vertrat, eingetroffen, um das Hauswesen einzurichten, bevor ihr sehr bequem gewöhnter Vater sich übersiedelte. Man kannte sie nicht im Orte und sie bedang es sich bei Agnes aus, daß keine förmliche Präsentation ihrer Person stattfände, wenn sie den Ball besuchen solle. Agnes fand das zwar lächerlich, daß ihre Freundin incognito bleiben wolle, aber sie versprach, diese Bitte zu respectiren, und sie hielt Wort.

Johannes war der Einzige im Saale, der sie kannte. Das eben machte ihr diesen Abend so unendlich lieb und traulich, daß sie gern dem Tanze entsagte, um sich zu ihm hin träumen zu können, der still und theilnahmlos an den Thürpfosten lehnte. Aber Johannes sah, daß sie nicht aufgefordert wurde — er glaubte ihr einen Dienst zu erweisen, wenn er sie diesem Zustande, dem qualvollsten für tanzlustige und anspruchsvolle Damen, entreiße, deshalb sagte er mit leichtem Tone zu dem Assessor Bäbenroth:

„Kennen Sie Fräulein von Bellas, die Tochter unsers künftigen Präsidenten?“

„Nein. — Ist sie hier?“ entgegnete Bäbenroth.

„Man hat sie nicht zum Tanze gezogen — dort sitzt sie.“

„Die schöne, prächtige Dame auf dem Divan?“

„Dieselbe.“

„Können Sie mich vorstellen?“

„Mit Vergnügen.“

Und somit störte der Actuar die Träume der jungen Dame, die einen Himmel vor ihm erschlossen hätten, wenn er sie hätte ahnen können. Welch ein Aufruhr tobte schon in ihm seit dem holden, freudestrahlenden Blicke! Aber sein Entschluß, die Güte des Fräuleins nicht zu mißbrauchen, sie nicht dem allgemeinen Geflüster bloßzustellen, wenn sie mit ihm, dem obscuren Actuar, den Saal im Walzer durchfliege, reifte bei der Betrachtung der Tanzenden immer mehr, und als die Polonaise beendet war, da benutzte er geschickt den Augenblick, wo sie noch allein und unbeachtet im Divan Platz genommen hatte, um ihr mit seiner gewöhnlichen Geradheit und Offenheit zu erklären: daß sie nicht mit ihm tanzen dürfe.

„Und warum nicht?“ fragte sie mit flammenden Augen.

„Weil ich nicht ebenbürtig bin und weil der

Actuar des Gerichts nicht die Tochter seines Präsidenten zum Tanze führen darf, ohne lächerlich und anmaßend zu erscheinen."

Elisabeth sah ihn fest an. Er ertrug diesen forschenden Blick mit trübem Lächeln.

„Wollten Sie mir wohl gefälligst erklären, mit welcher Dame dieser Versammlung Sie tanzen könnten, ohne anmaßend zu erscheinen?" fragte das Fräulein spöttisch ernst.

„Mit keiner einzigen," entgegnete der junge Mann.

„Und weshalb sind Sie hier, wenn Sie dies glauben?"

„Um zu tanzen kam ich nicht her."

„Weswegen geht man sonst auf einen Ball," sagte Elisabeth leicht lachend.

„Ich wollte Sie nur sehen," entgegnete der junge Mann einfach.

Elisabeth erzitterte bei dieser ruhigen Erklärung, allein sie wurde nicht bestürzt und nicht verlegen. Ihr Auge glänzte im feuchten Schimmer, als sie eben so einfach entgegnete:

„Ich wollte auch nur von Ihnen gekannt sein —, weshalb verriethen Sie mich? Meine Freundin hat niemandem meinen Namen nennen dürfen."

„Mein Fräulein," flüsterte Johannes in wechselnder Bewegung seines Innern.

„Dafür strafe ich Sie." — Sie lächelte ihn sanft an und reichte ihm ihre Hand. „Wollen Sie wirklich nicht mit mir tanzen? Wären wirklich Ihre männlichen Schultern zu schwach, für einige Minuten den Schein der Anmaßung zu tragen, wenn Sie dadurch einem armen Mädchen einen monatelangen Harm und Kummer vergüten könnten?"

„Mein Fräulein — Elisabeth — bedenken Sie."

„O, wer kann auf einem Balle viel und vernünftig denken," rief Elisabeth scherzend, denn sie sah ihre Freundin nahen. „Sieh', Agnes, ich habe in diesem Herrn einen alten Bekannten gefunden. Ist das nicht prächtig? Er hat mich durch seine Güte und Fürsorge von dem Schicksale, Mauerblume zu werden, erlöst, will jedoch durchaus nicht tanzen, obwohl ich ihn selbst dazu aufgefordert habe."

Agnes blickte etwas verblüfft bald ihre Freundin, bald den ernst und stolz dastehenden Actuar an.

„Er tanzt vortrefflich," flüsterte Elisabeth ihr leise zu, „besonders Mazurek."

„Ah — so?" rief Agnes und meinte nun alles zu begreifen und zu verstehen. Es sind kaum fünf Herren im Saale, die das von sich sagen können."

„Sie wissen, Herrn Actuar, wie leidenschaftlich gern ich Mazurek tanze," sprach Elisabeth bittend. „Nicht wahr, Agnes, Du nimmst seine Bitte um diesen Tanz mit Freuden an, damit ein Mazurek zu Stande kommt."

„Ich? Mazurek — mit einem so vortrefflichen Tänzer? Ich bin allzuglücklich, wenn Sie mich zu Ihrer Partnerin wählen, mein Herr!"

Johannes verbeugte sich. Elisabeth trat etwas näher zu ihm heran.

„Nicht wahr, Sie wagen den nächsten Tanz mit mir?"

Der stolze, vernünftige, verständige und überlegende Mann war überrumpelt und hatte mit all seinem Stoicismus eine schmähliche Niederlage erlitten. Er gab sich gefangen und tanzte mit Elisabeth.

Das junge Mädchen erschien von einem Zauber überglänzt, der seine Wirkung bald auf sämmtliche Anwesende ausübte und der um so mehr die Bewunderung erregte, weil man seine Ursachen nicht zu ergründen vermochte. Bald wußte es jedermann, wer das wunderschöne, strahlende Mädchen war, das sich harmlos in die Reihen mischte, und bald umgab eine huldigende Achtung die junge Dame, die so bescheiden aufgetreten war. Sie hatte für jeden ein freundliches Wort, aber sie hatte nur Blicke für einen, der immer nicht allzufern von ihr postirt war, wenn sie tanzte und wenn sie ruhte.

Johannes webte wie in einem Rausche. Er war vor wenigen Monaten geflohen, um seiner Vernunft Herr zu bleiben, und beim ersten Anlasse ging er rettungslos in seiner Leidenschaft unter, ohne den Verlust der lästigen Vernunftherrschaft nur im geringsten zu beklagen. Er tanzte wenig, aber er tanzte noch einmal mit Elisabeth und zwar von seinem eigenen Verlangen unwiderstehlich dazu getrieben. Als das junge Mädchen ihm willig die Hand reichte und mit ihm durch den Saal schritt, sah sie schelmisch lächelnd zu ihm auf und flüsterte:

„Welche Betise begehe ich in diesem Augenblick! Ich tanze mit dem Actuar Schulze? Der Kummer darüber wird mir sicher den Schlaf rauben!"

„Und mir das Glück," entgegnete tief athmend der junge Mann.

„Nun so schlafen wir beide nicht, wir Armen," sprach Elisabeth mit lieblichem Lächeln, „und haben Zeit, an einander zu denken —"

Johannes legte seine Hand um ihre Taille, um mit ihr zu walzen. Er widerstand seinem Verlangen nicht, das ihn antrieb, die schöne Gestalt näher an sich zu ziehen. Sie fühlte den leisen innigen Druck seines Armes und schmiegte sich in völliger Hingebung an ihn an. So durchschwebten sie den Saal und das allgemeine Flüstern nannte sie das schönste Paar des Balles.

Nach diesem Walzer tanzte Elisabeth nicht mehr, sondern sie setzte sich still und träumend so lange in einer Ecke nieder, bis Agnes des Vergnügens genug hatte und mit ihr nach Ruhe verlangte.

„Er liebt mich!" jauchzte Elisabeth am Morgen. „Das Andre wird sich finden."

Aber die Schwierigkeiten, die sie sich so gering vormalte, häuften sich, als ihr Vater endlich eintraf und ihre Stellung zur Gesellschaft dadurch gänzlich veränderte. Sie stand bald als die Repräsentantin einer glänzend situirten Familie mit dem Nimbus einer vornehmen Frau, die die Honneurs eines großen Hauses machen muß, umgeben da und konnte nicht immer ihrer Liebe und ihrer Laune folgen. Zwar wurde ihr von ihrem mit Geschäften überhäuften Vater nie die geringste Einwendung gemacht, wenn sie ihm die Liste der einzuladenden Gäste vorlegte, und sie benutzte diese Freiheit oft genug, um den, welchen sie heiß und unveränderlich liebte, in ihre Nähe zu ziehen, allein alle ihre Versuche scheiterten an dem wieder starr und fest gewordenen Willen des Actuars, denn er erschien nie auf ihre Einladungen. Dessenungeachtet verlor Elisabeth ihr gläubiges Vertrauen zu seiner Liebe nicht. Sie ergab sich in Geduld und harrte der Zeit, die den Geliebten durch Avancement eine Stufe näher zu ihr bringen werde.

Fortsetzung folgt.

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

Die beiden Freunde.

Beaumarchais, der gewissermaßen durch seine „Figaro's Hochzeit" welthistorisch gewordene Theaterdichter, hatte einen schweren Anfang, um sich auf der Bühne Geltung zu verschaffen und aus dem Uhrmachergesellen, denn dies war er anfangs, ein dramatisch-politisch-wichtiger Charakter zu werden. Eine seiner ersten Arbeiten waren „die beiden Freunde oder der Kaufmann von Lyon," ein Schauspiel, das auch gleich (1771) in Deutschland Fuß faßte *); aber in Paris machte es wenig Glück; denn er hatte Feinde genug, dagegen Freunde so wenige, daß ein Spaßvogel auf den Theaterzettel schrieb:

Die beiden Freunde; Schauspiel in fünf Aufzügen, von einem Dichter, der keinen Freund hat.

Noch mehr jedoch kam zu seinem Nachtheile ein Epigramm in Umlauf:

Das neue Stück von unserm Beaumarchais.
Ei nun! Es ist gemischt von Lust und Weh!
Es ist ein Wechselhaus, wo jeder Geld umsetzt;
Gewonnen hat jedoch kein Mensch zuletzt! *)

Und hätte ja noch etwas gefehlt, dem Stücke den Todesstreich zu versetzen, so wäre es durch das Bonmot der Schauspielerin Sophie Arnoud bewirkt worden, deren Einfälle damals in ganz Paris die Runde zu machen pflegten. Es war gerade auch in jenen Tagen eine neue Oper: Zoroaster, sehr kühl aufgenommen worden. „Geben Sie Achtung," sagte Beaumarchais zu ihr, „in acht Tagen ist das Haus leer, wenn sie wieder gegeben wird!" — „Möglich," erwiederte sie; „indessen Sie und Ihre Freunde werden dann sorgen, daß es wieder voll wird!" — Man muß die Franzosen kennen, um zu wissen, wie leicht ein flüchtiges Wort über Beifall und Mißfallen entscheidet, besonders wenn die Sache in der That schwache Seiten genug bietet. — Genug, „er hätte besser gethan," hieß es allgemein, „gute Uhren zu machen als schlechte Schauspiele zu schreiben;" und es dauerte lange genug, drei Jahre mindestens, ehe die beiden Freunde so vergessen waren, daß er mit seinem neuen Stücke, „dem Barbier von Sevilla," hervortreten konnte, der sich als Oper bis auf den heutigen Tag erhalten hat. *r.

*) Eben so bearbeitete es Bock (s. d. 3. Th. von Schröder's Samml. für d. Hamburg. Theater 1792) für die deutsche Bühne. Insofern Schröder 1792 das Stück in seine Sammlung aufnahm, sieht man, daß es sich in Deutschland volle 25 Jahre mindestens erhalten hat. Allerdings ist es aber mehr Bearbeitung als Uebersetzung, und Schröder gewiß hierbei selbst thätig gewesen. Sein Takt dafür ist zu bekannt, als daß der anhaltende Beifall noch erst erklärt werden müßte.

*) C'est un change, où l'argent circule,
Sans produire aucun interêt!
Die ganze Intrigue dreht sich nämlich um den Sturz eines eben so reich beglaubten als rechtlichen „négociant," der plötzlich seine Zahlung einstellen muß.

Feuilleton.

Es ist Frühling geworden! Man muß dem Himmel für jede Schickung danken, selbst für eine „Schickung im April." Wir glaubten, der nun scheidende April werde uns nach dem Toben und Wüthen seiner frostigen Vorfahren in den Mai schicken, er aber war nur eine Fortsetzung des Februar und März. Er brachte uns zwar die Boten des Frühlings, die duftigen blauen Veilchen, aber unterm Flockennetz des Schnees. Wir blickten des Abends nach den Sternen, nach den blanken Münzen, womit der liebe Gott den Menschen seine Tagesarbeit zahlt, der Himmel aber war trübe, graue Wolken jagten dahin und der Regen schlug hernieder auf die Flur. Aber einmal, einmal muß der Tag kommen, wo es Frühling wird in der Natur und mit ihm im Herzen der Menschen. Es ist Frühling, da singen die Vögel und mit ihnen auch wieder die Dichter. Es knospen die Bäume, die Sträucher und im Sonnenschein der Hoffnung die Wünsche im Gemüth des Sterblichen. Möge dieser Frühling ein wahrer großer Völkerfrühling werden, der da ausgeschlafen die Träume der Verpuppung; möge emporsprossen so manches Saatkorn auf dem Felde der Humanität, damit es Wurzel schlage und sich fortpflanze in die Seelen derer, wo das Eis des Herzens nie zu Thränen schmolz. „Frühling, Frühling! die Feder wird zur Schwinge und jedes Elend eine Seligkeit." — Und es giebt ja noch so viel Elend in der Welt, so viel der Thränen. Wer vermag, wer kann sie stillen? — Die Liebe. — Die Liebe ist die Erfinderin des Gesanges, nur aus Liebe singt die Nachtigall, darum ihr Sänger,

laßt jeglichen Haß und schaut in der Harmonie der Natur das Vorbild zum Gang des menschlichen Lebens und Vollbringens. Es giebt so wenig edle Menschenherzen, die wenigen, sie sollten sich verstehen. Darum halte jeder treu und fest zum andern. Abgesondert und vereinzelt geht in dem großen Weltstrom ein jeder unter, aber gleichem zugesellt vermag er sich zu zeigen in dem schönsten herrlichsten Lichte. — Es ist Frühling geworden; Liebe und Eintracht in den Halmen des Grases, in den Wipfeln der Bäume; warum nicht Liebe unter den Menschen? In dem Worte: „Liebt Euch!" liegt der Inbegriff aller Religionen. Friede und Eintracht zu jeglicher Zeit, an jeglichem Ort.

Bewahrt die Eintracht, wollt ihr sicher sein!
Bewahrt die Freiheit und ihr habt das Glück!
Doch mit der Zwietracht kehrt das Elend ein
Und Schmach und Knechtschaft kommen hinterdrein.

Zwei Preise. Ein geistiger Wettkampf wird beginnen und schon sind von Wien aus die Preise festgesetzt. Zweihundert Ducaten auf das beste Lustspiel und 20,000, schreibe zwanzigtausend Ducaten für die Verfertigung einer Locomotive, welche 2,500 Ctnr. (österr.) mit der Geschwindigkeit von 1½ Meile selbst bei ungünstigen Krümmungs- und Steigungsverhältnissen zu befördern im Stande ist. Den ersten Preis hat die Direction des Hofburgtheaters, den letzten das Handelsministerium festgesetzt. Welch ein Unterschied, 200 und dann — 20,000 Ducaten. Wir wollen nicht untersuchen, was schwerer ist, die Hervorbringung eines guten Lustspiels oder die Erfindung einer Locomotive mit genannten Eigenschaften; jedenfalls ist eins so schwierig wie das andre. Ein gutes Lustspiel wird unterhalten, erheitern, wird über etliche deutsche Bühnen gehen und dann vielleicht wieder vergessen sein, denn wo ist der Drang nach Neuem größer als in unsern Theatern? Eine Locomotive aber, der schnaubende Hydrarch der Neuzeit zu Lande, welche auf der großen Rennbahn der Freiheit dahinbraus't und weder Berg noch Tiefe scheut, sie wird angestaunt werden von Millionen als Triumph des menschlichen Geistes, und der Name des Technikers wird fliegen in alle Lande, über das Weltmeer, nach dem gewerbthätigen Amerika; England wird Summen über Summen bieten, ihn an sich zu fesseln. Der Name des Dichters eines Lustspiels? In etlichen Theaterzeitungen wird man ihn nennen; die Kritik wird ihn hier loben, dort wird man sein Werk herunterreißen; hier wird das Publicum lachen und jubeln, während an einem andern Orte man unbefriedigt das Haus verläßt. Die Locomotive aber, welche die Waaren des Krämers unbeschädigt über die Berge bringt und somit in die Speichen des Welthandels greift, sie wird gepriesen und angestaunt werden von allen. Im Burgtheater sitzen vier Preisrichter, hier aber richten ganze Bevölkerungen. Und — jetzt die Hand auf's Herz — ist es nicht derselbe Geist, der beides schafft? Ist es nicht derselbe zündende Funke des Himmels, der da herausspringt aus dem Hirn der Geweihten, um wieder zu zünden und zu wecken? Ist die Aufgabe des Dichters nicht eben so groß, Tausende von Menschen zu vergnügen und da Trost und Freude zu bringen, wenn das Leben keinen andern Gewinn mehr auswirft? Humor heißt der lachende Weltweise, der einzige Philosoph, welcher wirklich nicht eitel ist, welcher nicht mit dünkelhafter Unfehlbarkeit Systeme baut. Humor ist die wahre Lebensweisheit, er möge mit Witz und Satyre redlich mitarbeiten am großen Werke der Bildung und des Fortschritts.

Die Witwe des Fürsten Blücher von Wahlstatt ist am 16. April in Berlin mit Tode abgegangen.

Die Israeliten haben von der Pforte einen Ferman erhalten, welcher ihnen die Erlaubniß giebt, einen Tempel auf dem Berge Zion zu erbauen. Das Gebäude soll mit Salomonischer Pracht ausgeführt werden. In Nordamerika soll man zu diesem Zweck allein Millionen gesammelt haben.

Fortschreitende Landescultur. Im Regierungsbezirk Erfurt sind im Jahre 1849 allein 100,629 wilde, so wie 50,167 veredelte Obstbäume und 1,255,973 Nutz- und Brennholzbäume gepflanzt, auch 62,377 wilde Obstbäume veredelt worden.

Ein ergrauter berüchtigter Dieb stand dieser Tage in Berlin vor dem Geschwornengericht. Den Jahren nach ist es der älteste Verbrecher in der Diebeswelt, denn er zählt bereits 71 Jahre, die er zumeist in Gefängnissen und Zuchthäusern zugebracht hat. Nach seiner letzten Entlassung war er nur kurze Zeit in Freiheit. Am 6. Januar d. J. stahl er bereits wieder bei Gelegenheit des Bettelns einen kattunenen Kinderrock und ein Taschenmesser, zusammen fünf Silbergroschen im Werth. Er wurde für schuldig befunden und diesmal in die Strafe des vierten Diebstahls „zu lebenswieriger Zuchthausstrafe" verurtheilt.

Zur fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubelfeier des Kaisers von Rußland, welche den 1. December d. J. stattfindet, werden in Rußland bereits großartige Vorbereitungen getroffen. Der Kaiser wird sich zu dieser Feier von St. Petersburg nach Moskau begeben. Mehrere Künstler und Künstlerinnen von Ruf sollen zur Verherrlichung dieses Festes schon jetzt Einladungen erhalten haben.

Schifferverein zu Hamburg. Seit undenklicher Zeit herrschte zu Hamburg hinsichtlich der Matrosenanwerbung ein unleidlich anarchischer Zustand, den die sogenannten Schlafbaase zu ihrem Vortheil und zum Nachtheil der armen Seefahrer auf das schnödeste ausbeuteten. Um nun diesem Unfug ein Ende zu machen, sind 161 Hamburger und Altonaer Seecapitaine zusammengetreten und haben einen sogenannten Schifferverein constituirt und ein Comptoir eröffnet. Dort lassen sich alle dienstfähigen Matrosen in ein Register eintragen, und die Capitaine beziehen von dort aus ihre Seeleute. Da dieser Verein zugleich für eine sichere, anständige und wohlfeile Verpflegung der Matrosen am Lande sorgt, ihre Gelder, so weit dieselben nicht zum Unterhalt und Anschaffung von Kleidung verwendet werden müssen, sicher verwahrt, so sind sie den schändlichen Prellereien der Schlafbaase nicht ferner ausgesetzt und der Verschwendung wird auch hierdurch ein Ziel gesteckt.

Louise Dulcken, die Schwester des Concertmeisters David zu Leipzig, Pianistin und Lehrerin der Königin von England, eine Hamburgerin, deren großes Talent weit über die Vaterstadt hinaus mit Ruhm und Ehre genannt wurde, starb zu London am 12. April im Alter von 39 Jahren. Sie besaß seit einer Reihe von Jahren die Gunst der Königin Victoria und ihrer Mutter, der Herzogin von Kent, in hohem Grade, war heimisch in den vornehmsten Zirkeln der englischen Gesellschaft und eben so sehr durch Gaben des Herzens und Verstandes wie durch künstlerische Bedeutung hervorragend. Mad. Dulcken starb an einem plötzlichen Rückfalle nach fast schon überstandener Gehirnentzündung.

In der politischen Welt erregt jetzt ein durch den Herzog von Valmy veröffentlichter Brief, den Louis Philipp in der Nacht vom 31. Juli 1830 an Karl X., der sich zu Trianon befand, gerichtet haben soll, viel Aufsehen. Dieser Brief lautet: „Herr v. *** wird Ew. Maj. sagen, wie man mich mit Gewalt hierher geführt hat. Ich weiß nicht bis wie weit diese Leute Gewalt gegen mich anwenden werden. Wenn es jedoch in dieser schrecklichen Unordnung vorkommen sollte, daß man mir einen Titel aufzwänge, nach dem ich niemals getrachtet habe, so möge Ew. Maj. überzeugt sein, daß ich jede Art von Gewalt nur für eine Zeit lang und in dem alleinigen Interesse unseres Hauses ausüben würde. Ich übernehme hiermit gegen Ew. Maj. die förmliche Verpflichtung dazu. Meine Familie theilt meine Gesinnungen in dieser Hinsicht. Palais Royal, den 31. Juli 1830."

Die Speculationen der Berliner Bierwirthe, durch anlockende Namen, als „Venusgrotte, Feentempel" u. s. w., so wie durch Bedienungen von Feen, Nymphen,

fahrenden und reitenden Kellnern und Kellnerinnen auf den Zulauf der Gäste einzuwirken, haben sich in jüngster Zeit als so abgenutzt gezeigt, daß ein neuer Unternehmer auf den affrösen Einfall gekommen ist, ein Bierlocal „zum Todtengewölbe" zu eröffnen. Die Bedienung soll laut Anzeige durch sechs Gerippe weiblichen Geschlechts bewirkt werden. Es dürfte sich jedoch fragen, ob der Geschmack bereits überreizt genug ist, um solchen Extravaganzen Erfolg zu gewähren.

Reicher Segen. Zu Paris ist kürzlich eine neunzehnjährige Frau mit fünf Kindern niedergekommen. Mutter und Kinder befinden sich wohl.

Der König von Dahomey. Unser bester Freund in Afrika, sagt der „Examiner," ist der König von Dahomey. Er liebt uns so sehr, daß er den Sklavenhandel in seinem Reiche durchaus nicht abschaffen will, wofern wir ihm nicht jährlich 8000 Lstl. Entschädigung zahlen. Eine kleinere Summe ward ihm wirklich schon angeboten, aber ohne Erfolg. Se. Majestät geht alljährlich zwei bis drei Monate auf die Sklavenjagd. Seine Jagdhunde sind eine Armee von 8000 Paar Neger, darunter beinahe die Hälfte oder voll 8000 — Weiber. In seine weibliche Armee setzt der König sein ganzes Vertrauen; es sind seine besten Truppen, seine Garde du Corps. Sie werden für den Sturm auf feste Plätze eingeübt und fechten mit außerordentlicher Bravour. Es sind sehr hübsche Leute, 5 Fuß 8 Zoll bis 9 und 10 Zoll hoch. Heirathen dürfen sie nicht. Der König von Dahomey hat die Königin Victoria ersucht, ihm einige Militärmützen für seine sklavenjagenden Amazonen zu schicken, und zu unserm Erstaunen finden wir in den letzten Parlamentsdocumenten über den afrikanischen Sklavenhandel, daß das Gesuch in Gnaden gewährt und Ihre Maj. dem König 2000 Militärfrauenhüte geschickt hat. Ohne Zweifel muß das ein Mißverständniß sein. Unsre Kreuzer nehmen jedes Schiff fort, das für den Sklavenhandel ausgerüstet ist; unmöglich kann man also einen Equipirungsartikel für Truppen geliefert haben, die ausdrücklich zur Sklavenjagd im Innern bestimmt sind.

Der Feuerwerkskunst stehen, wie aus Wien geschrieben wird, wichtige Reformen bevor. Es hat nämlich ein Herr Napier in Swansea ein neues Pulver erfunden, welches, wie die damit vorgenommenen Proben bewiesen, eine zehnmal stärkere Wirkung hervorbringt als gewöhnliches Geschützpulver. Das wissenschaftliche Institut zu Swansea beschäftigt sich mit Prüfung dieser neuen explosiven Substanz.

Der unterseeische elektrische Telegraph zwischen Dover und Calais, welcher von der französischen Regierung den Herren Brett und Comp. concessionirt wurde, naht seiner Vollendung. Der Thurm für die Batterie, die Bureaus und Hauptarbeiten in Dover sind fast fertig. Die Drahtleitungen sind sehr vorgeschritten und im nächsten Monate werden sie bereits die ganze Breite des Canals durchziehen.

Die Fürstenthümer Hohenzollern werden zwei Abgeordnete in die zweite preußische Kammer zu wählen und 500 Mann Militär zur Armee zu stellen haben. Denjenigen, welche bereits unter den Fahnen stehen, wird die Dienstzeit angerechnet und die Officiere mit der von ihnen bisher bekleideten Charge in die preußische Armee rangirt werden.

Kossuth lebt jetzt mit etwa 50 seiner Genossen in Brussa am Fuße des Olymp. Er darf reiten und ausfahren, ist aber immer von der Polizei bewacht, überhaupt behandelt diese die Flüchtlinge sehr streng und unfreundlich. Brussa ist berühmt durch den trefflichen Olympwein.

Paris entläßt kein Ereigniß, womit es sich auch nur einen Tag beschäftigt, in das Reich der Vergessenheit, ohne ihm, gleichsam als Beglaubigung in Paris gewesen zu sein, ein Bonmot mitzugeben. Ponsard's (des Verfassers des Trauerspiels „Lucretia") „Charlotte Corday," die hinter den Coulissen den in der Badewanne sitzenden Marat ersticht, giebt zu dem neuesten Veranlassung. Es heißt: „Der Ruhm der Lucretia ist in der Badewanne Marat's ertrunken!"

Literarisches. Unter der großen Anzahl englischer Sprachlehren zeichnet sich ein bei Julius Hirschberg in Glatz erschienenes Werkchen aus: „Neue Methode zur leichten und schnellen Erlernung der englischen Sprache, für den Schul- und Selbstunterricht. Von Carl Lütke." Das Werkchen zerfällt in zwei Theile. I. Band: Sprachlehre. II. Band: Lesebuch. Eine rühmenswerthe Kürze bei voller Gründlichkeit zeichnet dies Buch besonders aus.

*** Von dem Verfasser des Romans: „Anna Hammer" (bekanntlich Temme) befindet sich als Fortsetzung der „Neuen Deutschen Zeitbilder," deren erste Abtheilung jener Roman bildet, unter der Presse: „Josephe Münsterberg" (Verlag von F. Kuhnt in Eisleben), ein Roman der Gegenwart in drei Bänden. Die lebhafte Theilnahme, welche Anna Hammer durch lebensvolle Schilderung und gewandten Dialog, wie durch sein Thema, die in das sociale Leben eingreifende Revolution, sich erworben, läßt erwarten, daß man auch der Fortsetzung in vielen Kreisen mit Spannung entgegensieht.

*** Bei Hoffmann und Campe in Hamburg verließ so eben ein Werk die Presse, das den Titel führt: „Gottfried Kinkel, Wahrheit ohne Dichtung." Biographisches Skizzenbuch von Adolf Strodtmann. Das sehr fließend geschriebene Buch ist eine Zusammenstellung von Skizzen aus den Tagebüchern Kinkel's und enthält viele bisher ungedruckte Gedichte desselben. Der Verfasser, der selbst keineswegs bemittelt ist, überließ sein Honorar von 400 Thalern Gold für den Band den Kindern Kinkel's.

*** Im wissenschaftlichen Nachlasse des jüngst in Berlin verstorbenen Professors Kunth befindet sich ein höchst werthvolles und wohlgeordnetes Herbarium, welches die von Alexander von Humboldt und Bonpland auf deren wissenschaftlichen Reisen nach Südamemerika gesammelten Pflanzen enthält. Die Zahl dieser neuen Pflanzenarten soll sich auf 6200 belaufen.

*** Der „Pfaff vom Kahlenberge," ein Gedicht von Anastasius Grün (600 Seiten stark), ist so eben in Leipzig bei Weitmann im Druck vollendet worden. Von demselben Dichter haben wir demnächst eine Uebersetzung slavischer Volkslieder aus Krain zu erwarten.

Musikalisches. Berlin, 19. April. Bei dem König fand gestern unter Leitung des Generalmusikdirectors Meyerbeer vor dem versammelten Hofe im Schloß zu Charlottenburg ein Concert statt, welches zu den glänzendsten der Saison gehörte. Madame Viardot, Fräulein Nissen, die Herren Tichatscheck, Pirls und der Hofpianist Kullak wetteiferten in der Wahl der Compositionen und in der Vortrefflichkeit der Ausführung. Vor allem entzückten die von Meyerbeer instrumentirte „Rinaldoarie" von Händel, die Arie aus „Ezia" von Händel, welche wie die Stradellaarie aus dem Jahre 1667 durch rührende Einfalt und Wahrheit, fern von aller modernen Künstelei wirkten, und das brillante Duo für Violine und Piano concertant, componirt von Vieuxtemps und Kullak.

*** Sophie Bohrer, einer berühmten Künstlerfamilie entsprossen (der Vater und Onkel sind die geschätzten Gebrüder Anton und Max Bohrer), ist aus Warschau, wo sie zuletzt concertirt hat, hier eingetroffen. Ihr Auftreten in Concerten dürfte den Musikfreunden um so wünschenswerther erscheinen, als sie sich bereits vor zehn Jahren im Opernhause im Kindesalter als eine talentvolle Pianistin bewährte und zu den größten Hoffnungen berechtigte.

Aus der Theaterwelt. Berlin. Der Contract mit Demoiselle Rachel ist von der Intendantur der hiesigen königl. Schauspiele dahin abgeschlossen worden, daß die Künstlerin im August d. J. in Begleitung einer französischen Truppe hierher kommen wird, um eine Reihe von acht bis zwölf Darstellungen zu geben. Das Opernhaus wird ihr

an den dazu bestimmten Abenden zur freien Verfügung gestellt und sie hat nur die Tageskosten als Abzug von der Einnahme zu tragen. Die Stücke, in denen Demoiselle Rachel auftreten wird, sollen folgende sein: Andromache, Phädra, Polyeukt, Maria Stuart, Virginie, Johanna d'Arc, Bajazeth, Adrienne Lecouvreur, le Moineau de Lesbie; und als Vorspiele zur Einleitung jedes Abends: Le Mari et l'Amant, le Mari de la Veuve, le Caprice, Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée, l'Amour et la Raison.

*** Die Schauspieler Ascher, Hesse, Weirauch, Stetz (am Friedrich-Wilhelmstädt'schen Theater) sind von der Polizeibehörde vorgeladen und bei Androhung der Ausweisung aus Berlin vor Extempore's gewarnt werden, die sich auf die königl. Familie, die Regierung oder die Kirche beziehen oder als sich hierauf beziehend angesehen werden könnten.

*** Der Herzog von Coburg arbeitet jetzt an seiner dritten Oper: „Casilda." Gewiß also in Deutschland einer der ersten Fürsten, auf dessen Worte noch das Volk hören wird.

*** Die jetzt in Berlin gastirende Viardot-Garcia aus Paris erhält für jeden Abend 50 Friedrichsd'or und Tichatscheck aus Dresden 40 Friedrichsd'or. Außerdem ist der Erstern am Schluß ihrer Gastrollen noch ein Benefiz zugesichert.

Moden.

Paris, den 19. April 1850.

Von den Mantillen, Mantelets und Ueberwürfen läßt sich nun endlich etwas Bestimmtes sagen. Unter allen verschiedenen Formen, welche existiren, zeichnet sich besonders diejenige aus, welche unter dem Namen à la Esmeralda bekannt ist. Das Kleidungsstück besteht aus aprikosenfarbenem und weiß glasirtem Taffet. Das anliegende Leibchen hat halblange Aermel, und der Schoß, welcher rings herum geht, ist mit zwei Reihen breiten volantähnlich ausgebogten Spitzen besetzt. Die Aermel haben einen kleinen Aufschlag und ebenfalls zwei Spitzenvolants gleich den so beliebten Engageanten. — Die zweite Art heißt à la Rimini und ähnelt einem Paletot, nur ist statt der Aermel an der Armbeuge ein handbreiter Streifen, welcher, an der Seitennaht befestigt, nach vorn schmäler fällt; um den Ausschnitt sowie um und handbreit über dem Saume läuft eine schmale doppelte Garnitur von Atlasband hin, welche auf hellfarbigem Taffet einen sehr schönen Anblick gewährt. — Die dritte Form hat man à la Fornarina genannt. Diese Art von Ueberwürfen wird auch meist nur aus hellfarbigem Taffet gefertigt, z. B. weiß und blau, weiß und rosa, grau und rosa. Das Kleidungsstück gleicht einem Mäntelchen, ist in vier Theile geschnitten und in der Taille stark eingelegt; das vordere Theil hat einen so eigenthümlichen Schnitt, daß es aussieht, als wären die Aermel zugleich mit aus dem Ganzen, obgleich dies keineswegs der Fall ist. Auf dem Rücken befindet sich scheinbar ein Kragen, aber es sind nur Fransen und darüber eine hübsche Stickerei; am Rande der Aermel sowie am untern Saume sind ebenfalls Fransen und darüber auch Stickerei angebracht, welche um den Halsausschnitt vorn herunter und ringsum fortläuft. In Bezug auf die Fransen ist noch zu bemerken, daß am liebsten die sogenannten Doppelfransen verwendet werden. — Falière heißt die vierte Form und wird gleichfalls von glasirtem Taffet gefertigt, z. B. kirschroth und braun, grün und blau, grau und blau. Dieser Ueberwurf hat fast die Form der Kaminjäckchen, nur daß der Schoß länger und weiter geschnitten ist. Vorn hat das Leibchen einen reversähnlichen Fransenbesatz, welcher nach der Taille hin spitz zuläuft. Die Aermel fallen sehr weit und haben oberhalb doppelten Besatz von Sammetband und Fransen, der sich auch am Rande derselben wiederholt. Der Schoß ist nur handbreit frei und dann kommen sechs Reihen Fransen von cordonirter Seide; über jeder Reihe Fransen ist zweimal Sammetband aufgenäht; die Fransen wählt man vier Zoll breit und das zum Besatz verwendete Sammetband ist Nr. 3.

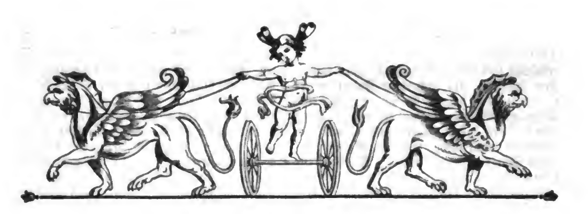
Unter den Mantillen ist die à la Ophelia von großer Eleganz, die sich besonders von dem reichen Blondenbesatz herschreibt. Der Schnitt ist im Rücken einer Pelerine ähnlich, welche wenig über die Taille reicht; vorn herunter sind die Theile gerade und von der Armbeuge bis herunter spitz geschnitten; um den Halsausschnitt, herunter und über den Blondenbesatz geht ein Bandgefältel; an der Pelerine sind zwei Blondenvolants angebracht, die sich wirklich recht gut ausnehmen. Auch gilt bei den Mantillen aller hellfarbige glasirte Taffet als geschmackvoll. Eine andre Mantille nennt man Hermione. Diese ist im Rücken rund geschnitten und geht ziemlich tief herunter. Die Vordertheile reichen bis an das Knie und sind abgerundet. Um den Halsausschnitt liegt ein Kragen, welcher nach vorn spitz, fast bis in die Taille reicht und mit zwei Reihen Fransen besetzt ist. Beide, das Rück- und das Vordertheil sind mit sechs Reihen Fransen besetzt, eine Verzierung, die sehr großen Beifall gefunden hat. Eine noch andre Form heißt Mirandella. Das Rücktheil dieser Mantille fällt auch rund, reicht nicht zu weit über die Taille und bildet zwei Kragen; jeder dieser Kragen ist bogig festonnirt und mit einem kleinen Muster bestickt; darüber ist noch Spitze tressenförmig aufgenäht; die Vordertheile sind ziemlich lang und breit gleich einer Scharpe geschnitten; auf den beiden Enden wiederholt sich derselbe Ausputz. Endlich sei noch einer Form erwähnt, welche Stella genannt wird. Diese Art von Mantillen bildet ein Jäckchen mit Aermelchen, welche ziemlich weit fallen; am Schoß des Jäckchens sind zwei spitz ausgezackte Volants angesetzt, welche sternartig das Jäckchen umgeben; um den Halsausschnitt läuft ein sehr hübsches Bandgefältel, welches ringsum auch über die Volants gesetzt ist; dasselbe Gefältel befindet sich auch am Rande der Aermel.

Für den Sommer werden die neuen Morgenkleider von Jaconnet in allen Farben auf weißem oder rosa Grund wieder sehr begünstigt werden, und auch in diesem Jahre werden die mille fleurs auf leichten Stoffen nicht fehlen. Wollenmusselin, Batiste de laine, Barège und alle Phantasiestoffe von Linnenfaden und Seide oder Wolle und Seide werden, das können wir mit Bestimmtheit versichern, vielfach bevorzugt werden. Für den Augenblick trägt man offne Oberröcke von Wollenmusselin in persischen Mustern mit einem weitärmeligen Ueberwurfe von demselben Stoff. Diese Ueberwürfe sind meist mit abstechender Seide gefüttert und mit Fransen oder wollenen Spitzen besetzt. Die Kragen mit Busenstreifen und die Unterärmel zu diesem Morgenanzuge sind von Jaconnet oder schottischem Batist, nach englischer Art bestickt. Die englische Stickerei, welche nie so im Schwung war wie jetzt, bildet nicht nur den Grund alles Weißzeugs, der Unterröcke, Kragen, Chemisettchen, Aermel und Morgenüberwürfe, sondern man ahmt sie selbst auf den Volants zu seidenen Kleidern nach.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 18. 1) Chemisette von irländischer Leinwand. Cravatte von Atlas. Frack von Tuch. Weste von brochirtem Atlas. Beinkleider von Buckskin. Niedriger Hut mit schmaler Krempe. Schuhe mit Schleifen und gestreifte Strümpfe. 2) Zughut von Taffet. Bonnet von Blumen. Mantelet von Sammet, mit Spitzenvolants besetzt. Oberrock von Taffet, vorn herunter mit Fontangeschleifen garnirt.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: **Theodor Drobisch.** Verleger: **Ernst Schäfer.**

№ 19. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. **1850.**

Bauernstolz.

(Fortsetzung.)

Unter der Hand zog Elisabeth Erkundigungen über den Actuar Schulze, seine Familien- und Vermögensverhältnisse ein, und dies nicht allein, um sich im voraus gegen alles, was die Welt einstmals über sie und über ein Bündniß mit so geringen und armen Leuten scandaliren würde, zu stählen, sondern aus wirklichem Interesse an der Familie, der ein solcher Sohn entsprossen war.

Zu ihrem Erstaunen hörte sie bei einer solchen Gelegenheit, daß Johannes auf einem Besitzthume des Grafen Hassel, einem Schwager ihres Vaters, geboren sei und daß seine Mutter dort noch lebe. Wie ein Blitzstrahl durchfuhr und durchleuchtete sie der Gedanke, diese Mutter kennen zu lernen. Es konnte ihr nicht schwer werden, eine Einladung auf das Schloß Hasselberg, das nur zwei Meilen von der Residenz fern lag, zu erlangen und mit dem Beginne des Mai's, umfächelt von kosenden Frühlingslüftchen und erheitert durch keimende Hoffnungen, fuhr Elisabeth hinaus nach dem Dörfchen, das reizlos im flachen Lande angebaut war, aber für sie Paradiesesfreuden zu bergen schien.

Drei Tage ließ sie vorübergehen, ehe sie ihre längst entworfenen Pläne in Ausführung brachte. Wenn man die Zuversicht einer schönen Freude in der Brust trägt, dann kann man ja so leicht warten.

An einem herrlich milden Spätnachmittage warf sie endlich einen einfachen schwarzen Shawl um die Schultern, drückte sich lachend das Reisecapotchen auf den Kopf und sagte:

„Jetzt will ich auf Abenteuer ausgehen, meine liebe Tante."

„Glück zu!" rief die Gräfin Hassel heiter. „Außer einigen gelbschnäbeligen Gänseküken wird Dir hier wohl nichts begegnen. Wohin dirigirst Du Deinen Lauf?"

„Zuerst in den Garten," entgegnete Elisabeth pathetisch, „dann suche ich mir ein Pförtchen zum Durchschlüpfen und durchstöbere das Dorf."

„Und kommst mit einem fi donc in kürzester Frist zurück."

Elisabeth wiegte zweifelnd den Kopf.

„Laß Dich nur nicht von den Hunden beißen oder von einem Handwerksburschen ermorden."

„Sei unbesorgt; die Hunde thun mir nichts und die Handwerksburschen pflegen erst zu betteln ehe sie morden. Adieu."

Dahin flog das schöne Mädchen und ihr Herz klopfte, als solle sie einer Königin nahen, indem sie sich zu dem Häuschen schlich, das die Mutter des Mannes beherbergte, welchen sie liebte und welcher ihr so beharrlich auswich, ungeachtet er ihre Neigung theilte.

[illegible]hutsam durchtheilte sie am Ende des ziemlich [illegible]nachlässigten Schloßgartens eine kleine grüne [illegible]g und zwängte sich hindurch, um von [illegible]us am sichersten und unbemerktesten das [illegible]eine weiße Häuschen zu erreichen, das nach ihren eingeholten Erkundigungen unweit des Schloßgartens liegen mußte. Ein gellendes Johlen, das wahrscheinlich Gesang bedeuten sollte, erschreckte

sie in diesem Augenblicke dermaßen, daß sie entsetzt zurückwich und nicht übel Lust zu haben schien, eine eben so eilige als lächerliche Flucht zu ergreifen. Zum Glück besann sie sich, daß nur eine sehr jugendliche Stimme so unharmonische Töne für Gesang gelten lassen könne, und schritt rasch einige Schritte vorwärts, um den Anblick des schrecklichen Sängers zu gewinnen. Da hatte sie das versprochene Abenteuer, welches die Gräfin Tante für das einzig Mögliche erklärt hatte. Ein junges Bauermädchen von zehn bis zwölf Jahren trieb eine Schaar gelber, quikender Gänseküchlein mit einer Weidenruthe zu Paaren und sang dabei ihre Herzensfreude laut schreiend in die blauen Himmelswölbungen hinein.

Elisabeth lachte fast laut, als jetzt das Kind, sie gewahrend, eben so schnell Anstalt traf, vor ihr die Flucht zu ergreifen, als sie es selbst willens gewesen war. Sie rief ihr liebreich nach und brachte sie am Ende in der Entfernung von ungefähr hundert Schritten glücklich zum Stehen. Nun begannen die Friedenspräliminarien von beiden Seiten, die sich glücklich damit endeten, daß das Gänsemädchen sich auf Sprachweite näherte und zwar abgebrochen und blöde, aber doch ziemlich richtige Weisung und Auskunft gab.

Elisabeth erfuhr von der kleinen Marieke in wenig Minuten, daß die Frau Schulzen eine Witwe sei, die im letzten Häuseken im Altentheile sitze; daß sie eine kluge Frau sei, die schulmeistern könne; daß sie einen Herrn zum Sohne habe und daß sie schön hochdeutsch sprechen könne. Elisabeth wußte nun genug, deshalb trennte sie sich von Marieken und schlenderte mit affectirt gleichmüthigem Wesen auf das letzte Häuschen zu.

Der Abend deckte schon einen leichten Schleier über die Gegend und hier und da kam ein Trupp arbeitsmüder Bauern vom Bestellen des Feldes heim. Die sinkende Sonne warf scharfe, glänzende Strahlen über die frische, grüne Flur hinweg und mehrte den Zauber, der auf ihr ruhte. Das weiße Häuschen am Ende des Dorfs lag in diesem poetischen Schmucke ganz lieblich da, obwohl es nur bäuerlich schmucklos mit seinen braunrothen Holzfächern und eben so gestrichenen kleinen Fenstern und niedrigen Thüren ausgestattet war. Elisabeth hatte nicht den Muth, sich dem Eingange des Häuschens zu nähern, ja es fehlte ihr sogar der Muth, ihr Auge nach den kleinen, im Abendschimmer blitzenden Fenstern zu richten, und sie würde richtig unverrichteter Sache heimgekehrt sein, wenn sich der Zufall, dieser Freund der Verliebten, ihrer nicht erbarmt hätte. Indem sie zögernd an der rechten Seite des gleichmäßig in zwei Theile getheilten Hauses vorüberschritt, öffnete sich vor ihr an der andern Seite [illegible] ster und eine Stimme rief mit [illegible] hlkli[illegible] Schalle mehrmals: „Putt — Pu[illegible] — m[illegible] chen — Putt — Putt — !" [illegible] von allen Seiten Scharen von Hühnern und Hähnen aus den nahe liegenden Ackerfeldern und Gärten herbeieilten, um sich gackernd vor dem Fenster zu placiren. Elisabeth blieb stehen an der Schwelle der Thür und sah lächelnd auf die gierig emporgestreckten Hälse der harmlosen Thiere, die ungeduldig auf ihre Abendmahlzeit harrten. Eine welke, aber ganz manierliche Hand streckte sich bald aus dem Schiebefensterchen und warf ein Gemengsel von Wicken, Korn und Erbsen in ganz reichlichem Maße heraus. Mit Gluckſel und Geschrei, unter Zank und Streit nahm das Hühnervolk seine Mahlzeit ein, während Elisabeth etwas näher trat und auf gut Glück der unsichtbaren Wohlthäterin des Federviehes einen guten Abend bot mit der Bemerkung, es scheine den Thieren ganz herrlich zu schmecken.

Schnell fuhr der Kopf der Frau, die so eben die letzte Handvoll hingeworfen hatte, zum Schiebfensterchen heraus und sie erwiederte höflich, aber sehr erstaunt die freundliche Ansprache. Elisabeth wußte durch diesen einzigen Blick, daß diese Frau die Mutter des Actuars war. Mit schnellem Entschlusse öffnete sie die Hausthür und jetzt fand sie sich Aug' in Auge mit der Frau Schulze, denn diese hatte eben so hastig ihre Stubenthür aufgerissen, um dem hübschen Mädchen entgegen zu gehen. Die beiden Frauen sahen sich fest und ernst eine kleine Weile an, dann streckte Frau Schulze ihre reinliche, hübsche Hand aus, faßte die Finger Elisabeth's herzlich fest und sagte ruhig: „Willkommen! Wollen Sie nicht näher kommen?"

Elisabeth fühlte Thränen in ihr Auge steigen; ihr Herz bebte ihr in der Brust; sie hätte sich laut weinend an das Herz dieser Bäuerin stürzen und all' ihr tiefes Leid in dies Mutterherz ausschütten mögen. Wie bekannt, wie lieb, wie vertraut war ihr diese Gestalt, und doch so ganz anders als sie sich dieselbe gedacht hatte.

Johannes Mutter war eine schon sehr bejahrte Frau, die noch spät, schon hoch in den vierziger Jahren, diesen Sohn geboren und mit Thränen und Gebeten groß gezogen hatte. Seit seiner Geburt war sie Witwe, und es lag in einer unüberwindlichen, sanften Traurigkeit über den Verlust ihres Mannes, daß sie ganz still und abgesondert in ihrem Dörfchen wohnte, wo sie an der Seite ihres Ehegatten so glücklich und zufrieden gelebt hatte. Sie war die Tochter eines sehr wohlhabenden Bauern gewesen und hatte durch heiße Liebe zu ihrem Manne, der Dienstknecht ihres Vaters gewesen war, verleitet, alle Vortheile, die man ihr bot, geringschätzend abgewiesen, um ihrem Herzen zu folgen. Fern von der Heimath lebte sie mit ihrem Manne ein glückseliges Leben, trotz aller Arbeit und Einschränkung, is Gott ihrem Glücke ein Ziel setzte und ihr den Rann raubte. — Sie war eine große Frau, die troß ihrer zweiundsiebenzig Jahre ihren Körper noch gerade und stattlich trug. Ihr silberweißes Haar war glatt und f[illegible]st hinten übergestrichen und wurde

im Nacken von einer kleinen schwarzen Mütze, mit Schneppen verziert, bedeckt. Ein sehr sauberer Anzug von dunkelgrauem Kattun, mit schwarzem Bande besetzt, nebst einem schwarzbunten Halstuch und einer schwarzen Schürze gab ihr einen würdigen, witwenhaften Anstrich, und ihr weißes klares Gesicht so wie ihre weiche Hand verriethen, daß sie sich nicht mit den harten und mühseligen Arbeiten des Landbewohners beschäftigte.

Elisabeth hatte sich endlich so weit gefaßt, daß sie mit freiem Blicke zu ihr aufschauen und ihr in das kleine, nette Stübchen folgen konnte. Aber ihre Gemüthsbewegung war zu augenscheinlich gewesen, um nicht einer so fein fühlenden und richtig denkenden Frau, wie Frau Schulze war, die Ahnung zu bringen, dies Mädchen führt nicht ein bloßer Zufall her.

Am liebsten hätte Elisabeth sogleich ihr ganzes Leben, ihr ganzes heißes Lieben diesen mütterlich und scharf sinnig forschenden Augen vorgelegt, allein die zarte Scheu, von einem Gefühle zu sprechen, das vielleicht nicht so hingebend erwiedert werde, hielt ihre Zunge in Schranken. Schon eine Stunde war unter freundlichen Mittheilungen aller Art seit Elisabeth's Eintritt vergangen, und noch immer hatte sie es nicht über sich vermocht, einen Namen zu nennen, der die leichte Anziehung zwischen den beiden Frauenherzen zu einer heiligen Sympathie erhoben hätte. Elisabeth saß auf einem niedrigen Schemel, dem man es ansah, wem er vor vielen Jahren gedient hatte. Ihre beiden Hände ruhten verschlungen auf den Knien der Bäuerin und ihre Augen strahlten sie in einem feuchten, theilnehmenden Glanze an. Die Bäuerin erzählte ihr eben, wie sehr sie ihren Mann geliebt habe und wie schwer sie vom Geschicke geprüft worden sei. Jetzt mußte der Moment kommen, wo sie einen Namen herbeibeschwor, der Elisabeth schon im voraus zittern machte, denn jetzt mußte sie ihren Sohn als den Trost bezeichnen, den Gott ihr zukommen ließ.

„Vier Kinder hatten wir begraben lassen," erzählte die Bäuerin, „bei jedem Sarge aber blickte ich in das Gesicht meines guten Mannes und dachte: er ist dir ja geblieben. Ach! ich tröstete mich damit. — Da sollte ich nochmals Mutter werden. Ich war schon über diese Jahre hinaus. Wir waren seelenglücklich in unsrer Hoffnung und mein Alterchen nannte mich immer scherzhaft seine Sara. Sechs Wochen vor meiner Niederkunft brachten sie mir meinen Mann todt in's Haus, ein Baum hatte ihn erschlagen! Er war nämlich Holzfäller in jenem Forste da drüben, mein gutes Fräulein."

Elisabeth nickte bloß mit dem Kopfe und Frau Schulze fuhr fort: „Mit welchen Thränen ich das Kind begrüßte, mit welchen Gedanken ich es betrachtete — ach! der liebe Gott hat es gesehen und diese Thränen in Sege[illegible] verwandelt. In dem Kinde liebte ich meinen [illegible] und das Kind liebte in mir Vater und Mutter zugleich. Unser guter Graf bot mir eine Gevatterstelle bei dem armen Wurme an und der Oberförster aus dem Forste da drüben folgte seinem Beispiele. Mein Hans gedieh köstlich. Er war der klügste und beste Junge in der ganzen Umgegend, und ich fing an darüber nachzudenken, ob es nicht gut sei, ihn Schulmeister werden zu lassen. Da schickte mir mein Bruder, der erst nach Jahren mein Unglück erfahren hatte, weil ich mit meiner ganzen Familie wegen meiner Heirath verfeindet war, meinen Erbantheil zu. Nun ging ich zu dem Herrn Pfarrer und bat um seinen Rath. Ich konnte jetzt gegen zweitausend Thaler an Hansens Erziehung wenden. — Und wissen Sie," schloß sie mit einem stolzlächelnden Blicke, „was mein Hans jetzt ist?"

Elisabeth hob ihr Gesicht zu der Bäuerin auf. Eine Purpurröthe flog über dasselbe, als sie antwortete:

„Freilich weiß ich das!"

„Sie kennen ihn?"

Elisabeth ergriff heftig die Hände der Bäuerin und umschloß sie mit den ihren.

„Mein Himmel! wer sind Sie denn?" fragte Frau Schulze bewegt. Sie legte die eine Hand unter das Kinn Elisabeth's und hob das schöne, mit dem hellsten Rothe der Verwirrung überzogene Gesicht zu sich auf; die andre Hand legte sie wie segnend auf den Scheitel des Mädchens. So sah sie ein Wanderer in einer eleganten grauen Reiseblouse, der so eben von der Landstraße abgebogen und neugierig und schelmisch lauschend an das Fensterchen getreten war. Es war Johannes, der seine Mutter zu besuchen kam und keine Ahnung davon hatte, wer hier in seinem Heimathsdörfchen sich häuslich niedergelassen. Erstaunt, bestürzt, verwirrt und dann von seligen Gefühlen übermannt stand er am Fenster und schaute hinein. Der Schatten seiner Gestalt machte die Frauen aufmerksam, und mit einem leichten Schrei sprang das Mädchen in die Höhe, während die Mutter mit Zärtlichkeit: „Ach, mein Hans, mein lieber Hans!" ausrief und sogleich zur Thür hintrippelte.

Elisabeth schmiegte sich erschrocken in einen Winkel und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Hier hast Du mich, Mütterchen," sprach Johannes unterdessen mit lustiger Herzlichkeit und küßte seine Mutter vielmals. „Ist mein Kämmerchen in Ordnung? Ich bleibe acht Tage bei Dir."

„Ja wohl, alles in Ordnung. Bist Du denn gesund? Ach Du guter Junge!"

Johannes hatte seine Blouse, seine Reisemütze und sein kleines Ränzel hurtig abgeworfen und stand nun vor [illegible]abeth.

Sie nahm d[illegible] Hände nicht vom Gesicht. Johannes wagte nic[illegible] [illegible] zu berühren, obwohl er für's Leben gern die Augen jetzt gesehen hätte, die ihn wachend und [illegible]hlafend anstrahlten mit

ihrem Liebeszauber. — Die alte Bäuerin stand erwartungsvoll und sah die jungen Leute an. Eine Ahnung der Wahrheit dämmerte in ihr auf und erklärte ihr die räthselhafte Verwirrung des jungen Mädchens.

„Mein Fräulein," begann Johannes mit bebendem Tone, „liebes, bestes, gnädiges Fräulein, zürnen Sie mir? Ich habe Sie heillos erschreckt. Mein Gott! hätte ich ahnen können! Ich wollte meine alte, gute Mutter überraschen." —

„Ich bin ein Kind," flüsterte Elisabeth. „Vergeben Sie. Lassen Sie mich jetzt gehen. Ich komme wieder — morgen — und dann lachen wir über mein kindisches Betragen."

„Sie wollen gehen — Sie könnten gehen, ohne mir einen einzigen Blick zu gönnen?" fragte Johannes mit so tief innigem Accente, daß Elisabeth ihre Augen willenlos, bezwungen von der stürmischen Bewegung ihres Herzens, zu ihm aufschlug. All' ihre Liebe lag in diesem Blicke. Es war ein heiliger, unvergeßlicher Augenblick! Sie gab ihm ihr ganzes Wesen mit diesem Blicke und sagte damit: ich bin Dein — nun thue was Du willst!

Johannes trat still zurück. Elisabeth neigte ihre Lippen schnell, ehe sie es verhindern konnte, auf die Hände der Bäuerin, die sie zitternd vor sich gefaltet hielt und flog zur Thür hinaus.

Eine Weile war es todtenstill im Stübchen, dann fragte die Mutter ganz leise:

„Hans, Hans, was war das? Wer ist sie? Was hast Du mit ihr? Hans, Du hast doch kein Unglück über dies schöne Kind gebracht?"

„Ja, ja, Unglück genug, Mutter! Aber ich bin auch elend!"

„Hans, davon hast Du mir nie geschrieben. Wer ist sie denn?"

„Wer ist sie," murmelte der junge Mann dumpf; „wenn Du das erfährst, dann kennst Du mein und ihr Unglück."

„Nun? Antworte doch vernünftig, Kind."

„Es ist Fräulein von Bellas, die Tochter meines Präsidenten."

„Bellas — von Bellas? Das ist ja der Schwager unsers gnädigen Herrn Grafen. Sie ist also vom Schlosse?"

„So? Ich wußte das nicht," sagte gleichgültig der junge Mann.

„Und was ist mit ihr und mit Dir? Doch kein Liebesverhältniß?"

„Verhältniß? Nein, in einem Verhältnisse stehen wir nicht, es müßte denn das Mißverhältniß unserer —"

„Hans, sprich ordentlich, damit ich alte, einfache Frau Dich verstehen kann," unterbrach ihn die Bäuerin.

„Ist Dir's deutlich genug, wenn ich Dir sage, daß ich dies Mädchen mehr als alles in der ganzen weiten Welt liebe?"

„Ja, das ist verständlich. Weiter nun."

„Weiter bin ich noch nicht gekommen."

„Und sie?"

„Nun ich vermuthe — ich ahne — nein, ich glaube und hoffe, daß Elisabeth mich auch lieb hat. Aber eben dieser entzückende Gedanke macht mich elend."

„Das begreife ich auch, lieber Hannes," sagte recht mild die alte Frau, indem sie ihre beiden Hände auf seine Schultern legte. „Denn Du hast keine Aussicht, sie bald zu Deiner Frau machen zu können."

„Zu meiner Frau?" schrie erschrocken der junge Mann. „Zu meiner Frau — diese Elisabeth? Die Tochter eines der höchsten Staatsbeamten unsres Ländchens? Wohin denkst Du!"

„Also das geht nicht?" fragte seine Mutter traurig.

„Nein, daran ist nicht zu denken."

„Aber wenn sie doch wollte? Mir scheint's, sie könnte wohl wollen."

„So will ich nicht," sprach sich hoch aufrichtend der junge Mann.

„Hannes!" rief die Mutter warnend; „der alte Tück kommt wieder vor! Hannes, Du könntest am Ende ein Menschenglück auf Deinem Gewissen haben."

„Werfe ich nicht mein eignes Glück in die andre Wagschale?"

„Ach, was ich diese Elisabeth liebe," sprach leiser die Bäuerin. „Wie würde ich dies Töchterchen hätscheln! Welch ein sauberes Kind! Nein, was für blaue bittende Augensterne — und ohne allen Stolz."

„Ja, gegen Dich," murmelte Johannes; „sonst hat sie wohl ihren Stolz."

„Um so mehr glaube ich an ihre Liebe zu Dir."

„Mutter, laß uns über dies Capitel schweigen. Ich denke diese Liebe überwinden zu können — Elisabeth wird sie auch überwinden und dann gelingt es uns beiden sicherlich noch, jeder auf seiner eigenen Bahn glücklich zu werden. Ich kann, ich werde, ich will mich nicht in Familien eindrängen, die mir mitleidig ein Eckplätzchen an ihrem Familientische einräumen! Es thut nimmermehr gut, wenn man plötzlich einsieht, daß man sich an einer Stelle befindet, die einem nicht zukommt, und ich habe den festen Glauben, daß an dieser Erkenntniß alles Lebensglück scheitern kann."

„Wenn man sonst den festen Willen hat, sein Lebensglück auf dieser Stelle festzuhalten, worauf man sich so plötzlich findet, so scheitert kein bischen Glück daran, mein Sohn, das kann ich Dir sagen. Aber thue was Du willst. Du mußt die Welt besser kennen als ich. Mein Herz blutet aber bei dem Gedanken, daß Du Dich aus unzeitigem Stolze sammt einem guten Mädchen unglücklich machen könntest. Uebereile Dich wenigstens nicht, das bitte ich Dich."

„Meine Entschlüsse sind längst gefaßt, gutes Mütterchen, und daran ändere ich nichts, obgleich mir bisweilen das Herz überläuft."

Frau Schulze ging hinaus, um ein Abendbrod für den Sohn zu bereiten, und der Sohn? der dachte trotz aller Entschlüsse und Beschlüsse mit reinem Entzücken an Elisabeth.

Elisabeth hatte eine sehr unruhige Nacht, denn sie war nicht einig mit sich über das, was sie nun zu thun oder zu lassen hatte. Am nächsten Morgen entschloß sie sich, unter einem Vorwande nach Hause zu reisen. Doch gab sie ihrem Herzen so weit nach, daß sie sich anschickte, in einigen wenigen Worten ihre Abreise gegen den zu entschuldigen, der die Ursache davon war.

Fortsetzung folgt.

Maikäfers Freierei.

Maikäferlein wollt freien gehn;
Maikäfer, flieg!
Goldkäfer sprach: „Ei, sei doch klug,
Bist ja noch lang nicht schmuck genug."
Maikäfer, flieg!

„„Wie sollt' ich denn noch schmucker sein?""
„Ei, wie man doch so fragen kann?
Schaff erst dir goldne Flüglein an."

Maikäferlein wollt' freien gehn;
Hirschkäfer sprach: „Ei, sei doch klug,
Bist ja noch lang nicht schmuck genug."

„„Wie sollt ich denn noch schmucker sein?""
„So schaff' dir doch ein Prachtgeweih,
Als ob dein Vater König sei!"

Maikäferlein wollt freien gehn;
Mistkäfer sprach: „Ei, sei doch klug,
Schaff erst dir guten Wohlgeruch!"

Maikäferlein flog weit und breit:
„„Wo kauft man goldne Flügelein,
Wo Hirschgeweih, wo Düfte fein?""

Maikäferlein flog lang umher,
Vergeblich flog es manches Jahr
Und ward nicht schöner als es war.

Da hing es endlich trüb den Kopf
Und sprach: „Ich arm Maikäferlein,
Jetzt bin ich alt und kriege kein'." —

Die Moral.

Und was man lernt aus diesem Lied?
Maikäfer, flieg!
Wer alt ist, kriegt kein Weiblein mehr,
Drum hör, bedenk dich nicht zu sehr,
Maikäfer, flieg!

Alexander Kaufmann.

Feuilleton.

Ein Passionsspiel. In Klagenfurt ist am 7. April, an einem Sonntage, vor der Stadt ein Passionsspiel oder wie man dort sagt: „ein Christileidenspiel" aufgeführt worden. Nach einer Beschreibung desselben in der südslavischen Zeitung unterschied sich das dortige Spiel sehr wesentlich von dem im baier'schen Oberland. Das letztere hält streng an der ersten Form der Mysterienstücke fest, die immer ernst gehalten waren. In Klagenfurt war schon das komische Element eingemischt, und zwar wurde, wie immer, der Judas zur lustigen Person gemacht, der die Messer und Löffel vom Abendmahltisch hinwegstiehlt und dann zur Erbauung der christlichen Zuschauer von zwei Teufeln erdrosselt wird. Bei der Vorstellung erschien der Heiland als ein Greis mit weißen Haaren, während die Mutter Maria von einem blühenden Mädchen gegeben wurde. Auch an Ergötzlichkeiten mitten im Ernst fehlte es nicht. Wenn Christus zu dem rechten Schächer sagt: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein," erwiedert dieser mit Bezug auf den linken Schächer, welcher wie Judas von den beiden Teufeln erdrosselt wird: „Selbigem ist aber schon recht." Das Spiel war so besucht, daß die Stadt Klagenfurt wie ausgekehrt schien.

Die homöopathische Gesellschaft in London feierte am 10. April den Geburtstag Hahnemann's mit einem Festmahl in der London-Tavern und der Eröffnung eines „Hahnemanns-Hospitals" auf dem Golden Square. Die Herzogin von Cambridge ist die Patronin dieses Spitals, und die Homöopathie zählt viele Gönner unter dem britischen Adel: den Grafen von Essex, die Lords Grosvenor, Paget, Gordon, Admiral Mainwaring und andere.

Die preußischen Millionärs. Die „Neue preußische Zeitung" bringt „aus den Mittheilungen eines Betheiligten" unter de[illegible] Beispielen großer Vaterlan[illegible]liebe folgendes: Vor etwa zwanzig Jahren verließ der Juwelier M. Berlin mit einem Vermögen von etwa 40,000 Thlrn, um sich in gleicher Eigenschaft in London zu etabliren. Hier ist er vor Jahresfrist als Hofjuwelier ohne Leibeserben mit Hinterlassung eines Vermögens von 2 Millionen Pfd. St. verstorben. Seine gesetzlichen Erben sind fünf Geschwister, vier Brüder und eine Schwester, welche in Berlin und überhaupt im preußischen Staate heimisch sind. Die englische Regierung machte ihnen Schwierigkeiten wegen Ausantwortung einer so bedeutenden Summe Geldes und verlangte ihre Uebersiedelung nach England. Hierauf wollten die Erben entschieden nicht eingehen und erboten sich, lieber zu jedem anderweitigen Opfer als dem, das geliebte Vaterland zu verlassen. Gegenwärtig ist nun ein Vergleich zwischen ihnen und der englischen Regierung dahin zu Stande gekommen, daß am 4. Mai d. J. in London etwa die Hälfte der ganzen Verlassenschaft an die schon dorthin abgereis'ten Geschwister M. ausgezahlt werden soll, der Rest aber der Regierung verbleibt. Die bereits durch Regulirung der Erbschaft entstandenen Kosten betragen schon mehr als 100,000 Pfd. St. Hier in Berlin waren zahllose Speculanten bemüht, sich freundlichst bei der Erbschaft zu betheiligen. Das Auffallendste bei der Sache ist, daß in Großbritannien gesetzlich kein Abschoß erhoben wird.

Die nordamerikanische Flagge hat zu Antwerpen dem Andenken des ausgezeichneten Staatsmannes Calhoun zu Ehren Trauer angelegt.

Das Profil von H. Heine, sagt Fanny Lewald in ihren „Erinnerungen aus dem Jahre 1848," die ganze Gesichtsbildung ist fei[illegible], das schlicht herabfallende reiche Haar hell [illegible]raun. Ei[illegible]ller Bart, leicht mit grau gemischt, um[illegible]t das K[illegible] Die Bewegung der wohlgeformten ma[illegible]ände[illegible]ehr edel, und vor allem muß der Mund

schön gewesen sein, denn der Ausdruck ist, trotz der Krankheit, die ihn lähmt, so angenehm, daß man ihm all die Dichterworte, all den sprudelnden Uebermuth, all die Aristophanischen Witze zutraut. Und der Geist ist noch wohlauf, deren zu machen, und hat seine liebenswürdige Grazie und seine Laune noch bewahrt; denn der Kranke äußerte unter anderm: „Schreiben, ach! ich kann nicht mehr schreiben, ich kann nicht, denn wir haben keine Censur! Wie soll ein Mensch ohne Censur schreiben, der immer unter Censur gelebt hat? Aller Styl wird aufhören, die ganze Grammatik, die guten Sitten. Schrieb ich bisher etwas Dummes, so dachte ich: nun, die Censur wird es streichen oder ändern, ich verließ mich auf die gute Censur. Aber jetzt — ich fühle mich sehr unglücklich, sehr rathlos! Ich hoffe auch immer, es ist gar nicht wahr und die Censur dauert fort!“

Der listige Arrestant. Unlängst gelang es zu Olmütz einem wohlverwahrten Militärfestungsarrestanten zu entkommen, der bereits einmal in Komorn auf verwegene Weise entflohen war. Er feilte seine schweren Ketten durch, verwandelte sich mittelst Kaminruß in einen Schornsteinfeger und ging als solcher mit einem Besen in der Hand davon.

Eine Hochzeit auf Haiti. Ein Brief aus Haiti vom 8. Febr., welchen die Pariser Presse mittheilt, ist lustig genug zu lesen. Er beschreibt die Vorgänge bei einem Besuche, welchen der Kaiser Faustin mit seiner Ehehälfte in Petit-Goave, seinem Geburtsorte, machte, um der Vermählung eines hochbejahrten Negerpaares, der Eltern der Kaiserin, beizuwohnen, welche bis dahin ländlich sittlich in wilder Ehe gelebt hatten. Etwa 1000 Mann Soldaten in nicht weniger als zwölf Regimenter getheilt, die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt, die neugebackenen Herzoge, Grafen, Barone, Ritter, die Hofdamen und sonst sämmtliche militärische und bürgerliche Employés waren dort versammelt, um der Festlichkeit mehr Glanz zu verleihen. Sodann begab sich der Kaiser auf einen ein paar Stunden entfernten Begräbnißplatz, wo seine eigenen Eltern begraben liegen, um ihre Seelen herauf zu beschwören und in ein Gefäß mit Wasser bannen zu lassen. Die Seele seiner Mutter sprach sodann, drückte ihre Freude über die eben stattgefundene Ceremonie aus und versicherte zugleich, daß man um sie keine Angst zu haben brauche, da es ihr in der andern Welt ganz wohl gehe. Hierauf wurden von den Priestern ein Hahn, welchen Faustin in höchsteigener Hand herbeigetragen, ein Schaf und ein junger Bock geschlachtet und das Blut untereinandergemischt, wovon der Kaiser trank. So werden die religiösen Ceremonien von Congo und Guinea, welche abzuschaffen sich der frühere Präsident so viel Mühe gegeben, von dem jetzigen Staatsoberhaupte wieder auf Haiti eingeführt. Das Fest hätte beinahe tragisch geendet, indem Prinz Anuiysse-Ulysse nach einem Streite um eine Generalsuniform, die derselbe angelegt hatte, ohne ein Recht dazu zu haben, den Kaiser an der Kehle packte und zu erwürgen Anstalt machte, bis die Minister, Kammerherrn rc. dem Souverän zu Hülfe eilten.

In Irland wurde kürzlich ein Mann angeklagt, Rüben im Felde gestohlen zu haben. Der einzige Zeuge gegen den Dieb war der Flurschütze, der aber zum Erstaunen der Richter ein Stück Ohr hervorzog, das er dem Diebe abgeschnitten habe, um damit die Wahrheit seiner Aussage zu beweisen.

Die neueste und die beste Mode in Paris, die sich lange erhalten möge, ist, in den Gesellschaften für die Armen zu sammeln. Gewöhnlich ist eine reich gestickte Börse ausgestellt mit der Aufschrift: „Für die Armen.“ Nach einer Gesellschaft beim Präsidenten Dupin fanden sich in der Börse 6000 Franks.

Polizeiwidrige Aeußerung. Der arabische Chalife Mansur hielt eines Tages in Damask eine öffentliche Anrede an das Volk und ermahnte dasselbe, Gott zu danken, daß seit seiner Regierung das Land von der Pest verschont geblieben sei. Ein Araber stand auf und sprach: Gott ist allzu gnädig, als er uns Dich und die Pest nicht zu gleicher Zeit sendete.

Reisen auf Regierungskosten. Vor einem Londoner Polizeigerichte kam kürzlich ein merkwürdiger Gaunerkniff zur Sprache. Eine Frau, welche von Roscommon nach London zu reisen wünschte, gab sich für eine gerichtlich verfolgte Diebin aus und wurde auf diese Weise für Rechnung der Polizei nach der Hauptstadt transportirt.

Der König von Preußen — Scharfrichter. Das Echo a. d. Memel erzählt aus Insterburg, daß in der dortigen Gegend die Landleute einander als etwas Glaubhaftes mittheilen, daß ein Engel einen mit goldenen Buchstaben geschriebenen Brief vom Himmel nach Jerusalem gebracht habe, worin Gott sein Mißfallen über die Sünden der Menschen zu erkennen giebt und den König von Preußen zu seinem Scharfrichter ernennt.

Komische Gesuche. Im Berliner Intelligenzblatte sucht ein „anständiger“ junger Mensch von 28 Jahren, der seine vom Vater übernommenen Immobilien selbst auf 380,000 Thaler abschätzt, eine „liebreiche Dame“ mit 20,000 zur Gattin, wahrscheinlich um die 400,000 Thaler auf solide Weise voll zu machen. — Ein anderer „allein dastehender honetter Mann“ wünscht „eine tugendhafte Dame“ zur Reise nach Amerika „auf gemeinschaftliche Kosten kennen zu lernen“ und stellt ihr dafür „die liebevollste Aufnahme bei seinen dort lebenden Verwandten“ in Aussicht.

Der Friseur als Zeitungslieferant. Ein Haarschneider in Paris zeigt an, daß, wer sich bei ihm frisiren läßt, Presse oder Evénement umsonst bekömmt.

Nieder mit den Schneidern! Nach einem englischen Provinzialblatt soll ein Weber in Manchester eine Maschine erfunden haben, durch welche Beinkleider und sogar Röcke vollständig in einem Stücke gewebt werden können, ohne einen einzigen Nadelstich zu erfordern.

Gratuliren. Der bekannte französische Romanschriftsteller de Balzac hat eine russische Gräfin mit 200,000 Fr. Renten geheirathet.

London. Die neuen Parlamentshäuser nahen ihrer Vollendung und damit wird eine Merkwürdigkeit unserer Stadt dem Untergange und der Vergessenheit anheimfallen. Ich meine Bellamy's Garküche. Man denke sich das erstaunte Gesicht eines Fremden, sei er nun Franzose, Deutscher oder Amerikaner, wenn ihn sein englischer Freund in eine einfache Garküche führt mit ihrem gewaltigen Feuer, ihren Bratspießen, Kasserolen, Spüleimer rc. und ihm mittheilt, daß die Gesetzgeber von England hier an diesem Platze im Angesicht des Feuers, worauf das Fleisch brät und die Suppen brodeln, ihre Diners abhalten. Schon oft war ein Ausländer in Versuchung zu glauben, Herrn Bellamy's Küche sei ein Theil der ehrwürdigen englischen Constitution. Denn es war ihm nicht anders erklärlich, was die gewaltigen Staatsmänner, die stolzen Barone, deren Ahnherrn mit Wilhelm dem Eroberer herüber kamen, die Besitzer von ungeheuern Reichthümern, Eigenthümer fürstlicher, von Glanz und Luxus strotzender Paläste, was diese Leute dazu bewegen kann, ihre prächtigen Speisehallen mit der glänzenden Dienerschaft zu verlassen, um in Bellamy's heißer Küche, von einem paar anspruchslosen alten Frauen bedient, gebratene Hammelkeulen zu essen. — Die Getränke sind vorzüglich, das Beefsteak ist heiß und kräftig, die Bedienung der alten Jane und ihrer würdigen Collegin ist rasch und aufmerksam, und was die Hauptsache, die Klingel des Unterhauses, die zur Abstimmung ruft, kann gehört werden — das sind die Annehmlichkeiten, welche die Gesetzgeber des mächtigsten Reichs der Erde bewegen, ihre Diners in einer heißen dunstigen Küche abzuhalten. Man [illegible]t, die Engländer seien eine [illegible] Nation und das Unter-

haus aristokratisch; Herrn Bellamy's Küche beweis't uns, daß die Nation und ihre Vertreter wahre Muster von republikanischer Einfachheit sind.

Die Experimente mit den neuen Nebelsignalen, welche sich in England als sehr zweckmäßig erwiesen haben, werden nächstens auf der Eisenbahn von Leipzig nach Berlin beginnen. Die Signale, von der Größe und Dicke einer gewöhnlichen Spielmarke, werden während eines dichten Nebels auf die Schienen gelegt und entwickeln, von den Rädern der Locomotive berührt, eine dem Kanonendonner ähnliche Explosion.

Süd-australische Zeitungen vom 5. September bis 5. December 1849, welche in Berlin eingetroffen, sind größtentheils mit Ankündigungen erfüllt, als mit Schiffsgelegenheiten, theils nach den benachbarten Colonien und entfernteren Orten, nach Sidney, nach Van Diemens Land, nach Californien, Madras und Calcutta, theils nach Europa, London, Hamburg u. s. w. — Daß übrigens die Cultur der schönen Künste auch in Adelaide blühe, kann man aus den Concertanzeigen sehen, wo Musikstücke von Händel, Winter, Haydn, M. v. Weber u. s. w. aufgeführt worden. — Unter den neuern Erfindungen, welche in Adelaide angewendet werden, ist auch die der Erbauung von Eisenbahnen aus hölzernen Schienen, die ein Hr. Mathes anlegen will. Lola Montez figurirt auch in der süd-australischen Zeitung neben der Herzogin von Berry.

Die Caravane nach Bagdad. Am 6. März traf in Damaskus die bedauerliche Nachricht ein, daß die nach Bagdad abgegangene Caravane in der Nähe von Palmyra von einer zahlreichen Beduinenhorde überfallen worden sei. Zum Glück fand der Ueberfall am hellen Tage statt und es glückte der Caravane nach einem muthvoll bestandenen Gefechte unversehrt zurück zu kommen, um die nördliche Richtung durch Mesopotamien einzuschlagen und so die Wüste zu umgehen, wo die Räuber ihrer zu warten schienen. Solchergestalt erleidet der Handel nur eine zeitliche Störung um wenige Wochen, sonst wäre der Verlust unersetzlich gewesen, da man sich seit einer Reihe von Jahren keiner mit so außerordentlichen Schätzen beladenen Caravane zu erinnern weiß. In Folge dessen entwarf der Seraskier Emir Pascha einen Plan, wodurch den räuberischen Gelüsten der Beduinen wirksam vorgebeugt werden soll. Die betreffende Entscheidung der Pforte wird erwartet.

Das große rheinische Musikfest wird in diesem Jahre in Düsseldorf nicht abgehalten werden. Dagegen hat der dortige Männergesangverein beschlossen, um Pfingsten einen großen Gesangwettstreit zu veranstalten, dessen Dauer auf zwei Tage bestimmt ist und für welchen außer dem Festcomité besondere Preisrichter ernannt werden sollen.

Italienische Künstler sind erfindungsreich, wenn es gilt, den Männern ihrer Begeisterung trotz französischen Bajonetten eine auffallende Huldigung zu bringen. Der Papst wollte vor seiner Rückkehr nach Rom die Königin von Neapel mit einem Rosenkranz beschenken, den er aus kostbaren Edelsteinen und Corallen zusammensetzen und in die letztern von den berühmtesten Künstlern dieses Faches die Köpfe der vorzüglichsten Heiligen schneiden ließ. Der Papst selbst weihte dreimal den Rosenkranz — und doch zeigte sich dieser zuletzt des Gebers wie der Empfängerin unwürdig, denn bei genauer Besichtigung entdeckte man auf den Steinen, welche die Gesichter des heiligen Peter und Paul aufweisen sollten, die sprechend ähnlichen Porträte — der Revolutionsmänner Mazzini und Garibaldi.

Der englische Reisende Layard setzt seine Ausgrabungen nach den assyrischen Alterthümern bei Nimrud rüstig fort. In der letzten Zeit hat er wieder manchen interessanten Fund gemacht; unter andern einen ganzen Küchenapparat eines assyrischen Königs, darunter ein gewaltiger eherner Ke[illegible] und mehr denn hundert eherne Schüsseln. Gold fand sich ni[illegible]

Aus der Theaterwelt. Vorsündfluthlicher Patriotismus. Vor nicht langer Zeit ward im Theater Malibran zu Venedig ein Melodrama, betitelt: „Die Sündfluth," gegeben. Am Schlusse desselben entfernt sich der Vater Noah mit seiner Arche, nachdem er vorher von allen Thierarten ein Exemplar in dieselbe aufgenommen hat, und überläßt den heranströmenden großen Wassern das übrige Gethier zur Beute. Menschen und Vieh kamen vor den Augen des Publicums um, und dieses ergötzte sich recht sehr an dem Spectakel; als aber die Reihe auch an den Löwen kam (der Löwe ist bekanntlich das Symbol Venedigs), da erhob sich das Publicum unter dem gräßlichsten Lärmen in Masse und schrie: es werde nicht dulden, daß der Löwe umkäme. Der Tumult hörte nicht eher auf als bis Noah erschien und den Löwen aus dem Wasser rettete.

*** Die Academie française hat in diesem Jahre einen Preis von 10,000 Fr. für das beste seit mehreren Jahren ausgeführte Schauspiel zu ertheilen, wobei der Erfolg ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale wirft, da die praktischen Franzosen im Drama am wenigsten die ideale Construction allein gelten lassen. Eine Unmasse von dramatischen Dichtungen, die von vorn herein auf die Darstellungen verzichten, wie sie bei uns jährlich der Meßcatalog aufweis't, wäre in Frankreich etwas Unerhörtes. Im Publicum glaubt man, daß die Wahl der französischen Academiker nur zwischen zwei Werken schwanken könne: „Gabriele" von Emilie Augiers, ein Repertoirestück des Théâtre-français, und „François le Champi" von G. Sand, im Odeontheater, nahe an seiner hundertsten Vorstellung.

Berlin. Die Hoffnung, den einst sehr beliebten Komiker der Königsstadt, jetzigen k. k. österreichischen Hofschauspieler aus Wien hier auf dem Friedrich-Wilhelmstädter Theater gastiren zu sehen, scheint sich zum lebhaften Bedauern der Theaterfreunde zu zerschlagen. Herr Beckmann soll nämlich die Befürchtung hegen, daß der bekanntlich sehr demokratisch-oppositionelle Ton der Friedrich-Wilhelmsstadt sich während seines Gastspiels auch gegen Oesterreich wende und ihm dies die Stellung in Wien verderbe. Aus diesen Gründen soll er das Gastspiel abgemeldet haben.

*** Dem Vernehmen nach beabsichtigt die preußische Regierung, die Theater im Umfange der Monarchie, die bisher von dem Ministerium des Innern in letzter Instanz ressortirten, dem Ressort des Cultus- und Unterrichtsministeriums zu überweisen. Fraglich ist es jedoch noch sehr, ob sich diese Veränderung auch auf das königliche Theater, welches dem Ministerium des königlichen Hauses untergeordnet ist, erstrecken wird; Herrn v. Ladenberg soll bereits ein Entwurf zu einem Gesetze zur Regelung des Theaterwesens vorliegen. Derselbe dürfte den Kammern in der nächsten Session als Vorlage zugehen.

Musikalisches. Die Gesellschaft für Beethoven'sche Quartettmusik in London hat nach einer Unterbrechung von einem Jahre ihre Aufführungen jetzt wieder begonnen. Der Director ist Herr Rousselot, ein Mann von Bildung, Geschmack und ernstem Streben. Die Gesellschaft wird sechs Vorstellungen in dieser Saison geben, von denen fünf ausschließlich Beethoven gewidmet sind, die sechste andern Meistern. Jede solche Soirée bringt wieder wie früher mindestens drei Beethoven'sche Quartette, eins aus der ersten, ein andres aus der mittlern und ein drittes aus der letzten Periode des Meisters, so z. B. neulich Nr. 1 in F-, Nr. 9 in C- und Nr. 13 in B-moll. Eins der Grundgesetze der Gesellschaft ist, daß alle siebzehn Quartette in einer Saison zur Aufführung kommen müssen und nur Quartette gespielt werden dürfen; die orthodoxen Mitglieder schüttelten deshalb den Kopf dazu, daß im letzten Concert auch ein Trio vorgenommen wurde. — Die Künstler sind die Herren Ernst (erste), H. L. Cooper (zweite Geige), Dando (Bratsche), Rousselot (Violoncell). Stephan Heller spielte im Trio Clavier. In einem der nächsten Concerte wird Sterndale [illegible]nett, ein Schüler Mendelssohn-Bartholdy's, eine der [illegible]ern Beethoven'schen Sonaten spielen. — Uns ist in [illegible]tschland kein ähnliches Unternehmen bekannt, die „un-

musikalischen" Engländer thäten es also uns zuvor in der Pflege des größten Tondichters für das Instrumentale?

Literarisches. Die seit einigen Wochen mächtig anwachsende Literatur über den ungarischen Krieg wird nächstens durch einen anziehenden und wichtigen Beitrag bereichert werden. Ein Adjutant Bem's hat, wie wir vernehmen, der Buchhandlung Hoffmann und Campe in Hamburg eine Geschichte des Kriegs eingesandt, welchen der alte geniale Haudegen Bem in den Jahren 1848 und 1849 in Siebenbürgen führte. Diese so sehr wichtige Partie des großen ungarischen Kriegsdrama's ist von allen die dunkelste, und die bisherigen Schriftsteller haben über ihn nur sehr ungenügende Notizen, so daß diese Schilderung der Lesewelt, die sich für den merkwürdigen Krieg interessirt, sehr erwünscht sein wird.

*** Von Gutzkow ist nächstens ein sehr umfangreiches Werk zu erwarten; der Roman wird den Titel: „Die Ritter vom Geiste" führen und soll auf die erstaunliche Zahl von zehn Bänden berechnet sein.

*** A. v. Sternberg steht im Begriff, sich mit einem nicht mehr jungen, aber begüterten adeligen Fräulein zu verheirathen.

MODEN.

Paris, den 26. April 1850.

Die bis hinunter an die Taille offnen Leibchen sind nun unzweifelhaft in der Mode, ja sie werden fast nirgends mehr anders verfertigt; auch sehen sie wirklich sehr hübsch aus mit den feinen Fichus, die vorn mit Quervolants und Einsatzstreifen garnirt sind. Abgesehen hiervon ist den Unterärmeln die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, denn es giebt kein Gewand (sei es Kleid oder Oberrock), wofern nur einigermaßen von Eleganz die Rede sein soll, welches andre als kurze und weite Oberärmel hätte, da ja sonst die Feinheit der Unterärmel nicht bemerkt werden würde; einige sind bauschig gezogen, andre an einen Einsatzstreifen gefältet und mit Spitzenvolants besetzt; noch andre sind offen und mit zwei Reihen Spitzen garnirt, eine Garnitur, welche besonders zu Putzkleidern getragen wird; es ist nicht zu leugnen, daß durch diese Mode die Eleganz der Toilette erhöht wird, da sie selbst bei den Morgentoiletten Armbänder zu tragen gestattet, die jetzt fast bei jedem Anzuge unentbehrlich sind, wenn er auf einige Vollendung Anspruch machen will. Die Oberröcke, welche bereits von Foulard de mille fleurs gefertigt sind, haben auf dem Rocke wenig oder gar keinen Ausputz, dagegen besetzt man die von schinirtem Taffet immer noch gern mit mehrern ausgezackten Volants; auch giebt es sehr schön brochirte Seidenstoffe mit zugleich abgepaßten Volants, welche ziemlich breite Bordüren haben.

In Bezug auf Musselin und Jaconnet ist zu erwähnen, daß die persischen Muster sowie die kleinen Tupfen am meisten in der Mode sind, doch auf Barège herrschen die großen Muster in Rosen, Winden und Tulpenguirlanden in weiß auf blauem, braunem, rosa, lilla und grünem Grunde vor.

Unter den neuen Seidenstoffen bevorzugt man gegenwärtig den schinirten, doch sieht man auch noch schottisch gegitterte Taffete auf weißem Grunde, welche durchaus nicht für geschmacklos gelten. Von den feinen wollenen Stoffen, mit Seide gemischt, sind die Propheten-Lüstre und Genoveva zu erwähnen; letztere ist mit kleinen Mustern bedeckt, welche sehr glänzend hervortreten.

Alle diese Stoffe geben hübsche Kleider, die, was noch mehr ist, auch neu aussehen, weil sich eben in den geschmackvoll erneuerten Formen immer etwas angenehm Auffälliges zeigt. Wir lassen die Beschreibung von zwei eleganten Toiletten folgen, nämlich: Hut von brodirtem Stroh, mit schmalen schwarzen Blonden verziert, welche unter dem Rande einer jeden Reihe Stroh glatt aufliegen; das Bavolet ist von strohfarbenem Taffet, mit glattem Stroh und mit schwarzer Blonde eingefaßt; das Innere des Hutes hat einen Bandstreifen von schwarzer Blonde und der übrige Theil des Schirmes ist weiß gefüttert und hat weiße lange Kinnbänder. Kleiner Kragen von glattem gestepptem Batist, um den Hals ein kirschrothes Pompadourband mit bunten Blümchen, woran eine Schleife und zwei lange Enden. Mäntelchen à la Rimini von zart grünem Taffet mit rosenrother Glasur. Leibchen am Halse anschließend; Aermel halbweit mit Unterärmeln von weißem Musselin und einem Volant, welcher über die Hand fällt. Der Rock ist glatt und hat vorn herunter die so beliebten Fontangeschleifen. Das Mäntelchen ist bestickt und mit Fransen (von cordonnirter Seide in zwei Farben) besetzt. Kleiner Sonnenschirm, weiß bezogen und am Rande mit Guipure belegt, so daß diese noch über den Rand reicht. 2) Die zweite Toilette: Hut von rosa Flor; Schirm ziemlich ausgeschweift, Köpfchen rund und der Bavelot etwas breit; das Innere des Schirmes ist mit weißen Maßliebchen in ein Bonnet garnirt, oberhalb ist er ausgeputzt mit einem Zweige wundervoller Feldblumen und sehr geschmeidigen Kornähren. Kleid von weißgrundigem schinirtem Taffet, mit bunten Blumen durchwebt. Pompadourleibchen; der Ausschnitt des Leibchens ist mit grüner Taffetkrause eingefaßt und von oben bis zur Schneppe befinden sich vier Schleifen, welche sich nach der Taille zu verkleinern. Die Aermel halblang, ziemlich weit und am Rande mit ausgezacktem grünem Taffet eingefaßt; darunter sehr schöne Unterärmel, unten offen, mit drei Reihen kostbarer Spitzen besetzt. Der Rock hat drei Volants, welche gleich abgepaßt sind und am Rande gleiche grüne Zacken haben wie die Aermel. Dazu gehört noch eine Mantille von grünem Sammet, im Rücken gleich einer Pelerine mit zwei breiten Spitzenvolants besetzt; die Vordertheile fallen breit und eckig gleich einer Scharpe und sind ebenfalls mit Spitze ausgeputzt.

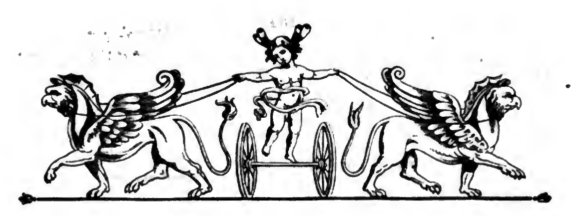
Wie schon früher gesagt sind die elegantesten Mantillen für die Promenade durchgehends hellfarbig, wie lila, rosa, wassergrün oder blau, und immer mit weißen Fransen oder Spitzen besetzt, über denen sich ein schmales gefälteltes Band oder eine Rüche von ausgezacktem Taffet hinzieht. Im allgemeinen ist der Besatz bei den Mantillen, wenn es sich um Spitze handelt, immer sehr breit.

Neben den reich bestickten chinesischen Kreppshawls sieht man prächtige Seidenfiletshawls, ebenfalls bestickt, welche in diesem Augenblick sehr viel Beifall finden. Es wäre zu wünschen, daß alle elegante Damen ihre Aufmerksamkeit auf diese Filetshawls lenkten, indem sie vielen weiblichen Händen Beschäftigung geben würden.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 19. 1) Brautanzug. Blondenschleier mit einem Rosenkranz, über dem Haar befestigt. Kleid von Gros de Tours; hohes Leibchen; die Aermel halblang und ziemlich weit mit Unterärmeln von Blondenvolants. Rock und Leibchen mit einem Schürzenbesatz verziert. 2) Hut von Reisstroh, mit weißem Taffet garnirt. Kleid von klein geripptem Seidenstoff. Mantelet und Rock mit festonnirten und bestickten Volants ausgeputzt.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 20. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Bauernstolz.

(Fortsetzung.)

Elisabeth fühlte sich über die gewöhnlichen Formen der Convenienz zu hoch erhaben, als daß sie anstehen sollte, von einem geliebten Menschen die bittre Stunde vergeblicher Erwartung abzuwenden. Mit flüchtigen Zügen warf sie die Worte auf ein Blättchen Papier:

„Sie werden mir vergeben, daß ich nicht wieder in das Häuschen Ihrer Mutter komme. Ich fühle, daß ich mich entfernen muß, aber ich kann mich nicht mit dem Gedanken entfernen, Sie nur für wenige Stunden einer Qual auszusetzen, wie Sie sie mit grausamer Härte im vorigen Jahre über mich verhängten. Grüßen Sie Ihre Mutter von mir — und wie liebe ich diese Mutter!

Elisabeth."

Sie siegelte das Blättchen und begab sich, genau auf demselben Flecke wie am vorigen Tage die grüne Hecke durchbrechend, mit der Hoffnung nach dem Gänseanger, die holde Mariele dort zu finden. Sie täuschte sich nicht. Mariele fröhlte wieder fürchterlich schön ihre Freude am Leben und ihre Zufriedenheit mit ihrem Loose gen Himmel, und sie floh diesmal nicht, als das schöne Fräulein so plötzlich wie vom Himmel geschneit vor ihr stand, denn sie hatte mit Aufbietung aller ihr verliehenen Geisteskräfte herausgeklügelt, daß dies schön geputzte Fräulein weder vom Himmel heruntergefallen, noch aus der Erde aufgestiegen, sondern ganz einfach durch die Schloßgartenhecke gekrochen sei. Und vor dergleichen Leuten, die das konnten, da fürchtete sie sich nicht. — Als ihr Elisabeth den Antrag machte, hinüber nach der Frau Schulzen zu springen und ihr den Brief zu geben, da grins'te sie mit dem ganzen Gesichte und fragte:

„Und meine Gänse? Springen die mit?"

Elisabeth lachte. „Gieb her Deinen Stock, ich will sie unterdeß hüten."

Mariele kämmte etwas verlegen mit ihren zehn Fingern die herabhängenden struppigen Flachshaare und meinte:

„Na, wenn Sie's man recht machen! Hauen dürfen Sie kein Küken, bloß ein bischen auf sie drauf tippen, wenn sie ausreißen wollen. So — sehen Sie — so! Da haben Sie den Stock — und geben Sie mir den Brief."

„Wenn Du lange bleibst, so laufe ich Dir davon," rief Elisabeth ihr nach.

„Ich komme gleich wieder," schrie Mariele.

Sie hielt Wort. Im Nu war sie wieder da und begann, ohne ein Wort auf Elisabeth's Fragen zu erwiedern, eifrig ihre Gänse zu zählen.

„Sie sind richtig alle noch da. Ja — wem ich das Papier gegeben, wollen Sie wissen. I, dem Hans, der ein großer Herr geworden ist."

Elisabeth fühlte zum Erstenmale eine Regung von verlegener Scham, als sie bedachte, daß dieser im Dorfe als Schulzens Hans bekannte Mann der Abgott ihrer Träume war. Sie reichte schnell der Gänsehirtin eine Silbermünze und schlüpfte wieder durch die Hecke. Allein diese Regung verschwand bald vor der Betrübniß, als sie wenige Stunden später das Dorf verließ, welches durch

Johannes Anwesenheit einen unendlichen Reiz gewonnen hatte.

Es vergingen jetzt viele Wochen, ohne daß sich Elisabeth und Johannes sprachen. Sie sahen sich öfter im Schauspiele von fern, auch begegneten sie sich auf den schönen Promenaden und trafen sich in einem der prächtigen Gartenanlagen der Residenz, doch außer dem ehrerbietigsten Gruße von seiner Seite und der liebevollsten Erwiederung ihrerseits fand keine Annäherung statt.

Plötzlich verbreitete sich das Gerücht: Der Actuar Schulze mache ein enormes Glück, denn es sei ihm die Justitiariusstelle auf den Gütern des reichen Grafen Hatzfelde verliehen.

Elisabeth zitterte vor Furcht und Erwartung und Hoffnung! Die Nachricht bestätigte sich. Alles war plötzlich seines Lobes voll und prophezeihte diesem Emporkömmling eine glänzende Carriere.

Elisabeth sah ihn vorübergehen. Wie überstrahlte und überglänzte das Glück seine schönen, edeln Züge! Weshalb sollte er denn so überglücklich sein, wenn er nicht durch diese günstige Wendung seines Geschicks eine Annäherung an sie, die ihn ja liebte, gesehen hätte?

Elisabeth hüllte sich ganz ein in die Wonne dieses Gedankens und wurde blind und taub gegen die warnenden Stimmen ihrer Vernunft, die ihr Zweifel in die glückselig träumende Seele werfen wollten. Die Tage vergingen pfeilschnell und sie fand kaum, daß er doch ein wenig zu lange zögere mit seiner Annäherung.

Der Herbst rückte heran. Trübe Tage voll Nebel und Sprühregen gaben dem Sommer den Abschied. Elisabeth saß an ihrem Flügel als der Jäger eintrat und den Herrn Justizrath Schulze meldete.

Nun stand er vor ihr. Sie reichte ihm die Hand und bat ihn Platz zu nehmen.

„Meine Zeit ist beschränkt, mein gnädiges Fräulein," sagte Johannes mit milder Stimme, „denn ich muß noch heute Abend in Hatzfelde sein."

Elisabeth sah ihn an. Ihre Hoffnungen erloschen blitzschnell. Ein tiefes grausiges Dunkel umgab sie nach dem Glanz der Liebe, in den sie sich hineingeträumt, und sie stammelte:

„Sie wollen fort? Also ein Abschiedsbesuch?"

„Ich konnte es mir nicht versagen, Sie noch ein einziges Mal zu sehen," entgegnete er leise; „vielleicht that ich Unrecht."

„Nein, Sie thaten Recht daran, denn es würde mich bis zum Tode verletzt haben, wenn Sie ohne Abschied gegangen wären."

Es lag etwas so Gewaltsames in der Fassung und Haltung des jungen Mädchens, daß der Justizrath seinen Abschied zu beschleunigen sich gedrungen fühlte. Er stand wieder auf, obwohl er sich kaum gesetzt hatte.

„Möge Ihr Leben ein glückliches sein," sagte er beklommen.

„Glauben Sie, daß es dies je werden könne?" unterbrach ihn Elisabeth.

„Das glaube ich mit Zuversicht und wünsche es von ganzem Herzen."

„Es ist doch etwas," flüsterte Elisabeth vor sich hin. — „O mein Gott, hilf mir!"

Johannes erbebte bis in's Herz hinein.

„Werden Sie mich bald vergessen?" fragte sie in rührender Einfachheit.

„Ich? Sie? Niemals, niemals!" rief Johannes erschüttert. „Den Platz, welchen Sie hier eingenommen," er preßte seine Hand fest gegen seine Brust, „den wird nichts Anderes einnehmen."

„Und warum dann eine solche Grausamkeit gegen mich?"

„Ich handle nach Grundsätzen —! Die Zeit wird meine Hülfe sein!"

Elisabeth sah ihn groß an. Sie begriff beinahe, was er meinte.

„Ihre Grundsätze verbieten Ihnen eine Verbindung mit dem Adel —?" fragte sie mit etwas mehr Haltung.

„Meine Grundsätze verbieten mir jede Verbindung, in der ich mich nur geduldet finde!"

„Sie sind sehr stolz," entgegnete sie traurig.

„Leben Sie wohl, mein gnädiges Fräulein."

„Sie gehen wirklich?" — Sie streckte bittend die Hände ihm entgegen.

Er neigte sich tief. Sein Herz schwoll ihm in der Brust. Eine Thräne fand den Weg bis zu seinen Augenwinkeln. Heroisch hielt er sie hier fest, aber er durfte ja um dessentwillen nun das Auge nicht auf sie richten.

„Leben Sie wohl! Gott segne Sie, mein theures Fräulein!"

Elisabeth antwortete nicht. Sie fühlte, daß er ihre Hand ergriff, daß er sie küßte, daß er sie dann fallen ließ und dann rasch durch das Zimmer eilte.

„Johannes! Johannes!" schrie sie mit dem letzten Reste von Besinnung, dann brach sie zusammen.

Er hörte den Schrei — er stand still — er preßte wild die Stirn gegen die Thür, die ihn von ihr trennte, aber er schritt langsam die Treppe hinab.

Er reis'te ab und am Nachmittag fuhr Elisabeth mit ihrem Vater spazieren. — Die Leute, die sie dabei sahen, sagten, sie habe wie eine Leiche ausgesehen, und sie mochten wohl Recht haben, denn Elisabeth, welche in Hoffnung und grenzenloser Liebe bis jetzt gelebt hatte, die war mit dem Angstschrei ihres zermalmten Herzens gestorben. Die noch existirende Elisabeth von Bellas war ein Automat, welcher die Gesichtszüge zum Lachen verzerren kann, ohne eine innere Seele zu haben, und welcher mechanisch, zur Bewunderung aller Menschen, seine Functionen verrichtet.

Der neue Justizrath fand viel zu thun in seinem Berufe. Er arbeitete mit einer Pflichttreue,

die ihm eine allgemeine Anerkennung erwarb, und in dieser Berufsgeschäftigkeit flohen ihm die Tage fast unbemerkt dahin. Er hatte zwar die Absicht gehabt, sich nach einer Lebensgefährtin umzusehen, so wie seine Geschäfte geordnet seien, allein es vergingen sechs volle Jahre und noch immer lebte er, der schöne, stattliche und hoch verehrte Beamte unbeweibt. Man schrieb diesen seltsamen Umstand der Liebe zu seiner bejahrten Mutter zu, die glückselig still bei ihm lebte und ungeachtet ihres hohen Alters noch immer Kraft zur Beaufsichtigung seines Hauswesens fand. Ob nicht andre Gründe obwalteten, die den stattlichen Justizrath zum Hagestolzenthum verleiteten, das lassen wir dahin gestellt sein. Seine Laune war ungetrübt und froh, wie sie immer bei denen zu finden ist, die sich selbst genug gethan zu haben glauben, aber es gab ein Thema, das er nie zwischen sich und seiner Mutter zur Sprache kommen ließ, und dies Thema handelte von Elisabeth Bellas. Die alte Frau dachte mit einer unendlichen Liebe und Begeisterung an die flüchtige Erscheinung dieses Mädchens. Sie hatte damals mit ernsten Mienen nach dem Schicksale des armen Kindes geforscht und ihrem Sohne nochmals warnend seine Härte und seinen Stolz verwiesen. Er vertraute ihr endlich die Abschiedsscene und erklärte ihr fest und bestimmt, daß er auf ewig von Elisabeth geschieden sei. Nun schwieg sie, aber sie fürchtete mit einiger Angst den Augenblick, wo ihr Sohn ihr eines Tages ein andres Mädchen als die Erwählte seines Herzens präsentiren werde.

Bis jetzt hatte ihr das Geschick diesen Schmerz erspart. Sechs Jahre voll Ruhe und Zufriedenheit waren hingeschwunden, als eines Mittags ihr Sohn einen fremden Herrn mit zu Tische brachte, der mit ihm den Staatsdienst zusammen begonnen hatte. Es war ein Herr von Könnern, der in der Residenz angestellt war.

In dem langen Zeitraume von sechs Jahren hatte weder die alte Frau, noch ihr Sohn Johannes versucht Nachrichten über das Leben Elisabeth's einzuziehen. Daß der Präsident seit mehreren Monaten des Todes verblichen war, dies hatten die Wochenblätter officiell zu ihrer Kenntniß gebracht, allein ob Elisabeth noch lebe und wie — davon erfuhren sie nichts, obwohl die Mutter darnach brannte, sich von einem glücklichen Loose des holden Kindes zu vergewissern. Sie beschloß beim Anblicke dieses Herrn von Könnern, der direct aus der Residenz kam, zu ihrer Beruhigung nach ihrem Leben und nach ihrem Glücke zu forschen.

Herr von Könnern, einer jener leichtfüßigen, leichtherzigen und leichtsinnigen Weltmenschen, die alles für baar und wahr annehmen, was ihre seichte Bildung und oberflächliche Gemüthskraft zu beurtheilen sich anmaßt, begrüßte die alte, einfach wie früher gekleidete Bäuerin in den schön decorirten Zimmern seines Universitätsfreundes mit Traulichkeit und Herzlichkeit. Hier, wo es ihn gar nicht genirte, gab er sich das Ansehen, als respectire er die Pietät des Justizrathes mit hoher und bewundernder Freundschaft. Deshalb bezeigte er auch hier der alten Bäuerin eine Achtung, von der sein Herz freilich nichts wußte, die aber das Gemüth der einfachen Frau zum Vertrauen hinriß. Sie nahm den ersten freien Augenblick wahr, um ohne Rücksicht auf ihres Sohnes Stimmung nach dem Ergehen der Tochter des verstorbenen Präsidenten von Bellas zu fragen und daran sogleich die Erkundigung zu knüpfen: mit wem sie verheirathet sei.

„Fräulein Bellas ist noch frei, meine beste Frau Schulze," entgegnete Herr von Könnern leicht hin; „und sie wird nun auch schwerlich einen Mann finden."

„Mein Himmel! Nicht verheirathet?" fragte Frau Schulze bestürzt und einen Blick des Vorwurfs auf ihren Sohn werfend. „Dies schöne Geschöpf!"

„Ja, meine Beste," lachte Könnern, „das geht bisweilen in der feinen Welt so. Zuerst halten sich die vornehmen Dämchen mit ihrer Schönheit für Wunderwerke und flechten Körbe über Körbe, und nachher, wenn der Boden unter ihnen einbricht, dann versinken sie in Staub."

„Nun steht sie ja allein in der Welt?" fragte Frau Schulze betrübt.

„O, das ist noch das Wenigste — sie steht auch bettelarm da. — Der Herr Präsident waren ein Gourmand und ein Verschwender; als er gestorben war, da fanden sich seltsam viel Schulden. — Ha! Ha! Wenn man bedenkt, welche Festins er entrirte —! Und was er für kostbare Zerstreuungen für seine stolze Elisabeth erdachte, als sie den Spleen bekommen hatte."

„Wie? Was heißt das? Erklären Sie mir einfachen Frau dies Wort."

„Nun — Fräulein Elisabeth war halb verrückt geworden und bewegte sich in der Welt wie eine lebendige Leiche."

„War sie denn krank gewesen?"

„Nein, eingebildet krank war sie, weiter nichts. Die Aerzte thaten ihr am Ende den Gefallen und sagten: ihr Nervensystem sei gestört — Ha! Ha! Ha! Jetzt ist sie plötzlich gesund und kann arbeiten."

„Ach Herr von Könnern," sprach die alte Frau mit bittendem Tone und sehr beweglichen Mienen, „thun Sie mir den Gefallen, antworten Sie mir ernsthaft und spotten Sie nicht über dies Mädchen, das ich zwar nur ein einziges Mal gesehen habe, das mir aber ganz engelhaft vorkam."

„Meine beste Frau, warum haben Sie mir dies nicht gleich gesagt?" entgegnete etwas ernster der junge Mann. „Ja, Elisabeth mag nicht schlimmer sein als hundert andre ihres Standes, die hoch genug zu stehen glauben, um nie fallen zu können, aber das ist factisch, daß sie die besten Partien ausgeschlagen, daß sie sich dieserhalb mit

ihren sehr achtungswerthen Verwandten überworfen und daß sie jetzt keine andre Zuflucht hat als ihre Jugendfreundin Agnes, die eine tüchtige Hauswirthin und die Ehegattin meines Verwandten, des Herrn von Werder auf Neuenkirchen, geworden ist."

„Hat ihr Vater gar nicht für die Zukunft seiner Tochter gesorgt?" fragte jetzt der Justizrath. Seine Stimme klang ruhig und gleichmüthig."

„Au contraire, die Tochter hat noch dafür gesorgt, daß der Name Bellas mit Ehren zu Grabe gekommen ist. Sie hat unbesonnener Weise alles, selbst ihren reichen Schmuck, in den Händen der Gläubiger gelassen und ist nur mit dem Nothdürftigsten aus dem Hause zu Frau von Werder geflüchtet. Hier will sie nur so lange bleiben, bis sie ein Unterkommen als Gesellschaftsdame einer hochgestellten Person findet."

„Mein Himmel! in Dienstverhältnisse will sie gehen?" fragte Frau Schulze bestürzt.

„Was bleibt ihr Anderes übrig?" entgegnete Könnern lau. „Es ist nur gut, daß sie wenigstens ihre Leichenfarbe verloren hat, sonst nähme sie keine unsrer nervenschwachen hohen Damen zu sich. Sie sah scheußlich aus. Eine solche Bläße habe ich nie im Leben gesehen."

„Und Sie zweifelten doch noch, daß sie wirklich krank gewesen sei?" fragte die alte Frau wehmüthig. „Arme, arme Elisabeth!"

Der Herr von Könnern brach bald darauf auf und Mutter und Sohn waren allein.

Es arbeiteten furchtbare Gedanken in Johannes, das sah man ihm an. Mit hastigen Schritten durchmaß er das weite Zimmer, das ihnen zum gemeinschaftlichen Wohnzimmer diente, während sich seine Mutter betrübt und in seltener Hinfälligkeit in ihren großen weiten Armsessel drückte. Sie war zum Erstenmale empört über ihren Sohn, und diese Empörung machte sie blind gegen sein eignes inneres Leiden. Plötzlich blieb er vor ihr stehen und betrachtete sie lange. Sie schlug den Blick nicht zu ihm in die Höhe.

„Mutter, Mutter, was denkst Du?" fragte er dumpf und erstickt. „Was denkst Du? Was denkst Du?"

„Die arme Elisabeth! O du armer, holder Engel!" sprach sie leise, indem sie die Hände betend zusammenschlug.

„Mutter, könnte ich es nicht noch gut machen, was ich verbrach?"

„Nein, mein Sohn; solchen Jammer kann man nie vergüten!"

„Mein Gott," rief er unmuthig, „der Mensch irrt — wenn er seinen Irrthum nun einsieht und ehrlich gesteht, sollte er dann nicht Vergebung hoffen können? Du bist ungerecht gegen den eigenen Sohn im Interesse des fremden Mädchens."

„Fremd ist mir diese Elisabeth nicht eine Minute geblieben, so wie ich sie gesehen, mein guter Hannes. Ich habe auch gleich erkannt, daß solche Liebe nicht oft auf Erden gefunden wird, wie sie im Herzen für Dich fühlte. Denke doch an den kleinen Brief, den sie Dir schrieb, damit Du nicht vergebens auf sie wartetest. — Wie herzensgut klingt jedes Wort."

Der Justizrath hatte gedankenvoll vor sich hingesehen und nur mit halben Ohren auf seine Mutter gehört. Jetzt unterbrach er sie, indem er die Uhr hervorzog und nach der Zeit sah.

„Es ist halb fünf. Wenn ich schnell reite, so bin ich in vier Stunden in Neuenkirchen. — Ich kann nicht eher ruhen, bis ich Elisabeth gesehen habe."

„Du solltest das lassen, Hannes."

„Wie? Die einzige Möglichkeit, mein Gewissen zu beruhigen, sollte ich unversucht lassen?"

„Was fragt die Liebe nach dem Gewissen!" murmelte Frau Schulze. „Solche Sünde gleicht kein Hasten und Jagen wieder aus. Warum verschlossest Du Dein Ohr meiner Warnung als es noch Zeit war?"

„Mutter," rief Johannes heftig, „keine Vorwürfe — nur keine Vorwürfe!"

„Ich schweige schon, mein Sohn. Meine heißen Gebete mögen Dich begleiten!"

Der Justizrath sprengte in kurzer Zeit wie vom bösen Feinde gejagt davon und kam richtig mit dem letzten Schimmer der untergehenden Sonne in Neuenkirchen an. Sein armes Pferd dampfte und keuchte, denn es hatte fünf Meilen fast ohne Unterbrechung gemacht.

Nur flüchtig ordnete der Reiter seine Toilette, empfahl die Verpflegung des armen Thieres und schritt dann eilig dem herrschaftlichen Hause zu.

Frau von Werder, die ehemalige blonde Agnes, kam ihm zufällig im Flur entgegen und gab ihm den gewünschten Bescheid, daß Elisabeth auf ihrem Zimmer sei. Sie erkannte den männlicher gewordenen vormaligen Actuar Schulze nicht, sonst möchte sie doch in einer Art von Instinct, denn ihre Freundin hatte ihr nie Geständnisse gemacht, eine vorhergehende Meldung angeordnet haben. Sie bezeichnete ihm die Thür des Zimmers, in welchem Elisabeth sei, und ging dann ruhig ihrer Wege.

(Schluß folgt.)

Legende.

Einst ging, wie's oft geschehen ist,
Auf Erden wieder der liebe Christ,
Und zog durch die Länder weit und breit,
Sanct Petrus gab ihm das Geleit.

So kamen sie denn eines Tag's
Auch in ein Oertchen geringen Schlag's,
Zu groß, um eben ein Dorf zu sein,
Und wieder für eine Stadt zu klein;

Nichts recht, an allem nur zunächst,
Wo Schlimm und Gut beisammen wächs't;
Dem Herrn, dem stand es nicht zu Sinnen,
Doch wollt' er sich's besehn von innen.

Am Sonntag war's, zur Vesperzeit,
Und weithin hallte Glockengeläut.
Schon war die Kirche fast voll zu schau'n
Von zierlichen Herrn und schmucken Frau'n;
Das war ein Rauschen von seidnen Gewändern,
Das war ein Flimmern von bunten Bändern,
Ein Gucken und Räuspern, ein Neigen und Nicken,
Ein Gaffen und Hin- und Wiederblicken,
Ein Wischen und Wedeln mit den Tüchern,
Ein Blättern in den Andachtsbüchern,
Bis endlich zu der Orgel Klingen
Man anhub ein geistlich Lied zu singen.
Der Herr vernahm es und ging weiter,
Kopfschüttelnd folgt' ihm sein Begleiter. —

Jetzt kamen sie vor die Stadt hinaus,
Da stand ein unansehnlich Haus,
Und aus dem Hause scholl und klang
Ein lauter fröhlicher Gesang.
„Halt, Petrus," rief der Herr, „laß sehn!"
Und blieb vorm Fenster lauschend stehn.
Beim flackernden Spahn am Eichentisch
Saß dort ein Kränzchen munter und frisch,
Großvater und Enkel, Eltern und Kinder,
Auch Nachbarn und Knecht und Magd nicht minder;
Die hatten vor sich ein schlichtes Essen,
Auch einen Trunk, nicht karg bemessen,
Und jede Mien' und jeder Blick
Verrieth ihren Frieden und ihr Glück.
Und wie sie so saßen in ihrer Lust,
Da that sich auf so Mund als Brust;
Und laut gesungen von dem Kreise
Klang eines Volkslieds muntre Weise.
Der Herr, der lehnt' am Fenster still,
Wie einer, der nicht stören will,
Und horcht', als brächt' ihm ihre Freude
Die liebste Aug- und Ohrenweide.

Sanct Petro währt' es schon zu lang,
Drum that er sich nicht länger Zwang
Und sprach: „Mein Meister, sagt mir doch,
Ich weiß fürwahr nicht wie ich's deute,
Da steht und lauscht Ihr immer noch
Dem simplen Singsang dieser Leute,
Und dort, wo man zum Orgelklang
Ein geistlich Lied so kunstreich sang,
Da gingt Ihr also schnell vorbei,
Als ob Euch verdrösse die Melodei."

Darauf der Herr mit Lächeln spricht:
„Mein Petrus, das verstehst Du nicht.
Dort sangen sie geistliche Lieder zwar
Voll Kunst, doch aller Andacht bar;
Hier singen sie zwar Volkslieder nur,
Ganz ohne Kunst, doch voll Natur,
Und mitten unter Lust und Scherzen
Mit aller Andacht frommer Herzen.
Und sieh: mein Petrus, das merke Dir,
Ein echtes Volkslied hat viel von mir,
Man sieht ihm keine Frommheit an
Und doch erbaut es seinen Mann!
Manch Lied mag in der Luft verschwimmen,
Es wendet und windet sich allzu schräg:
Volkslieder aber, wie Kindesstimmen,
Die finden zum Himmel den g'raden Weg."

Joh. Gabr. Seidl.

Feuilleton.

Bittschrift an den Präsidenten der französischen Republik und dessen Resolution. Ein Kaufmann zu Thorn, derzeitiger Besitzer des Hauses, in welchem der Tradition nach Kopernikus geboren ist, wendete sich mit einem sehr verbindlich abgefaßten Schreiben an den Präsidenten der französischen Republik mit der Bitte um eine „Unterstützung zur würdigen Instandsetzung des Geburtshauses des großen Gelehrten." Der große Oheim hatte sich für das in Rede stehende Haus bei seiner Anwesenheit hierselbst im Jahre 1812 sehr lebhaft interessirt und soll für dessen Erhaltung eine Summe von 500 Thlrn. hergegeben haben. So viel ist gewiß, daß in jener Zeit die pyramidale Brunnenbekleidung, auf deren Spitze sich eine Himmelskugel befand und die beide nicht mehr vorhanden sind, vor dem Kopernikushause errichtet worden ist. Aus dem Cabinet des Präsidenten, nachdem dieser sich zwei Zeichnungen von dem frühern und zeitigen Aeußern des besagten Gebäudes ausgebeten hatte, erhielt der Bittsteller nach dem westpreuß. Volksboten folgendes Schreiben: „Der Präsident der Republik schätzt die Beweggründe, welche Sie zu dem Gesuche an ihn bestimmt, und dankt Ihnen für die Gesinnung, die Sie für seine Person kundgegeben haben. Lieber würde er, zweifeln Sie daran nicht, Ihre Wünsche erfüllt haben, aber beständig aufgefordert und verpflichtet, zuvor seine Hülfsmittel, über welche er verfügt, für die dringendsten Bedürfnisse zu verwenden, hat er mich beauftragt, gegen Sie sein Bedauern auszusprechen, sich an Ihrem Vorhaben nicht betheiligen zu können. Empfangen Sie 2c. Der Chef des Cabinets." Die Namensunterschrift ist unleserlich geschrieben.

Die Bevölkerung von London giebt ein englisches Journal folgendermaßen an: Eigenthümer 20,000, Negotianten und Banquiers 100,000, Kaufleute, die in Gewölben feil haben, 500,000; von der Regierung besoldete Personen 100,000; Britten aus den Provinzen 100,000; Fremde 50,000; Diebe und Freudenmädchen 150,000; Handwerker, Tagelöhner 2c. 750,000; im Ganzen fast zwei Millionen.

Ein unzeitiger Scherz mit tragischem Erfolg. Aus Debreczin wird gemeldet: „Unweit von hier brüstete sich in einer lustigen Gesellschaft ein junger Edelmann, den Ort zu wissen, wo die ungarische Krone verborgen sei. Da er seine Behauptung nicht eben unwahrscheinlich detaillirte, wurde eine Untersuchung eingeleitet, jedoch ohne Erfolg, indem offenbar der süße Wein das ganze Geheimniß erdichtet haben mochte. Leider ist der unzeitige Scherz

tragisch abgelaufen, indem sich der junge Mann, um einer befürchteten weitern Untersuchung zu entgehen, das Leben nahm.

Die weiße Dame. In der Kreuzzeitung lies't man Folgendes: Der Magdeburger Correspondent schreibt: „Man erzählt sich in verschiedenen Kreisen von einer Erscheinung der „weißen Frau" im königl. Schlosse. Aus sicherer Quelle kann ich Ihnen mittheilen, daß in der Nacht vom 19. April ein Soldat vom Kaiser Alexander-Grenadier-Regiment, der in der Nacht auf Posten im Schweizersaal des königl. Schlosses stand, behauptet, während dieser Zeit eine solche Erscheinung gesehen zu haben. Nach seiner Aussage, die sofort zu Protokoll genommen worden ist, zeigte sich ihm plötzlich eine weiße Frauengestalt, die durch den Saal schritt. Er will sie dreimal angerufen, aber keine Antwort erhalten haben, und als er mit dem Bajonett auf sie zuging, stach er durch die Luft. Ich überlasse natürlich den Lesern, diese Aussage sich auf eine oder die andre Weise zu erklären. Bekannt ist die Sage von der Erscheinung der „weißen Frau" vor jedem wichtigen Ereigniß in unsrer Königsfamilie, die man zuletzt im Jahre 1840 gesehen haben will. Im weißen Anzug soll sie ein frohes, — trägt sie schwarze Handschuhe, ein unglückliches Ereigniß bedeuten.

Von Richardson's Landexpedition zur Aufsuchung Sir J. Franklin's sind Nachrichten vom 26. September v. J. eingetroffen. Sie ist nach dem Mackenziefluß zurückgekehrt, ohne eine Spur von dem Vermißten entdeckt zu haben.

Das Wörterbuch der Revolution ist um eine neue Bezeichnung bereichert worden. Am 24. April fand nämlich in Stettin eine Veilchen-Revolution statt. Schon der Name deutet ihren ungefährlichen Charakter an; der tragikomische Hergang selbst aber war folgender: Nach einer uralten Gewohnheit besteigt die dortige Straßenjugend in jedem Frühjahre die Wälle der Festung, um die dort in großer Menge wachsenden Veilchen zum Verkauf zu pflücken. Einer dieser jungen Botaniker wurde in flagranti ergriffen und in die Thorwache gebracht. Das in das Königsthor strömende Publicum nahm sofort für den Veilchenjäger Partei und sammelte sich in dichten Schaaren vor der Wache. Einige seiner Gefährten warfen sogar mit Steinen; der Delinquent wurde daher unter Begleitung des Volks in die Hauptwache gebracht. Die nicht sogleich beruhigte Menge durchzog einige Straßen und sammelte sich eine Zeit lang vor dem Hause des commandirenden Generals. Gegen 10 Uhr Abends war die Bewegung zu Ende, ohne daß weitere Conflicte und Excesse bekannt geworden wären.

Die Erfindung einer neuen Triebkraft. Das Helsingfors'sche „Morgenbladet" erwähnt, daß ein Baron Hjerta eine Triebkraft entdeckt habe, welche in locomotorischer und industrieller Beziehung die Dampfkraft ersetzen könne. „Diese alles ersetzende Kraft," sagt der Bericht, „von den bisher unentbehrlichen Bedingungen des Substrats einer gröbern Materie emancipirt, glaubt Baron Hjerta nun in einer passend proportionirten Mischung der einfachsten Elemente, nämlich comprimirten Wassers und comprimirter Luft, gefunden zu haben. Daß diese Entdeckung auf andern Gründen basirt als auf den bei verschiedenen Versuchen bisher angewendeten Druck der atmosphärischen Luft, scheint aus dem ungewöhnlichen Aufsehen hervorzugehen, welches sein Vorschlag geweckt hat, und noch mehr aus dem Beifalle, welchen die sachverständigsten Männer, die Gelegenheit hatten denselben zu untersuchen, ihm geschenkt hatten. — Das Modell, durch welches Baron Hjerta das kühne Ideal seines Gedankens zu versinnlichen suchte, wird ungeduldig in der Hauptstadt erwartet.

Recept des Pariser socialistischen Candidaten E. Sue zu einer demokratischen Revolution (wörtlich aus einem seiner frühern Werke):

„Wollt ihr mein Recept? Es ist probat. Nehmt irgend einen Stamm, den ihr vorher sorgfältig geräuchert habt, wenn ihr nicht schon einen vom Weihrauch der Massen durchdrungen vorfindet: das ist eure Fahne.

Dann stellt einen utopistischen Philosophen auf, der möglichst viel Blödsinn über allgemeine Gleichheit, Abschaffung der Steuern, Theilung der Güter u. s. w. vorbringt, denn nur mit Speck fängt man Mäuse. Der gute Mann muß recht naiv und im schlimmsten Fall kein Spielverderber sein, wenn zum „Siege des Gedankens" ein wenig Blut vergossen werden muß.

Neben dem Philosophen ist ein einflußreicher Philister nothwendig, der jene Weisheit mit seinen langen Ohren andächtig aufnimmt und der im Hause an strengen Gehorsam gewöhnt, seine Rache- und Oppositionslust an der Regierung ausläßt.

Dazu gesellt einen Subaltern-Officier, der zu ungeduldig ist, um sein Avancement zu erwarten, und zu nichtsnutzig, um es zu verdienen.

Mischt dazu einige tausend Bummler, welche schreien, weil sie schreien hören. Diese Bummler, in Verbindung mit den pfeifenden Straßenbuben und den bellenden Hunden, bilden die sogenannte „Stimme des Volks."

Wenn sie zu gähren anfängt, befeuchtet die revolutionäre Mischung schnell mit einem Goldregen; laßt einen Goldmenschen obenauf schwimmen, einen Agenten des Auslandes, der im voraus weiß, was ein Aufstand oder ein Bürgerkrieg einbringt; ferner einen Kerl, der für den Strick reif ist und nichts zu verlieren hat. Dieses Subject muß die Spitze einnehmen. Dann legt tüchtig Feuer unter!

Im günstigen Momente hebt den Deckel und ihr werdet einen revolutionären Höllenbrand haben, von dem der Teufel seinen Theil nimmt, dessen beste Bissen aber denen zufallen, die den Topf am Henkel halten."

Lady Franklin hat das gegenwärtig in den Surrey-Docks liegende Schiff „Prince Albert" von 90 Tonnen gekauft, um dasselbe für eine Nordpolfahrt zur Aufsuchung ihres Gemahls, Sir J. Franklins, ausrüsten zu lassen. Wahrscheinlich wird dasselbe in vierzehn Tagen bereit sein, in See zu stechen. Den Befehl wird Commander Forsyth übernehmen.

Eine Verwechselung. Zu Cöslin wurde neulich bei einer Taufhandlung ein Kind männlichen Geschlechts aus Versehen auf einen weiblichen Namen getauft. Die Eltern, vom Lande, merkten es erst nach vollzogener Taufe.

Das Industrieausstellungsgebäude im Hydepark zu London soll dem größten Theile nach aus Eisen erbaut werden, um die Feuergefährlichkeit zu vermindern. Die Regierung der Vereinigten Staaten, heißt es ferner, beabsichtige die große Ausstellung, nachdem sie in London geschlossen, in Newyork fortzusetzen und habe deshalb an die königl. Commission geschrieben.

Der berühmte Missionär Dr. Gützlaff, welcher sich seit einiger Zeit in Holland befindet, hat dem Museum in Leyden das Original-Edict des Kaisers zum Geschenk gemacht, wodurch die Verkündigung des Christenthums in China freigegeben wird und das wenige Wochen vor Gützlaff's Abreise ausgestellt wurde.

Der Friedensfürst. Es bestätigt sich nach einer zuverlässigen Meldung aus Madrid, daß, wie franz. Blätter unlängst gerüchtsweise angedeutet, die spanische Regierung dem Friedensfürsten Don Manuel Godoy und ebenso der Familie Villafranca deren unermeßliche frühere Besitzungen restituirt hat.

Ein arger Gaunerstreich wurde unlängst in dem Wirthshause auf der Kronstädter Straße bei Honigberg verübt. — Eine Dame kommt am Wirthshause angefahren, läßt still halten und ihren Kutscher ein Glas Branntwein einschenken. Die Dame selbst kostet den Schnaps und meint, er sei schlecht, sie habe einen weit bessern bei sich. Sie giebt auch dem Wirthe ein Gläschen von ihrem Ge-

tränke, dem dasselbe gar wohl mundet. Die Wirthin dagegen weigert sich standhaft, von dem Getränke der Dame zu trinken. Für diese hat dieselbe jedoch eine Art Backwerk, das nicht zurückgewiesen, sondern von der Wirthin gleich genossen wird. Der Wirth trinkt noch ein Gläschen von dem prächtigen Branntwein. Beide verfallen jedoch in kurzer Zeit in einen todesähnlichen Schlummer. Unter dieser Zeit benutzt die Dame und ihr Kutscher die Gelegenheit und plündern das Wirthshaus ganz aus. Die Wirthin ist nach einigen Stunden aus ihrer Betäubung erwacht und sieht zu ihrem großen Schrecken, daß man sie beraubt hat. Der Wirth jedoch ist bald als Opfer der Gaunerin gefallen, denn acht Tage nach dem Vorfall war er noch immer nicht ganz von der Betäubung befreit.

Die deutsche Sprache wird immer reicher. Das österreichische Handelsministerium spricht in einem Concurrenzausschreiben vom „seinerzeitigen" Betrieb einer Eisenbahn. Heute früh fand hier eine „Prangerung" statt, schreibt die Berliner lithographirte Correspondenz. Die Theaterrecenten haben seit einiger Zeit das Wort „Gastin" erfunden. Es sind eben „talentirte" oder „talentisirte" Leute, wie die österreichischen Journale sagen!

Durchgefallen. Zu Neustadt in Oberschlesien wurde neulich im dritten Stock eines Hauses fröhlich und wohlgemuth ein Polterabend gefeiert. „Aber mitten in der Freude" ereignet sich das Unglück, daß die dritte Etage, worin sich die Gesellschaft befindet, in die mittlere Etage versinkt. Der Schreck ist zwar groß gewesen, aber niemand ist lebensgefährlich verletzt worden.

Wie kommt solch hoher Glanz in unsre Hütte? Ein junger Bauer in Rohrsdorf bei Fraustadt fand im vorigen Jahre beim Grundgraben einen schönen glänzenden Stein von der Größe eines Fingergliedes. Da er den Werth desselben nicht kannte, so trug er ihn lange Zeit mit sich herum, verlor ihn sogar bei einem Taufschmause und fand ihn nach einigen Tagen in dem Gehöfte seines Gevatters auf dem Düngerhaufen wieder, nachdem er auch den Kindern vorher als Spielzeug gedient hatte. Vor kurzem setzte der Glaser Fensterscheiben in seiner Wohnung ein und dabei sieht der Finder des Steins, daß jener ein Steinchen von eben solcher Beschaffenheit benutzt wie sein gefundenes und zeigt es dem Glaser. Dieser, ein ehrlicher Mann, sagt ihm nun, daß der Stein bedeutenden Werth habe, worauf er nun erst weitere Schritte gethan hat, denselben zu verwerthen. Man sagt, es seien ihm schon 2000 Thaler dafür geboten worden. Das Benehmen des Glasers ist aber um so mehr zu loben, als er vielleicht für ein Geringes in den Besitz des Steins hätte gelangen können.

Folgendes Heirathsgesuch erschien kürzlich in einer Manchesterer Zeitung: „Ein Gentleman von vierzig Jahren, dessen Familie einen Grafen, zwei Barone, einen Bischof und ein Dutzend gut besoldeter Geistlichen zählt, der ferner im Besitze eines kleinen Vermögens von 1000 Pfd. St. ist, medicinische und überhaupt academische Bildung genossen hat und musikalisch ist (er componirt!), wünscht sehnlichst eine Dame zu finden, welche die uneingeschränkte Widmung seines Herzens und seine Hand annehmen möchte. Die Dame muß „unter funfzig" sein, die Erziehung und das Benehmen einer Gentlewoman und entweder durch ihr Vermögen oder durch ihrer Hände Arbeit die nöthigen Subsistenzmittel haben. NB. Er ist kahl, jedoch entschlossen, eine Perrücke zu tragen, wenn die Dame es wünscht. Adressen: T. S. G. poste restante Manchester." Schade, daß nicht gesagt ist, wo seine Tonschöpfungen im Manuscripte einzusehen sind.

Die Kunst: Töchter zu verheirathen versteht man süperb am türkischen Hofe. Viele der türkischen Prinzessinnen sind rasch nach einander mit vierzehn bis fünfzehn Pascha's vermählt gewesen. Der Sultan zwingt häufig einen Pascha, der siebzig bis achtzig Jahre zählt, sich mit einer Prinzessin zu vermählen, die oft kaum zwei Monate alt ist. Der Gemahl ist verbunden, die Kosten zu ihrem und ihres Hofes Unterhalt zu tragen. Er stirbt vielleicht schon nach einigen Monaten und die blutjunge Witwe wird mit einem noch ältern Pascha von zwei bis drei Roßschweifen vermählt. So kommt sie von einem Gemahl zum andern, so daß sie in ihrem zwanzigsten Jahre die Witwe von mehr als einem Dutzend Männern, die sie nie gesehen hat, sein kann. Auf diese Weise schafft man sich eine Prinzessin nach der andern vom Halse auf Kosten der Pascha's. — „Historisch zwar, aber bei uns nicht anwendbar."

In Frankfurt wurde der Menageriebesitzer Kreuzberg von der Hyäne, in deren Käfig er ging, so in die Hand gebissen, daß er wahrscheinlich in Folge der gräßlichen Wunde sterben wird.

Fund in einer Auction. In Paris wurde vor kurzem der aus Garderobe, Schmuck und dergleichen bestehende Nachlaß einer Frau von T. versteigert, einer „Freundin" Ludwig's XVIII., die auch während des Wiener Congresses zu den brillanten Erscheinungen gehörte. Ein halb unbrauchbares Arbeitsnecessaire wurde von einem Trödler um acht Francs erstanden, der das Object an Ort und Stelle mittelst eines Messers von zerrissener Seite befreiend eine geheime Feder berührt haben mochte; es fiel nämlich ein Medaillon mit dem Porträt eines schönen jungen Mannes und eine Anzahl Briefe heraus. Der Commissär machte sich sogleich unter großer Spannung der Anwesenden an die Untersuchung des bisher verborgenen Gegenstandes und der Inhalt bewies, daß die Könige noch weniger als auf die Treue ihrer Unterthanen auf die ihrer weit süßer verpflichteten Unterthaninnen zählen können. Alfons Karr, bei der Versteigerung anwesend, brachte die Briefe um dreißig Francs an sich und man erwartet sie nun in einem pikanten Roman aus seiner Feder der Oeffentlichkeit übergeben zu sehen.

Joseph Gungl's Capelle, bestehend aus zwanzig Musikern, hat sich in Folge eines Engagements von Berlin nach Petersburg begeben und auf dem Wege dahin in Lübeck und Schwerin Concerte veranstaltet.

Geschenke für Dichter. Der Ministerpräsident FML. Schwarzenberg und der FZM. Heß haben dem Dichter Grillparzer eine Vermeil-Vase als Anerkennung von Seiten der italienischen Armee gewidmet und, mit einem Schreiben des FM. Radetzky begleitet, überreicht. Eine ähnliche erhält auch der Dichter Baron Zeidlitz.

Die Zahl der von allen brittischen Postämtern binnen Jahresfrist expedirten Zeitungen beläuft sich auf 70 Millionen, wogegen über 80 Millionen Zeitungsstempel jährlich vom Stempelamte verabfolgt werden. Da jedoch ein und dasselbe Blatt öfter zu verschiedenen Malen von der Post expedirt wird, so mag dieser Umstand zur Erklärung dieses Ueberschusses von 10 Millionen Zeitungsstempel dienen. Das Gewicht der allwöchentlich expedirten Zeitungen wird zu 187 Schiffstonnen (3740 Ctnr.) angeschlagen, was alljährlich demnach 9350 Tonnen (187,000 Ctnr.) ausmacht.

Aus der Theaterwelt. Das fürstliche Hoftheater zu Donau-Eschingen ist am 29. April ein Raub der Flammen geworden.

*** Aus Magdeburg berichtet man: „Herr Emil Devrient hat hier in zehn Tagen sechsmal gespielt, und zwar ist er aufgetreten als Hamlet, Marquis Posa, Bolingbroke, Meinau (Menschenhaß und Reue), Richard Wanderer, Majoratserbe und Sir Arthur (Ein Arzt)." Bei einem Gastspiele geht das. Würde der Künstler das auch wohl in Dresden thun, wo er lebenslänglich engagirt ist?

*** Der „Prophet" scheint in Berlin die Erfolge nicht zu erhalten, die er in Paris errungen. Nicht nur hat der

Andrang nach Billets, wie er zur ersten Vorstellung stattfand, aufgehört, sondern, was noch schlimmer ist, diese erste Vorstellung hat die Wirkung, daß die Billethändler die theuer erkämpften Billets unter den Kassenpreisen verkaufen müssen.

*** Herr W. Gerstel vom Danziger Theater hat in Stettin mit großem Erfolg gastirt und vorzüglich als Franz Moor gefallen.

*** Ungeheure Leere herrscht im Theater zu Bremen, nichts als unbesetzte Bänke, eine kolossale Theilnahmlosigkeit.

*** Fräulein Therese Elsler, die Schwester der Fanny Elsler, ist in Berlin mit dem Prinzen Adalbert ehelich verbunden worden. — Ebenso hat sich in Berlin die Sängerin Leopoldine Tuczek mit einem Herrn Herrenburger vermählt und wird nun diesen Namen führen.

Curiosum. Ehe der Advocat Murray „der große Lord Mansfield" wurde, gehörte die Herzogin Sarah von Marlborough zu seiner Clientel. Wie leicht zu glauben, war sie eine sehr lästige Clientin, die ihn oft zu den unpassendsten Stunden besuchte. Eines Abends, als er spät nach Hause kam, fand er die Straße durch eine glänzende Equipage und durch Dienerschaft mit brennenden Fackeln gesperrt, die Herzogin in seinem Armstuhle. Statt sich bei ihm zu entschuldigen, fuhr sie ihn an: Junger Mensch, wenn Sie in der Welt etwas werden wollen, dürfen Sie nicht auswärts zu Abend speisen. — Ein andres Mal, wo er nach einer siegreich durchfochtenen Sache die Nacht mit Pope und Bolingbroke angenehm verplaudert, war Sarah wieder bei ihm gewesen, hatte bis spät auf ihn gewartet und sich dann entfernt. Am andern Morgen erstattete der Schreiber Bericht, erwähnte die Anwesenheit der Dame und setzte hinzu: Wer sie ist, konnte ich nicht erfahren, da sie mir schlechterdings ihren Namen verweigerte. Indessen muß sie wohl eine vornehme Dame gewesen sein, denn sie fluchte ganz fürchterlich.

MODEN.

Paris, den 3. Mai 1850.

Die Form der Hüte hat nur wenig Abänderung erlitten; die Schirme sind wie bisher weit und schließen abgerundet unter dem Kinn. Am meisten werden jetzt gezogene Taffet- oder Kreppхüte getragen, doch sieht man auch bereits Strohhüte in verschiedenen Zusammenstellungen, z. B. von weißem Roßhaar, von Strohguimpe und Reisstroh, von Posamentirarbeit und feinem Strohgeflechte zusammengesetzt; diese Art von Strohhüten hat ein außerordentlich feines, leichtes und geschmackvolles Aussehen. Ein Reisstrohhut, den wir kürzlich sahen, zeichnete sich besonders durch seine Eleganz und Einfachheit aus: der Schirm hatte Einsatz von Seidenspitze und über diesen Einsatz liefen in gewissen Entfernungen leichte Strohschleifen; bis an den Kopf wiederholte sich diese Verzierung dreimal; an beiden Seiten, wenig vom Barte entfernt, waren Schleifen von Reisstroh, mit Blonde umzogen, ganz zierlich und anmuthig geordnet. Das Innere des Hutes verzierten Waldveilchen und spanischer Hollunder. Dann glauben wir noch für junge Mädchen einen schönen Zughut von weißem Taffet erwähnen zu müssen. Der Rand des Schirmes war mit zwei Schrägen von glattem Flor und zwei Reihen schmaler Blonde belegt, und dies wiederholte sich auf dem Schirme noch zweimal; der Kopf war ebenfalls mit Schrägen von Flor und mit Blonden verziert. Das Innere des Hutes war mit Tüll bauschig gezogen und hatte weiße Maßliebchen in Tüll als Bonnet. Ein anderer sehr schöner Hut war von italienischem Stroh, mit weißen Federspitzen garnirt; im Innern des Schirmes war gelber Flor, mit Maiblümchen in Tüll geordnet. Eine neue Art Hüte sind aus lauter einzelnen Blättern zusammengestellt, z. B. Blätter von Stroh und andre von Seide oder Sammet, die ihrer Künstlichkeit wegen bis jetzt nicht wenig Beifall gefunden haben. Die schönsten bestehen aus einem Streifen Reisstroh, der mit einem Strohblättchen abwechselt. Sammet, Galons, Spitze, ausgeschlagener Taffet und feine Blumenzweige (deren Laub aus Federn besteht) sind der gesuchteste Ausputz. Die neuen Bänder sind mit schmalen Käntchen im Pompadourgeschmack gehalten; vor allen Dingen wird sehr breites und fast unverhältnißmäßig langes Band zu Bindebändern verschnitten.

Unter den vielen neuen Mantillen sahen wir eine, die uns besonders durch ihre Einfachheit und ihren gefälligen Schnitt auffiel und die zu jeder Toilette getragen werden kann. Man macht sie aus rosa glasirtem Taffet; sie ist mit zwei Reihen Fransen eingefaßt, wovon die eine weiß und die andre rosa ist. Unter dieser Franse sind mehrere Reihen weiße Galons aufgenäht. Ihre Form gleicht von hinten der eines Shawls; zu beiden Seiten ist sie auf den Armen durch einige Falten, welche die Aermel bilden, heraufgenommen; die Vordertheile sind ziemlich kurz.

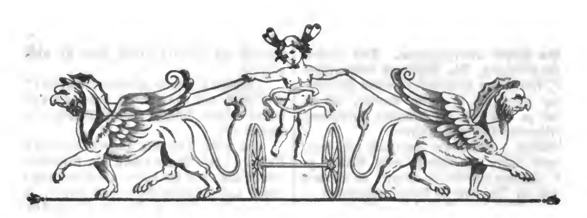
Als Kleiderstoffe sind vorherrschend der glasirte Taffet, Popeline, schottische Atlasse, Frühlingspeking, schottische Stoffe mit Glanzstreifen und Wollenbatiste, deren feines Gewebe äußerst zart ist; ihr Druck ist neu und vielleicht das Vollkommenste, was man bis jetzt in dieser Art gemacht hat. Die Kleider in Form eines Oberrocks bleiben dieses Frühjahr wieder in der Mode. Ihre Form ist so bequem und schön und ihr herzförmig ausgeschnittenes Leibchen hat nebst seiner ungewöhnlichen Anmuth auch den Vortheil, daß man wunderschöne Vorhemdchen darunter tragen kann. Unter diesen nehmen sich besonders die schön aus, welche mit Spitzenvolants verziert sind, so wie auch diejenigen, deren reiche Spitzen vorn auf dem Leibchen niederwallen und eine Brustkrause à la Louis XV. bilden. Viele dieser Oberröcke haben Leibchen mit Umschlägen, und diese Verzierung findet stets vielen Beifall; der Umschlag giebt einem glatten Leibchen Anmuth und trägt zur Verzierung bei. Der Schnitt der Aermel ist glatt, so daß man eine ungezwungene Amadisform vor sich hat, oder man schneidet sie kurz und nach unten ziemlich weit, damit die Unterärmel, welche jetzt mehr als je mode sind, in ihrer vollen Pracht sichtbar gemacht werden können. Alle diese Kleider haben Volants, welche mit Hülfe des Ausschlags ausgeschnitten worden sind und die englische Stickerei, die so allgemein beliebt ist, sehr schön nachahmen; man besetzt sie indessen auch mit Krausen oder mit mehreren Reihen schmaler Wollenspitzen. Soll aber diese Verzierung eine ausgezeichnete sein, so muß man mit der größten Sorgfalt auf eine passende Farbe sehen; hierin hat der Geschmack eleganter Damen Gelegenheit sich zu zeigen.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 20. 1) Hut von Flor und Taffet. Kleid von gemusterter Popeline mit Raphaelleibchen und halblangen Aermeln; das Leibchen sowie Aermel und Rock mit Posamentirarbeit ausgeputzt. Kragen mit Chemisettes und Unterärmel von Musselin, mit Spitzenvolants verziert. 2) Hut von italienischem Stroh, mit Feldblumen garnirt. Kleid von gegittertem Seidenmusselin, mit Raphaelleibchen und Pagodenärmeln, das Leibchen sowie Aermel und Rock mit schiefen ausgebogten Streifen und am Rande mit Spitzen besetzt. Kragen mit Chemisettes und Unterärmel von Spitzen und Batist zusammengesetzt.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.





Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 21. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Bauernstolz.

(Schluß.)

Elisabeth saß im Abendschimmer an einem geöffneten Fenster und strickte. Sie hörte die Thür öffnen. Ihr Blick richtete sich ganz gleichmüthig nach der Gegend hin, woher dies Geräusch kam, dann stand sie auf, trat einige Schritte dem eintretenden Manne entgegen und sagte, ihn sogleich erkennend:

„Guten Abend, Herr Justizrath."

Ihre Stimme klang so leise, so milde, so weich, aber auch so eintönig, daß sie den ganzen jetzigen Zustand ihres Innern sogleich verrieth. Aber der Justizrath befand sich in einem zu stürmischen Gefühle der Aufregung, als daß er im Stande gewesen wäre, irgend etwas außer sich zu beurtheilen. Er sah das Mädchen vor sich, deren Jugend er getrübt und deren Liebe er gering angeschlagen hatte, und er empfand weiter nichts als das Bedürfniß, wieder gut zu machen, was er verbrochen hatte. Aber den heftigsten Gemüthsbewegungen fehlen immer die Worte. Es war dem festen, harten Manne nicht möglich, eine einzige erbärmliche Sylbe hervorzustammeln, um das Mädchen zu begrüßen, welches ihre Jugend in Jammer um ihn vertrauert hatte.

Elisabeth verstand sein Schweigen falsch. Sie nahm an, daß die Nachricht von dem Tode ihres Vaters, um den sie noch das schwarze Kleid der ersten Trauer trug, ihn zu einer Condolenzvisite veranlaßt habe und daß er nach der langen Trennung von ihr verlegen um den Ton sei, mit dem er sie anreden könne. An das Dasein einer Gemüthsbewegung in dem hohen Grade, daß sie diesem Manne die Sprache rauben könne, hätte sie nimmer gedacht und an die Existenz einer Liebe in dem Herzen dieses Mannes noch viel weniger. In dem Sinne ihrer falschen Voraussetzung begann sie:

„Es ist eine traurige Veranlassung, mein bester Herr Justizrath, die uns nach so langer Zeit einmal wieder zusammenführt, allein lassen Sie es mich Ihnen gestehen, es erquickt mich, daß Sie meines traurigen Verlassenseins gedacht haben und mich mit Ihrem Besuche erfreuen. Nehmen wir Platz, mein Herr! Sie sind glücklich und gesund. Ihr Aeußeres verräth es mir — das freut mich."

Wie sie das sagte, wie ihre Stimme dabei klang, wie sie so ganz sonderbar träumerisch gleichgültig dazu blickte, das alles zusammen verrieth eine starre Ruhe und einen eisig gewordenen Frieden dieses stürmischen Herzens. Der Justizrath merkte nichts davon, denn seine eigne Bewegung stellte alles in ein unklares zitterndes Licht. Er nahm mechanisch Platz neben Elisabeth, die mit einiger Eile das momentan eingestellte Stricken wieder begann. Der Justizrath legte hastig seine Rechte auf die beiden Hände des Fräuleins und sah ihr in das Gesicht. Befremdet entzog sie ihre Hände diesem Zwange und blickte zu ihm auf. Seine Augen hätten sie belehren können, was nun folgen würde, allein das arme Mädchen kannte die Verrätherei eines Augenpaares nicht mehr. Diese Kenntniß war ihr in der Qual der verlebten Jahre des ewigen Kampfes mit einem

rebellischen Herzen untergegangen. Kein Zeichen innerlicher Erregung, kein Schimmer verwirrender Gefühle, kein zartes Roth der erweckten Herzensbewegung zeigte sich in ihrem Antlitze, als sie es aufhob zu dem, der vor liebender Erwartung und beseligender Hoffnung zitterte.

„Elisabeth," sprach der Justizrath nun leise, „ich komme nicht, um Ihnen mein Beileid zu bezeigen, sondern um Sie zu fragen: ob Sie mir die Sorge für Ihr ferneres Leben anvertrauen — ob Sie mein geliebtes Weib sein wollen."

Elisabeth stand auf und starrte ihn an. Das Strickzeug entglitt ihren Händen und fiel zu Boden.

„Ich? Ihre Frau? Ich? Sagten Sie nicht so?"

Jetzt überlief den armen, in Selbsttäuschung hierher geeilten Mann ein eiskalter Schauer, denn er erkannte seine Täuschung. In seinem Innern hatte keine Revolution geherrscht, die die selige Zeit der Jugendliebe verdunkeln mußte — in seinem Herzen hatte durch jahrelange Gewohnheit das Bild der Jugendgeliebten sich so fest genistet, daß er nicht ohne dasselbe zu denken vermochte — in seiner Seele war liebende Erinnerung geschäftig gewesen, dies Bild zu schmücken, und durch die Treue seines Gedächtnisses war jeder Augenblick und jeder verrätherische Moment ihres Beisammenseins unauslöschlich in ihm geworden! Er liebte und pflegte die Zeit seiner Liebe und fand sich stolz in dem Bewußtsein, so geliebt zu werden, während Elisabeth täglich, ja stündlich und minütlich mit dieser demüthigenden Erinnerung kämpfte. Als er siegte und floh, da zerschmetterte sich in ihr das Glück und die Seligkeit ihres Gefühls, ohne daß sie so leicht den Sieg über sich errang. Eine Ahnung dieser Verschiedenheit ihrer letzten Vergangenheit durchzuckte den Justizrath und er fragte beklommen:

„Sie lieben mich nicht mehr?"

„Könnten Sie das gewünscht — könnten Sie das gehofft und erwartet haben?"

„Ja — Elisabeth — ja!" rief lebhaft der Justizrath.

Das Fräulein faltete die schlaff herniederhängenden Hände zusammen und sah ihn etwas betrübt an. Darauf bückte sie sich, nahm ihr Strickzeug von der Erde auf und setzte sich mit stiller und geduldiger Miene wieder auf das Sopha nieder.

Der Justizrath schlug beide Hände vor das Gesicht. In diesem Augenblicke empfing er mit einem Schlage die ganze Strafe für seinen unverantwortlichen stolzen Mannesübermuth, mit dem er in egoistischer Härte dieselbe Stärke von einem Weiberherzen beanspruchte, die er mit Dünkel in sich aufgesteift hatte. Aber eben dieser Dünkel, eben dieser Egoismus flüsterte ihm jetzt hoffnungsreiche Erfolge zu, wenn er fortführe, um die nur schlummernde Liebe dieses Weibes zu werben. Er fühlte jetzt, wie noch niemals, daß er nur Elisabeth lieben könne, und es schien ihm plötzlich ein ferneres Leben ohne sie nicht mehr möglich.

„Wollen Sie mich anhören, Elisabeth?" fragte er plötzlich mit ganz wieder gewonnener Fassung, indem er dem stillen, blassen Mädchen fest in's Gesicht sah.

Sie nickte statt aller Antwort zweimal mit dem Kopfe. Ihre Miene drückte ein steigendes Nachdenken aus, dem ein sanfter Schimmer von Lächeln etwas unbeschreiblich Rührendes verlieh. Es war gerade als wenn es Tag in ihr werden wolle, aber sie fürchte sich noch vor dem Tageslichte.

Der Justizrath enthüllte nun ohne Rückhalt und ohne Rücksicht auf zerstörte Nerven und blasse Wangen mit kernigen und energischen Worten seinen Widerwillen gegen eine Heirath in eine altadelige Familie, wo er mit Achselzucken geduldet worden wäre, und erklärte dann, daß diese Antipathie ihm hinlänglich Kraft gegeben habe, einer eben so tiefen und innigen als unauslöschlichen Leidenschaft zu ihr in so weit Herr zu bleiben, daß ihm eine Flucht vor derselben möglich geworden sei.

„Mein Leben war abgeschlossen, Elisabeth," schloß er endlich nach einem halbstündigen ununterbrochenen Bericht über diesen Abschnitt seines Lebens, „das fühlte ich erst, als ich mit dem festen Entschlusse, eine würdige Lebensgefährtin zu suchen, mich umsah. Ihr Bild herrschte in mir und ich unterwarf mich gern und willig dieser Herrschaft, weil mich die Ueberzeugung Ihrer Liebe selbst im Traume beglückte. Ob Sie mich in den Armen eines Andern vergessen hatten, wollte ich nicht wissen, deshalb fragte ich nie nach Ihnen. Es war Zeit genug dies zu erforschen, wenn ich einst selbst Ihr Andenken schwächer werden fühlte. Sie wissen nun, wie ich Sie geliebt habe — stolz und hingebend zugleich, mit jedem Athemzuge und mit jedem Herzensschlage — entscheiden Sie, ob ich dadurch würdig gemacht bin, jetzt als die Stütze Ihres Lebens aufzutreten. — Elisabeth, antworten Sie mir."

Er hob mit der Hand das tief niedergesenkte Gesicht Elisabeth's, das schon längst mit still rinnenden Thränen befeuchtet war, empor und heftete seine Augen fest auf die ihren.

„O, hätten Sie damals mich errathen lassen," flüsterte sie kaum hörbar und stockend.

„Wäre es denn wirklich jetzt zu spät?" entgegnete er zärtlich.

„Ich fürchte es! Mein Herz ist gestorben vor Qual und Gram."

„Das sind schwärmerische Ideen!" rief der Justizrath. „Fühlen Sie wirklich keine freudige Regung durch dies gestorbene Herz ziehen, wenn Sie sich als meine Gattin, geliebt und verehrt von mir denken?"

„Nein, nein! Ich fühle nur Furcht und Grauen, wenn ich denke, daß noch einmal solche Jammertage und Jammernächte in mein Leben treten könn-

ten. Es ist jetzt so ruhig und still in mir, wie es nach einem Gewittersturme nur sein kann, und ich sehe ohne Entsetzen, was alles in mir zerstört ist. Wollte ich jedoch neue Pflichten und neue Freuden in mir herrschen lassen, so könnte ich nur mit Bekümmerniß diese Zerstörungen betrachten, weil sie mir zu meinem und zu Ihrem Glücke im Wege wären. Das Geständniß Ihrer frühern Liebe hat in mir eine wohlthuende Empfindung erregt, — es hat mich wahrhaft beglückt. Suchen Sie nun mein Bild zu verbannen — es wird so schwer nicht sein, wenn Sie mich prüfend betrachten und nur eine Ruine von früher in meinem Aeußern erkennen — suchen Sie mit einem frischen, treuen, jugendlichen Mädchenherzen das Glück, das ich Ihnen nicht versprechen kann —!"

„Elisabeth — das sind überspannte Gedanken, denen ich nicht im mindesten weichen werde," entgegnete der Justizrath fast heiter. „Glauben Sie wirklich nach meiner Abreise mit derselben apathischen Ruhe an all' das Unglück denken zu können, das ich thörichter Mensch über Sie verhängt habe, ohne daß Ihre Phantasie sehr selbstquälerisch hinzufügen sollte: Du hättest nach den schweren Stürmen noch ein Asyl an einem treuen Herzen finden können, wenn du nicht eigenwillig gewesen wärest?"

Das Fräulein sah überrascht zu ihm auf und erröthete.

„Versuchen wir es," bat er gewinnend, „lassen Sie mich um Ihre Liebe von neuem werben — gestatten Sie Ihren Träumen zu der Zeit zurückzukehren, wo —;" er stockte und seine Wangen färbten sich mit höherm Rothe. „Ich könnte mich freilich irren," setzte er dann zögernd hinzu, „wenn ich vermessen annehmen wollte, ich hätte einstmals den Abgott Ihrer Träume abgegeben."

„O, mein Gott, er zweifelt noch daran!" Es schimmerte ein Strahl von Entzücken in dem kurzen und schnellen Aufblick zum Himmel, womit sie diesen Ausruf begleitete. Jetzt oder nie, dachte der Justizrath, dem das Herz stärker zu klopfen begann. Er legte rasch seine Arme um die schlanke Gestalt und zog sie nahe zu sich heran.

„Kannst Du mir denn meine Härte vergeben?" fragte er.

„Ja, o ja!"

„Aber Du hassest mich ein wenig deshalb?"

„Nein!"

„Oder mein Wohlergehen ist Dir gleichgültig geworden?"

„Das kann mir nie gleichgültig werden."

„Dann schlummert auch noch eine Neigung zu mir in Deinem Herzen."

Elisabeth schüttelte mit dem Ausdrucke eines innern Bedenkens den Kopf. Es lag in ihrer ganzen Erscheinung die Müdigkeit einer Seele, die unfähig geworden ist, Hoffnung auf Glück in sich aufzunehmen. Aber diese Müdigkeit hatte nicht vermocht, diesem ehemals so hinreißend schönen Wesen alle Anmuth und Grazie zu nehmen und dies Beides drückte sich im Verein mit einer unbeschreiblichen Demuth in ihrer Haltung und Geberde aus, als sie jetzt aus einem momentanen Nachdenken erwachend sanft sprach:

„Ich bin achtundzwanzig Jahre alt geworden und seit vielen Jahren sehr kränklich."

„Soll das ein Vorwurf für mich sein?" fragte der Justizrath mit scherzendem Ernst.

„Nein, nein, gewiß nicht! Daran dachte ich nicht," rief Elisabeth erschrocken.

„Nun so wäre diese Sache erledigt und der Antwort nicht werth befunden. Weiter — Hast Du noch mehr dergleichen Gründe gegen meine Bitte?"

„Ich bin sehr arm geworden."

„An Liebe —?"

„Nein, an zeitlichen Gütern."

„A—h! Um die habe ich mich nicht beworben. Ich wollte nur Liebe — allein auch davon scheinen Dir nicht so viel Brosamen geblieben zu sein, um einen armen bettelnden Mann erquicken zu können. Meine Mutter scheint Recht zu haben."

„Ihre Mutter!" rief Elisabeth wie aus einem Traume auffahrend. Die ganze qualvoll selige Vergangenheit mit allen Jugendbildern wachte in ihr auf — sie sah sich im Geiste in dem Stübchen der Bäuerin — sie fühlte den Liebesblick der glücklichen Mutter.

„Ihre Mutter — sie lebt noch?"

„Sie lebt und sie entließ mich mit der traurigen Prophezeihung, daß meine Reue zu spät und meine Sünde gegen Dich zu groß sei."

Elisabeth hatte sich unter den letzten Worten aufgerichtet und blickte sinnend in die lichte Röthe, womit sich der Abendhimmel vor ihr färbte. Im Anfange erschien ihr Blick noch umflort, doch nach und nach entzündete sich ein lichtvolleres Nachdenken in demselben. Ihr Auge öffnete sich mehr und mehr, je größer ihre so lange unterjochte Geisteskraft wurde, um den dunkeln Kreis ihrer Erinnerungen überschreiten und sich an frühern Seligkeiten weiden zu können.

„Ihre Mutter!" wiederholte sie nochmals mit einem zärtlichen Lächeln; dann setzte sie plötzlich schaudernd hinzu: „Ach! ich habe so schrecklich gelitten."

„Was könnte Dich aber jetzt noch für ein Leiden treffen, das nicht an dem Schutze, den Du an meinem Herzen finden wirst, zersplitterte? Wir tragen zu Zweien — Du bist nie wieder allein!"

Sie sah ihn an. Der Justizrath erhob sich mit einiger Ungeduld.

„Bringen Sie mich zu Ihrer Mutter," bat sie.

„Ja," sagte er hastig; „ja, recht gern, allein nur unter einer Bedingung. Es sind Dir einige Minuten der Einsamkeit höchst nöthig, um zu einer klaren Einsicht unsrer Unterhaltung zu kommen, das sehe ich ein; deshalb werde ich jetzt zu Deiner Freundin gehen, um mit ungetheiltem

Vertrauen ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Prüfe in dieser Zeit, was Dir seit wenigen Momenten widerfahren ist, und laß dem Gedanken an meine treue Liebe Raum gewinnen. Fühlst Du Dich dann gänzlich abgeneigt, Deine Ruhe noch einmal zu wagen, so vermeide heute das Familienzimmer der Frau von Werder. — Doch Dein Erscheinen dort sei mir das Zeichen Deiner Einwilligung, mein Weib werden zu wollen und dann — führe ich Dich morgen zu meiner Mutter."

Der Justizrath hatte hastig und sehr bewegt gesprochen. Nachdem er seine Rede geschlossen, blieb er noch einen Augenblick zögernd vor Elisabeth stehen und sah nachdenklich auf ihre gesenkte Stirn. Plötzlich hob er das Gesicht des blassen Mädchens zu sich auf und legte seine Lippen mit einer sanften, aber innigen Zärtlichkeit auf ihren Mund. Eben so schnell und unerwartet wie dies geschah, war er auch verschwunden.

Mit raschem entschlossenen Wesen ging er nun, um Frau von Werder aufzusuchen. Er wurde vom Bedienten in einen Gartensaal geführt, wo er die junge Dame, seinen vertraulichen Eröffnungen sehr günstig, allein fand. Ohne Umschweife, allein mit Umgehung aller frühern Verhältnisse, legte er der froh erstaunten Frau seine Lage vor und gestand ihr die vergeblichen Versuche, aber auch die Hoffnungen seiner Bewerbung ein. Er bat sie schließlich, für heute Abend gegen jeden, selbst ihren Gatten nicht ausgenommen, verschwiegen zu sein. Sie versprach es lächelnd, ermunterte seine Hoffnung mit einigen artigen Floskeln und führte ihn dann ihrer übrigen Familie zu.

Während der ersten Stunde entwickelte der Justizrath eine so unbefangene und aufgeweckte Munterkeit des Geistes, daß er sich den Beifall des Herrn vom Hause und das Wohlwollen der gnädigen Dame im höchsten Grade errang, allein je weiter der Zeiger der dicht vor ihm stehenden Stutzuhr sich vorrückte, je zerstreuter wurde er und zuletzt nahm eine spannende Unruhe ihn dermaßen gefangen, daß alle Anwesende es mit schlecht verhehlter Verwunderung bemerkten. Sein Auge hing fast unverwandt an der geöffneten Flügelthür, die einen Einblick in den Gartensalon, durch welchen Elisabeth kommen mußte, gestattete.

Endlich drehte sich die Salonthüre leise in ihren Angeln und mit einer Hast, die seine Leidenschaft und alle ausgestandene Unruhe verrieth, eilte der Justizrath der schüchtern eintretenden Elisabeth entgegen. Fast verwirrt erfaßte er die beiden Hände des Mädchens. Er rang vergeblich nach Athem, um ein Wort, ein einziges Wort hervorbringen zu können.

Elisabeth fühlte die Erschütterung, die ihn gewaltsam durchschüttelte, und hob gütig und hingebend ihr Auge auf zu ihm. Eine Secunde tauchten sich ihre Blicke in einander, und diese Secunde war hinreichend zu der Erkenntniß gleicher Liebe. Dann sagte sie mit einfacher Herzlichkeit:

„Johannes, mein Herz ist erwacht, es bedarf wieder Deiner Liebe zu seinem Frieden."

„Elisabeth, Elisabeth, wie soll ich Dir danken?"

„Durch Liebe."

Er zog sie an sich und preßte sie einen Augenblick an das ungestüm pochende Herz. Hierauf schritt er mit schnell gewonnener Fassung mit ihr dem andern Zimmer zu und rief beim Eintreten mit dem Tone fröhlicher Herzlichkeit: „Ich erlaube mir, Ihnen in Elisabeth meine Verlobte vorzustellen."

Jetzt war die sonderbare Zerstreuung des Gastes mit einem Male erklärlich, aber jetzt ging auch dem wackern Hausherrn ein Licht auf über das wichtige und geheimnißvolle Lächeln seiner Gattin, womit sie ihm den Gast präsentirt hatte. Die Familie umringte mit frohem Jubel ein Paar, das nach ihrer Ansicht eine jener leichten Verbindungen schloß, welches einer allein stehenden Frau eine Versorgung und einem beginnenden Hagestolzen eine wirthliche Hausfrau verschafft. In die Tiefe solcher Herzen, wie dieses Paar einander entgegentrug, vermögen weltlich construirte Menschen nicht zu dringen.

Wir unterlassen es, die erschütternde Scene des Wiedersehens zwischen den beiden Frauen zu schildern, die von der Natur zu gleichen Sympathien, obwohl unter so himmelweit verschiedenen Verhältnissen gebildet wurden. Sie gehörten Beide zu den Außergewöhnlichen des weiblichen Geschlechts und außerordentliche Umstände gaben diesem Wiedersehen den Stempel der Heiligkeit.

Nach vier Wochen segnete des Priesters Hand diese Verbindung ein und diese vier Wochen hatten hingereicht, um in Elisabeth durch Herzensfreudigkeit und Geistesregsamkeit eine neue Jugendblüthe zu erwecken. Mit dem Segen der Kirche wurde sie nun in ein Element versetzt, wo solche neue Lebensfreudigkeit gedeiht, und von des Gatten Liebe und der Mutter Zärtlichkeit gestützt und erhoben wird sie bald die Jahre der trüben Entsagung wie einen kurzen und finstern Traum betrachten lernen, gegen den ihr jetziges Leben um so heller und glänzender erscheint.

Ernst Fritze.

Deutsche Zeitung in Philadelphia im Jahre 1778.

Es ändern sich die Zeiten! Wie ausgebildet erscheint jetzt das Zeitungswesen der Vereinigten Staaten von Nordamerika auch hinsichtlich der deutschen Zeitungen, wenn es schon manchem aus andern Gründen nicht gefallen dürfte; und auf welche Weise gestaltete sich eine Zeitung in Phila-

delphia im Jahre 1778. Wir wählen der Curiosität wegen eine Probe aus dem im gedachten Jahre erscheinenden „Pennsylvanischen Staatscourier," der, wenn man auch damalige Zeiten beachtet, der deutschen Nation eben nicht zur Ehre gereicht zu haben scheint. Im Stücke vom 6. Mai heißt es unter andern:

Die Herausgeber dieses geben hiesige Zeitungen, oder auch sonsten einen billigen Preis für Zeitungen die unter den Rebellen gedruckt werden.

Gespräch zweyer Bauern in Tolpehacken, des Abends bey einem Glaß Wisky und gutem Hickory Feuer, am 1ten May 1778.

Was neues giebt es wohl, was sagen die Rebellen?
Was spricht die schnöde Rott, sammt ihren Spiesgesellen?
Sie sagen zwar nicht viel; allein ihr Thun und Wesen,
Kan jederman sogleich aus einem Bilde lesen,

Von einem Bösewicht in Lancäster erdacht.
Erzehle mir es doch wie hats der Schelm gemacht?
Er stellte Waschington auf einem Throne vor.
Wie weiter? rede fort, komm sage mir's ins Ohr.

Der König liegt vor ihm, auf einem Knie gebogen.
Ist dieses würklich wahr? Herr es ist nicht gelogen.
Und was noch ärger ist, er soll mit Fingern zeigen
Der König möge doch das andre Knie auch beigen.

Ist das nicht unverschämt? den Frevel muß man strafen,
Heißt das ein freyes Volk? Nein — Sie sind Congreß-Sclaven.
Auf! Auf! ihr Britten auf! Ihr Hessen frischen Muth!
Marschirt nur hurtig vor; des Königs Sach steht gut.

So lang als Sonn und Mond den ErdenBall bescheinen,
Die Ströme Delawar und Schulkill sich vereinen,
Bis daß der Bau der Welt und Firmament veralten
Soll Brittens Helden Hand den Scepter aufrecht halten.

Aus der Faustischen Deuckerey, in der Deeyzehnden Strasse, wird in wenig Tagen der Presse entwischen und gratis herum marschieen, (Taschen Format)

Auserlesene Gedichte
aus Manuscripten verschiedener berühmter Poeten
gesammlet
und dem Druck übergeben
Zur Nahrung und Erfrischung
des niedergeschlagenen Geistes
gewidmet
von
M. Johannes Autormänngen.

Bei den Herausgebern dieser Zeitung ist zu haben
Der beste Kühnrus.

*

Noch andre Anzeigen in schrecklichem Styl und mit schauderhaften Orthographiefehlern folgen hinterdrein. Mögen vorstehende Proben genügen.

Feuilleton.

Ist der Wünsche Ziel erreicht? Meyerbeer und Prophet, — Prophet und Giacomo Meyerbeer, so ebbt und fluthet es jetzt in Journalen und selbst in politischen Zeitungen. Da lesen wir denn aus Beelin, daß Meyerbeer's Freunde demselben am 5. Mai eine beiondeee Ovation bereitet. Auf Veranlassung der beiden Concertmeister, Gebrüder Ganz, hatte nämlich ein Theil dee Orchestermitglieder einen silbernen Lorbeerkranz anfertigen lassen, der Herrn Meyerbeer im Concertsaale des königl. Schauspielhauses von den versammelten Orchestermitgliedern feierlich überreicht wurde. — Ein silbeener Lorbeerkranz von Wien, ein gleiches Ehrenzeichen von Berlin, tausendzüngigee Beifall und hunderte von Fedeen, die da arbeiten am Ruhmestempel des Gefeierten. Fürwahr! es muß eine gewisse Kraft dazu gehören, dies alles zu ertragen. Ehre, Geld, Ruhm, alles in Massen, so steht er da inmitten der journalistischen Kniebeugung seiner Getreuen mit sieben Orden auf der Brust, aber innen, da, wo das Leben, wer sollte es wohl glauben, daß da finstere Wolken aufziehen und so manchen Lichtstern des Lebens verdunkeln? Als Seydelmann sich auf das Krankenlager legte und die Aerzte nach dem Uebel forschten, da sagte ein beeühmter Arzt: Das ist u n b e i r i e d i g t e r Ehrgeiz und dieser Krankheit wird er erliegen. Ein gleiches Uebel hat Raum ergriffen in Meyerbeer's ganzem Wesen. Mitten in dem Jauchzen des Beifalls, wenn alle Stimmen sich vereinigen zu seinem Lobe, zu seinem Ruhm, da tritt in seinem Innern ein Petrus auf, der seinen Herrn und Meister veeleugnet, eine Stimme, die ihm sagt: Du hast sie geblendet all' die Massen und dereinst weeden fallen die Schuppen von den Augen. Er empfindet, wie viel er hat in die Wagschale legen müssen, um so zu steigen; er fühlt die Opfer, die er den Zöllnern und Sündern auf dem von der Kunst verlassenen Wege gebracht, er weiß nur zu gut, daß er nach Mitteln gegriffen, die der wahre Genius verschmäht. — O, die Kritik, sie ist es, die wie ein Geier an seinem Leben nagt. Mitten im Applaus denkt er: Morgen, morgen kann doch einer mäkeln; Tausende lesen das Urtheil und schenken ihm Glauben. Wer mag dieser Eine sein? Wo ist er zu finden? Wie ist er zu bekehren? Während Tausende glauben, der Mann des Tages ruht jetzt auf seinen Lorbeeren, da drängt sich irgend ein Winkelblättchen der Provinz vor seine Augen und scheucht den süßen Schlaf, der den Niedrigsten in der musikalischen Capelle eequickt. Er sitzt an reich besetzter Tafel, wo dee Wein im Pocale funkelt, da kommt irgend ein Aetikel in einem musikalischen Wochenblatt: in Wermuth wandelt sich der göttliche Trank und furcht die vom silbernen Lorbeer umwogte Stirn. Ja, dann kommen Zeiten, wo es ihm dee liebe Gott nicht recht machen kann. Scheint die Sonne, so denkt er: Die Menschen werden heute in's Freie gehen und nicht in's Theater, es wird leer sein, und morgen schreiben sie: Der Besuch der Meyerbeer'schen Oper hat nachgelassen. Regnet es und die Witterung ist rauh, so peinigt ihn der Gedanke, daß der Hauptträger der Partie heiser werden und sein Werk eine Woche lang vom Repertoir verschwinden könne. — O, diese silbernen Lorbeerkränze auf dem Haupt, sie sind es, welche das Haar bleichen; solch theurer Ruhm drückt mehr denn Last

der Jahre. Ja, man kann reich, sehr reich und — doch arm sein.

Rußland hat jetzt die Kreide zur Hand genommen und dem Hause Oesterreich für die Militärhülfe in Ungarn die Rechnung gemacht. Die Mission des Grafen Zichy nach Petersburg war diesem Gegenstande zugewendet, dessen Erledigung dahin geht, daß Oesterreich 3,700,000 Silberrubel (etwas über 6 Mill. Silbergulden) an Rußland bezahlt, wovon 700,000 Silberrubel in Satz und die andern 3 Mill. in dreijährigen Raten à 1 Mill. mit laufender Verzinsung von 5 Procent abgetragen werden.

Die letzten Zeitungen aus Adelaide (Australien) vom 12. Januar erzählen, daß das ganze südliche Australien in großer Aufregung sei durch die Entdeckung reicher Goldminen in den Bergen von Onkaparinga. Diese Entdeckung hat der Auswanderungslust nach Californien, welche in dieser Colonie schon zur wahren Manie geworden war, plötzlich Einhalt gethan.

Folgenden Vorfall erzählt der „Nazionale" vom 24. April: „Die Mutter des ersten Tenoristen am Theater zu Trapani war gestorben und der Sänger, untröstlich darüber, wollte nicht auftreten. Da riß man ihn durch Gendarmen aus seinem Schmerze und schleppte ihn auf die Scene. Als er aber an die Stelle in der Arie kam, wo es heißt: O bell' alma inamorata! stieß er sich mit einem Dolch in das Herz und wurde als Leiche von der Bühne getragen."

Die Londoner Brauereien. Ein schottisches landwirthschaftliches Blatt giebt unter der Aufschrift: „Wunder der Londoner Brauereien" folgende Notizen. Der größte Theil der schottischen Gerste wird in Whisky verwandelt, wovon 1,300,000 Quarters gewonnen werden. Beinahe 4 Mill. Quarters dienen der Bierbrauerei. Die 2460 englischen Bierbrauereien beziehen ihren Gerstenbedarf theils vom Inlande (Norfolk rc.), theils vom Continent. Die größten derselben consumiren an Malz wie folgt: Barclay Perkins u. Co. 115,542 Quarter, Hanbury 105,022, Meux u. Co. 59,617 u. s. w. Die erstgenannte dieser Firmen benutzt u. A. eine Tonne, welche 3500 Barrels Porter im Preise von 9000 Pfd. St. hält, und zahlt ihrem ersten Braumeister 1000 Pfd. St. Salair.

Das Erdbeben, das seit einiger Zeit in Dalmatien wüthet, tritt mit unerhörter Stärke auf. Die kleine Stadt Stagno ist durch fortgesetzte Erdstöße allmählich gänzlich zerstört worden; kein Haus ist stehen geblieben, die Einwohner sind sämmtlich entflohen. Aus dem Boden ist schwefelichtes Wasser hervorgedrungen, dessen Vorhandensein dort nie bekannt war.

Dresden hat jetzt 89,975 Einwohner, nämlich 89,308 Christen und 667 Juden; 4005 Häuser, 20 Märkte und öffentliche Plätze, 224 Straßen und Gassen, 3 Eisenbahnhöfe, 816 öffentliche Orte (Hotels 117, Kaffeehäuser 92, Schenk- und Speisewirthschaften 533, Tanzböden 43 u. s. w.), dagegen nur 18 Kirchen und Capellen! Ferner zählt Dresden 30 Erziehungsanstalten, 39 öffentliche Schulen, 4 höhere Fachschulen, 55 Institute, Vereine und Anstalten zu öffentlichen Wohlfahrtszwecken; alsdann: 1935 Brunnen und endlich 23 öffentliche Bäder und Gärten.

Die Ankunft einer vornehmen russischen Dame verursacht in Constantinopel viel diplomatisches Kopfzerbrechen. In der Mitte des April kam nämlich daselbst die Gräfin Olga de Rochefort, Ehrendame am St. Petersburger Hofe, mit ihr zugleich der berühmte russische Violinvirtuose Swetin in Pera an. Obwohl die Gräfin eine mehr als bescheidene Wohnung in einem Hotel von Pera inne hat, so empfängt sie dennoch Besuche von den Chefs des meisten Gesandtschaften, die von ihr mit vieler Auszeichnung und Zuvorkommenheit empfangen werden. Man schreibt dieser Dame von hohem Stande, jung, schön und geistreich, außer dem Enthusiasmus für das musikalische Talent des Herrn Swetin auch noch eine geheime Mission der russischen Diplomatie zu. Die politischen Flaneurs zerbrechen sich den Kopf über den Zweck dieser angeblichen Mission, während doch die Macht der Töne ein vollkommen genügender Grund ist, um die schöne Gräfin vom Norden nach dem Orient zu locken.

Die Indianer Nordamerika's glauben, daß eine Berührung mit irgend einem Gegenstande der Natur die Eigenschaften derselben mittheilt. Um ihre Söhne zu tapfern Kriegern zu machen, bedecken sie sie mit dem Felle des Panthers, welcher, was Kraft, Ausdauer, Schmiegsamkeit und Schnelligkeit betrifft, alle andern Thiere der nordamerikanischen Wälder übertrifft. Um ihre Töchter bescheiden zu machen, lassen sie sie auf der Haut eines Kalbes oder der eines jungen Rehes ruhen.

Londons Bewohner werden mit einer neuen Plage bedroht. Diebe haben nämlich kürzlich 16 Gallonen Chloroform gestohlen, wahrscheinlich um die, welche sie bestehlen wollen, vorher bewußtlos zu machen. In einer Vorstadt Londons wurde bereits ein allein wohnender Mann kürzlich todt gefunden, wobei festgestellt wurde, daß der Tod durch Anwendung von Chloroform erfolgt sei. Das ganze Haus war ausgeräumt. Die Zeitungen warnen das Publicum, man möge sich Abends nicht von Fremden anreden und, wenn auch nur ganz kurze Zeit, aufhalten lassen.

Zur Schulfrage. Als neuen Beleg zu „morbus democraticus" schreibt man aus Gumbinnen: „Unser Volk muß in kurzem reif zum Self-Government sein, wenigstens thun unsre demokratischen Schulmeister reichlich dazu das Ihrige. So ist z. B. — und es ist wohlverbürgte Thatsache — in unsrer hiesigen Armenschule ein Schulschwurgericht eingerichtet. Aus der Zahl der Schüler sind nämlich Vertrauenskinder gewählt, welche bei der Handhabung der Schuldisciplin als Geschworne fungiren. Wird ein Schüler angeklagt, sich geprügelt oder andre Ungezogenheiten begangen zu haben, so trägt der Lehrer gedachter Armenschule den von ihm aufgenommenen Thatbestand den Vertrauenskindern vor, welche sich sodann zur Berathung über das Schuldig oder Nichtschuldig zurückziehen. Lautet das Verdict auf Schuldig, so tritt der Lehrer in die Executive und vollstreckt die Strafe; lautet aber das Verdict auf Nichtschuldig, so wird unter Freudenbezeigungen der Angeklagte von den übrigen Schülern wieder aufgenommen. Ob dem Angeklagten auch freisteht, gegen ein auf diese Weise wider ihn ergangenes Urtheil die Cassation nachzusuchen, ist bis jetzt noch nicht bekannt geworden; ebenso ist auch bis jetzt davon nichts zu erfahren, wer etwaige Untersuchungskosten trägt. Nimmt man aber an, daß die Schüler auf Kosten der Commun den Unterricht genießen und die wenigen den Schülern werdenden Lehrstunden ohne Unterbrechung zum Unterrichte der Schüler angewandt werden sollen, so dürfte die Beantwortung dieser Frage wohl nicht fern liegen. Ob nun diese Einrichtung in der hiesigen Armenschule mit ausdrücklicher oder stillschweigender Genehmigung oder ohne alles Wissen der betreffenden Schulbehörde — Aufsichtsbehörde — besteht, vermögen wir nicht anzugeben, es wäre aber wohl der Untersuchung werth."

Der in Lahore von den Engländern erbeutete große Diamant Koh-i-Nuhr, welcher von der Armee der Königin von England zum Geschenk angeboten, von dieser aber ausgeschlagen worden ist, wird jetzt auf dem Kriegsdampfschiffe „Medea" um das Cap herum unter der Obhut zweier Officiere nach England gebracht. Es heißt, daß der Kaiser von Rußland 600,000 Pfd. St. für den Stein angeboten habe, daß dieses Anerbieten aber abgeschlagen worden sei.

Säcularisation von Klöstern. Als ein interessantes Factum führen wir an, daß der Papst vor seiner Abreise

von Neapel auf Ersuchen des Generalstatthalters von Sicilien, Fürsten Satriano-Filangieri, in die Säcularisation der Besitzungen einiger dem Aussterben naher Klöster auf der Insel Sicilien eingewilligt hat.

Die Zahl der Findelkinder in Frankreich beträgt gegenwärtig den funfzigsten Theil (700,000 Seelen) der Gesammtbevölkerung und in dem Seinedepartement soll auf zehn Einwohner je ein Findelkind kommen. Die Regierung geht, wie es heißt, mit der Gründung einer Ackerbaucolonie in Algerien aus Findel- und Waisenkindern um. Im Alter von zehn Jahren, wo ihre Verpflegung in den Hospices aufhört, würden sie nach Algier übergeführt werden, und wenn sie das einundzwanzigste Jahr erreicht, eine Strecke Landes nebst den nöthigen Geräthschaften und Vieh erhalten.

Hannover. Unsre Residenz besitzt seit funfzig Jahren etwa eine naturhistorische Gesellschaft, deren Existenz nur sehr wenigen bekannt war. Die geringe Zahl der Mitglieder hat sich entschlossen, das Institut dahin zu verändern, daß dasselbe aus den engen Grenzen einer geschlossenen Gesellschaft heraustritt, um allgemein nutzbar zu werden. Die an guten Kupferstichwerken reiche Bibliothek des Instituts und die nicht werthlose Sammlung naturhistorischer Gegenstände soll den Anfang zu einem naturhistorischen Museum der Stadt bilden unter der Bedingung, daß die Einwohner der Hauptstadt und des Landes das Project der Erweiterung des Instituts unterstützen. Der König hat dem erneuerten Institut eine Räumlichkeit im Prinzenhause anweisen lassen.

In großer Hast meldete neulich unter der Rubrik: „Nachschrift" die „Deutsche Zeitung" Folgendes: „München, den 30. April Abends; der Bockkeller ist geöffnet. München ist ruhig."

Paris. Die Posteinnahmen für Briefporto haben sich während des ersten Quartals von 1850 im ganzen Lande um mehr als 600,000 Francs und der Briefverkehr um etwa 2,881,000 Stück vermehrt.

*** Die „Patrie" meldet als Handlung politischen Muthes, daß die Eigenthümer der hiesigen „Magazine der Städte von Frankreich," welche 80 Ladengehülfen beschäftigen, 78 derselben entlassen haben, weil sie dem socialistischen Candidaten ihre Stimmen gaben. Das jedem von ihnen zugeschickte Entlassungsschreiben lautete: „Die Wahlfrage ist in unsern Augen ein Kampf geworden, dessen Ergebniß entweder die Rettung oder der Untergang der Gesellschaft sein wird. Jeder Angestellte, der durch seine Stimmgebung zum Ruine des Landes im allgemeinen und des Handels insbesondere beiträgt, ist fortan feindlich gegen uns und wir können ihn daher nicht behalten. Dies ist der Beweggrund, welcher uns bestimmt hat, Ihnen hiermit anzuzeigen, daß Sie von diesem Augenblicke an unserm Etablissement nicht mehr angehören."

Musikalisches. Im königl. Theater zu London wird gegenwärtig eine große Oper von Halévy, der „Sturm," nach Shakespeare's gleichnamigem Stücke (Text von Scribe), einstudirt. Die Rollen der Miranda und des Kaliban sind der Gräfin Sonntag und Herrn Lablache übertragen; den Ariel wird Carlota Grisi tanzen. Die Ausstattung ist im höchsten Grade glänzend.

*** Liszt hat „Illustrationen" zum Propheten geschrieben.

*** Madame Auber, die Mutter des berühmten Componisten, ist vor einigen Tagen in ihrem 93. Jahre mit Tode abgegangen.

*** Der durch mehrere Liedercompositionen (namentlich durch die 100,000 Champagnerteufel) populär gewordene Componist Graben-Hoffmann ist nach einer langen lebensgefährlichen Krankheit wieder mit einer Composition auferstanden: „Wirth und Gast" von Prutz (Berlin bei Trautwein), die in Humoristik der Töne und der Melodie für durchaus originell gehalten wird.

Aus der Theaterwelt. Fräulein Franziska Berg vom Dresdener Hoftheater hat auf der Leipziger Bühne einen Gastrollencyclus eröffnet.

*** Zu Oldenburg starb am 3. Mai der ehemalige Schauspieldirector Gerber, ein zu seiner Zeit bedeutender Künstler.

*** Räder's Posse: „Johann's Leiden und Freuden," ist in Berlin gegeben worden und hat durch ihre Ausstattung und dergleichen gefallen. Ein Referent bemerkt darüber: „Neben dem parodistischen Elemente geht die Posse sparsam mit dem Witze um (das kann man von mancher andern Posse desselben Verfassers ebenfalls sagen) und jenes borgt seine Wirkung von dem parodirten Gegenstande." Was ist denn nun also Eigenes an dem Opus? Das Ganze ist nämlich Nachbildung einer ältern, ihrer Zeit sehr beliebten Zauberposse: „Der Berggeist oder die drei Wünsche."

*** Das Journal des Debats enthält in seinem Feuilleton eine sehr geistreiche Recension Berlioz's über die neueste Oper des Herrn Ambr. Thomas „ein Sommernachtstraum." Das Sujet ist keine Nachahmung des Shakespeare'schen Stücks, wohl aber spielt Shakespeare selbst eine Rolle darin, der im Rausche, im Park von Richmond, eine Art von Feentraum hat. Auch die Königin Elisabeth und Sir John Falstaff figuriren darin. Die Musik wird von Berlioz sehr gerühmt und die Oper hat sehr gefallen. Condere gab (nach einer achtjährigen Abwesenheit von Paris) den Shakespeare, Bataille den Falstaff und Demoiselle Lefevre (an der Stelle der erkrankten Madame Ugalde, für welche die Rolle geschrieben war) die Elisabeth.

Literarisches. Es ist gewiß ein wohlthuendes Gefühl, unter der Fluth politischer Gedichte auch einmal ein religiöses auftauchen zu sehen, welches das Gemüth erhebt und das Herz zur Andacht stimmt. Ein solches ist in Dresden unter dem Titel: „Die Pilgerfahrt" bei Woldemar Türk von Hermann Waldow erschienen. Der Preis (3 Ngr.) ist gering, das Dargebrachte doch von Werth und tiefer innerer Bedeutung. Herr Waldow ist Herausgeber der in Wien bei Pfautsch und Voß erscheinenden „Siona," welcher die im vorliegenden Gedicht befindlichen Schlußworte:

„Daß im Raume der Schöpfung nichts köstlicher sei
Als ein Herz voll inniger Liebe und Treu!"

mit Geist und Gemüth durchgeführt.

*** Rudolph Gottschall, der zuletzt sich fast allein und ausschließlich dem Drama zugewendet hatte, will nun zunächst zum Epos übergehen und ein größeres Gedicht à la Lenau und Meißner schreiben. „Die Göttin der Vernunft" soll es heißen und das moderne Weib in allen seinen Beziehungen zum Herzen, Staat und der Gesellschaft soll die Heldin desselben sein.

*** Das „Magazin für die Literatur des Ausl." theilt mit, daß Eugen Sue sein eben erschienenes Buch: „Mystères du Peuple" durch Colporteure im Lande herum tragen lasse, weil er seinen Gewinn mit keinem Verleger habe theilen wollen. Da dies jedoch nicht den gewünschten Erfolg gehabt zu haben scheine, erzählt das Magazin weiter, so sei der speculative Verfasser, der sich damit zugleich bei den socialistisch gesinnten Handwerkern zu insinuiren gedenke, auf die Idee gekommen, jedem der ersten 60,000 Pränumeranten eine elegante Stutzuhr als Prämie zu versprechen. Diese Stutzuhren sollen sämmtlich von der „freien Association der Uhrmachergesellen" angefertigt werden. Bei jedem folgenden seiner Werke will Sue auf einen andern Gewerbzweig Rücksicht nehmen.

Humoralia. Die „Times" erzählt folgende hübsche Anekdote: Vor weit mehr als einem halben Jahrhundert lebte in Forfashire eine arme Witwe, welche sich und ihren einzigen Sohn mühsam, aber redlich von dem Ertrage eines kleinen Töpferstandes auf dem Markte ernährte. Es war eine Zeit, wo Gentlemen wilder lebten als heutzutage, und das Städtchen war an die tollen Streiche und derben Späße eines benachbarten Edelmanns gewöhnt, welcher kürzlich zur Pairswürde und einem ungeheuern Vermögen gelangt war.

Man wunderte sich daher nicht eben sehr, als eines Abends der bescheidene Kram der armen Witwe in übermüthiger Weinlaune umgeworfen und in tausend Stücke zerschmettert wurde. Der Frevler war Lord Panmure. Am nächsten Morgen machte die Witwe Sr. Herrlichkeit ihre Aufwartung und die Schadenrechnung ward sehr bald zu beiderseitiger Zufriedenheit festgestellt. „Und nun, meine gute Frau," sagte der Zerstörer der Töpferwaare, „kann ich noch sonst etwas für Euch thun?" Die Witwe antwortete, sie habe einen Sohn, einen gescheidten kleinen Buben, dem sie eine bessere Erziehung geben möchte als ihre Mittel es erlaubten. Lord Panmure versprach sogleich die erforderliche Hülfe und er war so gut wie sein Wort. Der kleine Joseph wurde geholt; seine Intelligenz und Gescheidtheit wurden bald anerkannt und er ward in eine ausgezeichnete öffentliche Schule geschickt. Dies war der Anfang einer langen Laufbahn voll Thätigkeit und Ehren. Der kleine Bube, der Sohn der Witwe, war — Joseph Hume.

MODEN.

Paris, den 10. Mai 1850.

Neben einer großen Auswahl in Peking sind die schmal gestreiften und die gegitterten Stoffe sehr beliebt; indessen giebt es auch einfarbig brochirte und mit leichten Blumenzweigen oder Guirlanden bedeckte, welche vielfach zu Kleidern für junge Mädchen oder zu Morgentoiletten verwendet werden. Die glasirten Taffete stehen in noch höherer Gunst als voriges Jahr, wozu besonders die schönen und neuen Farbenzusammenstellungen beigetragen haben. Von dieser Gattung giebt es sehr schöne abgepaßte Kleider mit Volants, welche mit allerliebsten Mustern brochirt sind, die viel Aehnlichkeit mit der Stickerei haben; andre haben breite weiße Streifen mit darüber gestreuten Sträußchen von Rosen, Maßlieben, Kornblumen, kleinen Astern rc., kurz mit tausenderlei Blumen, von denen die einen immer hübscher und feiner sind als die andern, indem alle sich an Glanz und Schönheit der Farben zu übertreffen scheinen. Dazu kommen noch die wundervollen Stoffe, jene Frühlingstaffete mit leichten Blumenzweigen auf stahlblauem, islygrünem oder weißem Grunde; ferner die Camaientaffete mit breiten Streifen, die Pekings mit doppelten gebrochenen Linien, wodurch sich cerise, blaue oder hellgrüne Würfel auf sehr hellem Grunde bilden. Aus allen diesen Stoffen werden nun Kleider mit großer Zierlichkeit und mancherlei Auszeichnungen gefertigt. Für jetzt sind die Leibchen mit übereinander gehenden Draperien in Form eines Herzes als neu bekannt; die letzte Falte der Draperie hat eine Stickerei wie der Kleiderstoff, und diese Stickerei ist auch wohl noch um den Ausschnitt des Leibchens angebracht. Die ziemlich weiten Aermel sind im Aermelausschnitt eingezogen und fälteln sich an einem Bündchen, welches nur bis zum Elbogen vorgeht; unten an diesem Bündchen befinden sich zwei übereinandergehende Volants, welche ebenfalls am Rande wie das Kleid bestickt sind und ziemlich über die Unterärmel vorfallen. Der Rock ist wie gewöhnlich weit, ziemlich lang und mit drei Volants in gleicher Breite besetzt. Die Stickerei wird übrigens vielfach durch die Glanzpresse nachgeahmt und diese Nachahmung gewähret auf seidenen Stoffen einen recht schönen Anblick, sowie die Presse die Festigkeit des Stoffes vermehrt, ohne dem Kleide ein schwerfälliges Ansehen zu geben. Wir glauben dieser Erfindung eine längere Dauer versprechen zu dürfen. Wegen eines nicht selten vorkommenden neuern Putzes müssen wir noch einmal auf die Leibchen zurückkommen. Außer den herzförmigen giebt es nämlich noch die ausgeschnittenen, blousenartig geformten und mit einem Gürtel versehenen Leibchen, die sich besonders bei den leichten Sommerstoffen gut ausnehmen müssen. Die Verzierung nun, welche man zuweilen noch anbeingt, besteht in einer Pelerine, welche sich dicht dem Ausschnitte des Leibchens anschließt, über den Schultern abgerundet ist und hinten wie vorn spitz ausläuft. Diese Pelerinen werden sehr gern mit feinem Gorl in Dreifingerbreite besetzt. Der Rock ist sehr verschieden verziert, entweder nur mit Posamentirarbeit oder mit Volants oder mit Schürzenbesatz, wie es nun eben dem individuellen Geschmacke der Damen zusagt.

Wir erlauben uns eines sehr prächtigen Kleides zu gedenken, das wir kürzlich sahen. Es bestand aus rosa und weiß glasirtem Taffet. Das Leibchen hatte einen schmalen Gürtel und war vorn bis an den Gürtel über einem sehr feinen Chemisette geöffnet. Die Aermel hatten die griechische Form und waren am Rande mit Stickerei verziert, die sich auf den zum Ausputz des Rockes angebrachten vier Volants wiederholte. Das Kleid wurde indessen hauptsächlich dadurch so elegant und anmuthig, daß jeden Volant sehr schöne Schleifen mit langen Enden aufschürzten und auf den Aermeln ähnliche Schleifen angebracht waren. Für diese Jahreszeit werden die offenen Leibchen wohl sicher stark in der Mode bleiben; die feine Putzwäsche, welche dazu nöthig ist, existirt in größter Vollkommenheit; wir machen in dieser Beziehung nur auf die herrlich gestickten Busenschleier aufmerksam.

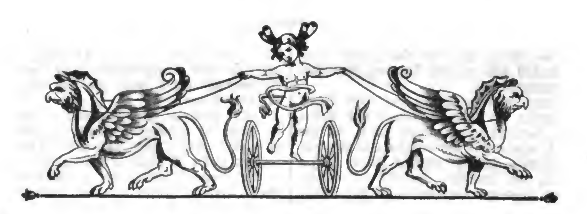
Das Shawlmäntelchen und die Mantelschärpe sind zwei neue Ueberwürfe, von denen das erstere von pfaugrünem Taffet gearbeitet ist und die Form eines zum Umschlagen breit liegenden Shawls hat, nur daß auf den Schultern wie bei jedem Ueberwurfe die übliche Naht nicht fehlen darf, wodurch der Rücken und der Umfang des Halses, wo es vollkommen anliegen muß, anmuthig ausgezeichnet wird. Sehr breite schwarze Spitzen, leicht gefältet angesetzt, laufen rings herum und fallen über die Schultern auf den Stoff des Shawls, welcher fast ganz von diesen Spitzen bedeckt wird.

Die Mantelschärpe ist im Rücken und vorn an den Aermeln rund geschnitten und wird meist von perlgrauer Grenadinseide gefertigt. Fünf vierfingerbreite Volants (einer von brochirtem Flor, der andre von Taffet) laufen so übereinander hin, daß der Flor den Taffetvolant stets um die Hälfte bedeckt; über den fünf Volants befindet sich übrigens noch ein Taffetstreifen, gleich einer Garnitur aufgesetzt. Rücksichtlich der Ueberwürfe entfaltet sich ein großer Luxus in Spitzen; es ist keine Spitze zu breit, welche nicht darauf angebracht würde. Für äußerst elegant gilt es, wenn die ganze Toilette in Bezug auf die Farbe vom Hute bis zum Stiefelchen übereinstimmt. So trug z. B. eine vornehme Engländerin ein Kleid von perlgrauem Taffet, dessen Rock mit drei Reihen sehr breiten Fransen von gleicher Farbe besetzt war; der ziemlich kurze Ueberwurf, welcher an der Taille anlag, war von demselben Stoffe wie das Kleid und ebenfalls mit perlgrauen Fransen und feiner Borte besetzt. Einen eigenthümlichen Reiz erhielt diese Toilette dadurch, daß gleich allem Uebrigen selbst der mit Maraboutbüscheln verzierte Hut, der Sonnenschirm und die Stiefelchen von einer und derselben Farbe waren.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 21. Hut von Krepp und Spitzen, mit Blumen garnirt. Kleid von Seidenmußelin. Mantille von Spitze. Hut von Taffet, mit Feldblumen garnirt. Oberrock von nankingelbem Taffet; um den Ausschnitt des Leibchens vorn herunter und die Aermel ausgebogt und mit Plattstichstickerei verziert. Chemisette und Unterärmel von Spitzenvolants zusammengesetzt.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 22. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Gellert in Gohlis.

Von

Theodor Drobisch.

Folge mir, geneigter Leser, in das freundliche Dörfchen Gohlis bei Leipzig, nach jenem ländlichen Asyl, wo im Jahre 1786 Friedrich Schiller das „Lied an die Freude" schrieb, wo Zollikofer eine Zeit lang dem Stadtleben entfloh, wo die Virtuosin Kirchgeßner die Freuden des Sommers genoß und einst der Dichter Gellert mit dem Satyriker Rabener lustwandelte, weshalb heutigen Tages der Gang unter den Weiden beim Schlosse vorbei noch der Poetengang genannt wird.

Unter den Nonnen, welche einst aus dem Kloster Nimbschen bei Grimma nach Torgau entflohen und unter denen sich Katharina von Bora, Luther's nachherige Gemahlin befand, war auch eine Lineta von Gohlis.

Gellert, der bekannte Fabeldichter und Verfasser vieler frommen Lieder, hatte sich im Jahre 1760 dies freundliche Dörfchen zum Sommeraufenthalt auserkoren, weil er der frischen Luft und der Zerstreuung bedurfte, da sich in letzterer Zeit der Hypochonder seiner immer mehr bemächtigt und die Stubenluft ihn siech gemacht hatte.

Unweit seiner Wohnung, welche ein freundliches Gärtchen begrenzte, befand sich ein Milchgarten, welcher vorzüglich des Abends von Studenten besucht wurde, die hier bei einem Teller Milch und eingebrockter Semmel gar fröhlich und guter Dinge waren. — Plötzlich brach aber manchmal der Gesang ab und das muntere laute Treiben ging in ehrfurchtsvolle Stille über, denn Gellert, Professor der Moral an der Universität Leipzig, Christian Fürchtegott Gellert, der hochgeachtete Lehrer war in der Nähe.

Oefters hielten vor der kleinen Wohnung auch reiche Equipagen, Besuch von Fremden, welche die persönliche Bekanntschaft des Dichters wünschten oder sich einen Hauslehrer von ihm erbaten, denn Candidaten, von Gellert empfohlen, fanden Aufnahme in den vornehmsten Häusern, und selbst von Curland wendete man sich in solcher Angelegenheit an den Herrn Professor Gellert, welcher zu Leipzig auf der Ritterstraße in dem Hause wohnte, welches das „schwarze Bret" genannt wird.

Die Achtung und Ehrfurcht, die ihm von den Bewohnern Leipzigs gezollt wurde, bewies man ihm auch in Gohlis, ja fast in noch höherm Grade, zumal ja die Bewohner des Dorfs, wenn sie Sonntags nach Eutritzsch in die Kirche gingen, mehr denn einmal das schöne Lied: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank" oder: „Nach einer Prüfung kurzer Tage" gesungen hatten.

Gellert's ländliche Wohnung, unweit der sogenannten „Wasserschenke" gelegen, war die Einfachheit selbst. Wie hätte er auch Aufwand machen können, da er als außerordentlicher Professor nur einen jährlichen Gehalt von hundert Thalern bezog, welche Summe nicht einmal zu den nöthigsten Lebensbedürfnissen hingereicht hätte, wenn ihm nicht hier und da noch Unterstützungen zu Theil geworden wären, wozu der damalige Kurfürst, Friedrich Christian, die Hand bot und einer der geliebtesten Schüler Gellert's, der treffliche Graf

Moritz von Brühl, ihm nicht eine jährliche Pension von 150 Thalern ohne Nennung seines Namens zukommen ließ.

In diese kleine Wohnung trat eines Tages der Famulus des beliebten Lieder- und Fabeldichters, überbrachte ihm mehrere Briefe, die mit der Post angelangt, und erzählte zugleich, daß jetzt in Leipzig ein sehr rühriges Leben, indem der König von Preußen, Friedrich der Große, mit seiner Suite angelangt und in der Katharinenstraße (jetzt Dr. Hillig's Haus) abgestiegen sei. Gestern habe der große Feldherr auf dem Rathhaussaale ein Bataillon Grenadiere aufstellen lassen und selbige gemustert. — Sodann — ließ sich der Famulus weiter vernehmen — habe ich auch den Herrn General Kalkreuter gesehen, der mit zugegen war, als unlängst die Prinzen Karl und Heinrich, königl. Hoheiten, dem Herrn Professor einen Besuch abzustatten geruhten."

„Ja! auch hier ist viel Kriegslärm!" ließ sich Gellert mit der schwachen, so wehmüthigen Stimme vernehmen. „Im Schloß befindet sich seit einigen Tagen der Commandant eines Armeecorps und es wimmelt daselbst von Soldaten. — Ist sonst noch etwas in Leipzig geschehen?"

„Auch Professor Richter hat seine Vorlesungen eingestellt. Das Auditorium ist mit zu einem Magazin benutzt worden. Viele der Studiosen sind nach Hause gewandert; im Convict saßen gestern am Leisniger Tisch nur sieben Mann."

„Freilich, wo Mars einkehrt, da ziehen die Musen aus. Der Allmächtige und Gütige möge uns nur vor Schlimmerem bewahren. Wie ich aber in den Haude und Spener'schen Nachrichten gelesen, scheint es noch nicht, als ob der Friede sobald wiederkehren wolle. Hier, nehme Er das Manuscript mit zu Herrn Wendler, es ist zu den Bremischen Beiträgen."

„Sehr wohl, Herr Professor," entgegnete der Famulus und wollte sich so eben wieder entfernen, als Gellert ihn ersuchte noch zu bleiben, denn durch das Fenster gewahrte er jetzt, daß Lisette nahe, die Tochter der Gärtnerswitwe, welche ihm alle Morgen einen Blumenstraus zu verehren pflegte.

„Bleibe Er, mein lieber Geisler!" ließ sich Gellert vernehmen, wahrscheinlich nur aus dem Grunde, da jetzt ein Frauenzimmer in seine Nähe gerieth, denen gegenüber er sich stets mit einer gewissen komischen Scheu benahm.

Heiter und fröhlich trat das Mädchen ein, machte ihren Knix und reichte dem Herrn Professor heut' einen ganz auserlesenen Blumenstraus.

„Besten Dank, mein Kind! In der That, Du gewährst mir jeden Morgen eine Freude. Gieb mir nur einmal Gelegenheit, daß ich mich bei Dir oder Deiner Mutter abfinden kann."

„Ach, Herr Professor!" ließ sich Lisette leise vernehmen, „darauf ist's ja nicht abgesehen. Sie sind so lieb, so gut. Früher hatte ich solch großen Respect vor Ihnen, jetzt aber, da geht's, ich bin gar nicht mehr so zaghaft und — ach! wenn nur der Friedrich auch so wäre, aber wer arm ist, der hat keine Courage."

„Der Friedrich, wer ist denn diese Person?"

„Ach! ein herzensguter Mensch, so arbeitsam, so fleißig. Schon lange trage ich's auf dem Herzen und wollte es Ihnen einmal sagen."

Bei diesen Worten nahm der Famulus das Buch, worin er gelesen, und trollte sich langsam zur Thür hinaus in den Garten, denn er fühlte, daß er jetzt wohl ein überlästiger Zeuge sei. — Der fromme Gellert gerieth hierbei etwas in Verlegenheit und sorgte, daß die in den Garten führende Thür ja offen stehen bleibe.

Jetzt konnte Lisette frei und ohne Scheu reden; sie erzählte, daß sie den Friedrich beim letzten Pfingstbier in Lützschena habe kennen gelernt, er darauf manchmal nach Gohlis gekommen und seit etlichen Wochen sich beim Gärtner im herrschaftlichen Garten vermiethet habe. — „In den Wochentagen," plauderte sie weiter, „konnten wir uns nur selten sehen und da freuten wir uns immer auf den Sonntag, wo wir auf dem Kirchgang nach Eutritzsch dazu Gelegenheit fanden."

„Ei, ei!" rief Gellert. „Am Tage des Herrn! Na, ich hoffe, doch stets in Ehren und Sittsamkeit. Die Mutter hat doch Kenntniß von der Sache?"

„Ach ja! sie weiß jetzt alles, denn als sie neulich so krank war, da hat der Friedrich ganze Nächte bei ihr gewacht. Die Mutter ist ihm gut, weil er so fleißig und brav ist. Ach! er ist auch nicht blos, nein, wie er mir vertraut, so hat er sich schon ein Sümmchen gespart, er hat funfzig Thaler in der Lade."

„Das ist brav von ihm. Er hält's zusammen."

„Das wollt' ich meinen. Aber ich kann auch etwas einbrocken; Vater seliger hat mir einige hundert Thaler hinterlassen und dies reicht schon hin, so eine kleine Pachtgärtnerei zu unternehmen."

„Die Mutter willigt also ein, hat nichts dagegen?"

„Ja, nur meint sie, man müsse sich das Ding überlegen und nicht sogleich „was haste was kannste" d'rauf losmachen. Sie meint, so ein Garten in der Stadt sei doch ein ander Ding und dazu bedürfe es einer Fürsprache. Sie, Herr Professor, stehen ja in solch großem Aestim, wenn Sie ein Wort einlegen wollten, da wäre die Sache gemacht. — Sehen Sie, so zum Exempel in Bosens Garten oder im Apel'schen, ei, das wäre eine Freude! wir wollten Zeit unsers Lebens dankbar sein und ich wollte Ihnen alle Morgen die schönsten Blumen schicken."

„Nun, was in meinen Kräften steht, ich — helfe ja gern."

„Wie? Sie wollen? Ach! mein guter Herr Professor;" — hier rückte sie ihm so zu sagen auf den Leib; Gellert aber streckte die Hand vor

sich und mit dem Worte: Frauenzimmerchen! wehrte er sie ab, denn Lisette wäre in der Freude ihres Herzens jetzt wahrhaftig im Stande gewesen, ihm um den Hals zu fallen oder vielleicht gar einen Kuß aufzudrücken, wenn jetzt nicht der Famulus wiederum eingetreten.

„Also darf der Friedrich zu Ihnen kommen?"

„Ja wohl; soll seine Zeugnisse mitbringen."

„Ach ja! da werden sich der Herr Professor freuen, denn der Friedrich ist gar nicht so ungeschickt. Na, das Attestat sollen Sie sehen, das ihm der Herr von Beust auf Altscherbitz ausgestellt, das ist schön. Unten das Siegel mit dem großen Wappen. Und in Altscherbitz auf der Gärtnerei, dies will was sagen. Ein Treibhaus mit Ananas und ... ach! ich muß hinweg und dies alles meiner Mutter und auf den Abend meinem Friedrich hinterbringen."

Wie ein Reh schlüpfte sie durch das Gärtchen; sie war heute die Glücklichste im ganzen Dörfchen, welches gegen Abend neue Truppen empfing. — Aus allen Häusern und Gehöften kamen die Bewohner heraus, denn heute rückten außer der Infanterie vom Regiment Bernburg auch noch Ziethen'sche Husaren ein.

Auf dem Schlosse, wo der Commandant lag, herrschte große Rührigkeit. Bald kam eine Ordonnanz, bald ging ein Adjutant; nach der Mühle zu ritt ein Trupp Husaren, die ihre Pferde in die Schwemme führten.

Friedrich und Lisette sahen dies alles aus dem Parterregeschoß der kleinen friedlichen Wohnung mit an. Die schmucken Husaren, der Klang der Trompete, die muthigen Pferde, es lockte Alt und Jung herbei. — Friedrich zeigte große Lust, sich dies alles in der Nähe zu besehen und die Kriegsthaten von Friedrich's siegreicher Armee aus der Helden eigenem Munde zu hören. Wohlweislich warnte aber Lisette, davon abzustehen, indem die Werber in Lützschena schon ein Auge auf ihn gehabt und er es nur seiner List zu verdanken gehabt, daß er ihnen entgangen.

„Hast Recht, Lisettchen!" entgegnete ihr Friedrich; „das Kriegshandwerk wäre nicht meine Sache. Da bleibe ich lieber bei meinen Früchten und Blumen."

„Ja, so denke ich auch. Ach! wenn ich Dich im Kriege wüßte, ich hätte Tag und Nacht keine ruhige Stunde und weinte mir die Augen aus dem Kopfe."

Unter solchem Gespräch nahte die Stunde des Abschieds. Morgen früh, hieß es, wollen wir zum Herrn Professor gehen. — Friedrich studirte auf die Anrede und wie er dann zu antworten habe. Seine Zeugnisse hielt er schon in Bereitschaft.

Obschon es etwas spät war, so herrschte im Schloß und Schloßhof dennoch reges Leben. Oben saß der Commandant mit mehreren Officieren bei einer wohlbesetzten Tafel, wo gar wacker der Weinflasche zugesprochen wurde. Aber auch unten in den Wirthschaftsstuben ging es fröhlich her, da saßen meistens Unterofficiers und Wachtmeister und um diese herum die Gemeinen.

In den Ton der muntern Rede, in das Klappen der Bierdeckel, Anstoßen der Weingläser und Sporengeklirr mischte sich fröhlicher Gesang. Kräftig erklangen dann mehrere damals beliebte Kriegslieder, die mitten im Felde entstanden und meist Soldaten zum Verfasser hatten. Plötzlich rief ein alter Sergeant: „Laudon singen!" und es erklang nun im Chor die Strophe:

Laudon, was ist dein Begehr,
Daß du kommst zu uns hieher;
Willst du uns hier attakiren
Und uns unsern Marsch tourbiren?
Nein, Laudon, das geht nicht an.
Laudon, wetz' dir man den Schnabel!
Laudon, steck man in den Sabel,
Vater Fritz thut mit uns ziehn.

Als dies Lied zu Ende, kamen noch andere an die Reihe, die zu jener Zeit im Heer beliebt waren, als:

Schwerin, der steht an uns'rer Spitz,
Drum lustig vorwärts hitz, hatz, hitz!
Und wenn die Welt in Stücken fällt,
Der Preuße bleibt man Siegesheld rc. rc.

Kein Wunder, daß diese Fröhlichkeit und der weithinschallende Gesang so manchem aus dem Dorfe in die Nähe der preußischen Grenadiere lockte, sollte es auch nur sein, um außen an den Fenstern zu horchen. Unter diesen Horchern befand sich anfänglich unser Friedrich, der jetzt beauftragt wurde, etliche Früchte in den obern Saal zu tragen, wo der preußische Commandant saß. Als er wieder herunterkam, blickte er durch die Thür, wo die Soldaten saßen. Er dachte, du bist ja hier zu Hause, du wirst ein wenig hineingehen und da auf Gesang und Rede lauschen.

Während er im Begriff war, dies zu thun, redete ihn ein Grenadierunterofficier mit den Worten an: „Na! was steht Ihr denn man vor der Thür, kommt mit 'rin!"

Der zutrauliche Ton dieser Worte wirkte; Friedrich ging mit in das Zimmer, wo eben wieder ein Lied angestimmt wurde. — Ha! da machte unser Gärtner Augen, als er die schmucken Soldaten sah, alles so proper und adrett; vorzüglich die Ziethen'schen Husaren in ihren rothen Uniformen und hinten auf dem Rücken ellenlange Zöpfe.

Mitten aus dieser Soldatenschaar trat jetzt der bewußte Unterofficier an Friedrich heran und ersuchte ihn, ein Glas Wein am Tisch mit zu trinken. Dies konnte er nicht ausschlagen, nein, er schätzte es sich vielmehr zu einer großen Ehre und that dies um so eher, als er plötzlich unter den Roth- und Blauröcken einen Bauerssohn aus Gohlis, den langen Graser-Lieb sitzen sah, der sich, wie es schien, gar nicht wenig darauf einbildete, mit Ziethen'schen Husaren zu zechen und zu plaudern.

Friedrich ergriff das gefüllte Weinglas und nippte gar tapfer, denn der Wein aus dem Schloßkeller war gar nicht so übel, er mundete trefflich.

Fortsetzung folgt.

Die italienischen Sänger im achtzehnten Jahrhundert.

Es war ein wunderliches Völkchen auf dem Theater des achtzehnten Jahrhunderts das der Musici, die auf allen großen Bühnen in Italien, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Deutschland mit ihrer Stimme alles entzückten, hinrissen und bezauberten. Verstümmelt in einer Art, die durch den bloßen Gedanken das Herz wie die Vernunft empört, wie wir jetzt *) zu denken gewohnt sind, hätte man glauben sollen, daß sie, empört über die nichtswürdige Barbarei, welcher sie als Opfer gefallen waren, erbittert gegen die ganze Menschheit, namentlich aber gegen die Großen, von denen doch eigentlich die Barbarei ausging, genährt und erhalten wurde, höchstens kalte, steife, manierirte Sänger und noch erbärmlichere Darsteller gewesen wären, besonders da fast alle Opern jener Zeit und namentlich die Rollen, welche ihnen zufielen, sich nur um den Punkt herumdrehten, welcher für sie das ganze Leben hindurch ein unerreichbares Eldorado blieb: die Liebe. Jedoch es war dies nicht der Fall. Gebildet in einer der zahlreichen Gesangschulen Italiens unter einem Meister, der sie nicht selten acht bis zehn Jahre lang fast nur Tonleitern singen und solfeggiren ließ, und nur darauf ausging, ihre Stimme nach allen Richtungen hin gleichförmig auszubilden und zu einem Instrumente zu machen, das nach dem Willen seines verstümmelten Besitzers in Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche, Schnelligkeit und Langsamkeit zu- und abnahm (crescendo e decrescendo) und in allem, was nur sonst eine menschliche Stimme leisten kann, vollendet war, betraten sie endlich, etwa zwanzig Jahre alt, die Bühne, um sich unter den vielen schon vorhandenen Preisbewerbern ebenfalls ein Plätzchen zu erringen. Und gelang ihnen dies in Italien, so war ihr sogenanntes Glück gemacht. Irgendwo in Europa ging dann für ihren Ruhm eine neue Sonne auf, wo sie mit Beifall, mit Geld, mit Ehren überschüttet wurden.

*) Auch hier wieder ein Beleg, daß der Begriff der Sittlichkeit, des sittlichen Princips, nur gar zu häufig ein Kind des Zeitbewußtseins, der Gesammtcultur, der Culturstufe einer gegebenen Zeit ist. Wer fand denn noch vor hundert Jahren etwas der Sittlichkeit Widerstrebendes darin, Knaben von acht bis zehn Jahren verstümmeln zu lassen, in der Hoffnung, daß sie sich zu guten Sängern für Sopran und Contraalt würden ausbilden lassen? So wenig, daß der Herzog von Würtemberg 1772 noch zwei Wundärzte aus Bologna kommen ließ, um sich immer leicht und wohlfeil Soprane für seine Capelle verschaffen zu können.

Europa hatte damals das Schauspiel, daß das große Spanien von einem solchen, dem berühmten Farinelli, zwanzig Jahre lang unter zwei Königen, die eben so geistes- als körperschwach waren, unter Philipp V. und Ferdinand VI., beherrscht wurde. Er stand als erster Sänger und de facto erster Minister zugleich da, indem er letzteres aber auch durch eine Bescheidenheit und Mäßigung verdiente, die in der Geschichte des Hoflebens fast ohne Beispiel ist. Wie gesagt, die Meister des Gesanges, welche in uns jetzt ein gemischtes Gefühl von Zorn gegen die Menschheit und Widerwillen gegen die Unnatur rege machen, wußten dennoch durch die Kunst des Gesanges auch dem gefühllosesten Herzen wie dem gleichgültigsten Thränen zu entlocken. Geschmack, schönes Aeußere, vollkommene Herrschaft über ihre Stimme rissen den Hörer wie selbst oft den Dichter oder Tonkünstler hin, der für sie geschrieben hatte. Als Guadagni zum Erstenmale in Wien den Orpheus sang, den Gluck für ihn gesetzt hatte, weinte und schluchzte der ganze Hof, und wer die heißesten Thränen vergoß, war Gluck selbst, als der Sänger so unnachahmlich die erhabene Arie: Che farò senza Euridice? vortrug. Ging es doch fast dem kalten Napoleon so, als Crescentini einmal aus Zingarelli's Romeo e Guilia das sehnsüchtige ombra adorata, aspetta sang, um nicht von Ferdinand VI. von Spanien zu sprechen, dem Farinelli, wenn schon zum Ritter des Calatravaordens erhoben, einen Abend und alle Abende die Arie: Per questo dolce amplesso, von Hasse, vortragen mußte, den schläfrigen König vollkommen einzuschläfern. Die Farinelli's und Guadagni's, die Crescentini's und Gizzielo's, die Annibali's und Marchesi's waren, um nicht noch viele andere zu nennen, Wesen, denn Männer kann man doch nicht sagen? —, wo Geist und Geschmack und Bildung sich gegenseitig im höchsten Grade vereinten, einen gegebenen Stoff eigenthümlich, selbstständig so umzuarbeiten, daß sie oft einen musikalischen Satz, eine Arie nur als einen halbgeformten Stoff benutzten, dem sie nun erst Seele und Leben einhauchten. Sie wurden selbst zum Dichter und Tonsetzer, welche ein Thema nicht schufen, aber ausführten und mit allem ausschmückten, was Kunst, Grazie und Leidenschaft einhauchen konnten.

Aber nun freilich! Jetzt kommt auch das Aber! Der bescheidenen Sänger, wie Farinelli, giebt es nicht viele. Als er sich nach Ferdinand's VI. Tode, **1761**, halb freiwillig, halb genöthigt in sein Vaterland zurückgezogen und bei Bologna angesiedelt hatte *), traf er eines Tages bei dem berühmten Martini mit dem Engländer Burney zusammen und zeigte ihm verschiedene Arbeiten dieses Italieners. „Sehen Sie,“ sprach er, „was dieser Mann geleistet hat, bleibt; von meinem Ta-

*) Hier starb er 1782 im 77. Jahre.

lente dagegen wird künftig kein Mensch eine Vorstellung haben und diese so schnell verschwinden, wie die Bewunderung vertauschte, der ich vierzig Jahre lang als Ziel diente." Wie ganz verschieden von ihm benahmen sich die meisten seines Gleichen! Geehrt von den Fürsten, vergöttert von den Großen, angebetet von den schönsten Frauen voll lüsterner Neugier und Begier, eingeladen von den Reichsten, ihre Feste zu verherrlichen, überschüttet mit Reichthümern, wie hätten sie sollen dem Uebermuthe und Stolze, dem Eigendünkel und der Laune widerstehen? Allmählich tyrannisirten sie den armen Poeta wie den Maestro di capella, den Impressario wie den Maschinisten. Der Erstere hatte ihnen keine gehörig glänzende, frappante Situation, keinen eclatanten Abgang verschafft, der Componist hatte für keine rechte Aria di Bravura gesorgt; es gab nicht genug Gelegenheit zum Triller, zur chromatischen Tonleiter, zu Fiorelli's und wie die Schnörkeleien alle heißen, oder die ganze Hauptarie erhob sich nicht genug über die des zweiten Sängers; sie stand der Arie der Prima Donna nach. Im nächsten Duett glaubte er sich wieder derselben aufgeopfert, und wenn nun auch dieser Eigensinn und Dünkel und solche Anmaßung einem Geiste gegenüber schwieg, wie Metastasio, Händel, Gluck, Hasse, Mozart, so fehlte doch immer noch viel daran, daß selbst sie allen kleinen Verdrießlichkeiten entgangen wären, und was ihnen erspart wurde, kostete desto mehr auch minder berühmten. Mancher Tonsetzer erkannte gar nicht seine Arbeit wieder, so viel hatte der Castrat weggeschnitten, zugesetzt, ungeändert. „Ich bitte, daß Du meine Musik singst und nicht die Deinige!" schrie eines Tages der hochbejahrte Capellmeister Guglielmi (st. 1804) in Rom einem solchen Künstler zu und setzte ihm den Degen auf die Brust. Bei einem der letzten Meister des Gesanges in solcher Art, der seit 1825 endlich ausgestorben sein mag, wo noch Crescentini und Veluti sangen, ging die Anmaßung besonders in's weite; es war Marchesi; er wagte es, selbst einem Napoleon die Spitze zu bieten. Als dieser 1800 über den St. Bernhard nach Mailand gekommen war, wünschte er den berühmten Sänger zu hören. Und in der frechsten*) Weise erwiederte er das Gesuch: „Chegli se ne vada al giardino e si faccia cantar qualque cose dagl' uccelli!" Die Folge war, daß er in Arrest kam und glücklich konnte er sich preisen, daß der Sieger von Marengo bei der Rückkehr die Hand zu einem ehrenvollen Frieden bot. Der Sieger vergaß und der Sänger sang! Jetzt denke man aber, wie so ein Theaterheld alles auf dem Theater selbst organisirt haben mag; es ging bei ihm in der That bis zum Lächerlichen. Sang er einen Helden, so mußte der goldne Helm mit einem Wald von rothen oder weißen Federn geschmückt sein, und so kam er dann von einem Hügel herab; denn anders that er es nicht, damit sein Dove son' io? gleich allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Jetzt mußte ein Trompeterstoß erfolgen und ihm entsprach gleich sein „odi lo squillo della tromba guerriera! Und so war er immer glücklich bis an die Lampen gekommen und sein Rondeau ging los; eine Arie aus dem Achille di Sciro, die Sarti für ihn besonders geschrieben hatte, voller Läufer und Triller, daß alle Federn auf dem Helme wie ein Wellenmeer wogten und der Helm selbst wie ein Feuermeer blitzte. Sein „Mia speranza, io vorrei" hat den Weg durch ganz Europa gemacht; es war die Aria di Baule von Marchesi, seine Reisearie, mit der er glänzte, wie späterhin seine Schülerin, die Catalani, mit ihrem mächtigen Son' regina!

Er gehört mit den zwei vorhin genannten Sängern zu den letzten (st. 1829, 74 J. alt), in welchen die höchste Barbarei mit der größten Kunst das wunderbarste Bündniß geschlossen hatte. Die Zeit war vorbei, wo er in Wien (1774) den Hof und alle Damen hinriß, daß sie alle sein Portrait in Medaillon auf dem Busen trugen; un quadro castissimo, das weder die Männer noch die Anbeter eifersüchtig machen konnte. Schon 1806 zog er sich zurück; der ganze Opernstyl hatte sich geändert, die Menschheit war doch so weit gekommen, daß ihr die Unnatur widerlich wurde, mit welcher man ihr einen entmannten Helden aufdringen wollte. Eine Anzahl von Sängerinnen erschien fast in einem Augenblicke, zu Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, welche alle solche Soprane und Contrealte entbehrlich machten. Die Art, wie Mozart gesetzt hatte, wie der neue Stern am musikalischen Himmel erschien, Rossini, erlaubte nicht mehr die ewigen gorghetti und mit einem Rondo brillante, mit einer Aria di Bravura war es nicht mehr abgethan, als die Instrumentalmusik viel mächtiger eingriff, viel selbstständiger auftrat, zu Trillern und Läufern sehr wenig Zeit ließ, ein großes Ensemble jeden Act schloß, aber den früher a b s o l u t e n Fürsten, den Helden des Gesangs in einen sehr beschränkten constitutionellen verwandelte. Und hätte ja noch etwas gefehlt, solcher Castratenherrschaft ein Ende zu machen, so wäre sie durch die Kunst wie durch die Schönheit und das Spiel der Sängerinnen vernichtet worden, welche in den ersten fünfundzwanzig Jahren dieses Jahrhunderts auftraten. Die Elisabeth Gaforini hatte 1796 bis 1812 den Anfang gemacht, durch Stimme und Schönheit gleich berühmt. Unmittelbar an sie reihte sich die noch großartigere Adelaide Melanotte, für welche Rossini 1813 seinen berühmten Tancredi sowie in ihm wieder die Cavatine schrieb: Tu che accendi, welche die ganze Welt durchflog

*) Frechsten? Der Ausdruck ist am Ende zu hart! Geboren in Mailand (1755), ein Liebling des österreichischen Hofes, hatte er für diesen auch stete Anhänglichkeit bewahrt und sah in Napoleon nichts als einen Usurpator.

und dann die wo möglich noch berühmtere: Ti tanti palpiti e di tante pene. Wenn die Melanotte das Schwert zog und in den Lüften schwang und dazu ihr Il vivo lampo di quaesta spada sang, dachte niemand mehr an einen Sänger, der kein Mann war! Die Riariari, die Malibran, die Marcolini, die Pasta, die Pisaroni folgten in solcher Art sich um die Wette und drängten die Castraten in die Kirche, von der sie im zwölften Jahrhundert ausgegangen waren, in welcher sie hier und da noch versteckt sein mögen, wenigstens in Rom; denn alles, was unnatürlich und moralisch-schlecht ist, findet nur zu oft dort in der Kirche und bei der gläubigen Menge am längsten Schutz und Aufenthalt. Daß es Castraten, daß es Nonnen, daß es ein Cölibat giebt, verdanken wir ihr, der unfehlbaren!

*r.

Feuilleton.

Ancillon in's Französische übersetzt. Die französischen Republikaner sollen von Ancillon lernen! Fünfundzwanzig Jahre nach dem Erscheinen des Werks: „Ueber den Geist der Staatsverfassungen" giebt in Dijon ein Doctor der Rechte eine Uebersetzung („De l'esprit des constitutions politiques et de son influence sur la législation") von Ancillon's bekanntem Buche heraus. Soll man aus diesem wunderlichen Phänomen einen Schluß ziehen, so müßte es der sein: daß die Provinz in Frankreich der oberflächlichen politischen Literatur überdrüßig geworden zu sein scheint und „im Besitze seiner radicalen Staatsverfassung" sich nach dem bedächtigen Worte eines aufrichtigen Staatsmannes von der gemäßigten Rechten sehnt.

Der bekannte Schlachtenmaler Horace Vernet, der sich gegenwärtig in Rußland befindet, ist von dem Kaiser von Rußland in einer Privataudienz empfangen worden. Derselbe hat den Auftrag, drei große Gemälde zu machen, die Scenen aus dem letzten ungarischen Kriege darstellen. Der Kaiser hat Vernet aufgefordert, diese Gemälde in Rußland anzufertigen und ihm zu diesem Zweck ein Atelier in seinem Palast angeboten.

Alterthümer. Die „Blätter für literarische Unterhaltung" bringen Mittheilungen aus Rom über neue Ausgrabungen, die ein wiederholtes Zeugniß ablegen, daß die ewige Stadt immer noch unermeßliche Schätze für den Alterthumsforscher in ihrem Schoße birgt. So hat Fürst Doria-Pamfili, als er vor kurzem in dem Garten seiner Villa einige Fundamente graben ließ, den ganzen menschlichen Theil eines Centauers und einen zweiten, wenn auch nur im Theil des Pferdes erhalten, außerdem aber zahlreiche Büsten, Statuetten, Reliefs rc. aufgefunden, die insbesondere wegen ihres trefflichen Kunsttypus von hohem Werthe sind. Wichtiger noch ist die Entdeckung, die Professor Orioli machte, der sich durch seine topographischen Forschungen in der Umgegend Roms überhaupt große Verdienste erworben hat. Er fand auf einem Flächenraum von weniger als sieben deutschen Meilen die deutlichsten Monumentalspuren der seit vielen Jahrhunderten verschwundenen etrurischen Orte Aria castellum, Orela, Surrena rc. und in den jüngsten Tagen das etrurische Musarna (das heutige Civita) und Curtilianum (das heutige Coedigliano). Die antiquarische Ausbeute dieses Fundes an Denkmälern aller Art dürfte die kühnsten Erwartungen übertreffen. Das Innere von Curtilianum an dem Fluß Veza (jetzt Leza) theilt sich in zwei Theile. Hinter einer Mauer erhebt sich die Brüstung der Arx mit zwei Thürmen und einem Eingangsthor. Ein anderes führt vom Laufgraben unmittelbar zur Burg hinauf. Das Fundament der Wehr ist aus colossalen Travertinquadern ohne alles Bindemittel aufgeführt. Musarna, ebenfalls an der Veza, nur eine italienische Meile weiter, umziehen doppelt so ausgedehnte Mauern, steile und tiefe Abstürze, Thäler und ein ungeheurer Laufgraben, eine aus dem lebendigen Fels gehauene Brücke, Minengänge, vier Thore, Substructionen von Thürmen. Das Interessanteste der innern Stadt sind aber Ruinen von Häusern, an deren ursprünglicher Gestalt weder Römerzeit noch Mittelalter etwas geändert zu haben scheint. Die Aufdeckung der Nekropole Musarna's begann bereits und kostbare Denkmäler in Menge sind zu Tage gekommen. Manche Gruft verwahrt vierzig und mehr Sarkophage. Außerdem fanden sich Basreliefs, Teller von ägyptischer Form mit ungewöhnlichen Malereien, gravirte Metallspiegel, Kästchen rc.

Eine Scene aus dem Kölner Prozeßdrama. Als Kinkel's Rede beendet war, blieb fast kein Auge trocken und selbst in den Augen seiner Wächter standen Thränen. Man ließ die Gendarmen durch andre ablösen, welche die Rede nicht gehört. Die Berichterstatter und Stenographen hatten nicht schreiben können, Stift und Feder entsanken ihrer Hand, denn das allgemeine Gefühl hatte sie überwältigt. Als nun der freisprechende Spruch erfolgte, da umarmten sich die Angeklagten und ihre Freunde stürzten auf sie zu, sie zu umarmen. Auch Kinkel's Weib wollte diesen Augenblick benutzen, den geliebten Mann noch einmal an ihr Herz zu drücken. Aber die Stimme des Präsidenten hieß die Wächter ihre Bayonette der Frau vorhalten, welche ihren Gatten zu umarmen eilte. Da erhob sich der Gefangene von seiner Bank und sprach mit starker Stimme: „Johanna, Du thust, was Dein Mann Dir befiehlt. Dir hat hier niemand zu wehren, mir den Abschied zu sagen, komm her zu mir!" Und vor dem Befehle des gefangenen Mannes senkten sich die Bayonette und wichen die Diener der Gewalt zurück, und die Gattin durfte den Gatten, den Vater ihrer Kinder in ihre Arme schließen.

Der Schauspieler Samson von dem französischen Theater in Paris befindet sich gegenwärtig in London, woselbst er für Gastrollen bei dem dortigen französischen Theater angestellt ist. — Derselbe hat Louis Philipp in Claremont besucht. Der Ex-König drückte ihm sein Bedauern aus, seiner Gesundheit halber den Vorstellungen des französischen Theaters in London nicht beiwohnen zu können, worauf ihm Samson den Vorschlag machte, zur Aufführung eines Stücks nach Claremont zu kommen. Da dieses Anerbieten angenommen worden ist, so wird die französische Schauspielergesellschaft von London „Don Juan von Oesterreich" in Claremont spielen.

Der Hintritt des Feldzeugmeisters Baron d'Aspre hat der kais. königl. Armee in Italien eines ihrer entschlossensten Führer beraubt, der neben Haynau und Welden bei den Italienern am meisten verhaßt war, weil er nur zu häufig eine überflüssige Energie zur Schau trug und an bessern Umgangsformen Mangel litt. Der derbe Wallone, der in der Artillerie von der Pike heran gedient, war ganz der Ausdruck jenes barschen, ja rohen Wesens, das im vorigen Jahrhundert für militärische Bravheit galt, und liebte es, eine gewisse Bildungslosigkeit hervorzukehren, die in Verbindung mit fabelhafter Ergebenheit nach oben und vollständiger Verachtung des Civilstandes die einstige Blüthe kriegerischer Tugend verkörperte. — Der Verstorbene war ein begeisterter Verehrer von Prügelexecutionen und ein unbedingter Lobredner ihrer Anwendung auf das Civile; er

konnte darum gar nicht begreifen, wie man die berüchtigten Prügeleien vor dem Castell in Mailand tadeln könne, und sah das Anstößige nur in der Seltenheit von derlei Executionen. Desto erfreulicher mag ihn auf dem Sterbebette die Nachricht berührt haben, daß trotz der europäischen Entrüstung über jene mittelalterliche Barbarei neuerdings in Mailand einige Civilisten öffentlich durchgeprügelt worden sind und zwar auf Leben und Tod, indem mitunter achtzig Stockstreiche zuerkannt wurden. Es wäre wohl überflüssig, über diesen Gegenstand noch ein Wort zu verlieren, die Folgen einer solchen Handlungsweise können nicht ausbleiben, aber dann spare man auch jede Heuchelei und rede nicht mehr von wilder Volksrache und Bestialität der Rothen, die jedenfalls jetzt eine gute Schule genießen.

Der zoologische Garten, eine der Zierden Berlins, bietet gegenwärtig bereits sich in seiner vollen Schönheit dar. Die so sorgsam gepflegten Anlagen gewähren den reizendsten Gartenaufenthalt, und der schon jetzt so zahlreiche Besuch wird durch die Bereicherung der Menagerie angezogen, die ihr durch die seltene Erscheinung eines Tapi's, eines herrlichen Exemplars von einem Pfefferfresser, zweier jungen Hyänen und einer Araconde geworden. Nichts fehlt, um diesen reizenden Vergnügungsort bald zu einem Lieblingssammelplatz der schönen Welt von Berlin zu machen, als die Einrichtung von Concerten, zu welchen sich die Localität wohl nicht günstiger bieten kann.

Eine neue Speculation. In Paris hat sich eine Wäschleihanstalt mit einem Capital von 500,000 Francs gebildet. Das monatliche Abonnement für ein Hemd beträgt 25 Centimes (2 Ngr.).

Jenny Lind, welche sich jetzt nach Stockholm begeben, wird zu Anfang August nun doch ihre große amerikanische Reise antreten. Ja! das Geld, das Geld! es besitzt doch eine mächtige Anziehungskraft, sonst würde sie sich schwerlich in eine halbe Sklaverei nach Amerika verkaufen, um sich dort von einem Speculanten herumführen zu lassen, der daselbst schon mit dem bekannten Tom Pouce bedeutende Geschäfte gemacht.

Ein merkwürdiges Beispiel von Associationstrieb veröffentlicht die Neue Preußische Zeitung, der man folgendes auf dem Schulhofe des kölnischen Rathhauses zu Berlin aufgefundenes schriftliches Circular übersendet hat:

„Allen meinen Freunden zeige ich hierdurch ergebenst an, daß ich mit dem Hermann Levin (wohnhaft Dorotheenstraße Nr. 57) einen Spiel- und Spaziergehverein gebildet habe. Ich und Hermann Levin werden in unsern Wohnungen und der Klasse zur Aufnahme bereit sein.

Victor Benary,
Niederlagsstraße Nr. 7."

Darunter befindet sich eine liniirte (die Einladung ist natürlich, wie sich's für kleine Schulknaben geziemt, auch auf Linien geschrieben) Einzeichnungsliste, in der bereits die Herren Schulknaben Lehmann, Bork und Kupfer gezeichnet haben. Weiter scheint der Verein noch nicht vorgeschritten.

Das Wiedersehen. Vor etlichen Wochen zog ein türkischer General über Novi Pazar nach Bosnien. Als er in Novi Pazar anlangte, befragte er alsogleich den dortigen Befehlshaber, Jusuf-Bey, ob in Stermovo, einem zwei Stunden entfernten Orte, ein Greis, Namens Kulizi wohne. Jusuf-Bey, der jene serbische Behausung kannte, gab zur Antwort, daß jener dort lebe, und nannte denselben auch beim Namen, aber auf den Befehl des Generals, daß der Greis herbeigeführt werde, bemerkte Jusuf-Bey, befürchtend, der General könne nach den Abgaben fragen, daß der Alte so krank und schwach sei, daß er unmöglich herkommen könne. Hierauf rief der General einen nahestehenden Bauer, übergab ihm sein Pferd und funfzig Groschen mit dem Befehle, er möchte den Alten auf jeden Fall herbeiführen. Der Greis kommt zum General, dieser begrüßt ihn und bedeutet ihm, sich niederzulassen. Der Greis, dem es nie im Traume vorgekommen war, daß er es erleben werde, bei einem General sitzen zu dürfen, war zwar anfangs etwas schüchtern, endlich aber mußte er sich niedersetzen und zwar neben dem General. Dieser fragte ihn nun: „Wie viel Söhne und Töchter hast Du, Alter?" Jener gab zur Antwort: „Ich habe zwei Söhne und eine verheirathete Tochter!" „Hattest Du nicht mehr Söhne?" fragte der General. „Nein," antwortete der Greis. „Doch," versetzte der General, „weiß ich, daß Du einen dritten Sohn hattest." Der Greis erröthete über diese Worte und sagte nach einer Weile: „Verzeihe, geehrter Pascha, ich muß bekennen, daß ich einen dritten Sohn hatte, welchen die Türken, als Karagjorgje Senica und Novi Pazar angriff, gefangen nahmen, ich aber nicht weiß, was mit ihm weiter geschehen ist; seit jener Zeit beweine ich ihn." Darauf versetzte der General, vor dem Greise die Thränen verbergend: „Dein Sohn, Alter, hieß Marko und war zwölf Jahre alt als er in die Gefangenschaft kam, wärest Du aber im Stande, ihn zu erkennen?" „Wie könnte ich ihn erkennen, da er selbst schon ein Greis ist?" sagte Kalizi. Als nun der Alte die Gesichtszüge des Generals näher prüfte, zeigte ihm dieser ein Mal und eine Warze an seinem Halse und sagte: „Ich, Alter, bin Dein Sohn Marko, ich bekenne jetzt den Glauben Mahomed's und diene meinem Sultan; so hat es Gott gewollt! Nimm diese 100 Thaler und das Pferd und gehe nach Hause, ich werde für Dich schon Sorge tragen; grüße zu Hause alle Theuern, ich gehe nach Travnik, um meinen Sultan vor den Rebellen zu schützen." Als er dies zum Alten, der ganz außer sich gekommen war, gesprochen hatte, küßte er ihn und nahm von ihm Abschied. Jusuf-Bey aber bat er, daß er von seinem Vater weder Steuern, noch Robet verlangen möge, bis er die Bewilligung des Sultans dazu erlange. Der General war — Omer Pascha.

Aus dem Regierungsbezirk Minden wird über das Ueberhandnehmen der Verbrechen gegen das Eigenthum, besonders der kleinen Diebstähle geklagt. Am meisten kommen dergleichen in den an der Eisenbahn gelegenen Ortschaften vor, weil diese eine schnelle Entfernung des gestohlnen Gutes und der Diebe selbst erleichtern. Die Bettelei leiht den Vorwand für die Diebe, in die Häuser einzudringen und die Gelegenheit zum Stehlen zu ersehen. In der Stadt Herford hat dieses Unwesen so überhand genommen, daß die Behörde sich genöthigt gesehen hat, dort einen eigenen Bettelvogt anzustellen.

Literarisches. Die Heidelberger Bibliothek. Der bekannte Bibliograph Dr. Hoffmann in Hamburg hatte das Glück, bei Ordnung der Commerzbibliothek ein Verzeichniß zu finden, welches die Codices und Manuscripte aufzählt, die in den Reformationskriegen von Heidelberg fortgeführt und nach Rom in den Vatican gebracht worden sind. Das Verzeichniß führt eine große Zahl orientalischer Manuscripte auf, welche sehr selten sind. Wir wissen nun, was nach Rom gebracht worden ist; aber wozu wird es führen?

Aus der Theaterwelt. Große Regsamkeit entfaltet jetzt das Leipziger Stadttheater im Einstudiren neuer Opern. Bis zu Michaelis werden in Scene gehen, Schumann's: „Genofeva," dann die „Rosenfee" — „Gott und Bajadere" und das neueste Werk des Capellmeisters Rietz, die romantische Oper: „Bianka," Text von dem unlängst verstorbenen Julius Otto.

*** Fräulein Anna Löhn, welche ein hohes Talent für das tragische Fach entfaltet und zuletzt Mitglied des Oldenburger Hoftheaters war, tritt nächstens ein Engagement an der Dresdener Hofbühne an.

*** Der Bassist Behr, früher beliebtes Mitglied des Leipziger Theaters und jetzt in Bremen, kehrt nächsten August wieder nach Leipzig in sein früheres Engagement zurück.

*** Die Zahl der sogenannten Liebhabertheater war zu Berlin in den letzten zwei Jahren auf mehr als vierzehn

gestiegen, indem fast jede Gesellschaft, die sich zum geselligen Vergnügen bildete, theatralische Vorstellungen damit verband. Es ist jetzt gegen dieselben ein indirectes Verbot insofern eingetreten, als ihnen mit Rücksicht auf die bestehenden Gesetze untersagt ist, ferner Entree zu nehmen. Wenn dasselbe bei manchen auch nur 1 Sgr. betragen hat, so dürften doch die meisten jener Anstalten ohne ein Entreegeld wieder aufhören.

Berlin. Mad. Garcia-Viardot, welche bis Mitte Juni zu Gastrollen an hiesiger königl. Oper engagirt ist, gedenkt schon am 26. d. Monats zum Bedauern aller Kunstfreunde Berlin zu verlassen und auf ihr Benefiz zu resigniren. Die Aufführung von Meyerbeer's Oper: „Der Prophet," erleidet dadurch aber keine Unterbrechung, da bereits eine andre tüchtige Sängerin von auswärts zu Gastrollen an hiesiger Hofbühne engagirt ist. Statt des Herrn Tichalscheck wird dann auch ein anderer ausgezeichneter, mit frischen Mitteln begabter Tenorist hier gastiren.

** Der bekannte Balladencomponist Herr Carl Löwe, Musikdirector in Stettin, ist hier eingetroffen, um die Proben zu seiner Cantate: „Die Hochzeit der Thetis," welche auf allerhöchsten Befehl zur Feier der Vermählung der Prinzessin Charlotte mit dem Erbprinzen von Meiningen aufgeführt werden wird, zu leiten. Die Ausführung ist den Sängerinnen Herrenburger-Tuczek und Brexendorf, den Sängern Mantius und Kraus und dem königl. Domchor anvertraut.

** Fräulein Bertha Johannsen, die Concertsängerin aus Kopenhagen, die in den Bremer Privatconcerten und im Gewandhaus zu Leipzig in diesem Winter mit großem Beifall gesungen, hat am 3. Mai in Braunschweig zum Erstenmale die Bühne betreten. Sie sang die Rosine in Rossini's „Barbier von Sevilla;" der Erfolg war ein vollständiger; glänzender Beifall belohnte ihre Arien und auch für das dramatische Spiel zeigte sich ein vielversprechendes Talent. Litolf interessirt sich für die junge Künstlerin, in der der deutschen Bühne eine tüchtige Primadonna für Coloraturgesang gewonnen zu sein scheint. Einige Tage später gab Fräulein Johannsen mit Fräulein Wilhelmine Clauß aus Prag Concerte in Hannover und Braunschweig.

MODEN.

Paris, den 17. Mai 1850.

Alle zum Ausgehen bestimmte Ueberwürfe werden entweder von glasirtem Taffet oder von Cachemir gefertigt. Bis jetzt hat man immer noch die leicht wattirten bevorzugt, was bei der so ungewöhnlich kühlen Jahreszeit nicht Wunder nehmen darf. Stickerei ist der beliebteste Ausputz darauf, und es giebt hierin so reiche Arbeiten, daß es gar keinen leeren Raum giebt, z. B. auf brochirten Seidenstoffen. Die Zeichnungen, welche man am meisten darauf anbringt, sind Blumengewinde, durch welche sich Schlangenlinien ziehen; dann sind aber die freien Linien, wenn nicht mit feinen mailändischen Schnürchen, so doch mit fein cordonirter Seide tambourirt, was besonders bei dem so gern getragenen Zackenstich wohlthätig in's Auge fällt. Sehr anmuthig war eine Mantille in der so beliebten Form à la Princesse von weiß und lilla glasirtem Taffet und weiß bestickt; im Rücken fallen zwei Kragen übereinander; der obere ist nach der Armbeuge in zwei scharfe gerade Ecken geschnitten, so daß sie weit vorfallen und so die Aermelchen ersetzen; die Vordertheile sind ziemlich lang, endigen spitz und liegen ebenfalls doppelt übereinander, so daß das Ganze durch den Fransenbesatz und die durchgehende Stickerei ein sehr reiches Ansehen erhält. Zum Halbputz ist das Lamballe-Mäntelchen von schwarzem Taffet sehr beliebt und meist von demselben Stoffe, ohne jede andre Zuthat, garnirt. Die Aermel sind ziemlich weit, so daß die weißen Pagoden-Unterärmel bequem dazu getragen werden können. Im Rücken ist immer am untersten Kragen ein breiter ausgezackter Volant angesetzt. Vielfach sah man ferner die Pilgerkragen, welche meist noch von feinem Zephyrtuch getragen werden. Der Ausputz darauf ist sehr einfach: zweimal sind fingerbreite Galons in kleinen Zwischenräumen übereinander gesetzt und vorn wird er mit Knöpfen durch Knopflöcher geschlossen, wodurch er ein einfaches, aber elegantes Ansehen erhält. Zu diesem Pilgerkragen wird meist ein schwarzer Taffetoberrock getragen, sowie ein Strohhut mit Sammetausputz, und das gilt für einen einfachen Promenadenanzug.

Die Kleider werden alle, sobald sie für Putzkleider gelten sollen, mit vorn offenem Leibchen und zwar mit und ohne Revers getragen. Haben sie keinen Revers, so ist der Rand des Ausschnitts durch ein schmal gefältetes Band mit einer ausgezackten Rüche oder mit irgend einem Besatz verziert. Nur für die Oberröcke, welche für den Morgen bestimmt sind, hat man sehr anliegende Leibchen, die von gestreiftem Drill, Nankin, Bastseide, Seidentuch oder griechischem Sammet gemacht werden. Obgleich diese Röcke nur sehr einfach getragen werden, so verschwendet man seit kurzem doch viel Ausputz von Borten und Schnürchen, welche stickereiartig aufgesetzt werden; die Aermel an diesen Oberröcken sind stets halbweit, auch werden Pelerinen dazu gefertigt, welche nach vorn abgerundet und mit irgend einem Ausputz verziert sind.

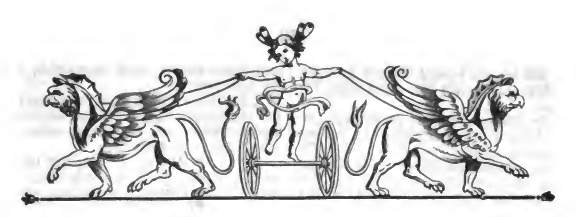
Auch der offne Oberrock steht in großer Gunst und wird wie zu den Zeiten der Pompadour und Dubarry ausgeputzt. Er hat den Vorzug, daß er stets gut kleidet und dabei doch bequem ist. Man sieht ihn meist nur von gesticktem Musselin, mit rosa Taffet unterlegt, oder von feinem weißem Cachemir, weiß oder kirschroth bestickt, sowie es nun eben nach dem Geschmack der Dame ist, welche ihn trägt. Eben so beliebt sind die Blousen, welche ganz fein und fessellos fallen; am elegantesten sind sie unbedingt, wenn sie von Seidenmusselin gefertigt werden. Zu diesen offenen Oberröcken gehört ein feines Häubchen von gesticktem Musselin, mit Taffetband garnirt, oder eine schwarze Spitzenbarbe mit kirschrothen Schleifen, was auch sehr gefällt. Zum vollen Putz hat man prächtige Hauben mit Doppelschleifen, welche zu beiden Seiten herabfallen. Blumen und selbst kleine Früchte verwendet man gern als Ausputz.

In diesem Augenblick tragen unsre jungen Damen prächtige Filet-Echarpes, z. B. von kirschrother Seide gestrickt und mit weißer Seide bestickt; es ist nicht zu leugnen, es giebt ein elegantes Ansehen, wenn diese Echarpes einmal um den Hals geschlungen, dann ein wenig über der Taille leicht geknüpft werden und die Enden mit ihren langen Fransen auseinanderfallen. Von derselben Arbeit giebt es sehr hübsche Cravatten, welche unter die kleinen Kragen gelegt und leicht geknüpft werden. Für ebenso schön gelten die Haarnetzchen, welche seit kurzer Zeit fast alle junge Mädchen tragen; besonders anmuthig sehen die Farbenzusammenstellungen des Netzes: schwarz und die Spitze mit Rosette von kirschrother Glanzseide gestrickt; dasselbe gilt auch von schwarz und Louisenblau, was immer sehr gut zu Gesicht steht.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 22. 1) Hut von italienischem Spitzenstroh, mit Blumen verziert. Oberrock von Taffet, vorn herunter mit ausgezackten Taffetkrausen besetzt. Mantille von Sammet, mit Stickerei verziert. 2) Häubchen von Guipure, mit Taffetband garnirt. Kleid mit Ueberwurf von indischem Seidenmusselin, mit Bandgefältel und Volants besetzt.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 23. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Gellert in Gohlis.

(Fortsetzung.)

Der bewußte Unterofficier erzählte lustige Geschichten aus dem Soldatenleben; wie sie überall glänzend aufgenommen würden, wo sie in's Quartier kämen, welche Ehre ihnen überall zu Theil werde und es der größte Stolz sei, unter Vater Fritz zu dienen. Dabei schenkte er den Beiden immer wieder das Glas voll, und als Graser's Christlieb seine Pelzmütze abgenommen, weil ihm der Wein etwas zu Kopfe stieg, nahm der Unterofficier einen in der Nähe liegenden militärischen Hut und drückte gleichsam wie zum Spaße ihm solchen auf das Haupt. Christlieb feirte im ganzen Gesicht, ihm war zu Muthe als hätte man eine Krone auf sein Haupt gesetzt.

Jetzt wollte der Unterofficier man mal auch sehen, wie dem Andern so ein Federhut stehe; er griff nach einem solchen und siehe da, auch des Gärtners Haupt wurde mit einem solchen geschmückt. — „Kreuzstern-Element!" rief der Sohn des Mars, indem er die Flasche ergriff, „wahrhaftig wie ein paar Kameraden, die schon bei Kesselsdorf mitgeklopft. Auf! nehmt das Glas zur Hand und stoßt mit an: Der König von Preußen soll leben. Hoch!" — Hoch! schrien die Beiden nach und stießen kräftig an. — „Hoch! seine siegreiche Armee. Hoch!"

„So! Die Gimpel sind im Netz," brummte der Unterofficier für sich, indem er seine Brieftasche öffnete und aus derselben ein Blatt Papier hervorzog. — „Da, den Namen eines Mannes, der es mit uns und unserm König hält, den darf man nicht vergessen. Hier, Kamerad! schreibt einmal Euern Namen darunter."

„Ich kann nicht schreiben," rief der Bauerssohn mit etwas schwerer Zunge.

„Nun, so macht drei Kreuze!"

„Dies kann ich thun. — Da!"

„Nun auch Ihr, guter Freund!"

Friedrich setzte in dies Anliegen nicht das mindeste Mißtrauen, er vollzog das Begehr und — setzte auch drei Kreuze auf das ihm dargereichte Papier.

„Trefflich!" murmelte der Grenadier mit dem langen Corporalstock. „Aber man muß das Bild des juten Königs nicht nur im Herzen, sondern auch in der Tasche haben. — Wollt Ihr das Bild des Königs?"

„Ja, ja!" schmunzelten Beide und konnten gar nicht die Großmuth des Herrn Soldaten begreifen. — „Da, nehmt hin!"

Friedrich erschrak, als ihm der Sergeant zwei Geldstücke mit dem Bildniß des Königs gab; er dachte an ein Portrait auf Papier gemalt. —

„Na! immer zu, nicht genirt. Wer A gesagt hat, muß auch B sagen. — Haha! Angeworben!"

Das letzte Wort verstanden die Bethörten freilich nicht, zumal ihnen jetzt von Wein und Gesang der Kopf ein wenig wirbelig geworden. Sie tranken wohl noch ein Glas und dann brachte sie der Grenadier in ein Zimmer nebenan, wo sie baldigst einschlummerten.

So wurde in jener Zeit das Werbesystem be-

trieben, und der alte bezopfte Blaurock freute sich in der Stille gar weidlich über seinen Fang, den er gethan.

Als der Morgen durch das Fenster lugte, erwachten Friedrich und Graser-Lieb, die jetzt gar nicht begreifen konnten, wie sie an diesen Ort gekommen. Beide zogen sich an und wollten sich entfernen, aber — die Thür war verschlossen. Das Rütteln und Toben an der Thür lockte baldigst den langen Unterofficier von gestern Abend herbei, welcher mit einem kräftigen Fluch hereintrat und fragte: was dies für ein Mordspectakel sei.

„Ich will nach Hause!“ rief Graser-Lieb trotzig.

„Ah was da, nicht raisonnirt! Arm an Leib! Hand vor ...“

„Ich muß nach Hause und will doch 'mal sehen, wer mich hier zurückhalten will.“

„Ich, ich will Dich zurückhalten, Du Matz Du! — Handgeld genommen, unterschrieben! Seid königlich preußische Recruten!“

„Recruten?“ schrien Beide laut auf.

„Seit gestern Abend! Habt verteufelt schlecht Gedächtniß.“

Das ist Betrug!“ schrie der Bauerbursche; „jetzt geh' ich fort und sage es meinem Vater. Ich Soldat? Nimmermehr! Da wehre ich mich mit Händen und Füßen, eher schlage ich alles ...“

Pfiff! hatte er einen Streich mit dem langen Corporalstock. — „Wart, Bursche, ich will Dir lernen raisonniren. Kreuzsacker.... ich fuchtele Euch alle Beide hier durch, wenn nur noch einer muckst. Ist's etwa eine Schande, dem Fritz zu dienen, vor dem alle Welt den Hut zieht? Wart Bursche! Steh' Du nur unter der Muskete, da will ich Dir den Hahnekamm schon etwas streichen. Ruh' gehalten oder Euch soll ein Kreuzsternschock-Millionen-Hageldonnerw..... Die letzten Sylben verhallten wie ein in der Ferne rollendes Gewitter. Er ging zur Thür hinaus und drehte den Schlüssel herum.

Welch eine Wendung der Dinge. Christlieb war außer aller Fassung und grinzte jetzt gar ein wenig. Friedrich hingegen war gefaßter, obgleich der Gedanke, Recrut zu sein, ihn fast aller Sinne beraubte. — „Lisette, Lisette!“ stöhnte er, „Dein Friedrich Soldat in der königlich preußischen Armee.“ — Mitten in dieser Verwirrung flammte ein heller Gedanke in ihm auf. Flucht! das war jetzt die Losung. Er konnte von innen das Fenster entriegeln, in Haus und Hof war er bekannt und es war nur so einzurichten, daß die Soldaten von gestern Abend nicht seiner ansichtig wurden.

Rasch gedieh dieser Gedanke zum Entschluß. Er entfloh durch das Fenster. Sein Leidensgefährte ahmte dies nach. Ersterer entkam glücklich; Letzterer wurde jedoch erwischt, weil er zu langsam, so tölpisch und unbeholfen war.

Ungesehen lenkte der Gärtner seine Schritte in das Haus seiner getreuen Lisette, wo er leichenblaß ankam und sich immer scheu umsah, ob man ihn nicht verfolge.

„Ach, Du armer Junge!“ rief Lisettens Mutter, als Friedrich in kurzen Worten sein Abenteuer erzählt. Lisette war gefaßter und beschwor ihn, sich im Hause zu verbergen.

„Nein, nein!“ rief ängstlich und bekümmert die alte Mutter, „nein, das geht nicht. Wahrscheinlich wird Haussuchung gehalten, und wenn sie Dich finden, bist Deserteur, ach Du meine Güte! mußt Spießruthen laufen oder gar — die Kugel — vor — den Kopf!“

Dies waren Donnerworte. Jetzt erst erkannte man das Mißliche der Lage, und Friedrich verwünschte den Augenblick, wo ihn mehr seine Neugierde als Berufspflicht in die Soldatenstube geführt. Was List und Betrug, hielt er für Gastfreundschaft, er wähnte, es wären alle Menschen so treu und offen gesinnt wie er.

Was war zu thun? er hatte sogar etwas Schriftliches von sich gegeben, er hatte Geld genommen, dies waren unauflösbare Bindemittel, wenn nicht von irgendwo eine rettende Hand eingriff. — Wo aber war diese zu finden, welcher Weg war zu betreten, um das nun Unvermeidliche abzuwenden? — Lisette, welche ihren Geliebten schon entrissen wähnte, die ihn schon unter der Muskete, auf dem Schlachtfelde, unter den Todten und Blessirten sah, sie bangte jetzt mehr, aber auch in dem verhängnißvollsten aller Augenblicke drang sich ihr der Gedanke zur Rettung ihres Geliebten auf.

„Ja, er oder sonst niemand kann hier helfen. Ich gehe hin zu ihm und Du mußt mitgehen.“

„Zu wem, zum Commandanten?“

„Nein, zum Herrn Professor!“

„Zu Herrn Gellert?“

„Ja!“

„Wie soll denn der helfen, das ist ja ein geistlicher Herr?“

„Eben deshalb! Alle Welt hat vor ihm Respect und vielleicht auch die Soldaten.“

„Nein, Lisette, nein! — Ach! da kommt ein Soldat die Gasse herauf. Lisette, ich geh' mit zum Herrn Professor Gellert; geschwind, schnell, daß mich niemand sieht. Ach! wenn sie mich ...“

„Vorwärts!“ rief Lisette, „tempere nicht so lange.“ —

Sie machten sich Beide auf den Weg, die Mutter gab ihren Segen zum besten Gedeihen und blickte ängstlich in die Dorfgasse, um nach dem Soldaten zu sehen. Der Schein trügt, vorzüglich wenn jemand Angst empfindet. Gedachter Soldat war eine alte Bauerfrau mit einem blauen Mantel und übergelegten rothen Kopftuch. — Auf dem Wege nach Gellert's Wohnung machte ihm die Phantasie noch ganz besonders zu schaffen. In den Birkenruthen, die ein armer Besenbinder auf dem Schiebbock in's Dorf fuhr, sah Friedrich der Bedrängte schon die Spießruthen,

womit ihn die preußischen Grenadiere kitzeln sollten, und das Kollern einer leeren Biertonne schlug an sein Ohr wie Trommelschlag zum Todtenmarsch.

Mit größter Behutsamkeit nahten sich Beide der Wohnung, welche den Mann barg, der hier als Helfer und Retter erscheinen sollte. Dem armen preußischen Recruten wider Willen pochte das Herz, als wenn er vor einem Kriegsgericht erscheinen sollte, denn es wollte ihm gar nicht in den Sinn, wie ein einfacher Magister in den kurzen Kniehosen die rauhen Männer der Muskete mit den langen Bärmützen so zu sagen herumkriegen und ihn vom Gamaschendienst befreien sollte.

Am liebsten hätte Lisette den armen Schelm gleich selbst mit zu Gellert genommen, aber nach ihrer Ansicht hieß dies mit der Thür in's Haus fallen und es wurde beschlossen, erst selbst hineinzugehen und ein gutes Wort einzulegen.

Mit den schönsten Blumen des Gartens in der Hand nahte sie sich dem Parterrezimmer und lugte durch die in den Garten gehende Glasthür, ob der Herr Professor allein sei. Friedrich sollte außen an der Thür warten, da regten sich aber auf einem Gute in der Nähe preußische Soldaten. Mit größter Schnelligkeit ergriff Lisette ihren Zukünftigen, lief mehrere Schritte mit ihm seitwärts in den Garten und versteckte ihn an einen Ort, wo ihn so leicht niemand aufstöberte, — in das Bienenhaus.

Ein schöner Aufenthalt, dachte unser Fritz; doch lieber unter Hummeln oder in einem Wespennest als unter den Soldaten; lieber in einem Bienenstock als unter dem Corporalstock.

Drinnen in der Stube saß Gellert auf einem einfachen Canapee, schon völlig angezogen und angethan mit dem schwarzen Leibrock, was er stets zu thun pflegte, da er nicht selten durch Besuche zu allen Stunden und aller Tageszeit überrascht wurde. Er hatte so eben einige Briefe empfangen. Der erste war von dem Tonsetzer Emanuel Bach aus Berlin, welcher wiederum etliche Melodien zu Gellert's geistlichen Liedern verfaßt und nun solche dem Dichter zusendete.

Lisette wollte schon durch die Thür treten; Gellert ergriff aber den zweiten Brief und las ruhig in den Zeilen. — Diese Zuschrift war von seinem Verleger, dem Buchhändler Wendler aus Leipzig, welcher ihm die Anzeige machte, daß eine abermalige Auflage der Fabeln nöthig sei und er ihm in Folge des guten Absatzes und der steten Nachfragen fortan für neueres Mannscript den Druckbogen mit einem L a u b t h a l e r honoriren werde.

Jetzt konnte sich Lisette nicht mehr halten. Sie faßte sich ein Herz und trat in Gellert's Zimmer. Der freundliche seelenvolle Blick des Dichters gab ihr allen Muth wieder, und als sie die Blumen auf den Tisch gestellt, da stammelte sie: „Ach, Herr Professor! ich habe etwas vorzubringen."

„Was ist's, mein Kind? Heraus damit, rede frei und offen."

„Es ist eine Bitte und noch dazu eine recht große."

„Soll mir Vergnügen gewähren, wenn ich sie erfüllen kann."

„Ich war so glücklich, so zufrieden..."

„Nur Gott vor Augen und im Herzen und Du wirst es fortan sein."

„Ich und mein Friedrich, ach! wir malten uns so hübsch die Zukunft aus und nun ..."

„Nun, und jetzt?"

„Verloren! Alles hin!"

„Wie so? Auf welche Art?"

„Ach, mein guter Herr Professor! ich will es nur gestehn, es ist ein Unglück geschehn!"

„Was? hättest Du den Pfad der ..."

„Der Unterofficier im Schlosse trägt die Schuld!"

„Entsetzlich!"

„Der Friedrich ist gestern Abend in die Gesellschaft der Soldaten gerathen, da haben sie sehr freundlich gethan, er hat mit ihnen Wein trinken müssen und endlich haben sie ihn angeworben."

„Also der Friedrich! Hm! — Gott sei Dank!"

„Durch List haben sie ihn dahingebracht. Sie haben ihm einen Hut aufgesetzt. Er hat mit auf das Wohl des Königs getrunken; ach! er hat noch mehr gethan." —

„Nun?"

„Er hat so einen kleinen Zettel unterschrieben, ach! du meine Güte, er hat sogar Handgeld genommen."

„O weh! ein böser, böser Handel."

„Aber noch ist zu helfen."

„Wird schwer halten, mein gutes Kind. Wer soll ihm hier helfen?"

„Sie, mein guter Herr Professor!"

„Ich? — Kind, ich helfe gern, ich diene Jedermann — aber — wo ist denn der Bräutigam?"

„Er ist den Soldaten entwischt."

„Was? entsprungen?"

„Ja! in aller Frühe hat er sich aus dem Staube gemacht. — Es ist gewiß nun schon ruchbar; sie werden ihn suchen."

„Schlimm, sehr schlimm!"

„Ach, jawohl! aber Sie, Herr Gellert, Sie können ja helfen."

„Ich — auf ... welche Art?"

„Sie machen sich auf und gehen zum Herrn Commandanten."

„Kind, welch ein Gedanke!"

„Ach! gewiß ein recht guter. — Ein Mann wie Sie, so ein vornehmer gelehrter Herr, wenn der ein Wort spricht, das fällt in die Wage, das zieht."

„Bedenke: ein General, ein wilder Kriegsmann hier in Feindesland."

„Ihnen ist er gewiß nicht feind. Wenn er hört, daß Sie die schönen frommen Lieder ge-

dichtet; wenn er hört, daß Sie das schöne Gedicht geschrieben: „Um das Rhinoceros zu sehen" — da steckt er gewiß einen Pflock zurück und läßt meinen guten Friedrich seines Weges gehen."

„Kind, baue nicht auf meine Hülfe, sie ist schwach."

„Nein, nein! Sie dürfen mich nicht verlassen. So oft schon fand ich und die Mutter in Ihren Liedern Beruhigung und Trost; was Sie geschrieben, das werden Sie auch üben im Leben. — Nur frisch an's Werk, ach, es ist so nöthig!"

„Sie hat Recht. — Nächstenliebe! — sie gebietet. Der Commandant, wie ich gehört, soll ein Ehrenmann sein." —

„Ja, das ist er. Helfen Sie, gehen Sie hin, er befindet sich auf dem Schlosse."

„Ja, wo aber steckt denn Dein Bräutigam?"

„Hier im Garten!"

„Was? ein Deserteur in meiner Behausung?"

„Ja, hinterm Bienenstock."

„Kind, welche Unvorsichtigkeit! Wenn sie ihn finden, ich — ein Hehler. Rings herum Soldaten! mein Ruf, meine Ehre, wenn ..."

Da blies in der Dorfgasse eine Trompete, ein Signalzeichen zum Füttern oder Pferdeputzen. — Lisette erschrak ganz entsetzlich, sie dachte nicht anders, es sei das Zeichen, den Deserteur einzufangen. Aber auch nicht minder erschrak Friedrich, der unterdessen mit den Bienen gekämpft, die ihn durchaus nicht als Gast leiden wollten. Eben wollte sich so eine Hummel auf seine Nase setzen, als kaum zehn Schritte hinter ihm das Trompetengeschmetter begann. Eilig stürzte er aus seinem Versteck hervor und drang in das Zimmer des guten Gellert, den er bei der Rockklappe festhielt und ihn beschwor, sein Retter zu werden, denn er wähnte, es gehe nun an Hals und Kragen.

Der arme Gellert wurde jetzt selbst mit ängstlich, zumal Lisette sich an ihn herandrängte und Miene machte, ihm um den Hals zu fallen. Er verschanzte sich förmlich hinter die große Stuhllehne und gelobte von hier aus: beim Commandanten alles zu versuchen, was zur Befreiung dienen könnte. — Friedrich schwur, zeitlebens dankbar zu sein, in welches Gelöbniß Lisette hoch und feierlich mit einstimmte. Schon jubelten ihre Herzen auf in freudiger Hoffnung, schon griff der gute Gellert nach seinem Hut, als plötzlich unweit von der Thür ein preußischer Officier erschien. — Friedrich wußte vor Schreck nicht, ob er unter das Bücherbret kriechen oder wieder hinausstürmen sollte hinter die Bienenkörbe. Gewiß hatte man seine Spur entdeckt, doch ruhig und mit Fassung erwartete Gellert seine Ankunft. Er kam aber nicht herein, trotzdem, daß er sich außen erkundigte, ob hier das Haus sei, wo der Professor Gellert wohne. — Er machte rechts um und entfernte sich mit schnellen Schritten.

Noch schnellere Schritte geschahen aber jetzt von Seiten des bedrängten Liebespaares, welches durch den Garten eilte und versprach, nach einer halben Stunde wieder zu kommen.

Unweit von Gellert's Wohnung verbargen sie sich in einem Gehöfte, wo sie sich sicher glaubten, und Friedrich sah sich schon nach einer Leiter um, welche nach dem Heuboden führt.

Während dies geschehen, war auf der Straße von Leipzig ein eleganter Wagen in das Schloß gefahren, in welchem sich drei Personen befanden, die im Schloß abgestiegen. Der Erste von diesen Dreien war Friedrich der Große; ihm zur Seite saß der Marquis d'Argens und auf dem Rücksitz des Königs Adjutant, Franz Leopold von Berenhorst, der sich später großen Ruf als taktischer und strategischer Schriftsteller erwarb.

Nicht spurlos war der Vorfall an Gellert's Innerm vorübergegangen. Sein weiches Gemüth war sichtlich ergriffen, er fühlte den Kummer und die Angst des bedrängten Paares; er, der nur Friede und Eintracht wollte, er empfand jetzt doppelt, wohin die Entzweiung der Völker führt und was ein Krieg bedeute. Doch, er war Philosoph. Sinnend, in den Lehnstuhl gesunken, erkannte er, daß Gott gleich Fluthen, Erdbeben und Pest von Zeit zu Zeit einen Eroberer schicke, der da die Völker aufrüttele aus ihrem Schlafe, damit ein jedes sich bewußt werde seiner Kraft. — „Der Krieg," seufzte er, „er führt Kummer und Elend in seinem Gefolge, doch, erhebt er nicht ein hohes Kraftgefühl in jeglicher Brust? Was sich einzeln der Zeit beugte, steht da vereint mit hoher kühner Macht als ein Denkmal für spätere Geschlechter. Zu einem großen Körper reihen sich alle die Glieder, hin nach einem Ziele sammelt sich die That. — Dies junge Paar, man will ihm seine schönsten Träume zerstören, hinwegreißen will man den Bräutigam aus den Armen der Braut; nein, nein! vielleicht kann ich's verhindern. Auf! Gellert; periculum in mora! Gott der Herr erwählt dich hier als schwaches Rüstzeug. Ich gehe — zu einem Feind. Verleih' mir, Allgütiger, Kraft; gieb Gedeihen und Erfolg meinem schwachen Wort.

Fortsetzung folgt.

Curiosa.

Ein Schwarm Bienen wiegt sieben bis acht Pfund; vier Pfund ist ein mittelmäßiger. Hundert neunundvierzig todte Bienen wiegen ein Loth.

Wenn ein Weizenkorn jährlich **50** Körner giebt, so beträgt die Ernte im zweiten Jahre **2500**, im dritten **125,000**, im sechsten **15,625,000,000** und im zwölften Jahre **244,140,625,000,000,000,000** Körner. Nun hält ein Malter ungefähr **20,478,240** Körner, daher die zwölfjährige Ernte von einem Weizenkorn **11,921,953,497,910** Malter ausmacht.

Nach dieser Rechnung könnte ein Weizenkorn nach drei Jahren mehr als 320 Personen auf eine Mahlzeit speisen.

Nach einer Bemerkung des de la Hire bringt das Regenwasser nicht über 16 Zoll tief in die Erde.

Ein gesunder Mensch zieht bei jedem Odemzuge ungefähr 20 Cubikzoll Luft ein, wovon jedesmal ungefähr $1/_{136}$ untauglich wird, wieder in die Lunge zu gehen. Wenn man also 20 Odemzüge auf eine Minute rechnet, so werden in einer Stunde 177 Cubikzoll Luft verdorben.

Jeder Mensch hat, wenn man 16 Generationen zurückgeht, überhaupt 131,071 Voreltern. Für jedes Jahrhundert gehören drei Generationen, und wenn wir das Alter der Welt auf 5800 Jahre setzen, so hat jeder lebende Mensch ohne Ausnahme von der Erschaffung der Welt 174 und von der Geburt Christi an 53 Generationen.

Nach einem Postbericht vom Jahre 1776 ging die Fahrpost von Hannover bis Leipzig (bei günstiger Witterung) drei Tage und drei Nächte. Der Fahrpreis, auf 29 Meilen berechnet, betrug 6 Thaler 14 gGr., wobei jedoch bemerkt ist, daß jeder Passagier bei der Abfahrt dem Wagenmeister 2 Groschen zu bezahlen hatte und wiederum auf jeder Station, wo das Gepäck umgeladen wurde. Wo dies nicht der Fall, erhielt der Wagenmeister nur 1 Groschen und ebenso einen der Postillon. — In einem 1720 zu Leipzig erschienenen Almanach wird im Post- und Botenbericht auch eines Berliner Boten gedacht, welcher aller vierzehn Tage kam und zu Leipzig in der Halle'schen Gasse im „goldenen Siebe" einkehrte. Er kam aber nur im Sommer. Wahrscheinlich hielt er Winterschlaf wie ein Dachs.

Warum ich die Dämm'rung liebe.

Warum ich die Dämm'rung liebe?
Frage doch dein eigen Herz,
Ob nicht in den Dämmerstunden
Ferner bleibt der herbe Schmerz? —

Ob nicht milde, süße Träume
An dem Auge ziehn vorbei, —
Ob nicht in den Dämmerstunden
Herz und Geist sich regen frei? —

Weiter greift der Seele Ahnen,
Wenn der Tag zur Rüste sinkt, —
Wenn aus fernen, fernen Welten
Wie ein Gruß es freudig winkt.

Und es finden sich die Herzen
Leichter in der Dämmerung, —
Leichter über Erdenfernen
Greift der Seele frischer Schwung.

Darum sind die Dämmerstunden
Frei von Schmerzen, frei von Weh,
Weil den Freundeskreis der Lieben
Ich dann sinnend um mich seh.

F. Moor.

Feuilleton.

Der größte Strick existirt jetzt in Schottland; es ist dies ein Tau von 1200 Fuß Länge und 7 Zoll Dicke, welches aus der Gavin'schen Werkstatt zu Leith hervorgegangen. Es wiegt über 3 Tonnen und ist für eine 175 Faden tiefe Kohlengrube zu Nilschhill bestimmt.

Ein Urtheil des Erzherzogs Johann über Berthold Auerbach's „Andrée Hofer." In einem Schreiben des Erzherzogs Johann (aus Graz vom 2. Mai) an den katholischen Stadtpfarrer und geistlichen Rath Beda Weber in Frankfurt a. M. beklagt sich der Erstere über die Verdächtigungen, mit welchen man seine Person verfolge und fährt dabei fort: „Dieses alles wäre noch zu ertragen, allein das Aergste bleibt Auerbach's Machwerk: „Andrée Hofer," wo ich als ein falscher, das Vertrauen eines biedern Volkes mißbrauchender Mensch erscheine. Wer die Geschichte Tyrols kennt, weiß, ob ich es redlich mit diesem Lande gemeint habe und ob ich nicht zu jeder Zeit, selbst zu meinem eigenen Schaden und Verdruß, nicht ein ehrlicher Vertreter seiner Rechte und Freiheiten war. Nur ein Fremder, der in den Octobertagen in Wien nicht unbefangen war, kann so etwas schreiben. Mein Trost ist, daß man in Tyrol eine andre Meinung hat und die Wahrheit durch ehrliche Freunde, da ich, obgleich ich es im Stande wäre, nicht selbst auftreten will und es einer spätern Zeit vorbehalte, — wird vertreten werden."

Und für dieses, in einem wahren Kauderwälsch geschriebene Buch, strotzend voller Unwahrheiten, langweilig bis zum Exceß, für dies Machwerk des Dorfgeschichtschreibers Auerbach soll Herr Georg Wigand in Leipzig 600 Thaler Honorar gezahlt haben. So etwas ist auch nur Herrn Georg Wigand zuzutrauen.

Froment's Telegraph, über welchen neulich in der Pariser Academie der Wissenschaften Bericht erstattet wurde, schreibt sofort alle Nachrichten mit Bleistift auf. Der Bleistift macht 2000 Bewegungen in der Minute, der Erfinder hofft dieses Resultat auf 4000 Bewegungen oder 1000 deutlich geschriebene Buchstaben in der Minute zu steigern.

Wahnwitz. Unter den vielen Festlichkeiten, die unlängst dem Kaiser von Oesterreich zu Ehren in Triest gegeben wurden, ereignete es sich, daß der Pompiers-Commandant Sigon sein eignes Haus anzündete, um die Manövres seiner Leute zu zeigen. Trotzdem daß der Brand sehr ernst aussah, war er doch innerhalb einer halben Stunde gelöscht.

London. In den zehn Jahren bis zum 31. December 1846 sind aus dem vereinigten Königreiche 856,392 Menschen ausgewandert, 1847 258,270 und 1848 248,380; 1849 sogar 299,498, davon 219,450 nach den Vereinigten Staaten und 41,367 nach dem brittischen Amerika. Man schätzt die Ausgabe für Emigranten, ausschließlich der

Kajütenpassagiere, auf 1,743,500 Pfd. St., davon aus öffentlichen Fonds 228,300, folglich über 1,500,000 Pfd. St. aus Gemeinde- oder Privatfonds.

Die bayer'sche Armee zählt gegenwärtig an Mannschaft 76,614, darunter 2868 Officiere, 8509 Unterofficiere, die übrigen Pioniere, Gefreite und Gemeine, und zwar 47,323 activ, 17,914 beurlaubt. An Pferden finden sich 1481 Officierpferde und 8417 Dienstpferde vor.

Das österreichische Papiergeld muß doch wirklich unter Null stehen, denn die officielle „Mailänder Zeitung," ein Staatsinstitut, machte unlängst bei Gelegenheit der Erneuerung des Abonnements bekannt, daß von ihr nur klingende Münze als Pränumerationsgeld angenommen werde, und daß diejenigen, welche österreichisches Papiergeld einsendeten, das Blatt nicht erhalten würden.

Sämmtliche öffentliche Gasflammen von Paris ohne Hülfe von Personal in einem Moment anzuzünden, ist die Erfindung eines Herrn Villate, der sich zu seinem Apparat der Elektricität in folgender Art bedient. Von einer starken Voltaischen Säule gehen durch Gutta-Percha isolirte Leitdrähte aus; sie laufen zusammen mit den Gasröhren und bei der Oeffnung, aus der die Gasflamme strömt, enden sie und tragen ein kleines Plättchen an der Spitze. Die Oeffnung der Gasröhre wird durch eine kleine, leicht bewegliche eiserne Klappe geschlossen. Elektrisirt man nun den Leitdraht, so wird die kleine eiserne Klappe magnetisch und springt zurück, worauf das Gas herausströmt und sich an dem durch den elektrischen Strom glühend gewordenen Stückchen Platina entzündet. Um die Flamme zu löschen genügt es, dem magnetisirten Eisen eine zweite Bewegung durch den elektrischen Strom zu geben, die Klappe fällt zu und die Flamme ist gelöscht.

Die Gefangenen, welche sich noch in Untersuchung im Pesther Neugebäude befinden, sind, wie der „Spiegel" berichtet, fast sämmtlich in die Berchtesgadener Zunft eingetreten und liefern die hübschesten Schnitzsachen, obgleich die Meisten von ihnen früher nie ein Schnitzmesser in der Hand hatten, ja viele nicht einmal zeichnen können. Jetzt wird besonders fleißig gearbeitet, da der in neuester Zeit gleichfalls nach dem Neugebäude gebrachte Banknotenfabrikant Römer seinen Haftgenossen die nöthigen Zeichnungen liefert. Vicegespan Nyari schnitzte bereits ein paar Holzteller. Ein anderer Inhaftirter, der ein wunderbares, ihm selbst bisher unbekanntes Talent zum Schnitzen besitzt, schnitt ein allerliebstes Körbchen aus Holz aus. Es ist ein wahres Meisterstück. Flüchtig beschaut würde man es für einen aus Stroh geflochtenen und mit zwei Rebenblättern zugedeckten Korb halten.

Eine wichtige Entdeckung im Gebiet der Seidenzucht hat ein Dr. Grassi in Mailand gemacht. Nach vielen Studien und Experimenten ist es ihm gelungen, ein Mittel zu erfinden, der unter den Seidenwürmern so häufig vorkommenden Krankheit „Calcino" wirksam zu begegnen. Sein Geheimniß hat er vieren der ausgezeichnetsten Gelehrten Mailands anvertraut, die es auch als wirksam erkannten. Er will es jedoch nicht früher veröffentlichen, bis ihm ein entsprechender Lohn geworden ist. Er verlangt dafür nur 300,000 Zwanziger, die durch Subscriptionen eingebracht werden sollen.

„Der wunderschöne Monat Mai" hat selbst diesmal in Italien bewiesen, daß er sehr unangenehm sein kann, denn in Bologna hatte man am 3. Mai ein heftiges Schneegestöber.

Die Gruft im Baume. Die Grazer Zeitung berichtet aus Oedenburg Folgendes: In der Nähe der Stadt ereignete sich kürzlich der grause Zufall, daß man beim Fällen eines alten und sehr großen morschen Baumes auf zwei Füße stieß und endlich in der Höhlung desselben die Leiche eines croatischen Soldaten im vollen Anzuge und einen Geldbetrag von 400 Fl. Zwanziger vorfand. Es ließ sich nicht anders erklären, wie der Unglückliche in den hohlen Baum kam, als daß er denselben während der Revolutionsepoche, vielleicht auf der Flucht erstieg und in die morsche Höhle hinabstürzte, von wo er sich nicht mehr emporhelfen konnte.

Das Witzwort eines Wiener Münzarbeiters macht im Publicum Glück. Als nämlich ein Lumpensammler vorüberging, sagte er zu seinem Kameraden: „Sieh, dies sind jetzt unsre Bergknappen."

Zu Stratford am Avon wurde am 23. April, wie herkömmlich, der Geburtstag Shakespeare's, des „süßen William" begangen. Sein Geburtshaus und die Kirche, wo er begraben liegt, waren festlich geschmückt. Die Geldzeichnung, um das Geburtshaus als Nationaleigenthum anzukaufen, hat noch nicht die ganze nöthige Summe erreicht.

Auswanderer-Anlehengesellschaft. Bekanntlich hat Herr Chisholm in London den Plan entworfen, würdige Familien, die sich zur Auswanderung nach Australien entschließen, mit Anlehen zur Realisirung ihres Vorhabens zu unterstützen; der Borger macht sich verbindlich, die ihm ohne Zinsen dargeliehene Summe binnen zwei Jahren zurück zu erstatten; mit seinem etwaigen Tode hört jedoch die Verpflichtung für die Rückzahlung des Anlehens auf und geht nicht auf seine Hinterlassenen über. Herr Chisholm hat sich behufs der Verwirklichung seines Plans an die arbeitenden Klassen gewendet, die seiner Aufforderung so bereitwillig entsprochen haben, daß ihre Beiträge bereits ein Gesammtcapital von 72,000 Pfd. St. darstellen; mehrere Familien und Ansiedlergruppen sind nicht nur bereits auf solche Weise nach Australien befördert worden, sondern haben in ihren Berichten von dort auch die erfreulichsten Resultate über das Gedeihliche ihrer Bemühungen mitgetheilt.

Goethe wurde schon vor eilf Jahren auf die französische Bühne gebracht. Im Juni 1839 wurde auf dem Theater de la renaissance ein Lustspiel in Versen von Madame Colet-Revoil gegeben: „Goethe's Jugend." Es spielt in Frankfurt a. M. und behandelt die Geschichte Charlottens; sie ist Witwe eines Grafen Baenheim, den sie ohne Neigung geheirathet hatte. Sie giebt Gesellschaften:

Il faut pour être admis dans leur société
Aux hommes le génie, aux femmes la beauté.
C'est en tête et les noms suivent: Lavater, Goethe,
Schlegel, Schiller, Klopstock; oui la liste est complète.

Von Werther heißt es:

Werter! Mais je connais ce nom-là, c'est un livre
Tout de feu, qui nous brûle et nous enivre
Comme du Kirschwasser.

Säbelherrschaft. Krause und Kretschmar waren 1760 die Redacteure der Haude-Spener'schen Zeitung in Berlin und der Vossischen; sie wurden als Verfasser der „Bauerngespräche" bekannt und von dem General Tottleben an dem Tage, an welchem er Berlin verließ (12. October), zum Spitzruthenlaufen verurtheilt. Um 8 Uhr Morgens marschirten 600 russische Grenadiere auf dem neuen Markte auf und formirten eine Gasse, der Profoß theilte Ruthen aus und entkleidete die Arrestanten. Krause, ein 68jähriger Greis erhielt auf seine Bitten Gnade; Kretschmar mußte einige Hiebe aushalten und wurde dann auch entlassen.

Louise Aston, die bekannte Schriftstellerin, ist von dem Ministerium aus Paris ausgewiesen, obgleich der Präsident der Republik ihr in einer Privataudienz seinen persönlichen Schutz versprochen hatte.

Die Umgegend von Dresden wird durch einen neuen Prachtbau verherrlicht. Das ehemalige Findlater'sche Palais, welches eine Herrschaft aus dem Auslande erkauft,

ist bereits weggerissen und an seine Stelle kommt ein prächtiges Schloß. Die umliegenden Weinbergsgrundstücke sind erkauft und die gesammte Besitzung wird nun in einen großartigen englischen Park verwandelt, dessen Terrassen sich bis an's Elbgestade herabziehen.

Abenteuer eines Papageien. Als am 24. Februar 1848 die Tuilerien gestürmt worden waren, fanden die Eindringlinge in den Gemächern der Königin einen ausgezeichnet schönen weißen Papagei, an dessen Possen sie sich zuerst ergötzten, den sie aber später zu braten und zu verzehren beschlossen. Ein junger Mensch erbat sich das Thierchen zum Andenken an den Tag, rettete es so von dem ihm bevorstehenden Auto da fé und nahm es mit sich in seine Wohnung. Als die Ordnung in den Tuilerien wieder einigermaßen hergestellt war, wollte der junge Mann den Papagei zurückstellen, erhielt aber keinen Einlaß in die Tuilerien. Nun schenkte er den Vogel seiner Mutter, und als nach zwei Jahren die Königin Marie Amélie in Folge sorgfältig angestellter Nachforschungen den Ort erfuhr, an dem ihr Lieblingsthier bestndlich und dasselbe reclamirte, so wollte die Pflegerin es nicht herausgeben, und erst in Folge polizeilicher Requisition wurde der tropische Wanderer aus der Rue du Verneuil auf die See gebracht, wo er jetzt zu Schiffe seiner frühern Gebieterin entgegenzieht.

Der carlistische General Cabrera hat sich mit einer der reichsten Erbinnen Englands, Miß Richards, einzigen Tochter eines der Großrichter von England verlobt. Man schlägt deren Vermögen auf 638,000 Pfd. St. an. Die Veranlassung zu dieser Verbindung ist die Begeisterung der 25jährigen Dame für die Sache des Don Carlos. Auch soll Cabrera beabsichtigen, die ihm dadurch zur Verfügung gestellten Mittel für die Sache der carlistischen Partei zu verwenden.

Gräfin Ida Hahn-Hahn. Seit ihrem Uebertritt zum Katholicismus findet sich Gräfin Ida wunderbar getröstet. Sie lernt jetzt eifrig die lateinische Sprache, um die Kirchenväter im Urtext studiren zu können; das ist kein Scherz. Daß sie in nicht langer Zeit in ein Kloster gehen werde, nimmt man in Berlin als gewiß an.

Jokeiwitz. Am 6. Mai Nachmittags harrte eine glänzende, mit vier auserlesenen Pferden bespannte Kutsche auf dem Concordeplatz in Paris ihrer reichen Besitzer. Eine zahlreiche Volksmenge drängte sich um den Wagen, den einige bewunderten, während andre ausriefen: „Seht einmal den unverschämten Luxus der Aristokraten, die so unerlaubten Aufwand machen, während das Volk im Elend darbt." Die Ruhe und Kälte, mit der die zur Equipage gehörenden Jokei's alle diese drohenden Bemerkungen anhörten, steigerte den Unwillen der Menge, deren Wortführer endlich mit der Frage herausbrach: „Wie heißt der Aristo, dem diese Equipage gehört?" Mit vollkommener Geistesgegenwart entgegnete der Befragte: „Wir sind in den Diensten des Herrn Eugen Sue." Der glückliche Einfall erzielte die beabsichtigte Wirkung und allgemeines, beifälliges Lachen belohnte den Sprecher, der aber dem Vernehmen nach in den Diensten der Gräfin von Landsfeld steht, der auch der reiche Wagen gehörte.

Welche Lust gewährt das Reisen. Das vergangene Pfingstfest führte diesmal die Fremden in Massen nach Hamburg, man berechnete sie wenigstens auf 6 bis 7000 Menschen.

Aus dem Don Juan. Die Scene, wo Don Juan die Bildsäule des Gouverneurs zu Tische ladet, hat schon zu vielen Fatalitäten Anlaß gegeben, welche beim Publicum ein homerisches Gelächter hervorriefen; einige mögen hier stehen: In W. ließ der Tenor eine Arie aus, ohne daß dies dem Darsteller des Gouverneurs, der in der Garderobe war, gesagt wurde; die Klingel ertönte, die Rückwand geht in die Höhe und das Pferd steht allein da auf dem Monumente. Aller schallendes Gelächter ertönte, als Leporello sagte: Das ist die Bildsäule unsres verstorbenen Gouverneurs. — Ein andermal paßte der Helm schlecht. Die steinerne Bildsäule nickt mit dem Kopfe und er fällt; der Gouverneur hascht darnach, wirft ihn ein paarmal balancirend aus einer Hand in die andre und setzt ihn dann ruhig wieder auf. — Nicht minder komisch machte es sich, als der Darsteller des Gouverneurs sich mit dem Aufsitzen verspätete und nicht mehr Zeit hatte, den Commandostab zu fassen, der an einer Schnur aus den Souffiten herabging; dieser hatte einen Stoß erhalten und flog nun in Pendelschwingungen in der Luft herum, während der Gouverneur vergebens darnach haschte.

Berserkerwuth der Indianer. Simpson beschreibt in seinem Reisewerke den im Westen der Felsengebirge wohnenden Indianerstamm der Ballabollas als den wildesten und grausamsten der eingebornen Stämme. Die Häuptlinge desselben sollen mit der unumschränktesten Gewalt bekleidet sein und auf ihre Leute einen so unbedingten Einfluß ausüben, daß diese jedem Geheiß ihres Herrn sich willenlos fügen, mag ihnen nun eine blutige oder grausame That zu vollbringen befohlen werden, oder mag die ausgesuchte grausame Wollust des Gebieters sie selbst den schmerzlichsten und langsamsten Qualen unterwerfen. Simpson erzählt, daß, als sich der Häuptling dieses Stammes vor einiger Zeit unwohl befand, er befahl, daß einer seiner Leute erschossen werden solle. Sobald dies geschehen, ward er und wie geglaubt wurde in Folge dieses kräftigen Heilmittels schnell gesund. Daß die religiösen Anschauungen bei diesen Grausamkeiten eine bedeutende Rolle spielen, versteht sich von selbst; ihre Religion muß dergleichen Gewaltthaten heiligen, indem vorgegeben wird, daß ein von der Gottheit verhängtes Rasen über sie kommt. In einem solchen Zustande begeben sie sich in die Wälder und fressen wie Nebucadnezar Gras, oder nagen in den Fluren an den Knochen von menschlichen Leichnamen. Sobald dann der Anfall der Raserei, der Tobsucht und des Blutdurstes den höchsten Grad erreicht, stürzen sie unter ihre Leute, reißen mit ihren Zähnen aus den Armen und Beinen derer, die ihnen in den Weg kommen, ganze Stücke Fleisch heraus und verschlingen es. Diese armen Opfer leisten diesen abscheulichen Grausamkeiten keinen andern Widerstand als daß sie so schnell als möglich Fersengeld geben. Bei der Anwesenheit Simpson's unter diesem Stamme geschah es, daß den Häuptling diese heilige Wuth befiel und er vor den Thoren eines englischen Forts einem armen Burschen einen beträchtlichen Lappen aus dem Arme riß. Der Hund eines der Begleiter Simpson's, eine schöne Dogge, sah die Sache aber aus einem andern Gesichtspunkte an als die Indianer und mochte diesen Angriff für unredliches Spiel halten, denn sie packte den tobenden Häuptling mit ihren scharfen Zähnen in den Waden und hielt ihn trotz seines Brüllens fest, bis die wohlbekannte Stimme seines Herrn den Hund von seinem Fange abzulassen vermochte. Die Besorgniß des Herrn Roß — so hieß der Eigenthümer des Rächers des armen Wilden — daß man seinen Hund umbringen werde, erfüllte sich seltsamer Weise nicht; im Gegentheil betrachteten die Ballabollas seit diesem Tage das Thier mit scheuer Ehrfurcht, da sie annahmen, es stehe unter derselben göttlichen Eingebung wie ihr Gebieter.

Jean Paul sagt über Mozart: Jede Note Mozart's ist eine Sprosse in der sphärischen Leiter, an der er dem Himmel der Vollendung zustieg, die Völker der Erde an seiner Rechten mit emporhebend.

Aus der Theaterwelt. In Stockholm giebt man sich der Hoffnung hin, Jenny Lind noch einmal auf der Bühne zu sehen und zwar in dem Galaschauspiel, das nächstens bei der Vermählungsfeier des Kronprinzen stattfinden wird. Der Schauspieler J. Jolin hat den Auftrag erhalten, zu diesem Tage ein Gelegenheitsstück zu liefern in der Art, wie sein „Nationaldivertissement," was zu seiner Zeit bei

der Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums Carl Johanns mit so großem Beifall im königl. Theater in Scene ging.

*** Halevy hat sich von Paris nach London begeben, um persönlich die letzten Proben seiner neuen Oper: „Der Sturm" zu leiten, welche im Theater der Königin zur Aufführung kommt. — Scribe, der Bearbeiter des Textes, folgt ihm nächstens nach, um bei der mise en scène zugegen zu sein.

*** Im Kärnthnerthortheater zu Wien wird Verdi's neueste Oper: „Die Belagerung von Harlem" einstudirt.

*** Herr Curti von Danzig hat zu Hamburg auf dem Stadttheater mit großem Beifall als Lyonel in „Martha" und mehrmals als Chateau neuf gastirt.

*** Herr Widemann, Tenorist an dem Leipziger Theater, welcher in der letzten Ostermesse dreizehnmal ungestört den „Prophet" sang, hat in Anerkennung seiner Ausdauer und steten Bereitwilligkeit von dem Herrn Director Wirsing einen werthvollen silbernen Pokal empfangen, welcher die Inschrift trägt: „Dem Sänger des Propheten."

*** Herr Börner von Hamburg hat in Leipzig als Kluck, Flüsterleis und Schelle mit großem Beifall gastirt.

Humoralia. Jemand bemerkte, daß er aus der biblischen Geschichte den Traum des Pharao doch gar nicht begreifen könne, wie es nämlich möglich sei, daß sieben magere Kühe sieben fette Kühe verzehrten, ohne daß man es ihnen ansähe. „Ich konnt' es auch nicht begreifen," sagte ein Kaufmann, „bis ich mir eine Frau nahm. Da hatte ich mehr als sieben große und dicke Cassa- und Handlungsbücher; meine Frau aber hatte nur ein ganz kleines Wirthschaftsbuch. Am Ende des Jahres aber hatte das kleine Buch all' meine großen und dicken aufgezehrt und man sah es ihm auch nicht an. Seit der Zeit glaube ich auch an den Traum des Pharao."

MODEN.

Paris, den 24. Mai 1850.

Große Nachfrage ist in diesem Augenblick nach den eleganten Filetarbeiten, unter denen sich, wie schon früher gesagt wurde, die großen viereckigen Filetshawls und Scharpen auszeichnen, und zwar besonders seitdem sich die Stickerei darauf so sehr vervollkommnet hat, denn nicht allein mit abstechenden Farben sind sie nach der Regel durchzogen, sondern vor kurzem hat man auch den beliebten Kettenstich mit Glück darauf versucht. Die kleinen Filetbroches, welche im Laufe des vorigen Jahres so häufig getragen wurden, sind jetzt durch die kleinen Knüpfshawls fast gänzlich verdrängt worden, und es ist nicht zu leugnen, daß diese, z. B. von strohgelber Glanzseide gearbeitet und an beiden Enden mit übersponnenen Quasten oder sogenannten Eicheln zusammengezogen, sich unter den kleinen Kragen oder Krausen sehr gut ausnehmen. Noch eine Neuheit giebt es, nämlich für das Haar; es sind kleine Netzchen, deren Boden über ein feines Stäbchen in schwarz gearbeitet wird; ringsum ist eine flatternde Spitze, ebenfalls Filet und von Glanzseide gestrickt; zu beiden Seiten sind Rosetten in derselben Farbe wie man die Seide zur Spitze gewählt hat. Dies steht allen jungen Damen vortrefflich zu Gesicht, weil der Putz sehr einfach und dabei nicht ohne Eleganz ist.

Nächstdem giebt es eine große Auswahl in den prächtigen chinesischen Kreppshawls, welche mit der reichsten Stickerei bedeckt sind. Zu großer Putztoilette werden die, welche mit Glanzseide bestickt sind, vorgezogen; auch hat man versucht, diese Shawls bunt zu besticken, doch es werden im Ganzen immer mehr einfarbige gewählt, wobei noch am bemerkenswerthesten ist, daß nur weiße und strohgelbe getragen werden, obgleich die andern Farben offenbar auch sehr schön aussehen würden. Die Stickerei besteht immer in einem großen Eckstück, welches sich dann ringsum gleich einer Guirlande hinzieht. Die schönen dichten eingeknüpften Fransen haben auch immer einen breiten Rand, sich gleich einem Muster durchziehend.

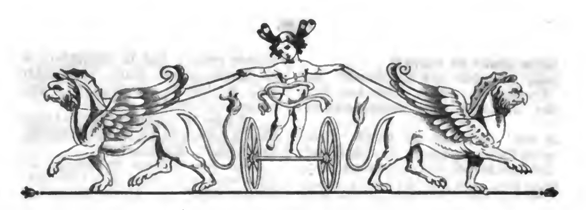
Einen eben so neuen als hübschen Anzug, den wir dieser Tage sahen, beschreiben wir etwas genauer: Hut von Reisstroh, auf jeder Seite mit einem Büschel verschiedener Schlüsselblumen mit nüaneirten Blättern verziert. Dieser Hut bestand aus zwei Theilen; jedes dieser Theile war mit gefältetem Krepp zusammengehalten und am Rande mit schmalen Blonden besetzt. Die Haare darunter waren in kleine Locken getheilt, wodurch natürlich das Bonnet entbehrlich wurde. Kleid von rosa und blau glasirtem Taffet; das Leibchen am Halse anschließend und glatt, vorn schmal aber bis an dem Gürtel offen, mit Revers und abgerundeter Schneppe; Aermel nach der Armbeuge zu immer weiter, jedoch wenig über den Elbogen reichend, mit breitem Umschlag; Rock weit und üblich lang, mit zwei breiten Volants besetzt und diese Volants so wie die Umschläge an den Aermeln und die Revers mit einem regelmäßigen Gefältel garnirt. Das Vorhemdchen bestand aus Spitzentüll, mit zwei Reihen Spitze garnirt, welche sich nach der Oeffnung des Leibchens legten. Die Unterärmel bildeten breite Puffen von Musselin, am Handgelenk durch ein gesticktes Bündchen befestigt; zwischen den Puffen waren kleine Spitzenvolants angebracht. Dazu gehörte noch eine Mantille von Tüll, welche mit Taffet bedeckt war und nach einem sehr hübschen Muster bestickt und festonnirt war, eine Verzierung, die zur Eleganz des Anzugs nicht wenig beitrug. Der Sonnenschirm endlich war von weißem Atlas und mit Blonde belegt, so daß die Blonde am Rande gleich einem Volant überfiel.

Auf die feine Putzwäsche wird alle Tage mehr Gewicht gelegt, wie es die offenen Leibchen und die halblangen Aermel nothwendig mit sich bringen. Man sieht jetzt lauter reiche Busenschleier von Spitzen mit Krausen, Unterärmel mit Spitzenvolants, welche die Hände fast bedecken, ohne sie zu verbergen, durchgängig ebenso schön als mannigfaltig gearbeitet. Die Mode der Unterärmel hat sehr schöne goldne Zwillingsknöpfe hervorgerufen, theils sind dieselben künstlich in ovaler Form ciselirt gearbeitet, theils aber auch von Brillanten oder Perlen. Die Armbänder stehen in ungemein hohem Ansehen; am bevorzugtesten sind die sogenannten Ketten à la Leontine, welche von sehr eleganter und feiner Arbeit sind, denn alle Ringe und Glieder sind in verschiedenen Nüaneen emaillirt.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 23. 1) Hut von Reisstroh, mit Taffet zusammengesetzt und mit Blumen garnirt. Kleid von Satin chine mit Mantille; diese sowie der Rock vorn herunter mit Stickerei und Spitzen verziert. Sonnenschirm von Atlas, mit geknüpften Fransen besetzt. 2) Hut von italienischem Stroh mit gezogenem Taffeteinsatz. Mantille von glasirtem Taffet mit Spitzenvolants. Kleid von chinirtem Taffet. Der Rock ist mit drei ausgezackten Volants besetzt.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 24. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Gellert in Gohlis.

(Fortsetzung und Schluß.)

Gellert war eben im Begriff, den Hut aufzusetzen, als das Geraffel eines Wagens ihn aufmerksam machte, der daher gerollt kam und vor seiner Thür hielt.

„Was? ein Wagen? ein preußischer Militair! Hm! zu ungelegener Zeit! — Wenn nur mein Famul..."

Der Fremde stieg aus dem Wagen, indem er kurz und in schnarrendem spitzen Ton zu seinem Begleiter noch die Worte sprach: Il a un trop bon esprit, pour être obligeant aux dépens de la verité. — Gestützt auf einen Krückstock, unterm kleinen dreieckigen Hut große Klebelocken trat er in den Garten, während sein großes blaues Auge mit dem stechenden Blick umherschwebte.

„Irr' ich nicht," rief Gellert, „dies ist ja ... so oft im Bilde ... es ist der König!" — Er öffnete jetzt schnell die Thür.

„Bon jour! Ist Er der Gellert?"

„Zu dienen, mein Herr!"

„Mein Name ist von Bork."

„Höchst erfreulich."

„Obrist vom Regiment Leibinfanterie."

„Wollen der Herr Obrist nicht Platz ergreifen?" ließ sich Gellert vernehmen, indem er den Großvaterstuhl hinrückte.

Der König that dies, deutete aber gleichzeitig mit dem Krückstock auf den danebenstehenden Stuhl, indem er rief: „Setzen, setzen!"

Gellert folgte seinem Wort, da er wohl merkte, daß der große Kriegsheld unerkannt bleiben wollte.

„Man hat mir," sprach der König, indem er eine große Prise schnupfte, „viel Gut's von Euch erzählt. Hab' auch manch frommes Lied von Euch gelesen. Was für Landsmann?"

„Sachse. Aus Hainichen im Erzgebirge."

„Professor ordinarius?"

„Seit neun Jahren."

„Wie viel Tractement?"

„Außer dem Gnadengehalt einhundert funfzig Thaler!"

„Par mois?"

„Nein, jährlich!"

„Bekommt bei mir ein Reitknecht."

„Der Weise ist mit wenigem zufrieden. Gab es denn je einen Dichter, der gesegnet mit irdischen Gütern? Ich denk' an Roms Plautus, der bei einem Bäcker die Mühle drehte, damit er nicht verhungere. Ich denke an Dante Alighieri, an den großen Schöpfer der divina comedia, an Michael Cervantes, an Tasso, den unsterblichen Sänger des befreiten Jerusalem. Wie reich bin ich gegen diese und doch, hebt oft nicht ein Gedanke, eine Strophe dieser Geweihten all meine Fabeln auf?"

„Recht so! Seid Philosoph! — Doch jeder wirkt in seiner Art. Nur gut, gleichviel ob Fabel oder Epos. Pfusch' selbst so etwas in der Poesie."

„Freut mich, Herr Obrist! Selten gehen Mars und Minerva Hand in Hand."

„Merci! Doch eins muß ich tadeln."

„Ich hör' die Wahrheit gern."

„Warum schreibt Er deutsch?"

„Einzig und allein aus dem Grunde, weil ich ein Deutscher bin. Man nehme dem Deutschen alles, eins bleibt ihm: Gelehrsamkeit und Musik."

„Ach was! Nichts da mit deutsch. Rauhe Form, wenig Wohlklang, plump. Deutsche Sprache ist eine Last, mit der kein Dichter vorwärts kommt, viel weniger fliegt. Da schau' Er sich den Voltaire an, den Racine, dessen Spracheleganz den Mangel der Poesie verdeckt. Schaut die Oden eines Rousseau, die Fabeln des Lafontaine, die in's Französische übersetzten Fabeln des Aesop von Marie de France, ja, gehen wir zurück, selbst Jean Marot."

„Ich kann nicht umhin," ließ sich Gellert mit der schwachen weichen Stimme vernehmen, „dem Herrn Obrist in manchen dieser Dinge Recht zu geben. So weit ich die französischen Dichter kenne, muß ich mich doch vorzüglich wider Marot erklären. Nur sinnliche Anmuth belebt seine Gedichte, nirgends zeigt er Gefühl für Würde und Heiligkeit der Kunst."

„Aber Voltaire."

„Seine Henriade ist das vorzüglichste französische Gedicht dieser Art. Wohldurchdachter Plan; interessante Charaktere; die Sprache ist rein und edel, obgleich man die poetische Magie vermißt. Doch all seinen Ruhm hat er durch ein schändliches verrufenes Werk: „Pucelle" befleckt."

„Hm! Ihr nehmt die Sach' auch gar zu streng. — Pierre Corneille, Achtung und Verehrung der ganzen Nation."

„Verehrung, wie sie der Franzose zollt. Ruhm und Preis, während der Dichter mit den drückendsten Nahrungssorgen zu kämpfen hatte."

„Lag in der Zeit."

„Und in dem Leichtsinn der französischen Nation. Von den Dedicationen seiner Werke fristete er sich in der Blüthe der Jahre sein Leben."

„Wie so?"

„Den Cid widmete er der Herzogin von Aiguillon, die Horatier dem Cardinal Richelieu, den Polyeukt der Königin Mutter, Anna von Oesterreich, und den Cinna einem freigebigen Finanzpächter. In bitterer Armuth starb er dahin, er, der Sophokles Frankreichs, der am Tag vor seinem Tode umsonst nach einer Fleischsuppe verlangte."

„Da wißt Ihr mehr wie ich. Doch — bei der Sache geblieben. Ich meine, der deutschen Sprache fehlt die Geschmeidigkeit, die Wendung. Französischer Briefstyl ist Muster für ganz Europa. — Nichts da mit deutscher Wissenschaft."

„Ein ungerechter Vorwurf, Herr Obrist. — Leider drängte sich in Sitte und Leben das Fremde aus Westen ein; auch die deutsche Sprache mußte sich seinem Dienst fügen. Der Reiz der Neuheit übte seinen Zauber. Deutschlands altes Unglück ist, daß fast immer die Fremden es haben bevormunden wollen; doch die Schranken, in welche die Sprache gebannt wurde, sie durchbrach der Geist, der ließ sich nicht hemmen, er ging unaufhaltsam vorwärts."

„Da sind die deutschen Gelehrten daran Schuld. Warum nahmen sie sich nicht ihrer Sprache an? — Schlafmützen! Stubenhocker!"

„Wo soll Gedeihen herkommen, wenn von oben herab dem großen Feld Licht und Wärme entzogen wird? Die Fürsten gingen voran, sie huldigten dem neuen Wesen; die Minister und Räthe folgten nach und — was blieb da den untern Schichten übrig? Daher die Nachäffung, des Ungeschmacks lächerlicher Popanz in Leben, Sitte, Kunst und Bildung."

„Die Sache hat Grund!" rief der Monarch, indem er eine Prise schnupfte und die drei Finger der rechten Hand an seiner Rockklappe nach gewohnter Weise abstippte.

„Grund," ließ sich Gellert weiter vernehmen, „weil sie auf Wahrheit beruht. — Doch es würde anders werden, wenn einer vorangehen wollte, dem da die Macht gegeben, wiederum dem Ausland zu zeigen, daß deutsche Sprache, deutsche Kunst und Wissenschaft die Kraft und die Macht, sich kühn mit all den andern zu messen, ja sich über dieselben zu erheben."

„Und dieser Eine, der wäre?"

„Der König, dessen Rock Sie tragen und der sich mit mächtigem Siegesfluge über alle seine Feinde erhebt."

„Dazu gehören Tage, Monden, Jahre."

„Der Augenblick ist ein allmächtiger Gott!"

„Der König kann sterben."

„Aber nicht sein Wort, seine weisen Gesetze. — Ein Wort aus seinem Munde, ein Zug von seiner Hand und aufgesprengt würden die Riegel des Grabes, worein man die deutsche Sprache gesenkt. Gleichwie man feiert am Pfingstfest die Ausgießung des heiligen Geistes, so auch würde man feiern in allen deutschen Gauen den auferwachten und neubelebten Geist der deutschen Sprache."

„Auch die Poesie?"

„Ja sie, auch sie würde wieder eingehen zu ihrer Herrlichkeit, sie, welche jetzt auf dornenvollem Leidenswege die Atome zu ihrer Macht und Größe gesammelt."

„Bis jetzt sah ich noch wenig von den Keimen."

„Singt Ramler nicht zum Ruhm und Preis seines Königs? Schickt Gleim nicht seine Kriegslieder in die Welt?"

„Auf dem Papier, tönen aber nicht in der Armee; sind nicht für's Volk; keine Begeisterung, langweilig, weitschweifig."

„Wo Wille und Kraft, folgt das Gedeihen nach. Ich meine doch, wenn man die Erstern verschmäht, den Klopstock müsse man ehren und schätzen, den Sänger der Messiade. Klopstock's Größe ist nicht zu verkennen, denn wahrlich, es

gehörte ein wahrhaft großer Dichtermuth dazu, das heilige Mysterium des Erlösungswerks zum Gegenstande eines Epos zu erkiesen, und daß der Plan solch eines Werkes in einem Jünglinge, in einem Gymnasiasten erwachte, der zur würdigen Ausführung noch bei weitem nicht reif sein konnte, ist eine so wunderbare Erscheinung, daß vielleicht nur ein minder aufgeklärtes Zeitalter, eine größere Publicität dieser Thatsache dazu gehört hätten, um den Sänger der Messiade in den Augen der Nation zu einem zweiten Johannes und sein Gedicht zu dem Range einer neuen Offenbarung zu erheben."

„Ihr sprecht sehr schön und eindringlich. Hab' auch in diesem Dichterwerk herumgeblättert, so weit es vorliegt. Non, non! Die freigeborne Muse leistet zwar in vielen Fällen der Religion gute Dienste, würde ihr aber doch gefährlich werden, wenn sie immer in diesen Kreis gebannt würde. Statt das Christenthum in seiner reinen Geistigkeit zu verherrlichen, würde sie es leicht umschaffen und den Glauben des Herzens an das Unbegreifliche in eine Religion der Phantasie verwandeln."

„Verzeiht, Herr Obrist, wir kommen da etwas tief hinein. Ich halte es für eine heilige Pflicht, daß derjenige, dem der Geist der Dichtkunst inne wohnt, zur Verherrlichung Gottes sein Saitenspiel rühre. Dies empfindet auch Klopstock, seine Oden sind das Erhabenste und Rührendste, was ich kenne."

„Ich höre gern ein geistlich Lied, doch suche ich tiefern Kern. — Was ich an Euch deutschen Dichtern und Schriftstellern vermisse, das ist der Humor, der Witz. Da rühmt man den Rabener als Satyriker. Hm! ich finde wenig Witz und Satyre in seinen Scripturen."

„Und doch sind mehrere davon in's Französische und Holländische übersetzt worden."

„Unter den Blinden ist der Einäugige König. Da schaut den Witz der Franzosen. Der Gottsched mag dies wohl auch gemerkt haben, da er sich diesen Zuschnitt gemacht. Witz, Humor! dazu taugt die deutsche Sprache nicht."

„Der Schwache tändelt, der Starke schafft. Eben das ist der Triumph der deutschen Sprache, daß sie nicht buhlt mit dem Kleinen und Geringen. Ja Deutschland, das einen Guttenberg und einen Luther geboren, es hat die höchste Macht und Kraft in seiner Sprache. Wessen Land rühmt sich solcher Erfindungen, solcher Gelehrten? Sans-Souci, das Tusculum des gekrönten Philosophen, es barg in seinen Palästen französische Gelehrte, die eine Pension von 20,000 Livres und den Orden pour le mérite empfingen, während große deutsche Gelehrte an einer Brodrinde nagten. Wie, keine Gelehrsamkeit, kein Streben? — Nur einen Blick auf unser kleines bescheidenes Leipzig, wo Männer wie Gottsched, Weiße, Ernesti, Morus, Zacharias Platner, Hommel und Andere gelehrt und noch lehren. — Auf Klopstock's und Lessing's Fittigen hat der deutsche Genius einen Flug gewagt, dem wir mit Stolz nachblicken, überall regt sich's, und wenn der König, der sich so huldreich eines Voltaire und Maupertuis annahm, wenn jener geistreiche Monarch deutscher Wissenschaft Schutz und Schirm gewährte, dann würde aufsteigen aus der Verborgenheit eine geistige Macht, die da aufrufen würde alle Völker der Erde zu Kampf und Vernichtung."

„Hm! Ihr seid ein guter Advocat für die deutsche Muse. Recht so, liebe den Freimuth, wenn er Gründe hat. Könnt vielleicht mit solchen Worten gar den König bekehren, der Euch heut' bei Tische sehen will."

„Eu'r Majestät!"

„Ei was, bin der Obrist York! stets zu Euerm Dienst!"

„Ein Dienst?" lispelte Gellert, der hier an seine Leutchen dachte. „Herr Obrist, ich hätte eine Bitte."

„Sie sei gewährt. — Was ist's?"

„Ein junger Mann, der hier der Gärtnerei beflissen, Bräutigam und die Stütze einer hülflosen Witwe, ist gestern Abend von den Soldaten im Schloß als Recrut angeworben worden. Es ist dadurch viel Kümmerniß in's Haus gekommen. Ein Wort von Ihnen, Herr Obrist, könnte all das Trübsal lösen, wenn ..."

„Wie heißt er?" rief der König, indem er seine Brieftasche hervorzog.

„Friedrich!"

„Familienname?"

„Ja, der Familienname ... ist — mir nicht bekannt."

„Nichts zur Sache." — Der König schrieb etwas auf ein Blatt und rief dann mit gnädigem Blick: „Da, vorzeigen, beim Commandant. — Adieu! Seid ein braver, wackerer Mann. Heut' beim König, da wollen wir noch so manches Wörtchen mit einander reden. A revoir!"

Gellert gab dem hohen Gast, der incognito erschienen, das Geleit bis an die Gartenthür und ging dann langsam in sein Zimmer zurück. Hier blieb er einige Augenblicke still stehen und blickte auf den Stuhl, worauf der König gesessen. „War es ein Traum? Der König Friedrich, der Ruhmreiche, hier in meiner Nähe? Gellert, hast Du nicht zu viel gesprochen? Ich war zu muthig, die Begeisterung riß mich fort, ja, die Begeisterung für eine hohe heilige Sache, deutsche Kunst, deutsche Sprache und Poesie. Es galt dem deutschen Genius."

Jetzt erst besah er das beschriebene Blatt, welches in französischer Sprache abgefaßt und an den Commandanten, Generalmajor von Dieskau, gerichtet war. Während sein Auge mit Ehrfurcht auf der Handschrift des Königs ruhte, erschienen plötzlich Lisette und Friedrich vor der Thür.

„Ein kleiner Zettel! Ja, gewiß das Blatt, das Du gestern ...“ Hier konnte sie sich nicht länger halten; sie eilte mit dem Getreuen ihres Herzens hinein in die Stube, lief auf Gellert zu und rief: „Ach, Herr Professor! mein guter Herr Professor! gewiß, ich irre mich nicht, dies ist das Papier, welches der Dummhut unterschrieben.“

„Noch nicht, mein Kind! — Respect vor diesen Worten, die hier ein großer Mann mit Bleistift geschrieben. Gegen Vorzeigung dieses erlangt der Recrut seine Freiheit.“

Hastig griff der Angeworbene darnach, um damit auf das Schloß zu eilen. Lisette nahm ihm aber solches ab, da sie befürchtete, daß auf dem Wege dahin ihm dennoch ein Ungemach begegnen könne. — „Nein, ich selbst geh' zum Commandant, ich geb' ihm hier diesen Zettel, der ... ach! Herr Professor, das ist ja wohl lateinisch oder griechisch, wenn dies nur der Herr Commandant versteht?“

„Sei ohne Sorge. Ein Blick darauf und Du empfängst den Zettel mit den drei Kreuzen zurück.“

„Ja, den muß ich haben; das Handgeld der Soldaten habe ich hier eingesteckt, sie mögen sich ein Frühstück dafür kaufen. O, ich will durchaus nicht feig sein, ich will schon mit dem Herrn Commandanten reden.“

Flüchtigen Fußes eilte sie durch den Garten. Fritz wollte hinterher laufen, als ihn Gellert ermahnte, nicht das Haus zu verlassen.

„Ach!“ rief er in Angst und Bangen, „Lisette auf das Schloß, zu den Soldaten, wenn sie ihr nur nicht etwa auch so einen Hut aufsetzen.“

„Keine Furcht, junger Mann; Friedrich's Truppen wissen, was Sitte und Anstand ist.“

„Es sind aber Husaren dabei und diesen ist nicht über den Weg zu trauen.“ — Hierbei sah er ängstlich nach der Thür, der Schweiß stand auf seiner Stirn; es war eine namenlose Unruhe über ihn gekommen, die der gute Gellert dadurch zu beschwichtigen suchte, daß er nach den schriftlichen Dienstzeugnissen fragte, welche ihm Fritz nebst seinem Lehrbrief einhändigte, da er das alles schon den Abend vorher zu sich gesteckt.

Als Gellert im Begriff war, solche durchzulesen, schrie der gelernte Gärtner und preußische Recrut fast laut auf und rief mit ängstlicher Stimme: „Ach! Herr Magister, schützen Sie mich, da kommt ein Häscher, ein Rathsdiener aus Leipzig.“ — Fritz, der überall Gespenster sah, wünschte sich jetzt wieder hinter die Bienenstöcke oder in den Bauch der Erde. Der Rathsdiener trat ein, verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Herrn Professor, überbrachte selbigem einen Brief von dem Herrn Bürgermeister und — entfernte sich dann wieder unter tiefen Bücklingen.

Gellert erbrach die Zuschrift. Freudig glänzte sein Auge, als er die ersten Zeilen gelesen, und er lispelte dann für sich: „Herrlich! so — führt alles — gut ... zu Ende.“

Schnellen Blickes prüfte er jetzt die Atteste und wollte seinem Schützling den Inhalt des so eben empfangenen Briefes mittheilen, als plötzlich freudig und fast außer Athem Lisette zur Thür hereingesprungen kam.

„Fritz! ... Herr .. Pro ... fessor, hier, hier ist das Blatt!“

„Ja, das ist's!“ schrie Fritz und griff mit beiden Händen darnach.

„Ich lief,“ begann Lisette weiter, „augenblicklich auf das Schloß. Im Nu war ich die Treppe hinauf und wollte so mir nichts Dir nichts gleich in das große Zimmer, wo ich den Commandanten vermuthete. Da trat mir aber ein wahrer Riese von einem preußischen Grenadier entgegen und schrie: „Wohin?“ — Ich sagte: „Zum Herrn Commandanten.“ — Hu! da rasselte mich der Mensch an, daß es wirklich zum Erschrecken war, und meinte: „Ich sollte augenblicklich gehen, woher ich gekommen, es sei doch eine Bettelei.“ Schon setzte ich mich ein wenig in Positur und wollte den Eingang mit Gewalt erstürmen, da öffnete sich die Thür und der Herr Commandant, begleitet von mehreren Officieren, trat heraus. Wie er nach der Treppe schreiten wollte, da stellte ich mich ihm entgegen, machte einen Knix und überreichte ihm das Papier. Als er die Handschrift erblickte, da lüftete er den Hut und warf einen höchst gnädigen Blick auf meine Person. Der alte barsche Grenadier war jetzt wie ein Ohrwürmchen und verwendete kein Auge von dem Herrn General, der jetzt etwas sehr heftig mit einem Officier sprach. Jetzt suchten zwei aus der Suite in ihren Brieftaschen, bis endlich hier der Zettel zum Vorschein kam, der mir ganz artig und ohne alle Umstände in die Hand gegeben wurde. Ich machte wiederum meinen Knix und erhielt vom Herrn Commandanten ein Compliment, als wenn ich ein Edelfräulein oder selbst so ein Officier wäre.“

„So ist es denn mit Gottes Hülfe meiner schwachen Kraft gelungen,“ rief Gellert, „Euch, meine Lieben, von dem Trübsal zu befreien.“

„Ja, tausend, tausend Dank!“

„Nicht mir dankt, dem da droben. Aber noch ein freudiges Ereigniß. Ich habe gestern an den Herrn Bürgermeister in Leipzig geschrieben, so eben erfolgte Antwort und günstiges Resultat. Er braucht für seinen Garten wiederum einen Gärtner und bietet Euch diese Stelle an. — Da jauchzten die Liebenden laut auf; sie waren am Ziel ihrer Wünsche und unter Freudenthränen küßten sie die Hand des Dichters, der da das Lied geschrieben: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte.“

Unter heißen Danksagungen schied das glückliche Paar, welches vor übergroßer Freude heute Essen und Trinken vergaß. — Gellert aber speis'te an der Tafel des — alten Fritz, saß zur Rechten des Königs, der sich gar wacker noch mit ihm über

Poesie und deutsche Sprache unterhielt und ihn am Schluß le plus raisonnable de tous les savans allemands nannte.

Das glückliche Pärchen in Gohlis feierte gar bald darauf Hochzeit und zog dann nach Leipzig. Am Trauungstage erhielten Beide ein nettes Geschenk von Gellert, aber auch noch besonders ein Geschenk von dem — langen Graser-Lieb, der den Brautführer machte und durch den bewußten Zettel ebenfalls vom Gamaschendienst befreit worden war.

Eine Tirade nach Hahn'schen Stichworten.

Der Hähne giebt es verschiedene. —

Einmal war ein Hahn von Distinction, welcher die Prärogativen seines Standes mit Würde und seltenem Anstand zu behaupten wußte. Mit einer gewissen exclusiven Nonchalance machte er seine Allüren zu den Schönen des bürgerlichen Gros und nahm als homme par excellence so viel Egards, daß tragische Emotionen weder der nachbarlichen Zungengeläufigkeit, noch den foudroyanten Schlägen momentaner Erschütterung, noch der alles nivellirenden Macht der Zeit anheimgestellt wurden. Immense finanzielle Ressourcen standen ihm zu Gebote, so daß er den edlen Apprehensionen seiner Seele keinen Zwang anzuthun brauchte — und dadurch ward er irrésistible, denn auch seine Körperstructur war ganz dem Gepräge dieser phänomenal-aristokratischen Seele angepaßt. Kurz es war miraculös, wie je ein Hahn — einer meteorartigen Erscheinung gleich — trotz seiner Indolenz und Blasirtheit, trotz seiner lugubren Melancholie, trotz seiner recherchirten Nachlässigkeit, trotz seiner Extravaganz, Indifferenz und Indolenz — oder vielleicht gerade durch diese — enchantiren und die Aisancen einer Liaison empfinden lassen konnte.

Ein junges Hühnlein occupirte ihn gerade zur Zeit. Es war ein candides Geschöpf! — Wie es sich wiegte — abwechselnd auf dem rechten und dann auf dem linken Beinchen, — wie graziös es scharrte, um ein Körnlein zu suchen, wie es mit einem eigenthümlichen je-ne-sais-quoi fröhlich weiter und weiter hüpfte — und dann in süße Reverien eingewiegt wieder sinnend stand....

In solchen Momenten fühlte Hähnlein erst recht den Schmerz des Isolirtseins und die Pulse seines Herzens erweckten eine Reaction — erweckten Apprehensionen in ihm, die ihm tiefer und tiefer empfinden ließen, daß die Liebe — ein Paroxysmus edler und impetuoser Naturen — des Lebens Höchstes und Erhabenstes sei.

Von Distanz zu Distanz näherte er sich, um der insüpportablen Solitüde ein Ende zu machen und sein usirtes Herz persuadirte ihn schnell, daß er etwas Decidirtes tentiren müsse, um die monströse Irritation seines Innern zu calmiren.

Auch das Hühnlein fühlte sich instinctiv zu dem hingezogen, der durch die zartesten Egards ihm zu beweisen suchte, daß er die Compensationen des Lebens zu ermessen verstehe und nicht in vaguen Abnormitäten, in fascinirenden Illusionen ein Lebensglück suche, wie nur ein cynischer Idealismus es zu malen wisse, um zuletzt die partie honteuse des Lebens, die Erfahrung, daß so mancher brillante Reflex nichts sei als Täuschung, mit in den Kauf zu nehmen.

Mit der äußersten Vorsicht und nach tausend Versicherungen der extraordinärsten Discretion ward eine ältere und erfahrene Henne vom Hähnlein in das Complott gezogen, um so dem Ziele der adoration näher zu gelangen, und die Alte wußte die Karten so vortrefflich zu meliren, daß Hühnlein, ohne daran zu denken, wie sehr es dadurch compromittirt werden könne, dem Hähnlein ein Rendez-vous in seinem deliciösen Boudoir gab.

Hähnlein fibrirte vor freudiger Alteration und war en Desespoir, daß die Zeit nicht schneller bis zur festgesetzten Stunde verrinnen wollte. Alles war ihm ennuyant, alles zum Depit; die gewöhnlichen Geschäfte des Tages wurden ihm ein Horreur und mit unendlicher Sehnsucht blickte es zur Sonne hinauf, ob sie ihre enorme Tagereise noch nicht bald beendet.

Bald malte er sich vor, wie er dupirt werde, bald dachte sich der aimable Roué in die verfänglichsten Situationen, — bald sah er sich auf der Couchette, bald durch eine Caprice seines Liebchens auf dem Staket — — — bald war er bon gré und voll der süßesten Hoffnung — bald foudroyirt vor Zorn über die Unmöglichkeit, seine Pläne zu realisiren.....

Endlich schlug die Stunde.

Für ihn war es ein Evenement.

Auch Hühnlein war von dem Gedanken an das Rendez-vous sehr occupirt gewesen und in der Irritabilität seines Nervensystems hatte es sich die impossibelsten Details vorgemalt. Seine apathische Ruhe war hin und das Fibriren seiner Pulse ließ ihm fühlen, wie glühend es Hähnlein erwarte.

Er kam! —

In einem Jugendrausche und Freudentaumel verstrich die kurze Stunde, welche sie sich widmen konnten, und in dem bien-être ihres Zusammenseins wurde es ihnen bald indifferent, was die Welt und ihre Lästerzungen sagten. — Sie regrettirten keine Minute, daß sie mit der pompösesten Vehemenz des Gefühlsrausches sich empfangen, sondern ihr einziges prie-dieu war um ewige Dauer der agréments ihrer Liebe. Hähnlein kannte keine andre Ambition als sein Hühnlein zu desennuyiren und ihm die Conviction immer tiefer in das Herz zu graben, daß die Liebe erst dem Leben den höhern Reiz, den edlern Reflex zu geben wisse. — — Darum, ihr Hühnchen, liebt — Hähnlein wird euch schon die edlern Compensationen des Lebens verkünden!

Feuilleton.

Der Grüneberger Weinbau feiert in diesem Jahre sein 500jähriges Jubiläum. „Möge man," so ruft der Grüneberger Gewerbe- und Gartenverein, „den ehrwürdigen Jubilar nicht länger mit Spott und Hohn verfolgen! Gerechtigkeit gegen den Grüneberger Wein!" Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an das Geschichtchen, das sich in der guten Stadt Grüneberg begab: Dem König wurde auf seiner Durchreise Grüneberger Wein vorgesetzt, den er so gütig war äußerst trinkbar zu finden. Die Herren Stadträthe waren aber über das königliche Lob ihres Weines so begeistert, daß sie ausriefen: „Ja, Ew. Majestät, und dies ist noch gar nicht von unserm besten!" „Nun," antwortete der König lächelnd, „so hoffe ich, daß Sie mir nächstes Mal vom besten geben!"

Die Alpen sind ein Drama, d. h. sie machen den Eindruck einer Handlung, den ihre ewig gleiche Stirn nicht verwischt, so lange man sie auch anblicken mag; der Schwarzwald ist das kleine Epos, die Ballade, die Romanze; die Kjölen sind eine Gespenstergeschichte, die Euganeen eine Idylle; die edlern, regellos harmonischen Formen der Apenninen sprechen zu unserm Herzen wie ein Freiheitshymnus; der Thüringerwald gleicht dem Volksliede, das in anmuthig einfacher Fassung viel tiefen Sinn birgt, — und das Riesengebirge ist die Epopee. Ernst und mächtig dehnt es sich hin, schiebt seinen Helden, die Riesenkoppe, in den Vordergrund und schmückt seinen ebenmäßigen Bau durch zahllose Episoden heiterer und lieblicher Thäler.

Dresden. Noch nie ist wohl an einem Pfingstfeste ein solches Zuströmen von Fremden nach Dresden gesehen worden, als es dieses Mal der Fall war. Der Hauptstrom der Gäste wie auch der Einheimischen ergoß sich elbaufwärts nach der sächsischen Schweiz über Pillnitz, Pirna, Königstein, Schandau u. s. w. Am zweiten Feiertage wurden vom Elb-Dampfschifffahrtscomptoir über 5000 Fahrbillets ausgegeben und die Zahl der mit der Eisenbahn bis Königstein beförderten Personen soll sich über 10,000 belaufen haben.

Folter in China. Das „China Mail" berichtet Folgendes: Am 3. Jänner sah ein Herr, der zufälligerweise längs dem Kaulong-Ufer spazieren ging und das dortige Fort betrat, einen Chinesen unter einer Folter der scheußlichsten Art. Der Mann war an den Daumen und großen Zehen mit dem Gesicht gegen die Erde aufgehängt; sein Zopf ging durch ein Loch am Ende eines Gerüsts und war dermaßen angezogen, daß die Haut, an der er hing, vom Kopf sich ablös'te. Die Daumen und Zehen waren ganz blau und zu einer unmäßigen Größe angeschwollen. Das Gesicht war verzerrt und zeugte von den erlittenen Qualen. Das Leben war nur bemerklich durch ein gelegentliches convulsivisches Zucken. Dies war um 2 Uhr Nachmittags und der Mann sollte erst Nachts um 10 Uhr frei werden. Er sollte des Seeraubs und Mords angeklagt und überwiesen sein, und die Folter sollte ihn zu einem Geständniß zwingen, das bei Capitalverbrechen in China unerläßlich ist.

Ein Riesenkäse. Der für die Königin Victoria aus der Milch von 750 Kühen bereitete ungeheure Käse naht sich seiner Vollendung. Die Meierei des Herrn Dunkerton, wo der Käse aufgestellt ist, wird von Neugierigen belagert. Man berathschlagt über das Mittel, dieses Riesendenkmal der Milchfabrication nach London zu schaffen, und hat vor der Hand den Antrag gestellt, es durch acht der schönsten Kühe aus dem Westen Englands nach der Hauptstadt ziehen zu lassen.

Mittel gegen die Trunkenheit. Herr A. Chevalier, Mitglied der französischen Academie der Medicin, giebt einen sehr einfachen Proceß an, um unmittelbar der Trunkenheit Einhalt zu thun und folglich den Excessen, zu welchen dieselbe zu führen pflegt, vorzubeugen. Dieses Mittel besteht in einer Mischung von essigsaurem Ammoniak und Zuckerwasser in folgendem Verhältniß: Zuckerwasser 160 Grammen, essigsaures Ammoniak 15 Decigrammen. Herr Chevalier schlägt vor, Niederlagen dieses Mittels bei allen Wachposten zu errichten, damit man es sofort den trunken auf der Straße oder in Wirthshäusern Betroffenen beibringen könne.

Der Reichsminister, Pascha Jochmus, wird sich, da Deutschland seiner Dienste nicht mehr bedarf, binnen kurzem wieder nach der Türkei begeben. Dort organisirt man jetzt ein Bataillon Sappeurs und ein Regiment Kürassiere ganz auf europäischen Fuß, ohne Fes, wie es bisher die türkischen Soldaten noch trugen.

Die Stadt Reichenstein in Schlesien hat der Prinzessin Charlotte und ihrem Gemahl zwei Trauringe übergeben lassen, jeder vier Ducaten schwer, welche der erste Gewinn aus der nach einem neuen Verfahren bearbeiteten Arsenikschliche sind. Bekanntlich war der seit dem zwölften Jahrhundert in Reichenstein betriebene Bergbau im sechzehnten Jahrhundert so ergiebig, daß man jährlich 20- bis 25,000 Ducaten ausprägen konnte; der Goldgewinn wurde aber mit der Zeit immer weniger lohnend, so daß seit 1701 nur noch auf Arsenik gebaut und die übrig gebliebene goldhaltige Schliche in Halden aufgeschüttet wurde.

Der verstorbene Kaiser von China, To Tau-Kwang (die Leuchte der Vernunft), stand im 69. Jahre seines Alters und im 30. seiner Regierung, als er starb. Den fremden Consuln in Shanghae wurde von den dortigen Behörden amtlich angezeigt, daß Se. Majestät der Kaiser „die große Reise angetreten habe und auf dem Drachen aufgefahren sei, um ein Gast in der Höhe zu sein." Als Hauptvormund des neuen 19jährigen Kaisers, Sze-hing, ist Keying, früher Vicekönig von Canton, bestellt worden. Seine Stellung im Cabinet wird ohne Zweifel eine einflußreiche sein; daß irgend ein wesentlicher Wechsel in der chinesischen Politik eintreten wird, ist nicht gerade wahrscheinlich; doch berechtigt die aufgeklärte Sinnesart Keying's so wie der Umstand, daß er viel mit Fremden in Berührung gekommen ist, einigermaßen zu der Erwartung, daß Verwaltung und Gesetzgebung einen freisinnigeren Charakter annehmen werde. Eine der wichtigsten Angelegenheiten, um die es sich wahrscheinlich zunächst im himmlischen Reiche handeln wird, ist die Frage hinsichtlich des Opiumverkaufs, welchen die Regierung voraussichtlich gestatten wird, um sich aus ihren furchtbaren finanziellen Verlegenheiten zu reißen.

Pesth. Die Abreise der Kossuth'schen Kinder nach Kleinasien hat zu zahlreichen Besuchen Anlaß gegeben, welche meist von Geschenken begleitet waren. Wie erzählt wird, sollen sich Handwerker jeder Sorte bei diesen Sendungen betheiligt haben, so daß die alte Kossuth sich am Ende gezwungen sah, Spenden zurückzuweisen, für die sie voraussichtlich keinen Raum gewinnen kann. Als der Armee-Obercommandant jüngst die beiden Knaben zu sich berief und den kleinern unter ihnen, Namens Lajos, deutsch ansprach, erhielt er die Antwort in magyarischer Sprache. Zu seinem Leidwesen erfuhr Lajos, daß Baron Haynau seiner Muttersprache nicht kundig sei, und drückte sich nun französisch aus. Doch als Haynau auch dies nicht zu verstehen vorgab, meinte der kleine Lajos: ein General müsse französisch können, und ließ sich zu keinem deutschen Laut bewegen.

Erinnerung an Schiller. Die „Ostdeutsche Post" hat am 9. Mai, als an Schiller's Todestage, einen unbekannten Brief des Friedrich Genz an eine hochgestellte Dame mitgetheilt, der die Erinnerung an den großen Todten, an den Lebendigen in unserm Herzen frischer anfachen soll:

„Der Tod Schiller's ist für mich so erschütternd, daß ich es Ihnen fast übelnehme, wie gleichgültig Sie davon sprechen. Lange möge Goethe noch leben! Wäre die Frage, was für Deutschlands bestes Interesse ungünstiger gewesen wäre, daß kein Goethe oder daß kein Schiller — überhaupt gelebt hätte, so entscheide ich für das Erste. Wenn ich aber dann zu wählen gehabt hätte, wer jetzt lieber sterben sollte — Gott verzeihe es mir! — ich würde nicht so gewählt haben wie er. Goethe hat sein Bestes gethan; seine Laufbahn ist im Ganzen vollendet; aber Schiller hatte noch eine ganz neue zu betreten und in dieser, das weiß ich, hätte er etwas Unendliches gewirkt. Man muß sich unterwerfen; aber einen solchen Geist so auf einmal verstummen und verschwinden zu sehen, ist gräßlich. So geht ohnehin alles so übertrieben und furchtbar schlecht. Genz."

Reisende Taschendiebe. Eine Dame und ein Herr aus Gotha trafen kürzlich auf der Berliner Eisenbahn mit zwei Herren zusammen, welche äußerst elegant gekleidet waren, auf das angenehmste zu unterhalten wußten, so daß man sich bis zum nächsten Anhaltepunkte der herrlichen Gesellschafter erfreute; hier aber schieden sie und nahmen herzlichen Abschied. Eine Viertelstunde nachher vermißte die Dame ihre Börse mit 25 Thlrn. und der Herr seine Brieftasche mit mehr als 200 Thlrn., und nun machten die ehrlichen Thüringer die unangenehme Erfahrung, daß sie mit Taschendieben gereis't waren.

Eine Nacht im Belagerungslager vor Venedig wird in der österreichischen Reichszeitung beschrieben. Es heißt darin: „Der verschiedenartige Ausdruck des Schmerzes läßt es im tiefsten Dunkel erkennen, welcher Nation der Getroffene angehört. Der Südslawe klagt in Rufen von elegischer Weichheit, der Pole, der Ungar schimpft und flucht, der Czeche wiederholt sein wimmerndes Pane Gefisse! Wenn ich aber nur ein krampfhaftes Röcheln, ein hinsterbendes Ach! hörte, dann wußte ich, es war einer meiner Brüder, ein Deutscher, der seinen Theil, meist für immer, davongetragen."

Ein merkwürdiger Fund wurde unlängst zu Schwieberdingen in Schwaben gemacht. Beim Arbeiten in einem Steinbruche stießen die Arbeiter auf etwas, was ihnen „besonders" vorkam, wie sie sagten. Der Besitzer des Steinbruchs, davon benachrichtigt, empfahl sogleich große Vorsicht im Graben, und so wurden zwei Gerippe ausgegraben, bei welchen noch Panzerstücke und Ehrenketten und zur Seite lange Schwerter sich vorfanden. Die Vermuthung geht dahin, daß beide Gerippe von höhern ritterlichen Führern gegen die Schaaren im Bauernkriege sein könnten; sie sollen dem Alterthumsvereine in Stuttgart mit allem Rüstzeug zugestellt werden, und wir werden später wohl nähere Mittheilung über den interessanten Fund zu gewärtigen haben.

Ein Genie, wenn — das Ganze kein Puff ist. Das „Journal des Debats" erzählt: „In der Nähe von Aiguillon auf dem rechten Lotufer wohnt ein junger Bauer, Jos. Cusson, der ohne jede andere Erziehung, als wie sie die Kinder von Landleuten empfangen, ein mechanisches Meisterwerk, eine hölzerne Uhr verfertigt hat. Diese Uhr hat mehrere Zifferblätter, zur Bezeichnung der Stunden, Minuten, Secunden, der Wochen- und Monatstage, der Monate des Jahres, der Jahre und der Jahrhunderte, des Auf- und Unterganges der Sonne 2c. Alles geht mit merkwürdiger Genauigkeit. Ueber den Zifferblättern und dem Räderwerke befindet sich auf einer Fläche, welche die Länge von einem Meter hat, eine Gallerie mit Zellen in der Mitte und einer Thüre an jedem Ende. Wenn nun die Uhr schlägt, öffnet sich die Thür einer Zelle und hervor tritt der Tod mit der Sichel bewaffnet, hinter ihm Christus mit der Peitsche in der Hand, der ihn verfolgt, vor sich her in eine andre Zelle treibt und sie verschließt. Beim ersten Glockenschlag schwingt ein kleiner Hahn auf dem Kreuze eines Thurmes die Flügel und streckt den Hals wie zum Krähen. Hat die Glocke ausgeschlagen, so kehren der Tod und Christus in ihre Zelle zurück und schließen hinter sich die Thür. Dreimal des Tages, 6 Uhr Morgens und Abends und Mittags, beim Angelus, tritt die heilige Jungfrau aus ihrer Zelle auf die Gallerie, ein Engel steigt von einem Thurme, schwingt seine Flügel, stellt sich in kleiner Entfernung von Marie und verneigt sich wie zum englischen Gruß. Marie zittert und man bemerkt hinlänglich ihren Schrecken. Dies geschieht bei den drei ersten Schlägen des Angelus. Der Engel geht zurück und wiederholt zweimal diese Bewegung und Begrüßung. Das Räderwerk dieser bewundernswürdigen Uhr ist aus Holz und Kupfer, alles von bewundernswerther Arbeit. Der Bauer hat alles ganz allein ausgeführt. Während des Tages arbeitet er auf dem Felde und Nachts beim trüben Lampenschein, in einem Winkel seines Speichers verfertigt er seine Kunstwerke!

Ein andres Kunstwerk ähnlicher Art hat ein Uhrmacher in Berlin verfertigt, nämlich eine Uhr in der Größe eines Westenknopfs, d. h. etwa 1/3 Zoll Durchmesser, und weicht in der Woche nur etwa 10 Minuten von der Sonne ab. Einen Minutenzeiger hat die Uhr nicht und auch die bezeichneten halben Viertelstunden sind nur mit der Lupe zu erkennen, dagegen die Viertelstunden auch dem unbewaffneten Auge sichtbar. Das größte Rad hat den Durchmesser einer Linse, das kleinste eines Hirsekorns.

Ein höchst betrübtes Gesicht machen jetzt die Winzer im Ahrthale, wo die Weinberge einen mehr als trostlosen Anblick darbieten, indem daselbst die Winterfröste großen Schaden angerichtet. Oberhalb Ahrweiler, namentlich von Walporzheim aufwärts, sind in den meisten Weinbergen bis in die höchsten Stühle die Stöcke erfroren, so daß sie abgeschnitten werden müssen. Die Kälte der ersten Hälfte des Mai hat die Vegetation sehr zurückgehalten, und erst jetzt fangen die nichterfrornen Weinberge an, sich mit dem ersten frischen Grün zu schmücken. Die Aussichten der Winzer sind demnach eben keine erfreulichen, wenn nicht ein recht heißer Sommer der Natur nachhilft.

Die Zeitungsträger in München sind seit dem Erscheinen des neuen Preßgesetzes mit besondern Legitimationskarten versehen werden, wo zugleich das Signalement des Inhabers beigefügt ist.

Musikalisches. In Mailand ist Felicien David's „Wüste" mit großem Beifall aufgeführt worden. — Der berühmte griechische Violinvirtuose Demetrius Svetschinn hat sich, unterstützt von den ausgezeichnetsten Künstlern der italienischen Oper in Constantinopel, in einem Hofconcert vor dem Sultan hören lassen und die allerhöchsten türkischen Sympathien für griechische Kunst erweckt.

*** Als Feier der Errettung des Königs wird nächstens in Berlin zum Besten armer Soldatenfamilien eine Vorstellung im Opernhause veranstaltet werden. Das dazu bereits gebildete Comité schmeichelt sich, daß der Generalintendant Herr v. Küstner dieses patriotische Unternehmen durch bereitwilliges Entgegenkommen unterstützen werde. Wahrscheinlich wird die Oper „Johann von Paris" für diesen Zweck zur Darstellung gewählt und dabei das Opernhaus festlich geschmückt werden.

Aus der Theaterwelt. Wien geht endlich an ein großes musikalisches, echt künstlerisches Unternehmen. Die große Oper geht an die Reprise mehrerer classischer Opern, unter denen „Titus" das erste darzustellende große Werk dieser Art sein wird und zwar in einer höchst eigenthümlichen Art. Dieses Sujet ist nämlich von vier verschiedenen Componisten benutzt worden, von Antonio Caldara für Wien 1734; von Hasse für Dresden 1748; von Naumann für Berlin 1769 und endlich von Mozart für Prag 1790 zur Feier der Krönung Kaiser Leopold II. Diese vier verschiedenen Compositionen sollen nun der Reihe nach einstudirt und dem Publicum vorgeführt werden, was sicher kein geringes Interesse des Vergleichs den Dilettanten bieten dürfte.

*** Als der Dichter Gottschall neulich aus Königsberg nach Berlin kam, um seine bereits auf mehreren Bühnen

aufgeführte Tragödie „Schill" auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zur Aufführung zu bringen, erhielt er die Weisung: Berlin zu verlassen.

*** Die Ehe, welche Dr. Ernst Raupach in hohem Alter geschlossen, mehr aber noch die Revolution haben so anregend auf sein fast abgeblühtes Leben gewirkt, daß er nun noch einmal eine Art von productivem Nachsommer zu bekommen scheint. Außer seinem „Mirabeau" hat er auch noch ein anderes Drama beendet, das die Emancipation der Juden unter den Juden selbst zum Vorwurf hat. Der Verfasser wird es demnächst den Bühnen zur Aufführung einreichen. Einen Titel hat er für seine Arbeit noch nicht.

*** „Prophet" und „Alboni" heißt das Losungswort der Pariser Oper. Beide machen gleichen Eclat. In den beiden letzten Vorstellungen besagten Meisterwerkes sind über zwanzigtausend Francs eingegangen.

Humoralia. Ein Pariser Blatt erzählt: Herr Thiers habe zu einem berühmten Optiker gesagt: „In Frankreich giebt es vier Parteien: Die Kurzsichtigen, die Weitsichtigen, die Einäugigen und die Blinden." — „Sie vergessen die Schielenden," antwortete der Optiker, und Herr Thiers, der bekanntlich zu dieser Klasse gehört, war zum ersten Male um eine Antwort verlegen.

*** Ein geistreiches Mitglied des verstorbenen Staatenhauses stellt die Geschichte der Union oder des engern Bundes in folgendem Gleichniß dar: Ein Stutzer bestellt bei einem Schneider ein paar Beinkleider, die aber recht eng sein müßten. Der Schneider verspricht, diesem Wunsche nachzukommen. Als er bereits aus der Thür ist, ruft ihm der Stutzer nochmals nach: „Aber r e c h t e n g! Wenn ich hineinkommen kann, dann nehme ich sie nicht!"

MODEN.

Paris, den 31. Mai 1850.

Unsre Leserinnen kennen die Form der Kleider und Oberröcke; wir sagen ihnen also nur noch, daß man seit kurzer Zeit die Leibchen meist nur halbhoch macht und sie tief herab bis an den Gürtel öffnet, doch oben fast noch weniger als handbreit und nach dem Gürtel zu immer schmäler. Die Ursache hiervon liegt in der schönen Putzwäsche, welche jeden Tag schöner und reicher wird. Was die Stoffe zu Kleidern betrifft, so scheint die Mode die schinirten Taffete vorzuziehen. Man hat sie in allen Nüancen. So giebt es deren mit weißem Grunde, der mit kleinen Blumen und Guirlanden bedeckt ist. Diese nennt man persische Taffete. Auch von den Kleidern giebt es abgepaßte mit drei und vier Volants. Alle diese Volants sind am Rande mit abstechender Seide festonnirt, was stets sehr gut aussieht. Wir sahen ein Kleid von persischem Taffet mit weißem Grund und eingestreuten Maßlieben und Kornblumen, das wegen seiner eleganten Farbenzusammenstellungen besonders auffiel. Der Besatz desselben bestand aus zwei breiten Volants, welche oben und unten mit einem Bandgefältel in abstechender Farbe garnirt waren. Unter dem über einander gehenden Leibchen, welches herzförmig gefältet und mit demselben Gefältel um den Ausschnitt verziert war, lag ein reich gesticktes Vorhemdchen, welches bis an den Hals hinauf ging, mit vier schmalen Spitzenvolants am Einsatz angesetzt; um den Hals lag ein doppelt übereinander gelegtes Spitzenkräuschen. Unter den weiten halblangen Aermeln waren noch Pagodenärmel von Einsatz und Spitzenvolants arrangirt. Neben diesem schönen und geschmackvollen Kleide sahen wir ein andres von Barège, in chinesischem Geschmack bunt bedruckt. Der Rock war mit drei Volants besetzt und diese waren mit einem Cachemirmuster bedeckt. Das Leibchen war hoch und fächerartig gezogen, öffnete sich vorn nur wenig, ließ aber einen fein gestickten Busenstreif sehen; um den Ausschnitt des Leibchens schlängelte sich eine schmale raupenförmige Posamentirarbeit, welche wie kleine mit verschiedenfarbigen Perlen eingefaßte Schnürchen aussah. Die kurzen Aermel waren herzförmig aufgeschürzt und vermittelst schinirter Bandschleifen mit langen Enden drapirt. Der Gürtel war von demselben Band, jedoch vorn, wo er mit einer Doppelnadel befestigt wird, fielen lange Enden von breitem Band herab.

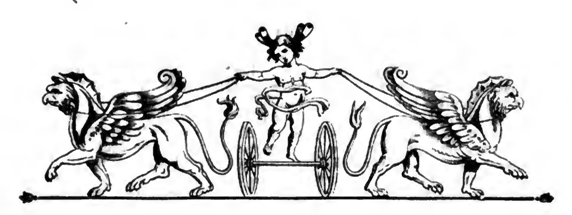
Ein Kleid, welches für die griechische Königin bestimmt war, bestand aus einem ganz neuen Gewebe, nämlich aus einer Art satinirter Gaze von maisgelber Farbe und darüber ein Hauch von rosa netzartigen Fäden; jeder von den drei breiten Volants hatte querüber zehn kirschrothe Streifen (strohhalmbreit), welche hoch heraufgesetzt waren und nur wenig vom Rock freiließen; am Rand der Volants waren zwei Reihen Blonden, die eine rosa und die andre kirschroth; noch war schmales maisgelbes Atlasbändchen in der Mitte, mit einem Faden gezogen, über die Blonden aufgesetzt, was ein sehr hübsches Gefältel bildete. Das glatte Leibchen hatte einen herzförmigen Ausschnitt und vorn und hinten eine Schneppe. Auf diesem herzförmigen Ausschnitt befanden sich Umschläge, welche bis an die Schneppe heruntergingen und hinten ein wenig nach Art der Fichus spitz zusammenliefen. Diese Umschläge waren wie die Volants mit schmalen rosa und kirschrothen Blonden verziert; die kleinen kurzen Aermel hatten denselben Besatz wie die Volants. Dazu gehörte noch ein weißes Unterkleid von Taffet.

Noch sahen wir einen prächtigen Anzug, welchen wir hier etwas näher beschreiben zu müssen glauben. Auf jeder Seite eines weißen Basthutes befand sich ein niederfallender Büschel weißer Marabouts; über dem Kopf lag eine weiße, sternartig ausgezackte Blonde, die zu beiden Seiten ein wenig über die Marabouts fiel; das Innere des Hutes war mit Blonde ausgelegt und zu beiden Seiten Rosen in Tüll als Bonnet geordnet. Kleid von glasirtem Taffet, grün und weiß; das Leibchen im Rücken hoch und vorn herzförmig ausgeschnitten; Aermel weit und halblang; Rock weit und ziemlich lang; Rock und Aermel zeigten eine Verzierung von durchsichtigen Musselinvolants mit englischer Stickerei; am Rande der Aermel waren vier Volants dicht übereinander aufgesetzt; auf dem Rocke befanden sich neun Volants, welche die große Hälfte des Rockes einnahmen. Da der Musselin zu den Volants so durchsichtig ist, macht dieser Ausputz darauf viel Aufsehen, und wir können nicht umhin, unsre Leserinnen darauf aufmerksam zu machen. Um den Ausschnitt des Leibchens lag ein fein gestickter Fichu. Die Unterärmel waren eng und anschließend. Sonnenschirm von nakaratfarbiger Seide, weiß bestickt und mit weißen Fransen besetzt. Dazu gehört noch ein sehr breiter Longshawl von weißseidenem Filet, ebenfalls weiß bestickt. Dieser Longshawl war in Bezug auf seine Stickerei so schön, daß er seines Gleichen gewiß nicht leicht findet.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 24. 1) Hut von italienischem Stroh, zu beiden Seiten mit Marabouts verziert. Kleid von gestreiftem Seidenmusselin; um den Ausschnitt des Leibchens und vorn herunter mit kleinen Volants besetzt. Mantelet von wollener Spitze. 2) Zughut von Taffet. Kleid von Poux de Soie; Leibchen geöffnet; Rock mit drei Volants und diese mit Galons dreimal besetzt.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 25. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Thekla Gräfin Andrasy

oder

die Flucht nach der Türkei.

Novelle.

I.

In einer der lebhaftesten Straßen Semlins prangte an einem freundlichen zweistöckigen Wohnhause ein blaues Schild, auf welchem mit großen goldenen Buchstaben die Worte standen: „Löwen-Apotheke." Neben der großen Glasthür, die in das Innere des Hauses führte, stand auf einem weißen Piedestal von Holz die Illustration zu dem Texte im blauen Schilde, nämlich ein kleiner gelber Löwe mit einer Krone, der in seinen Vordertatzen ein dunkelrothes Herz hielt, auf welchem abermals das Wort „Apotheke" in Goldbuchstaben zu lesen war.

Das Erdgeschoß dieses Hauses enthielt außer dem Verkaufslocale und dem Laboratorium noch die Wohnzimmer des Besitzers, deren freundliche mit feinen weißen Gardinen geschmückten Fenster einen scharfen Contrast gegen die dunkeln, unfreundlichen Nachbarhäuser bildeten, die fast alle von Handwerkern und Krämern bewohnt wurden.

Das erste und einzige Stockwerk, obgleich es nur von einem jungen unverheiratheten Advocaten bewohnt ward, stand an Eleganz und Sauberkeit dem Erdgeschosse nicht nach; es zeichnete sich vielmehr durch einen Flor ausgewählter Blumen in den reinlichen Fensterbrüstungen vor demselben aus.

Der Besitzer dieser Niederlage von Heilmitteln war ein Mann von ungefähr funfzig Jahren und nannte sich Istvan Czabo. Sein Haupthaar war bereits stark ergraut, aber die Lebendigkeit seiner Bewegungen, das Feuer der großen Augen und die mäßige Corpulenz seiner hochgewachsenen Gestalt schienen einem kräftigen Manne von vierzig Jahren anzugehören.

Herr Czabo war seit längerer Zeit schon Witwer; seine Lebensgefährtin hatte vor zehn Jahren die Cholera hinweggerafft, die damals mit großer Gewalt in der armen Stadt gehaus't. Netti, seine einzige Tochter, zählte bei dem Tode der Mutter nur erst eilf Jahre, so daß in ihr eine Stütze für die Wirthschaft nicht zu finden war; der betrübte Witwer war daher gezwungen, eine Haushälterin zu nehmen, der er die Sorge für die Oekonomie unumschränkt übertrug.

Die Wahl dieser Person war eine glückliche gewesen, denn Meta, eine kinderlose Witwe, ersetzte vollkommen die waltende Hand der geschiedenen Gattin und half durch Sparsamkeit den Wohlstand ihres Herrn erhöhen.

Netti reifte indeß zu einer blühenden schönen Jungfrau heran, auf die mehr als ein Dutzend junger Leute aus dem mittlern und höhern Bürgerstande der Stadt sehnsüchtige Blicke warfen. Die Jungfrau hatte auch bald gewählt; der Advocat Ferenz, der den ersten Stock des Hauses bewohnte, war der Auserkorene; Beide liebten sich mit dem ersten Feuer der Jugend und der

Vater billigte diese Liebe, da Ferenz einer der tüchtigsten Advocaten der Stadt war und ein jährliches Einkommen erwarb, das ihm ein gutes Haus zu führen erlaubte.

Schon seit länger als einem Jahre hatte Herr Czabo die Verlobung seiner Tochter mit dem jungen Advocaten angesetzt; die unglückliche Revolution der Ungarn, die auch Semlin, die äußerste Grenzstadt, in steter Gährung erhielt, war dem sorglichen Vater indeß ein Stein des Anstoßes gewesen, und die Liebenden mußten sich in Geduld fügen, das Ende der Volkserhebung zu erwarten.

Ferenz liebte aus voller Seele seine junge Braut, er brachte aber die verzögerte Verbindung mit ihr dem Vaterlande gern zum Opfer, da er nicht minder für die Freiheit des Volks erglühte und ein eifriger Anhänger der Kossuthpartei war. Seine Gesinnung durch die That zu bewähren unterließ er aber aus dem Grunde, da er die Abneigung seines künftigen Schwiegervaters gegen den Umsturz des Bestehenden kannte und seine politische Meinung ihm verbergen wollte, zumal Netti ihn mit Thränen in den Augen darum gebeten hatte.

Oesterreich hatte mit Hülfe der russischen Waffen die großartige Erhebung der heldenmüthigen Ungarn unterdrückt, in allen Städten flatterte die schwarz-gelbe Fahne von den Thürmen und die Führer der Volkspartei wurden verfolgt und, im Falle man ihrer habhaft ward, vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen oder erhängt.

Die Rachsucht des Siegers erstreckte sich vorzüglich auf den Adel Ungarns, der, nur mit wenigen Ausnahmen, Leben und Gut der Sache der Freiheit geopfert und überall als Vorkämpfer in den Reihen der vaterländischen Armeen gestanden hatte.

Mit der Uebergabe des Görgey'schen Corps fiel eine große Anzahl junger ungarischer Edelleute in die Hände der übermüthigen Sieger, und alle, die als höhere Officiere dem Vaterlande gedient, wurden als gemeine Soldaten in die Reihen der österreichischen Truppen gestellt, um so als willenlose Werkzeuge der Verfolgung benutzt zu werden.

Aber nicht allein den Männern der Revolution galt diese Verfolgung, sondern auch den Frauen, die durch anfeuernde Worte und Geldsummen in dem großen Befreiungskampfe mitgewirkt hatten. Zu diesen Frauen gehörte vor allen die junge Gräfin Thekla Andrasy, die als Herrin eines großen Vermögens die hervorragendste Rolle gespielt hatte. Der große Sieger proscribirte die junge Gräfin und setzte einen Preis von dreitausend Ducaten auf ihren schönen und, wie viele versichern, reizenden Kopf, da sie sich durch die Flucht dem Schicksale ihrer Gesinnungsgenossen entzogen hatte, während ihre Güter der Krone Oesterreich anheimfielen.

Um dieselbe Zeit, als die Proclamationen des neuen Gouverneurs von Ungarn die Städte erfüllten und eine genaue Personalbeschreibung der flüchtigen Gräfin lieferten, die das Mitleid und die Segenswünsche aller Ungarn begleiteten, verbreitete sich in Semlin das Gerücht, Thekla Andrasy habe sich hierher gewendet, um bei günstiger Gelegenheit auf türkisches Gebiet zu entkommen, das ein großer Theil politischer Flüchtlinge vor Absperrung der Grenze bereits erreicht hatte.

In dem Hause des Apothekers ward nur oberflächlich dieses Gerüchtes erwähnt, da seit der Wendung der Dinge Herr Czabo mit seinen schwarz-gelben Gesinnungen förmlich prahlte und alles zum Henker wünschte, was die unglückliche Revolutionspartei bedauerte. Außerdem auch hatte ihn ein Zufall betroffen, der eine Störung in seinem Hauswesen herbeigeführt, dessen regelmäßiger Gang ihm ebenfalls so sehr am Herzen lag, als die Regelmäßigkeit der alten Staatsmaschine.

Die alte Meta, seine Haushälterin, die schon längere Zeit an einem Augenübel litt, stand auf dem Punkte, blind zu werden, und der Arzt, der einer Augenheilanstalt vorstand, hatte erklärt, daß die Sehkraft der treuen Dienerin noch zu retten sei, wenn sie unverweilt sich einer Cur in der Anstalt unterzöge, die freilich einige Monate dauern könne.

Meta hatte also das Haus verlassen und ein Stübchen in der Anstalt bezogen, die auf einer freundlichen Wiese neben der Stadt lag.

Ein alter Fischer der Save, Namens Lajos, den zufällig ein Geschäft in das Haus des Apothekers führte, als Meta sich anschickte, es zu verlassen, bot Herrn Czabo seine Nichte zum Dienste an; sie sei, hatte er hinzugefügt, ein schmuckes Mädchen von zweiundzwanzig Jahren und eigens nach der Stadt gekommen, um sich eine Herrschaft zu suchen, da ihre vorige aus politischen Gründen flüchtig geworden wäre.

Kathi, so hieß die Nichte des Fischers, stand also seit zwei Tagen im Dienste des Herrn Czabo, der, beiläufig gesagt, die schmucke Dienstmagd gern sah, obgleich ihr die Arbeit nicht flink genug von der Hand wollte und Netti sich mehr als sonst der Sorge um die Wirthschaft unterziehen mußte.

Es war an demselben Tage, an dem die Ausschreibung des Preises auf den Kopf der Gräfin Andrasy an den Ecken der Straßen von Semlin aushing, als der Advocat Ferenz, erschüttert von der neuen Tyrannei der Sieger, sein Zimmer betrat und sich mißmuthig in den Sessel vor seinem Arbeitstische warf. Wohl eine Viertelstunde sah der junge Mann starr vor sich hin und sein Geist schien dem Orte entrückt zu sein, wo der Körper sich befand. Plötzlich griff er in die Seitentasche seines Rockes und holte ein zierlich gesticktes Taschenbuch, ein Geschenk seiner Netti, daraus hervor. Ohne Säumen zog er den Stift, der die Blätter zusammenhielt, aus den feinen

goldenen Oesen, öffnete und las mit halblauter Stimme, aber mit großer Begeisterung, folgende Verse:

Und in den Straßen wogte das Gedränge
Des wuthentbrannten Volkes, das empört
In unabsehbar fürchterlicher Menge,
Den Tigern gleich, die Durst nach Blut verzehrt,
Das Stadthaus droh'nden Blicks umschlossen hielt —
Und Schrecken, überall, wohin man sah —
Der Ausbruch eines Bürgerkriegs war da!
Noch fehlte nur ein Führer, der mit Kraft
Den rechten Geist im rohen Volke schafft —
Da stand urplötzlich eine hohe Frau — — —

„Herrlich, vortrefflich!“ unterbrach sich der Leser. „O, wenn ich in dieser Begeisterung vollenden könnte, wenn sie nur heute nicht durch Nebenumstände unterbrochen würde! Es ist auch wahrhaftig nicht leicht, eine Heldin wie die Gräfin Thekla Andrasy zu besingen, den großen Charakter dieser Jungfrau zu malen, die den Muth eines Generals entwickelt, ohne die eigenthümliche Grazie ihres Geschlechts zu verletzen. Aber eben diese Schwierigkeit verdoppelt meine Kräfte und ich besinge sie. Soviel steht fest,“ fuhr er mit Begeisterung fort, „daß mein Gedicht unter den obwaltenden Verhältnissen ein kühnes Unternehmen ist, denn wie viele mußten in der jüngsten Zeit ähnliche Wagnisse mit dem Leben büßen! — Und wenn man entdeckte, daß ich, ein einfacher Advocat von Semlin, es wagte, den Ruhm einer edeln Verbannten zu besingen, die von der Regierung für eine Hochverräherin und von trägen, filzigen Philistern für ein überspanntes Weib gehalten wird — was würde man denken? Und vor allen mein künftiger Schwiegervater? Er ist zwar ein respectabler Apotheker, ein herzensguter Mann — aber ein Feind des Fortschritts, ein Feind der Freiheit und Unabhängigkeit. Ich muß indeß seine Schwachheit ehren, denn bald,“ fügte er mit einem zärtlichen Blicke auf das Taschenbuch hinzu, „bald werde ich sein Schwiegersohn. Ach! Netti, Du wirst meine poetische Begeisterung würdigen und mein Werk verstehen; Du wirst stolz darauf sein, daß ich für eine so edle, unglückliche Jungfrau meine Stimme erhebe, denn alle scheinen sie verlassen zu haben, selbst ihr Oheim, der jetzt kaiserlicher Minister ist. Ihre Freunde sind theils geflüchtet, theils gefangen, theils durch ein Kriegsgericht zum Schweigen gebracht — und sie, das zarte, edle Mädchen, irrt in dem eignen Vaterlande flüchtig durch die Steppen, verfolgt von fremden Soldatenhorden, welche die österreichische Ohnmacht zu Hülfe rief. Wohlan denn, mögen alle sie verlassen und verdammen, ich allein will es wagen, sie zu besingen — ja, sie soll die Heldin meiner Verse sein! Ich kenne sie nur nach einem unvollkommenen Gemälde, das ich in der Galerie eines ihrer Schlösser sah, aber noch glaube ich den sanften und doch so stolzen Blick zu sehen, noch schwebt mir die anmuthgeschmückte Stirn vor den Blicken. Wenn der Maler das Urbild nicht erreichen konnte, soll es der Dichter — ich will das Gemälde vollenden, beseelen!“

Der junge Mann nahm den Stift wieder zur Hand, stützte den Kopf in die linke Hand, sann einige Augenblicke nach und begann zu schreiben:

— Da stand urplötzlich eine hohe Frau,
Wie einst Johanna d'Arc im Volksgewühl,
Die Menge ward begeistert — —

Ein Klopfen an der Thür unterbrach den Dichter. Rasch verbarg er das Buch in seiner Tasche und rief: „Herein!“

Herr Czabo trat ein.

Der Apotheker trug einen schwarzen Frack, schwarze lange Beinkleider, eine weiße Weste und ein weißes Halstuch. Eine feine goldene Brille, die er nur dann auf die Nase herabrückte, wenn er ein Recept zu lesen hatte, lag vor der hohen glänzenden Stirn. In dieser Kleidung sah man ihn täglich in der Apotheke.

„Guten Tag, lieber Sohn,“ rief freundlich der Greis; „störe ich?“

„O nein, Herr Czabo,“ sagte Ferenz, indem er aufstand und dem Ankommenden entgegentrat, „der Vater meiner Netti stört nie, selbst bei den dringendsten Geschäften.“

Die beiden Männer gingen in dem Zimmer auf und ab.

„Geschäfte gehen allem vor,“ sagte der Apotheker im Tone des Vorwurfs, „selbst der Braut und dem Schwiegervater.“

„Sie kennen ja doch die allgemeine Stockung der Geschäfte,“ antwortete lächelnd der Advocat; „wenn ich mich nicht mit Privatarbeiten beschäftigte, hätte ich jetzt Langeweile.“

„Ein fürchterlicher Wurm, der tödtet,“ rief der Apotheker. „Ich habe eine Arbeit für Dich.“

„Einen Proceß?“

„O nein; ich hatte nur einen Proceß in meinem Leben, den Du mir so glorreich gewinnen halfst — aber trotzdem ich ihn gewonnen, möchte ich um die Welt keinen zweiten wieder erleben; ich hasse die Processe wie die Langeweile.“

„Nun, was ist es denn?“

„Niklas, mein Zögling und Provisor, hat seit einiger Zeit meine Bücher dergestalt vernachläßigt, daß sie einer gründlichen Durchsicht bedürfen. Willst Du Dich nach Tische diesem Geschäfte unterziehen?“

„Gern, bester Vater. Wie kommt es nur, daß der sonst so pünktliche junge Mann —“

„Soll ich es Dir sagen, Ferenz?“ sagte lächelnd Herr Czabo.“

„Nun?“

„Ich glaube, Deine Heirath mit meiner Netti, die bei der Wiederkehr des Friedens in naher Aussicht steht, hat dem armen Menschen den Kopf etwas verdreht. Er ist ein guter Junge, weiß seine Medicamente zu präpariren — ich muß aber aufrichtig bekennen, daß es mir lieb ist, ihn

durch Dich ausgestochen zu sehen, weil Niklas kein Mann für meine Tochter ist."

„Bester Vater," rief der Advocat, „ich werde Ihr Zutrauen zu rechtfertigen wissen, ich fühle, daß ich Kenntnisse und Kraft besitze, eine gute Carriere zu machen, und wem steht ein glänzenderer Weg offen als einem Rechtsgelehrten?"

Der Apotheker blieb stehen und sah seinen künftigen Schwiegersohn mit großen Augen an.

„Wie," rief er erstaunt aus, „willst Du vielleicht einen ähnlichen Weg einschlagen wie jener Kossuth, der nichts Geringeres beabsichtigte, als durch eine Revolution gegen das angestammte Kaiserhaus sich zum König von Ungarn zu machen? Mensch, nimm Dir sein Schicksal zur Warnung; jetzt irrt er als Vagabond durch die Länder — das wäre mein König!"

„Bester Vater, er war doch ein muthiger Mann," wandte der Advocat ein.

„Ein Schreihals, ein verdrehter Kopf war er, den man glücklicherweise beseitigt hat. O mein Gott! was hat dieser Mensch für Unglück angerichtet. Und wer schloß sich ihm an? Nur Leute, die nicht wußten was sie wollten — liederliche Menschen, die keine Lust zur Arbeit hatten und keine Steuern bezahlen wollten. Der gute Bürger, mein Freund, muß immer zahlen, ohne widerspenstig zu sein, vorzüglich, was er dem Staate schuldet, dann leben wir in Ruhe und Frieden und die Geschäfte gedeihen. Gott sei Dank," rief er aus und hob sein schwarzes Käppchen empor, „Gott sei Dank! daß der Herr Generalfeldzeugmeister Herr im Lande geblieben ist und die verwünschten Rebellen verjagt hat! Ich hoffe, er wird sie noch alle erwischen, damit jeder Keim zur Empörung ausgerottet wird. Wenn er nur so glücklich wäre, die Gräfin Andrasy dahin zu bringen, wohin sie gehört."

„In diesem Falle müßte er doch ihrer erst habhaft werden," sagte lächelnd der Advocat.

„Allerdings! Das weiß ich auch. Sie entschlüpft ihm aus der Hand wie ein Aal — doch nur Geduld, wenn sie es jemals wagen sollte, nach Semlin zu kommen, sollen ihre Abenteuer bald zu Ende sein, denn wir sind alle dem rechtmäßigen Kaiser mit Leib und Seele ergeben. Selbst Niklas ist schwarz-gelb gesinnt, er ist in politischer Beziehung stets meiner Meinung und um dem Kaiser zu dienen sind wir zu allem fähig. Und vorzüglich jetzt muß ich doppelten Eifer beweisen — —"

„Jetzt, warum jetzt?" fragte der Advocat.

„Weil ich heute bei der neu errichteten Schutzwache unsrer Stadt zum Commandanten gewählt worden bin."

„Ah, ich gratulire, mein bester Czabo."

„Danke," antwortete stolz der Apotheker, indem er würdevoll sein schwarzes Käppchen mit zwei Fingern emporhob. „Morgen ist die erste Parade, bei der ich in vollem Glanze erscheinen werde — ich habe heute noch soviel zu besorgen, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht."

„Ihre Bücher werde ich nach Tische berichtigen, machen Sie sich deshalb keine Sorgen — und was das Hauswesen betrifft, so wird Netti — —"

„Ach ja, die hilft soviel sie kann, sie ist meine kleine Haushälterin — wird aber nun bald die Deinige werden. Ach! wenn ich doch meine alte Meta noch hätte. Kathi, die seit zwei Tagen in meinen Diensten steht, ist ein Landmädchen, ein sehr hübsch gewachsenes Landmädchen — ich habe auch sonst nichts auf sie zu sagen; aber sie kann und weiß nichts. Ihr Vetter, Lajos, der Fischer, auf dessen Empfehlung ich sie genommen habe, hat mir es vorhergesagt. — Da fällt mir etwas ein!"

„Nun?" fragte der Advocat, der eine wichtige Neuigkeit erwartete.

„Dieser Lajos ist so schwarz-gelb, daß ich mich recht innig über den alten Mann gefreut habe."

„Wie, ein Fischer kaiserlich gesinnt?"

„Kaiserlich durch und durch! Deshalb habe ich ihm auch erlaubt, daß er in dem Arme der Save, der meinen Garten hinter dem Hause begrenzt, nach Gefallen fischen kann, denn die Strecke des Flusses an meinem Grundstücke ist mein Eigenthum. Wenn er nun einen Hecht oder einen schlanken Aal erwischt, so bringt er sie mir. — Doch nun komm, mein Freund, es wird Zeit zum Mittagessen sein — vorher will ich noch einmal in der Küche nachsehen, ob Kathi keine Dummheiten begangen hat."

Die beiden Männer stiegen die Treppe hinab und traten in das freundliche Wohnzimmer, wo Netti beschäftigt war, den Tisch zu decken.

Fortsetzung folgt.

Griechischer Mythos *).

Schau, die Sonne
Sinket nieder,
Und ihre Schwester,
Die stille, leuchtende
Göttin des Mondes
Steiget herauf!

Doch Hyperion,
Der müde Sonnengott,
Steigt in die goldene Schale,
Das Werk des Hephaistos,
Das als Bahn ihn trägt
Durch des Okeanos
Dunkelnde Fluthen,
Bis an's andere Ende

*) Mit Beziehung auf das bekannte Fragment des Stesichoros.

Der träumenden Welt,
Wo er der gestärkten
Licht und Segen,
Neue Erquickung,
Frischeres Leben
Bereiten soll.

Aber sein Haupt sinkt
Und schon mit dem Mohne
Holdester Träume
Will ihn bekränzen der Träume Gott —
Aber unwillig
Schüttelt der And're
Das Götterhaupt.

„Rascher, rascher
Trag' mich, mein Kahn,
Bis zum Palmenhain,
Wo die Gattin harrt,
Wo die Erzeugten." —

Tiefer und tiefer
Senkt sich das Haupt,
Und im Palmenhain
Landet der goldene Kahn. —

Unglücklicher Gott,
So hat dich Erschöpfung
Dennoch bezwungen?
Du streckest die Arme
Sehnend aus,
Aber sie sinken:
Dichter und dichter
Umhüllt dich der Kranz,
Der betäubende, schwere,
Und vergebens wehrt sich
Der starke Gott —
Er schläft.

Arme Götter!
Auch ihr?
Auch ihr müßt euch beugen
Dem gewaltigen Schicksal,
Der fesselnden Pflicht?
Und euere Liebe,
Die heißesten Wünsche,
Alles, alles
Weichet von ihr?

Da erwacht er —
Ein flüchtiger Kuß,
Ein Händedruck:
„Vielleicht, o morgen
Vielleicht eine glückliche Nacht,
Vielleicht, daß ich küssen darf
Fort euere Thränen,
Liebende Wesen!
Aber horcht,
Horcht, die Rosse haben geschaudert!"

Die Rosse schaudern,
Und in den Wagen
Schwingt sich der Gott;
Und die Geißel treibt,
Die Räder knarren —
Und hinein,
Hinein in den blühenden Morgen geht's.

Alexander Kaufmann.

Feuilleton.

Zwischen Ungarn und Kleinasien soll eine Art telegraphischer Correspondenz von der Revolutionspartei in Ungarn organisirt worden sein, — eine Sage, die allerdings nicht viel Glauben verdienen dürfte, da die Regierung wohl die Verbindung unterbrechen würde, wenn eine solche zu entdecken wäre.

Eine herrliche Ausbeute gewährt es jedem Curiositätensammler, wenn er den Zeitungscatalog zur Hand nimmt und sich eine Blüthenlese von den drolligen Titeln unserer in Folge der Märzbewegungen entstandenen Localpresse veranstaltet. Zur Charakteristik möge nur eine kleine Probe dienen: die spanische Fliege, die Hornisse, die Wespe, die Bremse, die Bremsen, die Reichsbremse und das Bremsennest; es muß Tag werden, die Leuchte, die Fackel, die Gasflamme, die Laterne, die Lichtputze, die weiße Lampe und die ägyptische Finsterniß; der demokratische Raisonneur, der Torgauer Schreihals und das Berliner Großmaul; die Barricadenzeitung, die Gassenzeitung, die Katzenmusik, der Stürmer, die rothe Mütze, der Ohne-Hosen, der Putsch und der Narrenthurm; der Teufel, der reisende Teufel, der entfesselte Teufel, der Kirchenteufel, der Revolutionsteufel und der Verfolger der Bosheit, Kladderadatsch, Kladerrätsch, Klitsch-Klatsch-Pumpernickel, Juchheirasasasa die Preußen sind da, die allgemeine Wäsche und der politische Esel ꝛc. Berlin und Wien haben zu derartigen Curiositäten das weitaus überwiegende Contingent gestellt. In den kleinern Städten und auf dem Lande florirten dagegen die zahllosen, durch alle möglichen Beiwörter unterschiedenen Volksblätter, Volksboten, Volkszeitungen, Volksfreunde, Volkshallen, Volksgesellschafter, Volksspiegel, Volksstimmen, Volkstribunen ꝛc.

Geduld überwindet alles. Die „Grenzboten" erzählen: Mitte April kam ein Engländer nach Eckernförde und miethete ein Zimmer im Angesicht des Hafens auf drei Tage. Als diese Frist verstrichen war, miethete er es auf eine Woche, dann auf vierzehn Tage, endlich auf drei Monate. Seit seiner Ankunft hat man ihn keinen Fuß vor die Thüre setzen sehen, so daß die seltsamsten Vermuthungen über die Mission des Fremdlings entstanden. Die mißtrauische Neugierde der guten Eckernförder entlud sich aber in Gelächter, als die Wirthsleute des Engländers erzählten, er sitze den lieben langen Tag mit dem Fernrohr am Fenster und rühre sich vom ersten Morgengrauen bis in die späte Nacht nicht vom Fleck; „denn," sagte er mit unverschämter Offenherzigkeit: „ich u—ollen sehen das Nehmen der Frigate bei die Danes." Sein Glas ist unabänderlich auf den Hauptmast der Fregatte „Gefion" oder „Eckernförde" gerichtet, deren Wegnahme durch die Dänen er mit unermüdlicher Geduld jeden Augenblick erwartet.

Aha! Die „Petersburger Zeitung" bringt einen neuen Ukas, nach welchem der Rector der Universität vom Minister

gewählt wird, ohne daß er Docent zu sein braucht. Der Rector ist vielmehr von der Verpflichtung, Vorträge zu halten, entbunden, da dies mit der unmittelbaren Aufsicht über die Universität unvereinbar sei; er hat in Bezug auf Lehrer und Schüler nur die Disciplin aufrecht zu erhalten und den Staat gegen gefährliche Aufklärung zu schützen.

Ein sonderbarer Laufpaß. Vor einiger Zeit ward ein Amerikaner aus der Festung Rastatt mit folgender Legitimation entlassen: Laufpaß, gültig auf drei Tage. Heinrich Walther aus Boston in Amerika, welcher wegen Hochverraths arretirt wurde, ist angewiesen, sich in gemessener Frist (mit der drei Tage gültigen Legitimation!) in seine Heimath zu begeben, widrigenfalls er zu gewärtigen hat, per Schub dahin verbracht zu werden. (Ein Schub von Rastatt bis Boston!) Die betreffenden Behörden werden ersucht, wenn er von der vorgeschriebenen Route abweichen sollte, mittelst Escorte denselben an den Ort seiner Bestimmung verbringen zu lassen. Grosch."

Welche Lust Soldat zu sein. Kürzlich kam in der öffentlichen Sitzung des Criminalgerichts zu Magdeburg ein Fall zur Verhandlung, bei dem viel gelacht wurde. Ein Kaufmann daselbst hatte sich nämlich im Verlaufe des letzten Winters zweimal in der Uniform eines preußischen Landwehrofficiers dem Publicum präsentirt und gegen zwei Officiere, die ihn deshalb befragten, auch zu behaupten gewagt, er sei Officier bei dem 26. Regiment. Die deshalb erhobene Anklage nun veranlaßte jene Verhandlung. Der Angeklagte behauptete nämlich, die von ihm getragene Uniform sei keine preußische, sondern ein Phantasie-Costume gewesen, und er habe sie getragen, weil ein Waffenrock für den Winter das wärmste Kleidungsstück sei. Eine nähere Erörterung dieser Vorzüge hielt der Gerichtshof nicht an der Stelle, verurtheilte vielmehr den Angeklagten wegen ungebührlicher Anmaßung des Charakters eines preußischen Officiers aus Eitelkeit zu 20 Thaler Geld-, eventuell vierzehntägiger Gefängnißstrafe.

Eine neue Geschäftsbranche. In Theresienstadt saß ein Graf Nadasdi zu fünfjähriger Festungsstrafe verurtheilt. Die österreichische Regierung, welche sehr viel Freiheit erobert hat, gab die dem Grafen Nadasdi gehörige für den Preis von 100,000 Fl. C.-M. vor einigen Tagen zurück. Ein derartiges Geschäft en gros und en detail, ordentlich organisirt, könnte einige Zeit recht gut gehen, namentlich bei billigern Preisen.

So ist es gekommen. Die vom französischen Romanschriftsteller Herrn v. Balzac jüngst in Rußland eingegangene Verbindung mit einer Gräfin Hainski soll, wie näher Unterrichtete versichern, einen wahrhaft romanhaften Ursprung haben. Herr v. Balzac, der Verfasser einer Physiologie der Ehe, der große Weiberkenner, der nur zum Genießen, nicht zum Gefesseltwerden geschaffen schien, der Mann, welcher das Schwabenalter weit hinter sich hat, sollte das Erstemal von einem weiblichen Gegenstande getroffen werden, der für ihn damals unerreichbar war. Auf einer Reise in der Schweiz lernte er eine russische Gräfin kennen. Ihre Persönlichkeit machte einen erschütternden Eindruck auf ihn, aber — sie war verheirathet. Herr v. Balzac widmete derselben einen neuen Roman, ihr Name wurde auf diese Weise in hunderttausend Exemplaren durch die civilisirte Welt getragen. Sie war indeß für ihn verloren und er vergrub sich in Paris unter seine Bücher, um seinen Schmerz zu vergessen. Eines Tages bringt ihm sein Portier einen Brief ohne Postzeichen, ohne Unterschrift mit der lakonischen Notiz: „Der Mann der Gräfin H..... liegt im Sterben." Die alte Erinnerung erwacht in erneuerter Stärke. B. erkundigt sich bei allen Bekannten, bei seinem Freunde, dem Polizeipräfect, nach der Familie H....., welche jedoch in Paris nicht aufzufinden ist. Wo kann sie sein? Wo anders als in Petersburg! Herr v. Balzac ordnet seine Papiere, nimmt einen Paß und reist nach Petersburg. Der Ruf eines europäischen Schriftstellers verschaffte ihm daselbst eine glänzende Aufnahme. Doch seine Seele hat keine Ruhe. Er durchfliegt in Petersburg alle fürstlichen Wohnungen, er eilt von da nach Moskau. Endlich findet er die ersehnte Geliebte im fernen Kurland auf einem einsamen Landsitze, wo sie sich absichtlich verborgen gehalten, um die Stärke seiner Leidenschaft zu prüfen. Jetzt ist sie die Gattin des Herrn v. Balzac.

An der Leipziger Industrieausstellung, welche den 26. Mai geschlossen wurde, haben sich im Ganzen 1427 Aussteller betheiligt. Davon kommen auf Oesterreich 138, auf Preußen 165, auf Baiern 202, auf Hannover 23, auf Sachsen 666, auf Würtemberg 44, auf Kurhessen 5, auf das Großherzogthum Hessen 13, auf Baden 7, auf die thüringischen Staaten 64, auf Oldenburg 2, Mecklenburg 3, Braunschweig 14, Nassau 1, Anhalt 17, Holstein 2, Hamburg 4, Bremen 5, Frankfurt 19.

Henri Stephan, Orchestermitglied eines Theaters zu London, besuchte unlängst die Säule des Herzogs von York. Während sich der Wächter umsah, schwingt sich der Musiker über die Ballustrade und stürzt mit zerschmettertem Haupte auf das Straßenpflaster.

Die sächsische Schweiz ist jetzt durch die Eröffnung der Eisenbahn von Dresden bis Königstein für die Dresdner zur Spazierfahrt für einen Nachmittag geworden. Man hofft bis zum Juli die Strecke bis Tetschen zu eröffnen, von wo man in drei Stunden nach Teplitz gelangen kann. Vom 1. Juni an wird böhmischerseits die Bahn von Prag bis Lobositz befahren, wo sich sofort das Dampfboot anschließt, so daß die Reise bis Dresden nicht mehr als acht Stunden betragen würde. Es bleibt dann nur die kleine Lücke zwischen Lobositz und Aussig, wo schwere Felssprengungen zu machen sind. Doch ist kein Zweifel, daß bis zum Herbst alles fertig und die ganze Bahn zu eröffnen sein wird. Für alle Nachrichten aus Wien giebt dies einen Vorsprung von wenigstens zwölf Stunden gegen die dermalige Route über Berlin. Von Wien bis Dresden bedarf es dann vierundzwanzig und von Dresden bis Köln dreißig Stunden.

Ein romantischer Vorfall hat sich in voriger Woche in einer Schwurgerichtssitzung in Ratibor ereignet. Ein wegen Straßenraubes vor die Assisen gestelltes Frauenzimmer fiel bei Anhörung des freisprechenden Urtels vor Freude — nicht etwa in Ohnmacht, sondern ihrem Vertheidiger, einem jungen Manne von ernstem, gesetztem Wesen und militärischem Anstande um den Hals, zur schallenden Belustigung des zahlreich versammelten Publicums.

Das Haus der Lords saß als Gerichtshof über eine schon einmal berührte Skandalgeschichte aus den Kreisen der vornehmen Welt. Es handelte sich um eine Bill, durch welche Lord Lincoln auf Scheidung von seiner Gemahlin, Tochter des Herzogs von Hamilton, wegen ehebrecherischen Umgangs mit Lord Horace Walpole, Sohn des Grafen von Orford anträgt. Ein großer Haufe vornehmer Herrn und Damen erfüllte die Tribünen, um die Zeugenvernehmungen mit anzuhören; der Bittsteller war durch seinen Anwalt vertreten, die Gräfin gar nicht. Die Zeugenaussagen thaten dar, daß Lady Lincoln im Sommer 1848 ihren Mann ohne sein Vorwissen verlassen und seit der Zeit mit Lord Horace Walpole in deutschen Badeörtern, Ems und Baden, und in Italien gelebt und im Jahre 1849 einen Sohn geboren hat, welcher auf den Namen Horace Walpole getauft wurde. Lord Brougham beantragte nach Vernehmung der Zeugen die zweite Lesung der Bill, welche votirt wurde. Die Bill ward dann zur Comitéberathung beordert.

Leichenverbrennungen. Unter den vielen Londoner Vereinen hat sich auch einer zu dem Zwecke constituirt, die antike Sitte des Verbrennens der Todten wieder einzuführen; die Gesellschaft beabsichtigt in der Nähe Londons eine

Halle als Verbrennungsanstalt nach wissenschaftlichen Zwecken zu erbauen und in der Nähe derselben einen Garten zur Aufstellung von Urnen, Aschenkrügen u. s. w. anzulegen. Die Asche derjenigen, deren Angehörigen nicht im Stande sind, eigne Urnen zu bezahlen, soll in öffentlichen Gräbern beigesetzt werden.

Ein reicher Mann. Die Eröffnung des Testaments des kürzlich zu Paris verstorbenen Marquis von Talaru ist noch immer das Tagesgespräch der Salons. Um einen Begriff von dem Reichthume dieses Mannes zu geben, zeugen folgende Legate des genannten Testaments. Dem Grafen von Chambord (Herzog von Bordeaux) 2 Millionen, dem Grafen Chateaubriant 50,000 Fr., dem Herrn Berryer 40,000, dem Fürsten von Montmorency Robeck eine Besitzung im Werthe von 800,000 Fr., für die katholische Glaubenspropaganda 100,000 Fr., für vier Anstalten der barmherzigen Schwestern zusammen 200,000 Fr., dem Spital der Stadt Etampes 80,000 Fr., für die Waisen der an der Cholera Gestorbenen 10,000 Fr. Der Verstorbene war mit den ältesten Adelsgeschlechtern Frankreichs, den Bethune, Montmorency und Luxembourg verwandt.

In einem Kaffeehaus zu Montpellier hat die Polizei eine Statue der Freiheitsgöttin nebst mehreren andern Statuen, die Marat, Saint Just und andre Terroristen darstellten, mit Beschlag belegt. Die Freiheitsgöttin trug rothe Halbstiefelchen, ein rothes Kleid und hielt eine rothe Fahne in der Hand. Die andern Statuen trugen rothe phrygische Mützen, rothe Halstücher und rothe Gürtel.

Ein grausames Gesetz. Als König Eduard I. von England in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Unterjochung von Wales vollendet hatte, gab er den unmenschlichen Befehl, alle Walis'schen Barden, die ergriffen werden konnten, um's Leben zu bringen; daß sie nicht durch ihre Gesänge das alte Vaterlandsgefühl in der Brust der Nation beleben, die von nun an nach engländischen Gesetzen regiert werden, engländische Sitten annehmen und völlig aufhören sollten, eine Nation zu sein.

Der begrabene Sprachschnitzer. Man hat zu Triest bei der feierlichen Grundsteinlegung des Eisenbahnhofes in Gegenwart mehrerer Minister des Kaiserstaates eine Urkunde in den Stein versenkt, in der außer anderm Küchenlatein folgender Sprachschnitzer vorkam: „Sancta Maria, Patrona imperii, adsis votibus nostris." Man kann nicht scharf genug die Mißachtung der italienischen Nationalität rügen, mit der man bei den Gebeinen ihrer Vorfahren einen Dativ begräbt, der unmöglich zur Festigkeit des darüber zu errichtenden Gebäudes beitragen kann.

Thiers in der Lebensversicherungsbank. Die Verleger der „Geschichte des Consulats und Kaiserreichs" haben Herrn Thiers beträchtliche Vorschüsse gemacht und sind deswegen in gegenwärtigen unsichern revolutionären Zeitläuften auf den Einfall gekommen, das Leben ihres literarischen Schuldners zu versichern, der bekanntlich an einem Halsübel leidet, das ihm die äußerste Schonung zur Pflicht macht, weshalb denn auch sein jetziges Wiederauftreten ein bedeutendes Opfer war. Sie wendeten sich deshalb an den Agenten einer englischen Versicherungsgesellschaft und derselbe setzte die Prämie provisorisch auf $2^1/_2$ Procent fest. Die Gesellschaft erklärte aber auf Anfrage die Prämie wegen des politischen Charakters des Herrn Thiers nicht für hoch genug und verlangte 5 Procent. Nach einigem Hin- und Herverhandeln willigten die Versicherer in diese Prämie und schrieben deshalb nach London. Aber mit ihrem Briefe kamen auch die Zeitungen mit Herrn Thiers' Rede für das Wahlgesetz an und jetzt erklärte die Compagnie, nach dieser Rede Herrn Thiers' Leben um keinen Preis mehr versichern zu wollen.

Eine gut gezeichnete Carricatur ist zu Wien auf den Finanzminister Krauß erschienen, als ihm der Kaiser das Großkreuz des neu gestifteten Franz-Joseph-Ordens verlieh. Der Minister prangt in voller Staatsuniform, doch besteht das breite Band des Großkreuzes aus alten, schmuzigen und zerrissenen Geldnoten und auf dem Kreuze selbst sind statt des kaiserlichen Wahlspruchs: Viribus unitis, die Worte zu lesen: Fidibus unitis!

Kunstzeitung. Der Maler Kayser aus Brüssel, dessen Kunstfertigkeit im Portraitiren bereits englische und französische Zeitungen rühmlichst anerkennen, hat sich die Aufgabe gestellt, in den größern Städten Deutschlands diejenigen Männer zum Behuf eines Albums zu zeichnen, welche sich in Politik, Wissenschaft und Kunst einen Namen errungen. Während seines Aufenthalts in Leipzig hat er seine in Berlin, Breslau und Halle begonnene Sammlung mit ungefähr zwanzig Portraiten vermehrt, welche sämmtlich den Ruf des Künstlers rechtfertigen. — Portraite sind ein undankbarer Gegenstand der Kunst. Haben sie das Verdienst der Aehnlichkeit, so geschieht nicht selten der Idealität der Kunst Eintrag, und sind sie idealisirt, so verlieren sie als Portraite den Werth der Wahrheit. Sie sind in der Malerei das, was die Biographien in der Geschichte, die Monologe im Drama sind: Ausstellungen seiner Persönlichkeit, die durch die anscheinende Eitelkeit kalt lassen, wenn nicht ein berühmter Name diese Ausstellungen rechtfertigt.

Musikalisches. In Düsseldorf hat eine große musikalische Feier stattgefunden: ein Musikfest von dreiundvierzig philharmonischen Gesellschaften in Deutschland. Die musikalische Jury hat die sechs ausgesetzten Preise vertheilt. Der große Preis, ein immenser vergoldeter Becher mit Guirlanden in Reliefs geschmückt, ein Geschenk des Prinzen von Preußen, wurde dem Männergesangverein zu Köln zuerkannt, der bei dem Concurs von fünfundsechzig seiner Mitglieder vertreten war, welche zwei Gesänge aufführten: den „Steckbrief" von Kücken und den „heitern Sieger" von Mendelsohn-Bartholdy. Den zweiten Preis, einen silbernen Becher in gothischer Arbeit, erhielt die Gesellschaft der „Concordia" in Bonn. Die vier andern wurden den Gesellschaften zu Neuß, Greitz rc. zuerkannt.

Literarisches. Don Juan de Tenorio. Dieses religiös-phantastische Drama des Don José Zorrilla, dessen als des spanischen Urstoffes zu Molière's und Mozart's „Don Juan" bereits mehrfach gedacht worden, ist jetzt in einer gelungenen deutschen Uebersetzung erschienen. Der Bearbeiter ist ein in Mexico lebender Deutscher, Herr G. H. de Wilde, der den Eindruck des Stücks auf der mexikanischen Bühne kennen gelernt und sich daher auch auf dem deutschen Theater einen Erfolg davon verspricht. Wir möchten dafür allerdings nicht einstehen, zweifeln jedoch nicht, daß das gedruckte Drama nicht bloß für Literaturgeschichtsfreunde, sondern auch für die Leser überhaupt Interesse haben wird.

*** Wordsworth's literarischer Nachlaß besteht in einem, vierzehn Gesänge zählenden Gedichte, das eine Selbstbiographie in Beziehung auf das äußere und innere Leben des Hingeschiedenen enthält, mit dessen Herausgabe der Neffe desselben, Canonicus Wordsworth, betraut ist.

Aus der Theaterwelt. Die Tenoristen scheinen nachgerade gänzlich von den deutschen Bühnen zu verschwinden, und es fehlt an jungem Nachwuchs, der Bedeutendes verspräche. Tichatscheck's Stimme ist äußerst angegriffen, Schmetzer und Martius werden invalide, und Haizinger, seit Jahrzehnten einer der berühmtesten Tenoristen Deutschlands, hat am 23. Mai in Karlsruhe auf immer von der Bühne Abschied genommen. Das Publicum der Residenz hat den ausgezeichneten Sänger auf das schmeichelhafteste entlassen. Haizinger steht bereits im vorgerückten Mannesalter, seine Stimme war längst geschwunden, aber er gehörte zu den bedeutendsten Gesangkünstlern unserer Zeit. Auch Härtinger in München und Erl in Wien sind im Verbleichen ihres frühern Glanzes begriffen; unter den

jüngern Tenoristen scheint Ander in Wien der bedeutendste zu sein.

*** Berlin. Eine junge Schauspielerin war in der Theaterwelt nicht unter ihrem eigentlichen, sondern unter dem Namen ihres Stiefvaters, der vielleicht hübscher als jener klingen mochte, aufgetreten, ohne daß jemals Anstoß darin gefunden worden wäre. Vor einiger Zeit kam dies indeß bei der Polizeibehörde zur Sprache; der Polizeianwalt erhob die Anklage wegen Führung falschen Namens. Der Einzelrichter erkannte auch seinem Antrage gemäß auf fünf Thaler Geld-, event. achttägige Gefängnißstrafe gegen die Angeklagte, indem ausgeführt wurde, daß durch Gebrauch und Sitte, wie sie in dieser Beziehung nach Angabe der Angeklagten bei den Schauspielern, sogar bei einigen derselben an unserer Hofbühne seit Jahren herrsche, niemals ein Recht begründet werden könne. Der Polizeianwalt erklärte in seinem Plaidoyer ausdrücklich, daß er die Angabe der Angeklagten zu speciellen Recherchen benutzen und gegen alle diejenigen Schauspieler Anklage erheben würde, welche nicht ihren Familiennamen, sondern einen angenommenen Namen führten.

*** Die Begebenheit, der man am Coventgardentheater zu London entgegenharrt, ist die Wiederaufnahme „Robert des Teufels." In der vorjährigen Saison durch Salvi, Mavini, Lavia, die Damen Dorus-Gras und Garbori gesungen, werden diese Partien diesmal in den nicht minder würdigen Händen Tamberlik's, Forme's (unsers Landsmanns), Mario's, der Madame Grisi und Castellan ruhen. — Das jährliche Concert des Benedict ist für den 21. Juni festgesetzt. Auf dem Programm dieser Feierlichkeit figuriren folgende Namen: die Damen Sonntag, Frezzolini, Parodi, Guiliani, Ida Bertrand, Hayes, F. Rummel, wie die Herren Gardoni, Calzolari, Bauearde, Coletti, Beletti, Lablache (Vater und Sohn) u. a., und außerdem ein brillantes Orchester und zahlreiche Chöre.

*** Mad. Frezzolini hat ihre Debûts im Queentheater mit „Lucrezia Borgia" begonnen und namentlich im zweiten und dritten Act einen glänzenden Erfolg errungen.

Moden.

Paris, den 7. Juni 1850.

In der Putzwäsche giebt es fast täglich etwas Neues. Außer den fein gestickten Taschentüchern zeichnen sich besonders die kleinen Kragen à la Heinrich V. aus. Das Krägelchen ist ein kleines Stück gestickter Musselin oder besteht ganz aus Spitzen, wird aber so gefaßt, daß es um den Hals herum etwas steif steht, obgleich es glatt liegt; das Unterhemdchen dazu ist reich gestickt oder mit Spitzen garnirt, so daß es ganz vortrefflich kleidet. Ferner hat man eine Art auch sehr beliebter Kragen, welche auf weißem schwerem Krepp mit Soutache besetzt sind; alle kleine Rundungen sind ausgeschnitten und die Kragen gleichen so denen mit englischer Stickerei, die wohl niemals mißfallen wird. Wir haben auch nicht selten Damen mit schwarzen Halskragen gesehen, die besonders auf hellen Kleidern immer gut aussehen. In Pelerinen, Fichus ꝛc. giebt es ebenfalls jeden Tag Neuheiten, welche sich entweder durch ihre Form, die Stickerei oder den Spitzenbesatz auszeichnen. Die Busentücher à la Antoinette werden meist nur von Spitzen gefertigt und es giebt darin herrliche Sachen, welche vorzugsweise zu den so beliebten Raphaelleibchen getragen werden. In den Taschentüchern herrscht die größte Mannigfaltigkeit: man trägt deren mit abgerundeten Ecken und zackiger Einfassung; die Ecken sind mit fein verschlungenen Blumenzweigen verziert; dann kommen andre mit Stickereien in Knötchen, Punktir- und Gitterstich, alles fein und außerordentlich schön gearbeitet. Zu vergessen sind endlich auch nicht die prachtvollen Maria-Mignot-Taschentücher, das schönste, was in dieser Art die Einbildungskraft jemals erfunden hat, wahre Meisterwerke der Kunst und des guten Geschmacks.

Unter verschiedenartigen Ueberwürfen wird die Shawlmantille in diesem Augenblicke am liebsten getragen. Den meisten Eingang hat ihr der Umstand verschafft, daß man sie mit Leichtigkeit aus jedem Stoffe herstellen kann, ohne daß sie dadurch verlöre, denn man sieht sie z. B. von seidenem Filet, von Tüll mit abstechender Seide unterlegt, von glasirtem Taffet in allen Farben und ebenso einfach nur von schwarzem Taffet mit Fransen oder Spitzen besetzt. Ein nicht weniger bevorzugtes Kleidungsstück ist der sogenannte Pilgerkragen, welcher fast zu allen Kleidern von demselben Stoffe gefertigt und sich besonders in feinem Jaconnet, Batiste de laine und Lüstre de toile recht artig ausnimmt. Diese Kragen haben sehr wenig Verzierung, meist nur Besatz von Soutache oder von Galons; nur vorn herunter sind Knöpfe mit Knopflöchern angebracht, eine zwar einfache, aber dennoch elegante Verzierung. Ein ebenfalls sehr schöner Ueberwurf ist ein Palletot von perlgrauem Taffet mit rosa Widerschein; an der Taille schließt er wenig an; die Aermel sind ohne Naht aus der Breite des Rückens genommen, und zwar so glücklich, daß die Aermel die Arme vortrefflich fassen, ohne Falten zu werfen. Spitzenvolants bilden den beliebtesten Ausputz; sie werden dreimal spiralförmig darauf angebracht.

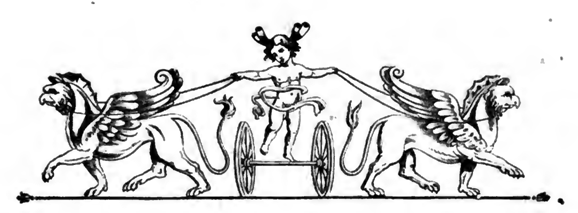
Für alle Kleider und Oberröcke sind die Raphaelleibchen am beliebtesten; unbedingt gehören dazu weite offne Aermel, feine Unterhemdchen und Unterärmel. Ebenso sind die Volants immer noch der am meisten getragene Ausputz auf allen leichten Sommerkleidern; die Volants kleiden am besten alle schlanke Damen von hohem Wuchs, weil ihnen die vielen duftigen Falten eine reizende Tournüre geben; dagegen würde eine Dame von kleinerer Statur, zumal wenn sie vielleicht gar ein wenig corpulent wäre, unbedingt verlieren, wenn sie Volants trüge, die ja ihren Umfang noch vergrößern würden.

Gegenwärtig sind die leichten Hüte von Flor, Tüll, Krepp und Spitzen sehr gesucht und es giebt hierin eine große Auswahl; am liebsten wählt man sie weiß, maisfarbig oder helllilla; Federn, bereifte und geknüpfte Marabouts sowie feine Blumen gelten für den elegantesten Ausputz; das Band wird nur zu den Kinnbändern angewendet, welche verhältnißmäßig sehr lang getragen werden. Die flachen Hutschirme sind der Alltäglichkeit anheimgefallen und werden von keiner vornehmen Dame mehr getragen. Ebenso verwirft die Mode die kleinen Hauben, welche nur den Hinterkopf bedecken. Bei den Hauben ist dagegen das Band sehr beliebt geworden, und je schwerer die Bänder sind, desto mehr gilt es für fein und geschmackvoll. Fast immer werden die Sammetbänder noch mit Erfolg darauf garnirt; Blumen und kleine Früchte werden auch vielfältig verwendet.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 25. 1) Hut von Flor mit Blumen garnirt. Kleid von Seidenmusselin; Raphaelleibchen, halblange weite Aermel; das Leibchen um den Ausschnitt mit einem Gefältel verziert; Aermel und Rock mit drei Volants besetzt. Unterärmel und Vorhemdchen von Spitzenvolants zusammengesetzt. 2) Hut von italienischem Stroh. Mantille von perlweißer Seide, mit Gefältel und breiten Fransen besetzt. Kleid von glasirtem Taffet; Sonnenschirm von weißem Atlas mit blauen Streifen.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 26. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Thekla Gräfin Andrasy

oder

die Flucht nach der Türkei.

(Fortsetzung.)

Die Tochter des Apothekers war ein schönes, blühendes Mädchen von einundzwanzig Jahren. Ihre Gestalt war schlank, nicht üppig, aber wohlgeformt. Ihr dunkelbraunes Haar hing in zwei langen Flechten über den Rücken herab, während es auf der weißen Stirn sich in einem einfachen Scheitel theilte. Das große blaue Auge, von dunkeln Augenbrauen bedeckt, strahlte freundliche, milde Blicke und verrieth einen nicht gewöhnlichen Grad weiblicher Bildung. Ihre Wangen, die bei jeder Bewegung der frischen Lippen niedliche Grübchen zeigten, waren von einer leichten Röthe gefärbt, die zu dem weißen Teint des zarten, ovalen Gesichts einen lieblichen Contrast bildeten. Ein einfaches dunkelblaues Kleid umschloß die schlanke Taille der Braut des jungen Advocaten.

„Netti," sagte Ferenz zärtlich, indem er ihre Hand ergriff und sie an seine Lippen zog, „es kostet Mühe, Sie heute zu sehen!"

„Sie haben Recht," antwortete das junge Mädchen mit einer weichen, wohlklingenden Stimme, „mein guter Vater hat heute soviel Geschäfte, daß ich ihm ein wenig helfen muß."

„Netti," rief Herr Czabo im Tone des Vorwurfs, „Du läßt Kathi allein in der Küche, die von der edeln Kochkunst so wenig versteht — Du hast ihr doch gesagt, daß der Braten —"

Das junge Mädchen trat zu dem Vater und ergriff seine Hand, als ob sie seinen aufkeimenden Unwillen rasch besänftigen wollte.

„Gewiß, lieber Vater," sagte sie bittend, „Kathi ist noch unerfahren und an unsre Hausarbeit nicht gewöhnt — haben Sie ein wenig Nachsicht mit ihr — bitte, mein guter Vater! Es ist nicht ihre Schuld — sie ist nicht einen Augenblick aus der Küche gekommen."

„Wie!" rief aufbrausend der Apotheker, „ist etwas mit dem Braten vorgefallen?"

„Wenn ich nicht darauf geachtet hätte — er wollte anbrennen!"

„Ach, mein Gott! wie ist doch ein armer Witwer zu beklagen. Ein so herrlicher Braten, bei dem ich heute Mittag mein Avancement zum Commandanten der Schutzmannschaft feiern wollte! Warum mußte auch meine alte Meta blind werden, die hätte es gewiß nicht geschehen lassen! Nein, das ist unverzeihlich, ich werde auf der Stelle —"

„Vater," sagte Netti schmeichelnd, indem sie ihn sanft bei der Hand zurückhielt, „wollen Sie mir etwas versprechen?"

„Was?"

„Zürnen Sie der armen Kathi nicht, sie ist so ängstlich, daß sie kaum noch weiß, was sie thut."

„Sie ist ängstlich?"

„Ja, vor Ihrem Unwillen."

Der Apotheker sah seine Tochter einen Augenblick an.

„Gut," antwortete er plötzlich beruhigt, „ich will diesmal noch schweigen, wenn es aber wieder geschieht —"

„Es wird nicht wieder geschehen."

„Kathi ist noch jung — glaubst Du, daß wir sie für unsern Haushalt werden bilden können?"

„Gewiß, mein Vater," versicherte Netti.

„Gut, Netti, besorge Du den Tisch, ich werde in die Küche gehen, um das arme Mädchen zu beruhigen."

Herr Czabo schob seine goldene Brille von der Stirn auf die Nase herab und verließ still lächelnd das Zimmer.

Er schlug den Weg nach seiner Küche ein.

Als Netti sich nach ihrem Bräutigam umsah, saß er in einer Ecke des Sopha's, hielt sein Taschenbuch in der Hand und war in tiefes Nachsinnen versunken. Der junge Mann schien von der ganzen Unterhaltung zwischen Vater und Tochter nicht ein Wort gehört zu haben.

„Nun," fragte Netti lächelnd, „woran denken Sie, lieber Ferenz?"

Der Angeredete fuhr empor und verbarg sein Taschenbuch.

„Verzeihung, Netti, ich dachte an Sie, an unser Glück!"

„Oder vielmehr an das, was Sie so oft beschäftigt," fügte sie sanft hinzu, „an Ihre Verse. Habe ich Recht?"

„Netti!" rief der Advocat.

„Es soll kein Vorwurf sein, lieber Ferenz," fuhr Netti mit einer unbeschreiblichen Anmuth fort, „ich bin weit entfernt, mich darüber zu beklagen. Sie besitzen Geist und Talent, und Ihre schönen Verse haben mich oft erfreut — vernachlässigen Sie die edle Dichtkunst nicht; doch denken Sie dabei auch an Ihre Netti."

„Immer, immer, meine geliebte Braut!" rief feurig der junge Mann, indem er sanft seinen Arm um ihre Taille schlang und einen zarten Kuß auf ihre weiße, schöne Stirn drückte.

„Ferenz," lispelte Netti, „ich werde stolz sein, Ihre Frau zu heißen!"

„Und ich der glücklichste der Menschen, Ihr Mann zu sein."

Beide vollendeten jetzt das Arrangement des Mittagstisches.

2.

Herr Czabo war indeß in die Küche gegangen. Der Apotheker schien etwas mehr zu beabsichtigen als die neue Köchin wegen des angebrannten Bratens beruhigen zu wollen.

Leise öffnete er die Thür, aus der ihm ein Duft entgegenquoll, der das erste Zeugniß von Kathi's Versehen ablegte. Herr Czabo rümpfte die Nase, aber er schwieg.

Kathi stand an dem Herde und fachte mit einem Blasebalge das Feuer an, daß es laut knisterte. In den Töpfen, die auf dem Herde standen, rauschte und zischte es, als ob Wasser mit siedendem Oele gemengt sei. Die Köchin bemerkte den Eintritt ihres Herrn nicht sogleich, der ruhig an der Thür stand und mit einem gewissen Wohlgefallen das junge Mädchen beobachtete.

„Kathi," sagte er nach einer Minute, „wie steht es mit dem Mittagessen?"

Das junge Mädchen hing den Blasebalg an einen Nagel in der weißen Wand.

„Es kann angerichtet werden, Herr," antwortete sie in einem Tone, der umsonst einen leichten Schreck zu verbergen suchte.

Herr Czabo sah durch seine Brille auf die hübsche Köchin, als ob er ein Recept lesen wollte. Dann holte er eine kleine silberne Dose aus der Tasche und nahm behaglich eine Prise.

Die Köchin des Apothekers war auch in der That von einer auffallenden Schönheit. Sie trug einen kurzen rothen Friesrock mit schwarzem Bande besetzt, ein hellgraues wollenes Mieder mit kleinen runden Zinnknöpfen und ein kleines blaues Tuch, das den schlanken runden Nacken und den üppigen Busen nicht völlig bedecken konnte. Das starke, glänzend-schwarze Haar vermochte die braune Mütze kaum zu fesseln, es fiel aufgelös't an beiden Schläfen herab und bedeckte wie ein spielender Schatten die Theile des schneeweißen Busens und der glänzenden Schultern, die das Tuch nicht zu verhüllen vermochte. Das feine, blühende Gesicht, etwas von Ruß geschwärzt, erglühte hochroth von der Hitze des Feuers, das die zwar schwarzen, aber wohlgeformten feinen Hände zu unterhalten suchten. Die kurzen Aermel des Mieders lagen so fest um den vollen runden Arm, daß sie bei jeder Bewegung zu zerspringen drohten. Weiße Strümpfe und schwarze Schuhe bekleideten ein paar Füße, die an Zierlichkeit und Elasticität denen einer Tänzerin zu vergleichen waren. Kurz, die ganze Gestalt der Köchin war von der Natur mit einer Ueppigkeit ausgestattet, daß man sich über Herrn Czabo nicht wundern konnte, wenn er seinen angebrannten Braten darüber vergaß.

Kathi war eine zweite Aschenbrödel, die unter dem rußigen Küchengewande eine seltene Schönheit verbarg. Und was den Reiz noch erhöhte war der Umstand, daß Kathi sich ihrer körperlichen Vorzüge kaum bewußt zu sein schien.

„Kathi," begann der Apotheker, indem er auf seiner Dose trommelte, „weißt Du, daß heute ein wichtiger Tag für mich ist?"

„Nein, Herr Czabo," antwortete im Dialekt der Landleute die Angeredete, ohne sich in ihrer Beschäftigung unterbrechen zu lassen.

„Es hat sich seit einigen Tagen eine Schutzmannschaft in unserer Stadt gebildet, um den flüchtigen Rebellen entgegen zu treten, die jetzt häufig Semlin passiren, die nahe türkische Grenze zu erreichen. Mich hat man zum Commandanten für dieses Stadtviertel ernannt."

Kathi sah mit ihren großen, seelenvollen Augen den Apotheker an, wie es schien erschreckt.

„Wundert Dich das?" fragte Herr Czabo.

„Nein."
„Und doch scheint es so?"
„Ich freue mich, daß der junge Kaiser in Semlin so treue Unterthanen hat."
„Wahrhaftig? So sind wir von gleicher politischer Farbe. Gefällt es Dir in meinem Hause?"
„Gewiß, Herr Czabo. Sie sind sehr freundlich und Ihre Tochter ist die Güte selbst. Was kann eine arme Dienstmagd von ihrer Herrschaft mehr verlangen?"
„Eine arme Dienstmagd? Ich meine, Du besitzest genug, um nicht für arm zu gelten."
„Ich bin so arm, lieber Herr, daß ich es kaum zu sagen vermag."
Der Apotheker trat dem jungen Mädchen näher und faßte sie scharf, aber freundlich in's Auge.
Kathi wich betroffen einen Schritt zurück und wandte sich rasch zu den Töpfen auf dem Herde.
„Fürchtest Du Dich vor mir, Kathi?"
„Der Braten, Herr —"
Kathi bückte sich, um ein Stück Holz aufzuheben. Das Tuch verschob sich durch diese Bewegung und Herr Czabo sah die nackte, schöne Schulter der Köchin.
„Kathi!"
„Herr Czabo."
„Sieh' mich an, ich meine es gut mit Dir."
Bei diesen Worten ergriff er den Arm des jungen Mädchens, so daß es ihn ansehen mußte. Des Apothekers Gesicht schwamm in einem Meere von Freundlichkeit.
„Kathi, sei offen, was fehlt Dir? Aengstigt Dich etwas?"
„O nein."
„Und doch glaube ich es zu errathen."
„Sie, Herr Czabo?"
„Dein Vetter Lajos ist ein alter Bekannter —"
„Lajos; war er bei Ihnen?"
„Ich meine nur, er kann es mir sagen."
„Das glaube ich nicht," sagte Kathi mit einem schmerzlichen Lächeln.
„Und wenn er es mir schon so halb und halb gesagt hätte?"
Aus Kathi's Augen blitzte ein seltsamer Strahl und ihr Kopf hob sich hoch empor.
„Lajos!" rief sie. „Unmöglich."
Herr Czabo wunderte sich einen Augenblick über den Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden.
„Ei, mein Kind," sagte er mit einem feinen Lächeln, „fürchtest Du, daß Dein Geheimniß verrathen werde?"
Der Köchin Gesicht nahm den vorigen Ausdruck wieder an.
„Herr, ich habe keine Geheimnisse."
„Du liebst, nicht wahr? Unglücklich?
„Sie haben Recht, Herr Czabo," sagte Kathi lächelnd, indem sie zu ihren kleinen Füßen hinabsah.
„Und wer ist denn dieser glückliche Mann?"
„Das kann ich nicht sagen."
„Ist er jung?"
„Sehr jung."
„Reich?"
„Sehr reich."
„Soldat?"
„Von hohem Range."
„Ah, ich verstehe!" rief Herr Czabo. „Er diente wohl im Heere der Rebellen und ist jetzt flüchtig, oder gar erschossen oder erhängt? Mein Kind, mit einem Rebellen mußt Du es nicht halten, diese Leute haben alle keinen guten Charakter."
„Sie irren, Herr Czabo, er ist kein Rebell."
„Nun, so sage es endlich, wer ist es?"
„Unser junger Kaiser."
„Mädchen!" rief erstaunt der Apotheker, „bist Du toll? Doch es freut mich, daß Du nicht zu den sinnverwirrten Frauenzimmern gehörst, die sich an Rebellen und schlechte Mannsbilder hängen. Du bist ein loyales Mädchen und sollst so lange in meinem Hause bleiben, als es Dir gefällt."
„Ich danke, Herr Czabo."
„Hier, nimm," fügte er hinzu, indem er eine Börse mit Geld aus seiner Tasche zog, „es ist Dein halbjähriger Lohn im voraus — kaufe Dir Kleider oder was Du sonst gebrauchst, ich habe es gern, wenn meine Domestiken hübsch gekleidet gehen."
Ohne sich länger zu besinnen ergriff Kathi die Börse.
In diesem Augenblicke ertönte ein Marsch von Trommeln durch die Straße. Als ob der kriegerische Schall sie wie ein Blitzstrahl berührt hätte ließ Kathi die kaum empfangene Börse mit einem leisen Schrei des Schreckens zu Boden fallen, wobei sich ihre Blicke starr auf das Fenster hefteten, das nach der Straße hinausging.
Der Apotheker war selbst auf einen Augenblick verblüfft, er schob seine Brille vor die Stirn und starrte ebenfalls nach dem Fenster.
Ein Regiment österreichischer Infanterie in weißen Uniformen, blauen Hosen und großen Bärenmützen marschirte dem Hause des Apothekers vorüber.
„Kaiserliche Soldaten," rief Herr Czabo, öffnete ein Fenster und sah mit großem Interesse dem kriegerischen Schauspiele zu. Jeder Andre würde sich über die hinkenden Teufel geärgert oder sie bemitleidet haben — Herr Czabo aber rief entzückt aus:
„Wie herrlich! Da kommen die Helden, die das Land erhalten! Ihr edeln Krieger, die Ihr muthig Euer Blut verspritzt für die gerechte Sache, für das milde, gerechte, angestammte Kaiserhaus, für Ruhe und Ordnung im Lande — seid willkommen! Es lebe der Kaiser! der Vater des Vaterlandes! der hoffnungsvolle Jüngling!"
Und rechts und links in der Straße fanden des Apothekers Ausrufungen ein lebhaftes Echo,

man sah selbst weiße Tücher aus den Fenstern flattern, geschwungen von alten Weibern mit Hornbrillen auf den zusammengeschrumpften Nasen und Hunde oder Katzen zärtlich an ihre Brust drückend.

„Gott sei Dank," rief der Apotheker, „daß wir endlich wieder Soldaten in unsern Mauern haben, nun kann man sich doch ruhig zu Bett legen und ruhig wieder aufstehen. Es lebe der Kaiser!"

Kathi schien die Begeisterung ihres Herrn für das angestammte Kaiserhaus nicht zu theilen, der Anblick der Soldaten schien einen tiefen Eindruck auf sie ausgeübt zu haben.

Unbeweglich stand sie an der Seite des Fensters und sah mit schmerzlichen Blicken die weißen Krieger vorüberziehen.

Die Straße war nicht breit, so daß die äußern Rotten des Regiments dicht an den Häusern marschirten.

Ein junger Mann mit gebräuntem Gesicht und einem großen vollen Barte sah das hübsche Mädchengesicht — rasch trat er einen Schritt seitwärts aus dem Gliede, streckte die Hand aus und trommelte eine Secunde mit den Fingern an der Stelle der Fensterscheibe, wo sich Kathi's Gesicht zeigte.

Mit einem unterdrückten Schrei der höchsten Ueberraschung oder des Schreckens fuhr die Köchin zurück und verbarg sich hinter der Wand.

In demselben Augenblicke mußte der junge Soldat seinen Scherz büßen; ein Corporal hob seinen langen Stock und führte einige derbe Schläge auf die Beine des Kriegers, der für seinen Kaiser in die Schlacht zog, um ihm den Thron zu erhalten.

Diese Aufrechterhaltung strenger Mannszucht sahen die beiden Personen in der Küche nicht mehr, nur die Hunde und alten Weiber in den Fenstern der Häuser hatten Gelegenheit, sich darüber zu wundern.

„Kathi," rief Herr Czabo, „Du zitterst ja am ganzen Körper!"

„Es ist nichts, Herr, der übermüthige Soldat hat mich ein wenig erschreckt."

Der Apotheker trat mitleidig zu seiner Köchin und streichelte ihr sanft die Wangen. Fast wäre er in laute Bewunderung ausgebrochen über die Zartheit der weichen Haut, das hatte er nicht erwartet.

„Sei nur ruhig," sagte er fast stammelnd, „ich bin ja Commandant dieses Stadtviertels, es soll Dir niemand etwas zu Leide thun. Und wenn ich meine Sorge für Dich etwas mehr ausdehne, als ich sonst für meine Mägde gethan, so bedenke, daß ich Witwer bin und niemandem Rechnung von meinen Handlungen schulde. Hörst Du, Kathi, vergiß nicht, daß ich Witwer bin."

Noch einen freundlichen Blick warf er auf die erschreckte und erstaunte Magd, dann verließ er die Küche.

Nach einer Viertelstunde hatte Netti mit Kathi's Hülfe die Speisen aufgetragen und Herr Czabo setzte sich mit seiner kleinen Familie zu Tische.

Kathi saß in der Küche auf einer Bank und hielt sinnend ihren Kopf in der Hand.

3.

Es war drei Uhr Nachmittags.

Ferenz war in seinem Zimmer mit dem Ordnen der Rechnungsbücher beschäftigt und Herr Czabo befand sich in dem Verkaufslocale, weil um diese Zeit Niklas, der Apothekergehülfe, die Geschäfte in dem Laboratorium besorgte.

Netti saß in dem Wohnzimmer und arbeitete an einer Stickerei, wobei sie dann und wann einen Blick in die Straße warf, in welcher Soldaten mit Zetteln in der Hand auf- und abgingen, ihre Quartiere zu suchen.

Plötzlich ließ sich ein leises Klopfen an der Thür vernehmen. Das junge Mädchen mochte es nicht gehört haben, denn sie sah nur dann erst von ihrer Arbeit auf, als die Thür sich öffnete und ein langer magerer Mann eintrat.

Man denke sich eine ungewöhnlich lange Gestalt mit bleichem Gesicht, dessen Backenknochen hoch emporragen, mit einer fast durchsichtigen großen Adlernase, großen grauen Augen, hellblondem Haare, mit breiten, langen Händen und Füßen, einem linkischen Benehmen, wie es Leuten von dieser Körperbildung eigen zu sein pflegt — angethan mit abgetragenen bürgerlichen Kleidern, die nicht mehr passen, und einer grünen wollenen Schürze, so hat man ungefähr ein Bild von dem Gehülfen des Herrn Czabo, der zu Netti in das Zimmer trat.

Unter verlegenem Lächeln stammelte der Eingetretene einige unverständliche Worte, die, wie es schien, einen Gruß bedeuten sollten.

Netti kannte die zarten Gefühle des langen Niklas und bedauerte ihn von Herzen — deshalb sah sie ihn freundlich an und fragte in einem sanften, fast bewegten Tone:

„Was meinen Sie, lieber Herr Niklas?"

Die freundlichen Worte des jungen Mädchens hatten dem Schüchternen Muth eingeflößt.

„Was ich meine?" fragte er laut.

„Nun ja!"

„Soll ich es Ihnen offen bekennen, liebe Netti?"

„Ich bitte darum, wenn Sie anders gekommen sind, mit mir zu reden."

Als ob die Verzweiflung seinen Muth noch erhöhte, holte er tief Athem und sagte in einem männlichen Tone:

„Ich meine, daß ich nicht mehr weiß, was ich meine, noch was ich thue. Ich dachte so eben über Pferdearzneikunde nach, denn ich stand im Begriff, acht Gran Brechpulver anstatt vier in ein Packet zu thun. Ich zittere, wenn ich an die Wirkung denke! So kann das nicht mehr gehen, liebe Mamsell Netti, ich muß Abschied von Ihnen nehmen!"

Niklas ließ den Kopf sinken und trocknete sich mit der grünen Schürze die Stirn, als ob ihm dieses Geständniß blutsauer geworden wäre.

„Himmel," rief Netti erschreckt, „was fällt Ihnen ein? Sie wollen unser Haus verlassen?"

„Glauben Sie denn, daß ein Apotheker kein Herz im Leibe hat? Im Gegentheil, dieses Organ des menschlichen Körpers ist bei ihm sehr gefühlvoll — dies ist wenigstens die Meinung Ihres Herrn Vaters, denn er erlaubte mir, sanfte Gefühle zu hegen, die, die —"

Niklas konnte keine Worte mehr finden, er ergriff abermals seine Schürze und trocknete sich die schweißtriefende Stirn.

„Mein Gott, was ist Ihnen denn?" fragte Netti theilnehmend. „Sind Sie krank?"

„O nein, ich stampfte vorhin Senf in dem Laboratorium und dieses beißende Gewürz ist mir in die Nase gefahren — das ist alles — nun ist es schon vorbei."

„Das freut mich, lieber Herr Niklas."

„Darf ich fortfahren, Mamsell Netti?"

„Ich bitte darum."

„Vor einer Stunde sprach ich einen Corporal von den kaiserlichen Soldaten, welche diesen Vormittag hier eingerückt sind."

„Nun?" fragte Netti, die ihre Arbeit wieder ergriffen hatte.

„Der Corporal suchte Recruten."

„In unserer Stadt?"

„Ja! Corporal," sagte ich zu ihm, „ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich nicht mehr kenne — Corporal, wollen Sie mich?"

Netti blickte von ihrem Stickrahmen auf und sah den Apothekergehülfen verwundert an. Dieser schien mit großer Spannung eine Antwort zu erwarten.

Eine Pause von einigen Secunden trat ein. Netti antwortete nicht.

„Herr Corporal," rief Niklas verzweiflungsvoll, „ich will Soldat werden."

Netti schwieg immer noch.

„Herr Corporal," fuhr Niklas fort, „ich will mich morden, das heißt, mit in die Schlacht ziehen, denn das ist eben so gut wie ein Selbstmord!"

„Herr Niklas," rief Netti ängstlich, „Sie wollen Soldat werden — was fällt Ihnen ein?"

„Netti," rief der lange Mann, indem er seine Arme ausstreckte, „Sie wollen mich zurückhalten?"

„Das nun eben nicht, indeß —"

„Sie hält mich nicht zurück," flüsterte Niklas vor sich hin — das hatte ich nicht erwartet! „Leben Sie wohl, Mamsell Netti, der Corporal hat mir sein Wort gegeben, ich bin angeworben."

Fortsetzung folgt.

Sonett.

Du hast, o Mensch, den Gott im eignen Herzen,
Dort ist der Glaube ewig neu geboren!
Wie auch das Leben nage an dem Herzen,
Es bleiben Glaub' und Liebe unverloren.

Doch willst Du Deine Seligkeit verscherzen,
So sei der Zweifel nur heraufbeschworen —
Wie Du Dich windest dann in Weh und Schmerzen:
Die Liebe und der Glaube sind verloren!

Drum — willst Du Deinen Frieden wahren,
So bleibe treu Dir in der tiefen Brust,
Dein Glaube ist Dein Schild dann in Gefahren.

Und ist Dein Glaube fest im Herzensschrein,
So wird Dein Gott nicht weichen aus der Brust
Und Deine Liebe ewig treu sich sein!

F. Moor.

Feuilleton.

Ein edler Zug des Herzens. Unter vor kurzem in London verauctionirten Handschriften merkwürdiger und berühmter Personen befand sich auch folgendes Schreiben des berühmten Franklin an einen Herrn Desportes, aus dem unsre Armenunterstützungscommissionen etwas lernen könnten. „Sie erhalten anbei eine Note von zehn Louisd'or. Es ist nicht mein Wille, Ihnen viel zu geben, ich leihe Ihnen diese Summe nur. Wenn Sie nach Ihrem Vaterlande zurückgekehrt sind, so werden Sie, wie ich nicht zweifle, irgend etwas anfangen, wodurch Sie in den Stand gesetzt werden, Ihre Schulden abzutragen. Wenn dieser Fall eingetreten ist und Sie einen ehrlichen Mann treffen, der sich in Verlegenheit befindet, so zahlen Sie ihm die geliehenen zehn Louisd'ors unter der Bedingung, sie in ähnlicher Weise zu erstatten, sobald er dazu im Stande sein wird, aus, und ich sehe diese Zahlung als mir gemacht an. Ich hoffe, daß dies Geld durch recht viel Hände gehen wird, ehe es an einen Menschen geräth, der niedrig genug dächte, um seinen Lauf zu hemmen. Das ist so meine Weise, um mit wenig Geld möglichst viel Gutes thun zu können, ich muß es deshalb schon listig anstellen, um das Wenige, was ich habe, gehörig zu benutzen.

Das Versailler Museum ist um einen kostbaren Schatz bereichert worden. In dessen rez-de-chaussée, dicht neben der Capelle, ist das Grabmonument Ferdinand des Katholischen von Aragonien und seiner Gemahlin Isabella von Castilien aufgestellt worden. Dieses bewunderswürdige Meisterstück, in Granada geformt, ist eines der vollendetsten in spanischer Bildhauerarbeit. Noch mehrere andre treffliche Sculpturarbeiten sind nach dem Louvre gebracht worden und sollen ebenfalls die Nischen des Museums zu Versailles zieren, die nun bald von trefflichen Werken gefüllt sein dürften.

Das Gebäude für die Londoner Industrieausstellung wird in der Mitte von einer Kuppel von dünnem Eisenblech, 200 Fuß im Durchmesser, überwölbt werden. Sie wird demnach fast doppelt so groß wie die Kuppel von St. Paul, deren Durchmesser 112 Fuß beträgt; die St. Pe-

terskuppel in Rom ist 139, die des Pantheon 142 Fuß im Durchmesser. Diese Centralhalle wird ein sechzehneckiges Polygon bilden, dessen Wände, aus Mauersteinen ausgeführt, 60 Fuß hoch werden sollen. Vier von ihren sechzehn Seiten werden sich auf Gärten öffnen, welche die verschiedenen Flügel des Riesenbaues trennen werden.

Klapka fällt in seinen Memoiren folgendes Urtheil über Kossuth: „Er war kein Kriegsmann; er verstand wohl wie keiner die Kräfte der Nation zu wecken, begnügte sich jedoch mit dem Geräusch, ohne den Massen Verwendung und eine geregelte Form geben zu können. Die Hauptsache jedoch bastand darin, daß er stets die eigne Kraft überschätzte und die des Feindes nicht hinreichend würdigte."

Neue Schiffsrüstungen bezüglich Franklin's. Aus Newyork vom 2. d. M. wird gemeldet, daß der Senat der Vereinigten Staaten einen Antrag Gerrinoll's für Aufsuchung des Capitän Sir John Franklin mit 28 gegen 16 Stimmen angenommen hatte, und daß im Repräsentantenhause eine Bill durchgegangen war, die den Schatzsecretär ermächtigt, Vorschüsse auf Goldstaub zu machen.

Vielleicht nur Neid. Ein englisches Blatt erzählt von Herrn v. Lamartine: „Es ist bekannt, daß der Vater und Gründer der französischen Republik, wie Lamartine sich gern nennt, der eitelste Mensch auf Erden ist. Diese Schwäche artet aber nicht selten in die kindlichste Naivetät, ja, oft sogar in grenzenlose Abgeschmacktheit aus. Neulich bewunderte Lord Normanby das wohlgetroffene Portrait des Dichter-Staatsmanns. „„Ja,"" sagte Lamartine, „„es ist mir sehr ähnlich; es ist das Portrait eines eben so großen Dichters als Byron, welcher sogar noch mehr als Byron, nämlich — ein Staatsmann ist."" Bei der neulichen Vorstellung seines Schauspiels „Toussaint Louverture" soll er ziemlich laut ausgerufen haben: „„Mein Gott, wie schön ist dieser Vers! Welch ein herrlicher Gedanke! Was für ein edler Ausdruck! Wie erhaben!""

Im Garten zu Schönbrunn blüht gegenwärtig eine Paeonia alba (weiße Pfingstrose), eine äußerst selten vorkommende Blume, von der in Deutschland kein zweites Exemplar anzutreffen sein dürfte.

Wüthendes Verlangen nach gebrauchten Post-Briefstempeln. Wahr ist's, der Engländer ist originell in Allem, selbst in seinen Narrheiten. — Ein Kaufmann, geborner Londoner und in der City wohnend, tritt eines Tages zu seiner einzigen, innig geliebten Tochter in's Zimmer und begehrt von ihr — Eine Million — gebrauchter Briefstempel der Post (queen's Lead.) — Lieferungszeit: Ultimo! — Bei Strafe: ewige Klosterhaft. Andern Tages bringen die „Illustrated London News" die Bitte des bedrohten Mädchens an alle Menschenfreunde, durch eine hinreichende Queen's Lead Collection sie von der bevorstehenden Gefahr zu befreien. Die Geschichte geht durch alle englischen, schottischen, irischen Blätter; Niemand wundert sich in den drei Königreichen über die seltsame Grille; Jedermann kennt das Terrain, aber auch — die Gefahr. Das Klosterleben, das man in England nicht kennt, erscheint wie jede Gefahr, mit der man nicht vertraut ist, doppelt gefährlich und „Alle schöne Seelen weinend, theilnehmend ihrer Jugend Grab." — Unter diesen weinenden Seelen befand sich auch eine Dame aus Derbyshire, die alle ihren Reizen huldigenden Lebensmänner feierlich zu einem Kreuzzuge gegen diese Normalbarbarei aufforderte; „les amis de nos amis sont nos amis." So ging die Aufforderung zur Rettung der Schönen von Mund zu Mund, und da man die Adresse der Leidenden nicht wußte, wandte die schöne Seele aus Derbyshire sich an die Oeffentlichkeit und wenige Tage vor Ablauf des barbarischen Termins brachten die „Illustrated London News" die Anzeige von der reichen Ergiebigkeit der Collecte und forderten die Bedrängte auf, ihre v i e r Millionen gebrauchter Poststempel in Empfang zu nehmen. — Aber wehe! Den ersten erschien in den Journalen die Anzeige, der grausame Vater habe nicht v i e r, sondern nur e i n e Million dieser (total unbrauchbaren) Queen's Lead begehrt, und da die Tochter mithin seiner Forderung nicht b u c h s t ä b l i c h nachgekommen, habe sie am Verfalltage die Reise in's Kloster antreten müssen. Hoffentlich wird es der englischen Polizei gelingen, den Inhaber dieses wohlconditionirten Spleens zu entdecken und das blonde Opfer aus seiner unverschuldeten Haft zu befreien.

Aus dem Volke. Der jetzige österreichische Handelsminister von Bruck ist der Sohn eines Buchbindermeisters zu Elberfeld, der daselbst in der Schönergasse gewohnt. Noch jetzt leben dort arme Verwandte, die aus Armenmitteln unterstützt werden. Der junge von Bruck trat bei dem Verlagsbuchhändler H. Büschler in die Lehre und kam später, da dieser das Geschäft in Bonn etablirte, auch dahin. Als Büschler das Geschäft daselbst aufgab, kam von Bruck nach vielen Irrfahrten in die Dienste der bekannten Handelsgesellschaft Lloyd, von wo er dann als Minister nach Wien berufen wurde.

Die polnischen Flüchtlinge, welche Malta verlassen hatten, um sich auf der Brigg „Maltais Felice" nach Belgien zu begeben, haben in den Untiefen von Galibie bei Tunis Schiffbruch gelitten, wurden aber sämmtlich gerettet.

Englisch bleibt englisch. Boulogne sur mer ist jetzt der Schauplatz eines seltsamen Begebnisses. Man giebt daselbst das bekannte große Militärschauspiel: Murat, vom Théâtre cirque-olympique. Massen von Engländern kommen zum Beginn der Vorstellungen über den Canal und kehren nach denselben nach England zurück mit so wenig Umständen, als ob in Berlin ein Bewohner der Königsstadt eine Droschke besteigt, um ein Stück im Friedrich-Wilhelmstädter Theater zu sehen.

Congreß von Gastwirthen. Da durch die Eisenbahnen und Dampfboote es jetzt so leicht gemacht ist, die schönsten Gegenden und Städte Europa's zu besuchen, in Folge dessen aber die Reiselust fast täglich zunimmt, so haben viele Besitzer von Gasthäusern eine Zusammenkunft veranstaltet, um über die Mittel zu berathen, das Reisen noch angenehmer und billiger zu machen. Diese Versammlung wird wahrscheinlich in Brüssel gehalten werden. Den Directionen der Eisenbahnen und Dampfboote soll die obere Leitung des Ganzen anvertraut werden. Jeder in diesen Verband eintretende Gasthofsbesitzer soll verpflichtet sein, den erwähnten Directionen in jedem Jahr bis Ende April den Preis der Wohnungen, Trinkgelder, Speisen und Getränke ꝛc. einzureichen, worauf dann über die Annehmbarkeit der Preise entschieden wird.

Der berühmte Missionär Dr. Gützlaff hielt zu Stettin in der Jacobikirche einen Missionsgottesdienst ab, der eine übergroße Zuhörerschaar herbeigeführt. Die Predigt des Dr. Gützlaff hatte einen durchaus dogmatisch-ascetischen Charakter im Geiste der lutherischen Kirchenlehre und suchte die persönlichen Erfahrungen des Redners unter den gefährlichsten Lagen in ihrem Verhältnisse zur göttlichen Barmherzigkeit darzulegen. Hieran knüpfte sich die Aufforderung, das Werk der Mission im Allgemeinen durch Gebet, speciell durch Theilnahme an der Bildung eines chinesischen Vereins und durch Unterstützung des Missionsvereins für Süd-Afrika zu unterstützen. Die Zuhörer hatten großentheils erwartet, über chinesische Zustände und die Culturverhältnisse von Ost-Asien überhaupt unterrichtet zu werden. Interessant war die Bemerkung, daß in China vollständige Religionsfreiheit herrsche. In das Kirchengebet wurde auch der Kaiser von China und das chinesische Ministerium eingeschlossen.

Eine gute Speculation hat in Paris der ehemalige gefeierte Sänger Duprez unternommen. Als Gesangslehrer prüft er die besten seiner Schüler und geht von Zeit zu Zeit zu theatralischen Vorstellungen und Concerten

mit denselben in die Provinz. Diese neue Erfindung, mit einer ganzen Gesellschaft von Schülern Gastrollen zu geben, wurde gleich beim ersten Ausflug mit Erfolg gekrönt; Duprez ist jetzt in Paris nächst Bordogni der erste und gesuchteste Gesanglehrer, der seine Theorie durch die Herausgabe seines „l'art du chant" auch außerhalb Frankreich zur Geltung gebracht.

Der Empfang der Jenny Lind in Stockholm war für die Stadt ein wahres Ereigniß. Weiß gekleidete Jungfrauen empfingen sie bei ihrer Ankunft und brachten ihr Blumen und Kränze dar. Ein von der philharmonischen Gesellschaft ihr entgegengeschickter Wagen mit vier weißen Rossen bespannt führte sie nach ihrem Hotel, wo ihre Gemächer bereits zu ihrem Empfange hergerichtet waren. Abends waren die benachbarten Häuser erleuchtet und an Serenaden und Fackelzügen war nicht der geringste Mangel vorhanden. — Verschwiegen sei aber nicht, daß vom Volke aus gleich bei ihrem Empfang sich gegen die Aristokratie eine Demonstration kund gab. Mehrere Stimmen erklärten laut, daß dies Götzendienst sei und man die zu dem Empfang verschwendeten Summen zum Besten der Armen hätte verwenden können. Es bedurfte der kräftigen Entgegnung hochgestellter Männer und Aufzählung der Wohlthaten, welche Jenny Lind zur Linderung der Armuth und Unterstützung unbemittelter Künstler und Handwerker in Stockholm gethan, damit nicht diese Demonstrationen in Excesse ausarteten. Das amerikanische Engagement der Künstlerin beginnt mit dem 1. October, sie wird sich erst im Monat September nach Newyork einschiffen.

Ein neu aufgefundenes Gemälde Guido Reni's. Dasselbe befindet sich in der Sammlung des Herrn Arrigoni in Mailand, hat ungefähr 1½ Schuh im Quadrat und stellt ein halb nacktes, erdolchtes Weib vor, über deren Leiche sich eine ältere Frauengestalt neigt und bittere Thränen vergießt. Obwohl Faltenwurf und Gewänder einen einigermaßen orientalischen Anstrich haben, so spricht doch Alles dafür, daß das Sujet des Gemäldes der römischen Geschichte entnommen ist und eine Virginia darstellt, die ihr Vater eben ermordet hat. Colorit, Zeichnung, Farbenschmelz und die ganze Art der Ausführung sprechen unwiderleglich dafür, daß das Kunstwerk von Guido Reni's Meisterhand herrühre. Herr Arrigoni, ein Freund und Mäcen schöner Künste, ist zufällig in den Besitz dieses im traurigsten Zustande befindlich gewesenen Gemäldes gerathen, dessen Werth seinem Kennerauge sogleich auffiel und das jetzt vollständig restaurirt ist.

Der Präsident der französischen Republik machte unlängst seinem Onkel, dem Exkönig Jérôme, einen Besuch und traf bei dieser Gelegenheit mit Napoleon Bonaparte zusammen. Dieser Letztere benutzte das Zusammentreffen, um dem Präsidenten ein richtiges Bild von der Lage zu zeichnen, in welche er durch die Intriguen der lediglich ihre eigenen Zwecke verfolgenden „Burggrafen" gerathen sei. Er beschwor ihn, diese Bahn zu verlassen, welche unfehlbar seinen baldigen Sturz durch die eine oder die andere Partei zur Folge haben werde. Die einzige Antwort des Präsidenten war, daß er der Rathschläge seines Vetters nicht bedürfe und selbst am besten wisse, was er zu thun habe. „Gut, überlasse Dich ferner der Leitung dieser Menschen; die Geschichte wird Dich einst richten und Dich einen Verräther (traitre) oder einen Einfaltspinsel (niais) nennen. Ich aber werde die Ehre unsers Namens zu retten suchen!" Mit diesen Worten verließ Napoleon Bonaparte das Zimmer und er hat selbst die Details dieser Unterredung in verschiedenen Cirkeln erzählt.

Eine hundertjährige Modistin. In Rendsburg hat eine israelitische Wittwe ihren hundertjährigen Geburtstag gefeiert. Diese Frau trat mit dem vierzehnten Jahre in den Ehestand; sie hat drei Kinder, wovon das älteste zweiundachtzig Jahre alt ist, das zweite siebenzig und das dritte sechzig. Eine ihrer Enkelinnen hat einen Sohn von zwanzig Jahren. Die Frau heißt Olitmeyer und ist Modehändlerin. Erst jetzt hat sie ihr Geschäft aufgegeben, da ihre geistigen Kräfte abzunehmen beginnen, körperlich aber ist sie noch vollkommen gesund und rüstig und führt ihren Hausstand wie vor achtzig Jahren.

Der Verein der Friedensfreunde in London hat dem Gemahl der Königin Victoria, dem Prinzen Albert, in seiner Eigenschaft als Protector der bevorstehenden europäischen Gewerbe-Ausstellung eine Denkschrift überreicht, in welcher die höchste Mißbilligung dieses Vereins über die Absicht ausgesprochen wird, auch Waffen zu der Ausstellung zulassen zu wollen, da diese zur Zerstörung des menschlichen Lebens dienten und die Gewerbe-Ausstellung doch eigentlich ein auf Erhaltung des allgemeinen Weltfriedens gerichtetes Unternehmen sei. Es bitten demgemäß die Friedensfreunde um Ausschließung sämmtlicher Waffen.

Die Zukunft der europäischen Heere. „L'avenir des armées françaises" heißt eine vom französischen General Roguet so eben herausgegebene Schrift, worin hauptsächlich die Straßen- und Barricadenkämpfe des Jahres 1848 zum Gegenstande der Betrachtung gemacht sind. General Roguet hat die Geschichte dieser Kämpfe zu einer ähnlichen Belehrung für die Armee benutzt, wie der preußische Oberst Graf Waldersee die Geschichte des vorjährigen Straßenkampfes in Dresden. Die verschiedenen Mittel, einen Volksaufstand zu unterdrücken, die Maßregeln zur Vertheidigung oder zum Angriffe in verbarricadirten Städten, die einzelnen oder exceptionellen Anordnungen und Dispositionen, welche die Anwendung des regelmäßigen Militärs gegen eine insurgirte Bevölkerung erheischt — dies sind die in dem gedachten Werke behandelten Fragen, die leider in unsern Tagen noch sehr häufig zur Entscheidung gebracht werden dürften. Der Verfasser erblickt in dem stehenden Heere den Beschützer und Vertheidiger der Gesellschaft und der Civilisation unsers Jahrhunderts; er erwartet in nächster Zukunft keine auswärtigen, aber desto mehr innere Kriege, und daher der von ihm gewählte Titel seines Buches.

Musikalisches. C. O. Sternau, der den verbindenden Text zu der herrlichen C. M. v. Weber'schen Musik „Preciosa" zum Gebrauch für Concerte geliefert, welche Aufführung in Köln sowohl als in mehreren andern rheinischen Städten den lebhaftesten Beifall gefunden, beschäftigt sich jetzt mit der Dichtung eines Textes zur Meyerbeer'schen Musik zu dem Trauerspiele „Struensee," von dessen verstorbenem Bruder Michael Beer, der der nächsten Concertsaison die Aussicht auf eine schätzenswerthe Bereicherung des Meterials bietet.

⁂ Gungl hat bereits in Petersburg sein erstes Concert gegeben, welches die Kaiserin und die Herzogin von Leuchtenberg mit ihrer Gegenwart beehrten.

⁂ Die schwedische Sängerin Fräulein Nissen hat sich mit großem Erfolg und Beifall im Haag und zu Rotterdam hören lassen.

⁂ In der Pariser musikalischen Welt macht jetzt eine Schwarze Aufsehen. Madame Martinez (daselbst la Malibran noire genannt), Kammersängerin Ihrer Majestät der Königin von Spanien, hat sich im Salon des Directors der großen Oper vor einem ausgezeichneten Kreise von Dilettanten hören lassen und eine überraschende Wirkung erzeugt.

⁂ Zu Dresden wurde am 14. Juni durch den königl. Hoftheaterintendanten Herrn v. Lüttichau in Gegenwart der Herren Capellmeister Reissiger, Hofrath Winkler &c. der bei der dasigen königl. musikalischen Capelle und dem Hoftheater neu angestellte Capellmeister Karl Krebs (von Hamburg) in sein Amt eingeführt. Dem Vernehmen nach wird er seine Thätigkeit mit dem Einstudiren des Rossini'schen Tell beginnen, der bekanntlich seit Jahren in Dresden geruht hat.

Literarisches. Auch Kladderadatsch, der nicht zu ermüdende, ist entschlossen, in die neue Aera der preußischen Preßzustände mit hinüber zu gehen. Sein Verleger, der

Buchhändler Hofmann, wird eine Caution von 2500 Thlr. bestellen, und die witzigen Herausgeber werden versuchen, wie sich die Klippen, die das neue Gesetz aufgethürmt hat, mit Geschick umschiffen lassen.

Aus der Theaterwelt. In Wien hat Saphir die Bewilligung zur Gründung einer Theaterschule erhalten.

*** Während der Carnevalswoche haben auf den kais. Theatern in Petersburg 64 Vorstellungen stattgefunden; es wurde nämlich in allen vier Theatern täglich zweimal und stets bei übervollem Hause gespielt. Die dortige italienische Oper hat in dieser Saison ganz enorme Geschäfte gemacht; die Durchschnittseinnahme jeder Vorstellung belief sich auf 3000 Silberrubel.

*** In Hamburg wird ein zweiactiges Lustspiel: „Die Seelenwanderung," von Emanuel Geibel, welches in Berlin von einem Dilettantenkreise mit großem Beifall aufgeführt worden ist, auf dem Stadttheater in Scene gehen. Es ist nach einer Novelle von Bülow gearbeitet.

*** Der König von Holland hat den Befehl erlassen, daß für das französische Theater im Haag alljährlich eine neue komische Oper angefertigt werde. Den Text dazu sollen die berühmtesten französischen Dramatiker liefern; zum Concurs des ausgesetzten Preises für die Musik werden aber nur Holländer zugelassen. Der Preis wird in einer goldenen Medaille erster Größe bestehen, deren eine Seite das Bild des Königs mit der Umschrift: bene merentibus, zieren, die andre eine Lyra mit den Worten: arti et ingenio, zeigen wird. Eine ähnliche Medaille wird hinfort als Preis der besten Tragödie oder Komödie in holländ. Sprache zuerkannt werden.

Humoralia. Von einem der bedeutendsten Redner der Nationalversammlung zu Paris erzählt man sich eine geistreiche Antwort. Man machte ihn darauf aufmerksam, daß die fünfprocentige Rente gerade auf 93 (1793) stände. „Und die Reaction auch!" antwortete er.

*** In der französischen Nationalversammlung bemerkt der scherzhafte Dupin bei dem Vorschlage, das Gehalt des Präsidenten auf 3 Mill. Franken zu erhöhen: „Wie kann man nur daran Anstoß nehmen? Hat der Präsident 3 Mill. Gallier unter den Wählern verloren, so muß man sie durch 3 Mill. Franken aller Billigkeit nach ersetzen."

MODEN.

Paris, den 14. Juni 1850.

Die Kleider zum Ausgehen oder zu Visiten wählt man meist von Seidenstoff, sei es glasirter Taffet oder Foulard, Seidenmusselin oder indischer Seidenzwillich; doch sieht man auch Barège und andre leichte wollene Stoffe, z. B. Batist de laine noch ziemlich oft dazu verwendet. Einige sehr elegante Anzüge, welche auf den Spaziergängen Aufsehen erregten, waren folgende: Zuerst ein weißer Basthut mit Federbüscheln zu beiden Seiten, welche mit langen Bandenden befestigt waren; der Bart, von weißem Taffet mit Strohbörtchen besetzt, war ziemlich breit und faltig gezogen, das Innere des Hutes mit Tüllbäuschen gefüttert und mit weißen Rosen garnirt. Das Kleid bestand aus blau und grau glasirtem Taffet, in derselben Farbe weitläufig gestreift; es hatte drei sehr breite Schrägen, die unten am Rande in großen flachen Bogen endigten, um welche schwarze Spitzen leicht gereiht angesetzt waren; diese drei Streifen nahmen mehr als die Hälfte des Rockes ein; ein glatter Leib und halbweite Aermel wurden von der Pelerine bedeckt, welche ebenfalls mit Schrägen und Spitzen, aber in kleinerem Maßstab als auf dem Rocke, ausgeputzt war. Ein indischer langer Cachemirshawl von orange Grund und pfeilartig geschwungenen eingewirkten sehr bunten Palmen vollendete diesen Anzug. Ein echter Shawl, lang oder im Viereck, bleibt trotz aller Eleganz in Mantillen und Scharpes doch das Auserwählte, das Vornehmste. Blau und orange sind jetzt außer dem so beliebten Milchweiß und Englisch-Schwarz die beliebtesten Farben darin. In eben diesen Grundfarben sieht man auch als Neuigkeit für den Sommer türkisch gedruckte Cachemir-Scharpes.

Zu einem andern Anzuge gehörte ein schwarzer Spitzenhut, mit Goldlack und orange Atlasband garnirt. Oberrock von nankinfarbenem Satin de chine; hohes Leibchen mit runder Schneppe; halblange und ziemlich weite Aermel; Rock wie gewöhnlich lang und üblich weit; vorn hatten das Leibchen und der Rock ein leichtes Gefältel von bogenförmig ausgeschlagenen fingerbreiten Taffetstreifen, kreuzweis als Schürzenbesatz angeordnet. Kragen und Unterärmelchen waren von Musselin und mit Stickerei reich verziert. Hierzu kam noch ein kleiner Ueberwurf von demselben Stoff, welcher im Rücken ziemlich weit und mit kleinen Aermeln versehen war und ebenfalls einen Ausputz von gefälteten Taffetstreifen hatte. Der Sonnenschirm war von grünem Atlas, in gleicher Farbe bestickt und mit weißer Seide gefüttert.

Sehr viele Kleider hat man von weißgrundigem Foulard mit kleinen persischen Palmenmustern oder in braunem Grunde mit kleinen Rosen und grünen oder blauen Blättern bedruckt. Diese Kleider haben Volants mit Säumen oder schmalem Einsatz von Atlasröllchen. Auch macht man von diesem Stoffe die so beliebten offenen Oberröcke mit Unterkleidern von weißem Musselin, reich bestickt oder mit vielen Stufen und gesticktem Einsatz verziert.

Der Haarputz zeigt eine große Einfachheit. Glatter Scheitel wird immer noch den Locken vorgezogen. Die Hauben müssen sehr leicht sein und vertragen deshalb nicht viel Ausputz; die neuesten Häubchen sind fast alle mit sehr schmalen broschirten Bändern garnirt, nur wenige sieht man mit breitem Band von ausgezackter Gaze. Die Häubchen selbst lassen sich durchaus nicht beschreiben; sie bestehen theilweis aus leicht geschlungenen Spitzen und die Bänder sind an der Seite angebracht oder in der Mitte durch eine große glatte Schleife geknüpft, deren Enden an den Seiten tief herabfallen.

Gemusterte Strohhüte sieht man viel. Diese sowie italienische und sogenannte Reisstrohhüte putzt man oft mit Band in zweierlei Farben aus, z. B. islygrün und violett, cerise und grau &c. Durchbrochene Hüte mit buntem Seidengeflecht in sanften Farben dazwischen nehmen sich sehr gut aus. Noch eleganter sind die Hüte von gemusterter Seidengaze, mit Stroh verziert und mit Bandschleifen und feinen Blumen garnirt.

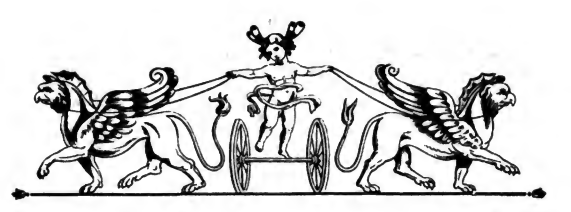
Je höher die Sonne steigt, desto verschiedener werden die Knicker, die man übrigens nur für den Wagen beibehalten hat, denn für Spaziergänger zieht man stets den Sonnenschirm vor, dessen langen Stock man jetzt da faßt, wo er früher den Boden berührte.

Statt der Cravatten sieht man reizende Filetshawlchen, welche in allen Farben zu haben und mit sehr hübschen Fransen beknüpft sind.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 26. 1) Hut von Tüll mit Blumen garnirt. Abgepaßtes Kleid von chinirtem Taffet; offnes Leibchen, halbweite Aermel. Chemisette und Unterärmel von besticktem Musselin. 2) Häubchen von Tüll mit Bandschleifen garnirt. Oberrock von Seidenmusselin; Shawlleibchen, halbweite Aermel; Rock, Leibchen und Aermel mit bestickten festonnirten Streifen eingefaßt. Chemisette und Unterärmel von besticktem Musselin. Gürtel mit breiten Flatterbändern.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 27. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Thekla Gräfin Andrasy
oder
die Flucht nach der Türkei.

(Fortsetzung.)

Mit Thränen in den Augen verließ der verliebte und verzweifelnde Niklas das Zimmer. Noch hatte sich Netti von dem Schrecken über diese Scene nicht erholt, als sich plötzlich die Thür wieder öffnete und der Apothekergehülfe mit einem Corporal in weißer Uniform eintrat.

„Kommen Sie, Herr Corporal," rief er mit glühenden Augen, „hier ist die Tochter des Hauses, wenden Sie sich an diese."

Ein junger, schön gewachsener Soldat mit einem vollen braunen Barte und feurigen schwarzen Augen stand vor der erstaunten Netti und hielt ein Quartierbillet in seiner Hand.

„Heil und Ehre den Schönen!" sagte er mit einer wohlklingenden Stimme, indem er militärisch grüßte. „Ein allerliebstes Kind!" flüsterte er dem langen Niklas zu.

„Eine gefährliche Einquartirung," dachte Niklas, indem er den schönen Soldaten vom Kopfe bis zu den Füßen betrachtete.

Netti hatte ihren Platz verlassen.

„Verzeihung, mein Herr, darf ich wissen, wen ich die Ehre habe —?"

„Janos Esthi, mein schönes Kind, kaiserlicher Corporal im zwanzigsten Infanterieregiment. Es lebe der Kaiser! Es leben die Schönen! Es lebe der Krieg!"

Mit einem Anstande, der den österreichischen Corporalen in der Regel nicht eigen zu sein pflegt, ergriff Janos Esthi Netti's weiche Hand und drückte ehrfurchtsvoll einen Kuß darauf, ohne daß es das junge Mädchen zu verhindern vermochte. Nicht ein Corporal, ein Officier höhern Ranges schien sich in dem Zimmer zu befinden.

„Herr Corporal!" rief Niklas, der sich ärgerte, ihn bei Netti eingeführt zu haben.

„Ah, mein Recrut. Ich sehe, mein junger Freund, Sie haben einen unbedingten Beruf für das Heldenhandwerk. Liebesgram — es ist klar!" fügte er mit einem Seitenblicke auf Netti hinzu. „O, der kleine Gott mit der Binde vor den Augen ist der glücklichste Werber in allen Armeen der Welt!"

„Herr Corporal, was sagen Sie da?"

„Ich sage, daß Sie eine edle, kriegerische Physiognomie besitzen, daß Sie für den Ruhm geschaffen sind. Wahrhaftig, ich glaube in Ihnen den Kriegsgott zu erblicken, wie er für das Regiment angeworben wird. Nur eins ist mir unerklärlich," fügte der Corporal lächelnd hinzu.

„Und was?" fragte Niklas.

„Daß ein so liebenswürdiger junger Mann Unglück in der Liebe haben kann. Bei Gott, man ist hier sehr difficil!"

In Niklas' Augen glänzte ein Hoffnungsstrahl, er hielt die Ironie des fröhlichen Corporals für Wahrheit.

„Wahrhaftig," sagte er vorwurfsvoll, „ich begreife es auch nicht!"

„Um den Schönen zu gefallen," fuhr Janos Esthi mit Galanterie fort, „bedarf es nur einer

Uniform und vorzüglich der meines Regiments. Wenn man einmal darin steckt, hat man ununterbrochen Glück bei dem schönen Geschlecht."

„Ach, Herr Corporal! so haben Sie doch die Güte und stecken Sie mich hinein!" rief eifrig der lange Mann.

„In die Uniform? Gut, verabredet und beschlossen. Ich habe Ihr Wort, alles Uebrige ist unnütz. Freuen Sie sich, junger Held, in dem Regimente der Ehemänner wären Sie vielleicht ein schlechter Soldat geworden, aber in dem meinigen werden Sie ein verführerischer Grenadier werden."

„Ich wäre doch lieber in das andere Regiment eingetreten," flüsterte Niklas vor sich hin und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Herr Niklas," sagte Netti, die ruhig in einer Fenstervertiefung gestanden und dem Gespräche der beiden Männer zugehört hatte, „gehen Sie in die Apotheke und bitten Sie meinen Vater, daß er komme."

Niklas entfernte sich. Nach einigen Minuten trat Herr Czabo ein.

„Was wünschen Sie?" fragte er grüßend den Corporal.

„Mein Herr," war die artige Antwort, „hier ist mein Einquartirungsbillet. Es lebe der Kaiser!"

Der Apotheker hob sein schwarzes Käppchen mit der linken Hand empor und reichte die rechte dem Soldaten.

„Bei diesem erhabenen Namen seien Sie mir willkommen! Ja, es lebe der Kaiser! Sie sind hier bei einem seiner wärmsten Anhänger und einem Soldaten, wie Sie — ich habe die Ehre, Commandant der hiesigen Schutzwehr zu sein."

„Doppelter Grund, uns näher kennen zu lernen. Ihr Name, mein Herr?"

„Istvan Czabo, Apotheker."

„Ein herrliches Geschäft!" rief der Corporal. „Nun, Herr Istvan Czabo, ist mein Quartier in Ordnung?"

„Versteht sich; Sie sollen bei mir vollkommen zufrieden sein."

„Ich zweifle nicht einen Augenblick daran," sagte der Soldat mit einer nachlässigen Verbeugung. „Gleich bei dem Eintritte wird das Riechorgan durch einen angenehmen Geruch gekitzelt, ohne die angenehmen Gegenstände zu berücksichtigen, die das Auge erfreuen."

„Ein galanter Soldat," dachte Herr Czabo.

„Fräulein Tochter?" fragte der Sohn des Mars mit einer Protectormiene, die zugleich auch den Kenner verrieth.

„Ja, mein Herr."

Der Corporal wandte sich mit großer Unbefangenheit zu Netti.

„Fräulein Czabo ist der Inbegriff aller Vorzüge des schönen Geschlechts. Ich mache Ihnen mein Compliment."

Die Ungezwungenheit des Gastes schien dem Apotheker nicht zu behagen, er trat rasch zu seiner Tochter und sagte in einem unwilligen Tone:

„Herr Corporal, meine einzige Tochter Netti."

„Bei Gott, ein schöner Name! aber noch schöner ist das Gesicht —!"

„Bitte, mein Herr," fuhr Czabo rasch fort, „ich muß Ihnen bemerken, daß meine Tochter Braut ist und vielleicht in einigen Tagen schon ihre Verlobung feiert — mit einem braven jungen Manne. Sind Sie noch im Orte, so lade ich Sie hiermit dazu ein."

„Ich nehme die Einladung an. Wir trinken dann auf das Wohl des Kaisers."

„Und des wackern Generals Görgey!" rief der Apotheker.

„Das Eine geht nicht ohne das Andere. Ich sehe, daß Sie —"

„Daß ich als Ungar eben so gut kaiserlich gesinnt bin als Sie?"

„Dazu gehört nicht viel," lachte der Corporal vor sich hin.

„Kathi, Kathi!" rief der Apotheker durch die halb geöffnete Thür.

„Gleich, Herr Czabo, gleich!" hörte man die Stimme der Köchin im Hause rufen.

Der Corporal war zu Netti getreten und unterhielt sich halb leise mit ihr.

Kathi, die nach Tische ihre Toilette gemacht und den Ruß aus dem Gesichte und von den Händen gewaschen hatte, trat ein. Als sie den Corporal sah, der ihr den Rücken zuwandte, schwand auf einen Augenblick die Röthe ihres Gesichts, sie behielt jedoch äußerlich ihre Fassung.

„Kathi," befahl der Apotheker, „hier ist der Schlüssel zu dem Garten und hier der zu dem Gartenhause. Arrangire sogleich das Zimmer darin und führe dann den Herrn dorthin, er wird es bewohnen."

„Kathi," rief Netti, „ich werde Dich begleiten."

Der Corporal wandte sich und sah die Köchin, die zitternd an der Thür stand.

Als ob ein jäher Schlag alle seine Glieder gelähmt, stand er wie Lott's Salzsäule in der Mitte des Zimmers und starrte mit großen Augen die bebende Magd an. Kathi's Blicke hafteten eben so starr auf dem Soldaten. Sie fuhr mit der Hand über die Augen, als ob sie eine Wolke verwischen wollte.

„Thekla!" flüsterte der Soldat.

„Himmel, er ist's!" flüsterte das junge Mädchen.

Der gegenseitige Anblick der beiden Personen hatte einen tiefen Eindruck der Freude und des Schreckens hervorgebracht; sie behaupteten mit großer Anstrengung dergestalt ihre Fassung, daß Herr Czabo und Netti nichts davon bemerkten.

Kathi und Netti verließen das Zimmer, um das Gartenhaus zum Empfange des Gastes vorzubereiten.

„Was ist Ihnen, Herr Corporal? fragte der Apotheker. „Sie sind ja plötzlich wie umgewandelt!"

„Das bin ich," antwortete ernst der junge Mann.

„Und der Grund?"

„Ihre liebenswürdige Tochter erinnert mich an eine Person, die meinem Herzen über alles geht."

„Haben Sie vielleicht eine Geliebte in der Heimath zurückgelassen?"

„Sie haben Recht!"

„Nun," tröstete Herr Czabo, „so beruhigen Sie sich, der Krieg ist zu Ende, Sie werden sie gewiß bald wieder sehen."

Fortsetzung folgt.

Giacomo Meyerbeer.

Es war im Jahre 1800 an einem trüben Novemberabend, als zu Berlin der geschätzte Pianist Lauska mit einem neunjährigen Knaben an der Hand den Concertsaal betrat. Nachdem die Ouvertüre zu Ende, setzte man einen durch Kissen erhöhten Stuhl an das Pianoforte, der kecke hübsche Knabe trat herzu und spielte ein Concertstück mit einer Präcision, mit einer Fertigkeit, daß alle Zuhörer in Staunen und Begeisterung geriethen.

Dieser Wunderknabe war Giacomo Meyerbeer, der Sohn eines reichen Banquiers, welcher, zu Berlin im Jahre 1791 geboren, seit seinem vierten Jahre große Neigung und Talent für Musik gezeigt. Später, nachdem er Lauska's Unterricht genossen, unterwies ihn Zeller im Generalbaß und in der Composition und er erlangte durch unermüdlichen Fleiß auf dem Piano bald die außerordentlichste mechanische Fertigkeit, welche Eigenschaft, verbunden mit herrlich charakteristischer Eigenthümlichkeit seines Spiels, einst C. M. von Weber zu dem Ausrufe begeisterte, daß Meyerbeer wahrscheinlich einer der größten Pianisten Deutschlands sei. — Nachdem der junge, aufwärts strebende Künstler zuerst zu seiner fernern Ausbildung nach Wien ging, sehen wir ihn in den Jahren 1810 und 1811 in Darmstadt, wo er in Gemeinschaft mit Weber beim Abt Vogler das Studium der Composition fortsetzte. Hier entstanden seine ersten größern Compositionen, das Oratorium: „Gott und die Natur" und die Oper: „Jephta." Das Erstere wurde in Berlin mit großem Beifall aufgeführt und man fand darin schon mannigfache Anklänge seines sich später so großartig entwickelnden Talentes.

Gleichzeitig mit Weber, mit welchem er ein inniges Freundschaftsbündniß geschlossen, verließ er Darmstadt und ging nach München, wo er seine Oper „Jephta" zur Aufführung brachte, die jedoch nicht sonderlichen Beifall erhielt, obgleich die Kunstkritik manches Schöne und Anerkennungswerthe fand. Hier componirte er seine zweite Oper: „Die beiden Kalifen," welche zu Wien, Stuttgart und Prag in Scene ging. In Wien bereitete Meyerbeer sein Werk selbst zur Darstellung vor; es war dies zur Zeit des Wiener Congresses, wo er erst in Privatcirkeln und dann öffentlich als Clavierspieler auftrat. Als solcher feierte er pyramidale Triumphe, freilich besonnen, wie die damalige Zeit. Man erkannte ihn für den ersten Virtuosen auf dem Flügel, er stand da als der mächtige Rival Hummel's, der selbst das Schöne dieses Virtuosen empfand und ihm nachzueifern strebte. Aber sonderbar, während er als ausübender Künstler die größte Anerkennung fand, warf man seinen Compositionen vor, daß ihnen die Kenntniß der Gesangstimme fehle.

Wir wollen gern zugeben, daß die damalige Zeit noch nicht genug für die neuen überraschenden Combinationen vorbereitet war, welche er bereits in seinen Werken schuf. Seine Werke scheiterten, doch seiner Kraft bewußt und vielleicht von der Wahrheit des Spruches erfüllt, daß der Prophet nichts im Vaterlande gelte, beschloß er, sein Heil im Auslande zu versuchen. Rossini's eben aufgehender glänzender Stern weckte den Künstlerneid in seiner Brust; von Ehrgeiz getrieben, verließ er seine bisherige Richtung und eilte nach Italien. Er wollte Triumphe feiern, wollte sich den Genies der Zeit anreihen und dies mit der vollsten Kraft seines Geistes und — des klingenden Mammons, wenn sich ihm, dem Ausländer, Hindernisse entgegenthürmen sollten.

Er hielt Wort. Nach Verlauf von zwei Jahren waren die Opern: Romilda e Constanza, Margaretha von Anjou und Emma von Roßburg auf den Repertoiren der italienischen Theater, und vorzüglich war es die letzte Oper, welche zuerst 1817 in Padua und dann auf mehreren der größten Theater Italiens mit wahrhaftem Furore in Scene ging, in Italien, wo damals Rossini als König von Gottes Gnaden absolut im Reich der Tonkunst herrschte. Welch eine glückliche Zeit für Meyerbeer; er schrieb im vergnügten Rausche der italienischen Sinnenlust, und im Leben wie in der Kunst pflückte er die leichtesten Blumen.

Doch mächtig erwachte in ihm die Liebe zur Heimath. Ein gewisses Heimweh nach dem Ernste des Vaterlandes ward in ihm wach. Während er unter welschen Myrthen lagerte, beschlich ihn die Erinnerung an die geheimnißvollen Schauer deutscher Eichenwälder; während südliche Zephyre ihn umkos'ten, dachte er an die dunkeln Choräle des Nordwindes.

Er kehrte nach Berlin zurück, nach der Wiege der kalten Vernunft. Gestützt auf den erworbenen Ruhm wollte er sich gleiche Anerkennung im Vaterlande erringen und sollte es mit Aufbietung aller Opfer geschehen. Von den sechs in Italien geschriebenen Opern drangen jedoch nur zwei über die Alpen. Meyerbeer mußte hier und da Täuschungen erfahren, von denen er nicht geträumt. — Seine Opern: Emma von Roßburg und die Kreuzritter in Egypten hatten in Berlin nicht den Er-

folg, obgleich letztere später in Paris außerordentliches Aufsehen erregte. In dieser Oper traten uns zuerst jene kolossalen, massenhaften Effecte entgegen, wie sie bisher selbst noch kein Italiener gewagt hatte; aber auch jene merkwürdigen harmonischen Effecte, wie sie nur eine geniale Combination hervorbringen kann.

Doch vorzüglich war es die Berliner Kritik, die zu mäkeln begann und es ihm zum Vorwurf machte, daß Meyerbeer sich zu sehr und bloß des Effects wegen der neuern italienischen Schule hingegeben. Welch ungerechter Vorwurf. Er componirte ja nicht in dem sandigen, staubigen Berlin mit seinem trüben regnigten Himmel, unter katzbuckelnden Referendaren und liebesiechen, geschnürten Gardelieutenants, nein, er componirte unter dem Einflusse seiner italienischen Umgebung, unter jenem glänzenden Himmel, wo sich Alles prachtvoller, farbenreicher, tönender entfaltet, in der Nähe eines Volks, das keine Stille kennt, für Stimmen, die an kunstvoller Ausbildung sowie an prächtigem Umfang alle die deutschen Kehlen zu überflügeln drohen.

Meyerbeer beschloß, nach Frankreich zu gehen, wo sein Name bereits einen guten Klang hatte, beschloß, Paris zu seinem beständigen Aufenthalt zu wählen. Er verließ Berlin, die Hauptstadt von Sebastian Bach, und eilte nach Paris, nach der ewigen Geisterstadt, nach dem himmlischen Jerusalem der Kunst, wo er sich im Jahre 1831 durch seine Oper: „Robert der Teufel" das unsterbliche Bürgerrecht errang. Der Eindruck, den dieses Werk in Paris machte, war ein ungeheurer, seit langen Jahren nicht dagewesener, denn sowohl der Componist als der Dichter hatten dieses Werk so recht aus dem innersten Wesen des Pariser Lebens herausgearbeitet, alle Leidenschaften einer großen Stadt, Verzweiflung, Haß, Liebe, sowie das gläubigste Gottesvertrauen, die Lockungen der Sinne und das fromme Gebet eines schmerzerfüllten Herzens fanden hier ein Gemälde in den feurigsten weichsten Tönen. Dazu die Dichtung von Scribe, welche auf dem Theater eine bisher unerhörte Pracht zu entfalten begann. Alles wirkte zusammen, um den fast fabelhaften Erfolg dieser Oper zu sichern, die in Deutschland auf zweiundfunfzig Theatern aufgeführt worden, in Frankreich auf siebenzig, außerdem in Ungarn, Böhmen, Belgien, Holland, der Schweiz, England, Rußland, Dänemark, Schweden, der Moldau, in Polen und Portugal alle Theater beherrschte und deren Melodien in den fernsten Welttheilen widerhallten.

Aber dem genialen Mann waren noch größere Triumphe vorbehalten. Er schrieb seine Hugenotten, jenes Werk, worin er alle seine Gedanken und Alles, was seine Brust bewegte, in ungezügelten Tönen aussprach. Der Kenner bewundert hier das Gleichmaß, das zwischen dem Enthusiasmus und der artistischen Vollendung stattfindet. Hier haben der Mensch und der Künstler gewetteifert, und wenn jener die Sturmglocken der wildesten Leidenschaft anzieht, weiß dieser die rohen Naturtöne zum schauerlich süßesten Wohllaut zu verklären. — Heine schrieb damals: dieses Werk ist ein gothischer Dom, dessen himmelstrebender Pfeilerbau und kolossale Kuppel von der kühnen Hand eines Riesen aufgepflanzt zu sein scheinen, während die unzähligen, zierlich feinen Festons, Rosacen und Arabesken, die wie ein steinerner Spitzenschleier darüber ausgebreitet sind, von einer unermüdlichen Zwergsgeduld Zeugniß geben. Riese in der Conception und Gestaltung des Ganzen, Zwerg in der mühseligen Ausführung der Einzelheiten ist uns der Baumeister der Hugenotten eben so unbegreiflich, wie die Compositoren der alten Dome.

Mehrere Jahre waren vergangen, als man nichts von der Muse des gefeierten Componisten vernahm, obgleich man wissen wollte, daß er an zwei Opern zugleich arbeite: „der Afrikanerin" und „dem Propheten." Da wollte es das Schicksal, daß aus dem unglücksvollen Brande eines Kunsttempels in Berlin ein glückliches Begebniß für die Kunst hervorging. — An den Meister erging der Wunsch des Preußenkönigs, zur Eröffnung des neuen Opernhauses eine Oper zu schreiben und zwar — eine historische Oper: Das Feldlager in Schlesien. Der Stoff zu einer Oper ist im ursprünglichen Sinne des Wortes das Romantische, hier aber mußte das Preußenthum vorwalten, und so sah sich der Componist von Robert le Diable und der Hugenotten plötzlich nach Schlesien unter preußische Grenadiere mit Haarzöpfen und langen Gamaschen versetzt; der alte Dessauer-Marsch blickte ihm wie der nächtliche Rübezahl des Riesengebirges aus jedem Kalbfell entgegen und braus'te in seine Ohren, die noch erfüllt waren von den mächtigen Tönen des: „Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Wie Meyerbeer diese Aufgabe gelös't, wie er den ihm dargereichten Stoff behandelt, in welchem keineswegs der Geist moderner Romantik gährt, weiß Berlin und die Kaiserstadt der österreichischen Monarchie. Zu Wien, wo diese Oper unter dem Titel: „Vielka," am 18. Februar 1847 zuerst nach Berlin unter persönlicher Leitung des Componisten in Scene ging und die Hauptpartie sich in den Händen der Jenny Lind befand, war die Darstellung gleichsam ein Ereigniß, das alle Feuilletonistenfedern, alle Zungen in Bewegung setzte. Ganz Wien war für den berühmten Tondichter gleichsam eine Lorbeerhecke, jeder Schritt ein Triumphzug, die gefeiertsten österreichischen Dichter stimmten ihre Leier zu seinem Ruhme.

Den Gipfelpunkt seines Ruhmes scheint Meyerbeer mit seinem „Prophet" erreicht zu haben, welche Oper jetzt das Repertoir aller deutschen größern Theater beherrscht, in Paris immer noch fabelhafte Erfolge erzielt und bereits ihren Weg nach

Amerika gefunden. Obgleich darin die Masse vom scenischen Beiwerk angezogen wird, so loben Kritiker doch fast einstimmig die maßvolle Instrumentirung. Hier und da hat der Text von Scribe Anfechtungen gefunden, indem die Frage aufgeworfen wurde, wie man einen Gegenstand, wie Johann von Leyden, habe zum Operntext wählen können. In ästhetischer Hinsicht ließe sich freilich so manches sagen, aber politisch scheint die Antwort auch bei der Hand zu sein und ein Correspondent im Morgenblatt hatte gar nicht Unrecht, als er in Betreff dieses Punktes sagte: Sind wir denn so entfernt von den Zeiten der Jan von Leyden, der Knipperdollings und alles Wahnsinns der Wiedertäufer, Flagellanten, Bilderstürmer, Adamisten und wie die Secten heißen, die mit einem Feuerstrom aus ihrem brennenden Busen den ewigen Frühling der Glückseligkeit über diese Erde bringen wollten? Recht viel solche Gestalten auf unsre Breter, damit wir, den Wahnsinn studirend, vom Wahnsinn genesen.

Sei wie dem wolle, der titanenhafte Sturmlauf dieser Oper ist abermals ein Beweis, daß Meyerbeer trotz dem vorgerückten Alter dennoch im Besitz einer vollen geistigen Kraft und immer rüstig, immer rege auf der Bahn, wo ihm die schönsten Siege geworden. — Gönnen wir ihm diese Siege, diese Huldigungen, er hat ein Recht auf sie, er, der sich in der Schule der Welt entwickelt und zu der geringen Zahl derjenigen Deutschen gehört, die selbst Frankreich als Muster der Urbanität anerkennen mußte. Doch — Genie ist Beleidigung für die Masse. Es fehlt dem ruhmreichen Manne nicht an Neidern und Feinden, welche unaufhörlich an seinen Werken mäkeln, ohne zu erwägen, daß geniale Geisteserzeugungen aromatischen Kräutern gleichen, welche desto mehr duften, je mehr sie betastet und zerstückelt werden. Andre meinen, es sei ihm freilich bei seinem Reichthum leicht geworden, eine solche Höhe zu erringen, man habe auf seine Erziehung Schätze gewendet, Meyerbeer sei ein Kind des Glücks. Gehet hin und empfindet solche Schmerzen, die uns aus seiner Musik entgegenseufzen; er muß sie selbst empfunden haben, um sie wiederum so erschütternd auszusprechen. Im Leben wird oft die Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten, Hindernisse und festes Ausharren in der Noth als die echte Feuerprobe des Kunsttriebes erachtet. Nein! die Gunst des Glücks, Ehre, Gewinn, Ruhm und alle daraus entspringenden Vortheile und Genüsse des Lebens sind oft härtere Prüfungen für den Künstler als jene, welche mit Macht sein besseres Selbst in den Kampf führen, während diese ihn leicht in die verderbliche Ruhe eines wohlbehaglichen Selbstgefühls einwiegen. Meyerbeer's Leben ist Musik, dieser ist sein Dasein gewidmet, ja, sie ist ihm theurer als sein Leben selbst. Seine Feinde haben ihm Geiz vorgeworfen. Gehet nach Paris und fragt, hundert bedürftiger Landsleute, die schüchtern an seine Thür klopften, gingen getröstet von ihm hinweg. Seinen ganzen Gehalt von **3000** Thalern, der ihm als preußischer Generalmusikdirector zukam, ließ er vor Weihnachten **1846** in Berlin unter die Mitglieder des Theaterorchesters und des Chors vertheilen und in Wien verzichtete er bei Aufführung der „Vielka" auf jedes Partitur- und Dirigenten-Honorar, Thatsachen, welche ihm kräftig das Wort reden und all die spitzen Zungen stumpfen, welche in seiner Gesinnungsart noch einen Schein des mosaischen Glaubens erblicken wollen. Meyerbeer's Religion ist die Religion Mozart's, Gluck's, Beethoven's, *es ist die Musik*. Er sucht Gott in der Natur und in der Natur die göttliche Kunst, die ihn anblickt mit ihren großen welterlösenden Augen, sein Eins, sein Alles ist die Musik, nur an diese glaubt er und in diesem Glauben findet er seine Seligkeit.

Theodor Drobisch.

Feuilleton.

Guizot muß Geld brauchen. Ein Theil der Bibliothek Guizot's ward jüngst in London versteigert, wobei unter andern auch folgendes äußerst seltene Werk zum Verkauf kam: „Graf August von Bastard, Malereien und Ornamente der französischen Manuscripte vom achten bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts, 20 Theile in 5 Foliobänden. Paris 1835. Jeder Theil enthält acht herrliche Kupferstiche, Copien der prachtvollsten, existirenden Exemplare, mit Gold- und Silberfarben nach den Originalien colorirt; überdies enthält die ganze Reihe 160 Kupferstiche in 20 Lieferungen," ein Werk, das seines Gleichen sehr selten findet, das auf dem Subscriptionswege nicht weniger als 1500 Pfd. St. (9400 Thlr.) kostete und jetzt für 200 Pfd. St. losgeschlagen ward.

Heinrich Herz, der deutsche Pianofortespieler, hat in San Francisco glänzende Geschäfte gemacht und wird wahrscheinlich goldbeladen in sein Vaterland zurückkehren. In San Francisco veranstaltete derselbe im April d. J. drei sehr stark besuchte Concerte, wo der Eintrittspreis für das Billet eine Unze Gold war. Von da reis'te Herz nach Sacramento-City.

Ein Galeerensclave in Brest, Namens J. L. Allaire, hat für die beim Einsturze der Brücke zu Angers Verunglückten einen für seine Verhältnisse sehr bedeutenden Beitrag geleistet. Während seiner fünfzehnjährigen Gefangenschaft hat der Mann von seinem Brod und Wein 500 Francs erspart und früher schon bei dem Brande von Hamburg und Smyrna, bei der Ueberschwemmung von Lyon und St. Etienne und ebenso für die Verwundeten vom Februar und Juni Zusendungen gemacht. Das thut ein Galeerensclave!

Das Dolce Campana Attachement. Die Newyork-Tribune berichtet über eine vervollkommnete Construction von Fortepiano's, den s. g. **Dolce Campana Attachement** von Boardman und Gray in Albany, die mit diesen In-

strumenten von Newyork abgegangen sind, um sie nach London zu bringen, und in England, Frankreich, Deutschland &c. als ihre Erfindung patentiren zu lassen. Das genannte Blatt meint, statt musikalische Instrumente ferner in Nordamerika zu importiren, werde ein großartiger Export dieses Artikels nach Europa stattfinden. Das Dolce Campana Attachement soll Alles übertreffen, was man bis jetzt im Bau des erwähnten Instruments erreicht hatte. Und das war nichts Geringes.

Da kann der Staat lachen. Die „Times" — die verbreitetste Zeitung Englands — bezahlt jährlich an den Kronschatz 16,000 Pfd. St. Papiertaxe, 60,000 Pfd. St. Stempeltaxe, 19,000 Pfd. St. Annoncentaxe, was eine Totalsumme von jährlichen 95,000 Pfd. St. ausmacht.

Ein interessanter Fund ward unlängst in Böhmen, in Kremusch bei Schelenken, ehemaliger Herrschaft Dux gemacht. In der Tiefe von zwölf Fuß unter der Erde stieß man auf eine Gruft mit sechs Gräbern, enthaltend eine goldene Kette von anderthalb Ellen Länge, drei goldene Ohrringe, zwei goldene Kugeln von der Größe einer Wallnuß, ein goldenes Medaillon mit einer Camée, darstellend einen römischen Imperator, und eine stark versilberte Eisenplatte, auf deren beiden Seiten ein Rennthier mit einem Falken auf seinem Hintertheile eingravirt ist. Die Gegenstände sind zum Theil sehr zierlich gearbeitet und gehören offenbar der vorchristlichen Zeit an. Schon in frühern Jahren hat man eine Anzahl alter Gräber mit mancherlei Alterthümern aufgefunden, an denen jene Gegend ziemlich reich ist.

Am Jahrestage des Todes der Gräfin Görlitz (14. Juni) hat sich in Darmstadt endlich der Hügel über ihrem Grabe geschlossen. Es wurde der dem Sarge entnommene Schädel der Unglücklichen, welcher in dem Processe eine so furchtbare Rolle spielte, von dem Witwer wieder beigesetzt.

Die Bernsteinfischerei an der Küste Preußens, namentlich Westpreußens, ist seit langen Jahren nicht so ergiebig gewesen als in diesem Frühjahr. Auch werden häufiger als sonst Stücke gefunden, welche sich durch ihre Größe und Durchsichtigkeit auszeichnen, mithin einen vorzugsweise hohen Werth haben. Ganze Küstenortschaften haben sich mit gänzlicher Beiseitelegung der Pomuchel- &c. Fischerei auf die Bernsteinfischerei geworfen. Dagegen soll mit dem Bernsteingraben auch in diesem Jahre kein sonderlicher Gewinn verbunden sein.

Eine neue Art Erleuchtung. Auf der französischen Centralbahn hat man Versuche mit einer neuen Art Erleuchtung im Tunnel zwischen Chateauroux und Limoges gemacht, welche die glücklichsten Resultate geben. In einem Theile des Schachtes, der in den Tunnel hinabführt, befestigte man einen Reflector von polirtem Eisen und einen Spiegel. Das Tageslicht fällt in den Schacht durch eine Oeffnung von ungefähr zwei Meter. Der Reflector von polirtem Eisen wirft ein so starkes Licht in den Tunnel, daß man in einer Entfernung von 243 Meter vom Schachte noch die Ziffern einer Taschenuhr unterscheiden kann. Der Spiegel, obgleich von bedeutend kleinerer Dimension, lieferte dieselben Resultate. Man hat also ohne bedeutende Kosten die Möglichkeit, mittelst eines Spiegels einen Tunnel auf eine Entfernung von ungefähr 200 Meter fast tageshell zu erleuchten; nur muß der Schacht so construirt sein, daß das Tageslicht beim Hinabfallen nicht gebrochen wird.

Ein Duell eigener Art fand unlängst in Paris statt. In einem Hause der Straße Babylon vis-à-vis der Caserne stiegen am hellen Tage zwei Männer in Blousen zu einem Fenster der Mansarde heraus, wo einer derselben wohnte, faßten auf dem terrassenförmigen Dache Posto, nahmen ihre Distance, zogen jeder ein Pistol hervor und feuerten gegeneinander. Der eine stürzte sogleich, da die Kugel ihm beide Backen durchbohrt hatte, und rollte das Dach hinab. Der Andre aber sprang schnell hinzu, ergriff ihn noch zu rechter Zeit und schleppte ihn in die Mansarde durch das Fenster zurück. Hier beschwor er ihn flehentlich, ihn zu tödten, und da jener sich weigerte, drang er in ihn, zu fliehen mit dem Versprechen, ihn nicht zu verrathen. — Soldaten vor der Caserne, die Zuschauer dieser Scene, so wie ein Polizeicommissarius eilten sogleich herbei und nun sagte der Verwundete aus, sie wären gute Freunde, Arbeitslosigkeit habe sie in Verzweiflung gestürzt und sie zu diesem Schritte getrieben, nachdem sie sich gegenseitig das Versprechen gegeben, daß der Ueberlebende sich selbst tödten wolle. (Warum sie das nicht lieber gleich von Haus aus gethan, ist nicht ermittelt.) Der Schreck über die Verwundung seines Freundes, vielleicht eine plötzliche Regung der Liebe zum Leben mochte wohl den Sieger in diesem seltsamen Duell vom Selbstmorde zurückgehalten haben. Der Verwundete ward in das Neckerhospital gebracht und man hofft ihn zu retten.

„Hat's brav gemacht!" Münchener Blätter erzählen übereinstimmend unterm 8. Juni: Gestern Mittag fuhr ein Mann mit einem Leiterwagen durch die Ludwigsstraße. Am Odeonsplatz ging ihm ein Rad vom Wagen, ohne daß er es im ersten Moment merkte. Als er sich umwandte, hatte es schon Jemand freundlich aufgehoben und rief ihm. Wer war's, der ihm diesen Dienst leistete? — der König Ludwig!

Die fruchtbarste Frau der Gegenwart lebt zu Zalt-Bommal in Holland. Sophie Meurs, an den Landmann Louis Morin verheirathet, ward neulich glücklich von ihrem zweiundzwanzigsten Kinde entbunden. Sie ist gegenwärtig einundvierzig Jahre alt, verheirathete sich in ihrem siebenzehnten Jahre, und ihre zweiundzwanzig Kinder (funfzehn Knaben und sieben Mädchen) leben sämmtlich und erfreuen sich einer robusten Gesundheit.

Keine Ausnahme. Als die Königin von England die Geburt ihres jüngsten Sohnes in den Kirchenbüchern des betreffenden Kirchenbezirks eintragen ließ, wurde sie, da die bestimmte gesetzliche Frist schon abgelaufen war, dieser Saumseligkeit wegen zu der gesetzlichen Geldstrafe von 7 Shill. 9 Pence verurtheilt.

Eine Berechnung über die Unglücksfälle auf Eisenbahnen, bei welchen Menschen ohne ihre eigene Schuld ums Leben kamen, stellt sich für die Jahre 1840 bis 1845 so heraus:

In England 1 von 852,000.
In Belgien 1 von 1,690,764.
In Frankreich 1 von 3,465,996.
In Deutschland 1 von 12,254,858.

In Deutschland sind die Leute ruhiger, der Dienst auf den Bahnen ist besser und geregelter und man fährt mit nicht überflüssiger Schnelligkeit. In den Jahren 1847 und 1848 kamen auf den Bahnen in England, Schottland und Irland um: ohne ihre Schuld 19 Reisende oder 1 von 2,887,053; im Jahre 1848 nur 9 oder 1 von 6,423,348. Somit ist schon eine große Besserung in England eingetreten. Am schlechtesten und unbequemsten bleiben die französischen Bahnen.

Der Kölner Dombau und die deutsche Einheit scheinen gleiches Schicksal zu haben. Am Dombau hat man bereits 179 Arbeiter entlassen und von den übrigen 221 dürfte bald eine große Anzahl Schicht machen, wenn sich nicht bald neue Geldquellen eröffnen. Der Vorstand des Dombauvereins beanspruchte von der preußischen Regierung 100,000 Thaler, selbige hat aber unter jetzigen Umständen das Gesuch abschläglich beschieden.

Preußens Vortheil bei Einschränkung der Presse. Nach Berechnung des „Coblenzer Tageblatts" soll die Summe, welche von den Herausgebern der Zeitungen und Zeitschriften in die Staatscasse als Caution fließen wird, für

die Rheinprovinz 334,000 Thaler und für die ganze Monarchie etwa $2^1/_2$ Million betragen. Ziehe man auch für Blätter, die aufhören zu erscheinen und solche, welche in Zukunft nicht mehr täglich ausgegeben werden und also nur die Hälfte der Caution zu stellen haben, zwei Fünftel der Gesammtsumme mit 1 Million ab, so restire doch immer noch die sehr bedeutende Summe von $1^1/_2$ Million.

Horace Vernet arbeitet an einem merkwürdigen Bilde, wo er versucht, die Anschuldigungen der conservativen Partei gegen den Socialismus auf die Leinwand folgendermaßen zu übertragen. Eine Guillotine ist aufgerichtet, das Messer hat aufgehört zu arbeiten. Man sieht eine Menge Leichname ohne Köpfe und blutige Säcke, welche die Köpfe enthalten. Alles ist todt. Der Henker, da er Niemanden mehr zu exeeutiren hat, will sich selbst guillotiniren; er hat seinen Kopf auf das fatale Bret gelegt. Man sieht überall eine vollständige Zerstörung, und über diesem Chaos schwebt die personificirte Cholera und spielt Triumpharien auf einer Flöte. Der Tod sitzt auf der Guillotine, lies't eine Nummer der „Voix du peuple“ und hat in der Hand eine rothe Fahne mit der Inschrift: „République sociale.“

Berlin. Der unlängst in Venedig verstorbene Dichter Stieglitz hat eine letztwillige Verfügung hinterlassen, nach welcher seine Ueberreste neben seiner Gattin, der unglücklichen Charlotte Stieglitz, welche hierselbst in einem Grabgewölbe auf dem Sophienkirchhofe ruht, beigesetzt werden sollen. Seine Leiche ist dem entsprechend in einem dreifachen Sarge von Venedig zu Wasser nach Hamburg geschafft und wird von dort in wenig Tagen hier eintreffen. Hier soll denn ein ordnungsmäßiges Begräbniß stattfinden, an welchem die noch lebenden Zeitgenossen der Literatur-Epoche Stieglitz's sich sämmtlich betheiligen dürften. Für die Erhaltung des hiesigen Grabgewölbes hat Stieglitz regelmäßige Sorge getragen und den Todtengräber des Sophienkirchhofs durch einen Berliner Banquier stets mit den nöthigen Mitteln versorgen lassen.

Das Goldland Californien ist noch immer das Ziel vieler Reisenden, welche daselbst große Reichthümer zu gewinnen hoffen. Ein Brief aus St. Louis sagt darüber Folgendes: „Es herrscht jetzt in den ganzen Vereinigten Staaten eine Krankheit, welche Stadt und Land entvölkert und nichtsdestoweniger weder dem Doctor noch dem Apotheker etwas einträgt; es ist dies nämlich das Californienfieber. Man kann gar nicht glauben, wie viele Tausende darnach trachten, den Nerv des Lebens aus dem schmuzigen Sande herauszuwaschen. Während die Bewohner der östlichen Küste Newyorks und Bostons den kostspieligen aber schnellen Weg pr. Dampfboot über die Landenge von Panama wählen, rüsten sich die Söhne des Westens (Backwoodmen oder Hirtenwäldler genannt), um ihren Weg durch die weiten Steppen zwischen dem Missourifluſſe und dem stillen Meere, welche selten noch von dem Fuße weißer Männer betreten wurden, zu finden. Mit sechs Jochochsen oder vier Mauleseln vor jedem Wagen, zu dem vier oder sechs Personen gehören, meist junge Leute, dringen sie durch die wasserarmen Prairien, setzen über Bäche und Ströme und schlagen sich mit feindlichen raubgierigen Indianern, vor welchen sie jede Nacht auf der Hut sein müssen, und sehr viele kommen kaum bis zur Grenze des gelobten Landes. Und wenn sie nun beinahe das Ziel ihrer Wünsche erreicht haben, so stellt sich ihnen das Felsengebirge als letzter Prüfstein dar, an welchem sie alle Kraft und alle Ausdauer, welche die anglo-amerikanische Race so sehr auszeichnet, anwenden müssen, um sich und ihre Gespanne durch diese Schluchten, steilen Abhänge und schneebedeckten Berggipfel zu schleppen. Tausende von Wagen bedecken diese Straßen, welche entweder, weil sie zerbrachen oder weil sie des vor Hunger und Durst gefallenen Zugviehes beraubt worden, von den Besitzern verlassen werden mußten. Die Besitzer kommen meistens wegen Mangel an Nahrung im Gebirge um und werden eine Beute der Wölfe und Bären. Daß in Californien ein großer Goldreichthum verborgen ist, ist nicht mehr zu bezweifeln, denn die wöchentlich in Newyork von dorther ankommenden Dampfboote bringen regelmäßig bedeutende Quantitäten Goldstaub mit. Das letzte derselben hatte an Goldstaub mehrere Millionen Dollars Werth am Bord. Allein das Finden des Goldstaubes ist wie ein Glücksspiel. Viele kommen reich, viele aber auch blutarm aus dem Goldlande zurück.

Die Insel Cuba. Cuba hat ein Areal von etwa 1500 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 610,000 Weißen, 190,000 freien Farbigen und 600,000 Sklaven. Jeder der letztern ist durchschnittlich 300 bis 350 Dollars werth; der Gesammtwerth aller Sklaven beläuft sich demnach auf 180 bis 210 Mill. Dollars. Im Jahre 1843 exportirte Cuba für 28 und importirte für 32 Mill. Dollars; 3740 Schiffe kamen an, 3310 gingen ab. Die Insel besitzt etwa 40 Meilen Eisenbahnen und 10 Meilen sind noch im Bau begriffen; der Schienenweg verbindet Havanna mit dem blühenden, wenn auch noch kleinen Hafenorte San Carlos de Matanzas. Erst zwei Fünftel der Insel sind in Cultur, und zwar in sehr mangelhafter; sie würden weit mehr abwerfen können als gegenwärtig der Fall ist. Ein großer Theil des unbebauten Landes ist mit prachtvollen Mahagoni- und Cederwäldern bedeckt. Cuba besitzt reiche Kupferminen, welche zwar bearbeitet werden, aber einer weit größern Ausbeute fähig sind.

Musikalisches. Die Berliner Musikzeitung bringt als eine in historischer Beziehung sehr interessante Notenbeilage zwei Compositionen von Beethoven aus dessen Knabenzeit: ein Rondo für Pianoforte und eine Liedcomposition. Sie finden sich zum Erstenmale in der im Jahre 1784 in Speier beim Rath Boßler erschienenen musikalischen Wochenschrift: „Neue Blumenlese für Clavierliebhaber“ abgedruckt. Da die genannte Wochenschrift indeß schon zu den sehr selten gewordenen Druckwerken zu zählen ist, so dürfte der erneute Abdruck beider Compositionen (die, wie es scheint, seit 1784 nicht wieder aufgelegt worden sind) allen Verehrern des großen Tonmeisters um so erwünschter sein. Der betreffenden Liedcomposition war ursprünglich folgender Text untergelegt:

„An einen Säugling.
Noch weißt du nicht weß Kind du bist,
Wer dir die Windeln schenket;
Wer um dich wacht und wer sie ist,
Die dich erwärmt und tränket.“

Ein Text, der seiner Geschmacklosigkeit wegen in der gegenwärtigen Ausgabe von den Noten fern gehalten und durch einen anderen von Herrn August Lua eigens dazu verfaßten ersetzt worden ist.

*** Die bekannte Devise: „Nur nicht nach Norden“ läßt sich durchaus nicht auf Joseph Gungl und seine Capelle anwenden, denn in Petersburg wird dem Unternehmen sowohl von Seiten des Publicums als des kais. Hofes die größte Theilnahme geschenkt. Die Kaiserin und die Großfürstinnen beehren Gungl's Concert fast täglich und auf besondern Wunsch der Kaiserin müssen seine Walzer „Delaware-Klänge“ und „Träume auf dem Ocean“ stets wiederholt werden. Auch hat die Capelle nach Wunsch des Kaisers bereits ein Concert in Peterhof gegeben.

Literarisches. Von Ludwig Bechstein ist in Halle bei C. M. Pfeffer erschienen: „Berthold der Student oder Deutschlands erste Burschenschaft. Romantisches Zeitbild. 2 Bände.“ Wir begegnen hier dem bekannten Verfasser auf einem Felde, wo er so zu sagen das Terrain ganz genau kennt und Wahrheit mit Dichtung Hand in Hand gehen läßt. Dieses romantische Zeitbild, weniger für die Frauenwelt berechnet, entrollt uns reiche und wichtige Scenen aus der Zeit, wo nach den Kämpfen und Freiheitskriegen der Drang nach einer Umgestaltung der zerrissenen Zustände des deutschen Vaterlandes zuerst seine Fittige regt. Interessant ist die Beschreibung des Festes auf der Wartburg, welches der Autor miterlebt und hier dem Leser anschaulich vor Augen führt. Das Buch wird nicht nur in der Studentenwelt Anklang finden, sondern auch allen

denjenigen eine heitere Erinnerung gewähren, welche in jenen Tagen ihr Leben auf der Hochschule vollbrachten. — Druck und Ausstattung sind höchst anständig und das Ganze gewiß eine willkommene Gabe für Leihbibliotheken.

*** Kaiser Joseph II., Lebensbild in vier Abtheilungen und einem Vorspiel von Eduard Ille. München 1850. Druck und Verlag von Georg Franz. — Das Werkchen ist, wie der Titel angiebt, im Frühling 1848 geschrieben und wir begegnen hier einem Dichter, der unbedingt der strengsten Kritik ein Bravo abzwingt. Obwohl wir zweifeln, daß die Darstellung nicht den Effect hervorbringen würde, wenn überhaupt das Werk die hier und da wieder eingeführte Theatercensur passirte, so raubt dies doch nichts von dem Werth der poetischen Wirkung, welche den Leser ergreift. Ein Dichter mit solchen Anlagen zu dramatischen Werken, leugnen wir nicht, er hat eine große gedeihliche Zukunft vor sich.

Aus der Theaterwelt. Auf der Leipziger Bühne hat Herr Pohle vom Hoftheater zu Hannover mit großer Anerkennung den Ferdinand in „Cabale und Liebe" gespielt. Herr Pohle ist in der Theaterwelt als ein Künstler von Ruf bekannt und ist für Leipzig in das Fach des abgehenden Herrn von Linden getreten, dessen Verlust durchaus nicht zu betrauern ist.

*** Das Théâtre-français zu Paris hat unter der interimistischen Verwaltung des Herrn Arsène Houssaye in den letzten fünf Monaten 300,000 Francs (80,000 Thaler) eingenommen und Herr Houssaye ist nun definitiv zum Verwalter des Theaters ernannt worden.

MODEN.

Paris, den 21. Juni 1850.

Unter den Kleidern sind wohl unbedingt am zahlreichsten die von Taffet vertreten. Dies hat nicht allein in den verschiedenen Farbenzusammenstellungen seinen Grund, sondern auch darin, daß es in diesem Stoffe so elegante beschirte abgefaßte Kleider giebt. Recht mannigfaltig sind auch die schinirten Taffete, welche ebenfalls in abgepaßten Kleidern zu haben sind. Der schinierte Taffet hat überhaupt recht viele Freundinnen, namentlich sieht man Kleider dieses Stoffes häufig zu Morgenoberröcken tragen; diese haben nicht selten einen sehr hübschen Schürzenbesatz von Posamentirarbeit, aber ebenso oft schief aufgesetzte kleine Volants mit wollenen Spitzen dazwischen. Das Leibchen an diesen Oberröcken ist immer herzförmig oder shawlartig geordnet und bis an den Gürtel offen. Es versteht sich fast von selbst, daß dazu stets sehr reich gestickte Chemisettes getragen werden. Zuweilen sieht man das Leibchen von zwei bis drei Querreihen zusammengehalten. Die halblangen Aermel sind meist sogenannte Pagodenärmel, denn bei dieser Tracht kann der meiste Luxus in den so beliebten feinen Unterärmeln entfaltet werden. Wie im vorigen Jahre ist auch heute noch die Nankinfarbe in den leichten Stoffen sehr geschätzt, z. B. in seidenem Barège, obwohl deshalb der dunkelfarbige Barège durchaus nicht verachtet wird und sehr hübsche derartige Kleider zum Vorschein kommen, namentlich in den Farben dunkelblau, myrthengrün, kaffeebraun und violett; recht gut gehoben werden diese dunkeln Kleider durch kleine Blumenguirlanden von den verschiedensten Farben. Wohl darf man behaupten, daß alle diese Kleider auf dem Rocke Volants zum Ausputz haben, aber in der Anordnung derselben herrscht eine sehr große Mannigfaltigkeit. Einige Damen haben sich in die schmalen Volants verliebt; andre tragen deren nur zwei bis drei, die aber so breit sind, daß sie beinahe den ganzen Rock bedecken; noch andre haben sie in Gruppen aufgesetzt, z. B. drei schmale Volants sehr nahe übereinander, denen ein gleicher Zwischenraum folgt, dann kommen wieder drei schmale Volants und nochmals ein Zwischenraum, darüber endlich nochmals drei Volants, so daß mehr als die Hälfte des Rockes davon eingenommen wird. Stufen auf leichten Stoffen sind ebenfalls sehr begünstigt und nehmen sich besonders bei durchsichtigen Stoffen sehr gut aus. Erwähnenswerth ist übrigens auch noch ein neuer Ausputz, welcher zu Anfange dieses Jahres nur auf Mantillen vorkam, nämlich die leichten Dochte, welche zwischen doppeltes Zeug gelegt werden; um aber die Abtheilung zu bezeichnen, wird Soutache glatt aufgenäht. Besonders gut macht sich diese neue Verzierung auf Taffet und Cachemir.

Alle Sommeranzüge, zu denen man keine Mantille und keinen Ueberwurf in der Farbe des Kleides trägt, erfordern fein gestickte Tarlatanshawls oder Shawls von seidenem Filet. Einige haben gemusterten Grund, andre haben reich gestickte Borduren und sehr schön geknüpfte Fransen.

Seit kurzer Zeit werden statt der kleinen Kaminjäckchen, welche man im Winter bevorzugte, Musselinjäckchen getragen, welche zum Theil sehr fein gestickt und mit farbigem Taffet unterlegt sind. In der Taille werden sie oft mit einem farbigen Bande und langen Schleifen geknüpft. Diese Jäckchen passen sehr gut zu einfarbigen Röcken von Seidenmusselin.

Gegenwärtig hat die Fußbekleidung ihre Einförmigkeit verloren, denn seit die wirklich schöne Witterung eingetreten ist, tragen viele Damen Schuhe. Trotzdem daß es immer noch heißt, nur dann könne der Anzug für elegant gelten, wenn die Schuhe in der Farbe des Kleides gewählt wären, so wird dies doch durch die Praxis gar sehr widerlegt, denn man kann bei den verschiedensten Farben der Kleider kirschbraune, myrthengrüne, königsblaue und schwarze Schuhe sehen, deren Inhaberinnen deshalb durchaus nicht für geschmacklos angesehen werden. Auf dem Fußblatte, in der Mitte ein wenig geschweift, ist eine kleine Schleife befestigt; die Kreuzbänder sind schmal und werden sehr weit nach hinten angesetzt.

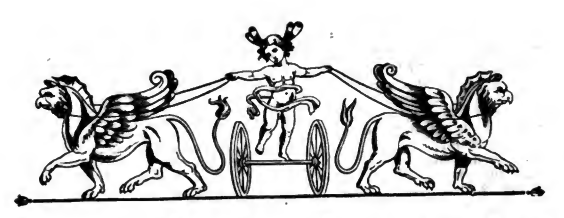
Schmale Gürtel und breite Flatterbänder machen sich bei Jaconnetkleidern sehr geltend, und es ist nicht zu leugnen, daß diese zwar etwas theuern aber doch auch sehr schönen Bänder nicht mit Unrecht mode geworden sind. Wenn wir in dieser Beziehung die Jaconnetkleider vorzugsweise genannt haben, so wollen wir damit nicht sagen, daß man zu andern Stoffen die Bänder verschmähe; vielmehr sind namentlich die Bandschleifen im Pompadour- oder schottischen Geschmack überhaupt recht beliebt geworden, denn man trägt nicht allein Busenschleifen, sondern auch hin und wieder Bänder mit Schleifen um das Armgelenk; doch will uns bedünken, die Damen, welche sich dergleichen Armbänder zugelegt haben, würden nicht so gar eifrig nachgeahmt werden.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 27. 1) Italienischer Strohhut, mit Maßlieben garnirt. Musselinjäckchen, durchgehends tambourirt und mit Spitzengefältel garnirt. Kleid von Taffet, mit drei Volants ausgeputzt. 2) Zughut von Krepp, mit Blumen garnirt. Kleid und Mantille von indischem Seidenstoff und mit weißseidenen Galons besetzt. Um die Mantille sind sehr schöne breite Fransen angebracht.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.

Hierbei der literarische Anzeiger № 3.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 28. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Das begrabene Herz.

Auf einem Grab am Kirchhof steht
Ein schwarzes Kreuz vom Sturm umweht,
Das Kreuz und auch das Grab ist mein,
Denn hier grub man mein Leben ein.

Hier ruht der Traute, welcher schied
Als still die Veilchen aufgeblüht;
So mancher Freund gab eine Hand
Voll Erde ihm in's stille Land.

Ich gab mit Thränen, gab mit Schmerz
Ihm in die Gruft hinab mein Herz,
D'rum steh' ich freudlos und allein,
Kann nie und nimmer fröhlich sein.

Was sagen sich die Herzen beid'
Am stillen Thor der Ewigkeit?
Wenn wieder Blumen auferstehn
Wird alles Leid zur Ruhe gehn.

O Frühling, Frühling! nahe bald,
Damit der letzte Schmerz verhallt,
Laß, wo die Thränenweiden wehn,
Die Asche zweier Herzen stehn.

Josephine von Duroff.

Thekla Gräfin Andrasy oder die Flucht nach der Türkei.

(Fortsetzung.)

Nach einer halben Stunde berichtete Netti, daß das Gartenhaus in Ordnung sei. Herr Czabo führte seinen Gast selbst dorthin. Ein freundliches Stübchen empfing den müden Krieger, ausgestattet mit allen Bequemlichkeiten. Der Abend begann zu dämmern, als der Apotheker den Corporal verließ.

Obgleich ermüdet von dem Marsche litt es den jungen Mann dennoch nicht in dem Zimmer. Nachdenkend verließ er das Häuschen und begann durch die Wege des Gartens zu gehen, die der Herbst bereits mit gelbem Laube bedeckt hatte. Plötzlich hörte der Spaziergänger das Rauschen eines Flusses. Er durchschritt eine kleine Baumgruppe und eine ziemlich breite Wasserfläche blinkte ihm durch die Abenddämmerung entgegen. Das Ufer war flach, ohne Gesträuch und mit Rasen bewachsen. Sinnend blieb der junge Mann stehen und gab sein glühendes Gesicht dem Luftzuge preis, der schneidend über die Wasserfläche kam. Nach und nach senkte sich ein dichter Nebel auf den Fluß und das Gesträuch des jenseitigen Ufers zeigte sich in phantastischen Gestalten, bis es endlich völlig verschwand.

Schon stand der Soldat im Begriff, in sein Zimmer zurückzukehren, als sich Ruderschläge und das Rauschen eines Kahnes, der von dem ent-

gegengesetzten Ufer zu kommen schien, anfangs leise und dann immer stärker vernehmen ließen.

Janos zog sich in die Baumgruppe zurück, die ungefähr zehn Schritte hinter ihm lag. Noch waren nicht fünf Minuten verflossen, als ein Kahn sich der Stelle des Ufers näherte, die er so eben verlassen hatte.

Ein Mann stieg aus. Vorsichtig befestigte er das Fahrzeug und nachdem er sich noch einmal überzeugt, daß der Strom es nicht losreißen konnte, schlug er den Weg nach der Baumgruppe ein. Erschreckt blieb der Mann stehen, als er die weiße Uniform erblickte.

„Wohin?“ fragte der Soldat.

„Zu Herrn Czabo, mit dem ich Geschäfte habe,“ war die Antwort.

Der Mann wollte seinen Weg fortsetzen.

„Halt!“ rief Janos.

„Was wollen Sie?“ fragte fest der Mann.

„Ich bin ein kaiserlicher Soldat.“

„Das sehe ich. Es lebe der Kaiser!“

„Doch wer sind Sie, der Sie in der Dunkelheit auf diesem ungewöhnlichen Wege zu meinem Wirthe wollen?“

„Ich bin der Fischer Lajos, dessen Nichte bei Herrn Czabo als Köchin dient. Dies ist mein gewöhnlicher Weg, wenn ich sie nach vollbrachtem Tagewerk besuchen will — der Besitzer hat ihn mir gestattet.“

„Lajos, sagen Sie?“ rief erstaunt der junge Mann. „Wenn ich nicht irre standen Sie vor zwei Jahren im Dienste der Gräfin Thekla Andrasy?“

Dem Fischer schien vor Schrecken die Sprache vergangen zu sein.

„Und wenn es wäre?“ fragte er nach einer Pause.

„Dann würde ich Dir, mein alter Lajos, als einem Freunde die Hand reichen. Kennst Du meine Stimme nicht mehr?“

„Mein Gott,“ stammelte der Fischer, „bei dem Namen der Gräfin steigt eine Erinnerung in mir empor — doch nein, ich kann es nicht glauben — es ist nicht möglich! Ein Graf Esthi —“

„Steckt in der Uniform eines österreichischen Corporals, es ist die volle Wahrheit. Du weißt, ich diente als Oberst im Görgey'schen Corps —?“

„Görgey, Görgey!“ knirschte der Fischer und hob beide Fäuste zum Himmel empor, als ob sie ein Krampf durchzuckte.

„Wir wurden verrathen und mußten die Waffen strecken, dann degradirte man uns zu gemeinen Soldaten und wir wurden den österreichischen Regimentern einverleibt. Seit drei Tagen hat man mich zum Corporal avancirt, weil mein Eifer im Dienst, den Du Dir bei der Bestimmung unsers Regiments leicht erklären kannst, eine Belohnung erhalten sollte. Doch wir verplaudern die Zeit und denken nicht an das Wichtigste — folge mir in das Gartenhaus, man könnte uns hier belauschen.“

Nach einigen Minuten befanden sich die beiden Männer in dem Zimmer. Der Corporal zündete ein Licht an, das auf dem Tische stand.

„Ja, bei Gott!“ rief Lajos, als er das Gesicht des Soldaten sehen konnte, „Sie sind es, Herr Graf. Ach! ich muß weinen, daß wir uns unter so traurigen Umständen wiedersehen!“

Der Greis trocknete sich die nassen Augen. Der junge Mann schloß ihn gerührt an seine Brust.

„Lajos, ich weiß bereits alles — ich habe sie erkannt. O! meine Thekla — sie dient als Köchin bei dem Apotheker! Eine Gräfin Andrasy ist Magd! Furchtbares Schicksal!“

„Und doch blieb ihr weiter nichts übrig,“ sagte der Fischer. „Unter welcher Maske sollte sie sich anders hier aufhalten? So lange die Russen die Grenze besetzt hielten, war an eine Ueberschreitung derselben nicht zu denken. Was sollten wir nun beginnen? Ich benutzte meine Bekanntschaft, die ich seit einem Jahre mir erworben, und brachte meine frühere Herrin zu dem Apotheker.“

„Wie aber ist Thekla zu Dir gekommen?“

„Mein Sohn, der sie auf der Flucht begleitete, brachte sie vor drei Tagen in mein Häuschen, das dort unten am Ufer der Save steht. Ich konnte sie nicht bei mir behalten, weil die Grenzpatrouillen täglich bei meiner Wohnung vorbeipassiren. Zum Glück fand ich diesen Dienst für sie. Doch, Herr Graf, die Gefahr hat den höchsten Gipfel erreicht; wenn die junge Gräfin diesen Abend Semlin nicht verläßt, ist sie verloren.“

„Lajos, was ist's?“

„Wie ich von einer Magistratsperson gehört, in dessen Haus ich heute Nachmittag Fische brachte, soll diese Nacht in der ganzen Stadt Haussuchung gehalten werden, weil man wissen will, daß sich mehrere Führer der Revolution und unter ihnen unsre arme Gräfin hier befinden sollen. Um Mitternacht soll das Regiment unter die Waffen treten. Sehen Sie, aus diesem Grunde muß ich in die Apotheke.“

„Und hast Du einen Rettungsplan ersonnen?“ rief eifrig der junge Graf. „O, so sage ihn mir, daß ich Dich unterstützen kann! Ich begleite meine Thekla, meine geliebte Braut, und wenn es sein muß in den Tod!“

„Hören Sie mich an,“ flüsterte der Fischer. „Dort liegt mein Boot. Es ist zwar nur ein Fahrzeug für die Save, das darf uns aber nicht abhalten, uns ihm anzuvertrauen, um eine halbe Stunde unter der Stadt in die Donau auszulaufen und das gegenseitige Ufer zu gewinnen. Erreichen wir es glücklich, so sind wir gerettet, denn wir befinden uns dort auf türkischem Boden, wo den Flüchtlingen eine gastfreie Aufnahme zu Theil wird.“

„Du hast Recht, Lajos; es ist besser in den Wellen zu sterben, als einen schimpflichen Tod von feilen Knechten zu erleiden.“

„So will ich gehen und die Gräfin vorbereiten.“

„Nein, bleibe. Es ist besser, Du hütest den Kahn, unser einziges Rettungsmittel — ich schreibe an Thekla und stecke ihr heimlich das Briefchen zu. Auch fürchte ich, daß Deine Anwesenheit im Hause Verdacht erregen könnte. Geh und bewache unser Rettungswerkzeug!“

Lajos kehrte an das Ufer zurück.

Auf einem Tische befand sich Schreibzeug und Papier. Der Soldat setzte sich zum Schreiben. Seine Hand zitterte, als er die Feder ergriff.

4.

Während der Apotheker sich im Gartenhause befand und der Corporal seinen Spaziergang machte und mit dem Fischer die Flucht der Gräfin Andrasy berieth, hatte die arme Kathi eine neue Ueberraschung zu erfahren, die nicht minder erschütternd auf sie einwirkte als der Anblick des kaiserlichen Soldaten.

Niklas, des Apothekers Gehülfe, hatte mit der schönen Köchin eine Unterredung angeknüpft, um seinen Gram verschmähter Liebe etwas zu mildern. Als Einleitung dazu hatte er die Neuigkeit erzählt, daß die Regierung einen Preis von dreitausend Ducaten auf den Kopf der flüchtigen Gräfin Andrasy gesetzt habe und daß sie sich in der Umgegend oder in der Stadt selbst befinden solle.

In einer fieberhaften Aufregung und kämpfend mit der Angst vor Verrath stieg sie um vier Uhr die Treppe hinan, um nach der Hausordnung dem Advocaten Ferenz den Kaffee auf das Zimmer zu bringen, den sie auf einem Präsentirteller in den zitternden Händen trug. Leise trat sie in das Arbeitszimmer des jungen Mannes. Ruhig blieb sie an der Thür stehen, denn Ferenz saß an seinem Arbeitstische, die Fortsetzung des Gedichtes, an welchem er statt an den Büchern des Herrn Czabo gearbeitet hatte, mit lauter Stimme lesend:

Da stand urplötzlich eine hohe Frau,
Wie einst Johanna d'Arc, im Volksgewühl —
Die Menge ward begeistert, denn so schön
War selbst die gottgesandte Jungfrau nicht!

„Ein Dichter,“ dachte Kathi und verhielt sich ganz still, denn es war das Erstemal seit langer Zeit, daß sie wieder Verse hörte, sie, die selbst als Dichterin bekannt war.

Der Advocat fuhr mit erhöhter Stimme fort, da er sich allein wähnte.

Du bist die Gottgesandte, hohe Tochter
Des würdigen Andrasy, denn Dich schmückt
Das Attribut der höchsten Majestät.
Im Kampfe groß und nach dem Siege mild
Bist Du es, die die Thränen Armer stillt —
Du trägst mit Würde der Verbannung Schmerz,
Vertrauend blickt Dein Auge himmelwärts —
Vom Glorienlicht der Hoffnung mild umzogen,
Stehst eine Heldin Du in Sturmeswogen.

Das arme Mädchen zitterte, als sie vernommen, daß die Verse an sie gerichtet waren; ein heller Thränenstrom entstürzte ihren schönen Augen.

Und herrlich hat die Gottheit Dich geweiht,
Mit Stolz verbindest Du Bescheidenheit —
Der Frauen höchste Schöne strahlt darin,
Mein Ideal, Du, meine Königin!

Mit großer Selbstzufriedenheit legte der Advocat sein Taschenbuch auf den Tisch. Da hörte er das laute Schluchzen der Jungfrau, die das überströmende Gefühl in ihrer wogenden Brust nicht mehr verschließen konnte.

Ferenz wandte sich erschreckt nach der Thür.

„Kathi, Kathi!“ rief er, „was ist geschehen?“

„Ach! Herr Advocat, diese Verse — o wie schön, wie groß, eine verbannte, verfolgte Frau zu besingen!“

Ferenz starrte die Köchin an — diese Worte waren nicht in dem gewöhnlichen Dialect der Landleute gesprochen. — Und welche Empfindung verriethen sie!

Die Gräfin Thekla Andrasy hatte ihre Maske vergessen. Doch schon im nächsten Augenblicke erinnerte sie sich wieder daran. Rasch trat sie zum Tische und setzte das Kaffeeservice nieder. Dann wollte sie sich entfernen. Doch ehe sie noch die Thür erreicht hatte, ließ sich ein Trommelwirbel in der Straße vernehmen. Thekla mußte sich an dem nahestehenden Stuhle halten, um nicht zu Boden zu sinken.

„Diese Angst, diese Verwirrung!“ rief Ferenz. „Wer bist Du — Wer sind Sie?“ fügte er rasch hinzu.

„Lassen Sie mich, lassen Sie mich! Ein augenblicklicher Schwindel — er ist vorüber.“

„Allmächtiger Gott! Sie zittern vor diesem Geräusch. — Und diese Züge, die ich schon im Bilde gesehen — Nein, nein, Sie sind nicht, was Sie scheinen — Sie sind die Gräfin Thekla Andrasy!“

Die Gräfin erhob sich wieder. Angst und Besorgniß schienen plötzlich verschwunden zu sein, denn aus ihren Augen strahlte das Feuer des Muthes, der große Geist, der Gefahren trotzt — die Schwäche der Frau war besiegt.

„Ja, ich bin es,“ sagte sie stolz. „Ihre Hand, mein Herr, dem Dichter darf ich mich vertrauen — ich bin die flüchtige Thekla, auf deren Kopf man dreitausend Ducaten gesetzt hat.“

„O mein Gott!“ rief Ferenz, „dies ist der schönste Lohn, der je einen Dichter krönen konnte! Bauen Sie fest darauf, daß ich mit meinem Leben bereit bin, Sie den Verfolgungen Ihrer rachesüchtigen Feinde zu entziehen!“

„Wissen Sie, was der Trommelwirbel bedeutete?“

„Er ruft die Schutzmannschaft zum Appell, deren Commandant Herr Czabo ist. Sie haben für diesen Augenblick nichts zu fürchten.“

„Und was habe ich von dem Dichter zu hoffen?“ fragte sie mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke.

„Daß er mehr thun, als Verse schreiben — daß er Sie retten wird!“

Auf der Hausflur des Erdgeschosses ließ sich Herrn Czabo's Stimme vernehmen, die nach seiner Köchin rief.

„Mein Schwiegervater, flüsterte Ferenz. Tragen Sie Sorge, daß er Ihren wahren Stand nicht entdeckt, er ist zwar gut, aber schwach — leicht könnte er eine Unbesonnenheit begehen, um sich als Commandant zu zeigen, die Sie in's Unglück stürzt."

„Kathi, Kathi!" rief der Apotheker mit stets lauterer Stimme, „Kathi!"

„Mein Herr," sagte Thekla, „daß Sie an meinem Schicksale Theil nehmen, ist ein schöner Trost, der mich an meiner Rettung nicht verzweifeln läßt. So darf ich im Augenblicke der Gefahr fest auf Ihre Hülfe zählen?"

„So wahr ich hoffe, daß der Sieg der Tyrannei kein ewiger ist! Noch diesen Abend werden Sie von mir hören! Beugen Sie sich nur heute noch in das Joch der Köchin."

„Ich eile, um keinen Verdacht zu erwecken."

Als Thekla die Hausflur betrat, war sie ganz wieder Köchin.

Herr Czabo, ein Licht in der Hand tragend — denn es begann zu dunkeln — kam ihr aus der Küche entgegen. Er war mit einer blauen Uniform bekleidet und mit einem mächtigen Säbel bewaffnet. Auf den Schultern erglänzten große Epaulette mit silbernen Candillen.

„Kathi," sagte der Commandant sich in die Brust werfend, „ich verlasse auf eine Stunde das Haus, weil meine Mannschaft auf dem Sammelplatze zusammentritt — es ist etwas Wichtiges im Werke. Wahre die Küche und besorge unserm Gaste das Abendessen. Sobald es völlig dunkel geworden, schließe die Fensterladen und bleibe ruhig in Deinem Zimmer neben der Küche. Adieu, Kathi," sagte freundlich der Apotheker und gab der Köchin das Licht, wobei er die Finger ihrer niedlichen Hand drückte, als ob es absichtslos geschehen sei.

„Ich werde alles pünktlich besorgen, Herr," sagte Kathi und verschwand durch die halb geöffnete Küchenthür, um ihre Bewegung zu verbergen.

„Ein reizendes, liebes Mädchen," flüsterte der Apotheker vor sich hin. „Den Lohn hat sie auf ein halbes Jahr voraus erhalten — so lange ist sie gebunden — wer weiß, was dann geschieht!"

Still lächelnd verließ er das Haus und eilte durch die halbdunkeln Straßen dem Marktplatze zu, wo sich die Schutzmänner bereits versammelt hatten.

5.

Thekla war so erschüttert von den Begebnissen dieses verhängnißvollen Tages, daß sie sich einige Augenblicke der Ruhe überlassen mußte. Sie setzte sich auf das Bett in ihrer Kammer neben der Küche und ließ das glühende Köpfchen in das weiße Kissen herabsinken.

„Janos, Graf Esthi als Corporal in einem kaiserlichen Regiment!" flüsterte sie leise. „Hätten ihn meine Augen nicht gesehen, ich würde es für ein Spiel meiner aufgeregten Phantasie halten — welch ein Schicksal! Der gräfliche Bräutigam Corporal und die gräfliche Braut die Köchin eines Apothekers in Semlin! Wahrhaftig, man könnte darüber lachen, wenn die Sache nicht zu ernst wäre, denn es handelt sich um Leben und Tod. Janos," rief sie aus, „rette Deine Braut, Deine Thekla, nach deren Kopfe die Tyrannen trachten — man will sie morden, wie man das Vaterland gemordet hat!"

Thekla hielt beide Hände vor das Gesicht, sie wollte den Thränenstrom ersticken, der aus ihren Augen stürzte.

Ein Knistern, als ob Jemand leise durch die Küche schliche, ließ sich vernehmen.

Thekla fuhr empor, rasch ihre Thränen trocknend. Dann ergriff sie das Licht und trat unter lautem Herzklopfen in die Küche hinaus.

Der Schein des Lichtes fiel auf die weiße Uniform des Corporals.

„Thekla!" rief mit unterdrückter Stimme der junge Mann.

„Janos!" schluchzte das junge Mädchen.

Beide stürzten sich in die Arme und feierten durch einen innigen Kuß, den das Salz der Thränen würzte, das schmerzliche, verhängnißvolle Wiedersehen.

Der Graf gewann seine Fassung zuerst wieder, er wußte ja, welche Gefahr seiner geliebten Thekla bevorstand.

„Kein Wort mehr," flüsterte er; „nimm dieses Papier, es wird Dir alles sagen."

Er drückte dem zitternden Mädchen ein Briefchen in die Hand, dann verließ er eben so leise und vorsichtig das Haus, als er es betreten hatte.

Die junge Gräfin zog sich in die Kammer zurück. Nachdem sie noch einmal sich überzeugt, daß der Laden des Fensters verschlossen sei, öffnete sie das Papier und las:

„Jede Stunde mehrt die Gefahr. Man weiß, daß Du Dich in der Stadt verborgen hältst. Ein Zufall führte mich mit Deinem treuen Lajos zusammen, wir haben gemeinschaftlich den Plan zur Flucht berathen, die diesen Abend noch ausgeführt werden muß. Am Ufer der Save, dort, wo die kleine Baumgruppe im Garten des Apothekers steht, liegt ein Kahn zu unserer Aufnahme bereit. Wir fahren in der Finsterniß die Save hinab, um die Donau und das jenseitige Ufer derselben zu gewinnen. Es ist ein kühnes Wagniß, da Lajos nur einen kleinen Kahn zu unserer Verfügung stellen kann. Ich ziehe es aber vor, in den Wellen zu sterben als von der Hand blutdürstiger Tyrannen. Empfängt uns das rettende Ufer nicht, so wird der Schoß der Donau unser Brautbett. Sei vorsichtig und meines Winkes gewärtig."

Noch einmal durchflog sie die Zeilen von geliebter Hand, dann drückte sie das Blatt an ihre

Lippen und flüsterte, den Blick gen Himmel gewandt:

„Ja, mein Lajos, mein geliebter Mann, entweder das rettende Ufer oder an Deiner Seite den Tod in den Wellen der Donau!“

Als ob mit diesem heroischen Entschlusse das Gemüth der jungen, unglücklichen Gräfin völlig beruhigt sei, unterzog sie sich ohne längeres Zögern der Hausarbeit, welche die Zeit des Tages mit sich brachte. Sie ging zunächst auf die Straße und schloß die Laden an den Fenstern des Erdgeschosses, die von außen angebracht waren.

Ein ungewöhnlich reges Treiben herrschte in der sonst um diese Zeit so stillen Gasse; Soldaten und Bürger gingen hin und wieder. Vor den Thüren standen Gruppen von Männern und Frauen und unterhielten sich lebhaft, ungeachtet des kühlen Herbstabends. Thekla kümmerte es nicht, die Nähe des Geliebten hatte ihr Herz mit Muth und Vertrauen erfüllt, sie ging ruhig in das Haus zurück.

Im Wohnzimmer traf sie Netti.

„Kathi,“ sagte das junge Mädchen, „hast Du für unsern Gast das Abendessen besorgt?“

„Nein,“ antwortete die Magd, „ich dachte, es sei noch zu früh.“

„So besorge es; der Vater sagte mir, es sei möglich, daß das Regiment sich versammeln müsse, da diesen Abend oder diese Nacht eine allgemeine Haussuchung in der Stadt vorgenommen werden solle, man vermuthe die Anwesenheit wichtiger politischer Flüchtlinge.“

„Soll geschehen,“ antwortete Kathi und verließ das Zimmer.

Thekla's Herz begann wieder zu pochen, so nahe hatte sie die Gefahr nicht geglaubt. Unschlüssig, ob sie in das Gartenhaus gehen und diese Nachricht dem Grafen mittheilen sollte oder nicht, stand sie einen Augenblick auf der Hausflur, als der Advocat Ferenz eilig von der Straße hereintrat. Vorsichtig sah er sich um, dann trat er zu Thekla heran.

„Man scheint Sie verrathen zu haben,“ flüsterte er eifrig; „ich komme vom Marktplatze, wo sich das Gerücht verbreitet hat, die Gräfin Andrasy halte sich in diesem Stadttheile verborgen. Wechseln Sie schnell die Kleidung, da man auf die Frauen ein besonderes Augenmerk richten wird — meine Garderobe steht zu Ihrer Verfügung. Eilen Sie auf mein Zimmer, ich werde Netti unterhalten und ihr sagen, ich habe Sie ausgeschickt. Verlieren Sie keine Zeit, man theilt schon die Patrouillen ab.“

Der Advocat gab der bestürzten Gräfin den Schlüssel zu seinem Zimmer.

„Und dann?“ fragte sie kaum hörbar.

„Bleiben Sie bis ich zu Ihnen komme. Fort, fort!“

Ferenz ging in das Zimmer zu Netti.

Mit dem Vorsatze, sobald die Umkleidung geschehen, in das Gartenhaus zu eilen, flog Thekla, deren Muth wieder erwacht war, die Treppe hinan und betrat das Zimmer des jungen Advocaten. Da ihr die Einrichtung desselben bekannt war, zündete sie ein Licht an, das auf einem Seitentischchen stand. Nach einer Minute hatte sie auch den Schrank, der die Kleider aufbewahrte, gefunden. Dann verschloß sie die Thür.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

California-Heirathen. Bekanntlich reisen in neuerer Zeit auch viele Mädchen nach Californien, um da ihre Sehnsucht nach dem heiligen Ehestand zu befriedigen; diese Auswanderung dürfte sehr gesteigert werden durch den Umstand, daß den letzten zuverlässigsten Nachrichten zufolge daselbst alte Jungfern, welche die Reisebeschwerden nicht gescheut haben, gleich nach ihrer Ankunft unter die Haube gekommen seien; dies Beispiel ist allerdings zu reizend, als daß es nicht ansteckend wirken sollte.

„Der Socialismus.“ Unter diesem Titel soll nächstens zu Paris eine große Zeitung in's Leben treten, welche, auf ein Actiencapital von einer Million Francs gegründet, zu dem Abonnement von einem Franc ausgegeben wird. Es sind für dieselbe 87 Unterbureaux in den Departements errichtet; Idee und Ausführung gehören der Bergpartei an. Wie weit übrigens diese Art neuesten Communisten- und Socialistenunsinns geht, davon geben die obersten Lehrsätze Charassin's, des Hauptes einer bedeutenden politischen Secte in Paris, genügenden Aufschluß. Es heißt in denselben unter Anderm folgendermaßen: „Das künftige gemeinschaftliche Staatsvermögen muß entstehen: 1) durch Zuthuung öffentlicher Güter; 2) durch Confiscation der Güter der Feinde der Revolution; 3) durch Einziehung der Actiengesellschaften, Sparcassen rc.; 4) durch Güterconfiscation der Fremden; 5) durch Einquartirung der Armen in die überflüssigen Zimmer der Reichen; 6) durch Güterconfiscation derer, welche sich aus dem öffentlichen Staatsvermögen bereichert haben; 7) durch Abschaffung des Erbrechts; 8) durch Ausstreichung aller Schulden und durch Vernichtung des Capitals als des Grundes zum Ausbeuten der Armuth; 9) durch Unterdrückung der Ehe und der Familie; 10) durch Abschaffung des Luxus. — Diese unendlich tiefe Weisheit nennen die Anhänger jener Secte den „Triumph der Idee,“ welche im Menschengeschlecht zum Durchbruch kommen muß.

Der unermüdliche Bleistift. Pouillet hat in der französischen Academie der Wissenschaften Bericht über einen von Froment neuerfundenen Telegraphen erstattet. Derselbe schreibt sofort alle Nachrichten mit Bleistift auf und der Bleistift macht 2000 Bewegungen in der Minute. Der Erfinder hofft das Resultat von 4000 Bewegungen oder 1000 deutlich geschriebenen Buchstaben in der Minute erreichen zu können.

Nobel im höchsten Grad. Das in San Francisco (Californien) erscheinende Journal „Pacific News“ zahlt seinen beiden Herausgebern jedem jährlich 6000 Dollars, dem Geschäftsführer 5000, achtzehn Setzern jedem 4000, dem Buchhalter 3600, dem Stadt-Correspondenten 3600

und dem Correspondenten für Ueberseeisches 6000 Dollars. Trotz dieser enormen Kosten macht dieses Journal gute Geschäfte. Außer demselben erscheinen in San Francisco täglich noch drei amerikanische Blätter, ein Wochenblatt („Weekely Pacific News"), ein französisches und ein deutsches. In Stockton und Sacramento werden auch Wochenblätter herausgegeben.

Große Bankräuberei. Boston, den 2. Juni. Die Bank der Stadt Dorchester ward in der Nacht vom 1. auf den 2. Juni erbrochen und eine Summe von 20,000 Doll. in Noten dieser Bank geraubt. Es wurden von der Bank 2000 Doll. Belohnung für die Entdeckung ausgesetzt. Trotz allen getroffenen Maßregeln konnte daselbst und hier noch nicht entdeckt werden, wer die Räuber seien, es ist aber zu erwarten, daß der Plan von den Schwarzkünstlern in Newyork und Philadelphia ausgegangen sei und daß von diesen auch die Circulation wird veranstaltet werden. Dieser neue Diebstahl erregt ungeheure Sensation, und die Polizeibehörden in Philadelphia, Boston, Baltimore, Newyork rc. werden alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel anwenden, um endlich diesen so häufigen bedeutenden Einbrüchen Einhalt zu thun und die Verbrecher auszufinden. Die durch die drei letzten Bankeinbrüche und durch den Raub der Regierungsjuwelen aus der Patentoffice in Washington in Verlust gerathene Summe beträgt 62,000 Doll.

In Philadelphia beabsichtigt man den Bau einer deutschen Börse; dies soll ein prachtvolles Gebäude werden. Es wird eine Anzahl von 30000 Actien à 50 Doll. ausgegeben und es unterliegt keinem Zweifel, daß das Unternehmen großen Anklang finden wird. Im untern Erdgeschosse werden Restaurationslocale und im untern Stockwerke Kaufmannsläden und Comptoire angebracht; der zweite Stock wird bestimmt zu einem Riesensaal für große Volksversammlungen; daran sollen sich Cabinette für die verschiedenen Comité's reihen; die übrigen höhern Räume des Hauses sollen verschiedene Gemächer enthalten, welche an bestehende deutsche Vereine oder sonstige Gesellschaften abgetreten werden.

Ein Fischregen. Zions, 16. Juni. Ein merkwürdiges Naturphänomen hat sich dieser Tage hier ereignet. Vor einigen Tagen hatten wir hier einen furchtbaren Gewitterregen, dem ein starker Südwind voranging. Nachdem es zu regnen aufgehört hatte, begaben sich mehrere Hauländer von Chromiec wie auch von Radoszkowo wieder zu ihren vom Regen unterbrochenen Feldarbeiten; aber, o Wunder! kaum waren dieselben auf ihren sehr sandigen Feldmarken angelangt, als sie beinahe in jeder Furche lebende Fische umherzappeln sahen, worunter die größten eine halbe Elle lang waren. Es soll eine Freude gewesen sein, wie die Leute diese erhaschten und Körbe voll nach Hause trugen. — Niemand konnte sich dieses Wunder enträthseln. Der Abergläubige will darin eine sehr gesegnete Ernte für dieses Jahr prophezeihen. Wahrscheinlich muß in einer etwas entlegnern Gegend diese Wasserbewohner ein Wirbelwind emporgehoben und auf die sandigen Felder von Chromiec und Radoszkowo Hauland geworfen haben.

Amerikanische Speculation. Die Louisiana-Gazette brachte neulich folgende Anzeige: Ein junger Mann von einnehmender Gestalt bietet sich allen Witwen und Jungfrauen unter 32 Jahren als den Gewinn einer Lotterie an. Die Zahl der Loose beträgt 600 und jedes kostet 50 Doll. Nur eine Nummer wird aus dem Rade gezogen und die glückliche Besitzerin derselben erhält seine Hand und mit derselben die 30,000 Doll. (Natürlich nur, wenn sich 600 Speculantinnen finden, die 50 Doll. an einen solchen Gewinnst verschwenden wollen. Der Mensch weiß wenigstens, wie viel er werth ist!)

Ein origineller Proceß kam am 14. Juni vor dem Kreisgerichte von Greifswalde zur Entscheidung: Hier waren nun eine Anzahl von Einwohnern, unbefugter Haltung von Nachtigallen angeklagt, vor Gericht erschienen und belegten durch das eidliche Zeugniß einer bedeutenden ornithologischen Autorität, des Dr. Schilling, Conservators des zoologischen Museums der Universität, daß sämmtliche verpönte Vögel, die als corpora delicti sich producirten, nicht Nachtigallen (Sylvia luscinia), sondern Sprosser (Sylvia philomela) seien. Dr. Schilling wies außerdem, gestützt auf seine vieljährige Erfahrung und das Zeugniß über allen Zweifel erhabener wissenschaftlicher Autoritäten, nach, daß die eigentliche Nachtigall hier zu Lande als ein überaus seltener Vogel, der Sprosser dagegen häufig vorkomme, sich auch schon durch sein Aeußeres mit Leichtigkeit von der Nachtigall unterscheiden lasse. Trotzdem hielt der Polizeianwalt die Anklage aufrecht. Assessor Sonnenschmidt sprach jedoch als Richter die Angeklagten frei.

Ueber den furchtbaren Schiffbruch des Dampfbootes „Orion" erfährt man jetzt Näheres: Eine Menge Menschen fand freilich ihren Tod, aber 100 Passagiere wurden gerettet; die Zahl der Ertrunkenen wird auf 50 bis 60 geschätzt. Unter den Opfern ist u. A. Dr. Burnes, Professor der Chirurgie an der Universität zu Glasgow. Die Verunglückten kennt man noch nicht, da die Passagierliste mit dem Orion verloren gegangen. Die Geretteten haben ihr Leben nur dem zu verdanken, daß sie in verzweifeltem Muthe sich an Takelwerk und jenen Schiffstheilen anklammerten, die über das Wasser ragten, bis Hülfe kam. Die Schuld liegt nicht am Steuermann, da die erfahrensten Piloten nichts vom Vorhandensein der Klippen wußten.

Stenolalie, ein Seitenstück zur Stenographie. Der bekannte Reiseschriftsteller Kohl knüpft im 2. Bande seiner „Reisen in den Niederlanden" an die drei Worte: „Ostende part, Messieurs!" die in das Wartezimmer des Brügger Eisenbahnhofes hereingerufen wurden und auch ihn angingen, einige Aeußerungen, die eine weitere Verbreitung verdienen, weil sie so zeitgemäß sind. „Ich eilte," so schreibt er, „nach meinem Platze und dachte dabei über das lakonische Ostende part! nach, wie kurz und lebendig dieser Ausdruck ist statt der langen Phrase: „Die Herren, welche nach Ostende wollen, werden gebeten, einzusteigen," an deren Stelle er gelreten ist. Uns 50 oder 60 Passagiere, die wir uns eine Zeitlang in Ostende niederlassen wollten, sieht der Ausrufer gleichsam als eine Colonie an, die Ostende bevölkern helfen will und die er daher gleich kurzweg selbst Ostende nennt. Man kann nicht bündiger denken und sprechen. In dem Augenblicke, als dieses Ostende part! erscholl und unsre eingefädelten Gespräche abschnitt und der ganze Knäuel von Menschen auseinanderflog, um seine verschiedenen Positionen einzunehmen, hörte ich noch eine Menge solcher lakonischer Redensarten auch zwischen den Passagiren. Einige, die von einander Abschied nahmen, warfen sich in der Geschwindigkeit nur noch einige Winke und Pantomimen zu, die sie mit einigen kurzen Worten begleiteten, z. B.: „Wiedersehen in Brüssel" — „Louis nicht vergessen" — „Also es bleibt dabei, für 1000 Francs, wenn er will, abgemacht." Einige telegraphirten noch aus dem Wagen ihren zurückbleibenden Freunden zu; es schien fast als wären sie lebendige Telegraphen geworden. Die Eisenbahnen befördern überall eine raschere Abmachung der Geschäfte, der Abschiede u. s. w. und eine kürzere, fast militärische Ausdrucksweise.

Oehlenschläger's Monument. In schwedischen Zeitungen findet sich folgende von bedeutenden Namen unterzeichnete Aufforderung: „Der letzte nordische Dichterkönig unsrer Zeit hat sein lorbeergekröntes Haupt zur Ruhe gelegt. Feste zu seiner Ehre wurden in Scandinavien begangen, dessen drei Völker, vereinigt in der Bewunderung seiner Werke, jetzt vereinigt an seinem Grabe trauern. Dänemark errichtet in seiner Hauptstadt sein Bild zum Andenken an die Dankbarkeit der Jetztzeit gegen den Wiedererwecker des Normannengesanges. Viele seiner zahlreichen Bewunderer diesseit des Sundes haben den Wunsch ge-

äußert, an dieser Huldigung Theil nehmen zu können. Die Unterzeichneten erlauben sich daher anzuzeigen, daß sie die Beiträge entgegennehmen und dem Comité in Copenhagen zusenden, welche ihnen zu diesem Zwecke zugestellt werden, und sprechen den Wunsch aus, daß dieselben wo möglich bis Ende Juli einlaufen mögen. Stockholm, Upsala und Lund, im April 1850."

Das geistige Eigenthumsrecht in den Niederlanden. Die zweite Klasse des königl. niederländischen Instituts für Wissenschaft, Literatur und schöne Künste hat eine Adresse an den König gerichtet, worin auf die Erscheinung hingewiesen wird, daß sich unlängst eine Gesellschaft gebildet habe, welche die Absicht hegt, öffentliche Reden nachzuschreiben und selbst gegen den Willen der Autoren durch den Druck zu verbreiten. Gleichzeitig wird im Interesse der Wissenschaft und der Literatur gebeten, den Kammern ein Gesetz vorzulegen, wodurch das Eigenthumsrecht der Autoren besser gewahrt würde als bisher durch die bereits bestehenden Gesetze.

Literarisches. Ein interessanter literar-historischer Beitrag, den Verfasser des bekannten Trauerspiels: „Julius von Tarent," Johann Anton Leisewitz betreffend, wird ehestens durch den Buchhandel in die Oeffentlichkeit gelangen. Ein Braunschweiger Arzt, Dr. Karl Schiller, der, beiläufig gesagt, sich auch große Verdienste um das Lessingdenkmal daselbst erworben, ist nämlich im Besitze der Tagebücher und der Liebesbriefe, welche der genannte Dichter an seine frühverstorbene Braut geschrieben. Namentlich sollen, wie uns ein Kenner dieser bis jetzt ungedruckten Schriften versichert, die Tagebücher viele neue und sehr dankenswerthe Aufschlüsse über literarische Zeitgenossen, wie z. B. über Lessing u. A. enthalten. Leisewitz war bekanntlich 1752 in Hannover geboren und starb als Justizrath in Braunschweig 1806.

*** Unter etlichen in Leipzig bisher erschienenen Zeitschriften, welche mit Ende des abgelaufenen Quartals zur ewigen Ruhe eingegangen, erblickt man auch den „Nordischen Telegraph" und die „Handelszeitung," die bisher im Verlag von Carl B. Lorck erschienen.

*** In der Stadt Washington soll eine neue Zeitung gegründet werden, welche als besonderes Organ der Sclavenbesitzer dienen soll. Zu diesem Zwecke sind dem Vernehmen nach bereits 40,000 Doll. subscribirt worden und vierundsechzig südliche Senatoren und Repräsentanten (vierzehn Whigs und funfzig Demokraten) haben eine von ihnen unterzeichnete Adresse zu Gunsten des Unternehmens erlassen, worin zu beweisen gesucht wird, daß Sclaverei ein Segen sei.

Aus der Theaterwelt. F. von Flotow, der Componist der „Martha," hat eine neue Oper geschrieben, deren Druck bereits im Gange und zuerst auf der Berliner Hofbühne in Scene gehen wird. Der Titel der Oper wird noch geheim gehalten.

*** Auf der Leipziger Bühne ist bis Sonntag den 30. Juni Robert Schumann's Oper „Genoveva" dreimal in Scene gegangen und — nun nicht wieder. Ehe diese Blätter in die Oeffentlichkeit gelangen, haben die Tagesblätter schon mehr als zur Genüge über dieses Werk geschrieben, welches die Schumannomanen als ein Meisterwerk anpreisen. Die Redaction der Eleganten wurde am Tage nach der ersten Vorstellung mit zwei Recensionen von unbekannter Hand beehrt, welche natürlich in Schumann den Erben des Mozart'schen Ruhmes sahen. Robert Schumann, glauben wir, ist zu verständig, als daß er sich nicht von solchen übertriebenen Lobhudeleien unwillig hinwegwenden sollte. Ein musikalisches Referat in einer politischen Zeitung bezeichnet den Tonsetzer der „Genoveva" als den ersten dramatischen Componisten der Neuzeit, das ist eine Unwahrheit, welche Sachkenner bestätigen, die der Aufführung der Oper mit gespannter Aufmerksamkeit nicht nur ein-, sondern zweimal beiwohnten und vorher Blicke in die Partitur gethan. Wie wir hören, soll der Componist den zweifelhaften Sieg dem Orchester Schuld geben, welches nach seiner Ansicht nicht seine Pflicht erfüllt. Eine solche Behauptung ist ungerecht, ist Beleidigung für die Künstler hinterm Souffleurkasten und giebt nach so vielen Anstrengungen für eine nicht bühnen- und orchestergerechte Arbeit abermals den Beweis, daß Undankbarkeit der Welt Lohn ist.

*** Unter der Direction des Herrn Emon, ehemaligen Mitglieds der Opéra-Comique zu Paris, wird eine französische Schauspieler- und Sänger-Truppe nach Valparaiso gehen.

*** Der Minister des Innern hat der großen Oper in Paris ein kostbares Geschenk gemacht: eine herrliche Statue des Mercure, wie er die Lyra erfindet, von dem berühmten Bildhauer Duret. Diese Statue, 1831 von Rom nach Paris gesandt, überschüttete ihren Meister mit Anerkennung und Ruhm; sie erhielt den Preis der Ausstellung und errang ihrem Bildner später das Kreuz der Ehrenlegion und die Würde eines Mitglieds der Academie. Während der Februartumulte ward der Sockel im Palais-Royal zertrümmert, glücklicherweise aber die seltene Statue unversehrt erhalten, die der Meister dem Minister des Innern verehrte, der ihr nun keinen würdigern Platz anzuweisen wußte als das Foyer der großen Oper.

*** Dem. Rachel ist in Berlin eingetroffen.

*** Das Tivolitheater in Bremen erfreut sich lebhaften Besuchs. Fürstenow mit seiner trefflichen Capelle aus Hamburg bildet auf einige Zeit das Orchester.

*** Im Rewstrandtheater zu London wurde am 10. Juni nach Schiller's „Cabale und Liebe" ein neues Drama unter dem Titel „Power and Principle" von M. Barnett gegeben. Der englische Bearbeiter ist aber arg mit dem Originalstück umgesprungen. Nicht nur fehlen Lady Milford und die Frau des Musikanten Miller gänzlich, nicht nur ist in dem englischen Stück Ferdinand der Neffe und nicht der Sohn des allmächtigen Ministers, sondern, was das Schiller'sche Trauerspiel auf den Kopf stellt, das Stück endet nicht mit einer Sterbe-, sondern mit einer Heirathsscene. Ferdinand hat nämlich durch Drohungen dem Secretär Wurm das Geständniß entlockt, daß das angebliche Liebesverhältniß Louisens zum Hofmarschall ein fingirtes sei. Wenn nun schon dadurch das Drama um seine ergreifendsten Partien kommen muß, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Schlußwendung des englischen Stücks eine weit natürlichere ist, indem die Verblendung Ferdinands, womit er an die von Wurm und dem Minister gesponnene plumpe Intrigue ohne weiteres glaubt, selbst nicht durch seine Liebesleidenschaft entschuldigt werden kann. Uebrigens gefiel das Stück sehr. Die Hauptdarsteller und der Dichter, der sich aber nicht im Hause befand, wurden gerufen. Das Stück machte somit bei weitem größeres Glück als die vor einiger Zeit aufgeführte Bearbeitung des „Fiesco," die fast durchfiel und mit Mühe und Noth nur zwei Aufführungen erlebte.

Humoralia. Therese Elsler, jetzt als Frau v. Barnim bekanntlich morganatische Gemahlin des Prinzen Adalbert von Preußen, soll, wie man sagt, den Titel einer Gräfin v. Fischbach, nach einem der Güter ihres Gemahls, erhalten. Der Berliner Witz, stets auf dem qui vive, bemächtigte sich auch schon dieses on dit und nennt die Dame vorläufig die „Gräfin v. Fischbein."

*** In England wurde erst durch ein Gesetz des Parlaments die Nase zu einem Gliede des menschlichen Körpers erhoben. Ein Mann in London hatte im Streite einem Andern die Nase abgeschnitten. Diese Körperverstümmelung kam vor die Assisen. Der Vertheidiger des Nasenschneiders behauptete, die Nase sei kein Glied des Körpers, denn Glied sei nur derjenige Theil des Körpers, der aus Muskeln, Venen, Nerven rc. bestehe, die Nase aber sei nur ein Knorpel; — wenn nun Verstümmelung die Ablösung oder Zerstörung eines Gliedes sei, so könne die Abschneidung der Nase keine Körperverstümmelung genannt werden. Diese chirurgisch-juristische Ausführung sprach die Geschwornen an: der Nasenschneider wurde für nichtschuldig der Körperverstümmelung erkannt. Diese Freisprechung fiel indeß dem Ministerium wegen ihrer möglichen Consequenzen und der künftigen Unsicherheit aller Nasen

doch etwas sehr auf. Dasselbe brachte daher im Parlamente eine Gesetzvorlage ein, welche die Nase als Glied des menschlichen Körpers förmlich installirte; das Gesetz ging durch und seitdem hat die Nase ihr Recht.

*** Für Haydn möge eine Anekdote Zeugniß ablegen, die Verfasser gegenwärtiger Zeilen aus dem Munde eines der ehrenwerthesten Veteranen der Musik empfangen hat, der seine Kunst aus echtester Seele liebte und verehrte und mit durchdringendem Geiste betrachtete, von Zelter. Es war von dem leichten Style, in welchem Haydn's Messen zum Theil geschrieben sind, die Rede und derselbe wurde getadelt. Zelter bemerkte dazu: Es ist eine eigene Sache damit. Haydn hat diesen Vorwurf auch schon selbst von seinen Freunden hören müssen. Ein in Wien lebender italienischer Musiker, Carpani, der sehr vertraut mit ihm war, sagte einst zu ihm: „Haydn, Ihr seid doch ein so schlichter, frommer Mann (diese Eigenschaft besaß der alte Meister in der That und hielt streng, auch äußerlich, an allem Kirchlichen), wie kommt es aber, daß es in Euren Messen oft so fast lustig hergeht?" „Das will ich Euch sagen," erwiderte Haydn herzlich, „wenn ich an meinen lieben Gott denke, werde ich so voll von innerster Herzensfreude und Dankbarkeit, daß ich gar nicht weiß, wie ich mein Glück genug ausdrücken soll." „Als ich," fügte Zelter hinzu, „auf einer Reise mit Goethe diesem die Anekdote erzählte, traten ihm die Thränen in die Augen." Giebt es aber auch etwas Rührenderes als diese kindliche Tiefe des Gemüths?

*** Der Mann als Ausstattung. Bei der Geburt eines Kronprinzen von Frankreich wurden 100 junge Mädchen, die sich verehelichen wollten, ausgestattet. Von einer von denen, welche sich einschreiben ließen, verlangte man auch den Namen ihres Bräutigams zu wissen. „Ach!" sagte sie, „ich glaubte man bekäme Alles hier."

MODEN!

Paris, den 28. Juni 1850.

In diesem Augenblicke beschäftigt man sich sehr mit der Toilette, denn da während der zu erwartenden heißen Tage selbst die halbleichten Anzüge zu unbequem sein würden, so muß man an neuen Wechsel in allen Toilettengegenständen denken, die in ihrer bisherigen Weise für den hohen Sommer weniger zu passen schienen. Morgenröcke, Kleider, Putzwäsche, Hüte, Mantillen, Shawls ꝛc., alles ist von ebenso leichten als feinen Stoffen gefertigt. Zu den Morgenröcken wählt man häufig persischen Musselin oder weißen Barège mit farbiger Seide gefüttert; auch Zwillich, Foulard und ungebleichter Batist werden vielfach getragen. Unter den Kleidern für die Promenade zeichnen sich besonders die von Batiste de laine mit ihren kleinen Mustern de mille fleurs aus, wenn ihnen auch die von Seidenmusselin nur wenig nachgeben dürften. Viele Damen gefallen sich ferner in Kleidern von weißgrundigem Musselin mit dazu gewebten oder gedruckten Volants, d. h. Volants mit einer Bordure von anderm Muster als das des Kleides ist, aber doch in denselben Farben gewählt. Von den Barègekleidern gilt im Ganzen dasselbe, denn nur als Ausnahme erscheinen die einfarbigen Gewänder dieser Art, deren Volants mit einem Muster in weiß bedruckt sind. Als die elegantesten von diesen abgepaßten Kleidern werden die von chinirtem Taffet betrachtet.

Die meisten Kleider, welche nicht gerade zum Putz bestimmt sind, werden mit Schößenleibchen gemacht, die vom Rocke getrennt sind; sie haben halblange und nach unten zu weite Aermel. Dazu gehören feine weiße Unterärmel, welche doch immer einen schönen Anblick gewähren. Diese Aermel sind am Rande sowie um den Ausschnitt des Leibchens und am Rande der Schößen mit einem Gefältel garnirt. Das Leibchen ist von oben bis an den Gürtel (doch von oben nicht weiter als höchstens handbreit und dann dem Gürtel zu immer schmäler) geöffnet, so daß auch das schön gestickte Chemisette zu sehen ist. Um die beiden Seiten des Leibchens zu halten, bringt man Schnürchen an, die zu beiden Seiten durch Knöpfe festgemacht sind, oder auch schmale Bänder, welche an vier oder fünf verschiedenen Stellen zusammengeknüpft werden und gleichsam eine Staffel von kleinen Schleifen bilden. Zu den Pagodenärmeln, welche von den geschmackvollsten Damen getragen werden, da sie sich so vollkommen zur Sommermode eignen, hat man jetzt prächtige Armbänder mit neuen Mustern, die wir durchaus nicht mit Stillschweigen übergehen können. Eins von diesen Armbändern bestand aus zwei goldenen Reifchen, in welchen eine Kette von schwarzem, glänzendem, eiselirtem Schmelz mit goldenen Fransen verschlungen war; die Zwischenräume, welche die Kette von Schmelz frei ließ, füllte eine andre von gefaßten kleinen Brillanten aus; als Schloß diente ein breiter Smaragd, in eine Traube von Brillanten eingefaßt. Ein andres, etwas einfacheres war einer Kette, in grau und blau emaillirt, nicht unähnlich; jedes Glied war in der Mitte mit Brillanten eingelegt und auf dem Schloß befand sich in erhabener Arbeit ein liegendes Pferd dargestellt. Man macht sich kaum einen Begriff von der Feinheit dieser Arbeit, die wahre Kunstwerke genannt zu werden verdienen. Endlich giebt es noch etwas sehr Geschmackvolles in dieser Art, nämlich die schwarzen Sammetbänder mit einem schönen Schloß von Opal, Amethyst oder einer Kamee; sie werden fast in jeder Breite getragen, denn neben ziemlich breiten Bändern hat man sie auch nur fingerbreit; letztere sind durch einen hübschen Perlenknopf befestigt und zu beiden Seiten fallen die Enden herab.

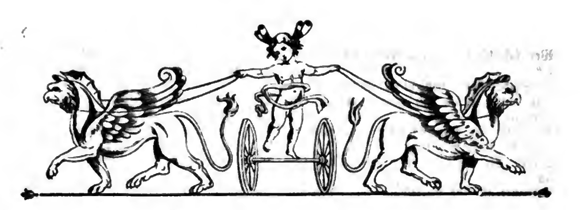
Diesen Sommer haben sich bereits die farbigen Strohhüte sehr geltend gemacht, z. B. strohgelb und violett, strohgelb und schwarz, strohgelb und grün. Diese Hüte werden immer mit farbigem Taffet gefüttert und auf dem Schirme nur wenig ausgeputzt; zuweilen bildet den ganzen Putz nur ein faltiger Bart, breite und lange Bindebänder, wenn man nicht eine Zusammensetzung von Sammet und Taffet vorzieht.

Mantillen, Ueberwürfe, gestickte Kreppshawls sowie andre von Filet und besticktem Seidenmusselin werden vielfach getragen, doch über allen diesen Modeartikeln stehen unbedingt die Shawls von schwarzen Spitzen; einige derselben sind mit abstechender Seide gefüttert, aber noch beliebter sind andre mit abgerundeten Ecken, deren reiche Muster sich in aller Schönheit auf dem durchschimmernden Kleide abzeichnen. Gegenwärtig werden noch vielfach die farbigen Wollenspitzen zum Ausputz der Mantillen, Shawls u. s. w. benutzt; auch auf Kleidern und Oberröcken sind sie ein sehr begünstigter Ausputz.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 28. 1) Glatte Scheitel und darüber ein Luisenzopf gelegt. Kleid von Tüll mit einem Doppelrock schneckenartig aufgesetzt und am Rande mit drei Reihen Silbertressen besetzt. 2) Hut von Taffet und Spitze, mit Blumen garnirt. Kleid von chinirtem Taffet, mit drei Volants besetzt; dazu einen Ueberwurf von Taffet, Stella genannt, mit ausgezackten Volants garnirt.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 29. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Thekla Gräfin Andrasy
oder
die Flucht nach der Türkei.

(Schluß.)

Während dieser Zeit erschien der Corporal auf der Hausflur. Vorsichtig schlich er zur Küche. Ein Lämpchen brannte auf dem Herde, die Köchin war nicht zu erblicken. Der junge Mann sah in die Kammer — auch diese war leer.

„Mein Gott!" flüsterte er, „was bedeutet das? Wir dürfen nicht länger zögern — wo mag sie sein? Kathi," rief er leise, „Kathi!"

Alles blieb still.

Janos trat auf die Hausflur zurück und lauschte — nichts regte sich. Plötzlich hörte er sprechen in dem Wohnzimmer. Ohne sich länger zu besinnen klopfte er an die Thür, öffnete und trat ein.

Der Advocat und seine Braut waren die einzigen Personen im Zimmer.

„Auch hier nicht!" dachte er und seine Besorgniß vermehrte sich.

Ferenz erschrak, als er den mit einem Säbel bewaffneten Corporal erblickte.

„Was wollen Sie?" fragte er, seine Fassung zusammennehmend.

Janos hatte bald einen Vorwand gefunden.

„Verzeihung," antwortete er im Tone des Soldaten, „wenn ich störe. Ich suchte überall die Köchin und kann sie nirgends finden."

„Was wollen Sie von unserer Köchin?" fragte rasch der Advocat und sein Gesicht verrieth den Eindruck, den die Worte des Corporals hervorgebracht.

Dem Soldaten entging die Bewegung des Fragenden nicht; er sah ihn einen Augenblick prüfend an. Er unterdrückte jedoch seine Befürchtung und sagte mit einem erzwungenen Lächeln:

„An wen soll sich anders ein Soldat, der bei einem Bürger im Quartier liegt, wenden, wenn er Hunger hat?"

„Ah, Sie liegen hier im Quartier — das wußte ich nicht."

„Schon vor einiger Zeit," sagte Netti, „habe ich ihr Auftrag ertheilt, unserm Gaste das Abendessen zu bereiten, ich begreife nicht, warum es nicht schon geschehen."

„Verzeihung, Netti, ich hatte vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich Kathi zu einem meiner Collegen geschickt habe, um mir ein Actenstück holen zu lassen."

„In diesem Falle werde ich selbst die Vorbereitung treffen," sagte das junge Mädchen und verließ das Zimmer.

„Sie sind Corporal in kaiserlichen Diensten?" fragte Ferenz, der durch ein gleichgültiges Gespräch den Soldaten auszuforschen suchen wollte.

„Wie Sie sehen," antwortete der Graf, der wie auf Kohlen stand.

„Ein schöner, aber ein gefährlicher Stand."

„Ich leugne es nicht; aber die Gefahr, mein Herr, macht ihn zu dem, was er ist. Nur im Kriege lebt der Soldat, im Frieden ist er nur eine todte Puppe. Jetzt habe ich Ihnen gesagt, was ich bin, darf ich nun auch wissen —?"

„Wer ich bin? Ich bin Advocat und heiße Ferenz."

Der Soldat schien von dieser Antwort überrascht zu sein, er sah mit großen Augen den Advocaten an.

„Ferenz ist Ihr Name?" fragte er endlich.

„Ja. Wundert Sie das?"

„Stehen Sie mit Pesth in Correspondenz?"

„Ja."

„Und wer ist Ihr Correspondent, wenn ich fragen darf?"

„Der Graf Janos Esthi, dessen Gut, das eine Stunde von Semlin entfernt liegt, ich verwaltet habe."

„Und Sie verwalten es aus dem Grunde nicht mehr," fuhr sardonisch lächelnd der Corporal fort, „weil es die Krone Oesterreich an sich genommen hat, um den jungen Grafen für die Dienste zu belohnen, die er in der Armee des treuen, braven Görgey seinem Vaterlande geleistet?"

„Ganz recht."

„Ihr letzter Brief, den Sie ihm nach Komorn sandten, enthielt eine Beileidsbezeigung für den Grafen und die Aufforderung, sich nach Semlin zu wenden, im Falle er gezwungen wäre flüchtig zu werden — den Brief brachte ein Expresser."

„Mein Gott!" rief der Advocat erstaunt, „woher wissen Sie das alles?"

„Weil der Graf mein Freund war."

„So können Sie mir auch wohl sagen, warum der Graf meiner Aufforderung nicht nachkam, da er doch meinen Eifer, ihm zu dienen, kannte?"

„Er kannte auch aus Ihren Briefen zwar nicht Ihre Person, mein Herr, aber Ihren Patriotismus, Ihren ehrenwerthen Charakter — und wenn er sich nicht zu Ihnen wendete, als der Freiheitskampf zu Ende war, so geschah es deshalb, weil man ihn zwang, die Uniform eines Corporals vom zwanzigsten kaiserlichen Infanterieregimente zu tragen."

„O Himmel! diese Sprache, dieser Anstand —"

„Gehört dem Corporal Janos Grafen Esthi!"

„Welch ein fürchterliches Geschick führt Sie in unsre Stadt! Herr Graf, die Uebertragung der Verwaltung Ihres bedeutenden Gutes gab meiner Subsistenz den ersten Stützpunkt —"

„Sie wurden mir durch den jetzt verstorbenen Dr. S. als ein zuverlässiger, tüchtiger Sachwalter empfohlen."

„Ich mußte mich dankbar bezeigen — erinnern Sie sich des Schlußsatzes meines Briefes?"

Der Soldat zog ein Taschenbuch aus der Brusttasche seiner Uniform und holte einen erbrochenen Brief daraus hervor, den er entfaltete.

„Ja, das ist mein Brief!" rief freudig der Advocat.

„Sie sprechen darin von einer Eröffnung, die Sie nur mündlich mir zu machen vermöchten," sagte der Graf, die Augen auf das Papier geheftet; „ich bin bereit sie zu hören, doch fassen Sie sich kurz, meine Zeit ist abgemessen."

„Ich habe Ihnen ein Capital von hunderttausend Gulden gerettet, das zur Empfangnahme bereit liegt."

„Herr Ferenz!" rief Janos, „was sagen Sie?"

„Die Wahrheit. Ich ahnete nach der unglücklichen Schlacht den Verlauf der Dinge, und da sich mir gerade eine günstige Gelegenheit bot, veräußerte ich vor der Confiscation des Gutes die Aecker und Wiesen jenseit der Save, sowie alles Mobile, was zu demselben gehörte. Der gerichtlich bestätigte Kauf gestattete keinen Widerruf — Herr Graf, nehmen Sie Ihr gerettetes Vermögen in Empfang!"

Schweigend umarmten sich die beiden Männer.

„Freund," rief bewegt der Graf, „Sie haben mir einen Dienst erwiesen, der mich so glücklich macht, daß ich ihn Ihnen nie vergelten kann! Als ersten Dank zolle ich Ihnen mein unbedingtes Vertrauen. Man verfolgt die Gräfin Andrasy, meine Braut."

„Thekla, Ihre Braut? Herr Graf, noch ist sie geborgen!"

„Wie, Sie kennen ihren Aufenthalt?"

„Noch mehr, in diesem Augenblicke trifft sie die erste Vorbereitung zu ihrer Rettung, darum ist sie abwesend."

„Ich suchte sie in der Küche."

„Sie ist auf meinem Zimmer, um meine Kleider anzulegen."

„Sie unterstützen meinen Plan — am Ufer der Save im Garten liegt ein Kahn —"

Die Schritte einer Patrouille ließen sich in der Straße vernehmen.

„Großer Gott!" rief Ferenz. „Gehen Sie an das Ufer, ich folge im Augenblicke mit der Gräfin."

„Edler Mann, der Himmel lohne Ihnen!"

Der Soldat verließ eilig das Zimmer und stürzte in den Garten hinaus. Als Ferenz auf die Hausflur trat, hörte er, daß die Patrouille im Nachbarhause Nachsuchung hielt. Wie ein Pfeil flog er die Treppe hinan und klopfte leise an die Thür seines Zimmers.

„Ich bin es, Ferenz," flüsterte er dabei.

Die Thür ward von innen geöffnet und die Gräfin, als Mann gekleidet, erschien an der Schwelle. Das schöne Haar hatte sie unter einer Mütze verborgen, welche Ferenz auf seinen Reisen zu tragen pflegte.

Vorsichtig schloß er die Thür wieder. Thekla stand zitternd in der Mitte des Zimmers.

„Nehmen Sie meinen Mantel," flüsterte er, „er hängt im Nebenzimmer dort, Sie werden seiner bedürfen."

Die Gräfin schwankte in das bezeichnete Zimmer, die Hast des jungen Advocaten ließ sie die höchste Gefahr ahnen. Ferenz erschloß rasch einen Secretär und holte einen großen, schweren Lederbeutel daraus hervor.

„Wo ist der Corporal, der das Gartenhaus bewohnt?" fragte die zurückkehrende Gräfin.

„Er erwartet Sie am Ufer der Save."

„Sie haben mit ihm gesprochen und wissen, wer er ist?"

„Er ist der Besitzer dieser Summe, die ich ihm gerettet habe. Fort, fort, man sucht schon in dem Nachbarhause!"

Der Advocat löschte das Licht aus, dann ergriff er den Arm der Gräfin und zog sie mit sich fort. Vorsichtig verschloß er das Zimmer wieder, da er die Kleider der Köchin darin wußte. Auf der Hausflur trat ihnen Netti entgegen. Erschreckt blickte sie den jungen Mann im Mantel an.

„Netti," flüsterte Ferenz flüchtig, „in zehn Minuten bin ich bei Ihnen, um Ihnen alles zu erklären — gehen Sie in das Wohnzimmer, es ist möglich, daß Sie Besuch erhalten."

Das junge Mädchen starrte den beiden Personen nach, die hastig aus dem Hause in den Garten stürzten. Am Ufer trafen sie den Soldaten und den Fischer.

„Herr Graf," sagte leise der Advocat, „hier ist Ihre Braut und hier der Rest Ihres Vermögens, soviel ich davon in Gelde vorräthig hatte. Die Hälfte davon besitze ich in Papieren, die in der Türkei ohne Werth sind; ich werde sie jedoch in klingende Münze umzusetzen suchen, daß sie stets zu Ihrer Verfügung stehen."

„Ich leiste Verzicht auf die Papiere, sie mögen der Lohn meines großmüthigen Advocaten sein."

„Herr Graf!"

„Leben Sie wohl, vielleicht sehen wir uns wieder!"

Hastig umarmte der Graf den jungen Mann, dann half er der Gräfin in das Boot, in welchem Lajos schon wartete, zuletzt sprang er selbst hinein.

Das Wasser rauschte und der Kahn verschwand in dem Nebel, der wie ein graues, undurchsichtiges Tuch auf dem Wasser ruhte.

Als ob er die Flucht des unglücklichen Paares segnen wollte, streckte Ferenz seine Arme ihm nach. Leichten Herzens kehrte er in die Wohnung des Apothekers zurück.

Die Patrouille hatte das Haus des Commandanten der Schutzwehr übergangen, da man bei ihm einen Schlupfwinkel für Flüchtlinge für unmöglich hielt. Der Advocat saß in dem freundlichen Zimmer und erzählte der staunenden Netti die Flucht der Gräfin Thekla Andrasy.

Es war zehn Uhr, als Herr Czabo an die Thür seines Hauses klopfte. Niklas öffnete ihm.

„Warum öffnet Kathi nicht?" fragte der erhitzte Commandant, dem das hübsche Gesicht und der schöne Arm der Köchin nicht mehr aus dem Sinne wollten.

„Sie ist nicht da," antwortete Niklas.

Nachdem der Apotheker in die finstere Küche gesehen, trat er in das Wohnzimmer.

„Wo ist Kathi?" fragte er unmuthig, „warum öffnet sie mir die Thür nicht?"

„Vater," sagte Netti, „wir haben eine fürchterliche Entdeckung gemacht. Die Gräfin Andrasy hatte sich in unserm Hause versteckt."

„Himmel, welche Frechheit!" rief erstaunt der Apotheker.

„Doch beruhigen Sie sich, lieber Vater," fügte der Advocat hinzu, „sie ist schon seit einer Stunde nicht mehr unter Ihrem Dache. Niemand wird glauben, daß eine Gräfin als Köchin in Ihren Diensten gestanden hat."

„Wie, Kathi wäre —?"

„Die Gräfin Andrasy!" sagten lächelnd Franz und Netti.

Herr Czabo sank vernichtet auf einen Stuhl.

„Himmel!" rief er plötzlich aus, „wenn das bekannt wird, bin ich verloren, entehrt, man wird mich meines Postens als Commandant entsetzen! O, diese Schlange! Nicht genug, daß sie im Lande Zwist und Hader veranlaßt, sie geht auch noch in die Häuser friedlicher Bürger, um Unglück anzurichten!"

„Vater," sagte Ferenz tröstend, „wenn Sie selbst über diesen sonderbaren Vorfall schweigen können, wird niemand etwas davon erfahren, denn außer mir und Netti weiß keine Seele darum."

„Wohin hat sie sich gewendet?"

„Wenn ihr kein Unglück begegnet, schwebt sie jetzt auf den Wellen der Donau, um das türkische Ufer zu erreichen."

„Kinder," rief Herr Czabo nach einer Pause, „versprecht Ihr mir, zu schweigen wie das Grab?"

„Wir versprechen es!" sagten feierlich die jungen Leute.

„Gut, dann mag die Gräfin mit den zwölf Gulden, die ich ihr im voraus bezahlt, in der Türkei ihr Glück versuchen — meine Reputation ist mir mehr werth als diese elende Summe."

„Vater," sagte Netti, „ich habe Ihre Börse in der Küche am Boden gefunden — wenn Sie sie vermissen — hier ist sie."

Herr Czabo steckte die Börse zu sich. Seine Hand zitterte, als er sie ergriff, denn er erinnerte sich des Augenblicks, wo er sie in die niedliche Hand legte, die ein Heirathsproject in dem Kopfe des Witwers erzeugt hatte.

Eine Stunde später hatte sich alles in die Schlafzimmer zurückgezogen. Netti träumte von ihrer nahen Hochzeit — Ferenz sandte noch ein Gebet für die Rettung der Flüchtlinge zum Himmel empor, dann entschlief er — und der Apotheker lag wachend in seinem Bette, er hatte mit einer schwermüthigen Freude den Schluß aus der ganzen Sache gezogen, daß es für die Ruhe seines Witwerherzens gut sei, daß es so und nicht anders gekommen wäre. Ein Mann, dachte er, der jeden Tag Bürgermeister von Semlin zu werden hofft, kann doch seine Köchin nicht heirathen, und ich hätte sie geheirathet, wenn sie

Kathi Lajos geblieben wäre. Der Wille des Himmels sei gepriesen.

Mit einem tiefen Seufzer hüllte sich der Commandant in seine Decke und entschlief.

Als nach Mitternacht der Mond hinter einer schwarzen Wolke hervortrat und die romantischen Gestade der Donau beleuchtete, knieten drei Gestalten an dem Ufer des rauschenden Flusses und verrichteten ein kurzes Gebet.

Es waren Janos, Thekla und der treue Fischer; sie hatten glücklich nach einer dreistündigen gefahrvollen Fahrt das rettende Ufer erreicht.

August Schrader.

Das St. Helenenthal.

(Nach dem Französischen.)

Ich will hier eine Begebenheit erzählen, deren Zeuge ich gewesen bin; sie ist an sich sehr einfach, hat aber seit dem Tode des Kaisers zu St. Helena einen Anstrich von Wunderbarem angenommen.

Es war nach der Schlacht bei Wagram. Unter den sehenswerthen Plätzen, welche wir damals in der Umgegend von Wien gern besuchten, verdient Baden, etwa vier unserer Postmeilen von der Hauptstadt Oesterreichs und drei von dem kaiserlichen Lustschloß Schönbrunn entfernt, eine besondere Erwähnung.

Diese kleine Stadt ist wegen ihrer Schwefelbäder und wegen ihrer schönen Landschaftspartien berühmt. Fast jeden Sommer bringt der Hof, von den vorzüglichsten Mitgliedern des diplomatischen Corps begleitet, einige Zeit daselbst zu. Die Lage derselben ist eine der reizendsten. Mitten zwischen Bergen und Felsen, deren bebaute Höhen von Reichthum und Fruchtbarkeit zeugen, findet man Ebenen von üppig tragenden Hügeln durchschnitten, Wiesen mit Blumen übersä't, frischen Rasen und entzückende Spaziergänge. Den Hintergrund der Landschaft bilden grüne Baumreihen, welche das Bild begrenzen und im Duft und in der Ferne wie ausgedehnte luftige Waldungen erscheinen.

Die schönste dieser Ebenen ist ohne Zweifel das St. Helenenthal.

Man denke sich den ausgedehntesten englischen Garten, bloß von der Hand der Natur, ohne Berechnung, ohne Plan angelegt; eine köstliche Luft, einen sammetweichen Rasenteppich; natürlich abgerundete Pfade, welche in sanften Windungen zum Gipfel eines grünenden Hügels hinanführen; einen krystallhellen Bach, welcher murmelnd durch das Thal hinrieselt; zufällig hingeworfene Brücken, die nicht besser angebracht sein könnten; die Atmosphäre von milden Wohlgerüchen geschwängert und zu den Füßen den reichsten Teppich duftender, in allen Farben prangender Wiesenblumen.

Es ist ein köstlicher Ort dieses St. Helenenthal! ... Alle berühmte Männer sind hingegangen, alle Bewunderer einer schönen Natur haben es besucht, alle Liebende haben seine balsamische Luft athmen, auf seinen heimlichsten Pfaden wandeln, einige seiner bescheidenen Blümchen, dieser Kinder der Einsamkeit, pflücken, auf den Trümmern dieses alten Schlosses, auf dem Gipfel des das Thal überragenden Felsens sitzen wollen, denn für den denkenden, den liebenden Menschen ist dort alles Drama, alles Poesie.

Zur Rückkehr von da wählt man gewöhnlich den kürzern nach Baden führenden Weg; man kommt dann vor dem prächtigen Palast vorbei, welchen der Erzherzog Carl nach dem Plan des Nassauer Schlosses hat bauen lassen, um seiner Gemahlin eine treue Nachahmung der Wohnung, in welcher sie ihre Jugend verlebt hat, zu geben.

Man hatte Napoleon von St. Helena, von diesem köstlichen Thal, von seinen Umgebungen erzählt. Er war schon einmal durch dasselbe gekommen, allein zu schnell, um eine deutliche Erinnerung davon zu haben.

Es war im Monat October 1809; der Kaiser mußte Oesterreich bald verlassen, denn alles verkündete den nahen Abschluß des Friedens.

Eines Tages wollte er dieses Thal sehen, aber allein, früh Morgens, bei Sonnenaufgang. Der Himmel war an diesem Tage heiter und rein; er erschien den Blicken des Eroberers Aegyptens wie ein orientalischer Saphir. Man sah am Horizont einen schwachen Lichtpunkt sich gestalten, größer werden, sich ausdehnen und seine zahllosen Strahlen bald als Feuerbüschel, bald als lange goldene Lanzen oder als flammende Schwerter am Himmel hinschießen.... Napoleon lächelte diesem Lichterspiele entgegen, als ob es eine Huldigung gewesen wäre, welche die phantastische Natur dem Eroberer darbrächte.

Er bestieg den Euphrat *), dessen Gang und Zierlichkeit ihm so wohl gefielen, und er war bald auf dem Punkt angekommen, den er besuchen wollte. Da bewunderte er schweigend den Eindruck, welchen die Landschaft machte, stieg den kleinen Pfad hinan, besuchte die Ruinen und blieb, einige Augenblicke im Anschauen des stillen Bildes, welches vor ihm lag, versunken, unbeweglich stehen.

Es war Herbst, die Zeit, zu welcher die Seele sich gern düstern Gedanken hingiebt, wo mit dem Ende der schönen Tage alles zu Ende zu gehen scheint, wo man die Waldungen trauern sieht, welche jedem Athemzug des Beschauers eines ihrer Blätter entgegenschicken, das sich ablös't, verwelkt und entfärbt herabfällt wie ein frühzeitiger Tod, ein letztes Lebewohl. ...

Der Kaiser sprach nicht.

---

*) Ein Pferd aus seinem Marstall, welches Napoleon vorzugsweise gern ritt.

Nach einer langen Pause, während welcher Napoleon ganz in seine Gedanken versenkt zu sein schien, drückte er auf einmal seinem Euphrates die Sporen in die Seiten, und dieser schöne Renner hatte bald den Raum durchflogen, welcher ihn von Schönbrunn trennte.

Der Kaiser fand, als er seine Gemächer durchschritt, viele Menschen; er sagte kein Wort. Man bemerkte, daß er nachdenkend mit etwas beschäftigt war, jedoch ohne üble Laune. Ehe er in sein Cabinet ging, traf er auf den Fürsten von Neufchatel: „Wissen Sie wohl," sagte er, ohne stehen zu bleiben, „daß Ihr St. Helenenthal unendlich heimlich ist und daß man versucht werden könnte, darin zu bleiben, um daselbst seine Tage zu beschließen?"

Damals achtete Niemand auf diese Worte des Kaisers, und ich würde ihrer auch heute nicht erwähnen, wenn sie nicht auf eine ziemlich auffallende Weise mit seinem traurigen Ende in einem andern Thal, einer andern St. Helena zusammenträfen.

Das Historische der Zahl vier.

Die Zahlen haben ihr Verdienst und vor allem ihren Einfluß, der sich auch jetzt noch fühlbar macht, aber der in der Vorzeit oft als Orakel galt. Besondere Wichtigkeit legte man auf die sogenannten vollkommenen Zahlen, wie drei, vier, neun. Die Zahl zwölf war heilig wegen der zwölf Zeichen des Thierkreises und der zwölf Monate; die Zahl sieben wegen der sieben Planeten und der sieben Tage der Woche. Die Zahl vier, eine der vollkommensten, bezog man auf die vier Jahreszeiten. Sie wurde in vielen Redensarten sprichtwörtlich. Gelehrte kamen zu Vier zusammen, um zu beweisen, daß diese Zahl heilig sei wegen der vier Elemente, der vier Cardinaltugenden, der vier Hauptwinde, der vier Theile der Welt, der vier großen Monarchien und vier Lebensalter. Bernis machte ein Gedicht auf die vier Tageszeiten. Le diable à quatre ist ein Ausdruck, welcher einer artigen komischen Oper im vorigen Jahrhunderte den Titel gegeben hat; Voltaire hat eine Erzählung daraus gemacht. Man theilte die Stunde in vier Theile. In Flandern gab es vier Handwerke. Es giebt Dinge, die man nur unter vier Augen sagt. Inzwischen gab der Kaiser Karl IV. die berühmte goldene Bulle. Er war ein Belgier vom Hause Luxemburg. Er hatte mindestens das Eigenthümliche, daß er vor der Zahl vier eine abgöttische Verehrung hegte. Er stellte seine Truppen in vier Reihen auf, theilte sein Heer in vier Corps, schwur bei der Zahl vier, hielt vier Mahle täglich, hatte vier Paläste, vier Säle in jedem Palast, vier Fenster in jedem Zimmer und in jedem der Säle vier Kamine, vier Thüren, vier Tische und vier Kronleuchter. Er trug eine Krone mit vier Verzweigungen und seine Kleidung hatte vier Farben. Er verstand vier Sprachen. Er heirathete vier Frauen; von Bianca von Valois hatte er vier Töchter und von Anna vier Söhne, wovon zwei, Wenceslaus und Siegmund, nach ihm Kaiser wurden. Er war den vierten des Monats stets guter Laune und theilte seine Gnadenbezeigungen immer um vier Uhr aus. Seine Kutschen waren mit vier Pferden bespannt; auf seiner Tafel wurden immer vier Gerichte zugleich aufgetragen; er trank viererlei Wein und wollte, daß man ihn viermal grüße. Er trieb diese Liebe zu der Zahl vier so weit, daß er das ganze Reich in vier Theile theilte. Er creirte vier Herzöge: den von Braunschweig, von Schwaben, von Baiern und von Lothringen; vier Landgrafen: von Thüringen, Hessen, Leuchtenberg und Elsaß; vier Markgrafen: von Meißen, Brandenburg, Mähren und Baden; vier Burggrafen: von Meideburg, Nürnberg, Ranek und Stromburg; vier Grafen: von Cleve, Schwarzenberg, Sachsen und Savoyen; vier Reichshauptleute zur Anführung im Kriege: von Flandern, Tyrol, Altenburg und Ferrara; vier Barone: von Mailand, Escula, Mirandola und Padua; vier Großädte: von Fulda, Kempten, Weißenburg und Murlach; vier Großmarschälle des Reichs: die Herren von Pappenheim, Jülich, Meißen und Bistingen. Vier Städte erhob er zu Reichsmetropolitanstädten: Augsburg, Aachen, Speyer und Lübeck; zu Reichsburgen: Altenburg, Meideburg, Rothenburg und Mecklenburg; vier zu Reichsdörfern: Bamberg, Ulm, Hagenau und Schlettstadt. — Der Tod Karl's IV. war von kleinen Varationen für ihn begleitet: er starb im 63. Jahre und wäre so gern 64 alt geworden; aber er hatte 32 Jahre oder viermal 8 Jahre regiert — das war ein kleiner Trost. Er sah 1378 seine letzte Stunde nahen, darüber war er ganz traurig. In seiner Agonie, welche am 29. November eintrat, bat er seine vier Aerzte dringend, ihm nur bis zum 4. December das Leben zu fristen; ihre Bemühungen waren umsonst und er überlebte den Tag nicht; aber er hatte doch die Freude, um vier Uhr vier Minuten zu sterben, nachdem er viermal seinem ganzen Hof, der Vier zu Vier sein Bett umstand, Lebewohl gesagt. Man fügt hinzu, daß Karl IV. vier Geliebte hatte.

Feuilleton.

Die Liebe heilbar. Daniel Huntius, Bischof zu Avranches (geb. den 8. Februar 1630, gest. 1721) glaubte, daß die Liebe sehr wohl durch Schwitzen und Aderlassen zu heilen sei. Zu heilen! Dieser Mann, der übrigens antiquarischer Schriftsteller, hielt die Liebe also für eine Krankheit, und man muß wenigstens gestehen, daß seine

Mittel trefflich gewählt sind. — Man denke sich einen feurigen Liebhaber in der Barbierstube mit Schröpfköpfen bedeckt — muß er sich, wenn er etwa seitwärts seine Jammergestalt im Spiegel erschaut, nicht im Stillen des Gedankens an die Geliebte schämen? Und nun gar schwitzen! Fliederthee, eine Chemnitzer wollene Nachtmütze über die Ohren und tief im Bett vergraben. Wer in solcher Situation noch Sehnsucht der Liebe fühlen kann, muß wahrhaftig ein ruchloser Freigeist sein, denn schon der Gedanke ist Entweihung. — Der gute Daniel meint demnach, daß die Liebe im weggebenden Schweiß enthalten sei. Wir überlassen den Chemikern, was ihres Amtes ist; sie mögen den Liebestoff als neues Element auffinden und passend benennen, etwa Ereine, Minna, Amorit oder so ähnlich. Indeß war jene Meinung eines antiquarischen Schriftstellers würdig. Gott hab' ihn selig!

Ein Beweis von Demoralisation in den niedern Volksschichten zu Halle gab sich unlängst dadurch kund, daß ein Handarbeiter sein gestorbenes Kind in einen Bogen Papier wickelte und solches an die Anatomie für — *fünf Silbergroschen* verkaufte.

Der Gütertransport auf der Eisenbahn von Hamburg aus hat so zugenommen, daß in der Regel jetzt täglich vierzig schwer beladene Wagen abgehen. Jeder derselben ist mit 180 Centnern Waaren beladen und es wären täglich 3120 Pferde erforderlich, diese Lasten fortzuschaffen.

Der Perlenfischer in Leipzig. Ein Gourmand, welcher sich neulich zu einem Austernfrühstück in einem am Markt gelegenen italienischen Keller begab, fand während des Essens in einer Auster eine Perle von der Größe einer mittelmäßigen Erbse, wofür ihm ein Kenner augenblicklich sechs Thaler bot.

Fest und beharrlich. Im Gefängnißhause zu Minden ereignete sich ein eigenthümlicher Beweis von Ausdauer. Ein Gefangener sollte nach dem Zuchthause zu Herford abgeführt werden, welches jedoch wegen Krankheit des Aufwärters unterblieb. Der Mann wurde in eine andere, festere Zelle geführt, jedoch man fand am Abend, daß er den Ofen ausgerissen hatte, um durch den Schornstein zu entkommen. Am folgenden Tage wurde er überrascht, als er sich aufhängen wollte. Nun machte er den letzten Versuch, um entweder zu entkommen oder elendiglich unterzugehen. Er rieb nämlich zwei Stücken Holz so lange, bis sie sich entzündeten, warf das Feuer in seinen Strohsack und das Zimmer war bald von Rauch angefüllt. Ein in dem Nebengemach Sitzender sieht den Dampf durch das Fenster ziehen und ruft den Wächter. Die Zelle wird aufgeschlossen und man findet nach langem Suchen den Gefangenen glatt auf der Erde liegend und ganz bewußtlos. Ein herbeigerufener Arzt erklärte jedoch, daß er sich nur verstelle, und der scheinbar Bewußtlose wurde auch bald nach einigen handgreiflichen Versuchen in's Leben zurückgerufen. — Er hatte das Feuer bloß darum angezündet, um in der Verwirrung, die dadurch entstehen mußte, davon zu laufen, was jedoch mißlang.

Nach einer Anzeige des bekannten englischen Astronomen Hind ist der große Comet, welcher die Welt 1264 in Staunen und Schrecken versetzte und der, wie man glaubt, 1556 sich wieder zeigte, noch in dem jetzigen oder nächsten Jahre zu erwarten. Man hoffte schon 1848 auf ihn, aber er täuschte damals die astronomischen Berechnungen. Wenn er auch diesmal nicht kommt, so geben ihn die Astronomen auf.

Sonderbare Berechnung. Die märkischen Blätter bringen folgendes tendenziöses Curiosum: „Die Kosten der Reaction in Europa im Jahre 1849 an Menschen und Geld.“ Demnach, ohne die Opfer in Baden, Sachsen, Posen und Schleswig-Holstein, fielen im Jahre 1849 111,832 Mann der Reaction zum Opfer. An Geld kostete derselbe Ehrgeiz, welcher jene 111,832 Menschen sterben ließ, Europa im Ganzen 1832 Mill. Francs. Dazu kommt noch der dänische Krieg, der baden'sche und sächsische Feldzug und die unzähligen Opfer, welche die deutsche Revolution forderte. Dem Götzen der Reaction wurden in dem einen Jahre in Europa geopfert wenigstens 150,000 Menschenleben und die artige Summe von etwa 600 Mill. Thaler nach unserm Gelde. Was sich doch mit dem Volke und seinem Geldbeutel nicht alles aufstellen läßt!“

Neun Pfund. Man hat berechnet, daß an den Eisenbahnschienen auf der Strecke von einer Meile durch das Hin- und Herfahren der Dampfwagen sich täglich neun Pfund Eisen abreiben.

Die weiße Dame. Die Illustrirte Zeitung ist dem berühmten weißen Gespenste, weiße Frau genannt, herzhaft zu Leibe gegangen und hat ihr so genau in das Gesicht gesehen, daß sie es für Jedermann mittheilt. Die Frau sieht sich nun gar nicht mehr wie ein Gespenst, sondern wie eine sehr interessante Dame aus dem vierzehnten Jahrhundert an. Auf der Plassenburg bei Culmbach ist ihr Portrait in Stein ausgehauen und in der Gemäldegallerie auf Leinwand übertragen. Geschichtschreiber erzählen von ihr, daß sie Kunigunde, des Landgrafen Ulrich von Leuchtenberg schöne Tochter gewesen sei, Otto IV. von Orlamünde geheirathet habe und bald darauf Witwe geworden sei. Aus verbrecherischer Liebe zu Albrecht dem Schönen, dem Bruder des Burggrafen Johann von Nürnberg, ermordete sie ihre Zwillinge, die ihr ein Hinderniß für ihre zweite Verheirathung zu sein schienen. Später gründete sie, von Gewissensbissen getrieben, das Kloster Günslach und starb als Aebtissin desselben im Jahre 1343. Ihr Verbrechen läßt sie nach dem Volksglauben nicht zur Ruhe kommen und treibt sie, wichtige Ereignisse in dem Hohenzollern'schen Geschlecht durch ihr Erscheinen in den Schlössern zu Ansbach, Baireuth, Berlin und auf der Plassenburg zu verkündigen.

Eine neue Spaltung. Man schreibt aus Palermo: Im Innern der Insel, im Gebiete von Pietraperzia, in der Nähe eines unter dem Namen Pizzo di Corbillo bekannten, unersteiglichen Felsenkegels hat sich die Erde an mehr als zwanzig Stellen gespalten. Aus den Oeffnungen dringen unter furchtbarem Getöse Rauch, vulkanische Stoffe und blitzähnliche Flammen hervor.

„Asyl! Asyl!“ Der Hofrath Dr. Isensee, dem Zeitungspublicum in abenteuerlichen Beziehungen wohl noch erinnerlich, namentlich durch seine Verheirathung mit einer Amerikanerin, welche unermeßliche Reichthümer besitzen sollte, demnächst durch sein Verschwinden aus Berlin und endlich durch die bald darauf erfolgte Todesanzeige in öffentlichen Blättern, wonach derselbe im Genfersee ertrunken sein sollte, ist, wie jetzt auf zuverlässige Weise kund wird, nach verschiedenen Irrfahrten und überstandenen Drangsalen Leibarzt des Kaisers von Brasilien geworden, wo es ihm jetzt sehr wohl ergehen soll.

Ein hübsches Verfahren. Herr von Lamartine giebt in seinem „Conseiller du peuple“ folgende Beschreibung von der Art und Weise, wie die demokratische Partei in Frankreich ihre Candidatur für die Abgeordnetenwahlen aufstellt: „In dem Hinterzimmer eines Kaffeehauses oder einer Zeitungsredaction versammelt sich ein Dutzend Publicisten, Journalisten, Clubbisten und Volksführer aller Art; sie breiten auf dem Tische eine Karte des Departements und eine Liste von zu placirenden Candidaten aus und vertheilen unter Witzen und Späßen Frankreich seine Rollen. „Du,“ sagen sie, indem sie ein Departement mit Namen anreden, „Du bist arm an Geist. Du mußt X für eine Capacität. Nimm ihn und wähle ihn; er ist Dein. — Du bist ein aufgeblasenes, eitles Departement. Wir wollen Dir durch Deine Pariser Berühmtheit schmeicheln. Du wirst Deinen Ruhm nicht zurückweisen wollen. — Du bist ein ewig

servile Departement. Wir jagen Dich in's Bockshorn und schicken Dir einen Mann, der Dich in Respect hält. — Du bist ein industrielles Departement. Da ist ein Arbeiter für Dich. — Du zeichnest Dich durch militärisches Genie aus. Da hast Du einen Unteroffizier. — Du bist phantastisch. Du bekömmst einen socialen Schwärmer. — Du bist von türkischem Blödsinn. Dir gebührt ein Dummkopf. — Das Volk muß beistimmen, denn hier heißt es: Alles oder Nichts! Wer widerspricht, ist ein Verräther.

Ein californisches Blatt, die „Pacific News," bringt eine glänzende Zeitungsente: sie meldet, daß in der Sierra Nevada, etwa 230 Meilen von Puebla in nordöstlicher Richtung, in einer sehr ungesunden Gegend eine ganze Bergreihe entdeckt sei, die fast ganz aus Gold- und Silberfelsen bestehe. Sollte man dort vielleicht die österreichischen Zwanziger aufgespeichert haben?

Jenny Lind hat in Stockholm einen neuen Beweis ihrer Großmuth gegeben. Bekanntlich veranstaltete sie mehrere Concerte, welche den Gesammtbetrag von 15,000 Thaler ergaben. Diese Summe wurde von ihr der Pensionscasse für Künstlerwitwen und Waisen des Hoftheaters ihrer Vaterstadt überwiesen.

London. Am 2. Juli Abends nach 11 Uhr verschied hier der ausgezeichnete Staatsmann Sir Robert Peel. Er ward am 5. Februar 1788 in der Nähe von Chamber Hall bei Bury geboren und erreichte somit das Alter von 62 Jahren. Seine politische Laufbahn begann im Jahre 1809, wo er als Mitglied für Cashel in's Parlament gewählt wurde. Gladstone, in dessen Stimme der tiefe Schmerz über den Verlust seines innigen hingegangenen Freundes zitterte, wandte auf ihn im Unterhause die schönen Worte eines englischen Dichters an, die wir hier in der Ursprache folgen lassen:

Now is the stately column broke,
The beacon light is quenchet in smoke,
The trumpet's silver sound is still
The warder silent on the hill.

Ein Wort über Theater-Actienvorstellungen. Vor mehreren Jahren würden diese Worte in Deutschland für manchen Uneingeweihten noch ein Räthsel gewesen sein; heut zu Tage, wo diese Sitte bei dem flauen Theaterbesuch während des Sommers sich immer mehr geltend gemacht, kennt sie wohl der Niedrigste im Volke. Man hat viel gestritten, ob ein solches Verfahren dem Theaterwesen überhaupt Heil bringe, ob die augenblickliche Abhülfe an Geldmangel sich nicht später nachtheilig für das Cassenwesen herausstelle u. s. w. Sei wie dem wolle, Nachtheil in finanzieller Hinsicht kann sich unmöglich herausstellen, und wenn ja einmal ein Reicher sagt: „Ich besuche jetzt, wo sich Crethi und Plethi im Theater zeigt, dasselbe nicht!" so ist mit dieser Drohung weniger gethan. Er räumt sonach den Platz einem Andern und im Winter, wenn die langen Abende kommen, da geht er doch zur Vertreibung der Langeweile wieder in die Hallen, wo er so manchen Genuß gehabt. — Warum soll der Unbemittelte nicht dieses geistigen Genusses theilhaftig werden, welcher doch so großen Einfluß auf die Bildung des Volks übt? Ich habe mit Wehmuth die ärmere Classe betrachtet, die oft mit wahrhaften Anstrengungen sich ein solches Vergnügen erbeuten muß. Man nehme einen Handwerksgesellen, der bis Abends sieben oder acht Uhr seiner Pflicht in der Werkstatt genügen soll. In großen Städten beginnen die Vorstellungen gewöhnlich um sechs oder halb sieben Uhr. Da wäre denn einem solchen Besucher wenig von seiner Zeit geraubt, so aber will er doch für sein sauer erworbenes Geld einen guten Platz haben, und um solchen zu erlangen, muß er wenigstens vor Eröffnung der Casse eine Stunde vor der Thür stehen. Man gehe einmal in Leipzig an Tagen, wo gerühmte Vorstellungen stattfinden, am Theatergebäude vorüber, da stehen die Armen oft schon um drei Uhr vor den Thüren. Bei gutem Wetter geht dies an, da läßt sich trotz dem Drängen und Quetschen dies Ungemach noch ertragen. So aber schützt in Leipzig weder Wetterdach noch Vorhalle die Eindringenden, welche also Stunden lang Wind und Wetter Preis gegeben sind; denn einen Regenschirm aufzuspannen dulden die Umstehenden nicht, weil dann das herabströmende Wasser auf ihre Köpfe träufelt. Ist diese Kümmerniß unter Hoffen und Harren vorüber, so wird die enge schmale Thür eröffnet und an der Casse beginnt mit der Spitze der Elbogen und Zweckenstiefeln ein wahrhafter Riesenkampf. Wer aus dieser Sturm- und Drangperiode mit zerzausten Haaren und zerrissenem Rock hervorgeht, der kann noch von Glück sagen, so aber büßt Mancher mit Flechsenverrenkungen und achttägigem Brustschmerz. Jetzt keuchen sie nun die Treppen hinauf nach den höhern Regionen. Auf den untern Treppen geht es flink, da leuchten die hellen Lampen, aber je höher man kommt, desto finsterer wird es und beim Eintritt in die stockfinstere Gallerie fällt noch Mancher über die dunkeln ausgetretenen Stufen. Abermals neuer Kampf um einen Platz. Er ist errungen; der arme Gehetzte erholt sich von seinen Strapazen und starrt verwundert in die untern Räume, wo die großen mit Gold verzierten Sammetlogen, in denen prächtige Sessel stehen, während er oben auf der harten Holzbank sitzen muß. Auf den Sammetbrüstungen liegen die Theaterzettel, er möchte gern auch einen solchen besitzen, aber so ein Löschpapier kostet einen Neugroschen und will er sich trotzdem einen solchen vom Billeteur holen, muß er gewärtig sein, den Platz zu verlieren, um welchen ihn Hunderte beneiden, die hinter ihm stehen müssen und sich vielleicht außen eine Hütsche oder Fußbank gegen Leihgebühren erhandeln, um nur Etwas zu sehen. Sehen? Du lieber Himmel! Die Theaterbaumeister haben bei Fertigung des Risses nur die Vornehmen im Auge gehabt, welche Parquet oder Ranglogen bezahlen können. Unten ist Alles prächtig, Alles schön, aber je höher man hinaufkommt, desto mehr schwindet das Praktische und der Schönheitssinn. Die deutschen Theater kommen mir immer vor, als wenn sie ein reicher Mann erbaut, der unten und bis zur Mitte über große Summen verfügt, dem zuletzt aber das Geld ausgegangen. Man nennt die dritte oder vierte Gallerie spottweise den H e u b o d e n, und dies ist jener Raum oft in der That, wenn man die schiefen winkeligen Treppen und Thüren erblickt, wo die Zug- und Stickluft gleichsam ein Privilegium hat. Unten ist freie Aussicht, oben hemmen Quersäulen, Balken, sowie die Biegung der Gallerie bis auf die äußerste Linie jegliche Aussicht. Selbst auf der goldenen Mitte, welche zwei und einen halben Neugroschen mehr kostet, sind sie schlimm daran, denn hier hängt ihnen der Kronleuchter vor der Nase, welche bei dem Dunst und dem Credenzen diverser Branntweinflaschen oft in die Worte ausbrechen möchte: „Ein Königreich für eine Prise Schnupftabak." — Deshalb sind die sogenannten Actienvorstellungen mit ihren billigern Preisen der Plätze für den Mittelstand höchst erfreulich und die Schauspieler kommen weniger in den Fall, vor leeren Bänken zu spielen, wie dies bisher vorzüglich im Sommer geschah. Im Gegentheil, sie finden ein Publicum, welches mit höchstem Interesse dem Spiele folgt; sie spielen nicht vor reichen übersättigten Faulenzern, die nur dann noch an einer Vorstellung Interesse nehmen, wenn eine neue Schauspielerin auftritt oder das Ballet-Chor seine Waden paradiren läßt; ihre Worte verhallen nicht in den Prosceniums-Logen, wo man sie mit großen Operngukern anglotzt und das Hohe, Heilige der Kunst so oft profanirt wird.

Musikalisches. Die Wiener Sängerin Fräulein Henriette Treffz, welche namentlich im Vortrage deutscher Lieder Treffliches leistet und dadurch schon zu wiederholten Malen auch in London außerordentliches Glück gemacht hat, ist für die Wintersaison zu den brillanten Morgenconcerten der Themsestadt als Sängerin engagirt worden und erhält dafür das wirklich fabelhafte Honorar von 40,000 Gulden C.-M. (4000 Pfd. St.)

*** Madame Herrenburger-Tuczek aus Berlin hat in Prag gastirt, hat aber nur schwachen Beifall geerntet. Die Sängerin hätte ihren Urlaub benutzen sollen, durch Scho-

nung ihre krankhafte Stimme wieder herzustellen, statt sie noch mehr anzustrengen. Uebrigens wäre diese Schlußbemerkung gewiß auch Seitens anderer Bühnenkünstler, recitirenden und singenden Genres, masculini und feminini generis, der ernsthaftesten Beherzigung werth.

⁂ Meyerbeer hat von der Universität Jena das Doctordiplom erhalten.

Aus der Theaterwelt. Die Ausstattung des Propheten in der großen Oper zu Paris soll, einem Pariser Blatt zu folge, 900,000 Francs gekostet haben. Das scheint allerdings etwas übertrieben. In Berlin hätte man angeblich 15,000 Thaler darauf verwendet, wovon die Hälfte auf Decorationen und Maschinen kommt, darunter der Sonnenapparat 600 Thaler und der Dampferzeugungsapparat (am Schlusse der Oper) 1000 Thaler. Letzteres wäre eben auch nicht zu wenig.

⁂ Die Censur in Verona. Als bei der nun aufgelös'ten deutschen Gesellschaft in Verona der Schauspieler, welcher den verwunschenen Prinzen spielte, die Worte brachte: „Mir hat's letzthin ein Kanonier erzählt," wurde es ihm verboten, das Wort Kanonier zu gebrauchen.

⁂ Auf der Leipziger Bühne ist Herr Pohle von Hannover noch als Rudolph im „Landwirth" und als Carl Moor mit großem Beifall aufgetreten.

⁂ Der Pianist, Herr Joachim Raff, jetzt in Weimar lebend, hat eine Oper: „König Alfred," geschrieben, welche zuerst in Weimar aufgeführt werden soll.

Humoralia. Ein französischer Publicist ward von einer Dame gefragt: M. Hugo s'est donc fait rouge? (Herr Hugo hat sich also zum Rothen gemacht?) und antwortete: Non, il met du rouge! (Nein, er legt Roth auf!)

⁂ Unlängst brachen Diebe zu Berchtholdsdorf bei Wien in die Pfarrkirche ein. Nach gethanem Raube ließen sie einen Zettel zurück, auf welchem geschrieben stand, daß sie nur die Kirche „vom Staate" (Prunke) getrennt hätten.

MODEN.

Paris, den 5. Juli 1850.

Neue Anzüge, neue Zusammenstellungen in der Toilette werden täglich gemacht, aber wirklich neue Moden giebt es kaum monatlich, und insbesondere nicht leicht in der Mitte der Jahreszeit; da beschränkt man sich darauf, die festgestellten Moden so mannigfach auszubeuten, als es nur irgend möglich ist.

Der Taffet, vorzugsweise der schinirte Taffet ist zwar der Hauptseidenstoff dieses Sommers, aber kaum weniger beliebt sind noch die glasirten Taffete und offenbar für das Eleganteste gelten die hellen einfarbigen Seidenstoffe, z. B. chamois, weiß, rosa, blaßgrün u. s. w. Die Oberrockform hat man um so mehr beibehalten, da der offne Oberrock auch zum Ausgehen für passend gilt. Beide Formen geben unstreitig die feinsten Tagstoiletten ab, da im Sommer ein gewisses Negligé des Anzugs am passendsten erscheint und nur für wirkliche Gesellschaften die knappern und striktern Kleiderschnitte angewendet werden. Besonders bevorzugt sind die Oberröcke von weißem Taffet; diese Röcke sind immer in Schürzenform vorn mit fünf bis sieben Reihen schmaler Spitzen oder mit Posamentirarbeit besetzt. Oft fügt man diesem Ausputze noch eine Reihe Perlmutterknöpfe bei, die denn auch auf dem glatten Leibchen über die Brust läuft. Die Taille des Oberrocks wird mit einem glatten Taffetband umschlossen, das zuweilen ausgebogt und mit einem türkischen Muster bedeckt ist und dessen lange Enden fast den Saum des Rockes berühren.

Neben den seidenen Kleidern trägt man Percal, Jaconnet oder Brillantine, mit persischen Mustern bedeckt; ebenso beliebt sind Seidenmusseline, Batist de laine, Foulard und Barège, welche sowohl einfarbig als mit den beliebten Mustern de mille fleurs getragen werden. Auch sah man in letzterer Zeit Kleider von weißem Mußelin und Organtine, theils fein bestickt, theils auch ganz glatt; der Rock wird mit vielen schmalen Volants besetzt, welche sehr zu gefallen scheinen, vorzugsweise wenn sie in regelmäßige kleine Falten gebrochen sind. Doch bemerkenswerth ist es, daß die weißen Mantillen von Mußelin oder Spitze gänzlich verschwunden sind; dagegen von schwarzer Spitze werden Echarpes, dreizipflige Tücher, Mantillen und kleine Mäntelchen mit vieler Vorliebe getragen.

Von Schmucksachen sieht man außer Knöpfen, Schnallen und breiten Armbändern sehr wenig. Das Armband oder vielmehr mehrere Armbänder gehören jetzt fast zu jedem Anzuge und es giebt darin unzählige Neuheiten. Ebenso setzt man bei jedem vollständigen Stadtanzuge voraus, daß die Dame eine kleine fein emaillirte Uhr bei sich hat, welche indeß wenig sichtbar getragen wird; nur eine feine doppelte Kette, welche an der Broche befestigt wird, deutet sie an, indem der Uhrhaken sehr klein ist und die Uhr sich unter die Falten verbirgt.

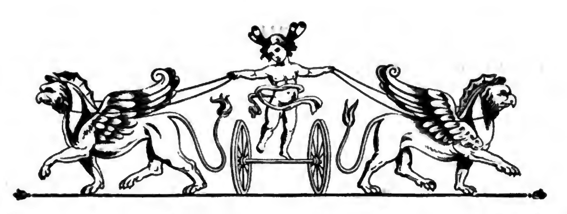
Der Kopfputz ist sehr einfach. Die Putzhauben haben an Größe kaum gewonnen und sind immer noch klein zu nennen; die Barben von weißer oder schwarzer Spitze werden über das Ohr leicht nach hinten geschlagen und durch Bandknoten oder durch Rosetten von natürlichen Blumen festgehalten.

Die Reitanzüge des Sommers bestehen meist aus gestreiften oder gegitterten Cachemirröcken, mit abstechenden Sammetspencern zusammengestellt. Hübsch fand man eine Amazone, die einen königsblauen Thibetrock und einen glatten hohen Spencer von schwarzem Sammet dazu trug. Dieser Spencer war ohne Schößen und vorn mit drei Reihen großer Perlmutterknöpfen besetzt; der Kragen und die Brustklappen lagen sehr flach und waren bis in die Hälfte des Leibchens umgeschlagen; darunter sah man eine Shawlweste von gelbem Cachemir und ein Chemisette mit Busenstreif; eine schwarze Halsbinde drückte eine kleine Stehkrause um den Hals. Die engen Aermel des Spencers waren nur so lang gemacht, um einer Batistpuffe am Handgelenke Platz zu lassen. Dänische Handschuhe mit Stulpen und ein gewöhnlicher schwarzer Herrenhut, mit blauem Schleier versehen, vollendeten den Anzug. Auch sieht man gar nicht selten Reitanzüge, von Nanking und rohfarbigen Stoffen gefertigt; doch dazu gehören die hübschen italienischen Strohmützen, welche Damen, die Locken oder breite Zöpfe tragen, vortrefflich kleiden.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 29. 1) Zughut von orangegelbem Taffet, mit Granaten und schwarzen Spitzen ausgeputzt. Oberrock von Taffet; halboffnes Leibchen, Pagodenärmel; diese so wie der Rock werden mit geknüpften Franzen ausgeputzt. Unterärmel, Chemisette und Taschentuch fein bestickt. 2) Grauer Kastorhut, mit Hahnenfedern ausgeputzt. Sammetspencer, gestreifter Cachemirrock, Chemisette und Unterärmel von gesticktem Mußelin. Cravatte, von blauem Atlasband geknüpft und weiße Stulpenhandschuhe.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 30. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Die Entsagende.

„Hörst Du wohl die schöne Stimme, die unter Deinem Fenster erklingt, liebe Mutter?“ sagte die kleine schmeichelnde Agnes, — „und die rührende Melodie, durch welche der schöne Knabe bittet?“ setzte die ältere Schwester hinzu. Beide Kinder schmiegten sich innig an ihre zärtliche Mutter mit den schönen Blicken kindlicher Zuversicht für den armen kleinen Sänger flehend. — Wie unwiderstehlich diese Blicke sind, vermag allein eine Mutter ganz zu empfinden — und wenn es fremde schon mit Schmerz erfüllt, dem Kinderauge, das vertrauend, wie wir in den Himmel schauen, in die unsrigen blickt, oft, statt des leuchtenden Gewährens, ein dunkles kaltes Versagen zeigen zu müssen — wie schwer muß es nicht einer Mutter werden, die schöner und inniger liebt! Doch eben diese Liebe ist es, die sie ermuthigt, den Regungen der Zärtlichkeit zu widerstehen, welche, stets hingerissen vom Zauber der Kindlichkeit, nie verneinen würde; während Mutterliebe, das treueste Bild der Gottheit, gewährt und versagt, wie es dem Kinde wohlthut, das im Emporblühen nur unglücklich werden würde, hätte es nicht entbehren gelernt. —

Auch die Freiherrin von Hainfeld fand ihr höchstes Glück im Besitz ihrer Kinder und in der Erfüllung schöner Pflichten, die ihr den Aufenthalt auf einer ziemlich einsamen und wenig reizend gelegenen Besitzung so angenehm machten, daß sie sich nicht zurücksehnte nach den Verhältnissen des Jugendlebens, welches sie bei Hof als Schützlingin und Hofdame der liebenswürdigsten Fürstin genossen hatte; es schien ihr sogar, blickte sie zurück in die Vergangenheit, welche ihr einst so lieb gewesen war, als stände außer der Freundschaft kein Gestirn darin, das ihr jetzt genügen könne und das sie in die heitere Gegenwart herüberwinken möchte.

Hatte zwar nicht Liebe sondern Convenienz sie mit Hainfeld verbunden und hatte dieser, dessen heftiger Charakter nur zu oft sein biedres Herz verhüllte, die sanfte zartfühlende Gattin nicht so ganz gewinnen können, so war doch durch die Gegenwart freundlicher Engel die Harmonie der Ehe erwacht, und besonders seit dem Heranwachsen des kleinen Felix, dessen Erziehung die Freiherrin nicht allein vollenden konnte und woran sie doch gern Antheil nehmen wollte, hatten sich beide traulicher genähert, wodurch die Herzen sich lieber gewinnen und höher achten lernten. — Der Freiherr, welcher manche Stunde im Kreise seiner Kinder weilte, fand nur Gelegenheit, die Tugenden seiner Gemahlin zu bewundern, deren Einfluß die Kleinen, welche von Natur schön waren, fast zu Engeln machte. — Rührend war es, zu hören, mit welcher Liebe alle an der Mutter hingen, wie ein ausgesprochener Wunsch derselben ihnen eine heilige Pflicht, ein Kuß, ein Lächeln ihr schönster Lohn war; und vollends die große Herzlichkeit, welche die Geschwister verband. — Das Theilen und Hingeben, das Schonen, Vertrauen und Freuen unter einander war ein seltener, hinreißender Anblick für jeden, der so glücklich war, dieses Eden zu schauen. — Die geistreiche

Mutter hatte es sich vorgenommen, den ersten Unterricht selbst zu geben, vorzüglich aber durch stetes Beisammensein mit den Kindern deren Herzen vor den Eindrücken zu schützen, welche, unvermeidlich von Personen geringerer Art ausgehend, nicht selten nur mit Mühe aus den jungen Gemüthern vertilgt werden können. — Mehr durch Beispiel als Lehre auf ihre Lieblinge wirkend hatte die edle Mutter bald die Freude, ihre schönen Wünsche verwirklicht zu sehen, und manche selige Freudenthräne entfloß ihrem Auge, wenn die holden Kleinen ihr zur Seite knieten, die kleinen Händchen zum Morgengebet gefaltet. —

Mehrere Tage hinter einander war eine angenehme Stimme unter dem Fenster der Freiherrin gehört worden; Felix, welcher sogleich hinuntergesprungen war, brachte die Bitte des Sängers hinauf und konnte gar nicht aufhören von dem armen Knaben zu plaudern und seine Eltern zu fragen: warum jener denn so dürftig sein müsse, da er doch so freundlich und so schön sei. Liane und Agnes hatten sich immer an das Fenster gestellt und die Mutter herbeigerufen, wie hübsch es aussähe, wenn Felix neben dem Knaben stand, und die lebendige Agnes hatte Lianen umfaßt und ihr zugeflüstert, wenn es doch unser Bruder auch wäre, dann würde Felix so glücklich sein als ich, wenn ich meine gute Schwester umarme. — Die Freiherrin, welche schon in der Stille den Wunsch genährt hatte, einen Gefährten für Felix, der den Mädchenspielen nachgerade entwuchs, zu finden und nur aus Besorgniß, vielleicht einen Mißgriff zu thun, ihrem Gemahl, der jeden Gedanken schnell auszuführen pflegte, denselben verschwiegen hatte, zog Erkundigung über den kleinen Sänger ein, der seiner Stimme wegen schon die Gunst der musikalischen Frau gewonnen hatte. Man berichtete sie, daß er der Sohn eines tapfern Streiters aus dem siebenjährigen Kriege sei, der, vor kurzem nach dem Aufenthalt seines großen Feldherrn hinübergeführt von dem Engel des Lebens, seine Witwe ganz dürftig hinterlassen hatte, da er voll Ehrgefühl für seinen Stand nie dem Erwerb der niedern Classe nachgehen mochte. — Jetzt, da ihrer Kinder flehende Blicke ihrem Vorsatz begegneten und Agnes, die alles sagen mußte, was sie dachte, wehmüthig hinzufügte: „Wie mag er nicht hungrig sein, er ist schon von der Stadt heraufgekommen?" beschloß sie die Ausführung nicht weiter hinauszuschieben. — Um aber bei Agnes, deren zuweilen durchblinkende Neigung zum Geiz und zur Eigenliebe ein Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit war, ein edleres Gefühl zu wecken, sagte sie anscheinend kalt: „Gieb ihm doch Dein Frühstück, Agnes." Ueber und über vor Verlegenheit erröthend und mit dem niedlichsten Händchen die blonden Locken aus der Stirn streichend, sagte das kleine schöne Ebenbild des Vaters: „Es schmeckt mir gar zu schön, gute Mutter!" — „Desto größer ist die Gabe für den Dürftigen, entziehest Du sie Dir," sagte ernst die Mutter, und Agnes ging mit langsamen Schritten, ihr Butterbrod in der Hand, der Thüre zu, Lianen winkend. — „O nur dies eine Mal gehe allein, liebe Schwester," bat diese, „ich sehe so gern unbemerkt, wie er sich freut."

Einen sanften Kuß auf das dunkle Lockenköpfchen Lianens hauchend sagte die Mutter bewegt: „Dein Empfinden wird Dich beglücken, mein stilleres Kind! Aber fahre nur fort im Verhüllen — man wird Dich lieben, wie man Agnes liebt; doch verstehen werden Dich nur wenige." — Freundlich öffnete sie, als Agnes wieder heraufgekommen, das Fenster, mit ihrer wohlklingenden Stimme den Kleinen nach seinem Namen fragend. „Wilhelm," klang es melodisch herauf. „Nun, Wilhelm, willst Du hier bleiben, immer hier bleiben?" — „So gern, ach gern! wenn ich nur auch recht viel lernen könnte." — „Das sollst Du auch, hole mir nur Deine Mutter her." — In einigen Stunden erschien eine ältliche Frau, die ihre Freudenthränen über des Sohnes Glück gar nicht stillen konnte; mit Dank und Segen schied sie von der gütigen Herrschaft, die sich ihres Kindes annehmen wollte. Ihn von Zeit zu Zeit besuchen zu dürfen, war alles, was sie bat. —

Wilhelm, reich an Herz und Geist vom Himmel ausgestattet, wuchs, eine edle Pflanze im Hainfeld'schen Hause, heiter und gehaltvoll mit den schönen Geschwistern auf, liebend und geliebt, als sei er ein verbrüdertes Glied des glücklichen Kreises. — Die Freiherrin hatte den Plan gehabt, Wilhelm zum Virtuosen, wohin seine Hauptneigung strebte, ausbilden zu lassen, allein ihr Gemahl, welcher, kam es auf eine Bestimmung für's Leben an, die Kunst für keine so sichere Gefährtin gelten lassen wollte, als eines jener Fächer, die dem Staate unentbehrlich sind, widersetzte sich diesem ernstlich, so daß die hohe Frau schon ganz unruhig über Wilhelm's Zukunft, deren Weg nun eingeschlagen werden mußte, war, als der treue Verfechter ihrer Familienangelegenheiten, der Freund ihres Gemahls, ein berühmter Jurist, der Wilhelm längst liebgewonnen hatte, diesen zum Gehülfen seiner für sein Alter fast zu großen Arbeiten ausgebildet zu sehen wünschte.

Herr Ruhberg, ein schönes Licht im Kranze glänzender Zeitgenossen, in der Jugend und im Laufe männlicher Jahre von des Schicksals ruhigern Wellen getragen, war erst jetzt, wo das Alter einige weiße Blüthen, die die Nähe des höhern Frühlings ankündigen — auf sein Haupt zu streuen anfing, vom ersten aber schrecklichen Sturm desselben um so schmerzlicher erfaßt worden. Ein zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Sohn war in die Fallstricke des Lasters, die eine Entartete ihres Geschlechts ihm für Rosenbande gab, gefallen. — Als der Betrogene zu spät den Abgrund, an welchem er sich befand, erkannte, vermochte er nicht als Giftpflanze in einer Welt

zu leben, in der er sonst als Stern geglänzt — und ehe die Parze seinen Lebensfaden vollendet, verschwand die Jugendgestalt gleich einer tauben Blüthe im Frühling, von welcher keine Frucht das Spätjahr dem Wanderer erzählt.

Der arme Vater, sich an der Säule der Religion emporrichtend und, gelehnt an sie, Kraft zum Siege im Leid gewinnend, sehnte sich nach einer verjüngten Vergangenheit, nach einem Herzen voller Jugend, das des Alters kältere Gefühle so schön belebt; — prüfend hatte er umhergeblickt, aber nur Wilhelm, dessen schöne Begeisterung ihn über die Fläche des Lebens erhob, schien ihm unter Tausenden der Würdigere zu sein, denn der allgemein geachtete Mann verlangte nur einen solchen Juristen, der durchdrungen von den heiligen Rechten der Menschheit nicht ein kalter Vollzieher der Gesetze, sondern ein milder Stellvertreter des höchsten Richters sei, dessen Herz erfüllt von Menschenliebe ein Tempel des Friedenengels, der auch dann noch auf seiner Lippe thront, wenn er des Schuldigen Urtheil spricht. — Der Tag zur Abreise Wilhelm's, der seine akademische Laufbahn beginnen sollte, rückte immer näher und die Gefühle einer ersten Trennung zogen in des siebenzehnjährigen Jünglings Brust ein wie schützende Götter. Des Lebens seligste Beziehungen hatten sich in diesem Kreise vereinigt, ihm einen ewigen Jugendhimmel zu weben, der freundlich und unbewölkt mit dem Menschen geht, wenn der andere sich ihm trübt. — Mit dem Herzen eines Sohnes hing er an seinen Wohlthätern, an den Lehrern seiner Kindheit und Jugend. — Agnes empfing er mit Bruderliebe; Liane war ihm mehr — ach er mochte den Gedanken noch nicht ausdenken; ein Engel stand sie vor seiner Seele; diesen anbeten, ihm jede Tugend weihen, war sein Streben; aber nennen durfte er ihn nicht; es war ihm, als würde er dann entfliehen! Felix, mit ihm im gleichen Alter, war das höchste Glück seiner Jugend! Die hohe Freundschaft hatte beide Jünglinge verbunden, deren Seelen, werth dieser herrlichen Weihe, zwei reine Sterne durch alle Räume wandelten, unter keiner Wolke einer den andern verlierend. — An diesen Sternenkranz reihte sich seine alte Mutter, an der sein Herz mit rührender Kindlichkeit hing. — Wie gewöhnlich den Zurückbleibenden der größere Schmerz eines ernsten langen Abschieds zu Theil wird, so war es auch hier der Fall, und um so tiefer wurden die schönsten Herzen verwundet, da zu gleicher Zeit auch Felix das väterliche Haus verließ, um seine militärische Laufbahn zu beginnen. Für diesen geliebten Sohn war die Mutter voll Besorgniß, seine schwärmerische Begeisterung für eine Sache werde ihn zum größten Entschlusse hinreißen. Ihr ruhig beobachtender Geist hatte manchen Charakterzug ihrer Kinder belauscht, und nie konnte sie im Flug der Jahre einen Eindruck ihres Gemüths schwächen, den sie aus einer Kindheitsscene der Kinder schöpfte. Liane, immer heiter, aber stets ernste Erscheinungen festhaltend, sprach eines Tages, als eine Nonne, die nicht selten dort erschien, weil benachbarte Klöster die Gegend stiller machten, vorübergegangen war, mit rührender Begeisterung von dem frommen Tagewerke derselben und schloß mit dem Gedanken, auch sie wolle Nonne werden. — Nachdem Agnes der Schwester manche Vorstellung von den Freunden, an die sie gewöhnt und die sie dann entbehren müsse, vergeblich gemacht, umarmte sie dieselbe und sagte mit ihrer schmeichelnden Stimme: „Nun denn! geh in's Kloster, liebe Schwester! Nicht wahr, Du wirst für Agnes beten, die Dich recht oft besuchen wird? — aber Deine Brüder dürfen Dich dann nicht mehr sehen!“ — „Ich baue mir eine Hütte dem Kloster gegenüber, wie Ritter Toggenburg,“ sagte Wilhelm. Aber Felix ergriff glühend Lianens Hand: „Leben und Dich nicht sehen!“ rief er; „meine geliebte Schwester, gehe nicht in's Kloster! — Ich folgte Dir bis zu den Stufen des Altars und trüge Dich hinaus, ich stürmte die Mauern, die Dich einschlössen, und begrübe mich unter ihren Trümmern!“ — Daß Felix nur großen edlen Richtungen folgen werde, dafür bürgte sein reiner Sinn ihr, aber sie fürchtete die Gewalt seiner Begeisterung, die stets im schnellen Fluge ihr Ziel erreichen wollte.

Die Einsamkeit, welche seit dem Ausscheiden beider Jünglinge im Hainfeld'schen Hause recht fühlbar geworden, mußte bald der geräuschvollen Ankunft einer nahe verwandten Familie weichen. — Der Kammerherr von Hainfeld, der einzige Bruder des Freiherrn, welcher in einer südlichen Provinz des Reichs lebte, hatte sich veranlaßt gefunden, einige Vermögensangelegenheiten, welche durch den Tod eines begüterten Oheims in Anregung kamen, persönlich mit seinem Bruder auszugleichen. — Er traf mit seiner Gemahlin und dem einzigen Sohn in Hainfeld ein, und die lauten Vergnügungen, an welche seine Lebensweise gefesselt war, schlugen auch hier ihren Wohnsitz auf. — Wenn schon unter beiden Brüdern weniger Uebereinstimmung der Gemüther, als man gewöhnlich in diesem schönen Verwandtschaftsverhältniß voraussetzen darf, stattfand und des Kammerherrn einnehmendes Aeußere auch bei dem Theilnahmlosen den Unterschied gegen seines Bruders tiefern Gehalt zum Vortheil des letztern fühlbar machte, so war die Verschiedenheit beider Frauen für sie so drückend, als für andre bemerkbar. Die Kammerherrin fand den Aufenthalt bei ihrer Schwägerin auch keineswegs angenehm. Agnes war noch die Einzige, der sie Gerechtigkeit widerfahren ließ, welches diese indeß bloß der Kurzsichtigkeit ihrer Tante verdankte, die durch Agnes Schönheit und liebenswürdige Lebhaftigkeit getäuscht sie für eben so leichtsinnig und weltklug als sich selber hielt, während die reizende Jungfrau den Gefühlen nach, wie das öfter unter Ver-

wandten der Fall ist — im Schönen nur der Tante ähnlich war. — Auch ihr Vetter mochte mit seiner Mutter Blicken das offene anmuthsvolle Bezeigen der reizenden Anverwandtin deuten, für die sein leicht entzündbares Herz in vollen Flammen stand, ehe noch Agnes Sehnsuchtshauch sie belebt hatte. — Sie vermochte es anfänglich gar nicht, Zutrauen zu Aurel zu fassen, der, nur wenige Jahre älter als ihre Brüder, wo jene begeistert schwärmten, Ideale sahen und vergötterten, bloß mit Resignation vorüberging und nur im Gebiet der Kunst jene gelten ließ. — Seine feine Aufmerksamkeit indessen, die bezauberte Anmuth seines wirklich schönen Aeußern, seine angenehmen Talente als gewandter Gesellschafter, die er aus den früher besuchten Vereinen schöner Geister sich anzueignen gewußt und jetzt so anscheinend zwecklos geltend machte, gewannen ihm unbemerkt das schönste zärtlichste Herz. Wiewohl der Freiherr nicht so ganz von Aurel's Künsten bezaubert war, so trug doch die Ueberzeugung, daß der Neffe als einziger Erbe des beträchtlichen brüderlichen Vermögens den Glanz seines Hauses zu erhalten wissen werde, hinlänglich dazu bei, ihn gern als Schwiegersohn zu begrüßen. — Die Freiherrin liebte ihre Tochter zu zärtlich, um nicht allein ihr Glück zu wollen; da Agnes dieses im Besitz ihres Aurel's zu finden meinte, hieß sie gern ihre Zweifel schweigen. Während Agnes den Wonnemond einer glücklichen Braut genoß, sorgte das Schicksal hinter dem Schleier, der es dem Auge des Sterblichen verhüllt, auch für Lianen, indem es ihr eine Freundin zuführte!

(Schluß folgt.)

Figaro hier, Figaro da!
Figaro qui, Figaro quà!

Es giebt wohl wenig Lustspiele, die auf und vor der Bühne so viel Intriguen zu bestehen gehabt hätten als Molière's „Tartüffe" im siebzehnten und „der tolle Tag oder die Hochzeit des Figaro" im achtzehnten Jahrhundert. Die Abenteuer des Tartüffe sind bekannt genug und man kann sagen, daß sie sich anderthalb Jahrhunderte lang wiederholten; denn wie haben die Tartüffe's den Tartüffe noch in Frankreich bis unter Ludwig Philipp verfolgt und in Deutschland bis 1848 nach Möglichkeit wenigstens beschnitten mit der — Censurschere. Die Hochzeit des Figaro hat nicht minder, jedoch nur in den ersten zwei Jahren ihres Daseins, zu kämpfen gehabt. Sie fand ihr Ende in der Revolution; vor dieser war sie ein Vorläufer. Sie gab den Hof, den Adel, die Justiz, die Censur, die Kirche, das Feudalwesen, den Verkauf der Aemter, kurz alles Bestehende, was faul und schlecht war, dem Spotte, der Verachtung preis. Je mehr sie gehindert worden war, bei vollem Tages- und Lampenschein zu glänzen, d. h. gelesen und dargestellt werden zu können, desto mehr wirkte sie, als ihr endlich gestattet war, herauszutreten, aber als die Wirkung stattgefunden hatte, mußte die Ursache davon natürlich selbst zu Grabe steigen. Ohne Mozart's göttliche Melodien wüßte kein Mensch mehr in Deutschland, in Europa noch etwas von ihr. Doch, wie gesagt, als Hebel der französischen Revolution hat sie das Ihrige redlich gethan. Der Schauplatz, die spielenden Personen waren nach Spanien versetzt; Beaumarchais schlug auf spanische Säcke und französische Hofesel waren gemeint. Sie merkten so wenig die Schlinge, daß sie alle das Stück wenigstens vorlesen hören wollten. Der König Ludwig XVI., welchen kein Mensch die Erfindung des Schießpulvers zugeschrieben hat, war ziemlich der Einzige, der den Braten roch, während sein Bruder, der Herr Graf von Artois, ihn dagegen auf seinem Privattheater darstellen ließ, ob er schon selbst der genarrte Graf Almaviva war. Mit der Königin Antoinette war es nicht viel anders. Sie ruhte nicht, bis es auf das Théâtre des menus plaisirs kam, d. h. das königliche Privattheater, wo sie oft selbst eine Rolle übernahm und sich oft durch die Rolle wie durch die Ausführung lächerlich machte. Der gute Doctor Bartolo — ich wollte sagen Ludwig XVI. — hatte dies ihr und dem Grafen Artois nicht abschlagen können. Dreißig Vorstellungen hatten schon bei dem Letztern stattgefunden, so daß also eine große Zahl Pariser es bereits zu sehen Gelegenheit gehabt hatten. Jetzt strömte alles schaarenweise nach dem Théâtre des menus plaisirs. Ja, wartet nur! Der Doctor Bartolo oder Ludwig XVI. hat sich wieder anders besonnen, er will nichts mehr davon wissen, „qu'on le joue;" früh um eilf Uhr noch fällt es ihm ein, den Comédiens de Paris einschärfen zu lassen, bei Strafe des Kopfabhackens sich nicht zu erkühnen, auf dem Théâtre des menus plaisirs ihren „tollen Tag" vorzuführen. Zwei- bis dreihundert Equipagen fahren um sechs Uhr Abends vor, und man ist außer sich als man hört, wie man umsonst gekommen sei. Beaumarchais war jedoch nicht der Mann, der sich von so einem Doctor Barthel werfen ließ. Ganz Paris stand ihm ja zur Seite mit Einschluß der Königin. Es gelingt ihm, zwei Gedankenspäher, d. h. Censoren zur Prüfung seines Stücks zu bewegen *). Einer der Minister, de Vaudreuil, läßt das Stück in seinem Hause von den Comédiens du Roi vor dreihundert Gästen aufführen. Doch Figaro's „toller Tag" kann sich immer noch nicht offene Bahn brechen. Zwei volle Jahre **) gingen hin,

---

*) Mehrere Andere scheinen es abgelehnt oder ihr Vidi nicht gegeben zu haben; denn wenigstens spricht Beaumarchais in seiner Vorrede zum Stücke „von fünf bis sechs Censoren," während nur zwei, Le Bret und Lenoir, das „Lu et approuvé" im Jan. 1785 unterzeichneten.

**) Nach den eigenen Angaben des Beaumarchais in

von 1783—1785, ehe man ihn auf der öffentlichen Bühne sehen, ehe Barthelchen die Einwilligung abgerungen werden konnte; denn gerade im Kleinen, wo es auf Eigensinn ankommt, zeigen sich kleine Geister fest, und gerade dadurch steht Ludwig XVI. wie Franz I. und so mancher ihnen ähnliche Fürst groß da. Ganz Paris war wie behext an dem Tage der ersten Aufführung. Wohl einige hundert vornehme Leute hatten sich die Erlaubniß ausgewirkt, in den Zimmern und Cabinetten der Schauspieler speisen zu können, um einen Platz sicher zu haben, und an der Kasse wurden drei Menschen erdrückt. Die erste Aufführung nahm vier Stunden weg; eine Sache, an welche die Franzosen damals noch gar nicht gewöhnt waren, insofern man ein Stück aufführte. Man mußte deshalb später einige Abkürzungen vornehmen; aber wie stieg der Enthusiasmus mit jeder Vorstellung, deren jede ihre 5000 Franken eintrug! Je mehr die Kritik — und an sich meist gar nicht ohne Grund! — gegen die schwachen Seiten des Stücks, gegen die bei jeder Vorstellung deutlicher hervortretenden Hiebe auftrat, die nach allen Seiten hin fielen, desto größer war der Zulauf. Gerade mitten in seinem Triumphe wurde jedoch Beaumarchais in's St. Lazarusgefängniß gebracht; schlimmer als wäre er in die Bastille gekommen. Er hatte eine Forderung von wohl einigen Millionen Livres im Namen einer Gesellschaft, an deren Spitze er stand, an den Hof für Lieferungen im Kriege zwischen Nordamerika und England geltend gemacht, wo bekanntlich das Pariser Cabinet die Partei des erstern ergriffen hatte. In der ersten Hitze, vielleicht durch den „tollen Tag" etwas toll geworden, ließ ihn Ludwig XVI. wegen der eingebrachten Rechnung einstecken und nach St. Lazarus bringen, wo oft ganz gemeine Verbrecher hinkamen. Allein bald besann er sich eines Andern; er fand sich selbst wieder, wie Deutschland seit 1849. Paesillo hatte den „Barbier von Sevilla" bereits als Operntext bearbeitet, Antoinette war entzückt von Almaviva's:

> Ich heiße Lindor,
> Bin nur reich an Liebe
> Und wünsche nur
> Von Dir geliebt zu sein!

Sie spielte, hingerissen davon und hinreißend, die Rosine, und Bartolo ließ durch den Generalcontroleur an Beaumarchais ein höfliches Handbillet abgehen, das die Schuld anerkannte, die Auszahlung anbefahl, die Freilassung im Augenblicke verfügte, sowie die vollkommenste Zufriedenheit mit den Diensten des Dichters ausdrückte. Beaumarchais eilte sogleich in's Parterre, wo Figaro's Hochzeit gerade zum neunundsiebzigsten Male gegeben wurde. Der Beifall erhielt sich so fortwährend, bis die Revolution die Spitzen den Pfeilen abgebrochen hatte, welche darin überall gegen Hof und Kirche und Staatsverkehrtheiten umherflogen. — In Deutschland machte das Stück nicht weniger Glück. Es erschienen wohl vier Uebersetzungen, in Leipzig, Berlin, Nürnberg, Regensburg u. s. w. schon 1785 und mehrere Nachahmungen von Iffland und Jünger*). Freilich konnte hier nur die vielfach verschlungene, wenn gleich natürlich sich bewegende, sowie lebhaft fortschreitende Intrigue und fest markirte Charakteristik, kurz das Stück als solches anziehen. Für die politischen Anspielungen fehlte damals der Sinn und die übrigen Gebrechen des französischen Regimes waren der Menge zu unbekannt. Kurz, Figaro zog nur als ein Kammerdiener an, der klüger war als sein Herr, der Graf; in solcher Art aber behauptet sich das Stück noch heute als Oper, durch Mozart's Zaubertöne seit nun fast sechzig Jahren belebt, die indessen, als sie in Wien zum Erstenmale heraustreten sollten, bei den italienischen Sängern so sehr mit Kabalen zu kämpfen hatten, wie Beaumarchais mit den Censoren und Kammerherren zu Paris selbst! •r.

seiner langen geharnischten Vorrede hat das Stück neun Jahre nöthig gehabt, an's Licht des Theaters zu treten. Fünf Jahre will er es im Pulte liegen gehabt und allem Drängen der Comédiens du Roi widerstanden haben, es ihnen zur Aufführung zu geben; vier Jahre wären dann nöthig gewesen, den Kampf mit der Censur zu bestehen. Die Angabe vom zweijährigen Kampfe hat La Harpe (s. s. Oeuvres. Tom. XII. Paris, 1820), der viel über die Schicksale dieses Stücks nach Petersburg an den Großfürsten Paul und den Grafen Schuwatow berichtet, Beaumarchais müßte es freilich am besten wissen, lügt aber gern.

*) Von Iffland: Figaro in Deutschland. Berlin, 1790; das Langweiligste, was er geschrieben hat! F. Jünger gab der Bühne: die beiden Figaro's, das nicht ohne Werth ist. Ein jüngerer Figaro dupirt da den berühmten ältern Namensbruder.

Feuilleton.

Interessante Aufklärung. In Paris bringt der „Crédit" Memoiren der Frau Marquise Dudevant (George Sand). Man erfährt daraus, daß diese von vielen so gefeierte Person von deutscher Abkunft ist. Der Marschall von Sachsen, Sohn des Kurfürsten August von Sachsen, Königs von Polen, und der Gräfin Aurora von Königsmark, hinterließ eine natürliche Tochter, Maria Aurora, die nach dem Tode des Marschalls durch ein Arrêt des Pariser Parlaments legitimirt wurde. Diese Tochter des Marschalls von Sachsen und Enkelin des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen wurde an den Freund Rousseau's, Dupin von Francreil, verheirathet und ihre Tochter ist Georges Sand oder Maria Aurora, Gemahlin des Obristen Marquis von Dudevant. Die Königsenkelin, sagt man sich, sei à la Jean Jacques Rousseau erzogen, was ihrer Versicherung gar nicht bedurfte.

Bem soll sich vor vielen Jahren, als er noch Zögling der Militärschule in Warschau war, zu einer Kartenschlä-

gerin begeben und sie befragt haben, ob ihm Kriegsruhm auf seiner Bahn in Aussicht stehe. Die alte Sybille habe dann nach siebenmaligem Kartenauflegen prophezeiht: Bem würde zu den vorzüglichsten Heerführern gezählt werden, sobald er einmal sieben Gutsteher für sein militärisches Talent besitzen werde. Das Orakel ging buchstäblich in Erfüllung. Bem hatte — Siebenbürgen (sieben Bürgen).

Viel Aufsehen erregt in den höhern Gesellschaftskreisen zu Berlin eine sehr schöne junge Dame mit ergrautem Haar. Auch die Augenbrauen und Wimpern sind weiß. Man sagt, daß dies Folgen einer Krankheit seien; doch fehlt es nicht an Leuten, die lange Geschichten darüber erzählen. Die Haupterzählung ist natürlich: „Eine unglückliche Liebe.“

Der kleine Fluß, welcher das Dorf Aestoria in Orega (Vereinigte Staaten) bespült, hat den (langen) indischen Namen Oecunocegeecocaeuceoadungo, was Trägheit bedeutet. Für einen Trägen wird es sehr beschwerlich sein, das Wort auszusprechen.

Der Athlet Toldy Janos ist im Wiener Circus verunglückt. Bei den herkulischen Productionen, wo er einen Ambos auf seine Brust legte und auf denselben mit aller Kraftanstrengung schwere Hammerschläge führen ließ, glitt der Ambos ab und maschinenmäßig traf der schwere Schlag des Hammers statt den Ambos des Athleten Brust mit solcher Wucht, daß ihm das Blut aus dem Munde quoll und er ohnmächtig aus dem Circus getragen werden mußte.

Ein gescheidtes Vieh. Man hat viele merkwürdige Geschichten von Hunden erzählt, noch niemand aber gedachte Cabot's, des Hundes, der im Club circus national zu Paris den Löschmannschaften beigesellt ist. Cabot legt sich während der Vorstellung ruhig in eine Ecke, aber sobald der Vorhang fällt, steht er auf und macht die Runde durch das Haus, um eine genaue und sorgsame Inspection vorzunehmen. Unlängst hält er auf seinem Marsche vor der Thüre der Tänzerinnen an; die jungen Damen hatten im Zwischenacte eine Cigarre geraucht, einige Funken waren niedergefallen und hatten einigen Flitterkram entzündet. Cabot begreift sogleich die Gefahr, er läuft zu den Löschmannschaften, packt einen derselben beim Beinkleid und bellt so lange und so heftig, daß man ihm endlich folgt und noch früh genug kommt, um des Feuers Herr zu werden.

Die Oeffnung der Körper der siamesischen Zwillinge hat ergeben, daß sie alle Lebensorgane, Leber, Herz, Lunge, Magen u. s. w. gemeinschaftlich besaßen. Ihr gleichzeitig erfolgter Tod war mithin bedingt.

Die widerspenstigsten Musiker sollen im Theaterorchester zu Zürich sitzen. Von der ersten Violine bis zum Triangelschläger waltet der „Geist, der stets verneint.“ Stümper durch und durch widersetzen sie sich dem Theaterdirector bei jeder Gelegenheit, indem sie sagen: er muß uns haben, es geht nicht anders. Eine Oper mit einer ordentlichen Probe gehört in dieser Tonkunstwerkstätte schon zu den Seltenheiten.

Die Gesammtlänge der deutschen Eisenbahnen für den Personenverkehr belief sich zu Ende des Jahres 1849 auf 918 geographische Meilen, wovon 80 Meilen erst im Laufe des vorigen Jahres eröffnet worden sind; die bis jetzt in diesem Jahre eröffneten beiden Strecken der Main-Weserbahn hinzugerechnet haben wir im Ganzen 928 Meilen Eisenbahn in Deutschland, von denen 335 Meilen Staatsbahn sind. Darunter besitzt Preußen 340, Oesterreich 187, Baiern 82½, Sachsen 55½, Hannover 48, Baden 42, Kurhessen 33, Würtemberg 23, Holstein 23, Schwerin 19, Anhalt 12, Braunschweig 11½, Weimar 10 Meilen ꝛc. Die Privatbahnen befinden sich im Besitze von 41 Actiengesellschaften, deren Actiencapital einen Gesammtbetrag von 158,500,000 Thalern ergiebt, wozu noch Anleihen im Betrage von 62,500,000 Thalern kommen — also ein Gesammtcapital von 221,000,000.

Hängen aus Liebhaberei. Unter dieser Ueberschrift erzählt ein englisches Blatt Folgendes: Vor kurzem trug sich zu Stourport folgendes sonderbare Ereigniß zu: Zwei Fischer tranken zusammen in einem Bierhause, als einer von ihnen, ein Mann von 30 Jahren, Levy Rowley, dem andern, viel jüngern, Josiah Burton, anvertraute, daß er der Mühen der Welt überdrüssig sei und sich aufhängen wolle. Augenblicklich erbot sich Burton den Henker dabei zu spielen; und demgemäß begaben sie sich mit einem Stricke versehen nach einem Platze in der Nähe, wo ein Baum stand, der sich trefflich zu einem Galgen eignete. Rowley stellte sich auf einen Holzblock, während Burton schnell den Strick an Zweig und Nacken befestigte und dann den Klotz wegstoßend seinem Freund auf den Weg in die andre Welt half. Dann kehrte er ruhig nach dem Bierhause zurück und erzählte seinen übrigen Genossen, wie sauber er das Geschäft abgemacht habe. Da ihm indessen niemand glaubte, blieben Alle lachend ruhig sitzen. Etwas später ging Burton wieder allein nach jener Stelle und fand, daß die Züge seines Freundes sich bereits beträchtlich verändert hatten. Er kam deshalb auf den Gedanken, es wäre besser ihn abzuschneiden und noch einmal nachzufragen, ob es ihm Ernst sei mit seinem Entschlusse, der Welt Lebewohl zu sagen. Das Abschneiden war indessen kein leichtes Werk, da das Messer, welches Burton aus der Tasche zog, sehr stumpf war. Endlich jedoch kam er damit zu Stande und legte seinen Gefährten auf den Rasen. Er fragte nun den Gehängten nach seinem letzten Entschlusse, ward aber, da er keine Antwort erhielt, ärgerlich und schlenderte nach der Kneipe zurück und überließ seinen Freund seinem Schicksale, überzeugt, daß dessen Gefühllosigkeit reine Verstellung sei. Jedoch die andern Leute in der Schenke wurden zuletzt bedenklich und glaubten, daß an Burton's Worten doch etwas Wahres sein könne. Sie gingen daher hinaus und fanden Rowley anscheinend todt. Sie brachten ihn augenblicklich in's Haus und nachdem sie die geeigneten Mittel, ihn wieder in's Bewußtsein zu rufen, lange vergeblich angewandt, hatten sie zuletzt die Genugthuung, ihre Anstrengung von Erfolg gekrönt zu sehen. — Wie es heißt, will Rowley jetzt von Hängen nichts mehr wissen und hat sich darein ergeben, noch weiter zu leben.

N. P. Willis, der bekannte amerikanische Schriftsteller, ist in einem Duell mit dem Schauspieler Forrest schwer verwundet worden. Die Veranlassung war eine Intrigue zwischen dem Dichter und der Gattin des Herrn Forrest, einer gebornen Engländerin, wenn wir nicht irren aus der Künstlerfamilie Sinclair.

Türkische Justiz. Der bekannte englische Reisende Charles Macfarlane erzählt davon in seinem neuesten Werke (Turkey and its Destiny. London, 1850) folgendes schlagende Beispiel: „Eines Morgens sahen wir in der Nähe des schönen Springbrunnens von Tophana einen griechischen Gärtner, welcher frische Feigen verkaufte. Das in seinem Korbe befindliche Obst war so schön, daß wir im Begriff standen, ihm etwas abzukaufen, als zwei türkische Wächter auf ihn losstürzten und ihn gewaltsam anpackten. Was hatte der Gärtner verbrochen? — Er hatte sein Obst um einige Pares höher als zu der vom Gouverneur von Tophana festgesetzten Taxe verkauft. Aber, sagte der arme Grieche, meine Feigen sind von der besten Sorte; es sind wahrhaft köstliche Früchte und jeder wird gern etwas mehr dafür geben als für andere, weniger schön gerathene. Was ist mein Verbrechen? Ich zwinge ja keinen Menschen, sie zu kaufen. — Die Wächter antworteten ihm, daß er das Gesetz übertreten habe, daß Feigen — Feigen seien und alle zum nämlichen Preise verkauft werden müßten; weil er einen höhern Preis dafür genommen, müsse er in's Gefängniß. Darauf zwangen sie ihn, sich den Korb auf den Kopf zu setzen und indem sie ihm einen Fußtritt gaben, damit er schneller vorwärts gehe, führten ihn die Diener

des Gesetzes nach einer jener furchtbaren Zellen ab, in welchen man kaum einige Zeit verbringen kann, ohne sich eine oft tödtliche Krankheit zuzuziehen. Leute, die mit den Landessitten wohl vertraut sind, versicherten mir, daß man ihn nicht eher wieder herauslassen würde, als bis die türkischen Polizeibeamten alle seine Feigen verzehrt und noch obendrein eine Geldsumme von ihm eingetrieben hätten."

Friede ihrer Asche. Sogar die Kirchenzeitungen werden von der jetzt herrschenden Preßcholera befallen. Eben zeigt die „Leipziger allgemeine Kirchenzeitung" von Zille selbst an, daß sie vor der Hand verschieden sei. „Die lähmenden Zeitverhältnisse nöthigten uns zum Schweigen, statt zum Reden," sagt sie. Ein schlechter Soldat, der seinen Posten gleich verläßt, wenn er von ferne her Schüsse fallen hört.

Wieder ein Heirathsgesuch. In Nummer 158 der neuen Salzburger Zeitung steht wörtlich folgendes Inserat gedruckt: „Heirathsgesuch. Ein Familienvater wünscht sich mit einer Näherin oder mit einer andern übertragenen Person, welche einen guten Leumund und etwas Vermögen besitzt, zu verehelichen. Derselbe ist selbst zu treffen beim Stieglbräuer in Salzburg, Sonntag, den 14. August Nachmittags 4 Uhr im Gastzimmer zur rechten Seite."

König Ludwig von Baiern konnte der Krone entsagen, aber die Kelle des Bauherrn hält die Hand noch fest, die vor dem Fächerschlage eines coquetten Weibes den Scepter sinken ließ. Ludwig läßt nun auf eigene Kosten die Propyläen, ein Thor im griechischen Style, am Ende der Brienerstraße bauen, mit dessen Plane er schon längst umging. Rechts davon ist die Glyptothek, links das Industrieausstellungsgebäude, beide ebenfalls im griechischen Style.

Auf auf, ihr Brüder, und seid stark! Im Stuttgarter Beobachter fordert Theobald Kerner alle geistigen Größen Deutschlands ohne Unterschied ihrer politischen Ansicht im Namen der beleidigten Wissenschaft auf, zu Gunsten des im öden Zuchthauskerker zu Spandau verkümmernden Gottfried Kinkel einzuschreiten, der königl. Gewalt offen und frei mit der Macht ihres Geistes entgegenzutreten und ihr mit dem Fluche der Gebildeten des Jahrhunderts, mit dem Sängerfluche zu drohen. Wer Recht gehabt, Herzog Karl oder Schubart — darüber hat nicht bloß die öffentliche Meinung, darüber hat jetzt auch die Geschichte und wahrlich nicht zu Gunsten des Erstern gerichtet. Ebenso wird sie dereinst auch richten zwischen Friedrich Wilhelm IV. und Kinkel. Die Jury dazu wird nicht ausbleiben; ihr Wahrspruch kann schon jetzt nicht zweifelhaft sein.

Der Geduldhahn. In der Umgegend von Hildesheim müssen kinderlose Leute dem Pfarrer jährlich einen Hahn geben, damit er wegen Ausfall der Taufgebühren Geduld habe. Diese Ausgabe heißt deshalb der „Geduldhahn."

Ein Eisenbahnabenteuer. Ein ziemlich sonderbares Ereigniß, welches einem Roman zur Copie dienen könnte, ereignete sich jüngst auf einer englischen Eisenbahn. Eine junge, elegant gekleidete Dame, etwa 24 Jahre alt, auf dem Arm ein kaum zwei Monate altes Kind, stieg in das Coupee eines Wagens, in dem bereits zwei Herren Platz genommen. Während der Fahrt knüpften die drei Personen ein Gespräch an, das sie mehr und mehr näherte und das bereits so vertraut geworden war, daß die Dame den Muth hatte, auf einer der Zwischenstationen einen der Herren zu bitten, auf einen Augenblick das kleine Wesen zu hüten. Die Bitte wurde galant erfüllt, allein die Dame kam nicht wieder. Man denke sich die Lage der Herren mit dem schreienden Kleinen. Bei genauerer Untersuchung fand man bei dem Kinde zwei Zehnpfundnoten und einen Brief, in dem stand, daß man das Kind seiner Zeit in „Times" reclamiren werde.

Kunstzeitung. Der berühmte Maler Rottmann in München ist am 9. Juli früh gestorben. —

*** Aus München kommt die Nachricht: daß König Max die Einleitungen zur Ausführung eines großen künstlerischen Unternehmens hat treffen lassen: „Die bedeutendsten Momente der Geschichte durch eine umfassende Reihe historischer Gemälde darzustellen." Zur Theilnahme sollen alle bedeutenden Künstler Deutschlands aufgerufen werden, auch sollen dabei auswärtige Künstler nicht ausgeschlossen sein. — Unterdeß hat König Ludwig die Büsten des k. k. General-Feldzeugmeisters Baron v. Heß und des Dichters v. Zedlitz für die Walhalla bestimmt.

Bartjammer. Ein drolliges Gedicht aus dem Jahre 1594.

Pfui! daß mir der Bart nicht wachsen will!
Die Jungfrau sagt: Kein Bart hast nicht.
Pfui, daß mir der Bart nicht wachsen will!

Pfui, daß mir der Bart gewachsen ist!
Die Jungfrau spricht: Dein Haar, das sticht.
Pfui, daß mir der Bart gewachsen ist!

Pfui, daß mir der Bart grau worden ist!
Die Jungfrau spricht: Gar alt du bist.
Pfui, daß der Bart grau worden ist!

Musikalisches. Halevy's neuestes Werk: „Der Sturm (la tempête)," vor zwei Jahren in naturgemäßer Weise durch „den Blitz" annoncirt, schlägt in London noch immer in volle Häuser ein; dem Dichter und Componisten ist in London eine große fête champêtre gegeben worden, bei welcher namentlich ein Gericht Aufsehen machte, welches en miniature das von Ariel in der Oper der „Sturm" versenkte Schiff darstellte.

*** Der als Componist nicht unbekannte Dirigent der deutschen Oper in Petersburg, Louis Schuberth, ist gestorben.

Literarisches. Bei der letzt geschehenen Preisvertheilung von 10,000 Franken für das beste dramatische Stück hat die französische Academie Augier 7000 Francs für die „Gabriele" und Autran 3000 Francs für seine „fille d'Eschyle" zuerkannt. Letzteres Stück ging bekanntlich wenige Tage nach der Februarrevolution über die Bühne. Mit diesen concurrirten noch neun Bewerber.

*** Anastasius Grün und Carl von Holtey weilen gegenwärtig in Gratz. Letzterer will daselbst nach so mancher Irrfahrt dort für immer sein Zelt aufschlagen, indem daselbst seine verheirathete Tochter lebt.

*** Eine Incunabel. Das älteste Druckwerk in der Bibliothek des Congresses der Vereinigten Staaten ist eine unvollständige Copie der zweiten Ausgabe von „Higdens Polychronicon," gedruckt von Wynken de Worde im Jahre 1495; sie zählt 346 Folioseiten, von denen jedoch viele fehlen und durch geschriebene Blätter ersetzt sind. Auf dem Titelblatte lies't man: So endigte der 13. April des zehnten Jahres des Königs Heinrich VII. und der Geburt unsers Herrn MCCCCLXXXXV gedruckt in Westmestyre von Wynken de Worde.

*** Guizot hat sich auf's Land begeben, wo er eine Geschichte Rußlands zu schreiben gedenkt.

Aus der Theaterwelt. Der Tenorist Widemann vom Stadttheater zu Leipzig hat auf der Braunschweiger Hofbühne in mehreren Rollen mit einem Beifall gastirt, wie man ihn in Braunschweig selten gewahrt. Schon mit seiner ersten Rolle des „Raoul" riß er den Beifall des zahlreich versammelten Publicums an sich.

*** Mosenthal, der Dichter der „Deborah," hat ein dramatisches Genrebildchen: „Der Dorfschullehrer," geschrieben, worin die Hauptrolle für Döring in Berlin berechnet ist.

*** Herr Paulmann, ein fleißiger braver Schauspieler, welcher sechs Jahre lang der Leipziger Bühne angehört, hat selbige verlassen und ein Engagement am Hofburgtheater zu Wien angetreten. Wird er es dort auch nicht zu

einer bedeutenden Stellung bringen, so sind wir doch fest überzeugt, daß er seinen Platz ausfüllt und sich so bis zu seinem Ende eine sorgenlose Stellung sichert, die wir ihm von Herzen gönnen.

*** Der Sohn des ehemals berühmten Tenoristen Eichberger hat auf dem Theater zu Königsberg einen ersten größern theatralischen Versuch als Cardinal in der „Jüdin“ gemacht.

*** Der Tenorist Breiting zu Darmstadt ist lebenslänglich mit 1400 Gulden engagirt worden. Nebenbei vertritt er die Stelle eines Secretärs der Hofmusik mit einer Zulage von 200 Gulden.

*** Georg Köberle, der Dichter von „Heinrich der Vierte,“ hat ein neues geschichtliches Trauerspiel in 5 Acten: „Der Held von Etampes“ geschrieben.

*** Als die schönste jugendliche Erscheinung auf der Bühne wird Fräulein Meister gerühmt, welche sich bei der Koch'schen Gesellschaft in Halle befindet. Die preußischen Officiere und Referendare schwärmen in Masse für die 17jährige schöne Hamburgerin.

Humoralia. Der durch seine Schlachtengemälde bekannte Maler Franz Casanova speis'te eines Tages beim Fürsten Kannitz, als von Rubens und seinem diplomatischen Talent gesprochen wurde. Ein fremder Gesandter, der mit in der Gesellschaft war, meinte: „Rubens war also ein Gesandter, der zum Zeitvertreib malte?“ — „Ew. Excellenz irren sich,“ antwortete Casanova schnell, „Rubens war ein Maler, der zum Zeitvertreib den Gesandten machte.“

*** Vor einem Bilderladen in Kassel drängten sich neulich dichte Massen, um eine ausgehängte Illustration zu einem Hamburger Blatte zu betrachten, wobei Kurhessen die Ehre hat, in der Unterschrift erwähnt zu werden. Ein Fälscher und ein Betrüger stehen am Halseisen und der Eine fragt: „Was beginnen wir nun?“ „Sehr einfach,“ sagte der Andere sehr vergnügt, „wir gehen nach Kurhessen und werden Minister. (Bekanntlich ward der kurhessische Premier-Minister v. Hassenpflug wegen Betrugs verurtheilt.)

*** Kürzlich wollte in Pesth ein Dienstmädchen jemandem 10 Fl. senden; sie geht auf die Post, kauft für diese Summe Marken und klebt — sich im Hofe niedersetzend — ruhig eine nach der andern dem Briefe auf. Endlich sind beide Seiten gestrotzt voll, aber es bleibt ihr noch ein Häufchen übrig; in dieser Verlegenheit geht sie glücklicherweise in das Bureau zurück, wo sie unter herzlichem Lachen über deren eigentlichen Zweck aufgeklärt wird.

MODEN.

Paris, den 12. Juli 1850.

Die Spitzen sind immer ein Hauptluxus, denn sie passen zu jedem Anzuge von feinem Geschmack; man trägt sie zu jeder Stunde des Tages und in allen Jahreszeiten. So erfordern auch die neuesten Putztoiletten, mit zwei breiten, den ganzen Rock buchstäblich über und über bedeckenden oder mit vielen schmalen Volants besetzt, von denen der oberste nur handbreit vom Gürtel entfernt ist, stets ein Leibchen mit den schönsten Spitzenberthen. Bei den Balltoiletten nehmen die Spitzen gleichfalls den bedeutendsten Rang ein, denn man trägt nicht allein Schärpen von Spitzen, sondern auch die Kleider sind, wo nicht ganz von Spitze zusammengesetzt, doch über und über mit Spitzen bedeckt.

Die Shawls und Shawlmantillen von Wollenspitzen, die leicht und reich zu gleicher Zeit sind, kommen täglich mehr in die Mode. Die Wollenspitze wird im allgemeinen sehr gern als Garnirung an Mantillen, Ueberwürfen und zum Ausputz der Kleider benutzt, und man muß gestehen, daß sie eine sehr glückliche Neuerung ist, die sich jedenfalls noch mehr vervollkommnen wird.

Von einer eleganten Promenadentoilette folgt hier die nähere Beschreibung: Hut von italienischem Stroh, mit drei Straußfedern garnirt; Bart und Band von weißem Taffet. Mantille von königsblauem Taffet; das Rücktheil rund und nicht zu tief, die Vordertheile ebenfalls abgerundet, doch etwas länger und mit einem handbreiten ausgeschlagenen Taffetgefältel versehen, auf jeder Falte aber ein kleiner Knopf von Posamentirarbeit; die Säume mit Fransen von cordonnirter Seide besetzt. Kleid von korinthbraunem Taffet; hohes glattes Leibchen, halblange Aermel mit weißen Unterärmeln à la Paysanne; Rock mit sechs Volants besetzt und diese mit einem ausgezackten Rande verziert, über jedem Volant aber eine Tüllrüche als Besatz. Halskräuschen von gepufftem Mull. Ein kleiner Sonnenschirm von rosa Atlas, mit weißen Spitzen überzogen, vollendete diesen geschmackvollen Anzug.

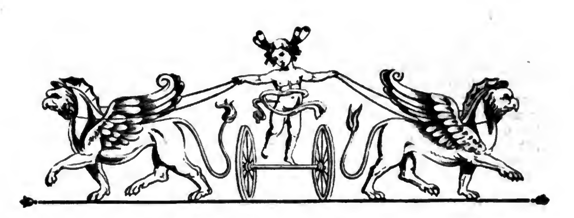
Eine andre Dame trug einen weißen Kreppflut, mit kirschrothen Federnelken garnirt; ein Kleid von chamois und rosa glasirtem Taffet mit hohem Leibchen, halbbreiten Aermeln, langem und üblich weitem Rock; dieser sowie die Aermel und das Leibchen waren bestickt, die Stickerei auf dem Rocke aber gleich einem Schürzenbesatze geordnet, den Winden mit Blättern in Schlangenlinien durchbrachen. In diesem Geschmack war das Muster der Stickerei in weißer Seide ausgeführt. Dazu gehörte ein kostbarer Shawl, von chamois seidenem Filet gestrickt, welcher mit breiten Fransen eingeknüpft war. Weiße Glacéhandschuhe und Stiefelchen vom Stoffe des Kleides durften bei dieser eleganten Toilette nicht fehlen.

Die Anzüge der kleinen Mädchen von zehn Jahren an gleichen ganz denen ihrer Mütter; nur bei ganz kleinen Mädchen giebt es einen Unterschied: da sieht man meist das Leibchen ausgeschnitten und kurze Aermel. Vorzugsweise werden viele weiße Kleidchen getragen, doch sind auch die von weißbodigem Jaconnet, mit kleinen Blümchen von rosa, lilla oder blauer Farbe bedruckt, keineswegs aus der Mode. Ebenfalls nicht wenig beliebt sind Kleider von Taffet oder Foulard mit kleinen Ueberwürfen von weißem Jaconnet oder Percal mit halblangen Aermeln, mit einer englischen Stickerei verziert. Stiefelchen und sogenannte Wadenstrümpfchen sieht man sehr häufig, doch dies gilt nur von Mädchen von höchstens drei Jahren. Die Hüte der Kleinen sind sehr verschieden, so daß dem Geschmacke eine große Auswahl gelassen ist: es giebt runde und auch sehr kurze Strohhüte, andre sind wieder ausgeschweift, in der Mitte ziemlich à la Marie Stuart geformt und mit einer Menge Schleifen von schmalem Bande garnirt.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 30. 1) Hut von weißem Krepp, rosa unterlegt. Kleid von Seidenmusselin; ausgeschnittenes Leibchen, kurze Aermel; Fichus von Spitzen zusammengesetzt; Rock mit drei festonnirten Volants besetzt. 2) Mütze von italienischem Stroh. Jäckchen und Blouse von Nankin, mit weißem Piqué eingefaßt. Beinkleider von Percal mit englischer Stickerei; Stiefelchen von wollenem Zeuge. 3) Hut von italienischem Stroh, mit Bandschleifen garnirt. Jäckchen von weißem Cachemir, mit Stickerei verziert. Kleid von Taffet. Beinkleid von Batist und bestickt. Stiefelchen von wollenem Zeuge. 4) Hut von italienischem Stroh. Matrosenjäckchen von feinem Tuch. Weste und Beinkleid von Drell.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 31. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Die Entsagende.

(Schluß.)

Die traurige Katastrophe der Besiegung Deutschlands hatte das edelste Königspaar nach der Hauptstadt jener Provinz geführt, in dessen Nähe Hainfeld lag. — Bald wurde auch diese Besitzung wie viele benachbarte öde und freudenleer, indem die Hauptstadt der Sammelplatz höchster und hoher Herrschaften ward, um deren Thron sich die Edeln des Landes versammelten. — Unter den Sternen, welche sich um die allgeliebte und liebenswürdigste Monarchin versammelten, befand sich auch Wilhelmine von Sternberg. — Als die schönen Geschwister Liane und Agnes, die sich der besondern Huld der höchsten Frau erfreuten, eines Abends durch die erhellten Gemächer wallend die holde Fremde erblickten, fesselte ein freudiges Erschrecken sie augenblicklich, indem es jeder war als erblickte sie die geliebte Schwester und sich zugleich. — Es schien Agnes' Cytherengestalt, doch bei der kleinsten Bewegung glaubte man Liane zu sehen; es war deren Haltung, ihr sanftes Neigen, ihre melodische Stimme, die wieder von den Rosenlippen der jüngern Schwester zu entstreben schien, auch schaute sie mit Agnes' himmlisch schönen blauen Augen, die Lianens dunkle Locken beschatteten. — Wilhelmine, in ihrer Engelseele die Stille der einen wie das Entzücken der andern Schwester vereinend, mächtig wie jene angezogen, ward bald mit ihnen inniger vereint, und wenn der Menge oft war, als wandelten die holden Charitinnen mitten unter ihnen, so fühlten diese wirklich den Himmel in sich, dem sie entstiegen sein sollten. —

Wilhelmine und Liane schlossen den seligsten Bund der Jugend. Zärtlicher liebten nie sich zwei weibliche Herzen, innigeres Vertrauen floß nie aus einer Seele in die andere. — Auf gleichem Flügel flog ihre Phantasie nach derselben Richtung hin und selbst die Muse der Dichtkunst hatte nur eine Leier für sie besaitet! — Wie hätte Wilhelmine den Bruder ihrer Freundin nicht lieben sollen, und wie hätte Felix Lianens Freundin sehen können, ohne ihr ewig anzugehören! — Erst jetzt, da sie an der Freundin Brust den süßesten Namen, den es für sie in der Welt gab, nannte und ihre Liebe der Schwester des Geliebten enthüllte, jetzt erst, da sie mit himmlischer Seligkeit fühlte, daß noch neben der Freundschaft eine unsterbliche Blüthe auf Erden den Geist entzücke und mit ihm in das Land des ewigen Frühlings hinaufziehe, und sie irrend meinte, Liane kenne den seligern Himmel noch nicht, da wollte auch sie dem ihrigen entsagen, bis die Freundin ihn gefunden habe wie sie. — Doch Liane schmiegte sich fester an die Freundin und, ihr süßes Geheimniß hingebend, vertraute sie derselben Wilhelm's Herz und ihrer beider Liebe, die sie nie ausgesprochen, aber in jedem stillen Augenblick des Beisammenseins mit unauslöschlicher Sternenschrift in ihren Blicken gelesen; und wie er wohl mit Schmerz, aber doch billigend, ihren Wunsch des Entsagens ehre und theile — da Liane die Mutter zu zärtlich liebe, um einen Wunsch zu äußern, den diese ungern

erfüllt sehen würde, da sie eine ungleiche Verbindung nur aus Liebe zur Tochter, aber mit getheiltem Herzen billigen werde. — „Beklage mich nicht, meine zärtliche Freundin," fuhr Liane fort. „Ich lebe und fühle nur für ihn, und wenn ich ihn denke, so ist mir als wäre der Frühling erwacht, und alle seligen Gefühle, die er mitbringt, erfüllen mein Herz. — Dieses Entsagen ist die himmlische Weihe, die mich ihm auf ewig verbunden hat!" —

Im Beisein der königlichen Dulderin, deren Engelherz sich innig der Vereinigung schöner Herzen freuete, zumal in jener Epoche, wo so viele Entfernungen die Flügel des deutschen Geistes schwächten, wurden beide Paare verbunden. — Die Göttin der Freude, welche eine kleine Zeit ihren Wohnsitz in der Hainfeld'schen Familie genommen hatte, mußte leider nur zu bald ihrer dunkeln Schwester weichen. Der Freiherr von Hainfeld wurde den Seinigen durch den Tod entrissen, und die Trauer, welche ein so fühlbarer Verlust über alle verbreitete, wurde noch durch den Schmerz der großen Trennung von dem verehrten Königspaar vermehrt, in dessen Gefolge sich Felix befand. — Mit ahnungdüsterer Seele folgten ihm die nassen Blicke seiner Wilhelmine.

Wie das Aufsteigen einer rosigen Eos die Schatten der Nacht verscheucht, so wichen auf einmal die trüben Bilder aus Wilhelminens Phantasie vor der schönsten Hoffnung einer glücklichen Gattin, und die vermißte Göttin mit dem Frühlingsschmuck im Haar schien ihr altes Asyl wieder betreten zu haben; jedes befreundete Herz schlug in freudiger Erwartung. — Ach! die Göttin, an die alle glaubten, war eine bittere Täuschung, die nur zu bald ihre falsche Hülle abwarf! — Näher und näher rückte die Stunde, von der Wilhelmine ein seliges Glück hoffte, der sie mit Freudenthränen entgegenging, welche aber — so grausam ist das Schicksal, daß es gerade in den goldenen Freudenbecher Wermuth tröpfelt — ihre Todesstunde ward. —

Im ersten Moment der Freude, mit Jubeltönen herbeigerufen, eilte Felix auf Flügeln des Vaterglücks in die theure Heimath seiner Kindheit zurück, in Gedanken die kleinen Feste, welche seines Erstgebornen Kindheit begleiten sollten, vorempfindend, weil er aus Erfahrung wußte, daß diese durch allen Schatten, den die Jahre werfen, am lebendigsten hindurchschimmern, als ein Jammerruf seine letzten heitern Bilder verscheuchte. — Es war die letzte Station vor Hainfeld, wo ein alter Diener seines Hauses wohnte, der aus treuer Anhänglichkeit beständig Kunde von seiner Herrschaft einzog. In der guten Absicht, den Schmerz der entsetzlichen Ueberraschung durch Vorbereiten zu mildern, zeigte er dem Eilenden die Gattin krank bis zum Tode an. — So plötzlich aus seinem Himmel geschleudert verstummte Felix vor Schmerz, während es unaufhörlich in seinem Innern rief: Sie in's Leben zurückrufen oder mit ihr sterben! — Ohne die Pferde abzuwarten rannte er glühend die steinigen Pfade hinauf, bis seine wunden Füße strauchelten und seine Kräfte versagten. — Besinnungslos war er zu Boden gesunken, wo nachfolgende Diener, die den von Todesangst Beflügelten kaum einzuholen vermochten, ihn fanden und ähnlich einer Leiche nach Hainfeld brachten, als man eben einen langen schwarzen Sarg durch die verödeten Hallen des Schlosses trug. — Ohne Bewußtsein hatte der unglückliche junge Mann mehrere Stunden gelegen, als die lebhaftesten Fieberträume ihn in's Leben zurückführten. Viele Wochen lang waren Mutter und Schwester für sein Leben besorgt und selbst der Arzt hegte wenig Hoffnung, da die tiefste Seelenschwermuth mit dem Fieber zugleich seine Natur zu zerrütten schien. Aber diese, von unausschöpfbaren Quellen der Gesundheit und Kraft durchwallt, erholte sich, sobald ihre Gegner ermatteten. Wilhelm, nicht von des Freundes Lager weichend, suchte dessen trauernde Seele zu besänftigen, aber Felix bat unaufhörlich um den Tod, und wenn gleich des Freundes Einfluß ihn anscheinend ergeben zeigte, so waren Herz und Gemüth doch in stetem Kampfe mit dem Geschick. Das Morgenroth deutscher Freiheit, welches nachgerade emporzusteigen anfing, weckte zuerst wieder Thatkraft und Entschlüsse in ihm; er verließ die Seinigen, um im Getümmel des Kriegs den Tod, der ihn hier floh, aufzusuchen. Wie soll ich aber deinen Schmerz und deine Wunden, die dir der Tod der Freundin schlug, malen, arme Liane? Ach! du fühlst dich so einsam, so verlassen auf der Welt, die dir keine solche Freundin wiedergeben kann. Wenn du es denkst, wie viel ihr euch waret, euer Verstehen und euer Wollen, das Hoffen und das Sehnen und Finden eurer Herzen — und die Geschiedene denkst, ihre Güte, ihre Tugend, ihre Liebe, ach! dann fließen deine Thränen und dein Herz bricht tausendmal vor Wehmuth! Und dir ist als hättest du sie nicht geliebt, als müßtest du sie dem Himmel im Gebet abgewinnen, um ihr deinen Schmerz zu zeigen und ihr zu sagen: O! um seinetwillen behalte mich, du seliger Engel, und ziehe mich dir nach. — Und wenn dein Schmerz sich wieder ausgeweint und du den Geliebten denkst und in seiner Nähe glücklich bist — ach! dann suchst du wieder die Brust, an der du ruhetest, das Herz, dem du es sagtest, was du ihm verhüllen mußt — und fühle es, daß du hienieden, wie sanft dich auch des Schicksals Hand hinfort trage, immer des Glückes Allerheiligstes verschlossen finden werdest. — Lianens ganze Seele war so erfüllt von diesem Schmerz gewesen, daß des Bruders Verzweiflung sie nicht heilend erschüttert hatte, aber als Wilhelm nun auch in den Kampf der Freiheit zog, drangen die mächtigsten Gefühle an das verschlossene Herz, es wieder den holden Begleiterinnen

des Lebens, den Wünschen und Hoffnungen öffnend. Liebe, dieser Schutzgeist tugendhafter Seelen, führte Lianen in die frühere schöne Bahn zurück, dessen es auch bedurfte, wenn die so vielfach verletzte Mutter nicht ganz ihrem tiefen Kummer überlassen bleiben sollte. Agnes war ihrem Gemahl auf seine Güter gefolgt; ihre Trauer über die letzten Ereignisse sprach sich rührend in ihren Briefen aus, aus denen ihr heißes Sehnen nach dem magischen Kreise ihres Jugendlebens oft recht fühlbar wurde. Das Erwarten und Empfangen ihrer sowohl als Wilhelm's Briefe erfüllte die beiden Einsamen auf Hainfeld mit neuer Lebenswärme. — Die alte Mutter Wilhelm's, die sich seit längerer Zeit schon in Ruhberg's Hause befand, und dieser selber waren die Theilnehmer jeder willkommenen Nachricht. Von Felix irgend etwas zu hören hatte man längst aufgeben müssen; nur die Hoffnung, daß vielleicht sein Schmerz in dem Strom der Begeisterung für König und Vaterland untergehen könne, stillte die Besorgniß um ihn. Wilhelm befand sich bei dem Corps, welches unter dem Druck fremder Uebermacht die Feindseligkeiten mit der russischen Armee beginnen mußte. Beide Heere standen in Schlachtordnung gegenüber, auch begann der Kampf bald auf einem Flügel. Das Regiment, bei welchem Wilhelm diente, erhielt Befehl zum Anrücken; in dem nämlichen Moment sprengt ein feindlicher Officier hervor. „Lieutenant Feltenau," ruft er mit herausfordernder Stimme, den Degen zum Zweikampf ziehend. Wilhelm, dem Rufe folgend, hat in wenig Augenblicken seinen Gegner besiegt, seine Arme fassen den Sinkenden auf, der mit sterbender Stimme zu ihm spricht. — Hitziger wird indessen das Gefecht; Wilhelm eilt auf seinen Standpunkt, spät aber, als das Schlachtgetümmel schweigt, sieht man ihn den Gefallenen aufsuchen und unter heißen Thränen bestatten. —

Bis zum großen Siege der Völkerschlacht blieb Wilhelm bei dem siegreichen Heere, ohne eine Wunde zu empfangen, welche ihn gehindert hätte, dem Vaterlande seinen Arm zu leihen; hier aber, wo eine feindliche Kugel ihn verwundete, schloß sich seine rühmliche Laufbahn, und sobald die Gefahr vorüber war, eilte er der Gegend zu, wo die heiligsten Bande ihn auf ewig fesselten. Er kam, um die fast schon vom Körper geschiedene Seele der Freiherrin noch auf eine kleine Zeit in einer Welt zu fesseln, worin das Wiedersehen und Vergelten und Segnen als Freuden und Tugenden, die uns des Himmels würdig machen, stehen. Die heftigen Erschütterungen, welche sie seit dem Tode ihres Gatten verletzt hatten, die Schreckensscenen des Kriegs, vor allem aber ihres Sohnes Geschick, an dessen Tod sie nicht mehr zweifeln durfte, da sie nirgends Auskunft über ihn erhalten konnte, hatten ihre Gesundheit zerstört. — Des Leides gewohnt wähnte sie auch Wilhelm an seiner Wunde verblutet, als er unverhofft vor ihr stand und durch die Wonne des Wiedersehens die schmerzlichen Verluste verschleierte. — Lianens Entzücken war jetzt ein seliger Anblick für die Mutter, deren Herz von der still entsagenden Liebe einer Tochter, die nicht von ihrem Lager wich, keine Freude suchte als das Lächeln der kranken Mutter, innigst gerührt war. — Früher hatte sie wohl das Schweigen der Liebenden schweigend gebilligt; ihr war das seligste aller Gefühle nicht in seiner unermeßlichen Tiefe fühlbar, denn das Geschick entzog ihrem Blicke die Gestalt, für die es erwacht sein würde, und später lös'te sich die köstlichste Perle ihrer Brust auf in dem warmen Quell der Mutterliebe. — Auch hatte sie den Wunsch genährt, Liane werde durch eine gleiche Verbindung ihre schöne Bestimmung erreichen. — Aber jetzt, wo ihre Blicke so ganz von der Welt und den Ansichten abgewendet waren, die auch die edlern Seelen irre leiten, hatte sie oft sehnend nach Wilhelm geschaut, durch den sie der besten Tochter ihre Liebe vergelten wollte. — Segnend schloß sie der Kinder Hände in die ihrigen, indem der Geist in seine Heimath floh. Neben der Cypresse, die Lianen aus dem Grabe der zärtlichsten Mutter erwuchs, entfaltete sich die Rose einer Zukunft, deren Balsamhauch lindernd in ihre Wunden drang. — Sie hatte bisher nie dem Gedanken einer Verbindung mit dem Geliebten Raum gestattet, nie in den Himmel eines solchen geschaut, der in ihrem Paradiese als verbotener Baum stand, nun aber, da der Engel, der sie geleitet, ihr scheidend die süße Frucht gab, hob das Entzücken, ihm so ganz mit allen Gefühlen angehören zu dürfen, sie zu einer nie geahnten Höhe des Glücks empor, von der die Rose, die auf ihren Wangen zum Erstenmal seit dem Schwinden des Jugendlenzes ihr schönes blasses Gesicht wieder erhellte, deutlich zeugte.

Anders war es mit Wilhelm, der immer bleicher und stiller ward. Sonst hatte ihm die seligste Hoffnung aus der Zukunft gelächelt, jetzt stand kein heiterer Stern mehr darin; eine lange düstere Nacht erschien sie ihm, und der Engel, nach dem das Herz weinte, leuchtete ihm erst jenseits wieder. Kaum war das Jahr der Trauer in den Strom der Zeit hinübergesunken, als er bebend die Feder ergriff, Lianen zu schreiben: „Kennst Du einen Ausdruck für die Empfindung dessen, der einem Himmel, den ein Engel ihm öffnete, entsagen muß, o, Liane! für das ganze Leben entsagen muß, dessen Ziel noch fern, fern vor ihm liegt? Ach, Geliebte! wenn Du diesen Schmerz ahnend mit empfindest, — ermessen darfst Du ihn nicht, — so vergieb mir mein Geständniß. — Ich weiß nicht ob ich je zu Dir von dem Zweikampf sprach, zu dem mich im ersten Feldzuge ein Unbekannter rief; ich glaube es nicht, denn meine Bewegung würde Dir nicht entgangen sein. — Als jener tödtlich von mir getroffen zu Boden sank und meine Arme ihn aufhielten, da, ach da

erkannte ich den, dessen Namen ich Dir nicht wieder nennen darf! — Dank, mein Bruder, für den Tod, der mich zur Gattin bringt," sprach er mit schwacher Stimme, „von Deiner Freundeshand suchte ich die größte Wohlthat, Dank Dir, ich habe sie gefunden! — O! weine mit mir, meine Liane. Die Hand, befleckt vom Blute des Freundes, kann Dich nicht durch's Leben führen; wie würdest Du in meinen Armen erzittern, gedächtest Du des Bruders — aber Deinen Anblick entziehe mir nicht, wenn es Dir möglich ist." —

Mit vor Freude bebenden Händen hatte Liane das Siegel gelös't, unter welchem sie ganz andre Wünsche verborgen glaubte — sprachlos faltete sie das Blatt zusammen, es an die beklommene Brust verbergend. — Mit der erloschenen Hoffnung welkte ihr von so vielen Stürmen entblättertes Leben schnell dahin. — Jeden Abend, wenn ihres Freundes Tagewerk beendigt war, der an Ruhberg's Seite dessen Wirkungskreis betreten hatte, trug sein schnelles Roß ihn zu der stillen Dulderin hinüber. — Die sanften Züge vom Glanze der nahen Verklärung umflossen ruhete sie im weißen Engelsgewande auf einer schwarzen Ottomane, von des Herbstes stillen Blumen, den freundlichen Sternen, die des Winters Nacht verkünden, umgeben. Freundlich lauschte sie den zauberischen Accorden, die Wilhelm ihrer Harfe entlockte, bis ihre Seele, von ihnen getragen, den Aufenthalt seliger Geister erreichte, wohin kein Schmerz mitgeht! — An Wilhelminens Seite, auf einem sanften Hügel, wo eine kleine Capelle, von Betenden oft besucht, stand, wurde sie begraben, und Wilhelm weilte oft um die Stunde des Sonnenuntergangs, in welcher ja auch dieses schöne Gestirn unterging, auf ihrem Grabe, — bis der Himmel sich des stillen Dulders erbarmte. — Ein heraufziehendes Wetter nicht fürchtend ruhete er an dem Orte, wo seine Freuden schlummerten, da berührte ihn ein tödtlicher Blitzstrahl und sein befreiter Geist schwang sich hinauf zu der seligen Region, wo es keine Trennung mehr giebt. — Ruhberg, auf's tiefste gebeugt, nur noch wenige Schritte vom Grabe entfernt, tröstete die Mutter Wilhelm's mit der Gewißheit einer baldigen Wiedervereinigung, die, weil sie dem Greise näher liegt als nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur dem Jüngling, dessen Kummer mildert. — Mit einer Mehrzahl holder Kinder besuchte Agnes zuweilen die Ruhestätte ihrer Lieben, und die sanfte Wehmuth, welche sie mit hinwegnimmt, erhöhet den Gehalt ihres Lebens, das recht viele Rosen schmücken.

Die Trauer bei den Alten und Neuen.

Wir beweinen, was wir liebten, wenn es uns der unerbittliche Tod entrissen hat. Was ist natürlicher, als daß der Trauernde durch äußere Zeichen den Schmerz auszudrücken sucht, der sein Inneres erfüllt? Deshalb ist die Trauer bei allen Völkern und zu allen Zeiten gebräuchlich gewesen, aber sie war nicht immer und überall dieselbe.

Die Aegyptier kleideten sich während der Trauerzeit gelb und die Aethiopier grau. Zu Rom und Sparta war die Tracht der Männer schwarz und die der Frauen weiß, welches Letztere auch in Castilien bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts beibehalten wurde. In China und Siam ist heute noch Weiß die Trauerfarbe. In der Türkei trägt man blau oder violet und in Deutschland sowie fast in ganz Europa und dem größten Theile von Amerika bekanntlich schwarz.

Diese Verschiedenheit der Farben ist nicht die bloße Wirkung einer Laune. Jedes Volk verbindet eine besondere Idee mit der Farbe, die es zum Zeugen seiner schmerzlichsten Empfindungen sich erwählte. Die Einen sahen im Gelb das fallende Laub und das Welken des Körpers, die Andern im Blau ein Bildniß der himmlischen Wohnungen, in welche die Seele des Gerechten eingeführt werden soll. Das Grau erinnert diese an den Staub, aus dem der Mensch geformt ist und zu dem er wieder zurückkehren muß. Das Violet, eine Zwischenfarbe von blau und schwarz, bezeichnet jenen ihre Hoffnung und ihre Trauer. Das Weiß der Chinesen, welche die Seelen der Verstorbenen in Schutzgeister der Lebenden verwandelt glauben, ist bei ihnen ein Zeichen der Reinheit und Unsterblichkeit; bei den Weibern Griechenlands und Roms war es ein Zeichen der Verzweiflung, sowie bei den Männern das Schwarz ein Sinnbild ihres Glaubens, des Hinabsteigens in eine ewige Nacht war. So vermag unter Umständen der Anblick einer jeglichen Farbe Erinnerungen der Trauer zu erwecken; aber das Schwarz scheint dazu ein gewisses Privilegium zu haben: das Schwarz ist die Trauer selbst.

Die Morgenländer schnitten sich zur Bezeigung ihrer Trauer die Haare ab. Derselbe Gebrauch fand auch bei den Griechen statt. Die erste Handlung der kindlichen Liebe Orest's nach seiner Rückkehr zu Argos war, sich die Haare auf dem Grabe Agamemnon's abzuschneiden. Die Römer im Gegentheil ließen sich während der Trauerzeit ihr Haupt- und Barthaar wachsen. Die Verschiedenheit dieser Gebräuche liefert den Beweis, daß jedes Volk seinen tiefen Schmerz durch ein seinen Gewohnheiten durchaus entgegengesetztes Verfahren anzudeuten suchte. Denn die Griechen trugen gewöhnlich ihr Haar und ihren Bart sehr lang und die Römer kurz, die meisten der letztern schoren sich beständig den Bart.

Bei den Israeliten waren die Trauerbezeigungen noch viel auffallender. Starb einer ihrer Verwandten, so rauften sie sich nicht allein das Haar aus, sie zerschlugen sich auch das Gesicht, zerrissen ihre Kleider von oben bis unten und erschienen

in Sack und Asche. Wenn sie sich gezwungen sahen, die bei dieser Gelegenheit gesetzmäßigen Fasten zu unterbrechen, so nahmen sie ihr Mahl auf der Erde ein und schliefen auf derselben. Sie gingen barfuß, vermieden das Feuer, vernachlässigten ihren Bart und ihr Haar, wuschen sich nicht und ließen ihre Nägel wachsen. Die Trauer war bei ihnen eine wirkliche Buße und ihr Körper hätte dergleichen Kasteiungen nicht lange ertragen können, wenn das Gesetz nicht selbst ihre Dauer bestimmt und abgekürzt hätte. Die gewöhnliche Trauerzeit war sieben Tage lang, wie Jesus Sirach sagt. Er räth sogar an, sie auf zwei Tage zu beschränken, damit man nicht in Armuth gerathe. Er meint, das sei genug; denn, fügt er hinzu, die Traurigkeit beschleunigt den Tod und die Betrübniß des Herzens erstickt die Kraft und schwächt die Vernunft. Beweint mäßig den Todten, sagt er, denn er ruht aus. — Das Volk betrauerte den Tod Saul's, der Judith und Herodes des Großen sieben Tage lang. Moses und Aaron wurden dreißig Tage lang betrauert, aber dieser Fall hat sich nie mehr erneuert. Flavian Joseph in seinen „judäischen Antiquitäten" äußert, daß sieben Tage mehr als genügend seien, seine nächsten Verwandten und seine liebsten Freunde zu betrauern.

Die Römer waren dieser Meinung nicht; ihre Trauer dauerte zehn Monate lang. Während dieser Zeit konnte sich eine Witwe nicht wieder verheirathen, ohne für ehrlos gehalten zu werden. Ein unter drei Jahren verstorbenes Kind wurde nicht betrauert, aber von diesem Alter bis zum zehnten wurde die Trauer so viele Monate getragen, als das Kind Jahre gelebt hatte. Manchmal wurde die Dauer der Trauerzeit durch einen Befehl des Senats abgekürzt, und nach der Schlacht bei Cannä wurde sie auf dreißig Tage festgesetzt. Die Republik wollte dadurch sowohl die Zeichen als die Erinnerungen ihrer Niederlage vernichten.

Bei den Neuern ist die Trauerzeit noch länger als bei den Römern. In Frankreich betrauerte noch zu Anfange dieses Jahrhunderts die Frau den Mann dreizehn Monate lang, der Mann aber die Frau nur während sechs Monaten. Früher war die Trauer der Witwen noch viel länger und, obgleich zu kurz für eine Artemisia, doch lang genug für gewisse Matronen, die, wie die von Ephesus, schon am Grabe des Geschiedenen ihre Tröster finden. Die alten Germanen waren in dieser Hinsicht ein wenig ungalant, denn sie beweinten ihre Gattinnen nie, von denen sie verlangten, beweint zu werden. Sie begnügten sich damit, sie niemals zu vergessen.

Maria.

Es ist 'ne alte fromme Sitte,
Daß, wer des Abends schlafen geht,
Noch einmal still mit frommer Bitte
Zu seinem Herrn und Schöpfer fleht.

So will ich Dein, Maria, denken,
Du holde Jungfrau wundersam,
Wenn Ruhe mir die Götter schenken,
Wenn der ersehnte Abend kam.

Wenn ihren weiten dunklen Bogen
Mit seiner Sterne hellem Heer
Die Liebe um die Welt gezogen,
Wenn mir das Herz von Träumen schwer,

Dann schwebe Du versöhnend nieder
Durch der Gefühle stummen Streit,
Daß aus der Brust der Quell der Lieder
Hervorspringt fröhlich und befreit.

Laß ein Gebet sein den Gedanken,
Das sich an Dich, Du Hehre, schmiegt,
Wenn frei von Fesseln und von Schranken
Der Geist zu Deinen Füßen liegt.

T. P.

Feuilleton.

Der König von Dänemark wird in folgender Weise geschildert: Er ist eine einfache, biedere Seemannsnatur mit allen Vorzügen und Schwächen, für den deshalb ein kräftiges, einfaches Landmädchen als Gemahlin passender gewesen wäre als eine feine, an die Hofetiquette gewöhnte deutsche Prinzessin. Ist der König bei guter Laune, so hat er wirklich etwas ungemein Treuherziges in seinem Benehmen, weshalb es denn auch natürlich gefunden wird, daß der König von Preußen ihn seinen „werthen Freund und Bekannten" genannt hat. Bei seiner geraden Natur, die sich nach einer gehörigen Bataille gleich wieder mit seinem Gegner vertragen möchte, ist ihm die Politik, für die er nie Interesse gehabt hat, ekelhaft; das naturgemäße Leben sagt ihm allein zu. Mit Seeleuten geht er am liebsten um. Plötzlich gewinnt er zuweilen Liebhaberei für eine äußerliche Zierde, wie im Jahre 1848, wo er bei Tafel eine preußische Pickelhaube trug. Was seine Umgebung will, thut er ihr zu Gefallen, weshalb ihn die Minister auch gewöhnlich auf dem etwa fünf Meilen von Kopenhagen gelegenen Schlosse Friedrichsburg entfernt halten. Hier führt Fräulein Raßmussen den engern Haushalt (vom Volke Lola-Raßmussen genannt) und ihr Geliebter, Berling, welcher es durch seine seltene Gewandtheit zum Cabinetssecretär mit dem Titel eines Etatsraths gebracht hat. „Ew. Gnaden müssen so regieren, wie es das Volk will; und was das dänische Volk will, werde ich Ihnen sagen," wird hier als eine stehende Redensart des Herrn Etatsraths angeführt. Fräulein Raßmussen steht beim Volke in Kopenhagen in gutem Andenken. Sie war bei einer Audienz während der Märzrevolution zugegen und gab durch ihre Bitten, als der König schwankte, unter dem Ausrufe: „Majestät! werfen Sie sich an den Busen Ihres Volks!" den Ausschlag.

Es ist allgemein bekannt, daß das Ministerium für des Königs Einwilligung zum Kriege das Versprechen gegeben hat, die Dame zur Gräfin von Donner erheben zu lassen. Das Volk betrachtet sie schon als die künftige Gemahlin des Königs, von dem in diesen Tagen wieder die Sage ging, er wolle, empört über die Willkür der Minister, die Krone niederlegen.

Der weibliche Treubund in Berlin, welcher bei seinem Entstehen dreihundert Mitglieder zählte, hat deren gegenwärtig nur noch etwa neunzig.

Der Vetter in der Wassercur. James Mi Rice, ein Kaufmann in Newyork, empfing von einem unbekannten Knaben eine Kiste, die ihm so sehr verdächtig schien, daß er sie als eine Nachbildung der neulich an einen dortigen Kaufmann gesandten Höllenmaschine betrachtete, womit sein Leben zerstört werden sollte. Er ging zur Polizei, welche die Kiste anschaute, aber nicht zu öffnen wagte. Endlich kam ein Polizist auf den Einfall, daß man das Corpus delicti in's Wasser stellen und unschädlich machen könne. Dies geschah. Drei Stunden wurden zur Wassercur festgesetzt und nach dieser Frist öffnete Mi Rice die Kiste und fand ein Mahagonykästchen mit zwei Daguerreotypen seiner Vettern darin. Die Bilder waren aber in der Mäßigkeits-Heilanstalt verdorben.

Eine russische Diplomatin in Paris. Der Londoner „Atlas" läßt sich von seinem Correspondenten aus Paris schreiben: Die Erscheinung des großen Polarsterns von Petersburg, der Fürstin S***, am Himmel der Pariser Diplomatie hat die hiesige feine Welt nicht wenig in Bewegung gesetzt. Man hält die Mission dieser Dame für rein politischer Art; und die Umstände, welche den Czar bewogen haben, der glänzenden und von ihm selbst ungemein hoch geschätzten Zierde seines Hofes Urlaub zu geben, müssen in der That sehr dringliche gewesen sein. Die schöne Ausländerin wird in Paris allgemein als vielgeltend im Elysée angesehen. Ihre Lebensweise ist sehr auffallend, doch sind es gerade ihre Excentricitäten, durch die sie sich so interessant macht. Bei hellem lichtem Tage empfängt sie ihre Gesellschaften en grande toilette in erleuchteten Sälen und bei geschlossenen Fensterläden, damit das Tageslicht nicht eindringe. Um 10 Uhr läßt sie sich ihr Pferd satteln und dann galoppirt sie, von einem ansehnlichen Herrengefolge begleitet, nach dem Bois de Boulogne, wo alles über diese neue Art von Cavalcade bei Mondschein entzückt ist. Zuweilen wird sie dabei vom Präsidenten, Louis Napoleon, und dem englischen Gesandten, Lord Normanby, begleitet, und sehr oft trabt die schöne Reiterin durch die Alleen des Gehölzes, bis der Tag graut. Die Fürstin ist von Geburt eine Polin und mit einem der höchsten, um die Person des Kaisers beschäftigten Männer vermählt. Sie ist von schmächtigem, zartem Wuchse, von ausgezeichneter Schönheit und die reizenden Locken ihres goldenen Haares flattern ihr wie einer Fee um die Schultern. Sie trägt sehr vielen Enthusiasmus zur Schau, besonders für ihr Adoptivvaterland und für dessen großherzigen Monarchen, der sie von obscurer Lage zu ihrer jetzigen einflußreichen Stellung emporgehoben. In der Diplomatie soll sie ungemein gewandt und erfahren sein. Der Kaiser setzt das größte Vertrauen in ihr Talent und in ihre Treue für seine Sache.

Die schwarze Sängerin. Englische Blätter beschäftigen sich sehr emsig mit der sogenannten „schwarzen Malibran," welche eben im Begriff ist, die einstimmigen Beschlüsse der Pariser und Madrider Kunstfreunde in London ratifiziren zu lassen. Donna Anna Maria Loretto Martinez de Moreno ist aus Havannah gebürtig, vom Stamme der Gombas, einer von der Natur einigermaßen bevorzugten Negerrace. Ihr Vater war ein Holzschnitzer und das Kind wurde vom Intendanten von Havannah, Don Franzisco Aquilar, in seine Familie aufgenommen und mit seinen Töchtern erzogen. Die Stimme sowie das Talent der jungen Donna Anna entwickelten sich sehr früh. Die Umstände gestatteten, daß sie einige Zeit in Sevilla lebte, wo sie bald in die Eigenthümlichkeiten der spanischen und maurischen Nationallieder eindrang und in Sevilla sowohl als später in ihrer Heimath, wohin sie zurückkehrte, alles durch ihren Vortrag jener heitern, leidenschaftlich oder schmerzlich klagenden Weisen entzückte. Sie heirathete kurz darauf Don Mariano Moreno, einen Officier in einem cubanischen Nativregiment, welcher nach einiger Zeit aus politischen Gründen fliehen mußte, worauf Donna Maria sich wieder nach ihrem geliebten Sevilla wendete, Singunterricht ertheilte und bald so viel erspart hatte, daß sie in das Madrider Conservatorium eintreten konnte. Kaum hatte sie hier ernstere Gesangstudien begonnen, als ihr Ruhm von Tage zu Tage wuchs, bis endlich durch ihr Auftreten in Paris ihr Ruf ein europäischer wurde. Den Absolutisten wird dieser Fall gewiß nicht wenig willkommen sein, da sie aus ihm — wenn gleich er bis jetzt noch ganz isolirt dasteht — darthun können, daß die Negerin doch nicht völlig in dem Grade von der Natur vernachlässigt sei, als namentlich gewisse Nordamerikaner es der Welt glauben machen wollen.

Ein kleines Californien in Leipzig. Nach der neuen kürzlich erschienenen Begräbnißverordnung muß man auf dem Leipziger Gottesacker für ein Grab von vier Ellen Länge und zwei Ellen Breite, mithin im Ganzen acht Quadratellen sechs Thaler zahlen. Diese Summe ist gleichsam als eine Art von Erbzins zu betrachten, und da der Acker 17,252 Quadratellen enthält, so bringt der Acker dieses Todtenlandes 11,501 Thaler 8 Groschen baares Geld. — Das ist denn doch gewiß fetter Boden.

Starke Zuversicht. In Nummer 199 des Leipziger Tageblatts empfiehlt sich eine Erzieherin, welche Unterricht im Französischen, der Musik und allen Wissenschaften giebt. Man höre: „In allen Wissenschaften," dies ist wirklich viel gesagt. — Adressen unter M. M. B. nimmt Kintschy in der Klostergasse, bei dem bekanntlich auch Windbeutel zu haben sind.

Der größte Diamant. Am 29. Juni d. J. brachte die Dampfschaluppe „Medea" den berühmten, in der überschwänglichen Sprache des Orients unter dem Namen Koh-i-nur (Berg des Lichts) bekannten Diamant nach England. Dieser Stein ist gleichsam das Symbol der Revolutionen von zehn Menschenaltern, während welcher Zeit er von einem Eroberer zum andern gewandert und endlich im dritten Jahrhundert nach seiner Entdeckung als ein Denkmal orientalischer Treulosigkeit und sächsischer Kraft nach den fernen Ufern Englands gekommen ist. Im Jahre 1550, ehe die Dynastie des Moguls durch den großen Akbar gegründet war, ward dieser wunderbare Edelstein in den berühmten Minen von Golconda an's Tageslicht gebracht. Das Königreich Golconda bildete einen der fünf mohamedanischen Staaten, welche gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts im Deccan entstanden waren. Die Diamantenminen lagen etwas östlich von der Hauptstadt in der Nähe des jetzigen Condavilly, in einer Gegend, welche gegenwärtig den Engländern gehört, obgleich sie schon seit lange keine Schatzgräber mehr herbeizieht. Als die Moguls ihre Herrschaft über das Deccan ausdehnen wollten, gerieth Kutub Shah, damals König von Golconda, in Streit mit dem Kaiser Shah Jehann, Vater des großen Aurengzeb. Kutub Shah's erster Minister war damals Mir Jumla, welcher neben bedeutenden staatsmännischen Fähigkeiten eine seltene Kenntniß von Edelsteinen besaß; auch war früher selbiger Diamantenhändler gewesen und verstand daher die Schätze Golconda's zu würdigen. Shah Jehann selbst stand ihm als Kenner in diesem Fache kaum nach, so daß später, als er entthront und von seinem Vater in's Gefängniß geworfen war, sein Urtheil über den Werth eines gewissen Rubins im kaiserlichen Schatze, über den sich Streit erhoben hatte, eingeholt wurde. Es ist also nicht besonders zu verwundern, daß Shah Jehann sich des Mir

Jumla gegen seinen Herrscher annahm und daß der Koh-i-nur die Reise von Golconda nach Delhi machte. Dort sah ihn mit Erlaubniß Aurengzeb's am 2. November 1665 der französische Reisende Tavernier, dem es sogar gestattet ward, ihn in die Hand zu nehmen, zu prüfen und zu wägen. Der Koh-i-nur überstrahlte alle andern Schätze der Moguls. Manchmal schmückten sich diese mit ihm, manchmal diente er dem berühmten Pfauenthrone als Zierde. In Delhi blieb das Kleinod bis 1739, wo das Reich durch den Einfall Nadir Shah's seinen Todesstoß erhielt. Unter der unermeßlichen Beute, welche der persische Krieger mit sich nach Khorassan schleppte, überstrahlte wieder alles Andere der Koh-i-nur. Doch war sein Aufenthalt in Persien nur von kurzer Dauer. Nach der Ermordung Nadir Shah's brachte Ahmed Shah an der Spitze von 4000 Afghanen den Edelstein nach Cabul, wo er das Reich Durani stiftete. Es schien, als ob der Koh-i-nur die Herrschaft über Indien mit sich trüge; denn Ahmed war es, welcher den letzten Kaiser auf den Thron der Moguls setzte. Als Shah Shuja, der Schützling der ostindischen Compagnie, aus Cabul vertrieben wurde, begleitete ihn der weltberühmte Diamant auf seiner Flucht. Nach manchen Irrfahrten fand der Vertriebene einen zweideutigen Schutz bei dem mächtigen Sikh-Häuptling Runjit Singh, dem es nach langen vergeblichen Versuchen endlich im Jahre 1813 gelang, ihm seinen Schatz abzulocken. So war denn der „Berg des Lichts," den Pfad der Eroberer bezeichnend, von Golconda nach Delhi, von Delhi nach Mushed, von Mushed nach Cabul und von Cabul nach Lahore gewandert, wo er blieb, bis er wiederum durch Eroberung in die Hände der Engländer überging. Der Koh-i-nur ist mit Ausnahme des unter den Kronkleinodien Portugals befindlichen brasilianischen Steines, dessen Ansprüche auf den ersten Rang übrigens etwas zweifelhaft sind, der größte bekannte Diamant auf der Welt. In seinem rohen Zustande soll er beinahe 800 Karat gewogen haben; allein die Ungeschicklichkeit des Künstlers, eines Venetianers, Hortensio Borgis, brachte ihn auf sein gegenwärtiges Gewicht von 279 Karat herunter. Statt eine Belohnung für seine Arbeit zu erhalten, ward Borgis von dem erzürnten Mogul mit einer Geldstrafe von 10,000 Rupien belegt. Gestalt und Größe des Koh-i-nur ist etwa die der spitzen Hälfte eines Hühnereies. Sein Werth, so weit er sich überhaupt abschätzen läßt, mag ungefähr 2 Millionen Pfund Sterling betragen. Der vom Großvater Lord Chatham's aus Madras nach Europa gebrachte, dem Regenten Philipp von Orleans im Jahre 1717 für 125,000 Pfund Sterling verkaufte Pitt-Diamant wiegt kaum 130 Karat. Der große Diamant, welcher den Adler auf dem russischen Scepter trägt, erreicht nicht das Gewicht von 200 Karat.

R. Stephenson, der berühmte Ingenieur, ist am 12. Juli zu Edinburgh gestorben.

Die Graveure in China sind Künstler, die ihr Fach verstehen. Ein Capitän, Gaull, legte in der Gesellschaft der Alterthumsforscher Englands einen Chalcedon vor, auf dem die Venus dieses Landes eingegraben war. Die besten Graveure Londons erklärten, daß man diese Arbeit in England gar nicht oder nur mit großer Anstrengung binnen mehreren Jahren ausführen könne.

Die große Hitze, die am 26. und 27. Juni d. J. in Paris herrschte, hat seit 1703 nicht ihres Gleichen gehabt. Am 26. Abends waren 36 Grad, am 27. Mittags 32, um 2 Uhr 35, um 4 Uhr 36 und um 6 Uhr 38 Grad.

Sonderbarer Clubb. In Liegnitz will sich ein Verein bilden von Personen, die an den Blattern gelitten haben; sie werden eingeladen zusammen zu kommen und sich bei Bier und Tabak der überstandenen Leiden zu erinnern.

Der Wiener Professor Meißner hat eine einfache Methode zur Heizung von Eisenbahn-Waggons erfunden, die ohne Aufwendung von Brennmaterial durch die aus den Locomotiven strömende Hitze bewerkstelligt werden kann. Schon im nächsten Winter wird diese Methode das reisende Publicum gegen die Kälte schützen.

Literarisches. Von dem pseudonymen Max Waldau, dem Verfasser des bekannten Buchs: „Nach der Natur," erscheint im September bei Schlodtmann in Bremen ein Mährchen in Versen: „Königin Rose, Tradition einer Nachtigallfamilie." Auch eine epische Dichtung in fünf Büchern ist zur Hälfte bereits vollendet.

*** Ein Spanier, Dr. Don Juan Prat, der in diesem Augenblick Deutschland besucht, hat sich in Barcelona, seinem Wohnorte, mit einigen gelehrten Freunden zur periodischen Herausgabe einer Sammlung vereinigt, die unter dem Titel „Germania" die bewährtesten Schriftsteller Deutschlands im Fache der schönen sowohl als der wissenschaftlichen Literatur, unmittelbar aus ihrem Original in's Spanische übertragen, enthalten soll. Gelingt dieses Unternehmen, welches bereits seit Anfang dieses Jahres in's Werk gesetzt wurde, so werden nicht allein die bedeutendsten Dichtungen von Goethe, Schiller, Jean Paul, Wieland, Tieck u. s. f. die vorzüglichsten Schriften Herder's, Lessing's, Schleiermacher's, Humboldt's, Jacobi's u. s. w. mit ihrer Fülle von Schönheiten, Wahrheit und Begeisterung, mit ihrer erweckenden und belebenden Kraft, Eigenthum der spanischen Nation, sondern selbst auch auf den tiefer liegenden Feldern werden Aehrenlesen gehalten und der großen Ernte beigefügt werden.

Aus der Theaterwelt. Das ziemlich dürre Feld des russischen Drama's ist durch ein neues historisches Trauerspiel: „Die Czaarenbraut" bereichert worden, das den ungetheilten Beifall des Publicums sich erworben hat und von den Otetschestwennya Sapiski in sehr anerkennender Weise besprochen wird. Das Thema ist die bekannte Geschichte von der schönen Kaufmannstochter Marfa, die sich gegen ihren Willen mit dem Czaaren Iwan dem Grausamen vermählen mußte und die Hochzeit nur wenige Tage überlebte. Das Stück ist das Erstlingsproduct eines jungen Dichters, Namens Mey. Ein anderer dramatischer Schriftsteller, der zu großen Hoffnungen berechtigte, Instimowitsch, ist vor einiger Zeit in der Blüthe seiner Jahre gestorben. Es ist das russische Klima nicht für Dichter geeignet.

*** Das Comtoir der Norma. Die Theater-Chronik schreibt: „Im Tivolitheater auf der Marieninsel in Hannover wurde „Norma" gegeben; Tags zuvor war „Rosenmüller und Finke" auf dem Repertoir und dabei eine Seitenthür gebraucht worden, worauf „Comtoir" stand. In der „Norma" im ersten Act, Verwandlung, Gemach der Norma, wird nun eine Seitenthür hingestellt und das Mißgeschick will es, daß ein Theaterarbeiter die Thür aus „Rosenmüller und Finke" benutzt, worauf die Inschrift prangt: „Comtoir." Ein schallendes Gelächter des zahlreich versammelten Publicums ertönt mit dem Rufe: „Das Comtoir der Norma."

*** Die Unternehmer reisender Theatergesellschaften in Preußen sollen nach einem neuen projectirten Theaterreformationsgesetz künftig 500 Thaler Caution stellen.

*** Fräulein Wildauer von Wien hat das Hamburger Theaterpublicum zu wahrhaftem Enthusiasmus hingerissen.

*** Leipzig. Zu den unglücklichsten dramatischen Bühnenerzeugnissen der Neuzeit gehört unstreitig das schale Machwerk von F. W. Gubitz, genannt: „Der Kaiser und die Müllerin," historisches Lustspiel in einem Act und zwei Tableaux. Vergeblich sucht man das Historische darin zu finden und der Dialog ist hier und da so stümperhaft, daß es wirklich für den Schauspieler eine Pein sein muß, seine Zeit mit dem Lernen solcher Trivialitäten zu vergeuden. Kaiser Rudolph der Erste, der uns hier von Herrn Gubitz als eine geschichtliche Person vor Augen geschoben wird, ist eine Carricatur durch und durch. An etlichen Stellen ist dieses Lustspiel mit Zeitphrasen gespickt, aber auch diese sind nicht stichhaltig, und mehrfach ist jetzt mit solchen Phrasen auf deutschen Bühnen der Beweis geliefert worden, daß das Publicum solche politische Liebesgaben förmlich von

sich weis't oder unbeachtet vorübergehen läßt. Deshalb fand auch diese Piece auf unserer Bühne selbst vor einem sonst so dankbaren Actienpublicum nicht den geringsten Anklang.

Erfreulicheres ist von Opernsängern zu melden. Herr Kron vom k. ständischen Theater zu Brünn zeigte sich bisher als Barbarino (Alessandro Stradella) und als Marquis von Chateauneuf in „Czaar und Zimmermann.“ Der Gast ist im Besitz einer schönen Stimme, die im Verein mit gutem Vortrag und gewandtem Spiel sich gleich in der ersten Rolle reichen Beifall erwarb. Die Titelrolle in Stradella sang der Gotha'sche Kammersänger Herr Reer, der sich bekanntlich einige Tage vorher nach der Darstellung des „Johann von Paris“ drei Blumenkränze von nie gesehener Größe werfen ließ. Wir wollen über dies „letzte Mittel“ so zu sagen Gras wachsen lassen; die Sache ist an einem andern Orte schon zur Genüge besprochen worden und hat den Beweis gegeben, daß das Leipziger Publicum selbst in Actienvorstellungen Takt hat, um solche gemachte Libationen zu belächeln. — Der Andrang zur Vorstellung des „Czaar und Zimmermann“ am 21. Juli war ein wahrhaft colossaler. In der Frühe, wo an der Casse die Actienbillets umgetauscht werden, war die Sturm- und Drangperiode so groß und gefährlich, daß die Casenexpedienten zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit die Hülfe der Polizei in Anspruch nehmen mußten.

Curiositäten aus der Malerwelt. Der berühmte Miniaturmaler Johann Wilhelm Bauer, welcher 1640 zu Wien starb, hatte die Gewohnheit, daß er während des Malens fortwährend laut für sich hinbrummte, und wenn das Portrait einen Italiener darstellte, bei dessen Ausführung italienisch, bei einem Franzosen aber französisch sprach.

*** Der berühmte Peter von Laer hatte die Gewohnheit, während der Arbeit mit seinem großen Knebelbart zu spielen und beständig sah man ihn damit Mund, Nase, Augen und Stirn zudecken.

*** Michael Jansen Mirevelt, im Jahre 1568 zu Delf geboren und gestorben im 90sten Lebensjahre, soll während seiner künstlerischen Wirksamkeit, die mit dem sechzehnten Jahre begann, an 10,000 Portraits gemalt haben, worunter viele Könige, Herzöge und andre hohe Personen, welche meist zu ihm nach Delf kamen, indem er daselbst ein Malzimmer besaß, welches mit gutem Licht versehen war und seiner Zeit als ein Muster galt.

MODEN.

Paris, den 19. Juli 1850.

Der Morgenanzug einer eleganten Dame besteht aus einem offnen Oberrock von weißem Musselin mit rosa Futter, dessen leichte weite Falten eine rosa Bandschürze um die Taille faßt. Englisch gestickte Streifen sind vorn herunter zu beiden Seiten und rings um den Rock gesetzt. Ein weißes Unterkleid von Batist mit einem gestickten sogenannten Schürzenbesatz zeigt sich bei jeder Bewegung unter dem offnen Oberrock; auch Unterärmel von Batist à la Paysanne sehen aus den weiten halblangen Aermeln mit rosa Futter hervor. Ein weißes besticktes Mullhäubchen geht ziemlich weit vor, schließt an und ist mit gepreßten Spitzen und rosa Bandknoten garnirt. Die Schuhe sind in Babuschenform wenn nicht von bunter Seide dann von Saffian und haben auf dem Fußblatt in verschiedenen Farben irgend eine chinesische Stickerei.

Zum Ausgehen herrschen die leichten Anzüge vor und dies gilt besonders von Jaconnet, Musselin, Seidengaze und Barège, welche in den weißgrundigen leicht getupften Mustern sehr gesucht sind, was nur vom Barège nicht gilt, indem man da meist volle Farben sieht wie königsblau, korinthbraun, myrthengrün, violet &c., sowie auch meistens nur große Muster, z. B. Kleeblätter mit großen Winden, Eichenlaub mit Rosen, Veilchenblätter mit Sternblumen, entweder in Guirlanden oder auch einzeln in Zweigen eingestreut; sieht man einfarbigen Barège, so sind nur die Volants mit weißen Mustern bedruckt, die fast der Stickerei gleichen.

Gegenwärtig ist der kleine Ueberzieh-Canezou von weißem gesticktem Musselin sehr gern gesehen und man trägt ihn mit besonderer Vorliebe selbst zum Ausgehen. In letzterer Zeit hat man ihn abgepaßt; ringsum über den Säumen ist eine kleine gestickte Guirlande zur Einfassung angebracht und am Saume bringt man gern Spitzen oder doch wenigstens eine Garnirung von weißem Tüll an. Zu diesen Canezous werden gern Kleider, z. B. von islygrünem oder rosa Taffet, mit ausgeschnittenem Leibchen und kurzen Aermeln getragen; es ist wirklich erstaunend, wie vielen Reiz diese Art Canezous den einfachsten Anzügen verleiht.

Weiße Kleider stehen wie im vorigen Jahr in großer Gunst, denn fast alle junge Damen sieht man darin ausgehen; es ist auch fast nichts Reizenderes zu denken als diese leichten Kleider, mögen sie nun ganz einfach von Linon oder reich bestickt und mit Volants besetzt sein. Bei diesen Kleidern spielen die Filetshawls eine große Rolle; es ist nicht zu leugnen, daß sie in letzterer Zeit durch die darauf angebrachten Stickereien sehr an Eleganz gewonnen haben.

Außerordentlich beliebt sind die offnen Aermel mit offnen Unterärmeln, welche meist nur von Spitze gefertigt werden. Diese Aermel begünstigen ungemein den Luxus der Armbänder, welche auch überaus zahlreich getragen werden. Die schmalen schwarzen Sammetbänder, welche durch Stahlschnallen gezogen werden, sieht man zwar sehr häufig, aber diese Mode wird sich nicht halten können, indem sie in wenig Tagen gleich durchgängig von jedermann ohne Kostenaufwand nachgeahmt werden kann.

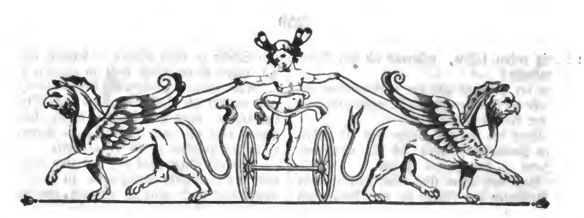
Elegante halbseidene Hausschürzen sieht man sehr oft mit Kettenstich von weißer Seide bestickt, abgerundet und am Rande mit einer Garnirung von ausgeschlagenem Taffet versehen; der Bund ist immer vier- bis fünfmal dicht neben einander abgereiht, oben befindet sich eine Schnur und an den Enden derselben hübsche Chenillequasten.

Nächst dem Hute wendet man dem Sonnenschirme die größte Aufmerksamkeit zu, dessen Stock in der Mitte geknickt werden kann, was darum sehr bequem ist, weil man ihn legen kann und nicht zu stellen braucht, so daß er also nicht mehr umfallen und der zierliche Stock zerbrechen kann. Knicker sieht man nur in Wagen, da aber mit sehr schönen Elfenbeinstielen und mit Gold ausgelegt; der Schirm ist weiß oder mit silbergrauer Seide bezogen, rosa gefüttert und mit den beliebten Moosfransen besetzt.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 31. 1) Hut von weißem Crepp, mit Blumen garnirt. Kleid von gegittertem Taffet mit Ueberziehjäckchen, offnen Aermeln, welche von oben herunter auf beiden Seiten gebogt sind; diese Bogen sowie die Schößen des Jäckchens sind mit schwarzen Spitzen besetzt. 2) Weißes Jäckchen von Jaconnet, mit englischer Stickerei verziert. Kurzes Kleid; ausgeschnittenes Leibchen und kurze Aermel; kurze Beinkleider, Stiefelchen von Wollenatlas. 3) Blumendiadem über kurze Scheitel. Kleid von Mull; ausgeschnittenes Schneppenleibchen; kurze Aermel; Rock mit drei Streifen von englischer Stickerei, darüber stets drei Stufen; um den Ausschnitt des Leibchens liegt eine Berthe von zwei Streifen englischer Stickerei.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 32. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Laßt mich allein!

Laßt mich allein! — ihr Lieben, die ich meine,
Gönnt, Freunde, mir das Glück der Einsamkeit;
Wer so wie ich ertrug der Erde Leiden,
Wer so wie ich blickt in Vergangenheit,
Der sieht nicht leer in diese Zeit hinein;
Laßt mich allein!

Laßt mich allein! — Die Freuden, die mir fehlen,
Beschwör' ich aus dem Grabe früh'rer Zeit;
Sie mit dem Gram der Stunde zu vermählen
Ist's nur allein, was mir Genesung beut
Im Glanz des Tages und der Sterne Schein;
Laßt mich allein!

Ja, ja! Genuß, er liegt nur im Vergleichen,
Denn wo ist das, was niemals anders war?
Wenn das Gewitter ob dem Haupt vorüber,
Gedenkt man der entronnenen Gefahr.
Vergangenheit, sie ist der Weisen Stein;
Laßt mich allein!

Wer nicht allein das Leben kann ertragen,
Deß Zeit ist um, gemessen ist der Lauf;
Nur in den Räumen unentweihter Stille
Blüht uns verjüngt das Leben wieder auf.
Der Himmel winkt, die Engel schau'n darein;
Laßt mich allein!

Elisabeth von Marwitz.

Der Graf von Porteau.

Novelle
von
Clairmont.

1.

Die Ueberfahrt.

Im September des Jahres 1793 Nachts gegen eilf Uhr passirten zwei Reiter den jähen Abhang, der von dem Dorfe Gennes nach der Loire führt. Der Himmel war mit dichtem Nebel umzogen und ein feiner, eiskalter Regen durchdrang die dicken, kothbespritzten Mäntel der Reisenden. Ihre Pferde schienen sehr ermüdet zu sein und ließen traurig die Köpfe hängen. Das Gesicht in die Falten ihrer Mäntel gehüllt ritten die Reiter schweigend einer hinter dem andern. Nur von Zeit zu Zeit, wenn ein heftiger Windstoß oder ein im Wege liegender großer Kieselstein die Pferde stutzen machte, entschlüpfte den Lippen desjenigen, der voranritt, ein leises Fluchen.

So durchritten sie das Dorf. Keine gastliche Thür öffnete sich ihnen. Die Häuser waren wie ausgestorben, nur ein fernes Hundegebell unterbrach dann und wann die nächtliche Stille. Vor einem niedrigen, unansehnlichen Hause, in dessen Giebel der Wind ein Schild kreischend hin- und herschleuderte, hielten die Pferde, als ob sie ein gemeinschaftlicher Instinct leitete, plötzlich an.

„Hier ist der goldene Löwe," sprach einer der Reisenden in dem Augenblicke, als die Rosse still standen. „Wollten der Herr Graf die Pferde hier

ein wenig ruhen lassen, während ich den Fährmann aufsuche? —"

Statt der Antwort gab der so Angeredete seinem Pferde die Sporen und ritt im leichten Galopp weiter; der Andere folgte.

Am Ende der Straße, welche jetzt die beiden Reisenden hinabritten, erhob sich ein unansehnliches Haus — hier hielten sie still.

Der Eine von ihnen stieg vom Pferde, warf seinem Gefährten den Zügel zu und klopfte mit der Faust an die in einem ziemlich schlechten Zustande befindliche Thür.

Aus dem Innern der Baracke ließ sich zwar eine Stimme vernehmen, aber statt der Antwort wünschte sie die Ueberlästigen zum Teufel, die es wagten, den Schlaf zu stören, und die Thür blieb verschlossen.

„Jacob," rief der Reisende, indem er stärker klopfte, „Jacob, ich bin es."

Keine Antwort.

„Der Trunkenbold wird wieder eingeschlafen sein!" Und ein kräftiger Fußtritt des ungeduldigen Reiters öffnete die verschlossene Thür.

„He, Jacob, Faullenzer! Fast eine halbe Stunde rufe ich schon," sprach er weiter und trat mit diesen Worten in das alte verfallene Haus.

Gleich darauf schimmerte ein Lichtstrahl durch die halb geöffnete Thür und Jacob, halb angekleidet, näherte sich der Schwelle. Mit Zeichen der höchsten Achtung grüßte er den ungestümen Gast, der ihn so unsanft aus seinen Schlafe riß.

„Bei Gott und meiner armen Seele, Herr Graf, es ist mir unmöglich, in dieser fürchterlichen Nacht Sie an das jenseitige Ufer zu bringen. Wenn ich Sie am hellen Tage bei solchem Wetter glücklich übersetze, kann ich mir Glück wünschen."

Der Graf griff in die Tasche seines Reisekleides, zog eine wohlgefüllte Börse hervor, die er in die Hand des Fischers legte und sprach in einem entschiedenen und stolzen Tone:

„Du wirst auf der Stelle die Fähre losbinden und wirst sie bis an den Abhang ziehen, wo wir Dich erwarten. In einer Stunde muß ich am jenseitigen Ufer sein. Keine Widerrede! Ich gestatte sie nicht!"

Bei diesen Worten blitzte dem erschreckten Fischer der glänzende Lauf eines Pistols entgegen.

Zehn Minuten später stieß ein großes Boot mit drei Männern und zwei Pferden beladen vom Ufer und suchte langsam, indem es sich mit Mühe den dichten Flußweiden entwand, die Mitte der Loire zu erreichen. Der Fluß bildet nämlich, wenn er übertritt, mehrere gefährliche Strömungen, die man vermeiden muß, wenn man nicht mit jedem Augenblicke an einen Baumstamm oder an einen emporragenden Felsen stoßen will.

Nur beschäftigt einer solchen Gefahr zu entgehen wechselten die kühnen Reisenden kein Wort. Die Pferde — wie es selbst die muthigsten auf dem Schiffe zu thun pflegen — standen unbeweglich, indem sie die Köpfe dicht an einander hielten.

Nach einigen gefahrvollen Augenblicken, während welcher die Barke, durch die starke Strömung fortgerissen, öfter umzuschlagen drohte, kamen sie endlich über die letzte Reihe Bäume hinweg und gelangten glücklich in die offene Loire.

Wie ein Pfeil schoß das Fahrzeug dahin, das man nun nicht mehr nöthig hatte, zu leiten. Alle menschliche Kraft wäre zu schwach gewesen, der Macht des Stromes zu widerstehen.

Die beiden Reisenden legten ihre langen Ruder, mit denen sie gearbeitet hatten, bei Seite und setzten sich schweigend in das Vordertheil der Barke.

Die Heftigkeit des Unwetters nahm zu, der Wind, der heulend aus den Bäumen und Felsen des Ufers über den Fluß schnob, bedeckte die Mäntel der unerschrockenen Reisenden mit einem feuchten Staube. Die Nacht war düster und Unheil drohend; kein Stern glänzte am Himmel, kein Licht leuchtete am Ufer. Ein dicker Nebel lag auf dem Flusse, dessen unruhige Wellen mit einem Klagegeheul sich an einander brachen.

Nach einer halben Stunde dieser gefahrvollen Fahrt stieß endlich das Boot an den Fuß des Abhanges, der ungefähr einige hundert Schritte von Rosiers entfernt liegt. Die Reisenden stiegen an das Land und ließen vorsichtig ihre Pferde folgen.

„Jacob," sprach der Graf, indem er die Hand des Fährmanns nahm, „es darf niemand erfahren, daß ich diese Nacht mit Dir über die Loire gegangen bin. Du kehrst in Deiner Barke jetzt heim und in dem Augenblicke, wo Du an's Ufer gestiegen bist, überläßt Du sie dem Strome und gehst ruhig in Deine Hütte. Morgen wird man glauben, daß der Sturm diese Nacht das Fahrzeug losgerissen und fortgeschleudert habe. Bei Deinem Kopfe, sei verschwiegen! Bedenke, daß ich fern oder nah über Dich wache. Kein Wort mehr! Sei stumm wie das Grab. — Jetzt geh!"

Der Fischer, vor Frost und Schrecken starr, wagte kein Wort zu erwidern. Mit einem kräftigen Fußtritte schleuderte der Graf die Barke in den Strom zurück, dann stieg er zu Pferde und indem er die Richtung nach Rosiers einschlug, entfernte er sich vom Ufer, gefolgt von seinem hartnäckig schweigenden Begleiter.

Es schlug zwölf, als die beiden Reiter in die Straßen des Marktfleckens einritten, die sie durcheilten, ohne anzuhalten.

Bei der Kirche angelangt wendeten sie sich links und verschwanden im Thale.

2.

Die Vermählung.

Um das Jahr 1787 lebte zu Angers ein alter Negociant, der ein beträchtliches Vermögen besaß. Er wohnte in einem seiner Häuser am Place-Neuve und führte ein einfaches, zurückgezogenes Leben. Jacob Brillaut ging wenig aus, in der Regel nur

geschah es, wenn er seine Tochter in die Kirche Saint-Maurice zur Messe führte oder wenn er ein kleines Landhaus besuchte, das er in der Nähe der Stadt besaß, um dort den Sommer zu verleben.

Herr Brillaut hatte wenig Umgang; außer einigen alten Freunden, mit denen er Abends eine Partie Piquet spielte, betrat fast niemand sein Haus.

Johanna Brillaut, ein reizend schönes junges Mädchen, schien die fast thörichte Liebe ihres Vaters zu verdienen. Ihre Züge waren voll Geist und Anmuth und in den großen dunkelblauen Augen spiegelte sich die Güte ihrer Seele und die fröhliche Unschuld ihres Alters. Ihre einzige Freude war, die Messe in Saint-Maurice Sonntags hören zu können, und ihre einzige Zerstreuung der Besuch von den Freunden ihres Vaters.

Seit einigen Monaten war jedoch ein junger Mann in diese höchst achtbare Familie eingeführt — Julius Hervey, Sohn eines Associé's des Herrn Brillaut, der in jüngster Zeit durch unglückliche Speculationen sich gänzlich zu Grunde gerichtet hatte.

Julius' Vater war kürzlich gestorben und hatte auf dem Sterbebette seinen Sohn Herrn Brillaut's Fürsorge anvertraut.

Als Vormund des jungen Mannes hatte der alte Negociant, seiner bisher treu gebliebenen Gewohnheit zuwider, Julius den Zutritt in sein Haus gestattet. Julius war aber dieses auszeichnenden Vertrauens würdig, denn seine Erziehung sowohl als sein gutes Herz erwarben ihm die Liebe und Achtung Aller derer, die ihn kannten.

Julius sah Johanna, und es bedurfte nicht langer Zeit, um in seinem Herzen die heftigste Leidenschaft für sie zu entzünden. Er liebte sie ohne Hoffnung, ohne Ziel, fast ohne es selbst recht zu wissen; er liebte sie wie man den gestirnten Himmel liebt, wie man alles liebt, was gut und schön ist.

Er wußte, daß Johanna reich war, und nie war in ihm der Gedanke aufgestiegen, daß sie ihm einst angehören könne. Mit Schmerz aber auch mit Ergebung erblickte und erkannte er die große Kluft, die der Reichthum zwischen ihnen bildete; er war glücklich, wenn er sie jeden Tag sehen und ihre süße Stimme vernehmen konnte, und bat den Himmel um nichts als um lange Dauer dieses friedlichen Glücks.

Johanna liebte Julius wie sie ihren Bruder geliebt haben würde. Ihre züchtige Vertraulichkeit und Fröhlichkeit in seiner Gegenwart, ihre Ruhe in seiner Abwesenheit hatten in Herrn Brillaut schon seit langer Zeit die Sorgen verbannt, die der Gedanke an die Folgen des Umgangs dieser beiden jungen Leute in ihm erwecken mußte.

Nichts trübte den Frieden dieser stillen Häuslichkeit. Wie schon gesagt, ging Johanna mit ihrem Vater jede Woche in die Kathedrale, um die hohe Messe zu hören. Eines Sonntags, als der alte Negociant später als gewöhnlich sein Haus zu diesem Zweck verließ, fand er am Portal der Kirche eine große Menschenmenge; die Zugänge waren versperrt und es war unmöglich, in das Schiff der Kirche zu kommen. Ungeachtet Johanna's Bitten, heimzukehren, wollte er sich dennoch bis zu der Bank drängen, die für ihn aufbewahrt war.

Es war der Oster-Sonntag; die Gläubigen waren in großen Schaaren herbeigeeilt, um einen berühmten Prediger zu hören. Mit dem Ungestüm seines Charakters stieß der Greis diejenigen zur Seite, die sich ihm hindernd in den Weg stellten, und war ein Ausweichen in dem großen Gedränge unmöglich, überhäufte er sie mit Schimpfworten und beleidigenden Ausdrücken.

Vor Angst und Schrecken über diesen Auftritt ward Johanna hochroth und schien in diesem Augenblicke noch tausendmal schöner als sonst zu sein.

Der große Haufen, der die Thür umlagerte, vergnügte sich an der Verlegenheit und Angst des armen Mädchens und bot alles auf, ihre peinliche Lage zu vergrößern. Herr Brillaut, bleich vor Zorn, wollte eben zum Aeußersten schreiten, als ein junger Mann, in das elegante Costüm der Carabiniers der Königin gekleidet, die Menge theilte und den Arm des bestürzten jungen Mädchens mit den Worten nahm:

„Platz, unverschämtes Volk!" und eine drohende Bewegung schien seinen Worten Nachdruck geben zu wollen, wenn ihnen nicht Folge geleistet würde.

Murrend theilte sich die Menge. Mehr als ein gehässiger Blick fiel auf den kühnen Cavalier, der ganz unbekümmert langsamen Schrittes Vater und Tochter an die Thür der Kirche geleitete. Dort angelangt reichte er der bestürzten Johanna das Weihwasser, höflich und mit überaus feinem Anstande grüßend entfernte er sich dann und durchschritt kühn die Menge, die ihm unter leisen Drohungen Platz machte.

Abends in dem Augenblicke, als Herr Brillaut, noch ganz bewegt von dem Auftritte am Morgen, sich zu Tische setzen will, tritt eine alte Magd bestürzt in das Zimmer und meldet ihrem Herrn, daß der Herr Graf von Porteau sich ihm vorzustellen wünsche.

Der Graf von Porteau war der junge Cavalier, der am Morgen Vater und Tochter durch das Gedränge zur Kirche geleitet hatte. Mit großer Liebenswürdigkeit erkundigte er sich, ob das Ereigniß vor der Kathedrale ohne unangenehme Folgen für Fräulein Brillaut geblieben sei, bat um die Erlaubniß, seinen Besuch wiederholen zu dürfen, und einen Monat später, als Julius von einer Reise nach Paris zurückkehrte, wo er sein Examen als doctor juris abgelegt, rief Johanna, als sie ihn von ferne bemerkte, mit Freude strahlendem Gesicht ihm entgegen:

„Julius, welch ein Glück! Ich werde Gräfin! — Ich verheirathe mich!" —

Der arme junge Mann erbleichte bei diesen fürchterlichen Worten, ein Flor umzog seinen Blick, er wankte — aber alle seine Kräfte zusammennehmend kam er wieder zu sich, um die grausame, vor Freude aufjauchzende Johanna erzählen zu hören, was ihr mit dem Grafen begegnet, daß er öfter Besuche abgestattet und zuletzt um ihre Hand angehalten habe.

Acht Tage später führte der Graf von Porteau Johanna Brillaut vor den Altar der Kathedrale, wo er sie aus der Hand des Priesters zur Gattin empfing.

Tags darauf stieg das junge Ehepaar in einen Reisewagen und begab sich auf das Schloß Porteau, das einige Meilen von Angers in der Gegend von Beaufort liegt.

Dies war Johanna's erster Kummer, denn sie mußte sich von ihrem Vater trennen, den sie so zärtlich liebte, sie mußte ihr Haus verlassen, in dem sie die Zeit ihrer Jugend so glücklich verlebt hatte, sie konnte endlich den guten Julius nicht mehr sehen, der ihr wie ein Bruder ergeben war. Schon seit sechs Tagen hatte sie ihn nicht gesprochen, denn ein heftiges Fieber, das er, wie Herr Brillaut meinte, auf der Reise nach Paris sich zugezogen habe, fesselte ihn an das Bett.

In dem ersten Briefe, den der alte Negociant an seine Tochter schrieb, zeigte er ihr an, daß Julius plötzlich verschwunden sei, um Soldat zu werden.

Dies war abermals eine kummervolle Nachricht für Johanna.

3.

Der Verrath.

Der Graf von Porteau zählte fünfundzwanzig Jahre und war einer jener lockern Gesellen der großen Welt, für die das Leben kein Geheimniß mehr bietet. Er besaß einen hochfahrenden, stolzen Charakter, war dabei sehr albern und ausgelassen, so daß seine Tollheiten und seine übermäßige Verschwendung in der Hauptstadt viel Aufsehen erregten. Er machte einen ungeheuern Aufwand; seine Livreen und seine Pferde waren die kostbarsten in der Residenz. Oft war er in sehr entehrende Liebesgeschichten verwickelt und mehr als einmal zog ihn seine in der That grenzenlose Unverschämtheit aus gefährlichen Abenteuern.

Mit einem Worte, seine scandalösen Orgien und sein Betragen machten ein solches Aufsehen, daß eine Ordre des Königs ihn vom Hofe und zu seinem Regimente verwies, das damals in Saumur in Garnison lag.

Mit einer zerrütteten Gesundheit und einem bis auf ein Viertheil zusammengeschmolzenen Vermögen war der Graf aus Paris zurückgekehrt. Er wohnte seit sechs Monaten in Anjou, als der Zufall ihn Herrn Brillaut den Dienst leisten ließ, den wir bereits berichtet haben.

Johanna's Schönheit hatte ihn mächtig ergriffen; als er erfuhr, daß das junge Mädchen ein beträchtliches Vermögen besitze, entschloß er sich sie zu heirathen und hielt bei dem Vater um ihre Hand an. Der gute Brillaut war durch diesen glänzenden Antrag verblendet. Seine Tochter als Gräfin zu sehen, hatte er sich nicht träumen lassen und freudig gab er seine Einwilligung zu dieser Heirath.

Das Glück Johanna's war aber von kurzer Dauer. Der Rang und die Eleganz des Grafen von Porteau hatten das unschuldige Kind verleitet. Sie kannte nur den äußern Glanz der Heirath, nur die sichtbaren Freuden derselben. Ihr ganzes Glück bestand zu jener Zeit nur in einem prächtigen Palaste, glänzenden Toiletten und reichen Equipagen. Außer diesen sah sie nichts. Sie fühlte sich geschmeichelt, daß der Graf seine Blicke auf sie geworfen hatte, auf das bescheidene, unbekannte junge Mädchen, da er doch stolzen und hochstehenden Schönheiten seine Huldigungen darbringen konnte.

Mit einem Worte, sie glaubte, der Graf habe sie ohne Interesse, nur aus Liebe zur Gattin gewählt.

Die sanfte, liebevolle Zärtlichkeit Johanna's, ihre Schönheit und Jugend übten einen glücklichen Einfluß auf das zerrissene Herz ihres Gatten aus. Er hatte sich vorgenommen, sie mit derselben Zärtlichkeit zu lieben, mit der sie ihm zugethan war. Jede andre Frau als Johanna hätte den physischen Trieb und den frivolen Geschmack des Grafen beherrschen können; aber Johanna war zu jung, zu unerfahren, um jene Geheimnisse der Koketterie anzuwenden, die eine dem Erlöschen nahe Flamme wieder anzufachen vermögen. Sie wußte nur zu lieben, und deshalb war ihr Reich nur von kurzer Dauer.

Bei Gelegenheit einer Reise, die sie mit ihrem Gemahl nach Saumur machte, um einem Feste beizuwohnen, das man dem Kaiser Joseph zu Ehren veranstaltet hatte, der damals Frankreich bereis'te, sah Johanna auch die kleine Gewalt schwinden, die sie über ihren Gemahl erlangt hatte.

Der Graf traf dort viele seiner alten Genossen an und mit ihnen tauchten Gewohnheiten und Wünsche wieder auf, die er in Johanna's Umgange vergessen hatte.

Er widerstand eine Zeit lang, aber nach und nach trug sein eigentlicher Charakter den Sieg davon. Seine Freunde klagten ihn des Geizes an, den er mit den Thalern seiner Frau ausübe — und bald kam er zu der alten Verschwendung und zu hohem Spiele zurück.

Man machte die Liebe Johanna's lächerlich und tadelte ihn, daß er seine Frau anbete — und bald knüpfte er kleine Liebesintriguen an. Kurz, er wurde wieder der Alte und ergab sich auf's neue den Ausschweifungen der Jugend.

Eine heilige Scham und eine züchtige Unkenntniß mit der Welt, in deren Mitte sie lebte, be-

wahrten Johanna's Ruhe und Frieden. — Geschäftige Hände rissen aber die Binde von den Augen des unglücklichen Kindes: sie lernte die Verbrechen ihres Gatten kennen.

Sie wollte noch zweifeln, wollte sich selbst täuschen, aber von allen Seiten kamen die Beweise und bekundeten die Wahrheit nur zu deutlich, daß ihr nichts mehr blieb als ihre Thränen.

Sie versuchte es, sich zu beklagen und ihrem Manne leise Vorwürfe zu machen, aber er trat ihr mit Spott oder Härte entgegen.

Johanna war gut und nachsichtig, aber ihre Schüchternheit war weder Schwäche noch Mangel an Charakter. Das Betragen ihres Mannes hatte sie schwer verletzt. Nach der unschuldigen Meinung ihres Herzens hatte sie ihrem Gatten das Edelste, das Beste geweiht; sie gefiel sich, in ihrem Manne hochherzige und schöne Eigenschaften zu bewundern; sie glaubte, ihn zu dem glücklichsten der Sterblichen gemacht zu haben. Wie groß, wie ungeheuer war jetzt der Fall aus diesem Himmel.

Eine verachtende Bitterkeit bemächtigte sich des Herzens der verrathenen, betrogenen Frau, und mehr als Gleichgültigkeit vertrat die Stelle der Zuneigung, die für den Grafen in Johanna's Herzen gewohnt hatte. Aber zu stolz, um ihren Schmerz zur Schau zu tragen und unnütze Reclamationen ergehen zu lassen, verschloß sie sich ruhig in das Schloß Porteau und kümmerte sich nicht um ihren unwürdigen Gatten, der sich den schändlichsten Leidenschaften frech ergab.

Fortsetzung folgt.

Die ersten Kutschen in Spanien.

Nach dem Geschichtschreiber Sandoval ist der Name Kutsche und die Erfindung derselben deutschen Ursprungs; vor den Zeiten Karls V. kannten die Spanier noch keine Kutschen, und als die erste nach Spanien kam, machten, wie er versichert, ganze Städte sich auf die Beine, um sie zu sehen, sie anstaunend wie einen Centaur oder ein Meerwunder. Die neue Erfindung fand solchen Beifall, daß, um dem Luxus, den man damit trieb, zu steuern, im Jahre 1578 bis 1626 nicht weniger denn sechs Verordnungen erschienen. Man ersieht aus diesen die große Menge von Kutschen, die in der Stadt umherrollten; denn die Frauen geringen Standes wetteiferten im Gebrauche dieser „geräuschvollen Maschine" mit den vornehmsten Damen; und es wurden daher auch die sogenannten Birrotones oder Kutschen mit zwei Rädern verboten, durch die man die Verordnungen zu umgehen suchte, nach welchen nur Kutschen mit vier Pferden und den Leuten geringen Standes nur mit Maulthieren erlaubt waren. Viele sahen jedoch diesen Luxus als eine Ersparniß an, da nämlich vorher die Vornehmen eine große Menge von Bedienten und Zofen hielten, welche ihre Herrschaft, wenn sie ausging, begleiten mußten. — Späterhin ward der Gebrauch von Kutschen aller Art jedermann gestattet, doch mit der Einschränkung, daß weder die Kutschen, noch die (von Maulthieren getragenen) Sänften mit Gold oder Silber oder seidenem Stoffe ausgeziert sein — und daß die Besitzer derselben sie niemand leihen und in ihnen nur die Frauen und Kinder unter zehn Jahren fahren lassen dürften; denn man war der Meinung, daß die Kutschen sich nur für Weiber und Kinder schickten, und daß die Männer sich nur verweichlichten und an ihrer Würde verlören, wenn sie auf Polstern oder Kissen von Sammet säßen, die doch nur für Frauen schickliche Sitze abgäben. Daher sagt auch der Pater Thomas Ramon in seiner Strafpredigt vom Jahre 1635 gegen den Mißbrauch der Schminke, der falschen Locken, der Reifröcke, des Kopfputzes und des Tabakrauchens: „Die Kutschen bleiben billig den Frauen überlassen und auch nicht einmal allen muß man sie erlauben, sondern bloß den kränklichen und schwangern; aber für Männer mit Bärten, die einen Degen an der Seite tragen, ist es, wenn sie nicht krank sind, eine große Schande, in einer Kutsche zu fahren, und sie verdienten, daß man ihnen einen Spinnrocken in die Hand gäbe; denn für kräftige Männer ziemt es sich nicht, wie in einen Maststall eingeschlossen umher zu fahren, sie gehören in die freie Luft!"

Wie sich die Sitten mit den Zeiten ändern!

Feuilleton.

Herr von Lamartine, der gegenwärtig in der Türkei weilt, will die ihm vom Sultan geschenkte Besitzung nicht selbst bewohnen, sondern will zwanzig französische Familien daselbst colonisiren, und die simplen Türken meinen kopfschüttelnd, Herr von Lamartine sei auch nichts Besseres als Andere; nachdem er sich in der Politik abgenutzt habe, lege er sich auf Handelsspeculationen! —

Oesterreich fängt wirklich an zu sparen. Die Husaren erhalten neue Röcke oder Attila's, die eine Hand breit kürzer sind als die frühern. Zum Ersatz bekommen sie schöne neue rothe Unaussprechliche. Die ganze Cavallerie wird in ungarische Sättel und Reiterstiefeln gesteckt, wahrscheinlich damit sie ungarisch reiten und fechten lernt.

Gervinus hat zum Besten für Schleswig-Holstein 1000 Fl. gezeichnet.

Pfaffenumtriebe. In der Pfarrkirche zu Innsbruck wurden in einer der letzten Sonntagspredigten die Bauern aufgefordert, ihren Stutzen von der Wand zu nehmen, um ihn gegen alle Gegner Mariens zu gebrauchen. Sie möch-

ten sich an ihre Vorfahren erinnern, die ihren Grimm gegen den Ketzer Huß dadurch bezeichneten, daß sie ihren Hunden, wenn diese einen Gauner packen sollten, das Hetzwort „Huß, Huß" zuriefen! —

Flüchtige Gedanken. Als ein Mnemoniker den Themistokles die Kunst des Erinnerns lehren wollte, erwiderte dieser, er wünsche lieber die Kunst des Vergessens zu lernen. In diesem Punkte dürften unsre Landstände von 1848 lauter Themistoklesse sein. Was würden sie darum geben, könnten sie ihre Reden und Beschlüsse von 1848, könnten sie das ganze Jahr 1848 rein vergessen.

Eine furchtbare Feuersbrunst wüthete am 18. Juli in Krakau von Mittag bis Mitternacht, welche in kurzer Zeit circa 200 Häuser, darunter das Dominikaner- und Franziskanerkloster, die St. Barbara- und St. Josephskirche, den bischöflichen Palast und die polytechnische Schule in Asche legte, wie denn auch mehrere Menschen verunglückt sind, worunter ein Greis von hundert Jahren. Man vermuthet Brandstiftung, und das um so mehr, als das Feuer an mehreren Orten gleichzeitig ausbrach.

Die Physiognomie der Städte Mailand, Bergamo, Brescia soll jetzt auf den deutschen Reisenden einen trüben, peinlichen Eindruck machen, obschon das Geschrei: morte ai Tedeschi und das feindselige Benehmen des Volkes verschwunden sei. Von der unhaltbar luftigen Höhe politischer Chimären ist dieses Volk tief, sehr tief herabgesunken, fast in den Abgrund nationaler Hoffnungslosigkeit. Aus dem Munde gebildeter Italiener hört man jetzt traurige Geständnisse, Aeußerungen der Selbstdemüthigungen, wie man sie von diesem Volke sonst am wenigsten gewohnt ist, sagt die Allgem. Zeitung. In Mailand zieht sich mitten durch das Geräusch des täglichen Lebensverkehrs ein unverkennbarer Zug von tiefer Niedergeschlagenheit. Man scheint endlich zur Einsicht von seiner Ohnmacht gelangt. Kindische Wuthausbrüche, Cigarrenopposition, öffentliches Schmähen gegen die Deutschen und dergleichen früher täglich wiederkehrende Erscheinungen sind jetzt nicht wahrnehmbar; doch sind die Nebentische in den Kaffeehäusern, woran österreichische Officiere sitzen, noch immer gemieden. Die persönlichen und nationalen Antipathien scheinen leider noch tiefer als die politischen. Der reiche Mailänder Adel, so lange er nicht im Exil lebt, sitzt schmollend auf seinen Villen am Comersee. Unter dem Wagengewühl im Corso sieht man keine seiner stolzen Equipagen mehr. Im Kreise der Gebildeten lehrt und lernt man mehr und mehr die deutsche Sprache und gewöhnt sich an das Lesen deutscher Journale.

Leipzig zählt jetzt 130 Buchhändlerfirmen, davon betreiben 48 nur Verlag, 51 Verlag, Sortiment und Commission, 4 nur Commission, 9 nur Sortiment, 8 Musikalien-, 6 Kunsthandel und 4 den Handel mit ausländischen Büchern. In den übrigen Städten Sachsens finden sich noch 62 Buchhändlerfirmen; der sächsische Buchhandel zählt folglich 192 Buchhändler-Etablissements und umfaßt den sechsten Theil des gesammten deutschen Buchhandels. Leipzig beschäftigt 200 Pressen mit Einschluß von 135 Druckmaschinen.

Ländlich, sittlich! Die Königin von England hat vom König von Napal außer verschiedenen kostbaren Geschenken auch zwölf mit Silber besetzte weiße Kuhschwänze zum Geschenk erhalten. Ein solcher Kuhschwanz wird in Napal als das höchste Achtungszeichen betrachtet und vertritt die Stelle unsrer Orden und Schnupftabaksdosen.

August Möser, der ausgezeichnete deutsche Violinvirtuose, hat in Chili zwei brillante Concerte gegeben, welche einen eben so großen Enthusiasmus als in ganz Brasilien und im La Plata hervorriefen. Die schöne Welt ist dort bemüht, dem jungen interessanten Künstler die möglichsten Auszeichnungen widerfahren zu lassen. Von dort wird Herr Möser nach Lima, Peru und Mexico gehen. Trotz einer höchst stürmischen Seereise, die derselbe kürzlich um das so gefürchtete Cap-Horn bestand und auf welcher er neunzehn volle Tage in größter Lebensgefahr schwebte, beabsichtigt er dennoch, sich von Mexico aus nach Ostindien und Australien zu begeben. Demnach dürfte Herr Möser wohl der erste Virtuos sein, der die Welt umsegelt hat.

Ein komischer Halt. Ein sehr reicher Baronet in London hatte sich aus Liebe verheirathet, war aber des Ehestandes in kurzer Zeit überdrüssig geworden und traf daher mit seiner Gattin eine Uebereinkunft wegen ihrer Trennung, worin stipulirt ward, daß er ihr ein Jahrgehalt von circa 1000 Franken für jede Lieue, die sie sich von ihm entfernen würde, auszahlen lassen wollte. Mylady machte sich das nun zu Nutz und steigerte ihre Einkünfte, indem sie fernhin auf dem Continente reis'te, auf 300,000 Franken und darüber; aber nicht minder bizarr als ihr Gemahl kehrt sie, wenn durch ihn gut bei Casse, nach England zurück, um recht in seiner Nähe zu leben und ihn dadurch zu ärgern. Wenn ihre Mittel auf die Neige gehen, so begiebt sie sich wieder auf recht ferne Reisen und erneuert das alte Spiel.

Einen neuen Erwerbzweig hat zu Paris die gegenwärtig herrschende Hitze zu Wege gebracht. Auf den großen sonnigen Plätzen werden nämlich große Schirme gegen Erlegung eines Sous (½ Ngr.) dergestalt verliehen, daß der Verleiher den Beschirmenden gleich mitsendet. Neulich lös'te einer dieser Verleiher an einem Tage 22 Franken.

In Rom cursirt ein Lied: „An die Madonna von Rimini und ihre Schwester von Fossombrone" folgenden Inhalts:

> Ihr Marien, die der Pinsel schuf,
> Ihr habt die Augen aufgeschlagen;
> O! öffnet sie dem Hausen, der
> Das Licht nicht sieht an hellen Tagen;
> Und könnt ihr diesen Staar nicht stechen,
> So macht uns von den Blicken frei,
> Den beutelustigen und frechen
> Der pharisä'schen Klerisei.

Ein wahrer Sturm soll jetzt von den Gläubigern des Präsidenten Napoleon auf das Finanzministerium stattfinden; als bezeichnend nennt man unter den Vielen einen Weinhändler aus Bordeaux mit 30,000 Franken. Das Merkwürdigste aber ist, daß Herzog Karl von Braunschweig von London aus gegen alle übrigen Forderungen Opposition gemacht hat und mit einer verbrieften Forderung an den Präsidenten von nicht weniger als 800,000 Francs hervorgetreten ist. Eugen Sue meinte, das sei unmöglich und diese letzteren Ansprüche seien abgekartete Sache. Die Geschichte erregte einen unbeschreiblichen Scandal.

Die Dreizehn. Der Schwäbische Merkur brachte jüngst dreiunddreißig von der Centraluntersuchungscommission in Ulm ausgestellte Steckbriefe gegen eben so viele Arbeiter, die in Verdacht stehen, an hochverrätherischen Verbindungen in der Schweiz Theil genommen zu haben. Unter diesen dreiunddreißig befanden sich dreizehn Schneider.

Höchst pfiffig. Neulich suchte in Wien „ein nicht mehr junger reicher Witwer u. s. w." durch die dasigen Intelligenzblätter eine Braut und erhielt poste restante an hundert Erwiderungen seines Antrags. Ohne lange zu wählen gab er sämmtlichen Heirathscandidatinnen ein Rendezvous zu gleicher Stunde und bestimmte dazu die zu einem Wohlthätigkeitszwecke veranstaltete Vorstellung eines Wiener Theaters, und als Erkennungszeichen: wenn der Eintritt mit zwei Silberzwanzigern bezahlt würde. Der Cassirer staunte nicht wenig, als am Theaterabende die Damen in langer Reihe eine nach der andern ankamen und mit den so selten gewordenen Silberzwanzigern zahlten. Der ersehnte Bräutigam kam aber weislich nicht zum Vorschein und dürfte sich damit begnügt haben, den Wohlthätigkeitszweck um

circa zweihundert Silberzwanziger, die heirathslustigen Damen aber um eine ernste Erfahrung reicher gemacht zu haben, da sie sich verlocken ließen, den Weg der Oeffentlichkeit zu betreten, um das gewünschte Ziel zu erreichen.

Saloman, der dänische Operncomponist, hat sich mit der schwedischen Sängerin Fräulein Nissen, welche sich jetzt in Frankfurt a. M. aufhält, verlobt und gedenkt sich mit ihr im October in ihrer Vaterstadt Gothenburg zu vermählen.

Heinrich Heine's Lieder werden jetzt in's Ungarische übersetzt.

Ein Mechaniker, erzählt ein Wiener Blatt, hat vor kurzem einen Automaten vollendet, an dem er fünfundzwanzig Jahre gearbeitet hat und der alles bis jetzt Geschehene in dieser Art übertrifft. Dieser Automat, mit Zunge und Lippen von Kautschuk versehen, bringt nicht nur deutliche Worte, sondern auch kurze Sätze hervor, spricht sie deutlich aus, weint, singt und bläs't auf eine der Natur sehr ähnliche Art. Dieses Kunstwerk befindet sich jetzt in Italien; dortige Blätter erwähnten desselben als sehr gelungen. Der Eigenthümer wird damit eine Reise durch Oesterreich antreten. — Wenn man diesem Automaten noch das Schreiben beibringen könnte, wäre derselbe der gutgesinnten Presse Oesterreichs bestens zu empfehlen.

Die Ungarn scheinen von den Russen doch etwas gelernt zu haben. Bei jeder Verordnung, welche von der Bezirksbehörde an die Schulzen erlassen wird, heißt es am Schlusse wörtlich: „Für die Folge dieser Befehle sind die Dorfrichter bei einer Strafe von sechzig Stockprügeln verantwortlich."

Alles schon dagewesen. Das von Scribe gedichtete, von Halevy componirte Werk: „La tempesta (der Sturm)," nach Shakespeare, fand schon zu Anfange dieses Jahrhunderts einen Vorläufer, denn Gotter dichtete nach diesem Vorbilde die „Geisterinsel," die der treffliche Zumsteeg mit Musik versah. Trotz der herrlichsten musikalischen Stellen, welche zu den tiefsten Gefühlen hinreißen, konnte dies Werk auf unsrer Bühne dennoch keinen festen Fuß fassen. Zugleich bemerken wir, daß der von Scribe gefertigte Text schon dem verewigten Mendelssohn zur Composition vorgelegt wurde, dieser ihn aber mit dem Bemerken ablehnte, daß er ihn für musikalisch große Effecte nicht geeignet halte.

In Californien, dem gesegneten Goldlande, fängt man jetzt an, auch Oekonomie und Gärtnerei zu betreiben, da man einsieht, daß das einträglicher ist als langweiliges Goldsuchen.

Das Vermögen der Peel'schen Familie. Sir Robert Peel, der Vater des verstorbenen Staatsmannes, hatte sich ein ungeheures Vermögen erworben. Nachdem er Drayton Park und seine großen Besitzungen in Staffordshire und Warwickshire in ein Fideicommiß verwandelt, gegen 200,000 Pfd. Sterl. seinen Kindern ausgezahlt und seinem ältesten Sohne eine Rente von 9000 Pfd. Sterl. ausgesetzt hatte, vermachte er seinen fünf jüngern Söhnen jedem 106,000 Pfd. Sterl. und seinen beiden Töchtern jeder 53,000 Pfd. Sterl. Das Testament ist 1820 geschrieben. Durch ein Codicill vom Jahre 1825 brachte er das Erbtheil der jüngern Söhne auf 135,000 Pfd. Sterl., und von dem Ueberschuß seines Vermögens, der noch eine halbe Million Pfd. Sterl. betrug, sollten vier Neuntel dem ältesten Sohne und jedem der fünf jüngern Söhne ein Neuntel zufallen. Ueber das Vermögen des jüngst verstorbenen Robert Peel ist nichts Gewisses bekannt, doch glaubt man allgemein, daß es dem des Vaters gleich kommt.

„Vier Elemente innig gesellt ꝛc." Bekanntlich hatte Grabbe den barocken Einfall, den Faust und Don Juan in eins zu verschmelzen. Ein neuerer italienischer Balletcomponist hat sich damit nicht begnügt, er hat noch „Robert den Teufel" und den „Freischütz" hinzugenommen. Der Vater Gretchens ist der Comthur, der, durch Gold leicht bestechlich, vom Faust im Zweikampfe erstochen wird, und zum Schlusse muß ein zwischen dem Felsen stehendes Madonnabild den Höllenvertrag des Faust zerreißen. Die Teufelinnen, die übrigens nach der Versicherung Helfferich's, der dies Ballet in Florenz hat aufführen sehen, ganz wie die Mädchen des Steinlachthales gekleidet gegangen sind, verwandeln sich, während Faust mit dem Teufel auf dessen rothem Mantel davonreitet, mit einem Male in polnische Polkatänzerinnen und die Hölle wird — zum Serail.

Grimma feiert am 15., 16. und 17. Sept. d. J. das dreihundertjährige Jubiläum seiner Fürstenschule, wozu sie alle ihre Freunde einzuladen sich erlaubt.

Eine neue Locomotive. Hector de Callias hat in der Werkstätte von Daugneaux in Charleroi eine Locomotive gebaut, welche eine viel größere Geschwindigkeit anzunehmen im Stande sein und eine mindestens vierfach größere Adhärenz an den Schienen besitzen soll als alle bisherigen. Dabei soll eine beträchtliche Ersparung an Brennmaterial und Abnutzung erzielt werden. Die Räder sollen dreihundert Umdrehungen in der Minute machen können, was einer Schnelligkeit von 24 franz. Meilen in der Stunde entspricht.

Wir gratuliren! Fräulein Marie Devrient hat die Bühne zu Stettin verlassen und sich mit einem dasigen Kaufmann vermählt.

Die Orchesterwitwencasse zu Berlin, welche zu Anfange dieses Jahrhunderts durch Privatmittel und Concerte in's Leben gerufen wurde, besitzt gegenwärtig schon einen Fonds von 75,000 Thalern und unterstützt bereits neunundzwanzig Witwen der verstorbenen Mitglieder des königl. Orchesters, von denen jede aus dem Fonds jährlich 100 Thaler empfängt.

Aus der Theaterwelt. Ein neues Drama von Ernst Raupach: „Saat und Ernte," das die Emancipation der Juden zum Inhalt hat, soll auf der königl. Bühne in Berlin zur Aufführung kommen.

*** Der Hofschauspieler Ludwig Löwe in Wien ist plötzlich seiner Stelle als Regisseur des kais. Hof- und Nationaltheaters enthoben worden.

*** Jenny Lind wird nächstens zweimal in Concerten zu Liverpool mitwirken und dafür das Honorar von zehntausend Gulden einstreichen.

*** In den ersten Tagen des August wird die berühmte Rachel auf dem königl. Theater zu Berlin in den Stücken: Horatier, Andromache und Maria Stuart auftreten und sich dann sammt ihrer ganzen französischen Schauspielergesellschaft nach Wien begeben.

*** Fanny Elsler befindet sich in Berlin, allerdings nur in den, nicht auf den Theatern.

*** Kroll hat mit seinem neuen Theater in Berlin fabelhaftes Glück. Manche Vorstellungen sind von 4000 Personen besucht. Es werden daselbst auch Opern gegeben und im Auditorium bemerkt man häufig Meyerbeer.

Literarisches. Nächstens werden in Berlin vier Volksbibliotheken eröffnet. Eine jede derselben wird vor der Hand 1200 Bände stark sein und außer den deutschen Classikern unter andern auch belehrende Werke über gewerbliche Gegenstände enthalten.

*** Ludwig Kalisch, der ehemalige Redacteur der Mainzer Carnevalszeitung: „Narrhalla" und Verfasser der „Schlagschatten, Shrapnells" u. s. w., der so häufig mit dem Berliner Possendichter, Dr. Kalisch, verwechselt wird, hat sich längere Zeit in Paris aufgehalten und weilt jetzt in London. Nächstens werden von ihm Bilder aus dem Pariser und Londoner Volksleben erscheinen.

Curiosum. Eine außerhalb der diplomatischen Kreise jetzt fast verschollene Lehre ist das Rangrecht. Noch im

Jahre 1804 schrieb der fürstlich-schwarzburg'sche Rath Hellbach ein „Handbuch des Rangrechts." Wir geben hier einige Proben daraus: Apothekerfrauen werden den Kaufmannsweibern vorgesetzt, doch wird die beiderseitige Zeit der Verheirathung berücksichtigt. Die Schöppen zu Leipzig setzten 1644 die Apotheker den Literaten nach. Buchhändler haben, wenn sie viele und wichtige Bücher in Verlag genommen, den Rang vor den Krämern und gleich mit den Grossoisten oder Kaufleuten. Fräulein (adelige) haben den Rang vor der Gattin eines Literaten, aber nicht eines Doctors. Illiterati rangiren nach den Literaten und unter jenen werden die guten und Virtuosen vorgezogen. Kaufleute stehen den Literaten nach, wenn gleich diese nur Studiosi sind. Kirchenpatrone (unadelige) kommen nach dem Pfarrer, wenn gleich dieser von ihnen abhängt. Männer werden an einigen Orten, dem Herkommen gemäß, beim Abendmahl den adeligen Damen nachgesetzt. Rectoren auf katholischen Universitäten haben gleichen Rang mit den Cardinälen. Joachim II., Kurfürst von Brandenburg, ließ sogar den Rector in Frankfurt a. d. O. über sich treten. [illegible]ichter haben einige alberner Weise den Malern und B[illegible] vorziehen wollen. Schweineschneider stehen am letzt[illegible] im Staate und werden also auch den Weinschenk[illegible]gesetzt. Weibspersonen: „Daß solche nach den göttlichen [illegible]en den Mannspersonen nachgesetzt und diesen solche vorz[illegible] eine verdorbene Sitte sei," davon siehe Gastel: De [illegible]ublico.

*** Der [illegible]er'sche Prophet hat jüngst in Berlin ein Opfer des Kuhusiasmus auf die Anklagebank gebracht. Ein Kellner mit Lebensgefahr sich durch das Gewühl der nach ein[illegible] Drängenden hindurchgeschlagen. Die Kunst ging über alles, selbst über den einem Schutzmannslieutenan[illegible]digen Gehorsam. Das Verbot der wachthabenden Con[illegible]fficiere vermochte den Ungestüm des Enthusiasten vom [illegible]gen nicht zurückzuhalten, weshalb er wegen Widersetzlic[illegible]gen die Obrigkeit vor den Richter gestellt ward. Der [illegible]klagte leugnete zwar, aber ihm stand das Zeugniß der [illegible]tzmänner entgegen und es half alles nichts, er wurd[illegible] — zwei Monat condemnirt.

MODEN.

Paris, den 26. Juli 1850.

Reizende Sommerkleider sind offenbar die von weißem oder buntgedrucktem Tarlatan. Der Rock ist bis fast an das Leibchen mit dichtstehenden vier Finger breiten Reihen von Zeuggekraus besetzt, unter die oft buntes Band gelegt wird; das Leibchen dieser Kleider ist ausgeschnitten, die Aermel sind kurz; gewöhnlich steht auch um den Leibchenausschnitt eine Zeugpuffe, in einer oder in zwei Reihen gekraus't, ein Zierrath, welcher schlanke Personen sehr wohl kleidet. Neben den Tarlatankleidern sind die weißen Linonkleider, reich mit englischer Stickerei verziert, sehr gesucht. Von diesen Kleidern sahen wir schon vor längerer Zeit eins, das ebenfalls ein ausgeschnittenes Leibchen, blousenförmig gezogen, und kurze Aermel hatte, doch darüber war ein Doppelleibchen, vorn geschlossen, im Rücken hoch hinaufgehend, vorn abgerundet und wenig übereinander stehend, mit Schößen und Pagodenärmeln; auf dem Rocke befanden sich drei breite Volants, welche eine ebenso reiche und fein durchbrochene Stickerei hatten wie Leibchen und Aermel. Diese Mode hat bereits allgemeine Nachahmung gefunden. Die lichten und leichten Stoffe werden gegenwärtig nur mit Faltenleibchen gemacht: das sind erstens griechische Leibchen, die, unten in einem Gürtel gefaßt, nach oben freie Falten und in der Mitte der Brust eine offne Quetschfalte bilden; zweitens Blousenleibchen, ebenfalls unten in einen Gürtel fächerartig in Falten gefaßt und oben um den Ausschnitt in ein schmales Bündchen gereiht.

Ueber die leichten Kleider wirft man auch nur leichte Sommerhüllen, z. B. ein viereckiges Filettuch von Glanzseide und mit cordonnirter Seidenbordüre, das Eckstück fein bestickt und von derselben Seide Fransen eingeknüpft, an Farbe königsblau, schwarz, weiß oder maisfarben. Neben diesen eleganten Filetshawls sind die echten Spitzenécharpes sowie auch von wollener Spitze sehr beliebt. Ferner macht man Mäntelchen von weißem Seidenmusselin, mit weißem Taffet gefüttert. Fingerbreit über dem Saume sieht man darauf sehr hübsche Stickereien angebracht.

Für seidene Oberrockkleider, die man meist von chinirten und glatten Zeugen trägt, sind Stickereien in Schürzenform immer [illegible]och sehr in der Mode. Diese Stickereien sind von cordo[illegible]ter Seide in Platt- und Kettenstich ausgeführt. Auf roh- und nankinfarbigen Kleidern bringt man oft einen Besatz von Knöpfen mit ganz kleinen Quasten an, obwohl man darauf auch häufig genug kleine Quastenknöpfchen von Silberdraht sieht.

Daß die Canezous jetzt viel und selbst über hohen Kleiderleibchen getragen werden, ist eine angenommene Sommermode. Natürlich erscheinen darin täglich neue Veränderungen, obgleich der Canezou mit Schößen der beliebteste ist. Ganz neu ist der Schnitt, welcher die Stelle des Busenschleier bei den Pompadourleibchen vertritt, nämlich er gleicht ziemlich einem dreieckigen Tuche mit abgerundetem Zipfel, welcher kurz ist; indessen sind die beiden andern Enden lang und werden in der Mitte der Brust verschlungen. Man fertigt diese Art Tücher meist von Spitzentüll und besticktem Mull.

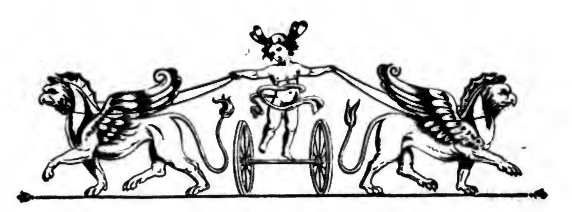
Die Kleider zu den Sommerbällen wählt man von außerordentlich leichtem Gewebe, das mit einem sehr einfachen Ausputz verziert ist. Tarlatan, Seidenmusselin, Flor, Tüll und Gaze sind alles geschätzte Ballstoffe, die man immer noch mit zwei oder drei Röcken mit Rüchen oder mit glatt aufgelegten Spitzenreihen arrangirt. Es giebt in diesem Augenblicke keinen Anzug, worauf nicht Spitzenausputz üblich wäre, und besonders seitdem die bunten wollenen Spitzen existiren; hierin ist der Mode durch die Auswahl der Farben der größte Dienst erwiesen worden. Die so beliebten Jäckchen, welche fast in jedem Stoffe getragen werden, hat man jetzt auch bereits von schwarzer wollener Spitze, die zu einem lichten Kleide von Seidengrenadine oder von Barège trefflich kleidet.

Zu den vielen weißen und weißgrundigen Kleidern werden viele Basthüte mit grünen Blätterkränzen getragen, die sehr frisch aussehen; die Kinnbänder haben eine unverhältnißmäßige Länge erreicht; daß es für gut aussehend gilt, das machen nur die theuern breiten Bänder, welche gemustert oder schinirt gewählt werden.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 32. 1) Hut von Crepp, mit Rosen garnirt. Kleid von Taffet: halbhohes Blousenleibchen, Pagodenärmel. Rock mit drei breiten Stufen und darüber zweimal Sammetband; derselbe Ausputz war auf den Aermeln und dem Leibchen. Schweizerhemdchen und Unterärmel von gesticktem Musselin. 2) Zughut von Taffet mit Halbschleier. Rock von Seidenmusselin, mit Blumensträußchen bes[illegible]. Leibchen von gesticktem Mull mit Pagodenärmeln.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: **Theodor Drobisch.** Verleger: **Ernst Schäfer.**

№ 33. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. **1850.**

Der Graf von Porteau.

(Fortsetzung.)

4.

Das Begegnen.

Es waren bereits fünf Jahre verflossen, daß Johanna in dem alten Schlosse Porteau einen Zufluchtsort gegen ihren Schmerz gesucht. Während dieser Zeit hatte sich vieles ereignet. Die Revolution, diese finstere, Verderben bringende Göttin hatte sich schonungslos des alten Königreichs bemächtigt und in jenem ungleichen Kampfe den morschen Thron der Bourbonen unter ihrem siegreichen Fuße zertreten.

Ludwig XVI. hat die Vergehen seines Stammes mit seinem Kopfe bezahlt. Während der französische Adel prahlend sich in Europa umhertrieb, constituirte sich die Republik. Bei der Nachricht von dem Tode des Königs erhob sich in der Vendée plötzlich ein Aufstand, der durch einige Landedelleute im geheimen vorbereitet war und sich auf Interessen basirte, die das Land nicht verstand, die nicht einmal die seinigen waren.

Der Graf von Porteau war einer der Ersten, der dem Beispiele der französischen Fürsten folgte und auswanderte. Seitdem Johanna ihn verlassen hatte, war er in seinen Ausschweifungen so weit gegangen, daß ein energisches Einschreiten des Herrn Brillaut erfolgen mußte, um Johanna's Vermögen nicht gänzlich in der ungeheuern Verschwendung untergehen zu sehen.

Uebrigens hatte der Graf durchaus nichts unternommen, um sich seiner Frau wieder zu nähern; er hatte sogar keine Gelegenheit ungenützt vorübergehen lassen, um ihr seine Gleichgültigkeit und seine Verachtung an den Tag zu legen.

So hatte Johanna fünf lange Jahre verlebt. Ihr Schmerz hatte den höchsten Gipfel erreicht, fast mußte sie unterliegen, aber mit achtzehn Jahren hat die Natur noch eigene, unbekannte Hülfsquellen, neben denen jede Kunst ohnmächtig erscheint. Johanna ward dem Leben zurückgegeben. Diese Krisis heilte sie vollkommen von ihrer Leidenschaft für den Grafen. Er flößte ihr nur noch Mitleiden ein.

Johanna übertrug ihre Herzensgüte auf die Unglücklichen, welche sie umgaben. Die Bevölkerung des Thales von Authion wird jedes Jahr durch ein bösartiges Fieber heimgesucht; Johanna war der Schutz und die Hülfe dieser Unglücklichen; hier half sie mit Rath und Trost, dort mit Geld und Lebensmitteln, je nachdem es die Umstände erheischten.

Unter dem Strohdache ungesunder Hütten saß die gute Gräfin an dem elenden Lager todtkranker Menschen. Durch tröstende Worte wußte sie den gesunkenen Muth wieder zu erheben und die Leiden zu mildern.

Von allen, die sie umgaben, war sie geliebt, ja, man könnte sagen angebetet.

Das seit zehn Jahrhunderten unterjochte und im Elend lebende Volk stand auf, um an dem Adel, dessen harter Bedrückung es überdrüssig war, blutige Rache zu üben und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Johanna's Schloß aber und seine Bewohner waren geachtet; die ganze Landschaft

stand auf und vereinigte sich, um die „gute Gräfin," wie man sie allgemein nannte, zu schützen und zu vertheidigen.

Der Aufstand in der Vendée hatte indessen um sich gegriffen. Schon waren feindliche Truppenabtheilungen über die Loire gegangen.

Der Bund sah ein, daß der Augenblick gekommen war, auf die zerrissene Monarchie und ihre Anhänger einen entscheidenden Streich zu führen, und die Truppen aus der Garnison Mainz unter Westermann's und Kleber's Befehl waren nach Westen vorgerückt.

Es war im Juli des Jahres 1793, als die Gräfin eines Abends von einem Besuche bei armen kranken Leuten aus der Nachbarschaft in ihr Schloß zurückgekehrt war. Ein furchtbares Gewitter war herangezogen und entlud sich in der Gegend des Schlosses.

Johanna hatte sich hinter eines der verschlossenen Fenster ihres Salons gesetzt, um dies großartige Schauspiel des Himmels zu betrachten, der auf Augenblicke einem Feuermeere glich, als sich plötzlich das Geräusch von Trommeln vernehmen ließ. Eine Abtheilung Republikaner rückte in das Schloß ein und stellte sich im Hofe in militärischer Ordnung auf.

Der Officier, der diese Truppenabtheilung befehligte, wandte sich der großen Treppe zu, die zu dem Haupteingange des Schlosses führt, und einen Augenblick später meldete ein alter Diener der Gräfin, daß der Commandant Hervey mit ihr zu sprechen begehre.

Der Officier trat ein.

Er war ein junger Mann von kriegerischem Ansehen, trug einen langen Bart und nach damaliger Mode kurz geschnittene Haare.

Mit großer Höflichkeit grüßend, deren man sich bei ihm nicht versehen hatte, trat er der Gräfin näher.

„Bürgerin," sprach er ein wenig stockend und wie es schien eine innere Bewegung unterdrückend, „wollten Sie wohl die Dienerschaft entfernen? Was ich Ihnen zu sagen habe, dürfen nur Sie allein hören."

Erstaunt über die Artigkeit und die anscheinende Bewegung des jungen Officiers, sowie überhaupt über das edle Betragen, das in diesem Zeitalter der Freiheit und Gleichheit sehr selten und durch rohe Zügellosigkeit verdrängt war, entläßt die Gräfin mit einer Handbewegung ihre Diener.

„Reden Sie, mein Herr, ich bin bereit Sie anzuhören," antwortete sie hierauf.

„Ist es denn möglich, Madame, daß Sie mich nicht wieder erkennen! Johanna, haben Sie mich denn ganz vergessen?"

„Mein Herr, wer sind Sie?" entgegnete die erschreckte Gräfin, „was wollen Sie von mir?"

„Selbst meinen Namen haben Sie vergessen," fährt der junge Officier schmerzlich fort, „denn ich habe ihn vorhin anmelden lassen und Sie blieben ruhig und stumm, Sie reichten dem Gefährten Ihrer Jugend, dem Genossen Ihrer kindlichen Spiele keine Schwesterhand, Sie kennen Ihren ältesten Freund nicht mehr!"

„Julius!" rief die Gräfin in freudiger Ueberraschung und warf sich weinend in die Arme des jungen Officiers, dessen bleiche Wangen eine leichte Röthe überzog.

5.

Julius Hervey.

Es war Julius! Julius, der stille Verehrer Johanna's, den wir in der Officiersuniform der freiwilligen Republikaner wiederfinden.

Wir glauben nicht nöthig zu haben, diese Veränderung näher zu berichten. Jeder wird errathen, daß der im Jahre 1787 Angeworbene, nachdem er in der königlichen Armee eine harte Lehrzeit des Soldatenhandwerks überstanden, in der Armee der Republik bald eine Stellung hat einnehmen müssen, die sein Muth und seine Talente verdienen.

Die Nachricht von Johanna's Vermählung mit dem Grafen hatte Julius' Herz mit tiefem Schmerze erfüllt. Er liebte das junge Mädchen mit fast poetischer Begeisterung. Seine ehrgeizigsten Träume verstiegen sich nicht bis zu dem Gedanken, daß er einst so glücklich werden würde, Johanna als Gattin zu besitzen. Er liebte sie und diese Liebe war sein Glück, er wünschte nichts mehr. Sie täglich sehen und im Schoße dieser Familie zu leben, die die arme Waise ohne Verwandte und Freunde so liebevoll aufgenommen, war ein so hohes Glück für ihn, daß er der Vorsehung dafür dankte.

Wenn er mitunter Johanna's süße Stimme hörte, wenn er ihrem sanften Blicke begegnete und die Anmuth, die Schönheit von Brillaut's Tochter betrachtete, dann fühlte er sein Herz rascher schlagen und das Blut heftiger durch seine Adern kreisen, aber er hatte nicht den Muth, sich zu gestehen, daß es die Liebe war, die ihn erfüllte, und mit jenem unerschütterlichen Vertrauen auf das Schicksal, das alle Liebenden verblendet, schien er zu glauben, daß dies Glück ewig daure; er hegte keinen andern Wunsch.

Ein Wort, ein einziges Wort hatte dies ganze schöne Glück zerstört. Johanna vermählte sich einem Andern! Er hatte nichts als seine Thränen, ihm blieb nichts zu wünschen als der Tod.

Jugend und Körperkraft besiegten die Krankheit, die sich seiner bemächtigt hatte. Als er aber genas und den verzweifelten Blick um sich her schweifen ließ, sah er sich allein auf der großen schönen Welt unglücklich und verlassen, denn der unerbittliche Tod hatte ihn auch seines Vaters beraubt. Alle seine Hoffnungen waren vernichtet, seine Liebe war verrathen, nur der Tod schien ihm der einzige zu ersehnende Freund zu sein.

Er bedauerte, daß das Fieber ihn verschont

und nicht von seinen Leiden befreit habe. Edle Grundsätze und ein hoher Grad geistiger Bildung ließen ihn nicht Hand an sich selbst legen; er faßte den Entschluß, in die Reihen der Armee zu treten, wo er einen seiner würdigen Tod zu finden hoffte.

In einem Regimente, das nach Guadeloupe bestimmt war, nahm er Dienste. Nachdem er Tausenden von Gefahren entgangen, nachdem er sich oft, aber vergebens dem Tode kühn entgegengestellt, kehrte er mit dem Ueberreste seines Regiments in den ersten Tagen des Jahres 1798 nach Frankreich zurück. Er nahm damals den Rang eines Sergeanten ein.

Die großen Ereignisse jener Zeit, die wie ein Fieber die Köpfe bis zum Wahnsinn erhitzten, waren auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen; mit ungewöhnlichem Feuer warf er sich in die Mitte des Volks und als einer der Ersten vertheidigte er die Unabhängigkeit seines Vaterlandes.

Da bewährte sich die Energie seines Charakters, seine hohen militärischen Fähigkeiten stellten sich so glänzend heraus, daß er in kurzer Zeit den Grad der Subalternen hinter sich ließ und zu dem eines Commandanten avancirte.

Er ward mit den Bataillonen aus Mainz in die Vendée gesandt und von seinem General dazu bestimmt, das Schloß Porteau zu besetzen. So kam er in das Schloß der überraschten Johanna, die seiner längst nicht mehr gedacht hatte.

6.

Der Gemahl.

Seit drei Monaten ist Julius in dem Schlosse Porteau. Die Gräfin ist aber nicht mehr die Johanna aus alten vergangenen Tagen; sie ist nicht mehr das lustige junge Mädchen, das so fröhlich in die Welt eilt und ihr Herz allen schönen Regungen so bereitwillig öffnet.

Unglück und Erfahrung haben ihrer Schönheit einen ernsten Charakter und einen rührenden Zug von Melancholie aufgedrückt. Die Dornen des Lebens haben das arme Kind verwundet und eine mißtrauische Kälte hat die kindliche Hingebung der so arg Verrathenen vertrieben.

Ihre Freude, Julius wiederzufinden, war groß, denn sie hatte sich daran gewöhnt, ihn als einen verlornen Freund und Bruder zu bedauern.

Johanna hatte keine Ahnung von Julius' Liebe; sie wußte nicht, daß sie den Entschluß in ihm hervorgerufen, Soldat zu werden, sie schrieb ihn vielmehr seinem Berufe zum Kriegshandwerke zu und daß die Liebe zur Sache selbst ihn zu diesem Schritte getrieben habe. Für sie war der junge Commandant Hervey immer noch der junge Student, den ihr Vater gastlich in sein Haus genommen hatte, immer noch der Tischgenosse im kleinen Hause am Place-neuve.

In dieser langen, ununterbrochenen Wiedervereinigung war das rauhe Soldatenherz wieder weich geworden — die alte Liebe war wieder erwacht, Julius liebte Johanna mit derselben Schwärmerei wie früher, aber die offene Freundschaft, mit der sie ihm entgegenkam, das schwesterliche Vertrauen, mit dem sie ihn umfing, verschloß den Ausdruck der Gefühle in das Herz des Commandanten, das vor der Allgewalt derselben zu zerspringen drohte. Mehr als hundertmal schwebte das Geständniß seiner Liebe auf seinen Lippen; wenn er aber der Leidenschaft, die in seiner Seele glühte, Worte verleihen, wenn er den ganzen Umfang seiner Pein mit brennenden Farben schildern wollte, stieß er auf den ruhigen, bedächtigen Blick der Gräfin — wie ein Wahnsinniger entfernte er sich, schwer belastet mit dem Geheimnisse seiner Liebe.

An einem kalten, regnerischen Novemberabend saßen die Gräfin und der Commandant länger, als sonst ihre Gewohnheit war, in dem Salon beisammen. Der Wind strich heulend durch die hohen Bäume des Parks und mit eintönigem Geräusche schlug der Regen an die Scheiben der Fenster. Traurig und mißgestimmt in die Kissen eines alten großen Lehnstuhls dahingesunken, der in der Nähe des Kamins stand, horchte Johanna auf das Geräusch von außen.

Der Commandant saß neben ihr und war ganz in ihrem Anschauen versunken.

„Was fehlt Ihnen, Johanna? Sie scheinen sehr betrübt zu sein."

Erschreckt erwachte Johanna aus ihren trüben Betrachtungen und antwortete sehr langsam:

„Ich denke eben daran, daß wir uns nun bald trennen müssen, Julius, und daß Ihre Abreise eine große Leere in mein trauriges Leben bringen wird. Ihnen allein verdanke ich ja die wenigen glücklichen Stunden, die ich in diesem finstern Schlosse verlebt habe."

„Johanna! Wär' es möglich — Sie würden an mich denken, Sie könnten sich des armen Soldaten dereinst erinnern?"

„Glauben Sie, daß ich plötzlich unempfindlich und grausam geworden bin? Sie sollte ich vergessen, Julius — o, glauben Sie das nicht! Sie wissen nur zu gut, daß Ihr toller Entschluß, Soldat zu werden, mein erster Kummer war. Doch, da wir einmal über diesen Gegenstand sprechen — Sie haben mir bis jetzt noch nicht gesagt, was Sie zu dieser romantischen Albernheit verleitet hat — vielleicht eine muthwillige Geliebte!" fügte sie scherzend hinzu.

Julius ward bleich.

„So hören Sie denn," antwortete er, „das Geheimniß meines Lebens, das noch niemand kennt; Sie allein sollen es erfahren. Es ist schon lange her, daß ich es in mich verschließe und daß es mich mit tödtlichen Qualen martert. Ja, Johanna, ich liebte ein schönes, reines junges Mädchen; auf sie hatte ich alle meine Hoffnungen, in sie meine ganze Liebe, mein ganzes Lebens-

glück gesetzt. Sie war mein Ideal, mein Gott, meine Welt!"

„Um ihrer würdig zu werden, hatte ich Jahre lang mit rastlosem Eifer gearbeitet. Schon näherte ich mich meinem Zwecke — ein glückliches, glänzendes Examen, das ich in Paris bestand, eröffnete mir ein geehrtes, lucratives Geschäft. Hochentzückt kehre ich heim, um ihr die erste Frucht meines Strebens zu Füßen zu legen. Ich komme an und die Nachricht von ihrer bevorstehenden Heirath ist der schwarze Engel, der mich an der Schwelle der Heimath empfängt."

Diese letzten Worte sprach der Commandant mit unbeschreiblicher Angst. Die Gräfin verstand alles; der Schleier, der bisher ihre Augen bedeckte, lag zerrissen da.

Nach einigen Augenblicken peinlichen Schweigens nahm sie zögernd das Wort:

„Und Sie haben sie wahrscheinlich vergessen?"

„O, ich liebe sie noch immer! Aber der Himmel ist mein Zeuge, daß ich sie nicht wiedersehen wollte. — Ich wollte sterben! Doch die feindlichen Kugeln hatten kein Mitleid mit mir. Ein Zufall, den zu segnen mir der Muth fehlt, führte mich abermals ihr entgegen und — in Ihnen, Johanna, in der Unglücklichen, so schändlich Verlassenen finde ich das einst so heiß geliebte Mädchen wieder, finde ich die wieder, die ich jetzt noch mehr liebe, wenn es möglich ist, als sonst!"

Bei diesen Worten ergriff der Commandant die Hand der Gräfin und sank weinend vor ihr auf die Knie. Die Gräfin will ihn erheben.

Plötzlich öffnet sich mit Ungestüm die Thür des Saales. Ein Mann, in einen Mantel gehüllt, erscheint auf der Schwelle.

„Es scheint, daß ich noch zu rechter Zeit komme," spricht er in einem höhnischen Tone.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?" ruft Julius entrüstet, indem er nach seinem Degen greift und sich auf den unwillkommenen Gast stürzen will. Die Gräfin, einen Schrei des Schreckens ausstoßend, wirft sich zwischen sie und ergreift die Hand des Unbekannten.

„Herr Commandant Hervey," spricht sie in größter Bewegung, „ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Grafen von Porteau vorzustellen."

7.

Reue.

Bei diesen Worten scheint Julius fast zusammenzubrechen; alle seine Kräfte zusammennehmend rafft er sich empor, wankt der Thür des Saales zu und verschwindet.

Die Gräfin, bleich, aber ruhig, nimmt ihren Platz neben dem Kamine wieder ein, durch eine Handbewegung ladet sie den Grafen zum Sitzen ein und mit ruhiger, fester Stimme fügt sie die Worte hinzu:

„Darf ich wissen, mein Herr, welcher triftige Grund Sie hierher führt?"

Ueberrascht und fast mit Bewunderung sieht sie der Graf an, denn es war nicht mehr das schwache, klagende Weib, das er einst in Saumur verlassen hatte; es war nicht mehr jene verrathene und betrogene Geliebte, deren Augen schmerzliche Thränen roth geweint; es war nicht mehr jenes muthwillige Mädchen, dessen Eifersucht sich durch unüberlegte Aeußerungen Luft machte; es war endlich nicht mehr jene Johanna, die weinte, durch inständiges Bitten beschwor und im Ausbruche des heftigsten Schmerzes sich zu den Füßen des ungetreuen Gatten verzweiflungsvoll wand.

Die Schönheit der Gräfin hatte ihn mächtig ergriffen, in der Einsamkeit, von aller Welt verlassen hatte sie sich wunderbar entfaltet.

Statt des kindischen Mädchens aus der Provinz, über das er sich so oft höhnend lustig gemacht, fand der Graf eine verständige und bewunderungswürdig schöne Frau wieder. Die edeln Manieren der Gräfin, die Grazie in ihrem Gange, ihre einfache und geschmackvolle Toilette und noch mehr als alles dies ihre tiefe Melancholie und sanfte Ergebung, die sich in ihrem bleichen Gesichte abspiegelte, hatten einen tiefen Eindruck auf den Grafen hervorgebracht, den er nicht einmal zu verbergen suchte.

Das ironische Lächeln, das vorhin auf seinen Lippen schwebte, war verschwunden, mit einem Tone des zärtlichen Vorwurfs antwortet er, indem er sich der Hand der Gräfin zu bemächtigen sucht:

„Johanna! Werde ich nach einer langen Abwesenheit so in meinem Familienschlosse empfangen?"

Die Gräfin erröthet und antwortet nicht.

Der Graf fährt fort:

„Nicht ein Wort zum Willkommen, kein Ausdruck der Freude! Wie ein Dieb, der durch die Nacht schleicht, muß ich mich in mein Eigenthum stehlen. In dem Vorhofe meines Schlosses halten mich Soldaten an, durchsuchen und examiniren mich. Mit Hülfe eines erborgten Namens gelange ich endlich in diesen Saal, finde einen Mann zu den Füßen meiner Gattin, und diese Gattin, die, indem sie mich nennt, vielleicht über mein Leben entscheidet, empfängt mich mit der Frage, was mich hierher führt, was ich hier will!"

„Mein Herr!" — antwortet die Gräfin stockend.

„O, ich klage Sie nicht an," fährt der Graf in einem wahrhaft schmerzlichen Tone fort, „ich klage Sie nicht an! Ich habe diesen Empfang verdient. Ach! ich habe den Schatz nicht zu würdigen gewußt, den mir der Himmel schenkte; ich habe ihn kaum gekannt. Meine ersten Verirrungen gebaren neue Vergehen. Die Stimme meines Gewissens, die mich unaufhörlich plagte, wollte ich im Strudel der Zerstreuung und des Vergnügens ersticken. Johanna, ich bin sehr strafbar und begreife Ihre Abneigung und Ihren Schrecken. Aber wenn Sie wüßten, was ich fern von Ihnen gelitten; wenn Sie wüßten, wie furchtbar ich in

letzter Zeit gestraft bin, Sie würden Mitleiden mit mir haben, würden mein Unglück nicht erhöhen, indem Sie mich zurückstoßen und einen armen Flüchtling verwünschen, der nicht weiß, wohin er sein Haupt legen soll und sein Leben auf das Spiel setzt, indem er es wagt, Sie noch ein einziges, letztes Mal zu sehen."

Johanna hört erstaunt den Grafen an, dessen leidenschaftliche Sprache sie bisher nicht gekannt. Mit jener frommen Nachsicht, die tief im Herzen liebender Frauen schlummert, erhebt sie sich langsam und aus ihren großen, feuchten Augen strahlt die Freude, die sich ihrer in diesem Augenblicke bemächtigt.

„Sie treiben ein grausames Spiel mit mir, denn alles ist nur ein abscheulicher Scherz," sprach sie, „Sie wollen mich täuschen. O! fahren Sie nicht fort, denn ich bin gewiß, daß Sie Scherz mit mir treiben."

„Ich habe diesen Zweifel, der mich tief verletzt, verdient," fuhr der Graf mit Bitterkeit fort, „ich will mich nicht darüber beklagen. Wenn aber seit vier Jahren mein ganzes Sinnen und Trachten nur auf Sie gerichtet war, wenn die Hoffnung, mich einst mit Ihnen auszusöhnen und unser früheres Verhältniß wieder herzustellen alle meine Handlungen leitete, wenn ich eine unglückliche, vielbewegte Vergangenheit verwischen wollte und kein andres Streben hatte, als einen Ruf zu gewinnen, der dem Namen, welchen Sie führen, der uns beiden gemeinschaftlich angehört, Ehre und Achtung verschaffen soll; wenn ich, stolz und freudig, meinen Zweck erreicht zu haben, mich zu Ihren Füßen werfe und Ihnen sage:

„Ich war ein Verschwender, ein schlechter Gatte und habe mich eines bessern Lebenswandels befleißigt; ich habe mein Blut und mein Vermögen einer heiligen Sache zum Opfer gebracht. Frankreichs ganzer Adel hat sich im Schoße der Vendée vereinigt, seine Rechte zu vertheidigen, das geopferte Königthum zu rächen und die in Gefahr schwebende Religion zu retten. So hören Sie denn, daß ich ein Chef dieser großmüthigen Armee bin, daß meine treue Anhänglichkeit und mein Muth das Mißtrauen zum Schweigen gebracht, das mein früherer Lebenswandel so laut zum Reden geweckt. In den Augen der Welt stehe ich gerechtfertigt, in meine alten Rechte wieder eingesetzt da; nur meine Familie, nur die Frau, die allein das Verdienst sich aneignen kann, mich mir selbst zurückgegeben zu haben, soll ich ungläubig und mich verachtend antreffen!"

„Ach, Johanna, Johanna!" fuhr er mit Leidenschaft fort, „verkannter Engel, wenn Du wüßtest, mit wie viel Thränen und herber Reue ich das Recht, so mit Dir zu reden, wierder erkauft habe; wenn Du wüßtest, wie innig ich Dich liebe! In meinen langen, schlaflosen und von Gewissensbissen beunruhigten Nächten sah ich nur Dein bleiches Antlitz vor meinen Augen. Ein verlassener Engel schwebtest Du mit weißen Flügeln über mir und die Thränen, die Deinen trüben Augen entquollen, fielen brennend auf mein Herz. Johanna, sollte Dein Herz dem Mitleiden, dem Erbarmen verschlossen sein? Johanna, willst Du, daß mich Schmerz und Reue zu Deinen Füßen tödten?"

Erstaunt und vor Freude bewegt will die Gräfin antworten. Da fällt in der Richtung nach dem Schloßhofe zu ein Schuß — andre folgen. Mit Heftigkeit zieht die Gräfin eine Glocke. Ein Diener tritt ein.

„Was giebt es?" fragt sie ihn.

„Ich weiß es nicht," antwortet der zitternde Diener. „Man schlägt sich in dem Schloßhofe und der Commandant will mit seinem Detaschement abziehen."

„Der Mann, der mich begleitet," unterbricht der Graf, „ist ohne Zweifel da; man sage ihm, daß er komme."

In demselben Augenblicke tritt der, den der Graf so eben bezeichnete, hastig ein.

„Herr Graf," spricht er, „die Unsern sind mit einer Streifpartie in ein Scharmützel gerathen. Ich habe sie erkannt, es sind die Leute des kleinen Peters. Was ist zu thun?"

„Man erwarte meine Befehle und gebe mir sogleich Nachricht, sobald sich etwas Neues ereignet!"

Das Schießen dauerte fort.

„Fliehen Sie, mein Freund, fliehen Sie," sprach die Gräfin, „diese Schüsse kommen aus der Gegend, die die Posten der Republikaner besetzt halten; vielleicht ist Ihr Leben in Gefahr — o, fliehen Sie!"

„Ich soll fliehen, Johanna, in dem Augenblicke, den ich so lange ersehnt habe; ich soll fliehen, wenn Deine Stimme bebt, wenn Deine Augen mich liebevoll anblicken, wenn Deine Hand die meinige zärtlich drückt? Eher tausendfach den Tod!"

„Henry, bei dem großen Gott im Himmel, bei der Liebe, von der Sie vorhin sprachen, benutzen Sie die allgemeine Verwirrung und retten Sie sich — retten Sie sich vor den Kugeln Ihrer Feinde. Hören Sie — der Lärm wird größer — es ist um Sie geschehen, wenn Sie nicht eiligst fliehen! Ein Diener soll Sie führen. In kurzer Zeit können Sie die Loire erreichen; Henry, wenn Sie mich lieben — —"

„Wohlan, ich will fliehen," spricht der Graf, indem er mit Leidenschaft seine Gattin umschlingt, „ich will fliehen, wenn Du mir folgst, wenn Dich mein Leben voll Tod und Gefahr nicht erschreckt, wenn Deine Liebe zu mir groß genug ist, Dich den Annehmlichkeiten dieses stillen Aufenthalts zu entreißen. Fliehen wir!"

Die Gräfin will sich den Armen ihres Gatten entwinden. Das Gefecht kommt immer näher — man hört das Rufen der Kämpfenden, die befeh-

lenden Stimmen der Commandanten, das Gestöhn und Geheul der Verwundeten.

„O, ich sehe es wohl, Sie lieben mich nicht!“ ruft der Graf mit schmerzlicher Stimme, „Ich habe mich getäuscht! Ich war unsinnig, zu glauben, daß meine Reue, mein Schmerz und mein Kummer meine Vergehen sühnen könnten!“

Fortsetzung folgt.

Napoleon und die Frau von Staël.

Napoleon hatte bekanntlich ein wachsames Auge über alle Druckschriften und suchte alles zu unterdrücken, was ihm entfernt nachtheilig werden konnte. Als das berühmte Werk der Frau von Staël über Deutschland in Paris gedruckt wurde, entspann sich zwischen Napoleon und dem Generaldirector der Druckerei folgende Unterredung:

Napoleon. Was giebt's Neues in Ihrem Departement?

Director. Kleinigkeiten und das neue Werk der Frau von Staël.

Napol. Was sagt sie von mir?

Direct. Nichts, Sire! durchaus nichts. Ich habe alle sechs Bände gelesen.

Napol. Eine Zeitgenossin von dem Rufe der Frau von Staël, die nicht offenbar gut von ihrem Gebieter redet, denkt im Stillen schlecht von ihm; unterdrücken Sie das Buch.

Das Werk ward vernichtet und die Verfasserin mußte das Honorar von 20,000 Franken nebst den Druckkosten von 9000 Franken zurückerstatten. — Schwachheiten eines großen Mannes.

Feuilleton.

Ein Werk der Glasmalerei erregte jüngst in Berlin Aufmerksamkeit, nämlich das von Sr. Majestät dem König der Breslauer Maria-Magdalenenkirche geschenkte Glasgemälde „Christus und Magdalene.“ Nach einer Zeichnung von Teschner hat Herr Martin das Hauptstück mit den beiden Figuren gemalt und damit auf's neue den Fortschritt bekundet, den die Glasmalerei unter uns gemacht hat. Da das ganze Bild 65 Fuß hoch und 19 Fuß breit ist, so konnte hier nur ein Theil aufgestellt werden.

Scene aus einem englischen Polizeigericht. Während der vergangenen Woche sind in dem Polizeigericht in Bradfort viele Personen verurtheilt worden, weil sie ihre Hunde hatten frei umherlaufen lassen. In diesem Feldzuge gegen die Hunde hatte sich Alderman Rand durch besondern Eifer ausgezeichnet und den Dank derjenigen erworben, die eine heilsame Furcht vor der Wasserscheu haben. Am Dienstag, als Alderman Rand wieder auf der Richterbank saß, erschien der Polizeimann Deai, wurde eingeschworen, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen, und deponirte: Am 2. Juli fünf Minuten vor zwölf Uhr sah ich Euern Hund, Mr. Rand, frei umherlaufen. Ald. Rand: Ihr sahet Mr. Rand's Hund frei umherlaufen? Wie weit war der Hund vom Hause? Polizeim.: Etwa 30 bis 40 Yards. Ald. Rand: Und seid Ihr Eurer Sache ganz gewiß? Polizeim.: Vollkommen; ich verfolgte den Hund bis in die Hinterthür Eures Hauses und Euer Diener bestätigte, daß es Euer Hund war. Nach einem weitern Kreuzverhör über die Kennzeichen des Hundes, in welchem der Polizeimann gut bestand, verkündete Ald. Rand zur großen Erheiterung der Zuhörer folgendes Erkenntniß: Für diese Contravention, Mr. Rand, werdet Ihr in 5 S. Strafe und 9 S. Kosten verurtheilt. Erfolgt keine Zahlung, so wird ein Executionsmandat ergehen, und wenn sich nicht hinreichendes Mobiliar vorfindet, so werdet Ihr auf vierzehn Tage in's Correctionshaus geschickt.

Märzerrungenschaft am Bückeburger Hofe. Eine Zeitung enthält bei Besprechung der Zustände am Bückeburger Hofe folgende Stelle über eine Märzerrungenschaft, welche dieser an dem Schneidermeister Kuhfuß gemacht hat. Sie schreibt: „Dieser ist ein gar zudringlicher Bursche, hat aber zu tief in die Hofkarten geschaut, als daß man ihn ohne weiteres abschütteln könnte. Man muß den lästigen Gast, welcher in der Zeit der Aufregung als spiritus familiaris beim Fürsten und Erbprinzen zu jeder Zeit Zutritt hatte, den man zur Bearbeitung der Bürger gebrauchte, der sogar an den Schlittenpartien der hohen Herrschaften theilnehmen durfte, nun nothgedrungen tragen, obwohl er sich bisweilen sehr unnütz macht. Er stellt sich mit Herrn v. Lauer und Consorten auf gleichen Fuß, macht gelegentlich brillante Geschenke, läßt sie sich aber durch unverschämte Rechnungen mit Zinsen wiedererstatten und niemand von dieser Seite wagt es, ihm einen Heller zu streichen. Er drängt sich sogar in die Cirkel der Auserwählten ein; will man ihn von einer Fete abhalten, so bedarf es künstlicher Manoeuvres: ein Cavalier muß sich opfern, um ihn bei einer Flasche Wein festzuhalten und unschädlich zu machen!

Eine ganz neue Sorte von Heirathsanträgen. Ein liebender Vater bietet seine Tochter aus. „Ein betagter, kränkelnder Vater — so lautet ein „beachtungswerther Avis“ in der Neuen Züricher Zeitung — wünscht seine ehrbare, für das höhere Lehr- und Erziehungsfach (Sprachen und Musik mit inbegriffen) und Hauswesen bestens herangebildete Tochter (von sehr angenehmem Aeußern) noch vor seinem Absterben ehelich glücklich versorgt zu sehen. Dem erkornen, würdigen Eidam (sei er mit Glücksgütern gesegnet oder zähle sich derselbe zu dem ehrbaren, schönen Lehr-, Nähr- oder Wehr-Mittelstande) wird dieselbe einst eine sehr bedeutende pecuniäre Mitgift mitbringen, was evident nachgewiesen werden kann.“ Also ehrbar, musikalisch, häuslich, hübsch und reich; mehr kann man sicher nicht verlangen. Die Expedition der Neuen Züricher Zeitung befördert frankirte und mit T. E. Z. Nr. 98 bezeichnete Anfragen.

Der Adler macht dem Czaaren das Leben sauer. Das Postdampfboot „Adler,“ welches seine Fahrten von Petersburg aus macht, besitzt schon eine nicht unbedeutende Bibliothek der neuesten Schriften in deutscher, französischer, englischer und russischer Sprache. Es verdankt die Erwerbung und Vermehrung derselben den russischen Preßverhältnissen. Fast alle Passagiere, besonders aber die russischen, wollen sich noch einmal, während sie auf dem freien Meere schwimmen und bevor sie das Land der octroyirten Gedanken betreten, in den freieren Aether des abendländischen Geistes versenken und bringen zu dem Zwecke Bücher an den Bord des Schiffes, welche sie in das „christliche Rußland“ nicht einführen dürfen. Sie lassen dieselben an Bord des Schiffes zurück und tragen so zu der schon recht artigen Bibliothek bei. — Die russische Regierung dürfte an dieser Thatsache eine Aufforderung haben, Mittel zu finden,

wie die Passagiere angehalten werden könnten, auch die aus den Büchern gewonnenen Gedanken, Anschauungen, Empfindungen in der Schiffskajüte zurückzulassen.

Aus Klagenfurth wird berichtet, daß der ungarische Insurgentengeneral Görgey zur Zeit an einem Katechismus der Chemie arbeitet, der, mit Erläuterungen und Anleitungen zu Versuchen versehen, nächstens im Druck erscheinen und für den Unterricht in der Chemie besonders brauchbar sein soll.

General Bem, jetzt als Murad Pascha in Aleppo internirt, hat kürzlich einen Sturz vom Pferde gethan und sich dabei den linken Arm ausgesetzt, ist jedoch wieder hergestellt. Dembinski hat sich entschlossen nach Kiutahia zu gehen.

Die Leiche von Heinrich Stieglitz ist kürzlich aus Venedig über Hamburg nach Berlin gebracht, um neben der Grabstätte seiner Gattin beigesetzt zu werden.

Gutta-Percha-Schiff. Man hat jetzt bereits die Gutta-Percha zur Erbauung einer Yacht angewandt, die auf dem Serpentine im Hydepark gezeigt wurde. Das Boot segelte gleich gut leer und mit Wasser gefüllt; es gelang nicht, es umzustürzen. Zu bemerken ist jedoch, daß dasselbe nach Art der Rettungsböte mit Luftzellen versehen war.

Wien. Auf ministerielle Verfügung sollen im ganzen Reiche Sammlungen für Krakau stattfinden.

*** An der Cholera sind vom 9. Juni bis 20. Juli 134 Personen gestorben.

Banus Jellachich konnte seine Vermählung mit der Gräfin Stockau am festgesetzten Tage nicht vollziehen, weil er unwohl wurde. Er hat sechs prachtvolle Seressaner mit nach Napagedl genommen.

Der Fremdenverkehr in der Schweiz ist in diesem Sommer viel bedeutender als in den letzten Jahren. Die Gasthöfe sind mit Fremden überfüllt und die Bäder sehr besucht. Die herrlichen Südthäler im Canton Wallis kommen sehr in Aufnahme.

Der Literat Held, uns aus den Jahren 1848 noch in Erinnerung, lebt jetzt in Wiesbaden und beschäftigt sich mit der Herausgabe eines Journals, welches unter dem Titel: „Die Saison," gleichzeitig in drei Sprachen, deutsch, französisch und englisch erscheinen soll.

Richard Marks in London hat für 50 Pfd. Sterl. die tolle Wette des Capitain Barklay von vor 50 Jahren wiederholt, nämlich 1000 englische Meilen in 1000 aufeinanderfolgenden Stunden zu Fuß zurückzulegen. Gegenwärtig ist er an 800 Meilen gegangen und läßt hinreichende Hoffnung für den Gewinn der Wette, und obwohl er einige Steifheit in die Füße bekommen hat, so läuft er doch immer noch seine Meile in Zeit von 12—14 Minuten ab.

Das Gebäude für die Ausstellung in London soll circa 1 Million Thaler kosten und arbeiten jetzt zweitausend Menschen daran.

In Flensburg hat man eine schwangere Frau eingebracht, die aus Enthusiasmus für die Dänen einen Holstein'schen Jäger erschossen haben soll.

Die Summe des aus Californien seit dem 1. October 1849 ausgeführten Goldes schlägt man auf 14,845,000 Dollars an.

Die Präsidentschaft Amerika's. Fillmore, der Nachfolger des Generals Taylor, ist der dreizehnte Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Washington bekleidete diese Würde von 1788—1796, da er 1792 für vier weitere Jahre gewählt ward. John Adams war Präsident von 1796—1800; Jefferson von 1800—1808; Madison von 1808—1816; General Monroe von 1816—1824; John Quincy Adams von 1824—1828; Jackson, genannt: „Old Hickory" von 1828—1836; Van Buren von 1836 bis 1840; General Harrison, 1840 gewählt, starb schon einige Monate nach seiner Wahl im Frühling 1841; Tyler von 1841—1844; Polk von 1844—1848, in welchem Jahre General Taylor, der verstorbene Präsident der Vereinigten Staaten gewählt wurde. Er war im Jahre 1790 geboren und hatte mithin erst sein sechzigstes Lebensjahr erreicht. Schon als sechzehnjähriger Jüngling trat er in den Militärdienst, der in Amerika weniger Anziehendes und mehr Beschwerlichkeiten darbietet als anderswo, da die jungen Offiziere ihre Zeit nicht in dem glänzenden Müßiggange der Hauptstadt verleben, sondern in Forts oder Stationen am äußersten Rande der Wildniß, von wilden Indianerstämmen umgeben und aller Genüsse der Civilisation beraubt. In dem Kriege mit England 1812—1814 fand der junge Taylor die erste Gelegenheit sich auszuzeichnen, und er war es hauptsächlich, welcher den langwierigen Kampf gegen die Seminolen zu einem glücklichen Ausgang führte. Seine schönsten Lorbeeren pflückte er jedoch in den mexikanischen Feldzügen, wo er mit einer meistens aus Freiwilligen bestehenden Armee den ihm an Zahl überlegenen Mexikanern wiederholte Niederlagen beibrachte und ihnen solchen Schrecken einjagte, daß es dem General Scott leicht wurde, die Hauptstadt Mexico einzunehmen und den Frieden abzuschließen, welcher den Vereinigten Staaten die Goldregionen Californiens und das ungeheure Territorium Neu-Mexico's gab. Taylor oder Old Rough and Ready, wie man ihn nannte, war durch diese Siege der Heros des Volks geworden; man drang in ihn, sich als Candidat für die erste Beamtenstelle der Republik zu melden, er nahm den Antrag an und wurde im November 1848 mit großer Majorität zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt. Am 4. März 1849 erfolgte seine Installation, und in seiner fünfvierteljährigen Verwaltung hat er sich, wenn auch nicht die Zustimmung aller Parteien, so doch die Anerkennung erworben, seine besten Kräfte für den Ruhm und die Wohlfahrt seines Vaterlandes verwendet zu haben. Er ist der zweite Präsident, der in der Ausübung seines mühevollen Amtes gestorben ist — der erste war der General Harrison, der am 4. April 1848 nach einer nur vierwöchentlichen Verwaltung mit Tode abging.

Die neue ungarische Amnestie, welche 209 Personen von ihren Strafen befreit, ist deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil sie offenbar der Vorbote einer umfassenden Amnestie ist. Sie betrifft nämlich meist Landtagsdeputirte und Commissäre der Kossuth'schen Regierung, also thätige Theilnehmer an dem Kriege und der Agitation. Auch ist dem im Auslande weilenden Grafen Stephan Batthiany (nicht zu verwechseln mit dem letzten Minister des Auswärtigen Kasimir Batthiany) die Rückkehr gestattet und angeordnet, daß die confiscirten Güter nicht verkauft werden sollen, was darauf hindeutet, daß man sie ihren Eigenthümern oder deren Erben bald zurückzugeben gedenkt. Die volle Amnestie wird daher wohl nicht mehr lange ausbleiben können.

Der Schleier ist gefallen. Was die jüngste Erscheinung der weißen Frau im Schlosse zu Berlin betrifft, deren sich die Presse im Zusammenhange mit dem Sefeloge'schen Attentat bemächtigte, so klärt sich das alles dahin auf, daß eine bejahrte, schwerhörige Köchin, im Schlosse wohnend, emeritirt, respectabel und unter dem Namen „die schwarze Mine" bekannt, in jener Nacht die späte Abendluft im weißen Spencer und Dormeuse genossen hat.

Ein wahrhaft königlicher Act. Großes Aufsehen macht eine Gabe für Schleswig-Holstein, welche dem Comité in Hannover übergeben worden, nämlich 400 Stück Louisd'or mit der Bezeichnung E. A.; unzweifelhaft muß dies „Ernst August" gedeutet werden, wie es auch bereits geschehen ist.

Aus der Theaterwelt. Die in der Kunstwelt mit Recht geschätzte Sängerin v. Romani hat sich dieser Tage nach ihrem und ihres Verlobten vorausgegangenen Uebertritt von der katholischen zur protestantischen Kirche mit diesem, dem Schauspieldirector Röder, welcher die Leitung des deutschen Theaters in Riga übernehmen wird, vermählt.

*** Fanny Elsler ist von einem Ausfluge nach Wien wieder in Berlin eingetroffen, von wo aus sie nach Doberan gehen will, um dort zur Stärkung ihrer Gesundheit Seebäder zu gebrauchen. Im Monat October wird sie schon in Moskau erwartet.

*** Der königl. Hofschauspieler Dessoir wird in Posen auf Gastrollen erwartet. Derselbe beabsichtigt daselbst in „Hamlet, Othello, Bolingbroke, Uriel Acosta und Doctor Robin" aufzutreten.

*** Scribe-Adam's neueste komische Oper: „Giralda oder die neue Psyche," hat in Paris ausnehmend gefallen.

*** Meierbeer gedenkt noch im Laufe dieses Sommers eine Stärkungs- und Erholungsreise nach dem Badeorte Spaa zu machen.

Literarisches. Das Verbot der jetzt in Brünn erscheinenden „Pesse" wird neuerdings eingeschärft und allen denen militärgerichtliche Strafe angedroht, die in dem Besitze derselben betroffen werden.

*** Die alten Chronikenwitze und Späße der sieben Schwaben, welche schon in Volksliedern eine bedeutende Rolle spielen, haben neuerdings einen Sammler und Bearbeiter gefunden; das Buch heißt: „Die schwäbische Ilias," von Ludwig Auerbacher weiland erdacht und nun von mehreren seiner Verehrer in holperige Verse gebracht.

MODEN.

Paris, den 2. August 1850.

Obgleich jetzt der rechte Augenblick ist, die bunten leichten Kleider mit ihrer Unzahl von Volants und Stufen sowie die weißen Kleider mit Tüllpuffen zu tragen, so sieht man doch immer viele seidene Kleider. Insbesondere werden die glasirten und schutirten Taffete sehr bevorzugt. In gleicher Weise sind die weißgrundigen Foulards, mit kleinen Blumenmustern bedruckt, sehr beliebt gleich allen Modefarben, besonders den sogenannten Trappfarben in glattem Taffet und toile de soie. Die glasirten Taffete, welche mit weiß (z. B. rosa und weiß, lilla und weiß 2c.) zusammengestellt sind, bereichert man meist mit weißer Seidenstickerei. Bei allen hellen Kleidern sind die ausgeschnittenen Leibchen bereits wieder aufgenommen, wiewohl man auch viele à la Raphael, à la Pompadour und mit griechischem Ausschnitt sieht. Die Pagodenärmel sind durchgängig in der Mode. Zu diesen Kleidern mit ausgeschnittenem Leibchen tragen die jungen Damen lange bunte Bandschärpen und auf den Achseln sogenannte Pagenschleifen, d. h. zwei kleine Schleifen mit sehr langen Enden. Auch die Canezous verziert man häufig mit dieser Art von Schleifen.

Der Barège gehört nur noch dem Negligé an; als solches wird er besonders in den Bädern gern getragen, weil er nicht vieles Plätten bedarf und sich so leicht nicht fältet. Man wählt diese Negligékleider, wenn nicht einfarbig, so von dunkler Grundfarbe und mit weißem Muster bedruckt; sie werden mit hohen Leibchen, weiten Aermeln und einem Besatz von mehreren Volants arrangirt.

Außerordentlich modern ist der weiß gestickte Musselin, und zwar ist er meist nur mit weißem Garn tambourirt. Davon macht man Morgenröcke, Unterkleider und Putzkleider, buntfarbig untergelegt, sowie Mantelets, Morgenmäntel 2c. Man braucht außer Spitzenbesatz wenig andern Ausputz, als was von Band, z. B. Gürtel mit Schärpe, Kragen und Aermschleifen, getragen wird; daß dazu meist Band in schottischem und Pompadourgeschmack gewählt wird, ist schon oft erwähnt worden. Auch für Kinderanzüge und für ganz junge Damen ist der tambourirte Mussellin sehr in der Mode.

Die Hüte zum Putz werden meist nur von Spitze oder Tüll gefertigt, müssen sehr leicht und so durchsichtig als nur möglich hergestellt werden, da sie ja nur zur ausgesuchten Toilette getragen werden. Dazu gehört entweder ein perlgraues Taffetkleid mit ausgeschnittenem Leibchen (der Rock ist mit drei breiten, unten am Rande in der Art englischer Stickerei ausgeschlagenen Volants besetzt), oder ein Kleid von meergrünem Poult de soie, mit feiner Posamentirarbeit ausgeputzt, oder endlich ein staubgraues Kleid von Satin de Chine, mit einem weißen Spitzenbesatz oder mit weißer Seidenstickerei verziert. Nächst dem Grau ist das Grün, vom dunkelsten bis zum hellsten, fast in allen Stoffen sehr gesucht. Ueber einem vollgrünen Oberrock, der einen Besatz von sieben Volants mit ausgebogtem, festonnirtem Rande zeigte, trug eine Dame eine Schärpe von schwarzer Spitze. Dazu kam noch ein rosa Kreppbut, welcher mit weißen Hopfenblüthen und mit Eichenlaub garnirt war.

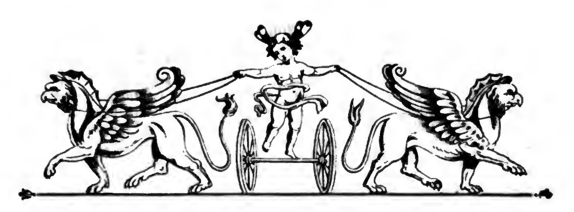
Für den Herbst verspricht man sich wieder neue Formen in den so beliebten Ueberwürfen. Man hat schon einige Modells dafür gesehen, die fast wie ein enger sogenannter Camail aussahen und die mit kurzen Aermelenden versehen waren. Im Hause werden wieder die netten Kaminjäckchen getragen, welche eine Mittelform zwischen Paletot und Casawaika bilden.

Daß das Schwarz in jedem Stoffe immer noch sehr viele Freundinnen zählt, auch wenn sie nicht Trauerkleider tragen, ist schon oft erwähnt worden; aber auch zu Reitkleidern für Damen bleibt es, nur etwa einen rohfarbigen Sommerrock ausgenommen, die einzig elegante Farbe. Die Form des Reitkleides unterscheidet sich fast nur durch den langen Rock von den gebräuchlichen hohen, glatten Oberröcken. Man verziert die Reitkleider oft mit Knöpfen, mit Brandenbourgs von seidenen Borten über der Brust sowie mit ähnlichem Besatz auf dem Rocke.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 33. 1) Spitzenhaube, mit Taffetband garnirt. Morgenkleid mit Fontangeleibchen; Rock und Leibchen mit englischer Stickerei verziert. 2) Hut von Krepp, mit Spitzen belegt und mit einer Feder garnirt. Kleid und Mantille von glasirtem Taffet; Mantille mit schmalen Volants sowie am Rande mit einem breiten Volant besetzt. Leibchen und Rock mit fast kleinen Knöpfen geschlossen.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 34. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Der Graf von Porteau.

(Fortsetzung.)

Im Vorzimmer der Gräfin von Porteau ließ sich ein Geräusch vernehmen, die Thür öffnete sich und der Begleiter des Grafen trat wieder ein.

„Peter und seine Leute sind geschlagen," berichtete er hastig; „aber ein neues Detachement Streiflinge, geführt von dem Repräsentanten Choudieu, steht im Begriffe einzurücken. Sie haben keinen Augenblick zu verlieren. Fliehen Sie eiligst!"

„Fliehen wir, Henry, fliehen wir!" ruft die Gräfin, indem sie ihren Gatten mit sich fortzuziehen sucht.

Da brechen plötzlich Soldaten in den Saal; an ihrer Spitze steht ein Mann mit einer breiten, dreifarbigen Schärpe: es war der Repräsentant Choudieu. Neben ihm erscheint Julius mit Staub und Blut bedeckt; sein ganzes Aussehen kündet deutlich an, daß er lebhaften Antheil am Kampfe genommen. Durch Wort und That hält er die Soldaten zurück, die sich mit Ungestüm hinter ihm her in den Saal stürzen.

Der Repräsentant nähert sich dem Grafen und spricht mit starker Stimme:

„Im Namen der Republik, Sie sind mein Gefangener!"

„Ich," antwortet ruhig der Graf — „und warum?"

„Sie sind der Graf von Porteau, Chef einer Division der Armee in der Vendée. Als solchen verhafte ich Sie!"

„Ich sehe, daß man mich kennt," fügt der Graf hinzu; „meine Herrn, ich stehe zu Ihrer Verfügung!"

Dann wendet er sich zu Julius:

„Sie treiben ein erbärmliches Handwerk, mein Herr Officier; ich wünsche, daß es Ihnen recht viel eintragen möge!"

Nachdem er dies gesagt, übergiebt er sich den Händen der Soldaten.

„Ich folge Ihnen, mein Freund," ruft die Gräfin und stürzt sich in seine Arme.

Der Repräsentant giebt ein Zeichen und der Graf, dessen Arm Johanna fest umklammert hält, wird fortgeführt.

Indem sie neben dem Commandanten vorbeigeht, flüstert die Gräfin in einem sehr verächtlichen Tone ihm in's Ohr:

„Julius, dieser Verrath ist infam!"

Ueberrascht und zerknirscht sieht sie der Commandant an.

„Commandant Hervey," spricht jetzt Choudieu, „ich übergebe Dir die Gefangenen; Du wirst sie nach Angers führen! Vergiß nicht, daß Du mir mit Deinem Kopfe für sie verantwortlich bist!"

Wie versteinert blieb Julius stehen, nachdem Johanna zu ihm gesprochen hatte. Bei der Anrede des Repräsentanten macht er eine Bewegung der höchsten Verzweiflung, ein fürchterlicher Fluch entschlüpft seinen Lippen und hastig schließt er sich den Soldaten an, in deren Mitte sich die Gefangenen befinden.

8.

Die Auswanderung.

Durch die Schlacht bei Cholet war die Armee der Vendée gänzlich aufgerieben. Verfolgt durch die Schrecken verbreitende Colonne aus Mainz floh sie verzweifelt durch das Land und bezeichnete ihren Weg durch Zurücklassung von Todten und Sterbenden.

Aber dieser unerwartete Sieg hatte der von Ordnung entwöhnten Menge weder Vertrauen, noch Disciplin, noch jene Entschlossenheit zurückgegeben, ohne welche ein wahrhafter Sieg unmöglich ist.

Umsonst verdoppelten die Edelgesinnten ihre Ermahnungen und gingen selbst mit gutem Beispiele voran; umsonst suchten die Priester im Namen Gottes des Barmherzigen den gesunkenen Glauben wieder zu befestigen. Die Tage der heiligen Begeisterung waren dahin und nur mit düsterer Ergebung folgten die Horden der Vendée ihren Führern.

Diese erkannten die Nothwendigkeit, einen Hauptstreich auszuführen und der Angriff von Angers ward beschlossen.

Am dritten December gegen zehn Uhr Morgens griff die royalistische Armee die Vorstädte Saint-Samson, Saint-Michel und Bresigny an.

Durch ein furchtbares Kanonenfeuer ward ihr Erscheinen an den Außenwällen begrüßt. Das Feuer dauerte den ganzen Tag hindurch. Die Hauptkräfte der Stürmenden hatten sich vorzüglich auf das Thor Saint-Michel gerichtet.

Gegen Abend ließ das Feuer ein wenig nach.

Von Strapazen erschöpft und von einem unerwarteten Widerstande entmuthigt gaben die Truppen der Vendée ihre Angriffe auf.

Es war zehn Uhr Abends. Dann und wann vernahm man noch einige Flintenschlüsse, deren Schall wie die letzten Donnerschläge eines im Abzuge begriffenen Gewitters sich in der Ferne verlor. In dem Lager der Belagerer erhob sich ein leises Murren. In der Stadt herrschte eine große Thätigkeit; trotz der Nacht und vorgerückten Zeit zogen Patrouillen nach allen Richtungen aus und die Officiere visitirten die Posten. Proviant und Munition wurde erneuert und alles schickte sich an, den Kampf zu beginnen.

In diesem Augenblicke stieg ein Oberofficier, der sich während des ganzen Tages als einer der unerschrockensten Vertheidiger des Thores Saint-Aubin bemerkbar gemacht hatte, den Wall herab. Er schlug die Richtung nach der Straße Saint-Aubin ein und schritt über den Platz, der den Soldaten zum Sammelplatz angewiesen war.

Hier erhob sich düster und einsam die furchtbare Guillotine, deren scheußliches Skelet schauerlich in das dunkle Blau des nächtlichen Himmels starrte.

Der Officier wandte das Gesicht ab, als er bei diesem schrecklichen Denkmale der ausübenden Gerechtigkeit jener Zeit vorüberschritt, dann näherte er sich langsam der Thür, die zu den Gefängnissen unter den Hallen führt, und klopfte an.

Er ward eingelassen und zeigte dem Schließer ein Papier, das er mit Zeichen der höchsten Verwunderung las; sich verbeugend entfernte er sich auf einen vom Officier gegebenen Wink.

Er blieb allein, hüllte sein Gesicht in die Falten seines Mantels und wartete.

Der Schließer trat wieder ein; ihm folgten der Graf und die Gräfin von Porteau.

Die lange Gefangenschaft, in der er geschmachtet und die schreckliche Angst, die sich seiner während der Zeit bemächtigt hatte, hatten sichtbare Spuren auf dem abgemagerten Gesicht des Grafen zurückgelassen.

Johanna, noch schöner in ihrer Bläße und in ihren Thränen, trug auf ihren Zügen das Gepräge eines langen, tiefen Kummers.

„Was wollen Sie von mir?“ sprach der Graf, dem sich die erschreckte Johanna ängstlich anschloß.

„Ein Befehl der Militärcommission giebt mir auf, Sie den Händen des Bürgers Commandanten zu überliefern,“ antwortete der Schließer, indem er den Officier bezeichnet.

Dieser, immer noch in seinen Mantel gehüllt, wandte sich der Thüre zu und sprach mit tiefer Stimme: „Folgen Sie mir!“

Sie gingen hinaus. Der Officier schritt voran. Der Graf und die Gräfin folgten. Schweigend durchschritten sie mehrere Straßen. Als sie an ein kleines Haus in der Straße Baudrière gelangten, stand der Officier still, öffnete die Thür und gab seinen Gefährten durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie ihm folgen möchten. Dann führte er sie in ein schwach erleuchtetes Zimmer.

Hier lagen Uniformen der Nationalgarde auf Stühlen ausgebreitet. Als sie eingetreten waren, warf der Officier seinen Mantel zurück. Ein Ausruf der höchsten Ueberraschung ließ sich vernehmen.

„Julius!“ rief die Gräfin.

„Commandant Hervey!“ der Graf.

„Ich selbst!“ erwidert dieser. „Ich selbst, den Sie beleidigt, verkannt und verachtet haben, ich komme, Sie Beide zu retten. Dort liegt die Kleidung, deren Sie sich zu Ihrer Rettung bedienen sollen. In einer halben Stunde rückt ein Detachement Nationalgarde aus der Stadt, um öffentliche Gelder nach Saint Georges zu bringen; Sie werden sich der Escorte anschließen; sind Sie einmal außer den Wällen, wird es Ihnen nicht schwer werden, zurückzubleiben und auf geeigneten Wegen die königliche Armee zu erreichen. Sie haben nur eine Viertelstunde Zeit — beeilen Sie sich.“

Nachdem Julius diese Worte gesprochen, ging er eilig aus dem Zimmer, indem er sich mit Gewalt den Protestationen und Danksagungen der beiden Gatten entzog.

Eine Viertelstunde später versammelte sich ein

Peloton Nationalgarden an der Ecke der Straße Bourgeoise. Bald darauf erschien der Commandant in Begleitung des Grafen und der Gräfin, beide mit der Uniform der Bürgergarde bekleidet.

Die Reihen ordneten sich.

Mit einem Male fiel in der Gegend des Thores Saint-Michel eine furchtbare Artilleriesalve. Der Himmel stand in purpurrothen Flammen — der Angriff begann von neuem.

Ein Generaladjutant sprengte im Galopp herbei, um den Abmarsch des Detachements zu beschleunigen.

Der Commandant stellte unsre Flüchtlinge in die letzte Reihe und ohne ein Wort mit ihnen zu wechseln ließ er die Colonne sich in Marsch setzen.

Julius blieb noch lange an dem Platze stehen, indem er schmerzlich dem letzten Schimmer der Colonne nachsah, die sich wie eine leuchtende Schlange durch die Krümmungen der Straße fortschlängelte.

„Sie sind gerettet!" rief er endlich aus, indem er sich mit Gewalt aus seinem langen Nachsinnen emporraffte. „Jetzt kann ich sterben."

9.

Unglück.

Der erste Act des großen Trauerspiels in der Vendée ging zu Ende.

Ohne Rast durch die Colonnen der Republikaner verfolgt, angegriffen und zusammengehauen, hielt die Armee der Royalisten endlich bei Mans an. Was die Kugeln und Klingen verschont hatten, ward durch eine Seuche dahingerafft. Nur ein kleiner Theil war von dieser kühnen Armee übrig geblieben, und diesem fehlte der Muth, irgend etwas zu unternehmen.

Die Stadt ward eiligst in Vertheidigungszustand gesetzt und hielt sich unter Angst und Schrecken nur drei Tage. Kleber war in Eilmärschen vorgerückt und ungeachtet der Tapferkeit Marceau's, des commandirenden Generals, hatte sich doch die Gewißheit der Herzen der Vendéer bemächtigt, daß jede Vertheidigung unnütz sei.

Es war sechs Uhr Morgens. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchteten die unordentliche Flucht der besiegten Vendéer. Kleber's Grenadiere machten einen Angriff auf die flüchtigen Kanoniere der königlichen Armee und richteten ein furchtbares Blutbad unter ihnen an.

Die Landleute, erschreckt über diese Kühnheit, verließen das Schlachtfeld und flohen in die Straßen der Stadt; die Republikaner verfolgten sie und metzelten schonungslos alles nieder.

Es war ein bejammernswerthes Schauspiel!

Das Wimmern der Verwundeten, das Geprassel des kleinen Gewehrfeuers, das dumpfe Brüllen der Geschütze und der jubelnde Gesang der siegenden Republikaner übertönten die Stimmen der commandirenden Chefs.

Vergebens wollte La Rochejaquelein einen Augenblick an der Brücke, die an der Straße nach Laval liegt, Halt machen, um den Rückzug zu ordnen; aber die Kugeln zerschmetterten die wenigen Getreuen, die an seiner Seite fochten, um dem reißenden Strome der Sieger Einhalt zu thun, und er selbst, vor Zorn und Verzweiflung weinend, ward durch die wilde, unordentliche Flucht seiner Bauern mit fortgerissen.

Mans war in der Gewalt der Republikaner. Die Royalisten flohen nach Laval und ließen ihr Gepäck, ihre Weiber und ihre Munition in den Händen der Sieger.

Die Stadt bot einen gräßlichen Anblick dar.

Die durch rauchenden Schutt, aufgehäufte Leichen, todte Pferde und zerbrochene Munitionswagen versperrten Straßen wurden auf's neue zum Blutgefilde.

In den von Kanonenkugeln und Eisenstücken halb zertrümmerten und durchlöcherten Häusern wüthete und plünderte ein zügelloses Soldatenvolk. Berauscht von dem Siege ergab es sich den ungebundensten Ausschweifungen.

Alles, was ihm in den Weg kam, ward unbarmherzig niedergemetzelt. Weder Alter noch Geschlecht, weder Jugend noch Unschuld ward geschont. Dieses fürchterliche Schlachten läßt sich kaum durch die Greuelscenen von Souchu rechtfertigen.

Wenden wir unsere Blicke ab von diesem entsetzlichen Schauspiele und lassen wir die Verantwortlichkeit dieser großen, nie wieder zu sühnenden Verbrechen auf denen lasten, die den Bürgerkrieg entzündeten, die durch ihre Ränke das verblendete Volk für Interessen begeisterten, welche es nicht kannte, und für Leidenschaften empfänglich machten, die es nicht theilte.

10.

Todeskampf.

In einem Hause der kleinen Goldstraße lag ein am Kopfe verwundeter Mann auf einer Matratze dahingestreckt. Trotz seiner Blässe war nicht zu verkennen, daß er noch in voller Manneskraft und in der Blüthe seiner Jahre stand.

Sein Hut war mit einem weißen Federbusche geschmückt und an der breiten weißen Binde, die seinen Leib umschloß, konnte man einen Oberofficier der königlichen Armee erkennen.

Eine Frau mit aufgelös'tem Haar, bleich, aber unter ihren Thränen schön, kniete an seiner Seite und suchte das Blut zu stillen, das aus der Stirn des Verwundeten quoll.

Das Zimmer war in der größten Unordnung, die Fenster waren von Kugeln durchlöchert, Waffen lagen zerstreut umher und große Flecken Blut, die den Boden und die Mauern roth färbten, zeigten deutlich an, daß dieses Haus der Schauplatz eines fürchterlichen Kampfes gewesen sein mußte.

Der Verwundete schien in einer tiefen Ohnmacht zu liegen. Weder die Liebkosungen und

Thränen der knienden Frau, noch ihr Klageruf vermochten ihn aus seiner unglücklichen Lethargie zu wecken.

Schon überzog Todesblässe sein Gesicht und nur convulsivisch öffneten sich seine vom Todeskampfe zusammengepreßten bleichen Lippen.

„Henry, mein Henry, komm zu Dir!" rief die arme Frau in höchster Verzweiflung. „Ich bin es, Deine Johanna, die Dich so zärtlich liebt!"

Der Verwundete rührte sich nicht.

„O mein Gott! mein Gott, er hört mich nicht mehr! — Henry, mein Henry! Was soll ich nun beginnen? Womit soll ich ihm helfen? Es ist hier nichts vorhanden," sprach die Unglückliche, indem sie den verzweifelten Blick rings durch das Zimmer schweifen ließ. „Kein Stückchen Leinwand, nicht einmal etwas Wasser ist zu haben, und Henry muß ohne Hülfe hier sterben!"

Jetzt riß sie das Tuch ab, das ihren zarten, weißen Hals bedeckte, verband die Stirn des Sterbenden damit, stürzte dann an das Fenster und schrie mit dem Ausdrucke der höchsten Angst auf die Straße hinaus:

„Zu Hülfe! Zu Hülfe! Zu Hülfe!"

Auf dieses Rufen kamen von Wein und Blut trunkene Soldaten herbei, die eben im Begriff standen, ein benachbartes Haus zu plündern, und zeigten mit den Fingern auf das bleiche Antlitz Johanna's, welche ihnen durch Winken ihre Noth zu erkennen gab. Dann stürzten sie taumelnd und lachend in das Zimmer, worin der Verwundete lag.

II.

Arme Johanna.

Die Soldaten, an die sich Johanna in ihrer Herzensangst gewendet hatte, gehörten zu den Horden in der Vendée, die Tureau, Rossignol und Santerre führten, sich aber in diesem bedauernswürdigen Kriege mehr durch ihre Grausamkeiten und Lust zum Rauben und Plündern auszeichneten als durch Muth und Disciplin.

Während die Armee der Republik unter Kleber's und Marceau's Befehl die fliehenden Vendéer in der Richtung nach Laval zu verfolgte und ihre Flucht beschleunigte, hatten sich diese Elenden in die Stadt geworfen und, Dolch und Feuerfackel in der Hand, plünderten und mordeten sie mit der ganzen Rohheit ihres Charakters.

Es war der Auswurf der menschlichen Gesellschaft, ihre finstern, rohen Gesichter bekundeten dies, und wie ein schmuziger Schaum sah man sie in den Tagen der allgemeinen Volksgährung auf der Oberfläche schwimmen. Für sie hatte der Krieg in der Vendée nur einen Grund, nur einen Zweck: Plündern und Rauben.

Schlecht gekleidet und schlecht bewaffnet, ohne Führer und ohne Disciplin sah man sie der Armee nachziehen; wie ein Schwarm Raben folgten sie der blutigen Spur des Kriegs, fielen nach dem Kampfe auf das Schlachtfeld, plünderten Todte und Verwundete und metzelten die Besiegten ohne Gnade und Barmherzigkeit nieder. Sie schienen selbst einen Stolz in Ausübung der Grausamkeit und Rohheit zu suchen, denn nicht selten sah man ganze Haufen unter sich wetteifern, die größten Abscheulichkeiten auszuüben.

Auf Johanna's Rufen waren diese Banditen nun herbeigeeilt, denn ihr teuflischer Instinct schien sie errathen zu lassen, daß ihrer Raublust sich hier Beute darböte.

Nachdem Johanna verzweiflungsvoll um Hülfe gerufen, war sie zu dem Verwundeten wieder zurückgekehrt und bemühte sich vergebens, den letzten Lebensfunken anzufachen, der mit jedem Augenblicke zu erlöschen drohte. Ohne auf die gemeinen Gesichter derjenigen Rücksicht zu nehmen, die sie als Rettung und Hülfe bringende Menschen betrachtete, rief sie ihnen bei ihrem Eintritte in das Zimmer in einem höchst rührenden Tone entgegen:

„Ach, meine Herrn! kommen Sie schnell zu Hülfe. Der Himmel sendet Sie! Retten Sie meinen Henry, retten Sie ihn bei allem, was Ihnen heilig ist!"

Ein rohes Gelächter unterbrach die unglückliche Johanna. Ueberrascht schwieg sie einen Augenblick, dann fuhr sie mit noch mehr Wärme als zuvor fort:

„Es ist kein Feind, der Sie um Hülfe anfleht, es ist ein besiegter, ein sterbender Mann, der umkommt, wenn Sie ihn nicht retten. Haben Sie Mitleid mit ihm, Erbarmen mit mir! Sie sind Soldaten," fuhr sie langsam fort, indem sie unruhig die finstern Gesichter der fremden Retter betrachtete, die sie um Hülfe angefleht hatte — Sie sind Soldaten und keine Henker, Sie werden einen armen Verwundeten nicht angreifen, der sich nicht vertheidigen kann!"

Die Banditen antworteten nicht. Mit einer Art wilder, blödsinniger Freude betrachteten sie das reizende Gesicht der Gräfin von Porteau. Während sie sprach, flüsterten sie unter sich und begleiteten ihre Worte mit einem gemeinen Lächeln. Ihre lüsternen Blicke waren starr auf die arme Johanna gerichtet und erinnerten sie bald an die Unordnung ihrer Kleidung. Eine rasche Röthe überzog ihre bleichen Wangen. Rasch kreuzte sie ihre Hände, um züchtig ihre halbnackten Schultern zu bedecken, und senkte verzweiflungsvoll das Haupt, denn ihr ward in diesem Augenblicke klar, daß sie von diesen Leuten weder Schonung noch Erbarmen zu erwarten hatte.

(Schluß folgt.)

Entwurf zu einem Operntext.

Der Taucher.

Der verliebte Page in dem Gedicht von Schiller verwandelt sich in Nicolas, einen armen

Fischer und berühmten Schwimmer; zu seinem Wohnorte machen wir die Hauptstadt Siciliens; die Zeit seines Wirkens fällt in das zehnte Jahrhundert oder früher. Niemals hat es in jenen Gegenden an Aufruhr gefehlt, und besonders waren damals die Barone und der Adel ihren Fürsten aufsäßig, und das mißleitete Volk ließ sich, wie schon oft, bethören. Um die Verschwörer zu entschuldigen, vielleicht zu rechtfertigen, wäre die Figur jenes grausamen Alonzo, welcher von Adel, Volk und Geistlichkeit gleich sehr gehaßt wurde, nicht uneben. Nicolas dient der Partei gegen den Tyrannen; die Verschwornen erhalten Nachricht, keiner begreift wie, da kein Schiff auslaufen darf und der Sturm das eine, welches der Natur und dem Verbote zu-trotzen gewagt, an Klippen zerschmettert hat. So ist dieser Nicola durch seine Schwimmkunst die Seele der ganzen Unternehmung. Einige Edle schmachten in den Gefängnissen, die Schönheiten weinen um die Geliebten; Nicolas schwimmt und thut das Mögliche. Endlich erfährt der Tyrann von diesem Wundermenschen und wie sehr er schon durch diesen ist hintergangen worden. Er darf aber den Mann des Volks, der fast bei allen übergroße Verehrung genießt, nicht so geradezu beim Kopfe nehmen oder einsperren, oder gar hinrichten, wie er am liebsten möchte. Er fingirt eine naturhistorische, unersättliche Wißbegier. Ein großes Fest wird in der Nähe des Meeres gefeiert. Aufzüge, Chor und Tanz. Der König wirft einen Becher in den Abgrund. Er ist so klug gewesen, an die Wiederfindung des Pocals noch außer dem Wunsche, zu erfahren, wie es dort unten aussieht, die Begnadigung jener geliebten Edelleute zu knüpfen, für welche das Schafott schon errichtet ist. Alles steht auf dem Spiele. Die Blicke der schönsten Damen sind flehend auf den kühnen Schwimmer hin gerichtet; Liebe, Ehre, Freiheit, das Vaterland und — er stürzt sich in das Wasserlabyrinth. Mit Angst wird er von allen Parteien zurückerwartet. Der König zittert, doch ist er überzeugt, daß es doch jeder Menschenkraft unmöglich, aus jener Hölle wiederzukehren. Wie alles in der höchsten Spannung ist, erscheint der kühne Schwimmer auf den hochschäumenden Wogen und steigt triumphirend an's Ufer. Allgemeiner Jubel. Der König verbeißt seinen Ingrimm über den unerwarteten Ausgang und sinnt auf Rache. Die Begnadigung kann er nicht wieder zurücknehmen, aber denjenigen will er vernichten, der ihn dazu gezwungen hat. Er verspricht also dem Schwimmer eine hohe Würde und großen Lohn, wenn er den zweiten, noch kostbarern Pocal aus dem Abgrunde herausholt. Nicolas sieht ihn mit einem seltsamen Blicke an und läßt dann sein scharfes Auge im Kreise der Edlen und des Volks herumgehen. Er rüstet sich zum zweiten Sprunge, da, wie in urplötzlicher Begeisterung, bewegt ein Wille, ein Gedanke Edle und Volk. Man nimmt den Tyrannen und wirft ihn jubelnd in den Abgrund, damit er dort in eigener Person seine naturhistorischen Forschungen fortsetzen könne.

O, laß die kleine Blume stehn!

O, laß die kleine Blume stehn!
Gönn' ihr des Lebens Glück,
Sie blüht nur einen kurzen Tag,
Sinkt dann verwelkt zurück.

Ist doch ihr Loos dem meinen gleich —
Ein Gott rief uns an's Licht;
Auch ich leb' meinen kurzen Tag
Und weiß mein Ende nicht.

Das erste Lüftchen, welches weht,
Bricht schon die Blume ab,
Und wenn mein Gott mich rufen wird
So sink' auch ich in's Grab.

D'rum laß die kleine Blume stehn,
Gönn' ihr des Lebens Glück;
Ist sie gebrochen, rufet nichts
In's Leben sie zurück.

E. H.

Feuilleton.

Zu Ehren der schwedischen Nachtigall baut man in Newyork eine Lindhalle. Die Kosten derselben belaufen sich auf 80,000 Dollars. Man sieht, diese bauenden Lind-Hallenser haben Kies.

Uebt Milde und Barmherzigkeit! Im Würzburger Stadt- und Landboten lies't man folgendes Gesuch: „Ich heiße Peter Wilhelm, bin geboren in Ruppertsecken in der baier'schen Pfalz im Jahre 1791 und meiner Profession nach ein Fleischer. Im Jahre 1809 kam ich in das Militär, wurde in Spanien 1812 gefangen und von da mit dreihundert Mann nach Algier verkauft, dort wurde mir die Zunge abgeschnitten, die rechte Hand angenagelt, der Kopf gespalten, die ganze Brust gebrannt und die Beine der Art gebunden, daß man jetzt noch die Narben und Male sehen kann. Ich mußte dreißig Jahre lang den Pflug ziehen. Mit noch dreihundert Mann Leidensgefährten bin ich aus einem unterirdischen Gewölbe ausgebrochen; wir warfen uns sämmtlich in's Meer und nachdem ich mit noch zwei Kameraden etwa dreißig Stunden weit glücklich im Meer erhalten werden, erschien ein englisches Schiff und nahm uns auf. Alle Uebrigen fanden in den Fluthen ihr Grab. Der Schiffscapitän sorgte für Kleider und Nahrung. In der Sklaverei waren Saubohnen unsere einzige Nahrung. Endlich nach einem Zeitraume von dreißig Jahren kam ich über England und Amsterdam nach Paris, woselbst mir der König 100 Fr. zum Geschenk machte mit dem Versprechen, auch für die Folgezeit für mich sorgen zu wollen. Ich habe

aber bis jetzt weiter nichts erhalten und finde mich nothgedrungen, da ich zum Arbeiten untauglich geworden bin, alle mitleidsvollen Menschen um eine milde Gabe anzusprechen, und hoffe mit Gott auf diese Weise, so lange es ihm gefallen sollte, meinen verstümmelten Körper noch einige Jahre zu fristen.

Der Schauspieler Trzeciak ist am 7. August in Berlin zum Tode durch das Beil verurtheilt, da er sich bei den Revolutionen in Baden rc. betheiligt hatte.

„Wohlauf noch getrunken rc." Ein Wirth in Rußdorf (Pfalz) hat bekannt gemacht, daß man für 8 Kr. eine Stunde lang bei ihm so viel 1849r Wein trinken könne als man wolle; darauf hin verzapft ein Landauer Weinhändler seinen Vorrath von 1849r für 6 Kr. die Stunde.

Für das Armenwesen wurde in England und Wales im Jahre 1848 die Summe von 6,180,765 Pfd. Sterl. (also 7 Schilling 1¾ Pence auf den Kopf), 1849 dagegen nur 5,792,963 Pfd. Sterl. (also 6 Schilling 6½ Pence) verwendet. Die Anzahl derjenigen Personen, welche Unterstützungen empfingen, betrug am 1. Januar 1849 1,104,526, am 1. Januar 1850 aber nur 1,033,812, darunter befanden sich erwachsene Personen mit gesunden Gliedern 1849 201,644 und 1850 nur 170,592.

Lob und Ehre diesem Braven. Unlängst ging ein oldenburg'scher Landmann mit einer sehr sauer ersparten Summe von hundert Thalern und einem großen Vorrathe von neuen und alten Hemden, Leinenzeug, Charpie und Binden nach Schleswig-Holstein, um sich in Person zu überzeugen, daß seine milde Spende auch wirklich in die rechten Hände und den armen Leuten zu Gute komme.

Traurig. Vor kurzem wurde in London über die Leiche einer Strohhutnäherin, Susanna Ansell, 59 Jahre alt, Todtenschau gehalten. Das Verdict lautete: gestorben an einer Krankheit des Herzens und der Lungen, durch den Mangel an Nahrungsmitteln befördert: also auf deutsch verhungert. Carlyle's Wort ist bitter und bekannt: „Man hat die Armenhäuser so eingerichtet, als ob man durch die Schrecken derselben die Armen zwingen wolle — reiche Leute zu werden. — Die Verstorbene hatte erklärt: ehe sie in ein Armenhaus ginge, wolle sie lieber in der Gosse sterben.

Eine unglückliche Frau. Der Selbstmord der alten Schwiegermutter des Marine-Oberst Graziani, Frau von Bonifio, die sich aus dem Fenster ihres Palastes in Venedig auf die Gasse hinabstürzte, bildet das traurige Thema der Unterhaltung in allen patriotischen Kreisen Italiens; die betagte Dame, deren erste Tochter aus Gram über ihren nach der Uebergabe Venedigs entflohenen Gemahl wahnsinnig geworden und die zweite Tochter die Frau jenes unglücklichen Schiffslieutenants Bandiera gewesen, der 1845 in Neapel kriegsrechtlich erschossen ward, konnte den Gram, den das Schicksal ihres unglücklichen Vaterlandes auf ihr Haupt schüttete, nicht länger ertragen und gab sich deshalb entschlossen den Tod.

Der Kelch der Leiden, den das Schicksal dem unglücklichen Dichter Lenau beschieden, füllt sich auf's neue, denn Lenau's trostloser Zustand hat kürzlich eine Steigerung erlitten, welche das Herz zum tiefsten Mitleid preßt. Nachdem schon seit Jahren kein Strahl der Vernunft an ihm sichtbar wurde, ist er nun auch an den Füßen gelähmt und bildet nach ärztlichen Augenzeugen nur noch einen Klumpen, der athmet.

Auf dem Newyorker Postamte sind in den drei Monaten April, Mai und Juni 287,048 Briefe aus Europa angekommen, 33,909 davon über Bremen. In derselben Zeit wurden von dort nach Europa befördert 346,572 Briefe, wovon 38,064 über Bremen. Aus Californien kamen 95,134 und gingen 188,000 dahin ab. Nimmt man noch 50,000 Schiffsbriefe hinzu, so ergiebt sich eine Gesammtzahl von 887,925 Briefen, welche allein dieses Postamt in seinem auswärtigen Departement zu besorgen hat.

England zählt jetzt 3000 Omnibusse, zu denen 30,000 Pferde gehören, die jährlich etwa 1,769,800 Pfd. Sterl. kosten. Sie befördern jährlich etwa 3 Millionen Menschen.

Der Krönungswagen des Kaisers von Oesterreich. Schon vor längerer Zeit wurde die Nachricht verbreitet, daß zu der bevorstehenden Krönung des Kaisers von Oesterreich von einem Sattlermeister in Wien an einem Krönungswagen gearbeitet werde. Es wird jedoch kein neuer erbaut, sondern ein älterer, historisch merkwürdiger Wagen zu dieser Feier hergerichtet; dieses ist derselbe, welchen Kaiser Karl VI. schon für Maria Theresia bauen ließ, und in diesem Wagen fuhren die große, eben genannte Kaiserin, später Joseph II., dann Leopold II., Franz I. und zuletzt Ferdinand I. zur Krönung. Es wird an demselben keine wesentliche Veränderung vorgenommen, nur werden diesmal nicht sechs, sondern acht Pferde vorgespannt werden, weshalb ein ganz neues Geschirr für zwei Pferde angeschafft werden mußte. Dieser Krönungswagen gehört bekanntlich unter die schönsten Arbeiten dieser Art in Europa. Die Vergoldungen allein haben 180,000 Fl. M. gekostet. Die außen am Wagen befindlichen Gemälde sind durchgehends classische Meisterwerke und Originalien von Rubens und andern weltberühmten Künstlern; man schätzt sie an 60,000 Fl. M. an Werth. Die deutsche Kaiserkrone, welche sich daran befindet, dürfte aber doch wohl durch die österreichische ersetzt werden müssen, sonst dürfte nichts verändert werden, da derselbe noch ganz neu aussieht. Der innen befindliche rothe Sammet ist 180 Jahre alt und hat von seiner blühenden Farbe nichts verloren.

Ein Engländer vergleicht den Geist Shakespeare's sehr schön mit dem Stein im Ringe des Pyrrhus. Auf diesem waren nämlich, wie Plinius berichtet, durch ein reines Spiel der Natur, ohne Beihülfe der Kunst, die Gestalten Apollo's und der Musen zu sehen.

Eine neue Art von Vorlesungen hat jetzt in mehreren amerikanischen Städten eine Dame unternommen, die sehr zahlreich besucht werden und vorzüglich den Papiermäklern ein Dorn im Auge sind. Es sind dies „Vorlesungen über Banken und Staatspapiere" mit erläuternden Beispielen aus der Finanzwelt, wo manchmal Dinge an das Licht kommen, welche die Speculanten ungern hören.

Ein komisches Unterpfand. In einigen Gegenden Schottlands pflegen die jungen Männer den Mädchen, deren Liebe sie gewonnen haben, als Unterpfand ihrer Treue ihre Taschenuhr zu geben, welche das Mädchen stolz im Busen trägt, bis das glückliche Paar durch die Ehe vereinigt wird. Man glaubt, dies sei das beste Mittel, die Treue zu sichern, weil für einen jungen schottischen Bauernburschen eine Uhr ein bedeutender Gegenstand ist, den er so leicht nicht aufgiebt. — In Deutschland wird dies freilich nicht so genau genommen, da läuft eine Liebschaft oft schneller ab als eine Uhr, und wenn sie auch nur 24 Stunden geht. Die Mädchen wissen dann, wie viel es geschlagen hat.

Historisch zwar, aber für Deutschland nicht anwendbar. Die Frauen in Hindostan besitzen so gut wie die Männer ihr eignes Gesetzbuch, worin ihre Rechte schwarz auf weiß verzeichnet stehen. Sieben weise Frauen Hindostans sind Verfertiger dieses Codex. Darnach werden sämmtliche Mannschaften oder Männer in drei Classen getheilt: in „anständige," in „halbe" und in „Hulpul-Hupla." Unter den Anständigen versteht man solche, die im Stande sind, eine Frau anständig zu ernähren. Die „halben" vermögen dies nicht und ihre Frauen müssen selbst mit Hand anlegen, das tägliche Brod zu erwerben. Sie können

also auf gleichen Respect wie die Anständigen keinen Anspruch machen. Die Frau, wenn sie von dem Halben geschlagen wird, hat das Recht, wieder zuzuschlagen; auch darf sie dem Manne Haare aus dem Barte zupfen. Am schlimmsten freilich haben es die „Hulpul-Hupla's.“ Die Frauen derselben können zehn Tage lang außer dem Hause bleiben und die Männer dürfen sich nicht einmal erkundigen, wo sich die Frau Gemahlin während der Zeit aufgehalten hat.

Ein zehnjähriger Violinist, Namens Carlo Casatti, erregt jetzt in Mailand Aufsehen. — Zehn Jahr ist aber in unsern Tagen viel zu alt. Wenn jetzt einem Violinspieler nicht die Amme Saiten aufzieht oder dem säugenden Pianisten das Blatt umwendet, so kommt er in seinem Concert nicht auf die Kosten.

Die Holzkanonen, welche Bem in Siebenbürgen verwendete, wenn das Kanonengut nicht ausreichte, zeichneten sich durch die Zweckmäßigkeit des Rohres und des Gestelles gleich vortheilhaft aus. Das Rohr war nicht aus einem Stück gemacht; gebohrte Holzstämme hatten der Ausdehnung durch Pulver schlechter widerstanden, darum ließ er sie aus mehreren Stücken verfertigen, welche nach Art der gewöhnlichen Kufen durch eiserne Ringe zusammengehalten wurden. Innen steckte eine einfache Blechfütterung, die ohne viele Mühe und Kosten ersetzt werden konnte. War Mantel und Futter nicht mehr brauchbar, so wurden beide weggeworfen. Die Lafette war eben so einfach als wohlfeil. Vier Holzblöcke, zu zweien in ein schiefbewegliches Kreuz verbunden, bildeten das Gestell, ähnlich demjenigen, auf welchem man gewöhnlich Brennholz entzweischlägt. Durch die Beweglichkeit der beiden Holzkreuze war es möglich, dem Rohre jede beliebige Richtung zu geben, und kam es durch den Rückstoß des Schusses aus der Richtung, so war diese schnell und leicht wieder herzustellen. Vier Menschen trugen ein solches Geschütz ohne viel Mühe die schrägsten Berge hinauf. In der Ebene konnten dieselben zu Dutzenden auf einem Wagen transportirt werden.

Braunschweig. Eine schwere ernste Prüfung ist über unsre Stadt gekommen; kaum irgendwo in ganz Deutschland wüthete die Cholera so entsetzlich wie hier, und jetzt, wo ihr Umsichgreifen im Abnehmen begriffen, erst jetzt kommt Ruhe in die vielfach geängstigten Gemüther. In Zeit von vierzehn Tagen raffte diese Krankheit nahe an 600 Personen hinweg. Am meisten wüthete sie auf dem Damm, am alten Weg (Wiek), auf der Schuhstraße, hinter dem Liebenfrauen- und am Nicolaien- (Nickeln-) Kulk. Es giebt Häuser, worin 10 bis 14 Personen ein Opfer der Epidemie wurden. Mehrere Häuser sind gänzlich geschlossen, viele Kinder zu Waisen geworden und Harm und Traurigkeit eingezogen in den Schoß vieler sonst zufriedenen und glücklich lebenden Familien. Die Beerdigungen der Verstorbenen fanden ununterbrochen von früh bis Abends um eilf Uhr statt. Unter den Dahingeschiedenen befindet sich leider auch die hochgeachtete dramatische Künstlerin Frau Schütz, langjähriges Mitglied der hiesigen Hofbühne und eine der ersten Schauspielerinnen des deutschen Theaters.

Einen Puff von ganz derber Sorte lassen sich jetzt mehrere deutsche Journale von englischen Blättern aufbinden, welche genau das Festin beschreiben, welches der Director Lumley zu London seinen Gästen Scribe und Halevy gegeben und das 3000 Pfd. Sterl. gekostet haben soll. Lumley ist nobel, ist splendid, aber 21,000 Thaler für ein Frühstück und Mittagessen zu verpuffen, dies würde er für eine unverzeihliche Verschwendung halten. Ein Mitglied des Orchesters der großen Oper schreibt uns in einem Briefe, daß das auf einen sehr kleinen Kreis beschränkte Festin allerdings eines Engländers würdig, aber durchaus nicht ein so Lucullisches Mahl gewesen sei als die Journalisten berichten, die freilich bei Lumley eine gute Nummer haben und oft für einen glänzenden Artikel über eine Gesangsgröße an seinem Theater mehr beziehen als in Deutschland der Jahresgehalt beträgt, den der Redacteur einer belletristischen Zeitschrift von seinem Verleger empfängt.

Keine Warzen mehr. Die Amerikaner wissen die Warzen sehr bald zu vertreiben, indem sie die Elektricität in Anwendung bringen. Ein Warzeninhaber ließ sich täglich fünf Minuten lang elektrische Funken durch dieselben streichen und nach Verlauf von fünf bis sechs Tagen waren sämmtliche Warzen verschwunden.

Alles durch die Frauen. Aus dem würtemberg'schen Städtchen Sulz wird berichtet: „In zwei Orten unsers Oberamts vertreten die Weiber der Nachtwächter sehr häufig die Stelle ihrer Männer, wobei die zarten Stimmen in den Mitternachtsstunden sich ganz eigenthümlich ausnehmen. Auch ist es sehr rührend, wenn der Schultheiß im Winter seine Arrestanten, damit das Gefängniß nicht geheizt zu werden braucht, hinter den Ofen seines Amts- und Rathszimmers sperrt und im Sommer den Arrestanten, damit sie sich bei Nacht nicht fürchten, durch ihre Weiber Gesellschaft leisten läßt.

Aus der Theaterwelt. Das königliche Schauspielhaus zu Potsdam kommt von jetzt an nie wieder in die Hände eines Privatunternehmers, vielmehr werden die Berliner Hofschauspieler vier Monate lang wöchentlich zweimal daselbst Vorstellungen geben.

*** „Die neue Psyche“ ist der Titel einer neuen komischen Oper von Adam, Text von Scribe.

*** Am 5. August ist in Wien der Theaterdirector Pokorny nach langen Leiden gestorben.

*** Der Enthusiasmus für die Rachel hat sich in Berlin bei den folgenden Vorstellungen immer mehr Bahn gebrochen. Das Gastspiel wirft auch bedeutenden Gewinn ab, denn die drei ersten Vorstellungen brachten der Künstlerin gegen 4000 Thaler ein.

*** In Brünn ging eine Schauerkomödie unter dem Titel: „Die Herzogin von Praslin“ in Scene. Drama in fünf Acten von Lang, nach dem bekannten französischen Processe bearbeitet.

*** Die Nationalversammlung zu Paris hat das Gesetz über die Theater-Censur mit 352 Stimmen gegen 194 angenommen.

*** Die berühmte Tänzerin Lucile Grahn hat mit großem Erfolg in Prag gastirt.

*** Das Theater der Porte St. Martin in Paris ist jetzt geschlossen und es arbeiten Tausende von Händen darinnen, um es neu in Stand zu setzen. Im Jahre 1781 brannte das Opernhaus, welches sich im Palais-Royal (jetzt National) befand, ab. Man gab dem Architekten Lenoir sechzig Tage Zeit, um einen provisorischen Saal zu bauen. Derselbe richtete das Theater Porte St. Martin her, das noch heute steht. Die Oper blieb daselbst bis 1794.

*** In der Tragödie „Horace“ von P. Corneille ließ man zu Berlin den fünften Act weg, weil die Rachel in demselben nichts mehr zu thun hat. — Ueber das Spiel der berühmten Künstlerin berichtet die Theater-Chronik Folgendes: „Die allgemeine Aufmerksamkeit war auf die Rachel gerichtet. Gleich das erste Erscheinen imponirte und schon die ersten Worte, welche sie sprach, brachten einen tiefen Eindruck hervor. Die Aufführung der altclassischen Tragödie Frankreichs will nach einem andern Maßstabe beurtheilt werden und deshalb muß man sich erst in eine solche Darstellung hineinleben. Diese Schwierigkeit ist indessen bald gelös't und man folgt dann der Vorstellung mit gesteigerter Theilnahme. Die Rolle der Camille erreicht den Culminationspunkt im vierten Act und die Darstellung desselben Seitens der Rachel war über allen Ausdruck schön. Der Erfolg war glänzend. Lebhaft empfangen, hatte der Beifall sich bereits mehrere Male während der ersten Acte kund gegeben. Aber nun durchbrach derselbe alle Schranken und wollte nimmer enden. Es war eine wahrhafte Huldigung der wahrhaften Kunst in einer ihrer würdigsten Repräsentantinnen aus vollem Herzen dargebracht. Die Künstlerin wurde nach der Vorstellung unter einem Blu-

menregen hervorgerufen. — Die Damen und Herren, welche Mlle. Rachel begleiten, sind keine Künstler ersten Ranges, spielen aber ganz gut und bilden einen passenden Rahmen für das eigenliche Bild.

Curiosa. Der Kreisanzeiger zu Birnbaum in Preußen bringt unter den „Kirchennachrichten von der evangelischen Gemeinde zu Zirke" folgendes Curiosum: „Am 15. Juli konnte die Trauung des Schullehrers Leonhardt Ehrlich zu Hauland Sroizewo bei Xions mit Jungfrau Johanna Juliane Zielke zu Tuchrelle nicht vollzogen werden, weil die Braut bei der feierlichen Abnahme ihres Gelübdes vor dem Altare trotz dreimaliger Aufforderung von Seiten des Predigers weder die Erklärung „Ja" noch „Nein" von sich gab.

*** Was sind Gaze und bunte Garne? — Stickstoff.

*** Welche Tafeln sind nicht vom Tischer und vom Zimmermann gefertigt? — Die Liedertafeln.

*** Gespräch aus dem Leben. X. Haben Sie die Rachel gesehen? Y. Ja. X. In Maria Stuart? Y. Nein, als sie von Berlin nach Potsdam fuhr.

*** „Nun, wie denken Sie über diese Künstlerin?" wurde ein Engländer von seinem Nachbar im Theater gefragt. — „Ich denke," war die britische Antwort, „was aus dieser Künstlerin hätte werden können, wenn sie eine geborne Engländerin wäre und in Shakespeare spielte anstatt in Corneille und Racine."

MODEN.

Paris, den 9. August 1850

Als zu einer eleganten Sommertoilette gehörend gilt ein Hut von Reisstroh, mit Straußfedern garnirt; Bart und Bindebänder, welche länger als bisher getragen werden, sind von weißem Taffetband, das Innere des Hutes ist meist mit Tüll bezogen und das Bonnet von Blonden und bunten Bandschleifen geordnet. Oberrock von blaß-lila Taffet, mit schmalen weißen Streifen durchzogen; zu beiden Seiten des Leibchens und des Rockes der ganzen Länge nach mit einem Muster von ineinander geschlungenen und nach der Taille hin abnehmenden Blätlern von lilafarbiger Seide gestickt. Pagodenärmel, schräg geschnitten und ebenfalls mit Stickerei verziert: Unterärmel von Musselin, mit zwei Reihen gefälteter Spitzen, kurz genug, um das Handgelenk und die Armbänder unbedeckt zu lassen. Kleiner hoher Kragen, welcher aus zwei Reihen gefälteter Spitzen besteht. Leibchen hoch und glatt und von oben bis an den Saum des Rockes zugeknöpft. Indischer Cachemirshawl, mit kleinen Würfeln bedeckt, mit Seide und Goldfaden gestickt.

Eine andre Sommertoilette, welche zugleich für den Ball gewählt wird: Haare breit gescheitelt und völlig aufgebläht, die Scheitel in der Mitte getheilt; darüber legt sich das geflochtene Haar in einem Luisenzopf ganz flach auf, an beiden Seiten fallen hübsche Rosaschleifen ohne Enden herab. Kleid von feinem Musselin, mit Stickerei verziert; das Leibchen ist ausgeschnitten, ein wenig herzförmig, vorn zwischen dem Revers ist das Leibchen sechsmal sehr fein abgereiht und zwar in bestimmten Entfernungen getheilt; der Revers legt sich glatt an und ist im Rücken wie eine Berthe geordnet. Die Aermel sind kurz und haben als Auspuß zwei schmale Volants; der Rock hat drei breite Volants, welche am Rande mit einer neuen durchbrochenen Stickerei verziert sind; dazu gehören noch weiße kurze Handschuhe, darüber mehrere werthvolle Armbänder, ein geschmackvoll gewählter Blumenstrauß und Schuhe von weißem Saffian.

Eine dritte ebenfalls sehr elegante Toilette: Zughut von maisfarbigem Krepp, welcher Spitzen und Band zum Auspuß hatte; Kleid von rosa Seidenmusselin mit weißem Muster; auf dem Rock befanden sich acht handbreite Volants, welche mit weißer Seide festonnirt waren. Das Leibchen des Kleides war in Falten gezogen, vorn herzförmig ausgeschnitten und darunter befand sich ein sogenanntes Schweizerhemdchen; die Pagodenärmel hatten ebenfalls Volants zum Auspuß und dazu kamen Unterärmel à la Paysanne; endlich gehörte noch dazu eine Echarpe von schwarzen Wollenspitzen.

Von den baumwollenen Stoffen sind die gewöhnlichen Musseline, Jaconets und Halbbatiste nicht besonders hervorzuheben, da sie alle Jahre erscheinen und den gerade herrschenden Modemustern folgen; die kleinen persischen Muster, schmal gestreift, sowie die Muster de mille fleurs sind am meisten bevorzugt. Eleganter dagegen sind die Tarlatans, Seidenmusseline und Wollenbatiste; es sind ganz glatte, sowohl weiße als buntfarbige, weiß und bunt durchbrochene und mit eleganten Mustern bedruckte.

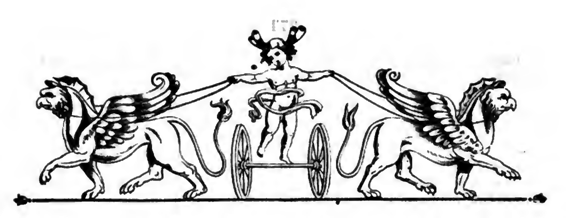
Was die Sommerhüllen betrifft, so ist jede Art von Mantille in den heißen Sommertagen verbannt, dagegen sieht man sehr viele kleine weiße Jäckchen, die zu jeder Art von Kleidern getragen werden; dann die Echarpes von weißer und schwarzer Spitze sowie von Filet, welche doch immer für das Eleganteste gelten.

Der kleine Kopfputz, namentlich die Häubchen, welche jetzt die eleganten Damen tragen, sind das Zierlichste, was man sehen kann. Freilich sind sie schwer zu beschreiben. So giebt es z. B. Häubchen von gebauschtem Tüll, dessen hinten ein wenig gesenkter Boden eine ganz neue Gattung darstellt. Auf dem Boden windet sich rings in einem runden Kranze ein weißes an den Seiten gepreßtes Band, welches wie eine Borte aussieht, aber leichter ist und gleichsam eine Draperie bildet, und an die Enden dieser Windungen schließen sich kleine Rosetten von nakaralfarbigem Sammet und niederfallende Zitterschleifchen an. Ferner sahen wir ein Häubchen, welches ganz aus gefälteten Spitzen bestand; zwei Borten von rosa brochirtem Gazeband bildeten auf den Seiten Rosetten und oberhalb der zweiten Reihe in der Mitte befand sich eine Schleife von demselben Bande, was sehr gut aussah. Endlich erwähnen wir noch eine Kopfzierde von Tüll mit Strohstickerei, über der Stirn eine Schneppe bildend; auf der einen Seite lag ein Büschel Wasserlilien, in welche Halme von strohfarbenen Federn und Johannisbeeren von der Farbe der Blumen mit eingelegt waren. Auf der andern Seite befand sich eine Schleife von strohfarbenem Bande mit einem Einfaß, gleich Perlen gepreßt.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 34. 1) Runder Strohhut; Jäckchen von gesticktem Musselin; Kleid von Barège: ausgeschnittenes Leibchen, kurze Aermel, der Rock mit sechs Stufen verziert. 2) Hut von italienischem Stroh, mit Band und Spitzen garnirt. Kleid und Paletot von Batist **de laine**, mit Volants ausgeputzt.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 35. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Der Graf von Porteau.

(Schluß.)

12.

Todt.

Einen Augenblick herrschte eine tiefe Stille im Zimmer, die nur durch das Röcheln des Sterbenden und durch ein entferntes Gewehrfeuer dann und wann unterbrochen wurde.

„Wer zum Teufel wird so lamentiren!" sprach einer der Frechsten aus der Bande mit roher, heiserer Stimme. „Lustig, Bürgerin," fuhr er fort, indem er näher trat, „weine doch nicht so; laß Deinen Liebhaber ruhig zur großen Armee defiliren. Von vielem Weinen wird man dumm. Tröste Dich nur; für einen Verlornen findest Du zehn Andere wieder, —" und somit zeigte er höhnisch grinsend auf seine würdigen Kameraden, die lachend und fluchend näher getreten waren und die Matratze umringten, auf welcher der Graf von Porteau mit dem Tode kämpfte.

Johanna blieb stumm. Es schien, als ob sie diese Schmähung nicht verstanden hätte. Wie eine Statue stand sie ruhig da. Ihr Haupt sank endlich auf ihre Knie herab, keine Klage kam über ihre Lippen, nur ein unterdrücktes Schluchzen war vernehmbar.

„Mein schönes Kind, glaube mir," fuhr derselbe elende Kerl fort, der an Frechheit und Rohheit sich vor seinen Kumpanen auszuzeichnen schien, „glaube mir, Du thust am besten, wenn Du mit uns ziehst; wir sind alle gute und fröhliche Kerls, wir führen ein fideles Leben und denken nicht an's Sterben, wie jener dumme Teufel da! Laß das Weinen, die Thränen schaden Deinen schönen Augen und ich kann die Weiber nicht leiden, welche weinen. Vorwärts, mein hübsches Kind, komm mit mir!"

Bei diesen Worten neigte sich der Bandit über die kniende Johanna, legte seinen Arm um ihren schlanken Leib und wollte sie mit Gewalt in die Höhe heben.

Johanna aber erhob sich selbst und durch eine entschlossene, verzweiflungsvolle Bewegung stieß sie den Banditen mit einer Kraft zurück, die man bei ihr nicht vermuthet hatte; dann stürzte sie sich über den Körper ihres Gatten und rief:

„Henry, mein Henry, vertheidige mich! Vertheidige mich!"

Der Verwundete, der bis hierher bei der Unverschämtheit dieser Unmenschen unempfindlich zu sein schien, öffnete bei Johanna's Verzweiflung die Augen. Sein ungewisser stierer Blick erglänzte von einem düstern Feuer.

In dem Augenblicke, wo der durch Johanna's heftige Gegenwehr außer Fassung gebrachte Soldat sich auf's neue näherte, um sie zu ergreifen, richtete sich der Sterbende auf und blieb in einer sitzenden Stellung; seine zitternde Hand griff nach dem Degen und mit aller Kraft, die ihm noch zu Gebote stand, rief er:

„Elender!"

Dann fiel er, durch diese letzte, übermenschliche Anstrengung erschöpft, in sich selbst zusammen.

Er war todt.

Die Zuschauer dieser Greuelscene, die bis jetzt

nur durch Höhnen und Lachen daran Theil genommen hatten, traten jetzt thätig näher. Mit Gewalt rissen sie Johanna aus den Armen ihres todten Gatten und schleppten sie, ohne auf ihr Rufen und ihre Thränen zu achten, der Thür zu.

Mit einem Male stürzte ein Mann mitten unter sie, stieß sie heftig zurück und rief mit starker, befehlender Stimme:

„Zurück, elendes Banditenvolk, zurück! — Der erste, der diese Frau berührt, ist ein Mann des Todes!"

13.

Julius.

Julius hatte an diesem Tage Wunder der Tapferkeit verrichtet; er war als der Erste in die Verschanzungen der Royalisten eingedrungen und seine Kühnheit, sein kaltes Blut und sein Beispiel hatten nicht wenig zum Gewinnen der Schlacht beigetragen.

Als die Vendéer auf der Straße nach Laval flüchteten, hatte der Eifer, sie zu verfolgen, Julius zu weit getrieben. In der Mitte der Landstraße stieß er auf einen schwer verwundeten Mann, dem die Soldaten eben das Garaus machen wollten. Er stürzte sich über ihn und bildete mit seinem Körper einen Wall. Dann befahl er, daß man den Sterbenden in ein benachbartes Haus bringen solle. Dieser aber gab Julius durch Zeichen zu verstehen, daß er sich zu ihm neigen möge, dann sprach er mit brechender Stimme:

„Ich danke Ihnen, Commandant — Ihre Fürsorge ist unnütz. Ich habe da in der Brust eine Kugel, die mir meinen Reisepaß giebt — ich will lieber als Soldat auf dem Schlachtfelde sterben als in einem Bette wie ein altes Weib. Ich will Ihnen indeß beweisen, daß Sie keinen Undankbaren sich verpflichtet haben. Erkennen Sie mich nicht, Commandant? Ich bin der kleine Peter! In einem Hause der Goldstraße habe ich den Grafen von Porteau, verwundet, wie ich, verlassen; die Frau Gräfin war bei ihm — sie wird Ihrer Hülfe bedürfen. Eilen Sie zu ihr, vielleicht sind Sie so glücklich, sie vor der Rohheit Ihrer Soldaten zu schützen. Für mich," fuhr er röchelnd fort, „für mich kann niemand mehr etwas thun — ich habe nichts mehr nöthig." — — Bei diesen Worten sank der Körper unter heftigen Zuckungen zusammen — er war nicht mehr.

Eilig begab sich nun der Commandant in die Goldstraße, und trotz allen Hindernissen, die sich fast in jedem Augenblicke seinem raschen Gange entgegenstellten, kam er dennoch früh genug dort an, um die Gräfin von Porteau vor den Mißhandlungen jener Banditen zu schützen, denen sie in die Hände gefallen war.

Bei dem plötzlichen Dazwischentreten des Commandanten und durch sein kräftiges Einschreiten eingeschüchtert zogen sich die Banditen tief in das Zimmer zurück, während Julius die in Ohnmacht gesunkene Johanna auf das Todtenbett ihres Gatten legte.

Der Rückzug der elenden Banditen schien indeß mehr aus Ueberraschung als aus Achtung vor Julius' Range geschehen zu sein.

Nach einem Augenblicke allgemeiner Stille ließen sich energische Reclamationen vernehmen und die Räuber verlangten mit der Freiheit jener zügellosen Zeit ihr gutes Recht zurück, was man unter allen Umständen nur mit dem Worte Infamie bezeichnen kann.

Julius entgegnete nichts darauf, er war nur damit beschäftigt, Johanna in das Leben zurückzubringen, und verschwendete alle Sorgfalt, welche seine erfinderische Zärtlichkeit ihm nur eingeben konnte.

Durch sein Schweigen kühn gemacht kamen die Soldaten wieder zurück, und ihre Forderungen, die erst schüchtern gemacht wurden, nahmen jetzt einen dringenden, sogar unverschämten Ton an.

Der Commandant sah sie mit einem ruhigen Blicke an, dann warf er ihnen eine wohlgefüllte Börse mit den Worten zu:

„Hier ist der Preis für eure Beute! Jetzt geht und laßt mich allein!"

Dieses Nachgeben aber, das sie für eine Folge ihrer Drohungen hielten, veranlaßte die Soldaten zu neuen Forderungen, und der kühnste von ihnen ging selbst so weit, daß er Hand an Johanna legte, um sie als seine Beute fortzuschleppen.

Der Commandant stand ruhig auf, zog ein Pistol aus seinem Gürtel, zielte mit kaltem Blute auf den Elenden und zerschmetterte ihm den Schädel, indem er rief:

„Das ist zu viel der Anmaßung und Schmach! Geht," sprach er zu den andern, die ihn zitternd ansahen, „geht, wenn ihr nicht wollt, daß ich ebenso mit euch verfahre wie mit diesem!"

Die Banditen ließen sich das nicht zweimal sagen; alle drängten sich nach der Thür und stürzten wie gejagtes Wild mit großer Hast aus dem Zimmer.

Julius blieb mit der ohnmächtigen Johanna bei dem Leichnam des Grafen von Porteau.

14.

Schluß.

„An die Frau Gräfin von Porteau im Schlosse Porteau."

„Verzeihung, Madame, wenn ich den Frieden Ihrer Einsamkeit störe und zu Ihnen von einem Manne rede, den Sie ohne Zweifel längst vergessen haben."

„Ich habe es der mächtigen Zeit überlassen, Ihr verwundetes Herz zu heilen und Ihre Seele den schmerzlichen Verlust vergessen zu machen, den Sie erlitten."

„Jetzt erst nach fünf langen Jahren des Schweigens und der Ergebung wage ich es, Ihnen, Johanna, zu wiederholen, daß ich Sie seit meiner

Jugend liebe, und theile Ihnen mit, daß der General von jener Armee Italiens, deren bewunderungswürdige Siege die Augen der Welt auf ihn richten und auf dessen hohes Talent die Besten unsrer Nation ihre Hoffnungen gründen, mich ehrenvoll ausgezeichnet hat. Dem Siebengestirn der Tapfern angehörend, dessen leuchtende Sonne er ist, hat der General Bonaparte seine Blicke auf mich geworfen und mich seiner Achtung und Freundschaft würdig befunden."

„Aber was ist Ihnen, hohe und edle Frau, dieser eitle Glanz! Sie haben das Recht, ihn zu verachten, theuer erkauft, und um Sie zu rühren, will ich meine Zuflucht zur Schilderung meiner Leiden und meines Schmerzes nehmen, die mir das Leben verbittert haben."

„Sie erinnern sich, Johanna, der Tage unsrer friedlichen Kindheit und innigen Verschwisterung; Sie haben gewiß nicht vergessen, mit welcher Freundschaft wir uns damals zugethan waren und wie lebhaften Antheil ich an Ihren Freuden und Leiden nahm. Sie wissen auch, welcher unglückliche Zufall dieser hohen Glückseligkeit ein jähes Ende schuf, und ich will der Thränen und Qualen nicht gedenken, die in schlaflosen Nächten an dem Marke meines Lebens nagten!"

„Verzeihen Sie mir, Johanna, wenn ich diese schmerzlichen und dennoch so süßen Erinnerungen auf's neue erwecke, denn sie geben mir heute, wenn auch nicht Ansprüche auf Ihre Freundschaft, doch wenigstens auf Ihr Mitleiden."

„In einigen Tagen geht eine auserlesene Armee zu Toulon unter Segel; mein Rang und die Freundschaft des Generals Bonaparte legen mir die Pflicht auf, an dieser Expedition Theil zu nehmen."

„Ich kann aber nicht abreisen, ohne vorher Ihre Einwilligung zu einer Verbindung erwirkt zu haben, ohne welche auf Erden kein Glück mehr für mich ist."

„General Julius Hervey."

„Paris, den 19. April 1798."

„An den Herrn General Hervey zu Paris."

„Mein Herr!"

„Als Vollzieher des Testaments der gestern nach einer langwierigen Krankheit verblichenen Frau Gräfin von Porteau theile ich Ihnen mit, daß Sie dem von der Erblasserin eigenhändig verfaßten Testamente zufolge zu ihrem Universalerben ernannt sind."

„Baurang, Geschäftsführer."

„Schloß Porteau, den 20. April 1798."

15.

. . . . . .

Diese beiden Briefe kreuzten sich. Der von Julius kam am Beerdigungstage der Gräfin im Schlosse Porteau an.

Julius war dem General Bonaparte nach Aegypten gefolgt und fand bei der Belagerung von Saint Jean d'Acre unter seinen Augen einen ruhmvollen Tod.

Pierre Savoy oder Maler und Lord.

Künstler-Novelle.

Pierre Savoy, ein französischer Porträtmaler des 17. Jahrhunderts, war, wie dies bei Künstlern nicht selten der Fall ist, im Verthun eifriger als im Verdienen. Nie mit seinen Finanzen in Ordnung brachte er es oft geraume Zeit nicht dahin, ein eigenes Quartier sich zu halten, sondern zog herum in Provinzialstädten, sprach überall ein, wo er Kunstsinn witterte, und porträtirte bald für Geld, bald für Anzug und Pflege. Am liebsten wählte er Gasthöfe zum Schöpfungstheater seiner Werke, weil es dort immer lustiges Leben, reiche Fremde und eine gut besetzte Tafel gab.

Nicht selten aber aß und trank er sich auch in einem Hotel so fest, daß er, wie ein Schiffer auf der Sandbank, wochenlang auf Erlösung harren mußte. Denn wenn auch gar niemand sich malen lassen wollte und er hatte doch, im Vertrauen auf Glück und Kunst, es sich bene sein lassen, welche Angst dann um die Bezahlung! Freilich konnte er heimlich fortgehen — dazu aber war Savoy zu stolz — die Kunst allein sollte und mußte ihm aus der Noth helfen und — sie half.

War er auch noch so lange in einem Gasthofe, ohne einen Heller in der Tasche, endlich rollte doch wieder einmal ein Wagen vor, aus welchem Menschen stiegen, die einen armen aber genialen Künstler aus großen Aengsten retteten, indem sie, wenn gleich nicht Sinn für die Kunst, doch für das Farbenecho ihres Antlitzes hatten. Mit solchem Glauben an Menschen und solchem Vertrauen auf Kunst hatte denn Savoy einst in einem nur von wenig Häusern umgebenen Gasthause an der Straße nach Paris, la Grenouillère genannt, einen ganzen Monat herrlich und in Freuden gelebt, ohne auch nur die Zeche eines halben Tages verdient zu haben. Der Wirth aber war ein alter Griesgram, der an den Federstrichen, womit er endlich unverlangt des Malers Rechnung fertigte, mehr sich ergötzte als an den kunstreichsten Pinselstrichen, womit jener die Rechnung zu saldiren sich anheischig machte.

Keine Frau, keine Tochter gab es im Hause, die auf andre Art aus der Noth helfen konnte. Kunstsinnige Fremde sprachen nicht ein, der arme Savoy verging fast vor Angst. Schon im Begriff, diesmal seinem Ehrgefühl eine Ausnahme zu gestatten, d. h. nothgedrungen bei Nacht und Nebel sich aus dem Staube zu machen, sah er einen Wagen vorfahren, aus welchem ein unbändig dicker Herr stieg, so eine Art von lebendigem Kleiderschrank, nur mit dem Unterschiede, daß die

Kleider nicht darin, sondern darauf hingen. Schon die Vollmondsfigur ließ vermuthen, daß der Herr nicht eben von Sorgen der Nahrung angegriffen sein könne. Noch mehr aber ergab sich die mit seinem Körper al pari stehende Wohlbeleibtheit des Beutels aus seiner prachtvollen Equipage und seinen goldbeblechten Bedienten.

Das Einlaufen der spanischen Silberflotte in Cadix oder der englischen Jamaikaflotte in Plymouth kann den Assecurateurs nicht mehr Freude bringen als der arme Savoy empfand beim Schroten des Dicken aus dem Wagen. Kaum eingetreten in die Gaststube ward Letzterer auch schon angetreten von dem Künstler mit dem Antrage, sich malen zu lassen. Als aber darauf eine kalte, abschlägige Antwort erfolgte, führte Savoy dem dicken vornehmen Herrn, während der Wirth nicht zugegen war, ganz unumwunden seine Verlegenheit wegen der allhier in Hoffnung auf Kunsterwerb hinaufgegessenen und getrunkenen Rechnung zu Gemüthe.

Der Fremde, ein englischer Lord, welcher mehr Sinn für Rostbeef und Guineen als für die Noth eines armen Künstlers hatte, wies Savoy nochmals kalt ab, und als dieser abermals seinen Antrag demühigst gleich einem Tabuletkrämer wiederholte, noch kälter; denn schon im ersten Augenblick, als der arme Teufel ihn anredete, fühlte er sich auf einmal ergriffen von einem dummen Teufel, nämlich von dem Spleen, der, wie bekannt, den Engländer überfällt wie der Dieb in der Nacht, mit Recht aber wohl zu den dümmsten Teufeln gerechnet werden mag, weil er die Ursachen seines Ueberfalls nie anzugeben im Stande ist.

Der arme Savoy mochte Scherz oder Ernst aufbieten, oder Kunst anführen, den Britten zu behandeln, er blieb kalt und blieb kalt. — Gern hätte Savoy, die Ursache dieser Kälte bemerkend, seine Seele in Geduld gefaßt, wohl wissend, daß der Spleen, so wie er schnell eintrete, auch schnell wieder schwinde; aber, traurige Aussicht — der Britte schien über einen Pferdefütterungstermin nicht verweilen zu wollen, denn der Wagen ward nicht abgepackt, auch eilte er, um seinem Spleen zu huldigen, dem zudringlichen Maler auszuweichen, in ein Zimmer der ersten Etage. Nun blieb für den armen Savoy nichts übrig als der Trost, daß dem Fremden mit Spleen und ohne Kunstsinn wohl auch wieder einer folgen könne ohne Spleen und mit Kunstsinn.

So calculirend ging er wie ein hungriger Sperling unter dem Fenster des Britten hin und her, immer hinaufschielend nach dem Panier seiner getäuschten Hoffnung. Die Promenade war ohnedem nicht die angenehmste, denn sie zeigte nichts als die für sein ehrliebendes Gemüth jammervolle Aussicht auf eine Nacht- und Nebelpromenade aus dem Gasthofe in die weite Welt. — Sie ward aber ganz zur Folterpromenade, als der Gastwirth ihn an's Fenster citirte und an die Rechnung von vier Wochen erinnerte mit der freundlichen Bemerkung: In acht Tagen „Geld oder Arrest.“

Dem Gasthofe gegenüber wohnte ein armer Schneider, mit welchem Savoy Bekanntschaft gemacht und manche müßige Stunde, woran es Beiden nicht fehlte, verplaudert hatte. In den Schoß dieses Schneiders nun goß Savoy eben den Kelch seiner Leiden, als gegenüber der Britte das Fenster öffnete, entweder nach Luft zu schnappen, welches dicken Leuten ein ganz besonderes Bedürfniß sein soll, oder die Wetterfahne zu belauschen, welche bekanntlich zum brittischen Spleen in dem Verhältnisse steht wie die Klinke zur Thüre.

In einer Art von marmorner Stellung blieb der Lord unbeweglich im Fenster, die Stirn in Falten, die Augen gläsern, die Arme in einander geschlagen und aller fünf Minuten einmal gähnend.

Da nahm der Maler wie von einem guten Geiste getrieben den Bogen des Gastwirths mit dem vierwöchentlichen Conto, zeichnete auf dessen Rückseite mit kecken Strichen, gleichsam im Fluge, den feisten Britten am Fenster in der beschriebenen Stellung und mit der Unterschrift: „Geliebte Guineen! verdammter Spleen!“ sich aber selbst am Fenster darunter parterre als echten Ritter von der traurigen Gestalt in der miserabelsten Stellung von der Welt, die Augen schmachtend zum Himmel gekehrt, die Hände ringend und auf der Brust die Wirthsrechnung sichtbar mit der Unterschrift: „Geld oder Arrest.“

Binnen einer Stunde war die Zeichnung fertig und fünf Minuten später schon in den Händen des Britten, welchem auf Savoy's Geheiß das Kunstwerk durch den Kellner vorgelegt ward mit der Anmerkung: daß ein Hausirer unten sei, der es für einen Spottpreis lassen wollte, welcher auf der Rückseite bemerkt sei.

Der Lord mußte den Schmerbauch halten vor Lachen, als er sich und den Maler, Beide sprechend ähnlich und so charakteristisch gruppirt, auf der Rückseite aber die Wirthsrechnung erblickte. — Se. Herrlichkeit spürten auf einmal wieder die herrlichste Laune von der Welt — erkannten nun in dem Maler keinen armen Teufel schlechtweg, sondern einen genialen armen Teufel — saldirten nicht nur dessen Rechnung, sondern pränumerirten auch sechzig Louisd'or auf sechs Copien des genialen Originals, um sie zu vertheilen in die Villen ihres Parks, zum fröhlichen Andenken des Augenblicks, wo der böse Geist des Spleens gewichen sei von höchstihrem Gemüthe.

Der ehrliche Maler dankte innig dem Himmel für den Einfall — dem Lord für das Geld — zahlte dem Schneider einen guten Miethzins für die Stube, in welcher er die Zeichnung artistisch empfangen und geboren hatte, saldirte den Wirth

und zog nicht eher von dannen, bis er die bestellten Zeichnungen gefertigt und dem Britten nachgeschickt hatte.

Reisepaß für Jenny Lind nach Amerika.

Vorzeigerin dieses, welche incognito unter dem Namen „schwedische Nachtigall" sich seit einigen Jahren in England und Deutschland aufgehalten und sich jetzt nach Amerika begiebt, bitten wir überall frei und ungehindert wie hier in alle Herzen aus- und einpassiren zu lassen und ihr mit Achtung und Verehrung den gebührenden Vorschub zu leisten. Zu näherer Kenntlichkeit fügen wir folgendes Signalement bei:

Heimath: Schweden, eigentlich im Himmel.
Charakter: Alle Abende einen neuen, jeder vortrefflich.
Stand: Anstand.
Figur: Poetisch.
Alt: In der Kunst, sonst jung.
Angesicht: Maiblume.
Augen: Lassen alles blau anlaufen.
Haare: Locken.
Zähne: Dreimal zehn und zwei.
Unterschreibt gewöhnlich: Für Arme und Hülfsbedürftige.

Mit ihr reisen von Deutschland aus:
Die Kunst des Gesanges, ihre stete Gesellschafterin.
Polyhymnia, Thalia und Euphrosyne, ihre Kammermädchen.
Die Anmuth, ihre Erzieherin.
Der Geschmack, ihr Garderobier.
Das Heimweh, eine unsichtbare ab- und zugehende Begleiterin aus Schweden.
Applaus, ihr Leibarzt.

Besondere Kennzeichen: Hat auf der linken Seite ein rechtes Herz. Sie ist sanft und doch hinreißend. Sie ist eine ausgelernte Spielerin und doch gewinnt der, der mit ihr spielt und singt. Sie hat nicht bloß Metall in der Tasche, sondern auch in der Kehle; sie ist die sanfteste Person und hat doch viele Auftritte, die allgemeine Sensation erregen. Sie hat einen kleinen Fuß und macht doch große Fortschritte; ihr Ruf ist festgegründet und fliegt doch durch ganz Europa und über die Meere; sie ist sehr verschlossen und hat doch schon manchem aus der Klemme geholfen; sie singt oft, wird aber öfters noch mehr angesungen; sie hat eine kleine zarte Hand, hebt aber damit an einem Abend oft mehr denn tausend Pfund; sie hat keine Kenntniß von der Baukunst und macht doch überall gute Häuser, mit einem Wort: sie heißt Jenny und — ist Genie.

Alle Civil- und Polizeibehörden sowie Dampfschifffahrtsgesellschaften werden zum Schluß noch ergebenst ersucht, alle kritischen Mehlwürmer von dieser nordischen Nachtigall entfernt zu halten. Pferdeausspanner sind jedoch auf keinen Fall zurückzuweisen, da die hohe Sängerin gern mit Eseln fährt.

(L. S.) Apollo,
General-Musikdirector der himmlischen Capelle.

Feuilleton.

Die Gagen der Officiere in der schleswig-holsteinschen Armee sind höher als alle übrigen in Deutschland. Pensionen werden gegeben an Oberlieutenants bis zu 480 Thlr., an Unterlieut. 360 Thlr., Oberfeldwebel 256, Feldwebel 150, Unteroffic. 1. Cl. 100, 2. Cl. 90, Gemeine 80 Thlr. Die tägliche Löhnung des Feldwebels ist, abgerechnet Speisung oder Geldersatz für dieselbe 9¾ Sgr., des Unteroffic. 1. Cl. 7¾ Sgr., 2. Cl. 7 Sgr., des Gemeinen 4¼ Sgr. Unterofficiere erhalten 20 Thlr. Reisegeld und dieselbe Summe bei ehrenvollem Abschiede.

Ein vereitelter Plan. Von Calais meldet man, daß die Unternehmung eines unterseeischen Telegraphen nach England aufgegeben und recht eigentlich in's Meer gefallen ist. Das Meer ist der zu diesem Zweck zusammengetretenen Gesellschaft zu tief gewesen; sie hat sich flüssig gemacht — aufgelös't.

Reicher Ehesegen. Dem Schuhmacher Chr. Mauch in Feuerbach bei Stuttgart hat seine Frau am 5. August d. J. drei Mädchen geschenkt, nachdem sie ihm im Jahre 1845 drei Knaben geboren hatte.

„Stille, kein Geräusch gemacht." Vor kurzem gingen aus London nach St. Petersburg zwei paar Gummi-elasticum-Räder ab, wo sie dem Privatwagen des Kaisers und der Kaiserin angepaßt werden sollen. Die Brauchbarkeit besteht theils in ihrer Geräuschlosigkeit, theils in ihrer Festigkeit. Die Elasticität des Materials macht, daß sie sich länger erhalten als ein eisernes Rad; sie sind daher sowohl ökonomischer Ursachen willen als der Eleganz halber zu empfehlen.

Die letzten Worte, welche die berühmte Schauspielerin Schütz zu Braunschweig auf der Bühne gesprochen, waren: „Lebt wohl, hier sehen wir uns nicht wieder!" in dem Drama „Robespierre." Niemand ahnte wohl in diesem Moment, daß der Ausspruch in wenigen Tagen zur grauenvollen Wahrheit wurde.

Ein Feuerwerker der Artillerie in München, welcher noch fünf Jahre zu dienen, hat einen Ersatzmann für sich mit dreihundert Gulden bezahlt, um selbst mit in das schleswig-holstein'sche Heer treten zu können. Das heißt Gut und Blut zum Opfer für Deutschland bringen.

Das Sterben in Californien ist eine höchst kostspielige Sache, wie folgende Specification beweis't: „Hospital von Sacramento, Fort Sutter, 24. Nov. 1849, 26 Tage Krankenpflege (7 Tage à 25 Dollars und 19 Tage à 20 Dol-

lars) 755 Dollars; Waschen und Zurichten des Körpers 16 Dollars; eine Matratze und Decke 20 Dollars; Sarg und Commissionär 60 Dollars; für das Graben des Grabes während eines Sturmes 4 Dollars; an einen Mann, der den Wagen begleitet, 5 Dollars. In Summa 880 Dollars."

Die lange Conferenz des Fürsten Metternich mit dem König von Baiern in Brüssel hat zu vielfachen Bemerkungen Anlaß gegeben. Dieser Patriarch der Diplomatie, welcher noch immer eines der glänzenden Mitglieder ist, wird von allen Seiten mit Briefen und Besuchen überhäuft. Letzthin fragte ihn ein belgischer Minister, ob er an die nahe Beilegung der Differenzen in Deutschland glaube. „Was kann ich Ihnen sagen?" antwortete der Fürst; „ich bin nur ein armer Einsiedler, fremd allem, was in Europa vorgeht. Alle Welt fragt mich und ich weiß nicht, was zu antworten. So habe ich erst heute von drei deutschen Fürsten Briefe bekommen, welche über ihre zu beobachtende Haltung in Zweifel sind. Sie fragen mich, was sie thun sollen. Ich muß ihnen sagen, daß ich's nicht weiß."

Ein Berliner Schuhmachermeister sandte der Expedition der Urw.-Zeitung als Beitrag für Schleswig-Holstein ein Paar selbstgefertigter Stiefeln mit den Worten: „Stiefeln für einen braven Kämpfer für die deutsche Sache, welche in ihrer Haltbarkeit so berechnet sind, daß sie erst durch das Pflaster Kopenhagens angegriffen werden können."

Dupin hat geäußert: Wenn es so fortgeht, ist nur ein Dilemma möglich: Entweder wird eines schönen Abends der Präsident in Vincennes oder die Nationalversammlung unter freiem Himmel schlafen.

In Venedig war auf Ende des vergangenen Monats wieder ein „Deutscher Aussagungstermin" angesetzt. Ein dortiger Correspondent verlangte zum Dessert einen „formaggio naziole;" der Kellner brachte ihm aber „Asin," zu deutsch Eselskäse.

Die der holstein'schen Statthalterschaft aus sämmtlichem Deutschland zugeflossenen Geldmittel betragen — man staune! — 60,000 Thlr. und sind ungefähr das Honorar, das Deutschland fünf ersten Tenoristen jährlich zugewendet, die nicht recht singen können.

Ein Scherzgedicht auf das Ministerium giebt jetzt den Wienern viel zu lachen. Es lautet:

Des Finanzministers Oh und Ach
Sind die Herren von Bruck und Bach.
Der Minister des Aeußern
Thut sich über gar nichts äußern.
Lasset doch die Studien ruh'n!
Ruft der edle Leo Thun.
Ich thue nichts und nehme mein Geld,
Sagt der Minister von Thienfeld.
Auch Baron Kulmer ist Minister,
Bei Nacht schläft er, bei Tage ißt er;
Wer nicht Soldat ist, ist Philister,
Also schließt der Kriegsminister.

Der Marschall Bugeaud sagte kurz vor seinem Tode: Ich habe in meinem Leben zwei merkwürdige Audienzen gehabt, die eine in den Tuilerien, die andre im Palast Elysée. Bei meiner Rückkehr aus Marokko begab ich mich zum König Ludwig Philipp, der mich eine Stunde unterhielt, indem er immer selbst sprach und mich nie zu Worte kommen ließ. Als ich von ihm Abschied nahm, sagte er zu mir: „Marschall! ich bin sehr erfreut, ein wenig mit Ihnen geplaudert zu haben." — „Sire, ich bin glücklich, Ew. Majestät gehört zu haben," erwiederte ich. — Bei meiner Rückkehr aus Lyon machte ich dem Präsidenten meine Aufwartung, um ihm meine Ansichten vorzulegen. Ich sprach eine ganze Stunde lang, von einem beifälligen Kopfnicken aufgemuntert, aber ohne ihm ein einziges Wort entlocken zu können. „Herr Marschall," sagte er endlich, als ich mich zurückzog, „ich freue mich, ein wenig mit Ihnen geplaudert zu haben." Es war Wort für Wort dieselbe Phrase, die ich von Ludwig Philipp vernommen hatte. — Es scheint demnach, daß der Präsident und sein Vorgänger die Monologe lieben, nur in verschiedener Weise. Welcher ist nun wohl der größte Staatsmann von Beiden — der, welcher nur spricht und nicht hört, oder der, welcher nur hört und nicht spricht? —

Gutta-Percha-Schiff. Man hat jetzt bereits die Gutta-Percha zur Erbauung einer Yacht angewandt, die auf dem Serpentine im Hydepark gezeigt wurde. Das Boot segelte gleich gut leer und mit Wasser gefüllt; es gelang nicht, es umzustürzen. Zu bemerken ist jedoch, daß dasselbe nach Art der Rettungsböte mit Luftzellen versehen war.

Jenny Lind, welche sich gegenwärtig in Ems befindet, hat bereits Plätze auf einem amerikanischen Dampfschiffe genommen. Ihre Begleitung wird aus den Herren Julius Benedict, Beletti, ihrem Secretär und ihrer Dienerschaft bestehen. Die Abreise erfolgt am 1. September.

Die ersten Versuche mit dem elektrischen Telegraphen von Bremen nach Hamburg via Curhaven, welche man neulich unternommen, sind sehr günstig ausgefallen.

Der berühmte Zwerg, Admiral Tom Pouce (von 26 Zoll Länge), giebt jetzt in Berlin Vorstellungen und hat zuerst das jetzt so beliebte Lebensbild: „Der politische Däumling, deutsches pantomimisches Nationalballet" angekündigt.

Eine neue Stadt hat sich an der Nordküste von Californien erhoben, die den Namen Humboldt führt. Die Umgegend soll reich an Naturschönheiten sein und die beiden kleinen Flüsse sehr viel Gold enthalten.

Die Claque ist, wie jeder weiß, der in Paris war, eine organisirte Bande, die alle Abende entweder mit Freibilletten oder zu ermäßigten Preisen in's Parterre der Opera geht und bei gewissen Zeichen, die der „Chef de la claque" giebt, zu applaudiren anfängt. Die Theaterverwaltung bezahlte diesen „Chef de la claque" regelmäßig und außerdem erhob derselbe noch starke Abgaben von den Verfassern, den Hauptsängern und überhaupt von allen Schauspielern und Schauspielerinnen, welche sich gern applaudiren lassen wollten. Diese „Chefs de la claque" wurden sehr bedeutende, oft reiche Leute; sie verfügten über den Beifall und das Publicum konnte gegen diese Schaar weder zur Bezeigung seines Beifalls noch seines Mißfallens kommen. Jetzt hat das Ministerium Maßregeln ergriffen, dieser Claque ein Ende zu machen.

Charlotte Grisi, die bekannte Tänzerin, soll sich in London mit dem Arzte Louis Philipp's, dem Dr. Gueneau de Mussy, verheirathen wollen.

Der Nachlaß Sir Robert Peel's beträgt nach amtlichen Declarationen 500,000 Pfd. Sterling.

Der König von Dänemark hat sich nun mit der bekannten Jungfer Rasmussen (Lola Rasmussen) verehelicht und ist dieselbe ihm zur linken Hand angetraut. Dieselbe war früher Putzmacherin, wurde dann Freundin des Königs und zur Baronesse von Danner erhoben. Sie übt theils direct Einfluß auf den König, theils durch ihren frühern Geliebten, einen Buchdruckergehülfen Namens Bendling, der durch sie bis zum Statsrath gestiegen ist und jetzt die Stellung eines Privatsecretärs des Königs einnimmt. Von politischer Bedeutung ist diese Vermählung insofern, als dadurch das Erlöschen des dänischen Königshauses zur Gewißheit gemacht ist.

Preußens Bevölkerung. Nach den jetzt zusammengestellten Ergebnissen der preußischen Volkszählung von 1849

beträgt die Bevölkerung der preußischen Monarchie 16,331,187 Seelen; 1846 betrug die Anzahl derselben 16,112,938.

Falscher Wohnort. In der Gegend von Serravalli (Italien) ist ein Krokodil von 6 Fuß Länge und 500 Pfd. Gewicht erlegt worden. Es kommt in das Naturaliencabinet von Padua. In der Kirche Madonna de Campagne bei Verona ist schon ein solcher Nilbewohner aufgehängt, der vor einigen Jahren dort in der Nähe aufgefangen wurde.

Berlin. Ungemein bemüht man sich mit Ausfindigmachung des Briefstellers, welcher einen Brief mit der Adresse: „An den königlich preußischen Großherzog von Baden" auf die Post gegeben hat.

⁎ Der Stifter des Preußenvereins, Herr von Kalte, hat sich hierselbst erschossen.

Das ist ein Diplomat. Der in London anwesende Gesandte von Napaul nennt sich Dwarkanath Tagore, ist 32 Jahre alt und seine beiden hervorstechenden Eigenschaften dürften ein außerordentlicher Muth und eine äußerst seltene Häßlichkeit sein. Man spricht von einer Reise der Gesandtschaft nach Frankreich und erzählt einige frappante Züge dieser seltenen Erscheinung. Bei Gelegenheit der Hoftrauer um den Herzog von Cambridge zeigte er ein in Brillanten gefaßtes Bild eines seiner Oheime, zu dessen Gedächtniß er es stets seit seinem Tode trage; nur, fügte er mit einem wilden Lächeln hinzu, habe ich nicht wie Eure Königin gewartet, bis die Natur mir diesen Schmerz bereitete, sondern ihn mir vermöge eines Dolchstoßes selbst zugezogen. Auf die Frage, ob er nicht besorge, daß seine Feinde zu Hause seine Abwesenheit benutzen werden, um ihn zu stürzen, antwortete er: „Aus Vorsicht habe ich meine Hauptfeinde zu meiner nächsten Umgebung gewählt und sie mit hierher genommen; zu Hause ließ ich nur sichere und zuverlässige Freunde."

Der Maler in Uniform. In Treviso restaurirt ein gemeiner ungarischer Soldat die Kirchenbilder zum Erstaunen der Italiener. Freilich ist derselbe einer der genialsten Künstler Ungarns, der in München unter Kaulbach's Leitung die Malerei studirte, jetzt aber durch die Gnade Haynau's unter die Soldaten gesteckt worden ist.

Der Prinz von Wales, der älteste Sohn der Königin Victoria, dem der Hofschneider vor wenigen Jahren die ersten Hosen angemessen hat, ist jetzt schon so gewachsen, daß er einen eigenen Palast braucht. Das Parlament will ihm Marlboroughhouse anweisen.

„Der Thräne Zoll sei ihm geweiht." Spanien hat einen Trauerfall zu beklagen, über den es aufrichtiger zu klagen scheint als über den Tod des gleich nach der Geburt gestorbenen Prinzen von Asturien. Der berühmte Toreador Montes, der gefeierte Liebling der spanischen Frauenwelt, ist bei einem Stiergefecht von einem wüthenden Thiere zu Boden geschleudert und mit dem Horne so verwundet, daß man für sein Leben besorgt ist oder wenigstens fürchtet, daß er seinem gefährlichen Handwerk nicht mehr wird obliegen können. Zahlreich waren die Besuche seiner Verehrer und Verehrerinnen, welche in seiner Wohnung Erkundigungen über sein Befinden einzogen.

Mit jubelndem Beifall wird jetzt in London ein Vaudeville aufgeführt, das wohl einer kurzen Erwähnung verdient. Es spielt im Schreibzimmer des Herausgebers der „Times." Dieser wünscht seinen Lesern Neues aufzutischen und stehl sich in seiner herrlichen Bibliothek nach Brauchbarem um. Er greift und greift, hat aber Unglück im Greifen, denn es fallen ihm lauter fatale Bücher in die Hände. Geschichte der englischen Revolution von 1640, der englischen Revolution von 1688, Geschichte der französischen Revolution von 1789, von 1830, von 1848; nichts als Revolutionen, es ist nicht zum Aushalten. Mannigfaltigkeit in der Einheit ist sonst freilich ein den Künstlern warm empfohlenes Princip; aber diese Art der Einheit und diese Mannigfaltigkeit darin will dem Mann durchaus nicht zusagen, und doch muß er Anziehendes haben für sein vielgelesenes Blatt. Mittlerweile wird der Besuch einer hohen Herrschaft angemeldet und herein tritt eine majestätische große Dame mit ihrem Liebling, wie die Pariser Loretten überall ihren Kings-Charles bei sich führen, nur daß der Kings-Charles und Liebling diesmal ein mächtiger Löwe ist, mit geschlängeltem Schweif wie auf dem englischen Wappenschilde. Kaum hat Dame Britannia Platz genommen, wird ein zweiter Besuch gemeldet, Dame Gallia. Bei diesem Namen erhebt sich ehrerbietig Britannia, geht der Eintretenden entgegen, reicht ihr mit großer Freudenbezeugung sie bewillkommnend die Freundeshand und räumt ihr unter allgemeinem Zujauchzen des Publicums einen Platz neben sich ein. Auch der britische Löwe giebt durch unzweideutige Zeichen seine Freude zu erkennen und wedelt mit dem Schwanze wie ein Schoßhund, der die lang' ersehnte Herrin eintreten sieht, und das zum großen Ergötzen John Bull's, der in ein tobendes, beistimmendes Gelächter ausbricht. Abermals eine große Dame, Frau Par, der Friede. Sie nimmt zwischen beiden Platz und schlingt beider Hände zum Bund, zum unauflöslichen Bund. Sie wird abberufen, um die Wirren der Welt zu beschwören. „Nimmermehr," spricht sie; „hier ist mir wohl, hier will ich bleiben, ewig und immerdar!" Bei diesen Worten erhebt sich ein wahrer Sturm von jubelndem Beifall, und das holde Kleeblatt hat, bis sich dieser gelegt, alle Zeit, seinen Triumph zu genießen. Kaum aber stellt sich Ruhe ein und wollen die Damen sich gegenseitig Schmeichelhaftes sagen, springt ein seltsamer Kauz hervor mit bramasirender gar wilder Geberde; er trägt rothes Wamms und rothe Hosen, rothe Strümpfe und Schuhe und auf der kecken Stirn eine rothe Mütze: ein Vollblut-Rother und socialistischer Demokrat. Bei seinem Anblick ergrimmt der Leu und will brüllend mit einem Satz über den Rothen her. „Gut gebrüllt, Löwe!" spricht Britannia, „aber kusch! um so Geringes lohnt es sich deines königlichen Zornes nicht." So beschwichtigt die hohe Dame ihren Pintscher. Sie winkt einen Constabler herbei, der den Rothen wacker durchprügelt und in die Flucht schlägt, und überreicht dann des Constablers Stab der geängsteten Gallia mit den Worten: „Hier das Instrument, womit solche Gesellen zu bändigen; ihr wißt nun, wie es gehandhabt wird." Und John Bull applaudirt mit Händen und Füßen und will fast vor Lachen vergehen.

Nun aber soll den drei edlen Damen eine Lust bereitet werden; der ewige Friede könnte Langeweile bringen. Ein Vorschmack der Ausstellung der Weltindustrie, die nächstes Jahr in London stattfinden soll. Aufgepaßt! Die Ausstellung beginnt. Spanische Producte: Leute, die Siesta halten und Fandango. Italienische Erzeugnisse: Macaroni und Lazzaroni im Schatten lagernd. Französische Producte (hier schaut das Publicum gar neugierig auf); der Vorhang geht auf: eine endlose Kette von Barricaden. Polka-Musik. Ein Schwarm von Narren und Närinnen mit Pritsche und Schellenkappe stürzt hinter den Barricaden hervor, erklimmt sie und ergiebt sich darauf, davor, daneben, in allen Ecken, nicht etwa dem Feinde, sondern wie toll jenen ausbündigen Tänzen und Geberden, die den Fremden von ihren Besuchen der Pariser öffentlichen Lustgärten gar wohl bekannt sind. Man denke sich bei diesem Anblick John Bull's Glotzen und Staunen.

Als ein reicher Gottessegen verdient erwähnt zu werden, daß eine Pesther Milchmeierin aus einer Ehe 28, sage achtundzwanzig Kinder hat, die alle am Leben sind. Die Frau ist noch gesund und rüstig, stets frohen Muthes und erklärt, nie etwas von Nahrungssorgen gewußt zu haben, trotz der 28 Kostgänger, denen freilich noch 16 vierbeinige zur Seite stehen, die ihr eine reichliche Rente abwerfen.

Aus der Theaterwelt. Auf ein Schreiben des Tenoristen Roger, daß er zu dem erwarteten Gastspiele nicht eintreffen könne, ist Herr Dir. Maurice sogleich selbst nach

Paris gereis't, um Roger dennoch hierher und wo möglich gleich mit zu bringen.

*** Doberan. Fräul. A. Gey vom Leipziger Stadttheater, welche wir hier als Gast begrüßten, hat durch ihr wahrhaft anmuthiges Spiel die volle Gunst des Publicums erworben. — Die jugendliche Sängerin Fräul. Widemann verläßt am 1. September die hiesige Bühne wieder.

*** Herr Joseph Lang, zur Zeit als Gast am Carltheater in Wien, Verfasser eines in Wien bereits dreizehnmal gegebenen Originaldrama's: „Die Herzogin von Praslin oder die Schreckensnacht im Hotel Sebastiani vom 17. auf den 18. August 1847," 5 Abth. mit Musik, beabsichtigt mit diesem Stücke eine Gastspielreise anzutreten und als Herzog zu debütiren.

Literarisches. Kürzlich wurde in Paris eine Lithographie mit Beschlag belegt, weil sie als ein Angriff auf die Moralität galt. Es stellte dieselbe vor: Jesum Christum, Robespierre und Barbès, mit den Jahreszahlen 33, 93 und 48 unter dem Titel: Heilige Dreifaltigkeit.

*** Die „neuen Fabeln von Ebersberg" und die Brochure: „Dreimal gehängt und fünfmal erschossen," sind in Prag verboten.

*** Ein interessanter literar-historischer Beitrag, den Verfasser des bekannten Trauerspiels „Julius von Tarent" Johann Anton Leisewitz betreffend, wird nächstens durch den Buchhandel in die Oeffentlichkeit übergehen.

Musikalisches. Therese Milanollo ist wieder aufgetaucht und hat in Cherbourg mehrere Concerte mit großem Beifall gegeben. Madame Sonntag ist in dem „Triumphe der Jenny Lind," in der „Tochter des Regiments" in Coventgarden aufgetreten und hat das Publicum zum stürmischen Jubel hingerissen.

Humoralia. Aus Bingen wird folgender Studentenstreich erzählt: Seit acht Tagen hausen Bonner, Gießener und Würzburger „Rhenanen" hier, über deren tolles Treiben die ehrbaren Bürger nicht wenig erstaunt sind. So ließen sich dieselben vor ihrem Gasthofe, in einer Reihe sitzend, nach der Musik rasiren.

MODEN.

Paris, den 16. August 1850.

Die neuen Moden der Sommertoilette nähern sich fast ihrem Ende, denn schon beschäftigt man sich in den großen Modemagazinen mit dem Zubehör der Herbst- und Wintertoilette. Für diesen Augenblick werden zwar immer noch mehrere Nebendinge zur Verzierung der Toilette gefertigt, aber etwas wahrhaft Neues erscheint nicht. Am meisten beschäftigt man sich noch immer mit der Anfertigung kleinerer und größerer Ueberwürfe sowie kleiner Musselinjäckchen; erstere werden von jeder Art Stoff getragen, aber die Eleganz derselben ist auf keine Weise erhöht worden. Eleganter oder nicht, getragen werden sie und immer noch neue dazu gemacht.

Für die Badeörter ist viel Nachfrage nach neuen Ballkleidern, und darin sieht man in der That täglich neue und elegante Sachen erscheinen. Ein Kleid, das von einer Gräfin B. bestellt war, zeichnete sich besonders durch seine Stickerei auf feinem Tarlatan aus. Das halbhohe Leibchen hatte eine Schneppe, die Aermel waren kurz und fast gänzlich durch die breite Berthe bedeckt, welche sich dem Ausschnitte des Leibchens dicht anschloß. Auf dem Rocke befanden sich sechs breit ausgebogte Volants und die Bogen waren mit schmalen Fransen von gelber Nähseide besetzt; darüber zog sich ein Laubgewinde, von gelber Seide und Silber ausgeführt, was wirklich sehr schön aussah. Ein andres Kleid war ebenfalls von weißem Tarlatan und der Rock hatte drei Volants, deren spitze Zacken schuppenartig durchbrochen waren; diese Zacken hatte man ganz matt von weißer Seide, mit Silber gemischt, im Festonnirstich ausgeführt, was sich auf dem durchsichtigen Stoffe allerdings sehr gut machte. Das Leibchen war in Falten gelegt und um den Ausschnitt des Leibchens in ein ebenfalls gesticktes Bündchen gefaßt; die Taille war mit einem Gürtel und langen Flatterbändern gefaßt, die Aermel kurz und mit kleinern Volants als auf dem Rocke verziert. Das Ganze dieses Kleides war, was den guten Geschmack und die Frische betrifft, ohne allen Tadel.

Ferner dürfen wir ein schönes Kleid von Grenadinseide mit perlengrauem Grunde und blauen Blümchen nicht übergehen. Das Leibchen war glatt, herzförmig und etwas tief ausgeschnitten, hatte einen latzförmigen Besatz à la Brandenburg, d. h. ausgezacktes Gefältel vom Stoffe des Kleides, unmittelbar darüber schmale baumwollene Spitzen und zuletzt noch einen Einfaß von perlgrauem Band mit blauem Rande. Diese auf solche Weise vermischten Brandenburgschen Verzierungen nahmen sich allerliebst aus. Durch das halboffne Leibchen sah man das reich gestickte Vorhemdchen, mit Einsatz und schiefen Falten zusammengesetzt. Der Rock war vorn herunter in der so beliebten Schürzenform mit gleichem Gefältel und Spitze besetzt. Die halblangen Pagodenärmel hatten ringsum einen Besatz wie auf dem Kleide und dazu gehörten noch Unterärmel von fünf Reihen gefälteter Spitzen.

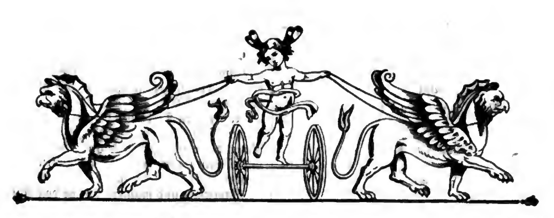
Noch erwähnen wir ein kostbares Kleid von wasserblauem und orange glasirtem Taffet, das nicht anders als höchst kostbar und geschmackvoll genannt werden konnte. Der Rock sowie das hoch zugeknöpfte Leibchen waren mit auf den Stoff gestickten Brandenburg'schen Verzierungen besetzt. Diese Stickerei ist reich und ziemlich breit am Saume des Rockes gleich breiten Borten von Kettenstich dargestellt; in den dreifingerbreiten Raum dazwischen waren Blumenzweige in Blondenseide gestickt und am Anfange und Ende jeder Borte seine Eichelquasten befestigt, die einen sehr hübschen Schluß abgaben. Die weiten Aermel mit Aufschlag waren ebenfalls bestickt, sowie auch das reizende Mäntelchen mit kleinen Aermeln, welches vom Stoffe des Kleides und mit einer sehr breit geknüpften Franse besetzt war. Hierzu kamen noch Unterärmel von Spitzen und ein Kräuschen um den Hals mit Busenstreif, ebenfalls von Spitze, welche spiralförmig bis in der Mitte des Leibchens befestigt war.

Was die Hüte betrifft, so kommen keine neuen mehr zum Vorschein, wenigstens nicht als Sommermode. Man denkt, wie gesagt, schon an den Herbst, und für diese Jahreszeit giebt es bereits Probehüte, welche von Band in einer Farbe, aber zwei verschiedenen Nüancen gefertigt sind.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 35. 1) Hut von gefärbtem Roßhaar, mit Taffetband garnirt. Kleid und Jäckchen von gesticktem Musselin, mit englischer Stickerei verziert. 2) Hut von Krepp, mit Blumen verziert. Kleid von Seidenmusselin mit Raphaelleibchen und Pagodenärmeln; Rock mit fünf Volants besetzt. 3) Hut von Taffet. Kleid von gegittertem Taffet, mit schwarzen Sammetknöpfen ausgeputzt. Beinkleider englisch bestickt. Zeugstiefelchen und gestreifte Strümpfe.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 36. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Mein Ruhethal.

Könnt' ich ihn vom Schicksal hoffen,
Meines Wunsches einz'ges Ziel,
Wünschen würd' ich mir nicht Reichthum,
Ein bescheidenes Asyl
Ohne Prunk und ohne Prahl,
Dort in jenem Ruhethal.

Ferne von der Stadt Getümmel, —
Wo so mancher Wüstling lebt,
Wo dem Redlichen, dem Biedern
Netze aller Art gewebt, —
Liegt das Plätzchen meiner Wahl,
Mein geliebtes Ruhethal.

Alles lächelt Glanz und Freude,
Reinen Herzen nur bewußt,
Mond und Sterne blinken schöner;
Alles athmet Himmelsluft,
Selbst die Blumen ohne Zahl
In dem lieben Ruhethal.

In der grünen Bäume Schatten,
Unbeneidet, ungesehn,
Unten an des Berges Fuße
Würd' ich wandelnd mich ergehn,
Nach dem frohen Mittagsmahl,
Dort in meinem Ruhethal.

Sanfter würde mir das Leben,
Und in meinem kleinen Haus
Ruht' ich nach des Tages Hitze
Unter meinen Theuren aus;
Bei den Freunden allzumal,
Dort im schönen Ruhethal.

Wär' ich dort, wie wär' ich glücklich,
Wie erheitert' sich mein Herz;
Doch es bleibt mir nur die Sehnsucht
Bei des Lebens herbem Schmerz.
Oft nach mancher Sorg' und Qual
Sehn' ich mich in's Ruhethal.

Wenn sich Schatten langsam dehnen
Vom Gebirge hin zum See,
Dann ergreift nach Tagesmühen
Mein Gemüth ein süßes Weh',
Und im letzten Abendstrahl
Schau' ich nach dem Ruhethal.

Leih'te mir der Adler Flügel,
Trüge mich der Zephyr hin,
Meine Heimath wollt' ich missen,
Folgte ihm mit Herz und Sinn;
Flöge über Berg und Thal
Hin zu meinem Ruhethal!

Rudolf Rosen.

Katherine.

Von

M. von Balzac.

I.

Das Schloß.

Am Eingange des Thales erblickte man noch des Hauses alte Wappen. Walter Scott.

In einer schönen und fruchtbaren Gegend des südlichen Frankreichs, im Thale Save, durch welches sich ein kleiner Fluß gleiches Namens schlängelt, erheben sich über dem Abhange eines Halbhügels die zehn mit Zinnen geschmückten Thürme des Schlosses L***. Dieses majestätische Gebäude, eine Ritterburg, war noch ein Denkmal aus dem sechszehnten Jahrhundert und wurde von den Herzögen von Epernon erbaut zu der Zeit, als das Ritterthum bereits seinem Ende entgegeneilte.

Ueber zweihundert Jahre später ließ eine Reihe edler Gründer die röthlichen und geschwärzten Steine dieses Lehnhauses wieder aufbauen. Treu der Religion ihrer Ahnen verstanden sie gar wohl den ernsten und großartigen Styl der alten Baukunst mit der zierlichen Pracht ihres Zeitalters zu verjüngen. Guirlanden von Weinreben und Blumen schlängeln sich längs der äußern Terrasse hin. Die grünen Zweige des Paternosterbaums, Rosenbüschel und tausend Hortensien gewähren beim Eintritt den Anblick eines maurischen Hofes in einem Palaste von Granada.

Tritt man unter die Gewölbe, die mit Sculpturarbeit geziert und ausgemalt sind, so könnte man glauben, hier habe eine genaue und sorgsame Frauenhand das zierliche Schnitzwerk an den gothischen Geräthschaften des Schlosses gearbeitet.

Schwermüthig mitten in diesem prächtigen Aufenthaltsorte heftete die zierliche Hausfrau ihren Blick oft auf eine Capelle hin, die bereits alle ihre Hoffnungen einschließt, und während sie sich in schwärmerischer Trauer mit der Blumenpflege beschäftigt, verbreitet ihr Gatte, ein Mann von tiefer Einsicht, die Geheimnisse einer neuen Cultur über die weiten Ländereien seiner Domainen. Auch die Abende, am Herde verbracht, sind nicht einsam; umringt von Kindern, der Wahl ihres Herzens, finden sie mitten unter den kolossalen Gestalten der alten Ritter einen muthigen Krieger aus neuer Zeit wieder, ihre edle und bezaubernde Gefährtin und ein lieblich kleines Mädchen, das sonder Furcht mit einer alten Rüstung spielt.

Diese alte Behausung, die heutzutage noch alles Gebildete, Liebenswürdige und Großartige in sich schließt, was unser Zeitalter aufzuweisen vermag, hat sich mit ihren alten Thürmen und alten Gebräuchen erhalten. Gastfreundschaft herrscht gegen Fremde und väterliches Wohlwollen gegen die Dienerschaft.

Unter diesen so geschätzten Dienern zeichnete sich Katherine, ein gutes, junges Mädchen, durch ihre unerschrockene Wachsamkeit aus, und weit und breit in der Umgegend galt sie als sittsam, gleich der Jeanne d'Arc.

Am frühen Morgen stand sie auf, arbeitete den ganzen Tag über und begab sich nur am Abend hinter die verschlossenen Gitter an der Zugbrücke und überließ ihre getreue Wachsamkeit den Wachthunden, die sie selbst im Gehöfte losband.

Arbeitsam und munter, wie sie von Natur war, schien doch Katherine seit einigen Monaten ernst zu sein; man hörte nicht mehr, daß sie ihre lustigen Landeslieder sang, um so sich fortwährend zur Arbeit zu ermuntern.

Vielleicht, wird man sagen, quälte die Erinnerung an einen Kummer oder einen begangenen Fehler, vielleicht Reue ihr Gewissen und verdarben ihr allen Frohsinn. Aber bei einem so reinen Herzen, bei einer so ungekünstelten Frömmigkeit konnte Katherine wohl unglücklich sein; schuldig jedoch gewiß nicht.

Eine niedere Dienerin, herablassend gegen Jedermann, war sie oft von ihren Vorgesetzten mit Bitten bestürmt worden; sie hatte die Wünsche der Haushofmeister und Jäger verabscheut; hatte ohne Stolz den ganzen adeligen Troß des Hauses zu ihren Füßen gesehen. Stolz oder gefühllos war Katherine keineswegs. Aber seit ungefähr sechs Jahren war ein Fremder aus Florenz in diese Gegend gekommen und hatte sich in dem benachbarten Dorfe niedergelassen. Er sah das junge Mädchen, schätzte und liebte es. Er hatte sie durch seinen Gesang bezaubert und in seiner Seele loderte das ganze Feuer einer italienischen Liebe auf.

Franzisco, ein Jüngling mit schwarzem Haar, von regelmäßigen Gesichtszügen und schlankem Wuchse, war mit seiner Guitarre und seinem Schuhmacherwerkzeuge aus so weiter Ferne hierher gekommen und erregte die Bewunderung Aller. Aus Wohlwollen und Liebhaberei ließ man ihn auf das Schloß kommen und Katherine war die erste, welche bei ihm Arbeit bestellte. Sie sah den Fremden, wie er sich vor ihr auf's Knie niederließ, um das Maß zu nehmen, und am folgenden Sonntage dünkte ihr der Fuß in den neuen Schuhen, die mit Sammet besetzt waren, weit leichter und beweglicher.

Diese neue Fußbedeckung zog sie auf einmal zum Putztische hin, und sie lernte nun sich mit mehr Kunst und Gefallsucht zu kleiden.

Schon am Vorabend des Festes legte sie im voraus ihre Kleider zurecht und musterte ihren Anzug; und wann sie zur Messe ging, betrachtete man wohlgefällig ihren freien Gang und die Anmuth, mit welcher sie das schwarze Leibchen und das rothe Röckchen trug.

Wenn die jungen Mädchen dieses Landes in solch einem glänzend rothen und schwarzen Anzuge zusammen tanzen, so könnte man sagen, man sähe

eine Schnur von amerikanischen Beeren sich herumdrehen.

Wenn man sie rief, antwortete sie munter und gefällig, gehorchte willig, lief mit Freuden überall hin, vor allem aber nach der Seite des Dorfs, wo sie Gelegenheit fand, so zufällig mit dem arbeitsamen Fremden zu plaudern. Dieses kurze, unschuldige Vergnügen verursachte nur wenig Verzug und niemals ließ sie auf ihre Rückkehr warten. Durch Eile ersetzte sie die Zeit, die sie während einer so angenehmen Unterhaltung verloren hatte. Ach! daß doch die Menschen eine Zeit verloren heißen, die man ohne Nachtheil zur Ergötzung hinbringt, während man diejenige gut angewendet nennt, wo man sich ohne Nutzen langweilt! — Wenn ein heiterer und angenehmer Tag in der Beschäftigung mit den Künsten, in der gewaltigen Bezauberung der Musik, der Malerei und Poesie verfließt, da getrauen wir uns nicht, davon zu sprechen. Mühet man sich dagegen ganze zwölf Stunden hintereinander ab, stellt bedeutungslose Untersuchungen an und macht Rechnungen, ohne ein Resultat zu bekommen, so heißt es: das war ein Tag, vollkommen angewendet.

Katherine's ganzes Leben war Gehorsam, Arbeit und Erfüllung ihrer Pflicht. Diese suchte sie nicht etwa aus Stolz oder Interesse, sondern ihr unbescholtener Wandel nur überzeugte sie, daß der Lohn der Tugend die Tugend selbst sei. Sie wußte nicht, daß man an manchen Orten die Stirn der sittsamsten Jungfrau unter dem öffentlichen Ausrufe „Rosenmädchen“ bekränzte; sie kannte und beneidete keinen andern Kranz als den, welchen eine Jungfrau am Altare trägt, wenn sie mit ihrem Gatten verbunden wird.

Ihr gutes Betragen machte sie bei Jedermann beliebt und der Canton ertönte von ihrem guten Rufe. Denn obschon gar häufig Reisende in das Dorf kamen, ihren Aufenthalt daselbst verlängerten und angenehmer machten; obschon die Blumentöpfe, welche Franzisco's Fenster schmückten, nicht so sorgsam zusammengestellt waren, weil er dort auf Blumensträußer für sie sann, so war doch das junge Mädchen bisher den Liebeserklärungen und Nachreden entgangen.

Doch eines Tages kehrte sie vom Brunnen zurück mit einem Kruge Wasser auf dem Kopfe, gleich der Rebecca. Die Landleute der mittägigen Gegenden krümmen nicht wie die Einwohner der nördlichen Provinzen beim Tragen der Körbe und Butten den Rücken ein, sondern sie gehen unter den größten Lasten aufrecht und mit freien Armen einher und schaukeln sich, gleichsam um ihrem Gange einen Schwung zu geben.

Eben so kam auch Katherine daher, als ihr Franzisco auf einem kleinen Wege, der mit Weiden und Pappeln besetzt war, begegnete. Sie stiegen zusammen den Hügel hinauf, und während er ihr so zur Seite ging, sprach er: „Schöne Katherine, Sie sind ermüdet; hinge es von mir ab, Sie sollten nicht so viele Beschwerden tragen.“

Sie verweilte nicht, und obschon ihr Herz erschüttert war, wankte doch der Krug auf ihrem Kopfe nicht.

„Ja,“ fuhr er fort, „wenn Sie mein Weib würden, sollten Sie keine so beschwerlichen Dienste thun.“

„Ihr Weib?“ erwiederte sie; „Sie scherzen. Ein Mann, wie Sie sind, der Geist, Geschicklichkeit und ein Gewerbe besitzt, wollte ein armes Mädchen heirathen, das gar nichts weiß, nichts sein nennt, selbst ihr Herz nicht? Denn wissen Sie, mein Herz gehört meiner guten Herrin; und wollte ich es Ihnen schenken, ich könnte sie nicht um die Rückgabe desselben bitten.“

Schon waren sie unvermerkt durch die erste Vormauer des Parks geschritten und Katherine war eben im Begriff, durch das Gartenthor zu gehen, als er ihr nochmals zurief: „Schöne Katherine, ich liebe Sie, und ist es Ihr Wille, so sollen Sie meine Frau werden.“

Bei diesen Worten verdoppelte sie ihre Schritte, nicht anders, als wenn sie sich verfolgt fühlte. Im Gefühle unsers Elends schlägt uns die Freude darnieder und wir erschrecken fast über das Glück.

Sie ging rasch an die Arbeit. Ihre kraftvolle Natur kannte keine Schlaffheit; ihre Stirn beugte sich nicht unter der Last des Gedankens, der sie beschäftigte; ihre frische Farbe wurde durch keinen Eindruck von Trauer getrübt; das Aeußere verrieth ihre innere Aufregung nicht. Aber im harten Kiesel, der unter unsern Füßen wegrollt, liegt der Funke verborgen; die Pflanze, welche ohne Pflege heranwächs't, trägt ihren Wohlgeruch und ihre Güte in sich.

Die Liebe hatte den Weg zu Katherine's Herzen gefunden. Das Blut wallt auf und erstarrt in den kräftigen Adern; auch unter grober Hülle schlägt ein Frauenherz. Der Lärm, die Bewegung und die Beschäftigungen des Tages hielten sie aufrecht; aber die Stille der Nacht drückte sie nieder. Sie wird unruhig, sie spricht, sie betet. Ihre Thränen rollen bei dem Gedanken, sich von einem Wesen loszusagen, dem sie ihre Erziehung verdankt. So sprach sie zu sich selbst: „Verlassen meine edle Herrin! nicht mehr im Hause sein! das Kind des Schlosses nicht mehr mein Kind zu nennen!“ .... Aber Franzisco's Weib zu werden das ist ihr fester, ihr theuerster Wunsch, der stets sich erneuert, alles bekämpft und beseitigt.

Seht nun, wie sie allen Muth zusammenrafft, um unter Thränen ihr Glück zu erflehen.

Am folgenden Tage kleidet sie sich an und begiebt sich beim ersten Glockenschlage in die Kirche, um dort ihr Gebet zur heiligen Jungfrau zu senden. Einsam kniet sie nieder vor dem Altar und bittet Gott um Erhörung ihres Wunsches und um Kraft zur Vollbringung ihres Vorhabens. Beendet ist ihr Gebet, sie steht auf, macht noch das Zeichen

des Kreuzes und kehrt zum Schlosse zurück, doch ohne ihren Schritt zu beschleunigen, wie sie sonst that.

2.

Der Besuch.

Die Polizei ...... sie sah gar nichts, sie wußte nichts.
Chateaubriand.

Das ganze Schloß erwachte und setzte sich in Bewegung; die großen Fensterladen öffneten sich einer nach dem andern, die grünen Pflanzen, welche die Mauern bedeckten, entfalteten ihre Blätter; die Blumengefäße, zur Nachtzeit vor Wind und Wetter geschützt, waren sorgsam auf den Balcons aufgestellt; die Reitknechte zäumten unter Pfeifen ihre Pferde und Katherine, die erste an der Arbeit, wie gewöhnlich, schritt mit großen Gefäßen voll Milch über den Hof hinweg. Das arme Mädchen überdachte ihren Plan und erwog ihre Unterredung hin und her. Die Glocke tönte und nach dem Frühstück versuchte sie mehrmals, ihren Entschluß auszuführen. Aber die Gräfin blieb lange Zeit mit ihrer Familie zusammen und keins von ihren Leuten konnte sie sprechen. Als sie später sich unbemerkt entfernt hatte, entging sie jedem Gesuch, und Katherine sah sich genöthigt, die furchtbare Unterhaltung, denn diese sollte ja ihr Geschick entscheiden, bis auf den Abend zu verschieben.

Der Abend nahte. Die Sonne senkte sich hinter die glänzenden Pyrenäen und der Horizont erschien auf dem schneeigen Gipfel einem unermeßlichen Feuer gleich; berauschende Wohlgerüche entströmten den Pflanzen; ein weißer Nebel entstieg dem Flusse und breitete sich über die Landschaft aus, und nun verlieh der Mond den Gegenständen eine phantastische Erleuchtung und gestaltete das Thal in ein Lichtmeer um.

Die Familie hatte sich unter den alten Eichen versammelt, welche den Park majestätisch eröffnen. Da zieht ein Geräusch, gleich dem Rollen eines Wagens, die Blicke aller nach der nördlichen Landstraße hin. Das Schellengetön der Postpferde nähert sich, ein kleines Fuhrwerk wendet sich auf dem kleinen Wege, der in's Gehölz führt. Man sieht einen Hut, eine Frau. Es ist die Marquise von S***. Sie steigt vom Wagen.

„Ach! sind Sie es," rief sie aus; „welch ein Glück!"

„Ja wohl," sagte sie, „ein großes Glück für mich, aber nur auf eine kurze Zeit; ich komme diesen Abend zu Ihnen, um Sie morgen früh wieder zu verlassen."

„Wir lassen Sie nicht fort."

„Sie selbst werden mich bitten, wieder abzureisen."

„Wo wollen Sie denn hin?"

„Nirgends hin ...... ich weiß es nicht ..... ich bin sehr bedrängt."

Man umarmt sie und zieht sie an sich. Sorgsam aber dachten ihre Gastfreunde darauf, ihr Ruhe zu verschaffen, deren sie so sehr bedurfte; und dessenungeachtet vergrößern sie noch ihre Ermattung durch die Liebe, welche sie ihr erzeigen, durch die Fragen, die sie an sie richten.

Im langen Geplauder frischt man die Vergangenheit wieder auf. Fern von der wohlthuenden Ruhe, die Euch umgiebt, ist man entzückt im Strudel von Paris. Da giebt es Namen, die man vergessen hatte, Moden, die man nicht kannte, Dinge, die nicht sein können .... und doch sind; da sind die Mädchen von zwanzig Jahren alt, die Frauen von funfzig jung; abstoßende Schauspiele, die Euch anziehen, harte Verse, die Euch bezaubern; so ist die jetzige Zeit, so ist die Welt, so die Politik, so sind die Künste.

Ihre Kräfte waren erschöpft, aber nicht so das Interesse, welches man an ihrer Unterhaltung fand, und unter stetem Fragen begleitete man sie in eine Wohnung am Ende des großen Saals, dem Ehrenzimmer gegenüber, wo Heinrich von Navarra übernachtet hatte. Da trennte man sich auf Wiedersehen und sagte einander Lebewohl bis auf den morgenden Tag.

Mittlerweile war die kleine benachbarte Stadt, durch die sie reisen wollte, in vollen Geschäften und unterhielt sich von ihrer Durchreise. Während man die Pferde wechselt, entzieht sich ein junges Frauenzimmer den Blicken der müßigen Zuschauer, die sich um ihren Wagen versammelt hatten, geht in die Kirche, um dort ein Gebet zu verrichten, giebt einem Armen Almosen und fragt ihn, ob es hier im Lande viel Unglückliche gäbe .... Die Obrigkeit des Orts wurde dadurch noch mehr geschreckt. Wenn Wohlthun ähnlichen Lärm verursachen könnte, so würde man in Frankreich alle Frauen verachten.

Fortsetzung folgt.

Louis Bonaparte und der Talisman Karl's des Großen.

Vor mehreren Jahren soll Prinz Louis Napoleon im Besitze des Talismans Karl's des Großen gewesen sein: einer kleinen Nuß in goldener Filigranfassung, welche man um den Hals des gedachten Monarchen fand, als man sein Grab eröffnete, und die von der Stadt Aachen dem Kaiser Napoleon verehrt wurde, welcher Letztere sie seinem Liebling, der ehemaligen Königin von Holland, Hortensia, schenkte, nach deren Ableben das Amulet auf ihren Sohn, den gegenwärtigen Präsidenten der französischen Republik vererbte. In Deutschland giebt es eine mit diesem Talisman verbundene merkwürdige Sage. Derselbe soll von den Magiern herrühren, die sich im Gefolge der Gesandten befunden, welche Harun al Raschid an den mächtigen Kaiser des Westens geschickt, und zwar sollen sie ihn auf die Bitte Fastrada's, der Gemahlin des Kaisers, angefertigt haben, die

ursprünglich diesen Talisman trug, welcher die Eigenschaft hatte, durch seinen Zauber die Liebe des Kaisers an sich zu fesseln. Die beständige Liebe Karl's des Großen zu seiner Gemahlin war die Folge davon, und da der Ring auch nach ihrem Tode noch an ihrem Finger blieb, so behielt der Kaiser auch noch für die Leiche eine solche Leidenschaft, daß er um keinen Preis ihre Bestattung zugeben wollte, auch nicht, nachdem sie bereits in Verwesung übergegangen war. Sein Beichtvater, der einige Kenntnisse von den geheimen Wissenschaften hatte, kam der Sache endlich auf den Grund und nahm das Amulet von dem entseelten Körper, den Karl nunmehr zur Ruhe bringen ließ. Jener aber, der das Kleinod an sich behielt, ward dadurch des Kaisers erster Günstling und Premierminister, bis er zur höchsten kirchlichen Würde, zum Erzbischof von Mainz und Reichskanzler befördert wurde. Auf diesem Gipfel der Macht wollte er — sei es nun, weil er doch nicht noch höher steigen konnte, oder weil er als Diener der christlichen Kirche Gewissensbisse hatte — den heidnischen Zauber nicht länger mehr behalten. Er warf ihn daher in einen See nicht weit von seinem Erzbischofssitz, wo der Ort Ingelheim jetzt steht. Die Neigungen und Rücksichten des Kaisers wandten sich nun sofort von dem Mönch ab und zwar auf die Gegend rings um den See, wo er eine prachtvolle Pfalz für seinen beständigen Aufenthalt erbauen ließ. Alle seine ältern Residenzschlösser, sogar bis auf das von Ravenna, ließ er ihres kostbaren Schmuckes berauben, um die neue Pfalz von Ingelheim damit zu schmücken. Hier residirte er denn auch am liebsten und zwar bis zum Ende seiner Lebenstage. Es scheint jedoch, daß der Zauber des Amulets nicht bloß eine active, sondern auch eine passive Kraft übte. Denn der Kaiser hatte mit seiner letzten Krankheit schwer zu kämpfen, und obwohl die Auflösung des Körpers jeden Augenblick bevorzustehen schien, kehrten doch Leiden und Schmerzen immer von neuem zurück. Endlich ertheilte der Erzbischof von Mainz, der an das Krankenbett gerufen war, um dem Kaiser die letzte Oelung zu geben, den Befehl, daß der See abgelassen und ausgetrocknet werde, worauf er den Talisman herausholte und ihn im Stillen zu dem sterbenden Kaiser legte, dessen Todeskämpfe dadurch erleichtert wurden. Im Jahre 997 ließ Otto III. das Grab des Kaisers in Aachen eröffnen und bei dieser Gelegenheit soll die Stadt in den Besitz des Amulets gelangt sein mit der Bestimmung, es demjenigen zu übergeben, der allgemein als ein zweiter Karl der Große angesehen werde. So weit die Legende, wie sie am Rhein verbreitet ist. Es fragt sich nun: 1) Kann uns jemand vielleicht sagen, ob dieses Amulet noch im Besitze des Präsidenten der französischen Republik ist? 2) Wenn dies der Fall, möchten dann nicht diejenigen, die an die Macht der Sympathien glauben, die Stimmen von sechs Millionen Franzosen, die im December 1848 für die Wahl des Präsidenten stimmten, dem Einflusse seiner „Nuß in Goldfiligran" beimessen und demgemäß auch diejenigen, die nicht für ihn stimmten, für keine wahren Franken halten? Der Talisman ward ursprünglich für einen Herrscher von reinem fränkischen Blut bereitet und es kann wohl sein, daß er daher auch nur auf diejenigen, die von ungetrübter fränkischer Abstammung sind, seine Macht ausübt.

Feuilleton.

Prozesse in England sind immer ein kostspieliger Zeitvertreib. Der dogmatische Rechtsstreit zwischen dem Pfarrer Gerham und dem Bischof Exeter über die Wirkung des heiligen Geistes in der Taufe: ob vor, gleichzeitig oder später? — ein Thema, worüber bescheidenere Theologen das sokratische Geständniß des Nichtwissens ablegen — hat nach einem mäßigen Ueberschlage an Gerichtssporteln, Advocatengebühren u. s. w. 80,000 Pfd. Sterl. gekostet.

Dampfboot-Brand. In der Nacht vom 16. zum 17. Juni gerieth auf der Fahrt von Buffalo nach Cleveland über den Eriesee in Ohio (Amerika) das Dampfboot „Griffith" mit mehr als 400 Personen beladen in Brand. Der größte Theil der Passagiere waren Deutsche und haben sich von allen, die sich auf diesem Dampfboot befanden, nur 30 Personen gerettet. Das ist in diesem Jahre nun schon das fünfte bedeutende Unglück auf diesem See.

Der seltsamste Bratspieß in der Welt — ein Denkmal, in welchem sich Musik und Gastronomie die Hand reichen — ist der des Grafen Castel Mario, einer der reichsten Vornehmen zu Treviso. Dieser Spieß dreht 130 verschiedene Braten auf einmal und spielt 24 Melodien, und was er immer spielen mag bezieht sich auf eine gewisse Stufe der Zubereitung, worauf sich der Koch vollkommen versteht. So wird eine Hammelkeule à l'anglaise bei der zwölften Arie trefflich sein und ein Geflügel à la flammande bei der achtzehnten sehr saftig rc. Eine wahre Sphärenmusik für Feinschmecker.

Bückeburg'sche Chronique scandaleuse. Man raunt sich in's Ohr, daß der Fürst, welcher bekanntlich ein sehr guter Haushalter ist, wegen der in seiner Abwesenheit von Berlin aus gegen Herrn von Lauer erhobenen Wechselklage sehr ungehalten sei, zumal da Se. Durchlaucht den Premierminister schon bei seinem Abzuge von Berlin mit 15 bis 1700 Thalern losgekauft, seine ganze hiesige Einrichtung bestritten und ihm, dem Garçon, den für Bückeburg sehr ansehnlichen Gehalt von 2500 Thalern auszahlen läßt. Dem Vernehmen nach geht man von hoher Seite damit um, dessen Hagestolziat ein Ende zu machen, um auf diese Weise seine Finanzen in Ordnung zu bringen. Herr Cabinetsrath Strauß hat den Fürsten von Frankfurt aus zu wiederholten Malen in Ems besucht, um ihm Vorlesungen über politische Treue, Ehre und Consequenz zu halten. Möge Oesterreich sich seines Mannes fest versichern, denn unter allen Diplomaten am grünen Tische zu Frankfurt sitzt vielleicht keiner, der innerlich und äußerlich solche Metamorphosen durchgemacht wie Strauß. Früher, jedoch als

verheiratheten Mann und Staatsdiener, sah man ihn im veilchenblauen Sammetwamms mit überschlagenem, ausgezacktem Spitzenkragen um den offenen Hals, eine sammetne Raphaelsmütze auf dem Kopfe, zu Roß einherstolziren; jetzt kleidet er sich gewöhnlich in geistliches Schwarz. Früher freigeistiger Hegelianer, jetzt der orthodoxeste Theolog, dessen „Rhapsodien" freilich manchen Leser an die Paroles d'un croyant erinnert haben; früher Verfasser eines Romans, den feinfühlende Damen mit Unwillen aus der Hand legten, weil dessen Hauptperson ein in freier Liebe lebendes Frauenzimmer war, jetzt Schreiber von christlichen Zeitnovellen; früher großer Verehrer des Königs Friedrich Wilhelm IV., jetzt, wie es scheint, noch eifrigerer Verehrer der jungen Majestät in der Wiener Hofburg.

Im Stadtzuchthause zu Newyork sitzt jetzt ein Mann gefangen, welcher schon siebenundzwanzig Frauen gehabt hat. Im Alter von sechzehn Jahren verheirathete er sich zum Erstenmale und hat das Geschäft bis jetzt im Großen betrieben, so, daß er immer nach sieben Monaten die alte Ehegenossin verabschiedete und sich eine neue auserwählte. Er ist jetzt sechsunddreißig Jahre alt und hofft, daß, wenn er bald wieder auf freien Fuß gesetzt wird, die Zahl seiner Frauen nach und nach auf hundert steigen werde.

Ein Menschenmord zu Gunsten einer Wette von 200 Pfund Sterling hat zu England in der Nähe von Primley stattgefunden. Die kämpfenden Boxer waren William Gill und Thomas Griffiths. Beide stark, gewandt, erfahren und kühn erfreuten lange den heroisch-ästhetischen Sinn der Zuschauer, die bei jedem furchtbaren Faustschlage ihre hohe Bewunderung, bei jeder neuen Verwundung ihre Satisfaction in lauten Jubeltönen zu erkennen gaben. Endlich nach dem funfzigsten Gang war Griffiths erschöpft und die Zeit der Beendung des Kampfes sichtbar genaht, aber die zartfühlenden Wettenden ermuthigten ihn zu neuem Kampfe, dem er bei dem dreiundfunfzigsten Gange erlag, wo es seinem Gegner gelang, ihn mittelst eines Faustschlags halb todt zu Boden zu strecken. Gill wurde triumphirend als Sieger ausgerufen. Für den Besiegten that man auf der Stelle alles Mögliche, um das fliehende Leben zurückzuhalten, aber der sinkende Abend fand an ihm eine Leiche, in einem Wirthshause, wohin man ihn mitleidig geschafft hatte. Gill sowie die Zeugen werden polizeilich verfolgt, doch ist man ihrer noch nicht habhaft geworden. Der Coronor hat sogleich eine Besichtigung an der Leiche vorgenommen.

Jenny Lind's viel erwähntes Concert in Liverpool hat am 16. August stattgefunden. 3000 Menschen füllten den Saal und empfingen die berühmte Sängerin mit dem lebhaftesten Jubel. Alles erhob sich bei ihrem Eintritt von den Sitzen. Der Enthusiasmus war größer als je, und die Berichte über das große musikalische Ereigniß in Liverpool sind so ausführlich, wie es irgend ein fanatischer Lind-Verehrer im engern und weitern Bunde in Deutschland nur verlangen kann. — Fräulein Lind wird dort noch einmal auftreten und am 21. nach Amerika unter Segel gehen, wo sie von Mr. Barnum für 150 Concerte mit dem niedlichen Honorar von 200,000 Thaler engagirt. In Liverpool zahlt ihr die philharmonische Gesellschaft für zwei Concerte 2000 Pfd. Sterl. — In Newyork soll ihr ein Empfang von fabelhaftem Pomp bevorstehen. Man erbaut dort eine Halle für ihre Concerte, welche 6000 Personen fassen soll; die Billets sollen in Auctionen verkauft werden und sollen bereits von 30,000 Personen Anmeldungen gemacht worden sein. In Liverpool steht fortwährend eine große Volksmenge vor ihrem Hotel und folgt ihr auf Tritt und Schritt, selbst in später Nacht. Ein junger Enthusiast, der in dem Augenblicke, als es ihm gelang, die Hand der Sängerin zu berühren, in den Koth stürzte, hat geschworen, die Kleider zum ewigen Andenken ungebürstet aufzubewahren. Neulich hat man ihr zu Ehren sogar den ganzen Tag mit den Glocken vom St. Georgsthurme geläutet. Viele beneiden das Glück des kleinen Hündchens „King Charles," ihr von der Königin geschenkt, welches die Ehre hat, Jenny Lind an Bord der „Atlantic" zu begleiten.

Kein Kartenspiel ist so reich an Chancen als das Whistspiel. Die Wahrscheinlichkeit, daß ein Whistspieler dieselben dreizehn Karten, worauf eine bestimmte Regel gegründet werden soll, vom Kartengeber erhalte, verhält sich nach der Berechnung eines englischen Arithmetikers wie 1 zu 635,013,559,600. Hieraus erhellt, daß selbst ein 80jähriger Whistspieler sich unter die Sonntagskinder zu rechnen hätte, wenn er ein einziges Mal in seinem ganzen Leben genau dieselben dreizehn Karten, die er schon einmal gehabt, von neuem wieder bekäme. Dasselbe Whistspiel, wobei jeder der vier Spieler die bestimmten dreizehn Karten erhält, kann auf 479,001,600 verschiedene Weisen angefangen und durchgespielt werden. Die Wahrscheinlichkeit, daß ein bestimmtes Spiel auf eine vorher bestimmte Weise erfolgen werde, d. h. daß jede der dreizehn Karten, die man haben will, in einer vornherein bestimmten Ordnung erscheinen werde, verhält sich wie 1 zu 30,417,213,006,195,960,000.

Allgemeines Bedauern hat der Tod des berühmten Schriftstellers von Balzac in Paris hervorgerufen. Schon vor achtzehn Monaten leidend kehrte er vor drei Monaten gefährlich krank zurück nach Paris, nachdem er sich in der Zwischenzeit in Rußland mit einer Dame verheirathete, an die ihn schon längst eine innige Zuneigung fesselte. Er hoffte geheilt zu werden, allein vier der berühmtesten Aerzte erschöpften ihre Kunst vergebens. Nach einem langwierigen Krankenlager und dreißigstündigem Todeskampfe hauchte er am 19. August seinen Geist aus.

Die Sache macht sich. Die lange Reihe von Titeln, welche Prinz Albert besitzt, ist durch ein neues Item vermehrt: Die Oberstenstelle des sechzigsten Regiments Jäger, welche der Herzog von Cambridge inne hatte, ist Sr. kön. Hoheit verliehen worden. Mit dieser „Colonelcy" ist ein Einkommen von 14 bis 15,000 Pfd. Sterl. verbunden.

Eine geheimnißvolle Geschichte circulirt in Paris. Orfila, der größte Giftkenner seiner Zeit, wird plötzlich von der Criminaljustiz in einem Wagen abgeholt. Ein Instructionsrichter und mehrere Gerichtspersonen begleiten ihn nach Père la Chaise, man führt ihn in ein Erbbegräbniß und nimmt Besitz von einem Sarge mit dem Leichnam einer bereits drei Jahre todten jungen Frau. Orfila wird aufgefordert, sein Siegel auf den Sarg zu drücken, um später die nöthigen chemischen Untersuchungen anzustellen. Darauf entfernt man sich, ohne daß Orfila den Namen des Opfers erfahren hat.

Ein edles Dichterherz hat ausgeschlagen nach so manchen Kämpfen auf dieser irdischen Bahn. Am 22. August Morgens 6 Uhr endete der Dichter Lenau sein von Wahnsinn umfangenes unglückliches Leben.

Sonderbares Schicksal. Seit Jahren lebte in der Nähe von Tübingen auf dem romantisch gelegenen Schlößchen Roseck ein sehr reicher Sonderling, der sich vor kurzem von dem Giebel seines Hauses herabstürzte und so seinem Leben voll Trauer ein Ende machte. Der Mann hieß Bernus und stammt von Frankfurt. Das Gut hatte er wegen seiner einsamen Lage gekauft, um keinen Umgang mit Menschen zu haben, da ein schwerer Kummer auf ihm lastete. Der Grund dazu war, daß seine heißgeliebte Braut am Hochzeittage an seiner Seite vom Blitz erschlagen worden war. Von da an floh er die fröhliche Welt. In seinem Nachlasse befand sich ein Testament, nach welchem er seinem Verwalter, der als armer Knabe von ihm aufgenommen worden war, sein Gut nebst dem ganzen Inventar und alles vorräthige baare Geld, das 40,000 Gulden betrug, vermachte. Ferner bestimmte er mehreren Anstalten Summen bis zu 20,000 Gulden und jedem, der einmal Knecht bei ihm gewesen war, 100 Gulden. Obgleich dieses Testament

nur von ihm selbst niedergeschrieben und durchaus nicht in gesetzlicher Form bekräftigt war, so wird es dennoch von der nächsten Erbberechtigten, seiner Schwester, nicht angefochten, die den Willen ihres unglücklichen Bruders geehrt wissen will.

Anerkennung. Der Magistrat von München hat die Lerchenstraße, in welcher der verewigte Schwanthaler wohnte, jetzt demselben zu Ehren die Schwanthalerstraße genannt.

Cigarrenverbrauch in Oesterreich. Verkauft wurden in Niederösterreich, also zum größten Theil in Wien selbst, im Jahre 1841: 9,700,000 Stück; 1842: 9,500,000 Stück; 1843: 11,500,000 St.; 1844: 16,300,000 St.; 1845: 28,500,000 St.; 1846: 44,700,000 St.; 1847: 47,30,0000 St.; 1848: 56,500,000 St.; 1849: 59,100,000 Stück. Für das Jahr 1850 wird sich allem Anscheine nach eine noch größere Vermehrung des Bedarfs ergeben, da im ersten Semester schon 36 Millionen Cigarren verkauft worden sind.

Wunderbare Garben. Auf dem Gute des Herrn Alt-Amtsschreibers Wyttenbach auf dem Breitenrain steht Weizen in der Blüthe, dessen ursprünglicher Same (ein paar Körner) vor etwa sieben Jahren in Kairo (Aegypten) bei einer Mumie gefunden wurde. Dieser Same, etwa 2000 Jahre alt, hat sich nun so außerordentlich vermehrt, daß ein einziges Korn vierzig Halme trieb, die Mannshöhe haben, so dick wie ein grober Federkiel sind und 4—5 Zoll lange und daumensdicke Aehren von durchschnittlich hundert Körnern tragen und somit 4000fältige Frucht brachten.

Scribe schreibt sein hundertundfunfzigstes Werk, ein Drama: „Kemble.“

Eine Schneiderverschwörung ist in Newyork ausgebrochen. Die Schneidergesellen, 4000 Mann, haben sich verschworen, keinen Nadelstich mehr zu thun, bis die Meister ihnen nicht einen Dollar täglich und eine Abgabe von 10 Proc. des Gewinns an das Gesellencomité zugesichert haben. Daß die Gesellen den Meistern bei einem Verluste auch 10 Proc. vergüten wollen, davon ist nichts erwähnt.

Der Kopf des Standbildes Bavaria ist von solchen kolossalen Dimensionen, daß nicht weniger als 29 erwachsene Männer und 2 Knaben in demselben Platz fanden. Als nach der Aufsetzung des Kopfes diese 31 Personen, die durch eine Oeffnung im Schädel eingestiegen waren, nach einander wieder herauskamen, erhoben die Zuschauer einen jauchzenden Beifallsruf.

Interessante Mittheilungen über König Ludwig von Baiern, den Frau Bettina von Arnim so hoch feierte, finden wir auch in den Erinnerungen der Frau Herz aus dem Jahre 1817 und 1818, wo sie in Rom mit ihm verkehrte. „Die Deutschen,“ schrieb sie in ihr Tagebuch, „fanden in dem Prinzen den seltensten Verein aller schönen Eigenschaften und Neigungen. Die Künstler waren für ihn enthusiasmirt, ja begeistert, und ihr Enthusiasmus wurde ansteckend. Auch mir erschien der Prinz von so großer Trefflichkeit, daß ich für ihren Bestand fürchtete. Und als ich in solcher Stimmung einst in seiner Nähe fragte: „Werden Sie denn auch als König so bleiben wie Sie jetzt sind?“ antwortete er mir, die Schlußzeile des Schiller'schen Gedichts „Columbus“ variirend: „Was der Jüngling verspricht, leistet der Mann gewiß.“

Nach England sind im vergangenen Jahre nicht weniger als 12,691 Gemälde eingeführt worden, darunter 1100 aus Deutschland.

Ein 535 Pfund wiegendes Monstre-Lendenstück eines Rindes ist auf Veranlassung des berühmten Kunstkochs Soyer bei dem Festessen der agronomischen Gesellschaft von Exeter an Gasflammen geröstet worden; ein Verfahren, das noch einzig in den Annalen der Kochkunst dasteht. Der gigantische Braten war durch 216 Gasflammen binnen fünf Stunden gar gemacht worden, wozu 700 Cubikfuß Gas, welches $4^1/_2$ Shilling gekostet hatte, nöthig gewesen waren. Ein Herr Warriner in London hatte den nöthigen Apparat angefertigt und mit demselben auch die übrigen Bestandtheile des Diners, nämlich 400 Küchlein, 58 Lammsviertel, 33 Rindsrippenstücke zubereitet, wobei im ganzen für 12 Shillinge Gas verbraucht worden.

Geographische Böcke. Vor einigen Tagen ging auf einem der ersten Postämter Deutschlands ein Packet Pariser Zeitungen mit folgender Adresse ein: „A Monseigneur Monseigneur le Roi de Hannover, à Hannover en Bavière.“ Briefadressen mit Munic oder Stoutgard en Prusse gehören nicht zu den Seltenheiten.

Das Lesecabinet in der Droschke. Einige der Wiener Fiacres legen in ihren Wagen für die Passagiere Zeitungen auf und halten dieselben, je nachdem sie dieser oder jener Partei angehören. Der eine z. B. hält die Nationalzeitung, der andre die Kirchenzeitung.

Kunstzeitung. Bei der großen Gemäldeauction in Haag (der Sammlung des verstorbenen Königs in Holland) sind die bedeutendsten Bilder in die Gemäldesammlung des Kaisers von Rußland und des Marquis von Hartford gelangt. Der Kaiser von Rußland hatte seinem Gesandten Bruni $1^1/_2$ Millionen Gulden zur Verfügung gestellt; dieser erstand einen Raphael (16,000 Gulden), einen Leonardo da Vinci (La Columbina, 40,000 Gulden); der Agent des Marquis v. H. überbot dagegen den russischen unter großem Applaus der anwesenden Engländer bei zwei herrlichen Van-dyk's, welche er nach langem Kampf für 63,600 Gulden erstand. Für einen Andrea del Sarto bezahlte er 30,250 Gulden, für einen Rembrandt 30,200 Gulden.

Literarisches. Der bekannte englische Romanschriftsteller James bereis't gegenwärtig die Vereinigten Staaten. Er erklärt in einer Newyorker Zeitung zur Beruhigung Bruder Jonathan's, daß er nicht beabsichtige ein Buch über Amerika zu schreiben.

⁂ In welchem Maße man sich gegenwärtig in Amerika bestrebt, die Kenntniß deutscher Wissenschaft und Literatur auszubreiten, dafür giebt ein in Newyork erscheinendes Wochenjournal für einheimische und fremde Wissenschaft und Kunst Zeugniß. In dieser literarisch-kritischen Revue finden sich ausführliche und mit großer Sachkenntniß geschriebene Anzeigen über deutsche Werke, die trotz ihres hohen Werthes für die Wissenschaft in der Heimath oft gar keine Beachtung gefunden haben. Ein uns vorliegendes Stück dieser Zeitung kündigt einen in Philadelphia erscheinenden Nachdruck der Londoner Uebersetzung der „Reisen in Sibirien“ von dem Berliner Professor Erman an und ist voll lobender Anerkennung dieses in seinem Vaterlande nur in den allerengsten Kreisen seiner Fachgenossen gekannten Gelehrten. (!) — Es wird ferner das Erscheinen einer Anzahl „Deutscher Classiker“ in Uebersetzung angezeigt. Den Anfang bildet Göthe's „Hermann und Dorothea,“ welche mit einer früher übertragenen irischen Ausgabe verglichen wird. Auch lesen wir die Anzeige von einer Uebersetzung des: „Die wahre christliche Religion, enthaltend die Universaltheologie der neuen christlichen Kirche von Swedenborg.“

Aus der Theaterwelt. Madame Julienne bei der großen Oper in Paris wollte ihre Gage von 12,000 auf 18,000 Francs erhöht haben, und da die Direction nicht darauf eingehen wollte, so verläßt sie die Bühne. — Roger ist wieder, wie bisher, mit 50,000 Francs engagirt worden.

⁂ In Leipzig wird nach der Michaelismesse Nicolai's Oper: „Die lustigen Weiber von Windsor“ auf der Bühne zur Aufführung kommen.

⁂ Der Bau des früher erwähnten Buddelmeyertheaters zu Berlin, von Dr. Cohnfeld projectirt, wird jetzt von demselben begonnen, da die Concession darauf ertheilt wor-

den ist. Dieser Bau kostet an 80,000 Thlr. und werden ungefähr 1,500,000 Steine dazu verwendet werden; er nimmt 120 Fuß Straßenlänge ein.

*** Die Leute am Vierwaldstätter See führen jährlich einmal den „Wilhelm Tell" an Ort und Stelle der Handlung auf. Der Schulmeister des Orts studirt mit den Schauspielern die Geschichte gehörig ein und macht sie bühnengerecht. Ein solcher Schulmeister macht sich Schiller's Meisterwerk, verhunzt es und schreibt auf den Titel: „Wilhelm Tell, Schauspiel von Friedrich Schiller, verbessert durch den Schulmeister N. N. zu N. N."

*** Nürnberg. Das bisher bestandene Theaterprivilegium soll vom Magistrat eingezogen und die Leitung des Theaters einem technischen Director übertragen werden.

*** Der Sänger Meinhardt vom Hoftheater zu Mannheim hat in Hamburg mit großer Anerkennung gastirt. Seine erste Rolle war der Don Juan. Wie verlautet wird Herr Meinhardt an die Stelle des abgegangenen Herrn Becker kommen.

*** Dem berühmten Theater La Fenice zu Venedig hat die Regierung einen Zuschuß von 10,000 Gulden bewilligt, damit dasselbe zum nächsten Carneval wieder eröffnet werden kann.

*** In dem neuen Hoftheater zu Hannover soll die Decke des Logenhauses mit allegorischen oder mythologischen Bildern in Wachsmalerei versehen werden. Die Hoftheater-Baucommission hat demnach beschlossen, für die Composition dieser Bilder eine Concurrenz unter den vaterländischen Künstlern, gebornen Hannoveranern, im In- und Auslande zu eröffnen.

Curiosum. Man versichert, daß der Dichter Wordsworth keinen Geruchsinn hatte. Einmal, nur einmal in seinem Leben erwachte die schlummernde Kraft. Es war an einem Beete voll blühender Blumenstöcke in einem Hause, welches er vor etwa 25 Jahren in Dorsethien bewohnte, und er sagt, daß es ihm gleich einer paradiesischen Vision war; allein sie währte nur wenige Minuten und der Sinn blieb seit dieser Zeit in völliger Erstarrung.

MODEN.

Paris, den 23. August 1850.

Bereits seit mehreren Jahren spielen die Ueberwürfe eine Hauptrolle in den Damenmoden; man nimmt dabei keine Rücksicht auf die Jahreszeit und hält dieselben im Sommer für ebenso unentbehrlich wie im Winter, ja man bedarf im Sommer sogar eine größere Auswahl in Ueberwürfen als im Winter, weil jeder Temperatur- und Witterungswechsel eine andre Toilette und eine damit übereinstimmende Hülle erheischt. Je rauher das Wetter, desto weniger leicht der Ueberwurf. Für die nächste Jahreszeit werden jetzt schon kleine Mäntel gefertigt und es wird allem Anschein nach darauf sehr viel Aufmerksamkeit verwendet werden. Der eigentliche Pariser Mantel wird wie bisher sicherlich von Sammet gewählt, jedoch welcher Ausputz desselben die Oberhand gewinnen wird, weiß man noch nicht: Posamentirarbeit, Stickerei in Kettenstich, Bandgefältel, Wollenspitzen u. s. w.

In letzterer Zeit zeichneten sich unter allen feinen Modeartikeln die neuen und eleganten Filetarbeiten überhaupt aus, besonders aber die kleinen Mäntelchen, welche ähnlich wie ein Camail ohne Naht gearbeitet sind und die meisten Damen vortrefflich kleiden. Eben so gern sieht man bei jungen Damen die schön bestickten Filet-Echarpes, welche meist in folgenden Farben: cerise, königsblau, nakarat, maisgelb, schwarz oder weiß gewählt werden. Aber diese Kleidungsstücke tragen noch nicht den Preis davon; das Vorzüglichste in solchen Arbeiten sind, wenn auch erst seit kurzer Zeit, unbedingt die großen viereckigen Umschlagetücher, welche wo möglich an Geschmeidigkeit und Eleganz selbst die chinesischen Kreppttücher übertreffen. Diesen Neuheiten darf man wohl ohne Anmaßung eine große Verbreitung in der Damenwelt prophezeihen.

Es giebt reizende Sommerkleider von Brillantine und Musselin, mit persischen Mustern bedruckt; man arbeitet das Leibchen gewöhnlich gleich einem Jäckchen mit Schößen. Auch sind die feinen Piqué's sehr beliebt und man macht davon sehr hübsche Anzüge für das Land, wozu natürlich der Ueberwurf durchaus nicht fehlen darf.

Zu den leichten Kleidern von Tarlatan, Seidengaze u. s. w. gehören, wie oben schon angedeutet wurde, auch leichte Sommerhüllen, z. B. ein abgerundetes Spitzentuch oder eine Echarpe von schwarzer Wollenspitze oder ein Mäntelchen von weißem Filet mit weißem Taffetfutter und mit weißen Posamentirspitzen besetzt; auch ist die Shawl-Mantille nicht ausgeschlossen, welche von indischem, durchaus gesticktem Organdi gemacht und mit mehreren Reihen Spitzen garnirt wird. Die Ueberwürfe von glasirtem Taffet werden fast in allen Farben und allen nur erdenklichen Formen getragen, obwohl der dem Paletot ähnliche Schnitt am bevorzugtesten sein dürfte.

Die feinen weißen Kleider sowie die offenen Oberröcke, mit englischer Stickerei verziert, hat man sehr oft gesehen. Die Röcke der Kleider waren häufig mit röhrenförmigen gepreßten Volants besetzt, die sowohl im Salon als auf der Promenade recht wohl gefallen haben.

Zu den leichten Anzügen trägt man in der Regel elegante weiße Basthüte oder feine gezogene Kreppthüte, mit Blumen und Federn garnirt. Indessen sieht man auch gar nicht selten feine Brüsseler Strohhüte, welche den großen Vortheil darbieten, daß sie zu allen Toiletten, zu allen Farben der Kleiderstoffe passen, so daß man sie für den einfachsten Anzug wie für den ausgesuchtesten einrichten kann. Die Form der Hüte fällt sehr gut in's Auge, darum übersieht man auch, daß sie nicht sehr vor den Sonnenstrahlen schützen. Dafür sind nun freilich die Sonnenschirme ganz unerläßlich. Diese trägt man zum Putz in Mittelgröße, zum Negligé aber in größerer Form. Helle Farben sind dabei am üblichsten, besonders in den so beliebten Modefarben.

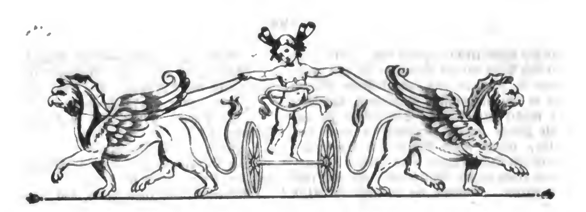
Die Mode der Canezous von Organdi mit Pagodenärmeln gilt als etwas Neues. Der Canezou, welcher mit Schößen endigt, ist auf der Brust weit offen und wird am Gürtel mit einer Bandrosette zusammengenommen. Die Aermel sind ganz bestickt, mit Spitzen garnirt und in der Mitte mit einer Bandrosette bogenförmig zusammengerafft.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 36. 1) Strohhut mit schwarzen Sammetschleifen und rosa Taffet ausgeputzt. Kleid und Jäckchen von Batist de laine. 2) Häubchen von Spitze, mit Taffetband garnirt. Kleid und Ueberwurf von Seidenmusselin, mit Volants garnirt.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

Hierbei der literarische Anzeiger № 4.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 37. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Katherine.

(Fortsetzung.)

Auf erhaltenen Befehl hatten sich schon vor Anbruch des Tages Soldaten an den Vormauern der Stadt aufgestellt und umzingelten alle Zugänge. Aber es wachen die Hunde, Katherine schläft auch nicht und während des Gebells erhebt sie sich von ihrem Lager. Und kaum hat sie oberhalb des kleinen Weges bewaffnete Reiter erkannt, so sind diese auch schon den Bewohnern des Schlosses zuvorgekommen.

Alle gehen ohne weiteres in das Zimmer, wo die Fremde übernachtete, welche im ersten Augenblicke durch Furcht und Schrecken zerstreut ihnen zurief:

„Laßt mich fort von hier. Ich muß meine Reise fortsetzen. Helft mir über die Mauer springen; wie gefährlich das auch sei, ich will es dennoch versuchen."

„Fürchten Sie etwa verhaftet zu werden?"

„Nein, aber ich bin besorgt, man möchte mich aufhalten."

Sie vermehrte ihre Bitten und vertraute ihnen, daß sie einen wichtigen Auftrag habe. Binnen drei Tagen sollten sich die südlichen Provinzen für den König erheben und sie hätte einem General versprochen, ihm in eigener Person die Weisung zu bringen, den Aufstand zurückzuhalten.

„Es gilt der Ehre und der Menschheit," sagte sie.

„Ja," antwortet der junge Stabsofficier, welcher auf dem Schlosse wohnte, „ich werde Sie durch die unterirdischen Gewölbe begleiten."

„Ich nehme dies Mittel an, schlage aber Ihren Beistand aus. Ihre plötzliche Abwesenheit würde Argwohn erregen und könnte mich in Verlegenheit setzen. Es genügt schon, wenn Sie den Zuverlässigsten von Ihren Leuten zu meinem Begleiter erwählen."

Augenblicklich ernennen alle insgesammt die unerschrockene Katherine dazu.

Sie ist alsbald bereit, weil sie jederzeit da ist, wenn man ihrer bedarf. Man setzte ihr die Sache auseinander ...., aber sie unterbrach die Rede:

„Ich verstehe schon," sagte sie, „ich kenne den Weg und werde mich mit Madame schon verständigen."

„Das ist nicht alles," setzte ihre Herrin hinzu, „sie muß für eine weite Reise einen zuverlässigen Führer aus dem Dorfe haben."

„Nun gut," erwiederte das junge Mädchen erröthend, „ich kenne einen, auf den man sich eben so gut verlassen kann wie auf mich."

„Gut, brave Katherine."

Und sie wendete sich an die ungeduldige Reisende:

„Wissen Sie auch, welch einen beschwerlichen Weg Sie machen wollen? Ihren Leib werden Sie krümmen müssen unter dem feuchten Gewölbe, Ihr Fuß wird auf der Leiter ausgleiten, die wir auf- und abzusteigen haben. Getrauen Sie sich dies?"

„Ob ich mir es getraue!" erwiederte sie lebhaft. Und aus ihren Augen strahlte ein Blick, der allen Muth eines Weibes verkündete.

Man umarmte sie eilig und überlieferte Katherinen den verrosteten Schlüssel des Thors, welches

zur Zeit der Ligue erbaut worden war. Ihre Hand ergreift das Eisen wie ein Schwert; sie geht voran mit einer so muntern und entschlossenen Miene, daß sie in den unruhigsten Gemüthern das Vertrauen wieder hervorruft. Sie steigen die gekrümmte Stiege hinab, verschwinden unter dem Gewölbe, folgen lange Schritt vor Schritt den beschwerlichen Krümmungen eines dunkeln Ganges, gewahren einen matten Lichtschimmer und sind endlich im Freien. Nachdem die Reisende ihr Kleid in Ordnung gebracht und des Himmels reine Luft eingeathmet hatte, sprach sie zu Katherinen:

„Wollen Sie Ihren Führer schon so früh wecken?"

„O! ich weiß gewiß, er wartet schon auf mich;" und sie ließ ihre Stimme der noch schlafenden Nachtigall ertönen und sang den Schlußvers des Languedoc'schen Liedes:

> **Prengués par un biel**
> **Souuq'un jouvencel**
> **Pla scarabillat**
> **Faït a bostr'agat.**

was ungefähr heißt:

> Nimm Du mir nur keinen Alten,
> Mußt es mit dem Jungen halten,
> Schön gewachsen, gut gebaut,
> Der Dir keck in's Auge schaut,
> Und von Allen auf der Welt
> Stets am besten Dir gefällt.

Je näher sie dem Dorfe kamen, desto stärker ertönte ihr Gesang. Franzisco erkannte die Stimme seiner Geliebten, und kaum war man an sein Haus gekommen, so stand auch schon die Thür auf.

„Sie schon hier, schöne Katherine! Der Tag ist ja noch nicht angebrochen. Was ist denn vorgegangen?"

„Wir haben Ihren Beistand nöthig. Sie müssen der gnädigen Frau Ihr Pferd geben und sie selbst auf einige Meilen begleiten. Die Frau Gräfin verspricht Ihnen bei Ihrer Rückkehr alle Ihre Wünsche zu erfüllen. Und," setzte sie mit gesenkter Stimme hinzu: „Ist es noch Ihr Wille, so bitten wir Sie.."

„Ja," unterbrach Franzisco, „wir wollen sie um unsre Verbindung bitten."

Das kleine Landpferd ward alsbald in Stand gesetzt. Die junge Marquise schwang sich behend in den Sattel, setzte sich auf englische Weise fest, dankte der guten Katherine und folgte den eiligen Schritten ihres behenden Führers. Unser armes Mädchen sah ihnen einige Augenblicke nach, und da sie bei der Krümmung des ersten Fußsteigs aus dem Gesicht entschwanden, kehrte sie auf dem Wege zurück, woher sie gekommen.

Die ersten Sonnenstrahlen kamen herab und vergoldeten die Dächer des Schlosses. Das war die Stunde, wo das Gesetz vom 18. des Erntemonats Euch befahl, einer zahlreichen Schaar die Thore zu öffnen, um eine Untersuchung bei Euch anzustellen. Man klopft an.

„Wer da?"

„Macht auf, im Namen des Königs."

Man macht auf. Der Anführer fragt nach dem Herrn des Schlosses. Der Graf tritt hervor.

„Was wollen Sie?" sprach er.

„Die Dame, welche diese Nacht hierher gekommen ist."

„Haben Sie Befehl dazu?"

Der Gendarme zieht eine geschriebene Ordre aus der Tasche seiner Uniform.

Katherine war kühn durch das unterirdische Gewölbe zurückgegangen und sagte bei ihrem Eintritt mit halber Stimme: „Fort."

„Wer ist fort?" rief der Gendarm; „die Frauensperson, welche wir suchen?"

„Basta!" antwortete Katherine dreist, „der Brief, welchen die gnädige Gräfin auf die Post geschickt hat." Und als sie auf dem Papiere, welches der Graf in den Händen hielt, den Stempel des fränkischen Hahns gewahrte, sprach sie: „Das ist ja das Bildniß meiner kranken Henne, die nicht mehr kräht."

„Keinen Scherz getrieben, junges Mädchen; geleite uns zu der Dame, welche sich hier versteckt hält!"

Man führte sie zu der Kammerfrau der Marquise, welche Wohnung und Namen ihrer Herrin angenommen hatte.

Der Paß war richtig und die Inhaber des öffentlichen Befehls waren verdrießlich, keinen Gefangenen zu machen.

Aber ihre strenge Ordre verlangte eine gewissenhafte Untersuchung. Sie steigen daher von einer Treppe zur andern und durchsuchen das Gebäude von West nach Nord. Ihr Tritt ertönt in den schallenden Gewölben, sie wanken und gleiten aus auf den glatten Fußböden.

Die Zimmer werden geöffnet, die Schränke erbrochen und die Meubles durchsucht. Sie suchen Kisten voll Waffen und finden Blumenkörbe.

Auf dem Boden einer Schublade von Cedernholz erregt ein großes Buch mit einem goldenen Schlußhaken ihre Neugierde; sie verlangen, es zu sehen. — Man öffnet es. — Auf jeder Seite sieht man Namen .... das ist ein Verzeichniß. Chateaubriand .... das ist das Haupt der Verschwörung. — Chateaubriand ist das Haupt unserer Dichter, der Ruhm unsers Ruhms. Mit ihm hatten Lamartine, Soumet, Victor Hugo, Emile Deschamps, Guiraud, Alfred von Vigny, Charles Nodier, der Graf Peyronnet, Béranger, Belmoutet, Casimir Delavigne, Balzac, Madame Gay, Delphine Gay, Eugène Sue und mehrere andere berühmte Zeitgenossen einige Bruchstücke aus ihren Werken in ein Stammbuch eingezeichnet.

Die ganze Schaar steht aufmerksam und stumm. Drei Gendarmen bemühen sich, ein Wort herauszubuchstabiren und einen halben Vers wie einen Steckbrief zu stottern. Man lies't ihnen vier Verse aus Saül von Soumet vor, eine Strophe aus dem herrlichen Briefe Florinde's von Emile Des-

champs, eine Phantasie von Lamartine. Sie verstehen nichts davon, nur soviel merken sie, daß hier kein höllisches, politisches Complot zu suchen sei. — „Das sind Gebete," sagten sie. So viel Macht hat das Gefühl für Poesie und sie trägt unsere Seele selbst wider unser Wissen zum Himmel empor.

Selbst müde ihrer unnützen Nachforschungen beendeten sie diese unbescheidene Untersuchung unter vielen Grüßen, als Katherine, die von allem benachrichtigt war, sie zum Frühstück einlud und mit einem Lächeln versetzte:

„Meine Herrn, etwas müssen Sie doch wenigstens hier zu sich nehmen."

Sie freuten sich über den Scherz, und nachdem sie auf die Gesundheit der Schloßbewohner, daß sie so früh aufgeweckt worden, getrunken hatten, zogen sie ab. Als sie auf's Pferd stiegen, hörte man einen unter ihnen sagen:

„Welch Gewerbe läßt man uns treiben!"

Vierundzwanzig Stunden später kehrte Franzisco zurück mit einigen Zeilen, die für die Einsicht und den Eifer zeugten, welchen er während seiner Botschaft bewiesen hatte. Wo waren sie? ... Er hatte versprochen, es nicht zu sagen, und man hat es auch niemals erfahren.

3.

Die Reise.

.... Und dort ist mein Herz.
Lamartine.

Unser armes Mädchen war im Drange so vieler Begebenheiten nur für das Wohl Anderer besorgt und hatte ihre eigenen Angelegenheiten hintenangesetzt, doch ohne sie zu vergessen. Sie erinnerte sich an jenen Augenblick, wo sie Franzisco zum Führer erwählt hatte; sie fühlte sich glücklich, daß er ihr einen Gegendienst erweisen konnte, und war nun stolz auf alle Lobeserhebungen, womit man ihn überhäufte. Es giebt eine natürliche und ungezwungene Eitelkeit, eine bezaubernde Eitelkeit, vermöge welcher der Mensch nicht auf sich, sondern auf einen andern stolz ist, und die sich über das Glück dessen äußert, den man liebt. Freudetrunken darüber rief das junge Mädchen aus: „Das brachte ihm Nutzen, das war ein Glück für ihn!"

Aus ihrem Erröthen und ihrer Verlegenheit, wenn man sie über die Belohnung für den Führer fragte, errieth ihre Herrin wohl, daß nur die Liebe Katherinen zu jener Selbstaufopferung bewegen konnte. „Nun, Katherine," sprach sie, „sag' mir doch einmal, was der Mann für seine Reise wünscht?"

„Er verlangt nichts; er hat es ja für die gnädige Frau gethan."

„Vielleicht auch für Dich."

„Vielleicht."

„Nicht wahr, Du liebst ihn?"

„Ach! ja, und er hat mir gesagt, wenn es mein Wille sei, so wolle er sich mit mir verheirathen."

„Und Du wolltest mich verlassen?"

„Ach! gnädige Frau, das bringt mich zu Thränen." Und in der That, sie fing an zu weinen. Nur die erfreulichen Worte, welche die Gräfin zu ihr sprach, thaten ihren Thränen Einhalt: „Nun, warum nicht? Es ist ein braver Mensch; wenn er Dich glücklich machen kann, so habe ich nichts dagegen; das Dorf ist nicht weit von hier, Du kommst täglich zu uns und ich richte die Hochzeit aus."

Der Fremde wurde gerufen und ließ nicht auf sich warten. Der Graf und die Gräfin fragten ihn in Gegenwart Katherine's um seine Meinung und seine Niederlassung, die Mitgift wurde zugesichert, man gab sich das Wort und jedes unterschrieb frohen Herzens eine Vereinigung, die gewiß eine Heirath aus Liebe war und welcher Geld und Wohlstand nicht fehlte.

Mit Zufriedenheit und heiterm Blick kehrte das junge Mädchen zu ihren Geschäften zurück.

Franzisco entfernte sich und ging leichten Trittes in seiner leichten, knappen Jacke mit einer Siegermiene über den Schloßhof. Denn obschon er des Landes Sitten und Gebräuche angenommen, hatte er doch in seinem Gange und seiner Kleidung etwas Toscanisches beibehalten, einen gewissen Tact und eine Harmonie, durch die er sich besonders auszeichnete. Man pflegte ihn daher auf Messen und Jahrmärkten mit dem Namen des Italieners zu belegen.

Bald wurde die nahe Verbindung das Gespräch des Schlosses, und Katherine diente zum Zielpunkt aller der kleinlichen Begrüßungen und groben Scherze, die ein jedes Mädchen unvermeidlich bei ihrer Verheirathung erleiden mußte, seitdem nur immer die Mädchen sich verheirathen.

Sie hörte es an, ohne sich zu ärgern, antwortete aber mit mehr Zurückhaltung. Man merkte, daß sie sich allein nicht mehr ganz angehöre, sondern sich einen Herrn auserwählt habe. Wie ihr Herz, so hatten auch ihre Worte jene Freimüthigkeit verloren.

Alles war nun bestimmt und angeordnet, und es bedurfte nur noch jener feierlichen Worte, um die beiden Wesen vor Gott und Welt auf ewig mit einander zu vereinigen. Aber was für Schwierigkeiten traten da noch in den Weg, ehe es zu diesem Augenblicke kommen konnte! Man verlangte nämlich von dem ungeduldigen Italiener gerichtlich bestätigte Auszüge und Acten, von denen er nie etwas gehört hatte.

Alle seine Papiere waren sorgfältig in einem ledernen Portefeuille bewahrt und bestanden in einem Reisepasse, einem Zeugnisse seines guten Lebenswandels und guter Sitten, einem Erlaubnißscheine von Seiten der Residenz und einem kleinen Bildnisse des heiligen Franz, von dem er in allen Bedrängnissen seines Lebens Hülfe erflehte

und in dessen Besitz er sich weit sicherer fühlte, als durch die Documente, welche ihm Italiens und Frankreichs Obrigkeit verliehen hatten. Obwohl sein Glaube, der ja dem Menschen das nöthige Vertrauen und die Kraft zum Gelingen einer Sache verleiht, so oft schon die glücklichen Wirkungen des Heiligenbildes empfunden, so vermochte es jetzt doch nicht alle diese Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, und nur durch ein Wunder konnten die Zeugnisse, welche man von ihm forderte, augenblicklich herbeigeschafft werden. Er sah sich daher genöthigt, diese selbst aus seinem Vaterlande zu holen.

Die Reise wurde festgesetzt und er sann auf Mittel, sie auszuführen. — Einen Wagen zu miethen, das erforderte einen großen Theil seiner Ersparniß, das dünkte ihm, ein Glück auf einmal verschwenden, was er nur langsam für ein anderes erworben hatte, das war ihm in seinen Gedanken ein Diebstahl an seinem Hauswesen. Und ehe er diesen heiligen Schatz angriff, wollte er lieber zu Fuß reisen und die drei Sous auf die Meile benutzen, um welche arme Reisende ansprechen und die ihm der Maire des Orts als einen Beweis des Wohlwollens, welches das ganze Dorf ihm erwies, anbot.

Am Vorabend des Tages, an welchem er seine Abreise festgesetzt hatte, machte er sich auf, um von seinen edeln Gönnern Abschied zu nehmen. Seine entschlossene Miene vermochte seine innere Aufregung nicht zu unterdrücken. Zum Erstenmale berührte er Katherine's frische Wangen, er fühlte eine Thräne auf der Lippe und begleitet von Segenswünschen entfernte er sich.

Aber wenn man sich von einem geliebten Gegenstande trennt, da ist die Abreise nicht erfreulich, wenn auch die Hoffnung auf Wiederkehr nicht schwindet. — Lebewohl, das ist das traurigste Wort im Leben, das Wort, welches am meisten dem Tode gleicht. In einem Wagen zu reisen mit Postpferden bespannt, oder mit dem Stocke in der Hand zu Fuße gehen, bleibt stets einerlei. Das Schlachtopfer ist mehr oder minder bereit, aber in des Herzens Tiefen ruht die Pein.

Er wanderte am ersten Tage langsam vorwärts, sah hinter sich und hatte freilich erst eine geringe Strecke Wegs zurückgelegt. Da verdoppelte die Liebe seine Schritte und linderte seine Ermattung. Er setzte über Flüsse und wanderte durch Wälder, Städte und Dörfer. Nach zwölf Tagereisen kam er an den Fuß eines großen Gebirges, er klimmte hinan, und als er den Gipfel erstiegen, setzte er sich auf einem felsigen Platze nieder und erkannte nun das herrliche Italien wieder mit seinem heitern Himmel und seiner balsamduftenden Erde.

Bei dem Anblicke der blühenden Orangenbäume trauerte er, ob dem lieblichen Thale, welches er nun verlassen wollte, denn die Luft, welche man athmet in der Geliebten Nähe, ist süßer als die des Vaterlandes.

Auf einem Fußsteige, der mit Fruchtbäumen und Buschwerk bewachsen war, stieg er den jähen Abhang hinab. Gleichgültig schweifte sein Blick über die zertrümmerten Tempel, eingestürzten Säulen, die Grabmäler an den Straßen und über die Schlösser der stolzen Genua. Nur im Anschauen des Meeres war sein Herz beschäftigt und er fühlte die kühlenden Lüfte an seinen Ufern, wo er so oft als Knabe gespielt hatte. Aber im Innersten seines Herzens wurde er bewegt, als er das kleine Häuschen in der Vorstadt von Florenz ansichtig wurde, wo er das Licht der Welt erblickt hatte, und dort wohnte ja auch noch seine älteste Schwester, die mit einer zahlreichen Familie von ihrer Arbeit sich nährte.

Mit Herzlichkeit wurde er hier empfangen; freudevoll begrüßte er sie, doch ohne ihnen etwas zu erzählen, ohne eine Frage an sie zu thun. Es schien als fürchtete er sich, Nachrichten von den Begebenheiten zu erhalten, welche sich seit seiner Entfernung zugetragen hatten. Und wer von uns sollte sich nicht nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren vor dem fürchten, was er vielleicht erfahren kann?

Seine Verwandten begnügten sich schon damit, von ihm zu wissen, daß er die Reise bloß deswegen unternommen, um einige Papiere aufzusuchen, die man in Frankreich von ihm verlange. Zwei Tage waren hinreichend, von der Podesta die Urkunden zu erhalten, welche sein Alter, seine Taufe und den Tod seiner Eltern bezeugten. Er sah in allem dem nur die Förmlichkeiten und Vorbereitungen zur Hochzeit. Die Papiere dünkten ihm die ersten Seiten eines Contracts zu sein, der sein Glück sichern sollte.

Er nahm nun von dem kleinen Hause in der Vorstadt Abschied, ergriff seinen Sack und Stock und begab sich wieder auf den Heimweg. Bekannt mit dem Wege brauchte er nirgends unschlüssig zu sein und beschleunigte seinen Marsch. Wenige Tage vorher zog er desselben Weges, nachdem er von dem einzigen Gegenstande, den er auf dieser Welt liebte, Abschied genommen hatte. Sein Herz wurde traurig; seine Gedanken verwirrten sich, wenn er daran dachte, man möchte ihm in einer so theuern Angelegenheit, für die er so viele Opfer gebracht und so weit gereis't war, neue Hindernisse in den Weg legen.

Doch jede Minute brachte ihn dem erwünschten Ziele näher. Es fehlte ja nur an seiner Rückkehr ... und er kehrte zurück.

Ohne darauf zu achten hatte er die netten Anzüge der Italienerinnen gesehen, ihr geflochtenes und mit silbernen Nadeln zusammengestecktes Haar; er hatte die malerischen Anzüge der Provence geschaut, die muntern Arlesieserinnen, ihre Leibchen mit Gold besetzt, die niedrigen Hüte und die bunten

Bänder, welche Blumen gleichen, die man unter die Tanzenden wirft.

Nichts von allem konnte ihn fesseln. Aber das erste Mädchen, welches ihm mit dem einfachen Röckchen, wie Katherine es zu tragen pflegte, in Languedoc begegnete, dünkte ihm eine Erscheinung des Himmels. Er betrachtete sie, sie war es nicht; aber die täuschende Kleidung deutete ihm doch an, daß er sich ihr näherte, und nun eilte er schneller hin zu ihr, deren Erinnerung eben so viel Anmuth in der bescheidenen ländlichen Tracht darbot.

Von Dorf zu Dorf erkannte er immer mehr die Sitten und Gebräuche des Landes wieder, dessen Liebe ihm ein neues Vaterland gegeben hatte. Sein Herz erbebte, als er in weiter Ferne die Spitze der Pyrenäen erblickte. Er befand sich am Fuße des Gebirges, hinter dem er sein liebes Dörfchen wiederfinden sollte. Er sah den Horizont, welchen auch seine Geliebte sah, und neu belebt sog er die Luft ein, welche ja auch sie athmete. Jetzt wurde er müder und ließ sich nieder, um auszuruhen. — Eine Tagereise blieb ihm noch übrig. Bei anbrechender Nacht setzte er seine Reise fort und kürzte auf bekannten Pfaden den Weg ab.

Als er in den Park trat, hörte er es drei Uhr schlagen, und alsbald antwortete die Kirchuhr mit drei Schlägen der Schloßuhr.

Seit sechs Wochen, denn so lange hatte seine Reise gedauert, fühlte er zum Erstenmale die erquickende Ruhe unter jenen Bäumen wieder. Er ließ sich auf eine Bank nieder. Als der Tag anbrach, näherte er sich der Mauer, um den Augenblick abzuwarten, wo sich das kleine Fenster an dem hohen Thurme öffnen würde; es that sich auf. Einige Minuten später hörte er Tritte und alsbald, da Katherine das Vorlegeschloß am Gatter weggeschoben, stieß sie einen Schrei aus ... sie hatte Franzisco erkannt.

(Schluß folgt.)

Zuversicht.

Ich glaube, daß die Liebe überdauert
Des Lebens flücht'ge, karggemess'ne Zeit,
Weil sie so ahnungsreich das Herz durchschauert
Wie ein Prophetenruf der Ewigkeit.

Weil sie die Fackel ist auf dunklen Bahnen,
Der Funken, der die Asche neu belebt,
Weil ihrer Stimme treues, ernstes Mahnen
Das Herz erweckt und auf zum Himmel hebt.

Das Leben ist ein Baum mit grünen Zweigen,
Daran die Liebe gleich der Blume hängt,
Aus deren Schoß sich süße Früchte neigen,
Die neue Keime in die Erde senkt.

Die Lieb' ist Kern, und Schale ist das Leben;
Der Kern entkeimt, wenn morsch die Hülle fällt,
Und neue Jugend wird die Liebe geben,
Wenn schon in Trümmern liegt die alte Welt.

Feuilleton.

Wahrhaft großartig war der Abschied der Jenny Lind, welche sich am 21. August von London aus mit dem Dampfboot „Atalanta" nach Amerika begab. Alle Dampfschiffe salutirten und in den Donner der Kanonen mischte das Volk seine Abschiedsgrüße. In einen schwarzen Mantel gehüllt stand die so hoch gefeierte Sängerin auf dem Räderkasten und vergoß Thränen der innigsten Rührung, und die Abschiedsgrüße verstummten nicht eher, als bis das Schiff außer Sicht war. — Ueberhaupt waren in den letzten Tagen fast alle in England erscheinenden Zeitungen mit Nachrichten über die Sängerin angefüllt, es regnete Gedichte und Abschiedsreden; in allen Kreisen, von der Hofburg bis in die niedrigste Taverne, vom Hermelin bis zur Theerjacke war sie der Gegenstand des Gespräches.

Der blaue Montag ist bei der Behörde in Mannheim so angeschwärzt worden, daß selbige alles aufbietet, den armen Kerl mit Stumpf und Stiel auszurotten. Nur der Sonntag soll ein Recht auf Freude und Jubel haben. Gesellen und Lehrlinge, welche dies Recht auch auf den Montag übertragen, werden mit Gefängniß und Ausweisung und die Meister mit 25 Gulden bestraft.

Der Versucher tritt zu Schleswig-Holstein: „Laß ab von Deutschland, sage dich ganz los von ihm, so sollen dir alle Wünsche erfüllt werden. Du trittst zu Dänemark in dasselbe Verhältniß wie Norwegen zu Schweden, und ihr habt eine Flotte, ein Heer und eine Vertretung nach außen. Nur von Deutschland sage dich los, da es dich zumal selbst verläßt." Der Versucher soll ganz perfect russisch sprechen.

Fort mit Schaden. In Lüneburg ist die Ritteracademie, eine Adelsschule, aufgehoben worden, weil auf jeden Zögling nur zwei Lehrer kamen.

Die Kaiserkrone ist fertig, auch der Scepter, und ist beides in Paris zur Schau ausgestellt, aber diese Reichskleinodien sind nicht für den Kaiser der Franzosen, sondern für Soulouque, Negerkaiser auf Haiti.

Aus einer Geschichte der „Times" geht hervor, daß diese Weltzeitung im Anfang logographisch gedruckt worden ist. Der Herausgeber ließ nämlich statt einzelner Buchstaben die am häufigsten vorkommenden Worte in Metall gießen und bestellte z. B. gleich mehrere Centner von den Worten: „Mordthat, schrecklicher Raubanfall, schauderhaftes Unglück, neues Ministerium, Parlament, hinreißende Beredtsamkeit, lauter Beifall, hört, hört! und dergleichen." Dieses Verfahren dauerte indeß nicht lange und bald wurde die „Times" wieder auf gewöhnliche Art gedruckt.

Wenig aus Liebe. Der in London lebende Herzog Karl von Braunschweig hat kürzlich den „Evening-Sun" wegen Verleumdung verklagt und eine bedeutende Ehrenentschädigungssumme beansprucht. Die Geschwornen erkannten

ihm indeß nur 1 Shilling zu, was im Auditorium allgemeine Heiterkeit erregte.

Lebensdauer einer englischen Banknote. Die durchschnittliche Lebensdauer (d. h. Umlaufszeit) der zu London ausgegebenen Banknoten stellt sich den authentischsten Nachweisen gemäß wie folgt: 5er (d. h. 5Pfundnoten) 72 Tage 7 Stunden; 10er 77 Tage; 20er 57 Tage 4 Stunden; 30er 18 Tage 9 Stunden; 40er 13 Tage 7 Stunden; 50er 38 Tage 8 Stunden; 100ter 29 Tage 4 Stunden; 200ter 12 Tage 7 Stunden; 300ter 10 Tage 7 Stunden; 1000ster 11 Tage 1 Stunde; die Zeit, welche eine oder die andere Note unrepräsentirt bleibt, wird nach Jahrhunderten berechnet. So ward am 27. September 1845 eine 50er präsentirt, welche das Datum vom Januar 1843 trug. Am 12. April 1843 präsentirte man eine 10er Note vom 19. November 1762. Es geht die Sage von dem Besitzer einer 1000er Note, welcher dieselbe seit einer großen Reihe von Jahren hindurch unter Glas und Rahmen aufbewahrte und es vorzog, seine Augen daran zu weiden, als von dem Betrag Zinsen zu ziehen. Nach seinem Tode wurde sie, jedoch ohne Verlust einer Stunde, sofort in Geld „versilbert.“ Gestohlene und abhanden gekommene Noten sind in der Regel „lange Abwesende.“ Gestohlene kommen gewöhnlich bald nach irgend einem großen Feste, das die allgemeine Aufmerksamkeit nach sich zieht und zwar so geändert und entstellt, daß die Wechselhäuser, denen die Bank von England immer ein Verzeichniß gestohlener Noten zusendet, trotzdem hinter das Licht geführt werden. — Alle die Beträge, die durch die nicht selten im Uebermaße des Rausches oder der Prahlerei u. s. f. erfolgte Verwendung von Banknoten zu Cigarrenfidibus, Schnupftabakdüten, Lockenwicklern oder gar, wie rumberauschte Matrosen hie und da gethan haben, zu Butterschnittfüllsel verlustig gehen, kommen natürlich der Bank von England zu Gute. In der Periode von 1792—1812 sind auf diese Weise 1,330,000 Pfund Sterling in den Säckel der Bank geflossen.

Ein seltsamer Fall kam neulich zu Schottenfeld in Oesterreich vor. Ein Priester traute am Tage seiner Einweihung seine Eltern zur goldenen Hochzeit und segnete die Ehe seiner Schwester ein.

Der große geflügelte Stier aus Ninive nebst mehr als 100 Tonnen Steinplatten mit Sculpturen sind bereits auf dem Wege nach England und man erwartet ihr Eintreffen im September.

Schön gesagt. Nach Beendigung einer theatralischen Vorstellung der Rachel auf dem Hamburger Theater verlangte das Publicum stürmisch die Marseillaise. Da trat der Künstlerin Bruder heraus mit den Worten: „Da Fräulein Rachel seit achtzehn Monaten krank ist, haben ihr die Aerzte die Marseillaise verboten.“ Man kann sich das homerische Gelächter des Publicums vorstellen.

Der Goldteufel ist besonders auch in Frankreich rege geworden. Die Zahl der nach Californien ausgewanderten Franzosen beläuft sich auf die Zahl von 50,000.

Nicolaus Lenau (Nimbsch von Strehlenau), den der Tod am 22. August von schwerem Leid erlös'te, wurde am 13. August 1802 zu Czatad im Banate geboren. Die Section der Leiche hat eine Wasseranhäufung in allen Gehirntheilen ergeben. Der Bildhauer Hirschhauter hat auf Veranlassung seines Freundes, Dr. Frankl, eine Todtenmaske von ihm abgenommen; derselbe ist auch mit einer Statuette des Verstorbenen beschäftigt. Seine berühmtesten Werke sind: „Gedichte, Neuere Gedichte, Polenlieder, Faust und Savonarola.“ Am 24. ward er, seinem früher ausgesprochenen Wunsche gemäß, in Waidling bei Klosterneuburg an der Donau beerdigt.

Wirkung des französischen Preßgesetzes. Ein halbliterarisches, ziemlich harmloses Witzblatt, la Silhouette, ist in Paris zuerst dem neuen Strafgesetz verfallen. Da es kein politisches Blatt ist, glaubte es des Stempels auf einem in demselben stückweise publicirten Roman enthoben zu sein und versäumte es, seine Blätter stempeln zu lassen. Das Stempelamt erklärte sogleich das Blatt der Strafe verfallen, welche nicht weniger als 150,000 Francs betrug und dem Blatte ein Ende machte.

Ein interessanter Tourist. Ein Nachrichter aus den Vereinigten Staaten befindet sich gegenwärtig in Paris, um das Guillotinesystem zu studiren und dann auch die verschiedenen andern Hinrichtungsarten in Europa kennen zu lernen.

An Banknoten coursiren in Preußen mit Darlehnscassenscheinen 34,000,000 Thlr.; in Baiern 8,000,000; in Sachsen (30. Novemb. 1849) 5,084,000 Thlr.; in Nassau 1,000,000 Gulden; in Braunschweig 1,000,000 Thlr.; in Anhalt-Dessau 2,500,000 Thlr.

Der dänische General Julius de Meza, welcher der Schlacht bei Idstädt eine für die Deutschen so unglückliche Wendung gab, ist der Sohn eines von Portugal nach Dänemark eingewanderten Juden und hat von der Pike auf einzig und allein durch Fähigkeiten sich bis zum General emporgeschwungen. Er ist noch Jude und will's bleiben.

Eine Brücke über den Niagarastrom zwischen Lewiston auf der amerikanischen und Queenston auf der kanadischen Seite ist in der Ausführung begriffen. Sie wird die längste in Einer Spannung sein, denn der Raum zwischen den Stützpfeilern wird 1042 Fuß betragen; die Höhe der Straße über dem Wasser wird 75, die Breite 19 Fuß sein und sie soll ein Gewicht von 800 Tonnen tragen können.

„Fallen seh' ich Zweig auf Zweige ꝛc.“ Die Zahl der Ritter und Inhaber des eisernen Kreuzes schmilzt immer mehr zusammen. Nach der diesjährigen Rang- und Quartierliste der preußischen Armee sind von eisernen Kreuzen 1. Classe nur noch 31, von 2. Classe nicht mehr als 363 vorhanden. Von solchen, die am weißen Bande getragen werden, nur noch drei. Auf die Generalität und Stabsoffiziere kommen 295 eiserne Kreuze.

Der Matrose Johann Lind, Sohn des Schulmeisters Hans Lind in Stockholm und Bruder der Jenny Lind, hat sich in England verheirathet. Er hatte seine Schwester seit mehreren Jahren nicht gesehen, als er sie zufällig in den Straßen von Liverpool traf. Er schlug eine Pension aus, welche ihm seine Schwester geben wollte. Johann Lind spricht mit Entzücken von Jenny, die seit ihrem sechzehnten Jahre für die Bedürfnisse ihrer Eltern gesorgt habe.

Der Verbrauch von Elfenbein in Sheffield, wo es jetzt zu Handgriffen für Messerschmiedewaaren benutzt wird, geht in's Ungeheure. Man braucht etwa 180 Tonnen hier, was, den Stoßzahn auf 9 Pfund im Durchschnitt geschätzt — einige wiegen 60—100 Pfund — etwa 45,000 Zähne voraussetzt. Nach dieser Berechnung müssen nur allein für Sheffield jährlich 22,500 Elephanten getödtet werden. Nimmt man jedoch an, daß einige Zähne von den Thieren abgeworfen werden, andere aber sterben, so muß man die Zahl der getödteten Elephanten immer noch auf 18,000 anschlagen.

Der sonderbare Verkaufsladen. In einem entlegenen finstern Winkel der City in London, dessen eigensinnig gewundene Gäßchen nie ein Fuhrwerk gesehn, gelangt man durch ein mächtiges, mit dem englischen Wappen geschmücktes Gitterthor in ein Gebäude von solchem verräucherten und mürrischen Aussehen, wie es nur Boz zu schildern versteht. Rechts davon ist ein Bierhaus, links ein Kohlengewölbe, die niedrige Decke der Hausflur erdröhnt von der Arbeit knarrender und seufzender Räder im obern Stockwerk. Rechter Hand tritt man in ein geräumiges

Waarenlager; zwei Ladentische, hinter jedem eine Frau, und die Repositorien, welche die Wände bedecken, mit weißen, kreuzförmig geschnürten Ballen gefüllt, die man für den ersten Augenblick für Leinwand halten möchte. Das ist die Commandite der großen Gesetzfabrik in Westminster, der Detailverkauf der echten und unverfälschten Parlamentsacten, Blatt für Blatt 1 Penny. Geben Sie mir das irische Subhastationsgesetz, sage ich, zweifelnd, ob die Verkäuferin den Artikel kennen wird. „Es giebt zwei, vom 14. August 1848 und 25. Juli 1849," lautete die Antwort so schnell und sicher, wie sie nur in der Marterkammer des dritten Examens gehört wurde. Von Ehrfurcht ergriffen — denn ich hatte immer nur von einer Acte gehört — zweifle ich jetzt an nichts mehr und frage weiter, nicht mehr mit dem Trotz des Käufers, sondern mit der Bescheidenheit eines lernbegierigen Scholaren: „Was enthält die zweite Acte, wenn's gefällt?" „Sie corrigirt einige Schnitzer (blunders) der ersten," antwortete der weibliche Index ungeduldig. — „Nun, so geben Sie mir beide." — Diese beiden Damen versehen England mit dem Texte seiner Gesetze, der in stenographischen Berichten nicht aufgenommen wird.

Jules Janin, der geistreiche Feuilletonist des Journal des Debats, hat bekanntlich nicht aufgehört, den Fall des Juli-Königthums zu bedauern. Wie Kalypso über die Abreise des vielgeprüften Odysseus ist er untröstlich über das Exil des greisen nun gestorbenen Bürgerkönigs und den Verlust der von ihm bezogenen Subvention. Ein witziger Mitarbeiter der „Presse," Eugène Pelleton, bemüht sich daher, ihm zu beweisen, daß seine Klagen ungegründet sind und daß die alten Zustände unter neuem Namen fortbestehen. „Die Einführung der Republik in Frankreich," sagt er, „hat nicht die mindeste Veränderung herbeigebracht. Wir haben bloß eine neue Idee unserm bisherigen Ideenvorrath hinzugefügt. Du bist hoffentlich ein guter Patriot, mein lieber Janin, um über eine neue Idee zu erschrecken. Wenn Du den Rauch betrachtest, der sich so anmuthig aus Deiner Cigarre schlängelt, so siehst Du alles, was von der Februarrevolution übrig geblieben ist. Du jammerst beständig über die Segnungen der Monarchie, deren wir beraubt worden, aber siehe Dich um, haben wir nicht dieselben Steuern, dieselben Präfecten, denselben Dupin mit seiner Glocke, dieselben Börsenmänner, dieselben Feuilletons und noch dazu ein Pferd, welches in einem Ballon aufsteigt? Haben wir nicht — bis wir die heilige Inquisition bekommen — eine Censur der Presse mit dem ehrwürdigen Vater Montalembert an der Spitze, welche zu den Journalisten sagt: Sie drucken Romane, meine Herrn, das ist unmoralisch; zahlen Sie uns aber eine Steuer davon und alles ist in bester Ordnung! — Bemerkst Du nicht, daß das alte Indulgenzenwesen wieder in vollster Blüthe steht? Sind die Kirchen nicht mit reumüthigen Voltaireanern angefüllt, deren Gebetbuch ein in Maroquin gebundenes Exemplar der „Pucelle" ist? Geh' in die Messe, lieber Janin, zum Erstenmale in Deinem Leben, um Dich an diesem Schauspiel zu erbauen."

Die chinesischen Edelleute haben das Recht, mit parfümirten Stöcken geprügelt zu werden. Als einmal ein Baron irrthümlich ohne Parfüm geprügelt worden war, ließ er sich noch einmal mit Parfüm prügeln und schnitt sich darauf den Bauch auf, weil das Erstemal seine Ehre verletzt worden war.

Die Marchese Ossoli. Am 19. Juli verunglückte das Schiff „Elisabeth" auf der Reise von Liverpool nach Newyork an der Küste von Long-Island, wobei ein Theil der Mannschaft und sämmtliche Passagiere umkamen. Unter letztern befand sich auch die Marchese Ossoli, die mit ihrem Gatten und Säugling nach ihrem Vaterlande zurückkehren wollte. In Cambridge (Staat Massachusetts) geboren hatte sie sich schon seit ihrer frühesten Jugend durch literarisches Talent ausgezeichnet. Vor vier Jahren ging sie nach Europa und hielt sich längere Zeit in Rom auf, aus welcher Stadt sie höchst interessante Berichte an ein Newyorker Journal (die Tribune) einsandte und wo sie sich auch verheirathete. Nach dem Mißlingen der italienischen Freiheitsbestrebungen, an welchen sie lebhaften Antheil nahm, bewog sie ihren Gemahl, sie nach Amerika zu begleiten, um, durch ein feindliches Geschick verfolgt, dicht am heimathlichen Gestade mit ihm den Tod in den Wellen zu finden.

Der neue Zeitungsstempel. Ein Pariser Blatt: „Corsaire," rächt sich über den neuen Stempel von vier Centimes, dem er unterworfen worden ist, durch folgendes Zwiegespräch: Schulknabe: „Großvater, sag' mir, was bedeutet dieses Ding da, welches der ersten Seite der Zeitung aufgedruckt ist?" Blinder Greis: „Sag' mir zuerst, wie es aussieht?" Sch.: „Es ist eine Frau darin abgebildet, welche eine schiefgestellte Wage in der Hand hält." Bl. Gr.: „Ah! das ist eine Krämerin mit falschem Gewicht." Sch.: „Aber sie hält in der rechten Hand ein Schwert und stellt sich als wolle sie sich damit den Hals abschneiden." Bl. Gr.: „Ja siehst Du, sie ist zum Tode verurtheilt und will sich selbst executiren." Sch.: „Aber hinter ihr steht ein Stein, wie man ihn auf dem Kirchhofe sieht." Bl. Gr.: „Der ist da, um sie zuzudecken, wenn sie todt ist." Sch.: „Aber unter diesem Stein heißt es: „Vier Centimes." Bl. Gr.: „Das will sagen, daß sie in ihrem Leben keine fünf Centimes werth war."

Fürst Metternich legt gegenwärtig die letzte Feder an seine in französischer Sprache verfaßten Memoiren. Er ist noch unentschlossen, ob er sie bei Lebzeiten herausgeben soll.

Das Petersburger Theaterjahr ist ein anderes als das Kalenderjahr; man rechnet nämlich von Eröffnung der Bühne nach Ostern bis zum Schlusse vor den großen Fasten. Das letzte Theaterjahr war eins der längsten; es umfaßte mehr als eilf Monate, indem es am 4. April des Jahres 1849 anfing und mit dem 7. März 1850 schloß. Die Thätigkeit auf allen Bühnen der Kaiserstadt war eine außerordentliche und der Besuch des Publicums gegen früher ein außergewöhnlich großer. Die Gesammtzahl der zum Ressort der kaiserlichen Theater gehörigen Personen beträgt nicht weniger als 2484. Einzeln betrachtet gehören hierzu 893 darstellende Künstler (374 männlichen und 519 weiblichen Geschlechts), 165 Zöglinge der Theaterschule (70 Knaben und 95 Mädchen), 571 Musiker (incl. 202 weiblichen Geschlechts), Choristen 85, Choristinnen 35 und sonstiges Personal 735 (475 männlichen und 260 weiblichen Geschlechts). Im deutschen Theater fanden die Stücke von Benedix und der Unvermeidlichen (Mad. Charlotte Birchpfeiffer) den meisten Anklang. Im russischen Theater erlangte das aus dem Französischen übersetzte Vaudeville: „Une fille terible" durch die ganz ausgezeichnete Darstellung Fräulein Samoilov's einen colossalen Beifall. Im französischen Theater glänzte Fräulein Plessy und Volnis; in der italienischen Oper Grisi, Frezzolini, Mario und Tamburini und im Ballet Fanny Elsler.

Närrische Dinge. Einige Tage nach der Verheirathung des Königs von Dänemark mit der Mamsell Rasmussen soll derselbe mit ihr einen unerwarteten Besuch bei seiner Stiefmutter, der Königin Carolina Amalia, gemacht haben und soll einen ähnlichen der ältern Königin, Witwe Friedrichs VI., zugedacht haben, die sich ihn aber energisch verbeten hat. Kopenhagen und vorzüglich die Damenwelt ist empört über diese Heirath. Alle Damen, die Zutritt bei Hofe haben, befürchten den Befehl, der Gräfin von Donner (gew. Mamsell Rasmussen) die Aufwartung zu machen. Die Furcht ist um so größer, als diese Dame erklärt haben soll, ihre größte Freude und ihr größter Stolz würde sein, wenn alle die Damen, die, als sie Putzmacherin war, zu ihren Kunden gehörten, jetzt ihr die Aufwartung machen würden. Die Entrüstung in den höhern Kreisen Kopenhagens soll groß und allgemein sein.

Literarisches. Frau Amalie Struve ernährt jetzt sich und ihren Mann vom Romanschreiben. Sie hat in kurzer

Zeit drei Bände „Humoristische Zeitbilder" vom Stapel laufen lassen, die sehr klar und correct und weniger radical, als man erwartet, geschrieben sein sollen.

*** Unter dem Titel: „Frauenloos," erscheint nächstens zu Königsberg ein Roman von Julie Burow. Die Verfasserin ist eine Schwester des berühmten Professor Burow in Königsberg und der Roman soll von hohem Interesse sein.

*** Wie wir hören, befindet sich das Manuscript von Lenau's „Don Juan" vollendet in den Händen der Erben des Dichters und soll nächstens von Anastasius Grün bei Cotta in Stuttgart im Drucke herausgegeben werden.

Aus der Theaterwelt. Der Bassist Formes, welcher als Mitglied der italienischen Oper in London während der verflossenen Saison mit vielem Erfolg aufgetreten ist, hat jetzt, wie wir hören, ein Engagement bei der Oper in Madrid angenommen.

*** Leipzig. Dem. Rachel hat auf unserer Bühne mit der ihr folgenden französischen Gesellschaft ihr Gastspiel mit die „Horacier" von Corneille bei erhöhten Preisen begonnen und vor einem reich besetzten Hause den großen Ruf gerechtfertigt, der ihr bereits Bahn durch ganz Deutschland gebrochen. — Ein Näheres über die große Künstlerin nach der zweiten Vorstellung, welche im Laufe dieser Tage stattfinden wird. — Ein neues einactiges Lustspiel von Puttlitz, „Das Herz vergessen," ging am 1. September vor einem Sonntagspublicum und in einer Actienvorstellung in Scene, wo es einen Beifall fand, den dieses äußerst fade Machwerk nicht verdient. Wenn man Herrn Puttlitz zu den bessern Lustspieldichtern der Neuzeit rechnet, dann steht es wirklich schlimm, sehr schlimm, denn dieses Stück ist so gehaltlos, so blaß und fadenscheinig, daß es wirklich Verschwendung wäre, sich mit einer Zergliederung und Aufzählung aller seiner Sündenböcke zu befassen.

*** In Berlin beabsichtigt neben dem des Dr. Cohnfeld auch der „Tänzer" Taglioni ein Theater zu errichten, so daß vielleicht im nächsten Sommer Berlin, das vormärzlich nur drei Theater hatte, deren vierzehn haben wird, da sich bis jetzt jenen drei schon acht oder neun beigesellt haben.

MODEN.

Paris, den 30. August 1850.

Die Eleganz der diesmaligen so reizenden Sommertoiletten mag hauptsächlich in den Stoffen und Farben sowie in dem gefälligen Schnitt liegen, aber sie wird auch durch die Putzwäsche bedingt, welcher die Mode daher die größte Sorgfall zuwendet. Die Unterkleider oder die Unterröcke, über denen unmittelbar das Kleid liegt, wählt man von Jaconet oder feinem Linon; auf ihnen bringt man gern einen einzigen breiten Volant oder Einsatzstreifen an, aber dieser muß fein bestickt und in Stufen abgenäht sein; auch muß der Besatz dieser Röcke wenigstens bis zur Kniehöhe reichen. Manche dieser Unterkleider garnirt man auf dem Vorderblatt in Schürzenform sowohl mit Stickerei als auch mit Volants von Spitzen. Ebenso ist die durchbrochene englische Stickerei sehr beliebt. Besonders schön kleidet diese Art Röcke zu einem offenen Morgenrocke von rosa Taffet, wie man sie in eleganten Badeorten des Morgens zu tragen pflegt; der Unterrock war von Batist und die Stickerei ganz durchbrochen gearbeitet. Die eben erwähnte ganz durchbrochene Stickerei, die entweder aus Schnürlöchern, welche dicht aneinander stehen, oder aus ineinander geschlungenen größern Löchern, oder aus durchbrochenen Rändern besteht, verwendet man ferner für kleine Herausschlagekragen und für Manschetten. Vergessen darf man indessen dabei nicht, daß diese Stickerei, wie üblich sie auch ist, doch unbedingt immer nur dem Negligé angehört. Solche Kragen und Manschetten machen sich recht gut, z. B. zu einem Oberrock von Zwillich, Nankin ɛc., aber zu einem seidenen Kleide oder zu einem Kleide von Jaconet oder Batist de laine wird bestickter Mull oder ein echter Spitzenkragen stets an seinem Platze bleiben. Die Jäckchen von Musselin, fein bestickt, die Leibchen aber ebenfalls von feinen weißen Stoffen, sind bei jungen Damen sehr beliebt. Es ist auch nicht zu verkennen, daß ein hübscher Rock von schottischem Taffet oder von farbig bedrucktem Barège stets sehr gut kleidet. Die neuen Chemisettes, welche jetzt zu den offenen Leibchen getragen werden, weichen von den vorherigen etwas ab, indem sie meist im Rücken geschlossen sind und sich um den Hals eine fingerbreite Spitze legt, aber vorn über der Brust befindet sich eine sehr feine und in reichen Mustern ausgeführte Stickerei. Seitdem die schon erwähnten Jäckchen getragen werden, sind auch die Canezous wieder sehr in die Mode gekommen, welche die verschiedensten Schnitte haben. Die allgemeine Form ist wie ein hohes Kleiderleibchen, das vorn in einer Spitze endigt und dem im Rücken ein kleines Schößchen angesetzt ist, welches zu beiden Seiten an der Hüfte abschneidet und lange oder kurze halbweite Aermel hat. Sehr modern sind von neuem die Fichus à la Marie Antoinette. Es sind dies nämlich Halstücher mit sehr langen Enden und einem ringsum laufenden Spitzenvolant. Die Enden dieses Halstuchs kreuzt man über der Brust und knüpft sie hinten in der Taille zu, so daß sie jedoch noch ein wenig herabhängen.

Die häufige Verwendung von Bändern dauert allerdings fort, doch müssen sie immer schön und schwer sein. Insbesondere zu Schürzen, die man zu weißen oder bunten Kleidern trägt, wird recht breites und schweres Band gewählt.

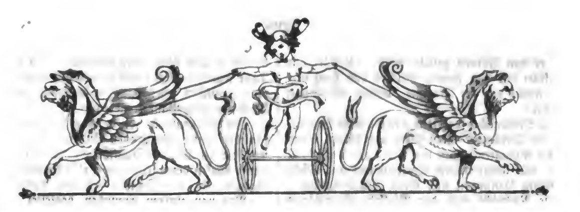
Die Kleider von Seide gewinnen wieder die Oberhand und in allen Modehandlungen liegen neue Seidenstoffe aus. Der Taffet bleibt in allen Farben gewiß in großer Gunst, sei es nun glasirter oder einfarbiger. Die schwarzen Seidenstoffe, sowohl glatt als satinirt, werden von den geschmackvollsten Damen immer noch gleich stark gesucht. Zum Ausputz dieser Kleider wird Spitze, Kettenstich- und Plattstichstickerei, sowie feine Posamentirarbeit durchaus bevorzugt, denn man hat zwar Bandgefältel versucht, aber nicht mit dem gehofften Erfolg. Man beginnt zu behaupten, daß viele Reihen schmaler Volants moderner seien als breite Volants; ist dies der Fall wirklich, so schließt es doch nicht aus, daß viele Damen zwei bis drei ganz breite, wenig reichliche Volants anbringen, nur müssen letztere, stets wie mehrere Röcke aussehend, übereinander fallen.

Stickereien jeder Art waren die Mode des Sommers und werden auch noch die Mode des Winters sein. Die hohen glatten Seidenkleider mit einer Platt- und Kettenstichstickerei in der so beliebten Schürzenform bekunden wenigstens noch heute den elegantesten Geschmack.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 37. 1) Hut von Brüsseler Stroh, mit gestreiftem Taffetband garnirt. Kleid und Jäckchen von feinem Musselin, durchaus tambourirt. 2) Anzug von Taffet. Kleid von gestreiftem Taffet; offnes Leibchen; Pagodenärmel; Rock mit zwei breiten ausgezackten Volants besetzt. Umschlagetuch von wollener Spitze.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 38. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Berglied.

(Für Therese.)

Steh' auf öder Bergeskuppe,
Schaue stumm hinab in's Thal,
Und in meiner Brust erwachet
Alter Groll und alte Qual.

Rauh wie diese Felsenblöcke,
Ausgedörrt vom tiefen Schmerz,
Wie die sturmzerzauste Tanne
Welk, gefühllos ist mein Herz.

Lehne Deinen warmen Busen
Mitleidsvoll an meine Brust,
Daß mein Herz noch einmal lodre
In der längst entwöhnten Lust.

Daß es einmal noch empfinde
Was in Blumendüften weht,
Was mit Sternenschrift am Himmel
Wunderbar geschrieben steht.

Laß noch einmal tief mich schauen
Dir in's fromme Aug' hinein,
Laß mich nur noch einmal selig,
Nur noch einmal glücklich sein.

Schlinge fester Deine Arme
Um das kalte Marmorbild,
Daß Dein Kuß wie neues Leben
Glühend durch die Adern quillt.

Daß die starre Eisesrinde
Vom erstorbnen Herzen fällt,
Daß es einmal noch umfange
Heiß in Dir die ganze Welt.

F. Marlow.

Katherine.

(Schluß.)

4.

Die Hochzeit.

All' mein Wissen ist, wir haben vergebens geliebt; all' mein Wissen ist: Lebewohl, Lebewohl. Byron.

Sie hatte ihn wieder erkannt, sie lag in seinen Armen und erzeigte ihm alle Liebe und Gastfreundschaft. Indeß nahm er auf der langen Tafel, aus Eichenholz gefertigt, das Mahl zu sich, welches ihm Katherine in aller Schnelle bereitet hatte. Sie bediente ihn dabei und blickte ihn an. Darauf schüttelte sie den Staub von seinen Kleidern ab.

Er galt ihr jetzt mehr als der geschätzte Fremde, der erwartete Reisende; es war ja ihr vielgeliebter Gatte, dessen Kleider sie ordnete, um ihn mit Stolz betrachten und vorstellen zu können.

Als er noch nicht der Ihre war, als Andere noch ihn ihr rauben konnten, wie oft hatte sie da nicht alle Mittel zu gefallen verwünscht.

Reizend will man den geliebten Gegenstand wissen, bewundern soll man ihn, man hebt aber,

wenn er von Andern geliebt wird. Erklärt mir es, erklärt mir das Feuer, welches das Herz verzehrt, nennt mir die Flamme, welche den Stern anzündet!

Die Stallknechte forderten eben ihr Glas Branntwein, die Bedienten ihren Wein und darauf baten auch die Kammermädchen um ihre Tasse Kaffee mit Milch, und lange ertönte Speisezimmer und Küche von ihrem Erstaunen und ihren Glückwünschen.

Die Nachricht von der Rückkehr Franzisco's gelangte gar bald durch die Kammermädchen in die Zimmer.

Ein jeder war nun seinerseits fertig, das Frühstück im Salon abzuwarten. Man begrüßte sich gegenseitig, schloß sein Herz auf, drückte einander die Hände und wünschte sich Glück zum Wiedersehen wie nach einer langen Trennung. Jedes Wort ist eine Schmeichelei, ein Echo von dem, was man am Abend vorher gesprochen. Während man nun auf sein neues Tagewerk dachte, wollte jeder doch auch den Reisenden sehen, welcher sich bereits von seiner Reise erholt hatte und nun in Begleitung seiner Braut hübsch geputzt und abgebürstet anlangte. Viele Leute vom Hause folgten ihnen.

Jeder ging mit einer feierlichen und festlichen Miene vorwärts. — Etwas verlegen, doch würdevoll trat Franzisco ein, erzählte schnell seine Reise und überreichte dem Grafen seine Papiere. Nachdem er sie gesehen und geprüft hatte, sprach er: „Alles richtig. Nun, Kinder, wollen wir gleich an die Hochzeit denken."

Die letzten Worte tönten unter der neugierigen Menschenmasse wieder; hüpfend und schreiend zerstreuten sie sich: „Zur Hochzeit! zur Hochzeit!"

In diesem Ausrufe fand ein jeder ein Glück. Für die Einen gab es Bonbons und Schmausereien, für die Andern Bänder und Tänze; für Katherine war Franzisco bestimmt, Katherine für Franzisco.

Unser Reisender fühlte wohl, daß er wieder angekommen war, obschon er sein Dörfchen noch nicht gesehen hatte.

Er betrat sein kleines Häuschen wieder. Der reine Fußboden, die geputzten Fenster und frischbegossenen Blumentöpfe überzeugten ihn, daß sie während seiner Abwesenheit hier gewesen sei und daß eine sorgsame Hausfrau und ein liebendes Weib seitdem hier gewirthschaftet habe.

Und dieses Weib sollte ja nun das seinige werden. Gleichwohl bedurfte es einiger Tage, um die Heirath bekannt zu machen und anzufragen, ob man nicht etwa etwas dagegen einzuwenden habe. Das konnte nicht sein, denn in der ganzen Umgegend würde es niemand gewagt haben, dieser lieben Verbindung ein Hinderniß in den Weg zu legen. Auf ihr ruhten ja Aller Wünsche. Und mit Sehnsucht erwartete man den Tag der Trauung, wie wenn man auf das jährliche Dorffest hofft.

Was man hofft, trifft bisweilen ein; bisweilen wird aus Liebe eine Heirath. — Die langen Tage waren endlich vorüber und auf einem Rasenplatze zwischen zwei Bäumen im Parke wurde das Orchester zum Balle angebracht.

Im Waffensaale wurde das Bündniß unterschrieben unter den großen Bildern der alten Ritter, die durch ihre Wahlsprüche die Verbindung treuer Wesen bezeugten. Zwei edle Familien waren zugegen, die den Schwur gehalten hatten.

Nur von einigen Freunden begleitet begaben sich die Verlobten zur Wohnung des Maire, um dort die bürgerliche Verbindung zu stiften, die am morgenden Tage mit größerm Prunk und Pracht von der Kirche geweiht und gesegnet werden sollte.

Sie waren auf dem Rückwege. Er hatte bei dem Namen Gatte gelächelt; sie war erröthet bei dem Worte Gattin; und um sich ihr Glück zu versichern, riefen sie einander lachend zu: „Mein Mann, mein Weib."

In demselben Augenblicke kam jemand schnell über den Hof gegangen.

„Aha!" sagte ein Bedienter, „es ist der Herr Maire, welcher seinen Besuch auf dem Schlosse machen will." Ja, er war es und trat eben in den Salon:

„Sie kommen, ihre Kinder zu verheirathen," sagte man zu ihm. Seine unentschiedene Antwort verlor sich unter den ersten Begrüßungen. Er sagte noch einige Worte, nahm dann den Grafen bei Seite und zeigte ihm einen so eben erhaltenen Brief aus dem Großherzogthum Toscana, worin man ihn benachrichtigte, daß ein Italiener, der sich gegenwärtig in seiner Mairie niedergelassen habe, im Begriff sei, eine Reise nach Florenz zu machen, um von dort Familiennachrichten einzuholen. Diese Papiere und einige Nachrichten, welche man nach seiner Abreise eingezogen, ließen vermuthen, daß dieser Mensch sich in Frankreich verehelichen wolle, und man halte sich daher verpflichtet, folgende Anzeigen über ihn zu geben:

„Franzisco Bagnoli wurde zu Florenz geboren und verheirathete sich in einem Alter von zwanzig Jahren mit einem Mädchen aus Lucca. Kurze Zeit darauf verließ sie ihn und ging mit einem neapolitanischen Räuber davon. Die Felouque, auf der sie fuhren, scheiterte an den Küsten Siciliens; es verbreitete sich das Gerücht von ihrem Tode, und da man während sieben Jahren nichts von ihr hörte, schien sich dies zu bestätigen. Da erschien plötzlich das Weib wieder. Unglück oder Gewissensbisse führten sie zu ihren Eltern zurück, bei denen sie sich jetzt noch aufhält und wegen ihrer Vergehungen, Abenteuer und Unglücksfälle ein unglückseliges Leben hinbringt. Ihr Gatte, ein ehrbarer und arbeitsamer Mann, ist seit mehreren Jahren abwesend, und da er seit dieser Zeit sich in seinem Lande nicht wieder hat sehen lassen, so kann es ihm unbekannt sein, daß seine Frau noch am Leben ist. Deshalb möchte es gut sein, ihn davon zu benachrichtigen."

Staunen und Schrecken erregte die unbegreifliche Nachricht und der ganze Salon wurde davon benachrichtigt. Man beschloß, den Italiener sogleich rufen zu lassen.

Als man ihn fragte, ob er schon einmal verheirathet gewesen sei, antwortete er Ja; seine unglückliche Gattin aber habe sich schlecht aufgeführt, habe ihn verlassen und sei todt.

„Wissen Sie das," sagte der Maire im ernsten Tone, „wissen Sie das gewiß?"

„Jedermann weiß es, wie ich," erwiederte der Fremde.

„Sie mußten es am besten wissen. Warum ließen Sie keine gerichtliche Untersuchung anstellen?"

„Ich vermied die Erinnerung an sie; ich schwebte stets in Furcht, es möchte dieses Weib aus dem Meere wieder aufsteigen und mich quälen."

„Sie haben zwei Weiber genommen, Sie sind der Bigamie schuldig und die Gerechtigkeit wird ein solch Verbrechen bestrafen. Sie sind in unser Vaterland gekommen und haben nicht einmal den Namen Ihres Weibes genannt."

„Ihren Namen! Er machte mich stets unglücklich, und jetzt noch, wo ich mich glücklich fühle, würde ich erschrecken. Doch ich weiß recht gut, sie lebt nicht mehr."

Lange Zeit war er so ruhig, so glücklich gewesen in dem Bewußtsein, daß seine Frau todt sei.

„Welche Gewißheit," fuhr der Maire fort, „welchen Beweis können Sie dafür geben?"

„Schreiben Sie nur in mein Vaterland, man wird Ihnen alle ihre Abenteuer berichten, von denen ich gar nicht sprechen mag."

„Und unglücklicherweise ist eben ein Brief angekommen, worin es heißt, daß Ihre Frau noch am Leben sei."

„Sie lebt! Das ist unmöglich! Von wem ist der Brief und wo kommt er her?"

„Von Florenz und er hat das Siegel des Magistrats von dieser Stadt. Sie sollen ihn lesen."

„Katherine mag ihn auch hören;" und er rief: „Katherine! Katherine!"

Das Mädchen hört auf die theure Stimme, aber der Ernst, welcher auf allen Gesichtern ruht, macht die ihrige verstummen und verwandelt ihre thörichte Freude in Schrecken.

Ein Glied aus der Familie, welches nahe bei ihr stand, sagte: „Arme Katherine, es bedeutet nichts, ängstige Dich nicht."

Man sieht nun wohl, daß alles wieder zurückgehen wird.

Darauf lassen sich Alle nieder; nur das junge Ehepaar bleibt im vordersten Kreise stehen. Alsbald begann der Maire:

„Ich habe Euch etwas mitzutheilen, was schreckliche Folgen nach sich ziehen kann. Höret denn."

Tiefes Schweigen herrscht nach diesen Worten, man hört das kleine Geräusch des Papiers, welches beim Oeffnen des Briefs verursacht wird. Er fängt an zu lesen. Das Brautpaar zittert, Aller Augen sind auf sie geheftet. Katherine sieht ihren Gatten an und hält seine Hand fest, gleichsam um gegen ein unbekanntes Unglück, das ihr zu drohen schien, Muth zu fassen. Als sie die Worte vernahm: „Er verheirathete sich in einem Alter von zwanzig Jahren," neigte sie ihr Haupt mit einem Ausdruck voll Schreck und Traurigkeit. Ihr Herz war verwundet durch den Gedanken, daß er ihr nicht sein ganzes Leben erzählt habe.

Man las weiter, die innern Aufregungen wurden immer heftiger, und als man an die Worte kam: „Das Weib kam wieder" und der Beweis dafür sich aus den übrigen Umständen ergab, da stand Franzisco bewegungslos und zerknirscht da, als ob ihn ein übernatürliches Ereigniß getroffen hätte. — Nie verursachte ein plötzlicher Tod so viel Schreck als diese Auferstehung.

Katherine stieß einen Schrei aus. Sie ergoß sich in Klagen und Vorwürfen. „Beruhigen Sie sich, mein Kind," sagte der Maire, „Sie können sich ja wieder scheiden lassen und haben ihre Freiheit wieder. Er aber, er trägt die Schuld, und wenn er nicht glücklich entkommt, so ist Gefängniß, Galeeren ... und," setzte er im Weggehen hinzu, „binnen einer Stunde, geben Sie Acht, wird man ihn verhaften."

„Verhaften! Gefängniß!! Galeeren!!" rief Franzisco. „Ich bin ja kein Dieb, kein Meuchelmörder! Soll ich ein Verbrecher sein, ohne zu wissen weshalb? Was habe ich denn gethan? ... Ich freute mich über den Tod jenes Weibes und Gott hat mich gestraft. Du, Katherine, Du wirst mir nicht fluchen!"

„Aber," sprach sie, „warum hast Du mich so hintergangen?"

„Weil ich mich selbst täuschte."

„Aber warum hast Du mir von jener nichts gesagt?"

„Weil sie schlecht war und Du warst brav."

„Du bist also wirklich schon verheirathet?"

„Wie diese hier sagen."

„Hattest schon ein anderes Weib?"

„Dich allein glaubte ich auf dieser Welt zu haben. Nun jene noch am Leben ist, muß ich sterben; da sie zurückgekehrt ist, frei und ruhig lebt, muß ich eingekerkert, verfolgt und entehrt mein Leben fristen. Ich werde nicht abreisen, werde nie abreisen. Ich könnte sie finden! ... Man soll mich verurtheilen."

Und er wollte bleiben in seiner Verzweiflung, hier wollte er sein Leben, sein Elend enden, um nur noch länger Katherinen sehen zu dürfen. Sie zerfloß in Thränen.

Dieser Auftritt erschütterte Aller Herzen, und um die Qual abzukürzen, wurde beschlossen, daß Franzisco auf der Stelle die Abreise antreten sollte.

Katherine stand bewegungslos und niedergeschlagen da; sie erhob ihr Haupt und ermunterte sich wieder. Die drohende Gefahr gab ihr den Muth zurück, den sie im Schmerze verloren hatte.

Bei einem unvermeidlichen Unglücke regt sich in Euch eine gewisse Erhabenheit, und zerschmettert es Euch nicht, so werdet Ihr dadurch erhoben.

Katherine machte selbst die nöthigen Sachen zu der grausamen Reise fertig.

Franzisco, vorher so aufgeregt, wird ruhig und duldsam, er, der vorher gegen sein Geschick kämpfte, giebt nun einem Worte nach, gehorcht einem einzigen Blicke; es waltet eine unwiderstehliche Macht; es bleibt keine Hoffnung mehr.

Sie sind zur Trennung bereit. Sie weinen, sehen einander an und liegen sich in den Armen.

Plötzlich entwindet er sich ihrer Umarmung, sagt ein herzzerreißendes Lebewohl und will sich entfernen. — Sie hält ihn noch einen Augenblick, nimmt die Halskette ab, welche sie zur Trauung umgehängt hatte, und spricht zu ihm: „Nimm das Gold mit Dir, es ist eine Brautkette; das alles ist mir unnütz; mir wird es nie an Unterhalt mangeln und ein Hochzeitgeschmeide werde ich nie mehr nöthig haben.

Ein Jahr war seit diesen Vorfällen verflossen. Weder von der Ebene, noch vom Gebirge her hatte man erfahren, welchen Weg der Fremde eingeschlagen habe.

Da kehrte ein Soldat aus Afrika zurück, und da er seinen Reisepaß unterzeichnen ließ, erzählte er, daß er hier das Dorf fände, wovon ihm sein Kamerad erzählt habe. — „Das war ein tüchtiger, ein braver Soldat!" sagte er. „Doch war er sehr traurig und hegte stets eine Neigung zum Selbstmorde. Am ersten Tage, als wir an's Land stiegen und der Marsch weiter ging, rief er aus: „Ich werde glücklich sein!" Zwölf Schritte von uns sah ich ihn fallen. Die Kugel eines Beduinen hatte ihm den Kopf zerschmettert. — Nun sagte man zu dem Soldaten: setzt Eure Reise weiter fort, erzählt diese Geschichte nicht in unserm Lande."

Eben kam Katherine und trug, wie andere Male, einen Krug Wasser auf dem Kopfe.

Die mannigfachen Beschäftigungen schienen sie etwas ruhiger gestimmt zu haben. In ihrer Frömmigkeit hatte sie die Hoffnung einer glücklichmachenden Liebe gefunden; doch auf dieser Welt rechnete sie nicht mehr darauf. Und mit ihm, den sie Gatten genannt, war auch ihre frische Farbe, ihre muntere Stimme und des Mädchens Fröhlichkeit dahingeschwunden.

Der Hände- und Fünffinger-Streit.

Capriccio
von
Theodor Drobisch.

Der italienische Dichter Bigi fertigte ein lateinisches Gedicht auf die Trüffeln und ein anderes auf den Hanf; Swift schrieb Betrachtungen über einen Besenstiel und Johnson über einen Pudding.

Ich stellte Betrachtungen über die Hände und deren Finger an und habe gefunden, daß Liebende nicht nur mit den Augen, sondern auch mit den Händen sprechen können. Ein sanfter Händedruck ist der Verräther des Herzens und sagt mehr als manch Gedicht, denn hier begeben sich die Herzen in die Finger und jeder Finger wird eine Zunge.

Wenn der Mund nicht der Geliebten nahe kommen kann, so wirft die Hand ihr Küsse zu. Welch reiche Sprache, wenn eine Hand die andere zum Munde führt, um einen Kuß zu empfangen. Höflichkeit, Ehrfurcht, Dankbarkeit oder Liebe geben sich kund. Zwei gefaltene Hände beten; zwei Hände, die sich reiben, bezeigen Ungeduld, zwei in einanderschlagende Hände spenden Beifall. — Kennt Ihr das Symbol der Treue? Es sind zwei Hände, die sich fest halten. Die gekrümmte Hand erbittet sich ein Almosen, die Hand auf das Herz gelegt betheuert, — die Hand an der Stirn denkt und die Hand hinterm Ohr äußert Bedenklichkeiten.

Wie aber kommt die linke Hand dazu, daß sie so zurückgesetzt wird? Sie bekommt nicht die geringste Erziehung, während ihre Schwester, Fräulein Rechthand, Unterricht im Schreiben, Zeichnen, Nähen und Sticken erhält. Nicht einmal ein Löffel Suppe wird ihr gegönnt. Zuweilen wird Fräulein Linkhand herbeigerufen, aber nur dann, wenn dringender Beistand nöthig ist. So hat die Arme nur deshalb das Clavierspiel lernen müssen, um ihre Schwester zu accompagniren.

Seht nur, wie sich Fräulein Rechthand brüstet, wenn sie behauptet, daß Redlichkeit und Treue nur von ihrem Einschlag abhängt, und zu behaupten wagt, daß nur sie einem Geliebten am Altare den Schwur der Treue leisten könne. Fräulein Linkhand redet gerade vom Herzen weg und doch gab es ehrwürdige Richterstühle, die bloß den Schwur ihrer Schwester für gültig anerkannten. Wenn es Ohrfeigen setzt, bleibt Fräulein Linkhand gänzlich aus dem Spiele, aber im Gebet zu Gott vereinigt sie sich mit ihrer Schwester. Es geschah ihr offenbar Unrecht.

Ruhe! Ruhe! — Was giebt's? — Die fünf Finger der Hand sind in's Handgemenge gerathen, jeder will der Erste, der Bevorzugte sein, sie liegen in Fehde wie dereinst die Familien Montechi und Capuletti, wie die Häuser York und Lankaster.

Ich bin der Primus! schrie der Daum, ich bin der Vorsteher und mit einer Corpulenz begabt, die schon mein Uebergewicht erkennen läßt. Ich gab Anlaß zum Mährchen vom kleinen Däumling und wenn man im Leben etwas nachdrücklich bezeichnen will, so sagt man: ich habe ihm den Daumen auf's Auge gedrückt.

Schweig! Du hast ja nur zwei Glieder, ließ sich der Zeigefinger vernehmen. Ich, ich bin das Oberhaupt der Fünfe. Ohne mich käme der Held

um manche Geberde. Ich zeige, ich gebiete, ich winke, ich drücke das Gewehr ab, ich poche an und aus diesen Gründen poche ich auf mein Recht. Ich wende beim Lesen das Blatt um, ich bin der Träger der großen goldenen Siegelringe und schon die Alten erwählten mich als denjenigen Finger, den die Göttin des Schweigens auf den Mund legt.

Halt ein mit deiner Rede! entgegnete stolz der Mittelfinger; ich bin der Größte unter Euch und überrage dich um einen halben Zoll, deswegen gebührt mir allein der Zoll der Verehrung. Ihr Beide wäret ja nicht im Stande, eine Feder oder einen Pinsel zu halten, wenn ich mich nicht in's Mittel schlüge. Wenn etwas gepfeffert oder gesalzen wird, so muß ich dabei sein. Ohne mich könnte ja vor Gericht kein Schwur in rechtsgültiger Form geleistet und kein Segen ertheilt werden.

Geld regiert die Welt! riefen ergrimmt Daum und Zeigefinger. Zum Zählen des Geldes sowie zur Führung der Nähnadel sind wir allein bestimmt.

Ich, begann der Mittelfinger, trage den Fingerhut, öfters gar von Silber und Gold. Mit diesem Helme werde ich gleichsam zum Ritter geschlagen.

Durch meine Wenigkeit wird gepfiffen, schrie der Zeigefinger. Ihr andern seid Dickköpfe, ich bin der alleinige Spitzkopf.

Der Daum erinnerte sich des Geldzählens und begann mit Stolz: Ich stoße das Geld ab und wer es bis zum Geldabstoßen gebracht ab, der kann wohl etwas gelten.

Ruhig und mit Würde erhob sich jetzt der Goldfinger und sprach: Euer Streit dünkt mir höchst lächerlich. Eure Nerven und Sehnen gehen höchstens bis zum Handgeleuk, ich aber, der Goldsohn, stehe mit dem Herzen in Verbindung. Wenn Ihr einmal einen Ring bekommt, so geschieht es in der Stille, ich aber werde in der Kirche, am Altar gekrönt. Daum und Zeigefinger knöpfen nur Röcke und Westen zu, ich aber knüpfe Hymens Bande, ich verbinde die Herzen für hier und den Himmel.

Daum und Zeigefinger schlugen ein Schnippchen, um dadurch ihren Hohn und ihre Verachtung auszudrücken, als plötzlich der kleine Finger überlaut zu lachen begann.

Schweig, du Schatten einer Null! du unmündiger Frischling! du fünftes Rad am Wagen, rief erbost der Daum. Schweig, du hast hier gar keine Stimme, denn du stehst im letzten Gliede.

Oho! begann der kleine Finger mit Discantstimme, wie könnten denn die Herren Claviervirtuosen solche Sprünge machen, wenn ich nicht wäre?

Silentium! brüllten die vier Vorgänger und der Daum nahm wiederum das Wort, indem er auseinandersetzte, daß schon in der gewöhnlichen Redensart: „den kleinen Finger meiner Hand wollt' ich darum geben!“ eine Geringschätzung enthalten sei.

Der Geschmähte lachte abermals und sprach zum Daum: Du rühmtest dich, daß man dich zum Geldzählen gebrauche, ich aber streiche das Geld ein, und wenn wir Finger das Ministerium bilden, so bin ich der Finanzminister.

Ministerium? ertönte es von den andern, indem sie sich alle Vier stolz emporhoben. Platz da! schrie der Daum zum Zeigefinger, der eben Rübchen schaben wollte, Platz! Ich stehe allein und getrennt von Euch, ich regiere von außen, ich bin der Minister der auswärtigen Angelegenheiten und mein Nagel hat schon manches auf den Kopf getroffen.

Da erhob sich der Zeigefinger und sprach: Ich zeige, ich gebiete, ich gebe Fingerzeige und poche an — ich bin der Polizeiminister.

Respect! ließ sich der dritte Finger vernehmen, indem er sich aus der Mitte erhob, „Außendinge sind nur die Farbe des Geistes, die können mir nichts anhaben —“ ich bin der Minister des Innern.

Mit erhobener Stimme proclamirte sich der Goldfinger zum Cultusminister und stand im Begriff, sich mit dem Finanzminister Kleinfinger in spitzfindige Streitigkeiten einzulassen, als sich plötzlich der Minister des Innern und der Polizeiminister gegenseitig auf die Nägel klopften. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der seinen Collegen nicht durch die Finger sehen wollte, drängte sich auch herbei, es entstand eine allgemeine Verwirrung, die fünf Finger ballten sich zu einer Faust, die Faust schlug auf den Tisch und rief mit Donnerstimme: Ruhe! denn ich — bin der Kriegsminister.

Feuilleton.

An allen meinen Leiden ist nur die Liebe schuld. Eine öffentliche Gerichtsverhandlung in Klosterneuburg zog dieser Tage eine Menge Neugieriger aus Wien herbei, da sie den allgemein bekannten Lottocollecteur Sothen oder vielmehr eine Liebesgeschichte seiner Tochter Henriette betraf. Dieses Fräulein, nicht ganz funfzehn Jahre alt, hatte eine Liaison mit einem k. k. Beamten, zog es aber nach einiger Zeit vor, ihr Herz an einen Handlungscommis zu verschenken, mit welcher Sinnesveränderung ihr Papa auch vollkommen einverstanden war. Da aber der Beamtete von dem Gegenstande seiner Neigung trotz wiederholter Abweisungen nicht lassen konnte oder wollte, beschloß man in der Familie Sothen's, dem unglücklichen Liebhaber seine Leidenschaft mit dem Stocke auszutreiben; gesagt — gethan! Der zärtliche Schäfer wurde sehr prosaisch durchgeprügelt und stand nun als Kläger vor Gericht. Den größten Theil der Verhandlungen, die von 9 Uhr Morgens bis gegen Abend dauerten, nahm die Vorlesung äußerst drolliger Liebesbriefe Henriettens an den Beamteten ein und erregte bei dem zahlreich versammelten Publicum große Heiterkeit. Endlich hatte der Kläger die Satisfaction, außer dem großartigen Scandale, den er der Familie Sothen bereitete, den begünstigten

Nebenbuhler seiner ci-devant Flamme, mit dessen Helfershelfern, die ihn durchgeprügelt hatten, zu mehrtägiger Gefängnißstrafe verurtheilt zu sehen. Eben so hatte er auch das Mitleid des Publicums auf seiner Seite.

Herzogs Befehl. Der Herzog von Wellington hat vor einiger Zeit verschiedene Verordnungen erlassen, durch welche an die englischen Officiere in wissenschaftlicher Hinsicht höhere Anforderungen als bisher gestellt werden. Diese Bestimmung soll der Ausfluß des Aergers sein, welchen der alte Feldmarschall empfand, als er auf einem an ihn gerichteten Briefe die Aufschrift: „Feeld-Martial (für Field-Marshal) the Duke of Wellington" las. Besagter Officier gehörte noch dazu einem „crack regiment" (höchst patenten Regimente) an.

Die Stockprügel, die in Oesterreich im Jahre 1848 ganz abgeschafft waren, leben dort wieder auf. Am Geburtstage des Kaisers wurden in Pesth siebzehn Personen damit regalirt, weil sie im Theater eine Katzenmusik anstimmten, als man auf den Kaiser ein Lebehoch ausbrachte.

Die sterblichen Ueberreste des Exkönigs der Franzosen sind von vier Särgen umschlossen. Der erste, in welchem die Leiche ruht, besteht aus Mahagonyholz und ist mit weißem Atlas ausgeschlagen. Der zweite besteht aus Blei, den wieder einer aus Mahagony umgiebt. Der vierte, aus demselbem Material gemacht, ist mit schwarzem, reich verziertem Sammet überzogen. Die Griffe sind aus demselben Metall und an beiden Enden sieht man das Wappen des Hauses Orleans in Basrelief. Der Sarg trägt die Inschrift:

Louis Philippe
Roi des Français.
Né à Paris
Le 6. Octbr. 1773,
Mort à Claremont
(Comté de Surrey, Angleterre)
Le 26. Août 1850.

Die preußische Bibelgesellschaft hat im Jahre 1849 13,187 Bibeln und 389 Neue Testamente, im Ganzen seit ihrer Stiftung, also in 36 Jahren, 342,310 Bibeln und 64,746 Neue Testamente vertheilt.

Was lange währt, wird gut. In Costa Rica hat soeben in den Angelegenheiten eines im Jahre 1810 stattgefundenen Bankerotts die Dividende ihre Erledigung gefunden — 1 Penny auf's Pfund.

Als jüngst der Prinz von Preußen, von Frankfurt kommend, die Stufen zum Wartesaale auf der baden'schen Eisenbahn in Heidelberg hinaufstieg, trat ihm ein Reisender entgegen, ein Schweizer aus dem Canton Bern, der in einer Hand sein Reisekäppchen und in der andern seinen Paletot trug. Der Schweizer redete den Prinzen französisch an und sagte ihm, Preußen genieße bereits die größte Achtung in der Schweiz und er würde nur ein Wort auszusprechen haben, um sich vollends die Sympathie aller Schweizer zu erwerben. Der Prinz fragte: Und welches wäre dieses Wort? „Renonciation" (auf Neuenburg), antwortete der Schweizer. „Vous n'entendrez jamais ce mot-là!" sagte der Prinz trocken und ging in den Saal.

Die Badegäste im Zuchthaus. Im Bad Ems war im Laufe dieses Sommers die Ueberfüllung und der Andrang so stark, daß den Gästen das Zuchthaus zum Logis eingeräumt wurde.

Hier schreite das Gericht ein. In neuerer Zeit ist es mehrfach vorgekommen, daß in der Leipziger Zeitung und andern Blättern Verlobungs-Anzeigen bekannt gemacht wurden, welche die Erfindung eines müßigen Kopfes waren und widerrufen werden mußten. Natürlich waren hier Personen vereinigt, die große Contraste bildeten und nur Gelächter hervorriefen. Daß dadurch besonders die betreffende Dame compromittirt wird, liegt auf der Hand, und um solchen Nichtswürdigkeiten Schloß und Riegel anzulegen, wäre es ganz in der Ordnung, wenn an Ort und Stelle dergleichen Anzeigen nur dann von der Redaction angenommen würden, wenn der Einsender derselben bekannt oder solcher sich hinlänglich legitimirt. Anzeigen von auswärts müßten mit gerichtlicher Beglaubigung versehen sein, was freilich etwas weitläuftig erscheint, aber der beste Weg wäre, solchem Treiben ein Ziel zu setzen, denn uns ist ein Fall bekannt, wo eine auf diese Art compromittirte Dame sich so alterirte, daß ein hitziges Fieber sie fast dem Tode nahe brachte.

Das californische Gold hat den abenteuerlichsten Projecten Thor und Thür geöffnet. In Paris ist diese Speculationswuth so arg geworden, daß großartige Actiengesellschaften entstanden sind, die nicht auf die Ausbeutung californischer Goldminen, sondern auf die der Goldminer ihre Pläne gerichtet haben. Um nur ein Beispiel anzuführen, so hat ein Schneidermeister eine Actiengesellschaft gegründet, welche in Californien die Vortheile einer Maschine verwerthen will, welche von ihm zu dem Zwecke erfunden, um ganze Kleidungsstücke allein durch mechanische Kraft herzustellen. Es sind vierzehn solcher Gesellschaften in Paris entstanden, von denen, nach einer glaubwürdigen Mittheilung, nur eine als solid bezeichnet werden kann. Auch in Deutschland halten sich Agenten dieser Gesellschaft auf und suchen durch Vorspiegelungen von großen Gewinnen gegen Einzahlung von 10 Francs das Publicum zu prellen.

Zum Leichenbegängniß der jetzt verstorbenen Schwester des Sultans in Constantinopel wurde auch Herr Karabet Duz geladen, der erste Christ, der an einer religiösen Ceremonie der Muhamedaner Antheil zu nehmen berufen ward. Dieser Act der Toleranz brachte die Strenggläubigen in Aufregung, charakterisirt jedoch zur Genüge den Geist des Fortschritts, der die Regierung beseelt.

Fortuna's Launen. Das Haus: Gebrüder Schickler und Comp. in Berlin hat in diesem Jahre bei der Hamburger Staats-Prämien-Anleihe zum Drittenmale in vier Ziehungen die Prämie von 120,000 Mark Banco gewonnen.

Ein heldenmüthiges Weib. Der berüchtigte Räuber Georg Gabor, der aus der Komorner Festung entsprang und seitdem im Walde bei Keletsenyi sich aufhielt, von wo aus er die Gegend beunruhigte, ward von Gendarmen verfolgt und erreicht. Von allen Seiten umzingelt leistete er und sein Weib entschlossenen Widerstand. Letztere trieb die Todesverachtung so weit, daß sie die ihrem Manne gegoltenen Kugeln dadurch auffing, daß sie sich vor ihren Mann hinstellte und so für ihn in den Tod ging. Dem Räuber gelang es dadurch zu entweichen.

In Berlin ist jüngst auch ein Hund mit allen Symptomen der Cholera gestorben.

Die letzten Worte Ludwig Philipp's, welcher bis zum letzten Athem Herr seiner geistigen Fähigkeiten blieb, waren folgende: „Sagen Sie ihnen, mein Herr, daß die Eintracht, welche ich mich bemühte unter allen Prinzen meiner Familie zu erhalten und welche hoffentlich mich überleben wird, sagen Sie ihnen, daß diese Einigung das Sinnbild der unauflöslichen Uebereinstimmung sei, welche der gesellschaftlichen Auflösung gegenüber unter allen ehrenhaften Leuten herrschen muß, was immer ihre Fahne auch sein mag. Denn ach! die gesellschaftliche Auflösung hat ihre Partei."

Englische Hofetiquette. Mr. M..., ein tapferer Marineofficier und Verfasser einiger Reisewerke, kehrte jüngst aus Ostindien nach London zurück. Zum Willkommen findet er am ersten Morgen sich und seine Bücher rühmlich

erwähnt. Kaum vergehen zwei Tage, so erhält er vom Grand Chamberlain ein Schreiben mit der Einladung, besser mit dem Befehl Ihrer Majestät der Königin, nächsten Abend in Windsor zum Diner zu erscheinen. Mit Vergnügen, denkt Mr. M..., mit Verdruß jedoch bemerkt er, daß Herr Polonius nicht vergessen hatte, ihm das Costume höchst umständlich vorzuschreiben; er fährt mit Dampf zum Schneider, bestellt Hofkleidung, erhält sie binnen 16 Stunden und gelangt noch zur rechten Zeit nach Schloß Windsor. Auf den Treppen stehen von einem Absatz zum andern die langen Hofdiener in krebsrothen Röcken, steif ausgestreckt, wie hölzerne Wegweiser mit dem Zeigefinger auf die verschiedenen Thüren zeigend, die er zu passiren hat. Durch eine Reihe solcher lebendiger Grenzsteine gelangte er endlich in einen Salon, in welchem eine kleine Gruppe anderer Tafelgäste mit verhaltenem Athem die Köpfe zusammengesteckt. Nach einer halben Stunde öffnet sich eine Flügelthür, heraus schreitet wie der Geist im Hamlet, den Amtsstab im Arm, der Ceremonienmeister; hinter ihm, an Prinz Albert's Arm, schwebt die Königin, ohne ihre Gäste anzublicken, gerade durch den Saal in das Bankettzimmer. Lautlos folgen die Geladenen, und wieder streckt der Ceremonienmeister mit einem Gesicht, wie es Nelson machte, als er ausrief: „England erwartet, daß jeder seine Pflicht thue!" den Zeigefinger aus und weis't ihnen die Sitze an.

Aus dem anstoßenden Saal rauscht Regimentsmusik. Suppe, Fisch und Fleisch kommen und gehen, Messer und Gabeln klingen im Tact, aber die Zungen bleiben gebannt. Ihre Maj. erhebt sich. — Ihre Maj. geht. — Prinz Albert benutzt rasch diese Gelegenheit, um mit einem Gaste über die Ruinen von Ninive zu sprechen. Das Eis scheint gebrochen. — O, der Täuschung! — Man winkt zum Kaffee. Wieder feierliche Stille, wie während einer Pause im Gottesdienst. Man nippt und sieht — von weitem die Königin an. Mr. M... sehnte sich nach den Ruinen von Ninive, um nur wieder einen menschlichen Laut zu hören, und wartet ungeduldig auf irgend ein Signal zum Aufbruch. Da schreitet der Ceremonienmeister langsam auf ihn zu und flüstert: „Ihre Maj. befiehlt, daß Sie vorgestellt werden." Mr. M... nähert sich Ihrer Maj., beugt ein Knie, haucht einen unterthänigen Kuß auf die Hand der Königin — feierliche Stille! — die Vorstellung ist vorüber. —

Wieder vergeht eine bange halbe Stunde, während welcher die Gäste in gemessener Entfernung von der Königin, die man ohne besondere Aufforderung nicht anreden darf, schüchtern mit einander zu flüstern wagen. Zum Letztenmale endlich naht sich Polonius dem Seemann und mit den Worten: „Ihre Maj. befiehlt, daß Sie eine Unterhaltung mit ihr anknüpfen," geleitet er ihn nach einer alkovenartigen Vertiefung des Saales. — Die Unterhaltung dauert volle zehn Minuten und Mr. M... bemerkt zu seinem freudigen Erstaunen nicht nur, daß Königin Victoria eben so einfach und natürlich wie irgend eine andere Dame Englands zu reden weiß, sondern daß sie mit Geist und Verständniß spricht, ja, daß sie sein jüngstes Buch über den Orient gelesen hat. Mr. M... gesteht, daß ihn die Liebenswürdigkeit seiner Königin für die gräßliche Langeweile voller zwei Stunden hinreichend entschädigt hat.

Glück zu! Ein Herr Dumont beabsichtigt, dem Präsidenten der Republik Frankreich den Plan zu einem großartigen Unternehmen der elektrischen Telegraphie vorzulegen. Herr Dumont will durch eine Gesellschaft 150 telegraphische Bureaux für Paris und die Vorstädte errichten, vermittelst deren alle Welt gegen ein Honorar von fünf Sous für eine begrenzte Anzahl von Worten mit den entferntesten Theilen von Paris correspondiren kann. Die Leitungsdrähte würden unter der Erde angebracht und so combinirt sein, daß keine Störung oder Verwirrung möglich ist. Dumont macht in seinem Schreiben an den Präsidenten unter andern auch auf die Wichtigkeit dieser Einrichtung für die Polizei aufmerksam.

Die Vertheilung der Menschenracen. Nach einer in England erschienenen Schrift eines Dr. Pickering sind die verschiedenen Menschenracen auf der Erde folgendermaßen vertheilt:

Weiße Race .	350,000,000.
Mongolische Race	300,000,000.
Malayische „	120,000,000.
Telingische „	60,000,000.
Neger= „	55,000,000.
Aethiopische „	5,000,000.
Abyssinische „	3,000,000.
Papuanische „	3,000,000.
Negrillos= „	3,000,000.
Australische „	500,000.
Hottentottische „	500,000.

Die Künstler in München beabsichtigen in Verbindung mit den Innungen bei Gelegenheit der Einweihung der colossalen Bronzestatue, die Bavaria darstellend, zu Anfang Octobers einen Festzug zu veranstalten und dem König Ludwig ein kunstvolles, in seiner Art einziges Album zu überreichen, wozu auch viele deutsche Künstler außerhalb Baierns Beiträge senden werden. An dem Tische, bestimmt es darauf niederzulegen, ein wahres Prachtwerk, arbeiten alle den Künsten verwandten Gewerke Münchens.

Der treue Diener seines Herrn. Durch die meisten deutschen Blätter geht jetzt die Notiz, daß sich während des Legitimistencongresses in Wiesbaden auch der Kammerdiener Ludwig's XVI., Cléry, daselbst befinde. Dieser treue Diener des unglücklichen Monarchen ist längst todt und liegt auf dem Hietzinger Kirchhofe unter folgender Grabschrift begraben: Ci-gît Cléry, dernier Serviteur de Louis XVI. † 27. Mai 1809.

Mehrere französische Blätter hatten jüngst eine dem Museum Clunny durch einen Capitän Petit gemachte Schenkung von ein paar eisernen Feuerböcken aus dem funfzehnten Jahrhundert in zwei Eisenbahnen umgewandelt, indem sie statt Chenets de fer — Chemins de fer druckten.

Aus Nordschottland wird gemeldet, daß man dort 1826 keinen so trockenen Sommer wie den diesjährigen gehabt hätte. Da in England wie in Deutschland der Sommer mehr gewitterhaft und regnerisch war, so möchte es sich fragen lassen, wo die Scheidungslinie beider Witterungsarten war.

Wir müssen dagegen protestiren. In der neuen Oderzeitung befindet sich ein hämischer Angriff auf den Fürsten Felix von Hohenlohe-Oehringen, unter dessen Oberleitung zu Frankfurt a. M. der Verein zum Schutz für vaterländische Arbeit besteht. Es sagt dieser Artikel: „Genannter Fürst bekomme für diese Stellung, wo er nichts thue, einen jährlichen Gehalt von 5000 Gulden." Der Correspondent hätte sich erst besser von der Sache unterrichten sollen. Wohl hat man dem Fürsten gedachte Summe ausgesetzt, er bekommt sie, er quittirt darüber, weist sie aber gleich nach Empfang gegen Quittung zum Besten des Vereins an und verzichtet somit nicht nur auf diesen ihm zugewiesenen Gehalt, sondern auch noch auf sämmtliche Gelder, die er von Rechtswegen an Diäten, Portoauslagen u. s. w. liquidiren könnte und wenigstens die Höhe von 2000 Gulden erreichen würden. Der Verein selbst hat diese Lüge mit Entrüstung vernommen, welche um so bedauerlicher, da ihr Präsident uneigennützig alle Kräfte zur Hebung und Förderung desselben aufbietet.

Literarisches. Eine der reichsten und vollständigsten naturwissenschaftlichen Privatbibliotheken Deutschlands, die von dem verstorbenen Dr. J. M. W. Baumann in Trebsen (bei Leipzig) gesammelt, muß jetzt das Schicksal so vieler anderer Büchersammlungen, das Schicksal der öffentlichen Versteigerung theilen. Der Verkauf findet am 16. Sept. d. J. in dem T. O. Weigel'schen Auctionslocale statt.

⁂ In Rußland erscheinen gegenwärtig 154 periodische Schriften, davon in Petersburg 64, in Moskau 13,

in Odessa 5, in den deutschen Provinzen 22, in den übrigen Theilen des Reichs 50. Der Sprache nach befinden sich darunter 108 russische, 29 deutsche, 8 französische, 1 italienische, 5 polnische und 3 lettische Zeitschriften.

Aus der Theaterwelt. Der Gesammtbetrag der reinen Einnahme, welchen die Vorstellungen der Dem. Rachel in Berlin ergeben haben, beläuft sich auf die Summe von 15,000 Thaler.

*** In Berlin haben sich die Schauspieler Herr Döring und Hendrichs, sowie Frau Hoppé vereinigt, um im nächsten Frühjahr mit einer Schauspielergesellschaft nach England zu gehen und dort deutsche Dramen zur Aufführung zu bringen. Man will dazu namentlich Werke von Goethe nehmen und gleichsam als Ballast Michel-Beers „Struensee" daneben setzen. Herr Deetz vom Stadttheater zu Königsberg wird sich dem Unternehmen anschließen. Die Unterhandlungen sind bereits dafür eingeleitet.

*** Alexander Dumas hat der Theaterdirection zu Berlin den Antrag gestellt, daß er mit einer Schauspielergesellschaft dort fortlaufende Theatervorstellungen geben wolle, wenn man die von ihm gestellten Bedingungen erfülle. Diese bestehen in freiem Hause, freier Bedienung und freier Beleuchtung. Da bis zum März 1848 die französische Theatergesellschaft, die in Berlin Vorstellungen gab, außer obigen Gewährungen noch einen jährlichen Baarzuschuß von 15,000 Thalern bekam, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß man auf den Antrag eingeht, besonders da man voraussetzt, daß er sich nicht mit nichtssagenden Figuren umgeben wird.

Humoralia. Vor kurzem wurde bei einem Kreisamte in Niederösterreich ein Beamter wegen seines vorgerückten Alters von 60 Jahren in den Ruhestand versetzt und seine Stelle einem andern von 69 Jahren übergeben.

Curiosum. Von sechs Monarchen Frankreichs seit Ludwig XVI. sind zwei in der Verbannung gestorben, Carl X. und Louis Philipp; einer in der Gefangenschaft, Napoleon; einer auf dem Schafott, Ludwig XVI., und einer an den Folgen seiner Ausschweifungen, Ludwig XV.

MODEN.

Paris, den 6. September 1850.

Nach allem zu urtheilen, was in den Officinen der Mode vorgeht, wird man in der nächsten Jahreszeit außer den Seidenstoffen auch feine wollene Stoffe tragen, unter denen der feine einfarbige Cachemir jedenfalls einen hohen Rang einnimmt. Noch ehe der Herbst gekommen ist, sind bereits alle leichten Sommergewebe für die Promenade verschwunden und an deren Stelle sehen wir in diesem Augenblicke viel brochirte Seidenstoffe. Die eleganten Oberröcke, welche so eben gefertigt werden, sind meist von einfarbigem oder schinirtem Taffet. In Bezug auf die Form ist zunächst das offene Leibchen zu erwähnen; der Rock hat einen Schürzenbesatz und ist entweder mit schmalen ausgeschlagenen Volants oder auch mit feiner Posamentierarbeit verziert. In gleicher Weise wie der Rock muß auch immer das Leibchen ausgeputzt sein. Zu diesem Leibchen sieht man sehr schön und reich bestickte Chemisettes tragen: die Aermel sind gleichfalls offen, die weißen Unterärmel fast immer nur von Spitzenvolants zusammengesetzt. Bei den Kleidern sind die Leibchen meist oberrockähnlich gemacht, nur daß hier auf dem Rocke die Volants am üblichsten sind, obwohl diejenigen Damen, welche Shawltücher tragen, aus leicht begreiflichen Gründen ganz glatte Röcke bevorzugen. Auch sieht man viele Kleider von Foulard, deren Volants am Rande mit mehreren Reihen feiner schattirter Schnürchen besetzt werden, sowie Kleider von Batist de laine, welche in allen Grundfarben (besonders braun, grün und blau) mit den so beliebten Mustern de mille fleurs bedruckt sind.

Endlich giebt es sehr hübsche Ballkleider, welche meist von feinen weißen Baumwollzeugen getragen werden. Sie sind entweder bestickt oder brochirt, und zwar wird dazu häufig ein großes Erbsmuster verwendet. Unten am Saume des Rockes ist die Zeichnung größer und nach oben verjüngt sich dieselbe. Sehr elegant fand man ein weißes Linonkleid mit drei Röcken, deren Rand flach ausgebogt war, und darüber nochmals, so daß die hineingestochenen Löcher das Ansehen von geschlungenen Kettengliedern hatten; ferner lief über diesen Bogen ein gestreutes Rädermuster bis zur Höhe von einer halben Elle, und zwar waren die untenstehenden Räder, welche mit den durchbrochenen Bogen eingefaßt waren, von der Größe eines Thalers. Natürlich waren die übereinanderliegenden Röcke stets um die Kantenbreite kürzer.

Die Schleier kehren bei jedem Wechsel der Jahreszeit wieder, und so ist ihre Zeit von neuem gekommen, denn der Sommer geht diesmal recht schleunig zu Ende. Des Morgens und auf der Reise nimmt man einen Florschleier über den einfachen Strohhut. Der Tüllschleier in weiß, rosa oder paille ist schon eleganter und kann recht gut einen seidenen Zughut verzieren. Die schwarzen Tüllschleier sind bedeutend größer als die gewöhnlichen und haben neuerdings gothische Muster aufzuweisen; auch trägt man sie oft zu einem italienischen Strohhut.

Als eine Neuheit gelten die abgepaßten Taffetkleider, welche, mit Tüll unterlegt, nach Zeichnung tambourirt und dann ausgeschnitten sind; dies ist zum Ausputz der Volants unbedingt das Eleganteste, was bis jetzt erschienen ist.

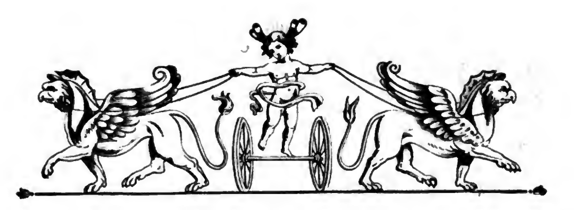
Seit kurzer Zeit zeigen sich auch wieder Spencer, jedoch immer nur in der Farbe des Rockes; sie machen sich besonders gut, wenn die Schößen durch einen ziemlich breiten Spitzenvolant ersetzt werden. Wohl gilt dieser Anzug in diesem Augenblicke für ziemlich vornehm, aber voraussichtlich ist er doch nur aufgetaucht, um bald wieder zu verschwinden.

Der nahende Herbst bringt sehr hübsche Zughüte von Taffet, welche vorzugsweise mit Federn garnirt sind. Eben so gern sieht man auch den Blumenausputz darauf; doch die elegantesten Hüte werden wohl diejenigen bleiben, welche von breiten schweren Bändern zusammengestellt sind.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 38. 1) Hut von italienischem Stroh, mit Blumen und Taffetband garnirt. Oberrock von Piqué und Unterkleid von Jaconet, mit englischer Stickerei verziert. Tuch von schwarzer Wollenspitze. 2) Hut von Band, mit Federn garnirt. Jäckchen von Sammet, mit Spitzen ausgeputzt. Kleid von Seidenmusselin, mit drei Volants besetzt.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 39. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Kunst und Liebe.

Schwül, drückend lag die Sonne auf Rom. Margaritha, die wegen ihrer Schönheit weitberühmte Gattin des Malers Raphael Mengs, trat vor die Thür ihres Hauses, am Platz Navana gelegen, hinaus und schaute lange sehnsüchtig über den unbelebten Platz zur St. Agneskirche hinüber. Ihr Blick, ihre Gedanken eilten ihrem Gatten nach, der mit seinem liebsten Schüler Anton Maron und seinen Freunden hinaus zum Blumenfeste nach Genzano gezogen war. Fast schien es, als bereue sie, nicht Theil an der allgemeinen Fröhlichkeit genommen zu haben; sie konnte von dem Portal nicht fortkommen, bis plötzlich drinnen im Hause ein schwermüthiger, deutscher Gesang ertönte, der sie erinnerte, daß noch Andere mit ihr die Freuden des Festes verschmäht hatten.

Das dunkle, schöne Haar von der Stirne streichend trat sie endlich zurück und eilte dem Gesange nach. „Der heiligen Jungfrau sei's geklagt," rief sie, in das Gemach tretend, ihrer Schwägerin Julia, der jüngern Schwester ihres Gatten zu. „Singt Ihr am Ende noch Sterbelieder! Sind mir das Klänge und Lieder für ein Mädchen in Deinen Jahren! Schickt sich dies für eine Künstlerin, die von aller Welt geachtet und geehrt wird? Alles ist hinausgezogen, selbst Deine Schwester, die Therese, hat ihre Staffelei auf die Seite gerückt und sich der Führung des Maron anvertraut, und nur Du, die Jüngste von uns, ziehst nicht den Blumen nach."

Die Gescholtene legte Papier und Stift ruhig bei Seite, schaute mit wehmüthig lächelndem Blick der schönen Frau, der Freundin, in das Antlitz und sagte gelassen: „Die Kunst in mir wollte heute keinen Feiertag halten. Kommen der Tage, der Stunden doch genug, wo die Phantasie rastet, wo der schaffende Geist in uns Feiertag macht — und wir mit aller innewohnenden Kraft und Gewalt nichts zu schaffen vermögen. O! in solchen Nächten der Phantasie, da ist gut feiern, da ist gut hinauszuziehen und den verlornen Schmetterlingsblüthenstaub der Poesie, der Kunst, der Biene gleich, bei Festen, Scherzen und Blumentänzen wieder einzusammeln. — Ich war glücklich heut!"

„Glücklich!" rief Margaritha erstaunt, „Du sangst ja traurige Lieder! Woran dachtest Du?"

Die Gefragte schwieg einige Zeit, sie stand auf, sie schlang ihren Arm um den vollen, schönen Nacken der Schwägerin und derselben tief in das Auge schauend, sagte sie: „Hast Du in Dresden nicht immer an Rom gedacht? Hast Du Dich nicht immer hierher zurückgesehnt?"

Die schöne Frau sprang auf, das Auge blitzte und den Arm auf die Hüfte stützend rief sie: „Bin ich etwa nicht eine Römerin, weil ich auf dem Lande geboren? Wer Rom geschaut, sehnt ewig sich dorthin! In dem kalten Norden wird man nimmer froh!"

„Beruhige Dich, Margaritha," lächelte Julie, „ich sehne mich auch nicht fort aus Rom. Aber weißt Du nicht, daß man sich im Frühlinge des Winters erinnert, daß man in der Kälte des Sommers gedenkt? Im Norden gedenken wir des

Südens und im Süden wohl auch des Nordens — Sehnsucht ist überall. Stand doch vorhin Dresden mit seinen Schönheiten lebhaft vor meinen Augen: vorzüglich aber gedachte ich eines Abends, der mir ewig im Gedächtnisse bleiben wird. Giebt es doch Bilder, Worte, Tage, Stunden, die man nie vergißt."

„Ja, ja, das weiß ich von mir selbst," rief lebhaft Margaritha; „vergeß ich doch des Augenblicks nimmer — es sind nun über drei Jahre her — als ich an der Tiberbrücke vorüberschritt und mir ein junger Mensch mit dem Ausruf entgegenstürzte: „Du Mutter Gottes, die ich suche!" Es war der Raphael, der ging damals damit um, seinem König nach Dresden eine heilige Familie zu schicken — und suchte nur jemand, der ihm zur Mutter Gottes dienen konnte."

„Und da hat er sie in Dir gefunden," fiel schmeichelnd Julie ein.

„Das will ich nicht gesagt haben," rief verlegen Margaritha, „sondern ich meine nur, daß wir, der Raphael und ich, uns gefunden haben. Er bat, ich sollte ihm zu seinem Bilde sitzen, und da die Mutter zuletzt nichts dagegen hatte und immer mit mir war, wenn ich dem Raphael saß, auch ich überhaupt vom ersten Blicke an ihn lieb gewonnen hatte, so hat es sich denn so gemacht —"

„Daß Herz und Hand sich fanden," fiel Julie ein, „und Ihr ein glückliches Ehepaar wurdet."

„Das soll wohl sein," lächelte froh und glücklich Margaritha. „Aber nun sage mir auch, woran Du dachtest, weshalb Du so traurig aussahst, als ich eintrat. Die Männer kehren noch lange nicht heim und da ist es so hübsch, wenn Du erzählst, ich höre so gern Dir zu und die Zeit vergeht noch einmal so schnell. Bitt', erzähle."

Margaritha setzte sich bequem, legte die Arme übereinander und schaute erwartungsvoll vor sich nieder. Julia aber setzte sich ihr zu Füßen, lehnte das Haupt an Margaritha's Knie und begann endlich Folgendes mitzutheilen: „Du weißt es, Dir kann ich's also sagen: unsere Jugend war nicht so glücklich als sie hätte sein können. Die Mutter war todt, der Vater sprach selten ein Wort — und wenn er sprach, waren es Worte, die auf den Unterricht im Zeichnen Bezug hatten. Mußten wir doch den ganzen Tag den Stift in der Hand haben; wir hätten nicht lesen, nicht schreiben gelernt, wenn nicht Margaretha, die Wärterin, uns unterrichtet hätte. Der Vater sprach nicht, wir sprachen nicht, kein Blick wurde gewechselt, nur scheu, ängstlich wurde das Auge gewendet, wenn der Vater nach dem Stocke griff, um uns für begangene Zeichenfehler zu züchtigen. Wir wohnten einsam, abgelegen in Dresden, niemand kannte uns, wir sahen niemand. Des Abends, wenn andere Kinder längst auf ihrem Lager ruheten oder den Mährchen, von der Mutter erzählt, lauschten, wurden wir schweigend, still an das Ufer der Elbe geführt. Die Sonne kannten wir nicht, der Mond war unsere Sonne. Und dennoch, dennoch waren wir nicht unglücklich, die Kunst machte uns glücklich."

Eines Abends führte die Magd uns hinaus, der Vater war zu dem Herrn Silvester, dem königlichen Hofmaler, gegangen, und so hatten wir Gelegenheit, einmal zu plaudern und uns den Mondschein und die Berge nach Herzenslust zu betrachten. Niemand von uns ahnte, daß an diesem Abend unser Lebensschicksal entschieden wurde."

„Wie so? O! bitte, erzähle, ich hörte wohl manches von dem Raphael, doch ist er in dieser Hinsicht wie sein Vater, der Ismael, wortkarg bis zum Tollwerden."

„Der Vater ging öfters zu dem Silvester; es versammelten sich dort gar gern und oft die Vornehmsten der Stadt — es wurde dort, namentlich der schönen, musikalischen Tochter wegen, viel musicirt und gesungen. Der Vater liebte die Musik leidenschaftlich. An jenem Abend waren nun besonders viel Freunde dort, auch Quarini, des Königs Beichtvater, der Graf Bünau, Dominico Annibali der Sänger, u. m. A. Annibali sang an jenem Abend besonders schön, so daß der Vater, ganz hingerissen, alles um sich her vergessend, zu dem Sänger trat und ihn, nachdem er geendet hatte, mit Thränen im Auge um Wiederholung des Liedes bat. Annibali hatte von uns, namentlich von dem Raphael gehört, wußte auch um die Lebensweise, die wir führten, und knüpfte daher, als er die Bewegtheit des Vaters sah, an dessen Bitte die seinige: ihm zu erlauben, ihn und seine Kinder morgen besuchen zu dürfen. Der Vater kämpfte mit sich — gestand aber endlich die Erfüllung seiner Bitte zu — und Annibali erschien andern Tages zu unserm Erstaunen bei uns. Wir saßen und zeichneten und wagten den Blick nicht aufzuschlagen. Ich gedachte des vorabendlichen Mondscheins, der mir so schön wie nie geschienen hatte. Ich konnte des gehabten Anblicks nicht los werden; ein Bild, eine Abendlandschaft schwebte vor meiner Seele, so daß mich das Eintreten des Annibali nicht so erregte als es vielleicht unter andern Umständen geschehen wäre. Das eben ist der Vorzug der Kunst, daß vor ihr alles Irdische gleichsam in den Hintergrund treten muß, und während alles Uebrige uns erregt, unsre Wünsche, unsre Sehnsucht weckt, beruhigt allein die Kunst; mögen wir dieselbe nun selbst üben oder uns nur an ihren Schöpfungen erfreuen, erquicken, beruhigen. O! gewiß die Kunst ist der tröstendste Engel, den uns ein Gott gegeben!"

Margaritha schnitt diese Lobrede auf die Kunst durch ein unwillkührliches Aufstehen ab, doch ließ sie sich schnell wieder nieder, als Julia fortfuhr: „Annibali sah den Raphael zeichnen und verlangte, von ihm gezeichnet zu werden. Der Vater be-

willigte es, und in zwei Stunden war das Portrait beendet. Der Vater, der sich so lange entfernt, kehrte zurück, sah das Bild, war zufrieden und verlangte von dem Sänger das eidliche Versprechen, von dem Gehörten und Gesehenen nichts zu verrathen. Annibali wies dies Ansuchen mit Entrüstung zurück; er ging — und der König erfuhr die ganze Sache. Er verlangte das Portrait des Annibali zu sehen. Ein Gardist kam, um es abzuholen, der Vater wollte es nicht geben, er warf den Gardisten zur Thür hinaus; ein heftiger Streit entstand, wir zitterten, wir weinten, die Gassenbuben versammelten sich vor dem Hause, immer heftiger wurde der Zank, immer wilder wurde der Vater — endlich zog der Soldat blank, und der Vater wäre verwundet, vielleicht erstochen worden, wenn nicht —"

„Nun, wenn nicht! Du schweigst? — weiter, Julia," rief Margaritha, und jene fuhr langsam, scheinbar ruhig fort: „Wenn nicht in diesem Augenblicke der Superintendent Löscher mit einem Fremden vorübergegangen wäre und jener Fremde den Arm des Gardisten gehalten und den Streit geschlichtet hätte. Das Uebrige weißt Du wohl. Der König sah das Bild, noch einige andere und wir Alle mußten vor ihm erscheinen. Wir bekamen zum Erstenmal in unserm Leben stattliche Kleider und wußten uns kaum in denselben zu bewegen, viel weniger, da wir nie mit Menschen Umgang gehabt hatten, uns vor dem König zu benehmen. Dennoch war der Monarch gütig gegen uns, Du weißt es ja; der Raphael erhielt sogleich ein Geschenk und eine Pension von sechshundert Thalern und wir Mädchen jede dreihundert Thaler Pension."

„Ach ja! ach ja! Ich weiß es," rief Margaritha lebhaft, „man wollte Euch Pastellmaler aufmuntern, ohne wohl zu ahnen, daß der Raphael ein Meister in allen Fächern der Malerei ist."

„Er war damals nicht, was er geworden ist; jedenfalls wurden wir Mädchen wohl zu königlich belohnt."

Margaritha streichelte der Schwägerin die Backen und sagte: „Du bist immer die Bescheidene und doch schätzen Dich die Maler und die Kenner alle ob Deiner Kunst und meinen, Du seiest die geschickteste von allen Pastellmalerinnen. — Aber Du hast mir noch nicht alles erzählt, hast mir noch nicht gesagt, wer der Fremde gewesen, der den Vater aus den Händen des Gardisten errettete, denn wieder gesehen hast Du ihn doch, hast erfahren —"

Margaritha konnte ihre Frage nicht beenden; ihr Gatte, Raphael Mengs, Julia's Schwester, Therese, an Maron's Arm, und viele andre Maler und Kunstfreunde traten fröhlich, laut singend und scherzend ein, der Wiederschein der Freude lag auf den Gesichtern. Die Männer erzählten, jubelten, lachten und Margaritha fragte und jubelte mit, bis eine allgemeine Fröhlichkeit über alle kam — und niemand das Hinausgehen der beiden Schwestern Therese und Julia bemerkte. Die Mädchen waren allein, sie erzählten sich ihre kleinen Erlebnisse, bis plötzlich Therese sich an die Brust der Schwester warf und innig dieselbe an sich pressend ausrief: „Julia, Julia! Maron liebt mich!"

Die Schwester konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, indem sie sagte: „Das wissen wir längst und haben uns darob gefreut. Doch Du, Therese?"

„Ich lieb' ihn wieder."

„Glück Dir — Gott segne Euch. Ich glaube, Ihr werdet glücklich sein."

„Das glaube ich gewiß. Maron ist ein tüchtiger Maler. Der Raphael sagt's auch, wir werden unser Auskommen haben. Heute gestand er mir seine Liebe. Ach! wie bin ich so unendlich glücklich, und dennoch schmerzt mich eins —"

Therese schwieg und sah die Schwester an, bis diese endlich fragte: „Was könnte Dich noch betrüben?"

Therese umschlang küssend die Schwester, endlich sagte sie: „Mich schmerzt, daß Du nicht glücklich bist." —

Julia zitterte, sie sah Therese wehmüthig an, dann sagte sie: „Bin ich nicht glücklich? wer sagt Dir, daß ich leide?"

„Dein Blick, Dein thränendes Auge."

Julia lächelte wehmüthig: „Wie magst Du doch dem Schein solche Wichtigkeit beilegen! Ich liebe die Kunst; ich möchte Bilder schaffen wie sie vor dem Auge meiner Seele stehen; und daß sie so mir nicht gelingen, das macht mich traurig. Doch tröste Dich; drückt mich die Kunst zuweilen nieder, wird mich die Kunst auch wieder heben."

Therese schüttelte mit dem Haupt, als könne sie den Versicherungen der Schwester nicht Glauben schenken; endlich sagte sie: „Du willst, Du magst Dich nicht vertrauen. Ich hatte mir es so schön gedacht. Der Maler kommen so viel zu uns und manch einer sieht Dich mit leuchtenden Augen an; ich glaubte immer, der Wilhelm Harkort oder sonst ein Anderer würde Dein Herz rühren, wohl einer liebt Dich gewiß — und wir wären zusammen glücklich geworden — glückliche Frauen. Das scheint nun alles nichts werden zu wollen, Du wirst immer stiller und stiller, immer bleicher und bleicher. Oft, wenn ich Dich so sinnenden Auges sehe, hinstarrend in die Leere — dann kommen mir gar eigene Gedanken. — Julia, sprich offen heut' zu mir, vertraue Dich mir, gewiß, gewiß — Du liebst."

Julia senkte das Haupt auf die Brust, sie begann zu weinen, immer heftiger, heftiger — bis sie endlich mit Anstrengung ausrief: „Du sagst es — ja — ich liebe."

Therese athmete hoch auf: „Ich wußte es," sagte sie. „Doch nun sprich auch: Wen liebst Du — und seit wann?"

„Seit wann? Das weiß ich selbst wohl nicht;

weiß es die Lerche doch auch nicht, wenn sie zum Erstenmale singt, ob's Frühling sei, ob nicht; sie singt, weil ihr ein Lied im Herzen klingt. Als ich ihn zum Erstenmale sah, da war ich noch ein Kind; er errettete den Vater aus der Hand des Gardisten, der ihn erstechen wollte; die Sehnsucht bekam wohl nur Gestalt in mir, und Dankbarkeit war ein Hebel der Liebe. Ich glaube, ich hatte ihn fast schon vergessen, ich dachte seiner kaum noch — da kam er hierher nach Rom, plötzlich, unerwartet, ward Raphael's Freund — und nun sehe ich ihn fast täglich, der mich doch nie zu sehen scheint."

Therese erschrak, sie rief: „Mein Gott, wen meinst Du? Doch nicht etwa —?"

„Sprich es nur aus — ich liebe Winkelmann!"

Julia schwieg und Therese, sie an sich pressend, sagte: „Du arme Schwester, das hab' ich nicht erwartet. Wäre es ein Maler, ein jüngeres Blut, dann würde ich Hoffnung hegen; doch Winkelmann ist über die Jahre der Liebe wohl hinaus — er liebt allein die Kunst, das Alterthum und höchstens hat er noch ein Auge für Margaritha, des Bruders Frau. Ich glaubte, Du verehrtest, Du achtetest ihn, wie jeder ihn achtet, der, wie wir, seinen hohen Werth erkannt, der da weiß, welch einen Schatz die Welt an ihm besitzt und welch ein tiefer Denker er ist; — an Liebe habe ich nie gedacht." Die Schwestern schwiegen. Maron, der sein Liebchen längst gesucht, schaute freundlich zur Thür hinein, neckte sie, scherzte mit den Mädchen und bemerkte in seiner Freude Juliens Thränen nicht. Still, heimlich trocknete dieselbe ihre Thränen, und endlich kehrten die drei mitsammen zu der übrigen Gesellschaft zurück.

Mit ihnen zugleich trat Winkelmann ein. Raphael Mengs ging dem Freunde entgegen; die übrigen Maler traten herzu; ein lebhaftes Kunstgespräch begann und Winkelmann, leuchtende Blicke des Geistes aussendend, belebte und erregte die Vereinten. Die Kunst, und wie konnte dies anders sein? war der Gegenstand des Gesprächs. Winkelmann's Schrift: „Ueber den Geschmack der griechischen Künstler," war erschienen. Die Unterhaltung war lebhaft. Ein feuriges, blitzendes Wort drängte das andere. Mengs, der Director der neu errichteten Malerschule des Capitols, hatte dem Freunde Gelegenheit gegeben, mit allen Malern, Künstlern und Kunstfreunden der Weltstadt bekannt zu werden. Und während alle in Mengs den Künstler, den Meister ehrten, erkannten sie in Winkelmann den Kenner, den Ordner der Gesetze der Schönheit an.

Margaritha ging lächelnden Blickes zwischen den Männern umher, hier- und dorthin ein Schalkwort werfend, durch naive Aeußerungen dem Ernste der Kunst ein Lächeln abgewinnend. Die Mädchen, Therese und Julia, schwiegen fast ganz, nur Therese, von den Blicken Maron's aufgemuntert, warf zuweilen ein Wort dazwischen, besonders wenn es die Pastellmalerei betraf. Julia schwieg; lauschend dem Gespräch der Männer, saß sie, einer Lilie gleich, die rings herum vom Sonnenlicht umleuchtet, dennoch im Schatten steht. Winkelmann hatte keinen Blick, keine Worte für sie; er war über die Jahre der Jugend hinaus, die Liebe umleuchtete ihn nur, ohne ihn zu erwärmen; seine Braut war die Kunst, die ihn mit Sehnsucht erfüllte, die ihn ruhelos wandern hieß von Ort zu Ort. Auch jetzt sprach er davon, hinabzureisen gegen Neapel, Portici und Pompeji. Julia stand auf, sie ging hinaus — und bald darauf brach auch die ganze Gesellschaft auf.

Tage, Wochen gingen ruhig dahin. Mengs begann die Oberdecke in der Kirche des heiligen Eusebius der Cölestinermönche auszumalen; Winkelmann begann seine Schrift: „Von der Ergänzung der alten Statuten," Therese, Julia, Maron arbeiteten — und so gab die Kunst einem jeden vollauf zu thun und in der Arbeit Beruhigung und Glück.

Die Hochzeit der Therese mit Maron rückte heran. Die Mitglieder und Schüler der Academie beabsichtigen dieselbe auf alle nur mögliche Weise zu verherrlichen und zu beleben; selbst Julia schien ihre Schwermuth abgestreift und sich in das Gewand des Frohsinns gekleidet zu haben. Festzüge wurden besprochen, Tableaux angeordnet; eine Lebhaftigkeit war über Alle gekommen — und nur Therese und Maron gingen unbekümmert umher, Hand in Hand, still, selig, in Liebe beglückt. So rückte der Tag der Hochzeit heran. Julia wollte zur Schwester gehen, die ihre künftige Wohnung einzurichten begann. Sie trat in das Zimmer hinein. Niemand war dort. Maron, der so eben das Zimmer mußte verlassen haben, hatte ein Portrait, sein neuestes Gemälde, hingestellt, um es von seiner Zukünftigen bewundern, besprechen, bekritteln zu lassen. War ja doch auch Therese eine der besten Pastellmalerinnen, nur so konnte ein Urtheil von ihr selbst für Maron erwünscht und nützlich sein. Julia sah das Bild, trat hinzu — und erkannte Winkelmann. Maron hatte das Bild im Auftrage gemalt. Winkelmann war außerordentlich getroffen. Diese kleinen, schwarzen, tiefliegenden Augen, wie starrten sie so wohl bekannt, so sinnend die Schauende an; den Mund umspielte ein Lächeln. Winkelmann saß in seinen Pelz gehüllt, in dem er gewöhnlich zu arbeiten pflegte, das Haupt mit einem Tuch umwunden. Lange, lange stand die Sinnende, sie war im Anschauen des Bildes versunken, sie bemerkte das Aufgehen der Thüre nicht, bis der Eintretende ihr zur Seite stand, bis er sprach — und sie das Original des Bildes sich zur Seite fand. Winkelmann kam, um der Therese und dem Maron anzukündigen, daß er gezwungen sei abzureisen und nicht Theil an dem Hochzeitsfeste

nehmen könne. Für Julia selbst hatte er keine Worte, keine Blicke; freundlich wie gewöhnlich zu jedem seiner Freunde und Bekannten sagte er unter andern auf sein Bild zeigend: „Der gute Stosch wollte mein Abbild haben — und so komme ich denn vielleicht, wie dies schon manchem passirt ist, wenn nicht durch mein eigenes Verdienst, so doch durch die Kunst des Pinsels auf die Nachwelt. Ich glaube, der Maron hat ein gutes Bild geliefert. Ach! wäre meine Jugend nicht eine in Armuth, Sorge und Pedanterie verkümmernde gewesen, hätte früher mir die Sonne der Kunst gestrahlt, vielleicht wäre auch ich ein Maler oder Bildhauer geworden, während ich jetzt ein Krittler bin, von Sehnsucht und Unruhe getrieben, nur Bruchstücke zu Tage fördernd." Winkelmann schwieg und Julia sagte mit zitternder Stimme: „Bruchstücke, die zu einem Ganzen sich runden und ein vollendetes Kunstwerk —"

„Bilden sollen! — So hoffe ich's," fiel Winkelmann ein. „Nun gehe ich nach Neapel, um auch dort zu lernen, zu sichten, zu ordnen. Die Geschichte der Kunst will ich schreiben, dies soll die Aufgabe meines Lebens sein. O Gott! gedenke ich meiner Jugend und meines Lebens jetzt, so muß ich bekennen, ich habe mehr Glück als Witz; aber wer sein Glück erkennt und nutzt, der ist es werth."

Julia wandte unwillkührlich erbleichend das Antlitz, sie hätte weinen mögen. Ein Glück, das ihm so nahe stand — er erkannte es nicht. — Winkelmann fuhr unbekümmert fort: „Sie, Julia, wurden von Ihrem Vater um die Jugend betrogen, aber er gab Ihnen die Kunst als Ersatz; ich, von armen Eltern, in einer kleinen, unbedeutenden Stadt geboren, mußte von früh auf mit Armuth und Sorge kämpfen und mir jeden Schritt erobern; mußte, wie Luther, vor den Thüren der Häuser singen, ohne jedoch eine Freundin und Gönnerin, wie dieser, zu finden. Die Kunst hat mir sehr spät gelächelt — nur schwer hab' Ihre Gunst ich mir erworbn."

Therese war eingetreten, sie hörte die letzten Worte und fragte wohl nicht ohne Absicht: „Was einst das Leben, selbst die Kunst zögernd versäumt, möge innige Liebe Euch vergüten. Der Mann soll nicht allein stehen, Frauenminne soll sein Leben verschönern."

Winkelmann ergriff Theresens Hand und diese innig drückend sagte er: „Recht schön gesprochen von einer Braut — Gott segne Euch. Für mich ist Frauenliebe dahin, ich bin zum Ehemann verdorben; wer jung nicht freit, dem flicht die Liebe keine Kränze. Meine Braut ist die Kunst, der will ich treu verbleiben, der will ich leben — ewiglich."

Nach diesen Worten ergriff Winkelmann nochmals die Hand der Braut, sprach Worte des Segens und der Herzlichkeit aus; dann trat er zu Julien hinan, wünschte auch sie bald mit der Myrtenkrone im Haar zu sehen — und ging herzlich grüßend zur Thür hinaus.

Die Schwestern standen einen Augenblick sich stumm gegenüber, dann breitete Therese die Arme aus, laut weinend stürzte Julia an die Brust der Schwester. Lange hielten sie sich umschlungen; niemand sprach ein Wort. Eine Rose war geknickt, eine kaum erschlossene war dahin.

Die beabsichtigten Festlichkeiten gingen vorüber. — Therese wurde eine glückliche Frau. Maron ward Professor an der Academie Sanct Lucas.

Raphael Mengs ging bald nach Spanien; Julia aber ging in ein Kloster. Abgeschieden von den Ihrigen, von der Welt, lebte sie dort allein, ihrer Kunst, ihrem Gott. Einmal noch in ihrem Leben wurde sie schmerzlich an ihre Jugend, an ihre Liebe erinnert; es war, als die Kunde von der Ermordung Winkelmann's durch Franz Arcangeli zu ihr drang.

Feuilleton.

Lortzing's „Czaar und Zimmermann" in der großen Oper zu London. Unser Londoner Correspondent meldet uns, daß zu nächster Saison, welche den 5. März beginnt, Lortzing's bekannte Oper nun wirklich in Scene geht. Schon im Laufe dieses Jahres meldete das in der „Times" befindliche Opernrepertoir dieses deutsche Tonstück, welches nur deshalb nicht zur Aufführung kam, weil die meisten Opern vielfache Wiederholungen nöthig machten. Der Text, in's Italienische übersetzt, ist passabel und die Figur des englischen Gesandten einem spanischen Geschäftsträger überwiesen worden. Die Partie des Czaar ist in Beletti's Händen, Lablache singt den van Bett, die Frizzolini die Marie und den französischen Gesandten Gardoni. — Das Einstudieren dieser Oper übernimmt Balfe, ebenso die Leitung des Orchesters bei der Aufführung, wenn man nicht, wie der Director Lumley beabsichtigt, den Componisten selbst zur Dirigirung seiner Oper nach London einladet. — Wir gönnen unserm vortrefflichen Lortzing im voraus diesen Sieg und leben der Hoffnung, daß die große Anerkennung des Auslandes gewiß ein mächtiger Hebel für den Mann sein wird, dessen Verdienste um die komische Oper das deutsche Volk noch lange nicht so gewürdigt, wie er es verdient. Hätte Lortzing in England gelebt und gewirkt, er würde jetzt ein vermögenter Mann sein und ungestört auf einer Villa seinem Genius huldigen, während er jetzt in Berlin am dritten Theater fade Possen und Burlesken dirigiren muß.

Von den getruckten Protocollen der deutschen Nationalversammlung wurden unlängst fünfhundert Ballen, der Ballen zu 6 Thlr., als Maculatur verkauft. Sic transit!

Schöne Handlung einer Dienstmagd. Als die Erben einer Verlassenschaft in Bern dieselbe bereits getheilt hatten und mit dem Ergebniß sehr zufrieden waren, zeigte ihnen die Magd der Erblasser einen verborgenen Schrank in ihrem eigenen Zimmer, worin die Verstorbenen aus Furcht vor dem Sonderbundskriege ihre Baarschaft verborgen hatten.

Zum Erstaunen der Erben fanden sie hier 28,000 Schweizerfranken, meist in Gold, wovon kein Mensch Kenntniß hatte als die treue Magd, die nun auch mit 2500 Franken beschenkt wurde.

Eine kleine Irrung. Bei dem Feste Lumley's zu London wünschte der Gesandte von Napaul der Carlotta Grisi vorgestellt zu werden, deren Tanz ihn in der Oper entzückt hatte. Sein Wunsch wurde erhört, allein er erkannte sie nicht wieder und zwar, wie der indische Fürst sich sehr naiv gegen den Dolmetscher ausdrückte, „weil sie angekleidet wäre."

Eine gerechte Beschwerde. Die „Times" in London dringt seit kurzem sehr auf Ersparnisse im Diplomatendienst, welcher gegenwärtig in England jährlich 140,000 Pfund verschlingt. Sie schlägt 5000 Pfund als höchstes Gehalt auswärtiger Diplomaten vor; und weiter sagt sie: „Freilich brauchen wir jährlich 2900 Pfund, bloß um das Geflüster des würtemberg'schen Hofes aufzufangen und das Vertrauen der Pforte ist mit jährlichen 9850 Pfund sehr wohlfeil bezahlt; es ist ein Wunder, daß wir es für solch ein Lumpengeld bekommen ...!"

Schöne Aussichten. Der „Constitutionnel" bringt ein Manifest über die Nothwendigkeit der Verlängerung der Präsidentschaft Louis Napoleon's mit dem Motto: „Die Sache wird sich ganz von selbst machen." Und sagt: „Es wird in einem halben Jahre ganz überflüssig sein, diese Nothwendigkeit zu beweisen. In einem halben Jahre werden unter dem Zwange der Umstände 50 große Handels- und Industriehäuser alle ihre Operationen auf Termin einstellen; werden 50 große Comptoirs ihre Cassen schließen; werden sich alle Capitalbesitzer verstecken. Wenn es bis dahin noch Pilgrime von Wiesbaden und Claremont, noch Ultras (pointus) giebt, dann mögen sie selbst sprechen und nicht mehr bei verschlossenen Thüren conspiriren, wir wollen ihnen gern das Wort und Land gönnen. (!)

Ein Minister unter dem Zeichen des Krebses. Die „Rheinisch-Westphälische Zeitung" enthält in Nr. 158 wörtlich folgende Correspondenz: „Berlin, den 7. Juli. Der Herr Handelsminister, welcher erst vor kurzem von seiner Rückreise durch Schlesien zurückgekehrt ist, wird in den nächsten Tagen eine gleiche nach Pommern und Preußen antreten.

Die neuen Staatsschulden, welche in Rußland während des Jahres 1849 in's große Buch eingetragen sind, belaufen sich auf 14,732,750 Rb. Silber; dazu sind noch zu rechnen: 3 Millionen Rubel, welche in Schatzschuldscheinen (neuen) ausgegeben wurden, um die Ausgaben wegen des ungarischen Krieges zu decken; außerdem ist in London eine Anleihe von 5½ Mill. Pfund bei dem Hause Gebrüder Baring u. Comp. gemacht. Die Totalsumme der eingeschriebenen Schuld beträgt 338,219,492 Rubel.

Ein umherziehender Anzeiger. Eine eigenthümliche Art der Bekanntmachung von Verkaufsartikeln ist dieser Tage in London vorgekommen. Man sahe nämlich einen großen Hund, der mit verschiedenen großgedruckten Placaten bedeckt war, die Straßen langsam und gravitätisch durchwandern.

Den Israeliten in Petersburg wird vom 1. Januar 1851 an das Tragen ihrer Nationaltracht verboten.

In Braunschweig starben von 40,000 Einwohnern 1000; von 8800 Einwohnern in Wolfenbüttel 600; von 2800 Einwohnern in Scheppenstedt 200 Personen. Mit diesen Zahlen ist man schnell fertig; aber wie viel Jammer steckt dahinter!

Yankie. Wenn John Bull mit Bruder Jonathan zu thun bekommt, so entschlüpft ihm bekanntlich von Zeit zu Zeit der Spottname „Yankies;" wenn sich aber die Engländer über die Yankies lustig machen, so wissen sie in aller Unschuld nicht, daß der Spott sie selbst trifft. Denn „Yankee" ist nichts anderes als English, durch fehlerhafte Aussprache der Indianer von Massachusets in Yenghis, Yanghis verdorben.

Englische Stimmen über Louis Philipp. Das Raisonnement der „Times" geht da hinaus, daß Louis Philipp im Februar durch einen ganz unmotivirten „panischen Schrecken" gefallen sei, er habe in der That noch nicht Unterbalance gehabt und die übereilte Insolvenzerklärung sei nicht bloß im Interesse der Firma, sondern aller Geschäftsfreunde zu bedauern. „Morning-Chronicle" findet, daß mit ihm der Haß zwischen Orleans und den ältern Bourbonen, aber auch die ganze Monarchie begraben sei. „Daily News" finden seinen Hauptfehler darin, daß er Diplomatie für Politik gehalten. „Morning Post" zieht eine Parallele mit seinem Vorgänger Karl X. und seinem Nachfolger Louis Napoleon und fragt den Letztern: ob er eines andern Todes zu sterben gedenke? — „Morning Advertiser" vergleicht das Schicksal der beiden großen Zauberer, Metternich und Louis Philipp. Ueberhaupt beherzigt die ganze Presse den Spruch: De mortuis nil nisi bene. Nur der „Morning Herald" weidet sich an dem Gedanken, daß das letzte lebende Mitglied des Jacobinerclubs freundlos in der Verbannung gestorben sei.

Die Universität Basel ist unzufrieden, daß man so wenig von dieser berühmten Anstalt spricht. Dieses „theologische Seminar" hat auch eine juristische Facultät mit drei Studenten und sogar eine medicinische mit vier Studenten, an welcher im letzten Halbjahr keine Vorlesungen gehalten wurden. Weil nun für die vier medicinischen Studenten bloß drei Professoren vorhanden sind, so hat die Regierung einen vierten berufen.

Eine Hand voll Erde ist für mich genug, werden bald die Criminalisten ausrufen, wenn es sich um die Auffindung eines Verbrechers handelt, der Fußstapfen zurückgelassen. Ein Chemiker in Toulon hat eine Erfindung gemacht, welche die Polizei in hohem Grade interessirt. Er gab ein Verfahren an, welches sich auch bei den öffentlichen Versuchen als anwendbar herausstellte, wodurch Fußstapfen, sie mögen in Erde, in Sand oder auch in einem beweglichen Stoffe vorgefunden werden, gelös't und dem Gericht vorgelegt werden können.

In Jamaica hat man eine reichhaltige Goldmine entdeckt.

Ein armer Grubenarbeiter in London ist in diesen Tagen plötzlich zum steinreichen Mann geworden. Er beerbte einen reichen Gutsbesitzer, welcher ihm 100,000 Pfund Sterling vermachte. Der Mann heißt Walton und besitzt eine starke Familie.

Die Colporteure der Journale, deren Verkauf auf der Straße nicht gestattet ist, suchen die Pariser Polizei auf jede Weise zu täuschen. Sie tragen weite Hosen und stopfen sich falsche Waden und dicke Bäuche aus ꝛc. Vor einigen Tagen wurde eine Frau verhaftet, welche den Zustand vorgeschrittener Schwangerschaft simulirt hatte und welche später von Journalen (48 Exemplare der „Republique") entbunden wurde.

Eine neue Krankheitsursache. Von einer, wenn wir nicht irren in den Annalen der Medicin neuen Krankheitsursache wird aus Wien berichtet. Es heißt: Der General Frank leide an einem schrecklichen Uebel. Die Zunge ist nämlich in Folge „krankhafter Cigarren" dergestalt angeschwollen, daß das Sprechen unmöglich geworden und wahrscheinlich der Hungertod eintreten muß.

Herab, ihr ewigen Gestirne! Auf dem Observatoire von Paris wird ein sehr interessanter Versuch gemacht wer-

den. Derselbe besteht darin, vermittelst eines Daguerreotyps die sich am Himmel befindenden Sterne aufzunehmen. Der Versuch wird einige Tage dauern.

Ein Duell auf Messer fand neulich in Toulouse zwischen zwei Weibern statt, wobei die eine Kämpferin stark am Arme verwundet ward.

Hundert Kinder beweinen jetzt den Tod ihres Vaters, nämlich des zu Cairo gestorbenen Pascha Ahmed Tahir.

„Nur mußt du erst gestorben sein." Die Franzosen sind merkwürdige Leute. Für die selbst geschriebenen Memoiren Ludwig Philipp's, den sie aus dem Lande jagten, bieten sie jetzt den Kindern des Verstorbenen eine Million Francs.

Gut eingelenkt. In der letzten Versammlung des politischen Vereins zu Nürnberg ereignete sich folgende komische Episode. Ein Redner sprach über die letzte Revolution, erklärte, „wie das Volk vor den Thronen stehen geblieben sei" und fragte dann: „Werdet Ihr bei einer Wiederkehr derselben auch wieder vor den Thronen stehen bleiben?" Alsbald unterbrach ihn der die Versammlung überwachende Polizeicommissär und wollte ihm das weitere Wort abschneiden. Der Redner aber fuhr im feierlichen Tone fort: „Ich hoffe, Ihr werdet Euch wieder ruhig verhalten!" Man kann sich das homerische Lachen der Versammlung denken.

„Der Liebe Fessel ist so süß," beginnt ein altes Gedicht, hier aber möchte sich das Gegentheil zeigen. Ein Ehemann zu Marseille hatte den bekannten Ausspruch „und er soll dein Herr sein" gegen seine widerspenstige Ehehälfte jüngst in dem Grade ausgedehnt, sie förmlich in Fesseln zu schlagen. Da er mit dieser Maßregel ganz in seinem Rechte zu sein glaubte, so machte er natürlich kein Hehl daraus, daher sie auch der Polizei zu Ohren kam; diese erlöste sogleich die Frau von ihren Banden und nahm dagegen ihren Despoten in Haft. Merkwürdigerweise schien diese Frau sich gar nicht über diesen Rollenwechsel zu freuen.

Der Großherzog von Gotha hat in letzterer Zeit eine Ordnung gemacht, wie man restaurirte Gemälde bezahlen soll; er hat die Beurtheilung der Restaurationskosten militärisch-mathematisch auf Maß und Zahlen festgestellt. Die Restauration soll fußweise bezahlt werden. Hat ein restaurirtes Gemälde zwölf Quadratfuß, so sind zwölf Thaler zu zahlen; hält es vier, so zahlet vier.

Neues Zugpflaster eines Apothekers. In einer der Straßen der Vorstadt St. Antoine in Paris hat ein Apotheker seinen Laden kampherweiß angestrichen und auf diese große blendende Fläche mit großen Buchstaben geschrieben: „Brüderliche Pharmacie, Solidarität der Hülfsleistungen, unentgeldliche Arznei für die Armee, unentgeldliche und demokratische Consultationen, System Raspail's des Volksfreundes." Diese Aufschriften sind mit phrygischen Mützen, Richtscheiten und andern socialistischen Emblemen umgeben; im Innern aber ist alles, Tische, Ladenbänke, Büchsen scharlachroth angestrichen. Alle Weiber der Vorstadt strömen dieser gesinnungstüchtigen Apotheke zu und die übrigen Pharmaceuten sehen sich von ihren Kunden verlassen.

Große Anstrengungen. Um das ungeheure Gebäude zur nächstjährigen Industrie-Ausstellung in London dem Plane gemäß mit Glaswänden zu versehen, werden 150 Glaser zehn Wochen lang Beschäftigung finden und 3000 Centner Kitt zur Befestigung der Scheiben erforderlich sein.

Die französische Regierung hat mehrere Agenten nach England gesandt, die beauftragt sind, 12,000 Pferde für die französische Armee anzukaufen. Sie bewilligte 25 Pfd. St. für zur leichten Cavallerie und 28 Pfd. St. für zur schweren Cavallerie geeignete Pferde. Früher wurden die französischen Remontepferde größtentheils in Deutschland angekauft.

Die große Trophäe des letzten Mahrattenkrieges, die ungeheure Kanone von Benjapore, ist auf dem Wege nach England. Sie ist ganz von Bronze und wiegt 820 Centner. Auf der großen Industrie-Ausstellung wird man Gelegenheit haben, dieselbe zu bewundern.

Von Leipzig bis London in fünf Minuten. Wenn der Telegraph zwischen England und Frankreich der Benutzung übergeben worden ist, so steht London in ununterbrochener Verbindung mit allen größern Städten Frankreichs, Belgiens, Hollands und Deutschlands. Wenn ein Londoner Haus dann seinem Hamburger oder Leipziger Correspondenten eine wichtige Mittheilung zu machen hat, kann in fünf Minuten die Antwort in London sein, vorausgesetzt, daß die Correspondenz nicht über 1000 Worte umfaßt und der Correspondent ohne Zeitverlust antwortet. Allein für Lord Palmerston wird man in Deutschland nicht viel telegraphiren können, da nach einem Ministerialerlaß die Depeschen so geschrieben sein müssen, daß die Telegraphen-Beamteten ihren Inhalt verstehen.

Rossini, der Schwan von Pesaro, erwacht endlich aus seinem langjährigen Winterschlafe und arbeitet an einer Oper, welche er für Bologna bestimmt hat.

Literarisches. Lola Montez will ihre Memoiren herausgeben; ein englischer Buchhändler hat ihr ein bedeutendes Honorar bewilligt.

*** Der berühmte Missionär Dr. Gützlaff giebt selbst folgende Uebersicht seiner Schriften: „Im Holländischen schrieb ich eine Geschichte der Mission und das Leben berühmter Missionäre; dann einen Aufruf zur Unterstützung des Missionswerks. Im Deutschen: Skizzen über die kleinen Propheten. Im Lateinischen: Das Leben unsers Erlösers. Im Englischen: Sketches of Chinese hystory; China opened; Life of Kanghe; eben so eine ganze Menge von Aufsätzen über Religion und Geschichte, über Philosophie, Verfassung und Literatur der Chinesen. Im Siamesischen: Die Uebersetzung des neuen Testaments, der Psalmen, das Leben unsers Erlösers und der biblischen Geschichte. Im Laosischen: Die Uebersetzung des neuen Testaments. In der Sprache Kambodja's ebenfalls die Uebersetzung des neuen Testaments und der Psalmen. Ferner: English-Siamese dictionary, English-Cambodian dictionary und English-Laos dictionary. Diese Arbeiten ließ ich meinen Nachfolgern zur Vervollkommnung zurück; sie haben aber in diesen Wörterbüchern, das Siamesische abgerechnet, nichts nachgetragen. Im Kochinchinesischen: Complete dictionary Cochinchinese-English und umgekehrt. Dieses Werk ist nicht gedruckt worden. Im Chinesischen: Vierzig Tractate mit Einschluß dreier Ausgaben des Lebens unsers Erlösers; die Uebersetzung des neuen Testaments, wovon ich die dritte Ausgabe besorgt habe. Von der Uebersetzung des alten Testaments sind die Propheten und die zwei ersten Bücher Moses vollendet. Chinesische Monatsschrift. Eine Geschichte Englands. Eine Geschichte der Juden. Eine allgemeine Weltgeschichte und Erdbeschreibung. Ueber den Handel. Eine kurze Darstellung des englischen Reichs und seiner Bewohner. Im Japanischen: Die Uebersetzung des neuen Testaments, das erste Buch Mosis, zwei Tractate und einige wissenschaftliche Broschüren. Die einzige Zeitung, der ich jetzt Beiträge zusende, ist die „Hongkong-Gazette," wo ich die chinesische Abtheilung ganz übernommen habe. Bis zum Jahre 1842 schrieb ich das chinesische Archiv."

Aus der Theaterwelt. Giralda oder die neue Psyche, von Scribe und A. Adam, ist in der „Opera Comique" zu Paris siebzehnmal nacheinander aufgeführt worden und hat eine Einnahme von fast 66,000 Franken ergeben, was mit Bezug auf die Jahreszeit viel sagen will.

*** Dem Herrn Marr ist die Regie des Hamburger Stadttheaters auf seinen eigenen Wunsch entnommen, weil er glaubte, daß sich die fernere Führung derselben mit seinen künstlerischen Ansichten nicht mehr in Einklang bringen lasse.

*** In Paris scheinen die alterthümlichen Stoffe mit Reflexen aus der Neuzeit Mode zu werden. Im Theater Français ist eine Comödie in zwei Acten und in Versen: „Démocrite und Heraclite“ mit vielem Beifall gegeben worden. Von der Gattin Girardin's ist ferner dem Comité ein Stück: „L'amour après le mariage“ zugegangen.

Humoralia. Dem Rittergutsbesitzer Geist von Beeren auf Großbeeren, bekannt durch eine Menge schnurriger Processe, erzählt Fr. Förster in seiner neuen preußischen Geschichte, wurde von dem königl. Kammergericht zu Berlin eine Eingabe zurückgeschickt, „weil er bei der Unterschrift den erforderlichen Respecthafen (den unerläßlichen Zopf) nicht hinzugefügt habe.“ Herr von Geist schickte hierauf einen mit allen möglichen Sorten von Hafen, welche sich in seiner Wirthschaft vorfanden, beladenen Wagen dem Präsidenten des Kammergerichts mit Anheimstellung, aus dem überschickten Hafen denjenigen, „welchen ein hochpreisliches Kammergericht für den respectvollsten halte, den Acten beizufügen.“

Curiosa. Leidenschaftlichen Biertrinkern wird es interessant sein zu erfahren, welche Gelehrte über das Bier geschrieben haben; zu diesen gehört Johann Heinr. Meibemius (de cerevisiis potibusque et ebriominibus extra vinum aliis Helmst. 1668, ibid. 1671, ibid. 1688, 4.). Georg Kaspar Kirchmaier (dissertatio de veterum Celtarum Celia, Oelia et Zytho, Witteb. 1695, 4.). Franz Ernst Bruckmann gab eine Beschreibung der Braunschweiger Mumme (Braunschw. 1723, ibid. 1725, 4.) und eine Beschreibung des fürtrefflichen Weizenbieres, „Duckstein“ genannt (Braunschw. 1723, 4.) heraus. Wilhelm Huldreich Waldschmied, ein Kieler Arzt, schrieb eine lateinische Abhandlung über die Kalteschale unter dem Titel: De potu frigido et nitrito. Kilon. 1712, 4.

*** In Törzburg (Siebenbürgen) lebt ein Walache, der im Jahre 1720 geboren, also volle 130 Jahre alt ist. Dieser Greis hat noch dunkles Haar, gute Zähne und übertrifft noch an Frische seinen 75jährigen Sohn.

MODEN.

Paris, den 13. September 1850.

Als erste Neuheit, welche in Mänteln für Deutschland gefertigt worden ist, zeichnete sich besonders ein Modell aus, welches von staubfarbenem Zephyrtuch gewählt war. Die Länge und Weite überschritt nicht die vorjährige Form, dagegen sah man zwei Mantelkragen, welche im Rücken gleich dem Zipfel eines Tuches fielen, und der untere Kragen erreichte fast den Saum; nahe der Armöffnung fielen die vordern Theile ebenfalls spitz und eben so tief wie im Rücken; an der Armöffnung waren außerdem lange Zipfel angebracht, welche recht gut die kleinen Aermel ersetzten. Der Kragen, welcher die Halsöffnung umgab, war bedeutend größer als die bisherigen, fiel im Rücken so wie vorn spitz und wenig fehlte, so reichte derselbe bis in die Taille. Der Ausputz darauf aber gab erst den vollkommenen Ausschlag der Neuheit, nämlich statt der Spitzen, Fransen oder dergleichen war ein neues Band angebracht, klein ausgebogt, zum Theil gerippt und mit Atlasstreifen versehen, nicht breiter als höchstens zwei Zoll; mit diesem Bande waren die Kragen sowie die Armzipfel besetzt. Es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß zum Ausputz der feinen Zephyrtücher nichts für eleganter gelten wird. Auch giebt es Zephyrtücher, welche mit kleinen Tupfmustern bestickt sind; diese nehmen sich in den Modefarben immer sehr gut aus.

In diesem Augenblicke giebt es sehr viele Neuheiten im Gebiete der Putzsachen, z. B. Bänder, Spitzen, Blumen, Federn &c.; sie sind aber auch zu den Gesellschaftstoiletten unumgänglich in großer Auswahl nöthig. In diesen Artikeln findet man stets auf Abwechselung. Dennoch wendet man jetzt noch größere Aufmerksamkeit den feinen Zughüten zu, welche von Taffet oder Crepp getragen werden. Daß es hierin wirklich elegante Formen giebt, davon giebt jedes elegante Modemagazin Zeugniß. An einem feinen Hute ist jetzt das Band immer das Kostbarste, indem die Bindebänder mehr als sonst üblich lang getragen werden. Sehr hübsch war ein Hut von kastorgrauem Crepp mit kleinen Volants bis vor an den Schirmrand; das Innere des Hutes war mit rosa Taffet ausgelegt und hatte ein Bonnet von Tüll, mit rosa Akazienblüthen arrangirt; außen auf dem Hute war eine Windung von Crepp und rosa Taffet geordnet und die Bindebänder bestanden aus breitem brochirtem rosa Taffetband. Zu bewundern ist es, daß sich am Ende des Sommers die Mode noch einmal den italienischen Strohhüten zugewendet hat; auf diesen ist der Bandausputz, sowohl schinirt als breit und bunt gestreift, sehr beliebt und selbst in den Bonnets sieht man häufig Bandschleifen. Die eleganten Hüte sind fortwährend an jeder Seite mit Federbouquets oder mit einem gefleckten Marabout ausgeputzt. Auch hat man sehr hübsche Zughüte von dunkelfarbigem Atlas mit Blondeneinsatz oder auch garnirte mit Rosenbüscheln, in Blonde gehüllt.

In letzterer Zeit sieht man viele Oberröcke mit Jäckchenleibchen, besonders von schweren Seidenstoffen; sie sind mit schmalen satinirten Streifen durchzogen. Die Mode der Stickerei auf den Kleidern hat eher zu- als abgenommen und dürfte nicht so leicht verschwinden. Auch bringt man dabei immer noch Besatz von feiner Posamentirarbeit an, so daß häufig gefragt wird: „Ist das gestickt? Ist es Posamentirarbeit? Was für feine Blümchen!“

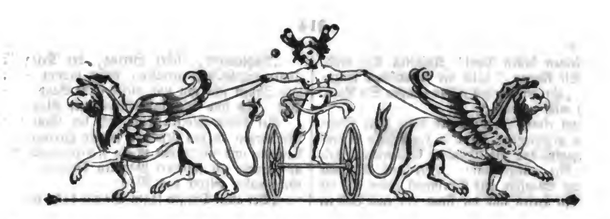
Mit schottischen Mustern, welche rücksichtlich der Farbenzusammenstellung besonders in Popeline ganz vollendet dastehen, hat man wieder sehr hübsche Herbstkleider. Dasselbe gilt auch von Gros de Naples. Auch die einfarbigen Cachemire werden viel und gern getragen, doch dazu immer ein Mäntelchen à la Pilgrim, das sich wirklich gut dazu schickt, vorzüglich wenn ein Ausputz mit Sammetröllchen, sechsfach übereinander gesetzt, und am Rande noch handbreite Spitzen angebracht sind.

Vorigen Sommer wollte man die Mode der Schuhe gern zur Herrschaft bringen; dieser anfangs schüchterne Versuch tritt alle Jahre kecker auf; indessen glauben wir dennoch, daß die Stiefelchen, welche so viel Bequemlichkeit darbieten, sich nicht so leicht werden verdrängen lassen. Die Schuhe sind zwar anmuthig, elegant und kokett, aber es ist anzunehmen, daß sie bei den langen Kleidern, die einmal noch Mode sind, nicht recht aufkommen werden.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 39. 1) Zughut von Taffet; Kleid und Mantelet von Cachemir, mit Spitzen und Galons besetzt. 2) Häubchen von Musselin, mit Taffetband garnirt. Peignoir von Foulard mit türkischem Muster; Aufschläge von rosa Atlas. Unterkleid von Batist, mit englischer Stickerei verziert.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 40. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Frau von Brabantane.

Novelle

von

Menciaux.

I.

Ein Ball im Hotel Stopford.

Es war Abends zehn Uhr. In der Straße Varenne gab es ein seit sechs Monaten ganz ungewöhnliches Wagengerassel. Der Winter hatte nämlich in diesen stillen Stadttheil zurückgeführt, was man die schöne Welt nennt, die bisweilen sehr häßlich ist.

Im Hotel Stopford war Ball. Nach der Zahl der eintreffenden mit Wappen gezierten Equipagen schien das Fest sehr glänzend werden zu müssen. Die Thürsteher warfen den Ankommenden, wenn auch von diesen nicht angehört, Titel an den Hals, wie diese sich dieselben auf den Schlachtfeldern oder in den friedlichern parlamentarischen Kämpfen erworben hatten, die Gäste selbst aber begrüßten mit Grandezza den Herrn und die Frau vom Hause und reichten dann einem neben ihnen stehenden etwa vierzigjährigen Manne die Hand.

„Guten Abend, Marquis," sagten die Männer; „Sie sind doch ein prächtiger Mann; das Fest verspricht herrlich zu werden."

„Wie artig ist es von Ihnen, Marquis," sagten die Damen, „an unsre Vergnügungen zu denken."

Und gleichwohl war dieser Marquis selbst bloß ein Gast bei diesem Ball. Wie ging das zu?

Vielleicht hätte keiner von den Eingeladenen die Frage beantworten können, wer dieser Herr Stopford war, der ein so schönes Hotel bewohnte und einen so schönen Ball gab. Im Vertrauen, er war ein Amerikaner und nebenbei Millionär. Er war es überdrüssig geworden, nach der Sitte in den Vereinigten Staaten seine Sonntage mit Nichtsthun hinzubringen, aber auch überdrüssig, die ganze übrige Woche nichts zu thun. Darum hatte er sich nach dem wonnevollen Frankreich auf den Weg gemacht, wo er — fortfuhr sich auf transatlantische Weise zu langweilen. Fünfmalhunderttausend Francs Einkünfte zu haben, das ist weiter nichts; die Kunst besteht darin, daß man sie zu gebrauchen weiß. Schon dachte Herr Stopford an seine Rückkehr in die neue Welt, um wenigstens in der Art der Langenweile zu wechseln; da begegnete er zufällig dem Marquis von Récourt, einem seiner Reisegefährten auf dem Packetboot. Der Yankee klagte ihm seine Noth; der Marquis erbarmte sich und entrollte vor dessen Augen einen köstlichen Lebensplan: Den Ankauf eines Hotels, Festlichkeiten, Bälle, Diners, Logen bei den Italienern und in der Oper, kurz alle Genüsse führte er ihm vor, welche das neue Babel nur irgend darbietet. Stopford war davon geblendet gewesen und hatte bloß erwiedert:

„Schön! Aber zu Festlichkeiten, Bällen und Diners gehören Tänzer, Spieler und Esser, und ich kenne hier keine lebendige Seele."

„Das nehme ich alles auf mich," hatte der Marquis geantwortet; „es soll Ihnen nicht an Personal fehlen."

„Meinen besten Dank! Ruiniren Sie mich, wenn Sie können," hatte der Amerikaner hinzugefügt, „aber um Gottes willen schaffen Sie Rath, daß ich mich amusire."

Kaum einen Monat später hatte Herr Stopford ein prachtvolles Hotel in der Straße Varennes bezogen und zwölfhundert Einladungen folgender Art ausgeschickt: „Herr und Madame Jerobram Stopford aus Cincinnati geben sich die Ehre, den Herrn und die Frau ... zum Ball 2c. einzuladen." Weiter unten war zu lesen: „Von Seiten des Herrn Marquis von Récourt."

An dem Tage nun, wo unser Geschichtchen beginnt, hatte die ganze schöne Welt, Dank der Nachschrift, der Einladung des Bürgers von Cincinnati Folge geleistet. Anfangs ging es im Ballsaale wegen der Menschenmenge freilich etwas chaotisch her, so daß nur die herzhaftesten Tänzer einige Contretänze wagten; bald aber stellte sich eine Art von Ordnung her, die bei den Parisern schon hinreicht, einen Ball reizend und kostbar zu finden.

„Bester Marquis," sagte Stopford ganz glücklich, „Sie sind ein Zauberer; denn Sie stampfen Menschen aus der Erde und erschaffen geradezu schöne Frauen. Wo Teufel haben Sie die alle hergenommen? Ich bin nun fast ein Vierteljahr in Paris und habe beinahe nichts als mittelmäßige Gesichter wahrgenommen."

„Liebster Stopford," erwiederte Récourt, „die Pariserin ist ein besonderes Geschöpf, welches das Kerzenlicht den Sonnenstrahlen vorzieht; eine Treibhauspflanze, die sich nur aus ihrem Boudoir in einen Salon umsetzen läßt. Darum lächeln wir auch über die Touristen, welche auf den Boulevards eine Cigarre rauchen und nach ihrer Heimkehr steif und fest behaupten, es wären in Paris keine hübschen Frauen."

Unterdessen waren am Eingange zu einem Salon zwei Männer einander begegnet, welche wir etwas genauer betrachten wollen. Der eine, 27—28 Jahre alt, war blond, schlank gewachsen und höchst elegant gekleidet, der Bart an der Oberlippe und am Kinn war ebenfalls blond, die Physiognomie frei und offen und über dem Auge hatte er eine kleine Narbe; der andre, etwa 36 Jahre alt, war groß und untersetzt, sah etwas spöttisch aus und seine Kleidung streifte über die Eleganz hinaus und beinahe an die Geckenhaftigkeit. Letzterer rief dem jüngern Manne zu:

„Ach, ich täusche mich nicht! Sie sind's, lieber Herzog. Welch eine angenehme Ueberraschung! Ich glaubte Sie noch mit der Niedermetzelung der Kabylen beschäftigt."

„Ei, ich bin es erst recht," erwiederte der Blonde lustig, dem Grafen von Montbryon die Hand reichend. „Fort mit Ruhm und Fiebern, ich bin mit Leib und Seele wieder Pariser. Sie sehen es ja; vor drei Tagen zurückgekehrt, bin ich schon auf einem Balle."

„Potztausend, lieber Herzog, der Krieg ist Ihnen vortheilhaft gewesen; dieser braune Teint läßt Ihnen sehr gut und dieses rothe Band ebenfalls. So sind Sie ein vollkommener Elegant."

Bei diesen Worten hing sich der Graf von Montbryon an den Arm des jungen Herzogs von Lairville und führte ihn in ein Nebengemach, wo sie bequem mit einander plaudern konnten. Der Graf nahm wieder das Wort:

„Vor allen Dingen sagen Sie mir doch, warum Sie vor nun bald zwei Jahren von hier Reißaus nahmen. Unbegreiflich! Sie, einer der Unsern, ein Löwe des Tages, der überall siegreich im Herzen so vieler Frauen Menschenkenntniß studirt und als vollkommener Skeptiker die Liebe für eine Chimäre erklärt hatte, Sie verlieben sich Knall und Fall wie ein Gymnasiast, finden bei Ihrer Schönen wohl kein Gehör und fliehen ohne Abschied von Ihren vertrautesten Freunden nach Afrika! Mit zweimalhunderttausend Livres Renten streben Sie darnach auf dem Schlachtfelde zum Corporal ernannt zu werden und bei eintretendem Mangel Pferdefleisch zu essen! War das nicht eine Thorheit?"

„Sehr wohl, Graf, ich war ein Thor! Aber Afrika hat mich auch völlig geheilt."

„Das ist recht hübsch, erklärt aber noch nicht das Liebesfieber, von welchem Sie vor zwei Jahren befallen wurden."

„Ja, Freundchen, die Liebe läßt sich eben bloß erfahren und nicht erklären. Eine Thorheit war es allerdings, mich in die Frau von Brabantane zu verlieben; aber ich hatte jedenfalls in ihr gefunden, was mir bis dahin nicht vorgekommen war: eine strenge, unerbittliche Tugend. Diese Seltenheit hat mich albern und so verliebt gemacht wie zehn Schäfer bei Florian. Das ist jetzt vorbei. Auch war es bei dieser Frau offenbar mehr Kokettterie als Tugend. Von ihren diplomatischen Kniffen hätte sie dem Fürsten von Benevent noch etwas abgeben können. Doch, Montbryon — es ist bloße Neugier, das schwöre ich Ihnen zu — was ist denn aus dieser Frau von Brabantane geworden?"

„O! Lairville, diese Neugier macht mich fast an Ihnen irre. Haben Sie sie denn noch nicht im Ballsaale bemerkt?"

„Im Ballsaale?" erwiederte Lairville, der seine innere Bewegung zu bemeistern suchte; „das ist doch sonderbar! Hören Sie, Montbryon, ich freue mich mit ihr zusammen zu treffen; so können Sie sich doch durch eigne Anschauung von der Aufrichtigkeit meiner Worte überzeugen. Ich wette, daß ich mit ihr tanze."

„Mit ihr tanzen? Sie wird es nicht thun."

„Sie wird es thun! Ich werde ihr sogleich mein Compliment machen."

Auf der Stelle lief Lairville seinem ungestümen Charakter zufolge von seinem Freunde fort und verlor sich in der Menge. Er sah die Frau

von Brabantane neben einer ältlichen Dame in einem Winkel des Salons sitzen. Sie mochte damals etwa 23 Jahre alt sein, war die Witwe des Generals, dessen Namen sie führte und die Tochter eines alten Waffenbruders ihres verstorbenen Gemahls. Letzterer war in Armuth gestorben und hatte seine Tochter dem General Brabantane empfohlen. Dieser sechzigjährige Mann hatte eine innige Zuneigung zur schönen achtzehnjährigen Marie Dupont gefühlt und — sie geheirathet, aber nur noch ein Jahr gelebt. Die neunzehnjährige Witwe hatte nun die mäßige Rente von sechstausend Livres und die Schwester des Generals nahm sie zu sich nach Paris, wo ihr die besten Salons offen standen. Eine auffallende Schönheit war sie nicht, hatte aber in ihren Zügen etwas wunderbar Regelmäßiges und Zartes. Ihre Gesichtsfarbe war blaß, ohne kränklich zu sein, und wurde durch ihr braunes Haar gehoben; damit harmonirte ihr schlanker zierlicher Wuchs sowie ihre von langen Wimpern beschatteten Augen. Doch hatte ihr Gesicht auch ein kleines Gebrechen: wenn sie nämlich den Blick erhob, warf sie den Kopf zurück und blinzte mit den Augen. Diese Bewegung war allerdings nicht ohne Reiz, weil an einer jungen Frau alles reizend ist, ließ aber leider auch eine fatale Auslegung zu. Wie vom Erhabenen zum Lächerlichen, so ist auch vom Reizenden zum Impertinenten oft nur ein Schritt. Ihre Feinde fanden demnach ihren Blick zuweilen keck, höhnisch oder gar unverschämt. Und doch rührte diese ihre Gewohnheit nur daher, daß sie etwas kurzsichtig war, nicht aber so sehr, daß sie ein Glas nöthig gehabt hätte. Als Lairville nach zweijähriger Abwesenheit wieder vor der einst geliebten Frau stand, konnte er sich einer tiefen Bewegung nicht erwehren, sie aber fühlte ihr Gesicht über und über roth werden. Lairville grüßte mit affectirter Kälte:

„Würde Frau von Brabantane einem alten Freunde erlauben, ihr seine Huldigungen darzubringen?“

„Herr von Lairville,“ antwortete die Witwe, welche schon ihre gewöhnliche Ruhe wieder gewonnen hatte, „Sie in Frankreich!“

In diesem Augenblicke spielte das Orchestre die Einleitung zu einem Contretanz, die Tänzer stürzten nach allen Richtungen hin. Lairville stand noch vor der Frau von Brabantane und wartete, bis seine Worte wieder gehört werden konnten. Dann fragte er:

„Sie tanzen nicht, Madame?“

Statt zu antworten wies die Dame auf einen neben ihr leer gewordenen Platz. Der junge Mann setzte sich und sie machte die Bemerkung:

„Herr von Lairville, Ihre Freunde werden sich über Ihre Rückkehr sehr freuen und ich — werde eine traurige Verantwortlichkeit los ...“

„Wie, Madame? Eine Verantwortlichkeit? Ich verstehe Sie nicht.“

„Ihre Freunde, Herr von Lairville, haben dafür gesorgt, daß niemand in diesem Saale ist, der meine Worte nicht augenblicklich verstehen sollte.“

„Madame, ich beschwöre Sie ...“

„Ich werde mich also deutlicher erklären müssen,“ sagte Frau von Brabantane nicht ohne Widerstreben. „Sie kommen aus Afrika zurück. Warum sind Sie dahin gegangen? Jeder aus der Gesellschaft hier würde es Ihnen nöthigenfalls sagen. Geschah es nach reiflichem Nachdenken, daß Sie Frankreich verließen? Wissen Sie, was Ihre Abreise hier alles für Unheil anrichten konnte?“

„Madame, ich weiß nicht, welcher Ursache man meine Abreise zugeschrieben hat, aber unbegreiflich muß es mir sein, wie meine Gegenwart oder Abwesenheit hier von so hoher Wichtigkeit sein konnte. Paris langweilte mich, Afrika sollte mich zerstreuen.“

„Mein Herr, unsre Erkl ..., unsre Unterhaltung schienen wir doch offner führen zu wollen.“

„Meine Offenheit ist der Ihrigen gleich, Madame,“ spottete der junge Mann.

„Ich hielt Sie nicht für boshaft, mein Herr.“

„Entschuldigen Sie, Madame; wenn ich boshaft bin, so geschieht es unwillkührlich; es ist jedenfalls noch ein Rest afrikanischer Rohheit.“

„Mein Herr, so will ich mich denn ohne Rückhalt aussprechen. Diese von mir ungeschickt angefangene Erklärung (denn ich glaubte mit einem Freunde zu sprechen), ich muß sie geben, denn Ihr Spott verurtheilt mich dazu. Ich will Ihnen also mittheilen, was Ihnen hier jedermann sagen würde: Der Herr Herzog von Lairville hat die Frau von Brabantane zu lieben geglaubt; durch ihre Koketterie zur Verzweiflung gebracht, ist er nach Afrika gegangen, um sich dort tödten zu lassen. Sie sehen, die Welt machte mich verantwortlich für Ihre Existenz, für die geringste Verwundung, die Sie hätte betreffen können. Und was hatte ich gethan, daß Sie mich so dem allmeinen Tadel aussetzten? Sie sprachen zu mir von Ihrer — Liebe ... ich hörte Sie an, aber einzig und allein, um Sie zu bitten, aller Hoffnung zu entsagen. Ist das wahr oder nicht, mein Herr?“

„Madame, welch ein Vorwurf! Die Angriffe sind in Afrika nicht unvorhergesehener. Indessen, Madame, wie können Sie mich für das Gerede der Leute verantwortlich machen? Ich hatte niemanden beauftragt, Ihnen aus meinem Leben oder meinem Tod einen Vorwurf zu machen.“

„Schön, mein Herr; aber dachten Sie bei Ihrer Abreise nicht daran, daß es Leute gab, welche sehr — an Ihnen Theil nahmen? ...“

„Sie zielen wohl auf meine Mutter,“ unterbrach sie Lairville höhnisch.“

Frau von Brabantane warf einen schmerzensreichen Blick auf den jungen Mann, schlug dann die Augen nieder und versetzte nach einigen Secunden:

„Ich wünschte verwischen zu können, was diese ungeschickte Erklärung Lächerliches an sich gehabt hat. ... Ich hatte nicht vorausgesehen, daß sie diese Wendung nehmen würde. Etwas freut mich aber doch, nämlich Ihre vollkommene Genesung, Herr Herzog."

Diese Worte fuhren dem jungen Manne gewaltig in die Nase. Bisher hatte er sich über die Verlegenheit der Frau von Brabantane insgeheim gekitzelt, ja ein Weilchen hatte seine Eigenliebe sogar einige zärtliche Vorwürfe gehofft. Aber nun hielt er sich für überzeugt, daß sie noch die vorige Kokette war ... Nach einer zweijährigen Abwesenheit wünschte man sich zu seiner Genesung Glück!

„Ja, ich bin durchaus genesen," versetzte er, „und zu tausend neuen Thorheiten bereit ... Aber, Madame, daß wir nicht eins in's andre reden, werden Sie mir die Ehre erzeigen den nächsten Contre mit mir zu tanzen?"

Frau von Brabantane besann sich einen Augenblick, dann sagte sie traurig lächelnd:

„Der Sonderbarkeit wegen sage ich zu, Herr Herzog."

Lairville machte seine Verbeugung und reichte nach dem Vorspiel des Orchesters mit feierlichem Anstande seiner Tänzerin die Hand. Da stellte sich ebenso plötzlich als unvermuthet ein junger Mensch zwischen den Herzog und seine Dame und rief:

„Madame tanzt mit mir."

„Um Verzeihung, mein Herr," bemerkte Lairville, „Sie irren sich ohne Zweifel, denn ich hatte die Ehre Madame aufzufordern."

„Das ist wahr," stammelte die junge Frau, bleich geworden wie eine Todte.

„Madame hat jedenfalls ein kurzes Gedächtniß," erwiederte der Eindringling, „da sie mir die Ehre erzeigt hat, mir zuzusagen; sie wird erlauben, daß ich nicht abgehe."

„Herr!" rief der Herzog, der eine solche Unart nicht begreifen konnte.

„Wenn Madame nicht vorzieht, überhaupt nicht zu tanzen," fuhr der Unverschämte fort.

„Herr, gehen Sie oder ich erwürge Sie auf der Stelle!" flüsterte der afrikanische Soldat seinem Widersacher in's Ohr. „Wir werden uns sogleich sprechen!"

Lairville's Gesicht mochte wohl mit seinen Worten übereinstimmen, denn der Ungezogene ging ab, indem er wiederholte: „Gut, aber sogleich!"

Der Herzog führte seine Dame zu einer der Quadrillen, welche für den Contretanz zusammentraten. Wie es üblich ist, begrüßte er den ihm gegenüber stehenden Herrn mit der Hand; dieser erwiederte auch den Gruß, begab sich aber mit seiner Tänzerin sogleich hinweg, um sich einem andern sich eben bildenden Viereck anzuschließen.

Es kochte in Lairville's Brust und als er einen Blick auf seine Tänzerin warf, sah er sie einer Ohnmacht nahe. Sie hatte nur noch so viel Kraft zu murmeln:

„Um Gotteswillen, führen Sie mich auf meinen Platz zurück!"

Ihr Tänzer ließ sich nicht nöthigen; dann eilte er, ohne von ihr Abschied zu nehmen, mitten durch die Menschenmenge. Er stieß auf den Grafen Montbryon, welcher ihn bei den Händen faßte und ihm in's Ohr flüsterte:

„Fort, verlassen Sie sogleich den Ball und stellen Sie sich in einer halben Stunde bei mir ein!"

„Lassen Sie mich gehen, ich habe keine Zeit!"

„Thun Sie, was ich Ihnen sage; ich weiß alles; deshalb will ich Sie eben sprechen. Ihre Gegner haben den Ball auch verlassen. Baldigst in meine Wohnung!"

„Baldigst demnach!"

Und Lairville ging mit lebhaften Schritten nach der Thür.

Fortsetzung folgt.

Ueber die Häßlichkeit.

Das Wort häßlich kommt offenbar her von Haß und bedeutet so viel als hassenswürdig, so wie löblich, hergeleitet von Lob, lobenswürdig anzeigt. Die Häßlichen werden mir freilich die Erinnerung an diese Ableitung nicht sonderlich danken, allein ich fürchte mich nicht sehr davor, nicht etwa weil ich nur nach der Gunst der Schönen strebe, sondern weil ich fest überzeugt bin, daß sich kein Mensch für häßlich hält. Allein genau beim Lichte besehen mache ich mit obiger Erinnerung den Häßlichen ein wirkliches Compliment, denn ganz gewiß haben sie es durch ihr sittliches Betragen dahin gebracht, daß die ursprüngliche Bedeutung des Wortes so gut als gänzlich verloren gegangen ist, und in der That muß ich selbst gestehen, daß ich viele, recht viele liebenswürdige Häßliche gesehen habe und kenne. Es ist auch eine höchst wohlthätige Einrichtung der Natur, daß sich der Sinn des Auges so leicht an die Häßlichkeit gewöhnt, da hingegen das Schöne immer den Reiz der Neuheit behält. Dazu kommt, daß es verschiedene Arten des Häßlichen giebt, von denen viele durch die Schuld des Menschen erzeugt und befördert werden, und es ist durch Erfahrung bestätigt, was Schiller in seiner Abhandlung über Anmuth und Würde sagt: „So wie ein feindseliger, mit sich uneiniger Geist selbst die erhabenste Schönheit des Baues zu Grunde richtet, daß man unter den unwürdigen Händen der Freiheit das herrliche Meisterstück der Natur zuletzt nicht mehr erkennen kann; so sieht man auch zuweilen das heitere und in sich harmonische Gemüth der durch Hindernisse gefesselten Technik zu Hülfe kommen, die Natur in Freiheit setzen

und die noch eingewickelte gedrückte Gestalt mit göttlicher Glorie auseinander breiten. Die plastische Natur des Menschen hat unendlich viel Hülfsmittel in sich selbst, ihre Versäumniß einzubringen und ihre Fehler zu verbessern, sobald nur der sittliche Geist sie in ihrem Bildungswerke unterstützen oder auch manchmal nur nicht beunruhigen will."

Vor der Hand nur ein paar kleine auf diesen Gegenstand sich beziehende Anekdoten:

Eine Dame wurde darüber sehr verspottet, daß sie einen äußerst häßlichen Liebhaber sich gewählt hatte. Das ist bloß geschehen, sagte sie, um mich an die Häßlichkeit meines Mannes zu gewöhnen.

Man meldete dem Herzoge von Roquelaure eines Tages, daß zwei Hofdamen einen heftigen Zank mit einander gehabt und sich sogar mit Schimpfreden überschüttet hätten. Haben sie einander häßlich genannt? fragte der Herzog. Nein, Monseigneur! das nicht! — Nun, da hoff' ich schon sie wieder auszusöhnen.

Ein häßliches Weib zerbrach ihren Spiegel in tausend Stücke, weil sie, was doch äußerst selten vorkommen soll, sich selbst darin wiederfand. Allein was geschah? Das Glas, welches ihr vorher ihr Bild nur einmal gezeigt hatte, gab es ihr jetzt tausendfach zurück.

Das merkwürdigste Beispiel von der Wirkung der Häßlichkeit aber, das ich unlängst, ich weiß gerade nicht mehr wo, erzählt gefunden habe, ist vielleicht Folgendes. Zum Glück ist der Vorfall schon alt, und es haben sich die Zeiten indessen dergestalt geändert, daß an einen sehr großen Haß gegen die Häßlichkeit (moralische und physische) eben so wenig zu denken ist, als man eine sehr große Liebe zur Schönheit bemerkt. Hier und da ist an die Stelle der letztern der Reichthum und an die Stelle der erstern die Armuth getreten. Daher kann ich meine Anekdote ohne alles Bedenken erzählen.

Ferdinand, König von Spanien, folgte einer Procession, welche in der Stadt Barcellona gehalten wurde. Ein Spanier fand Mittel, sich unter die Großen zu schleichen, von denen der Fürst umgeben war, und brachte ihm einen Dolchstich bei. Man verhaftete den Mörder auf der Stelle, brachte ihn auf die Folter, um den Bewegungsgrund seiner That von ihm zu erpressen. Da äußerte er denn, daß ihn nichts weiter dazu bewogen habe als die außerordentliche Häßlichkeit des Königs, welche ihm ganz unausstehlich gewesen sei. Ich habe ihn zwar nicht tödtlich getroffen, setzte er hinzu, allein ich erkläre, daß ich, wenn ich meine Freiheit wieder erhalte, sie sogleich dazu benutzen werde, einem Prinzen das Leben zu nehmen, der viel zu häßlich ist, um die Spapier zu beherrschen.

Der Mensch ist wahnsinnig gewesen, wird man sagen. Das sage ich auch, behaupte aber, daß unter uns ein solcher Wahnsinn nicht vorkommen kann.

K.

Glaube.

Sonntags, wenn vom heil'gen Chore
Hell der Frommen Lied erklingt,
Deine Stimme mir vor allen
Durch die tiefste Seele dringt.

Aller Augen ruhen gläubig
Auf der Hostie goldnem Licht. —
Ich auch habe Gott gefunden,
Klar, in Deinem Angesicht.

Und ich weiß, daß er der Liebe,
Höchster Liebe Urbild ist,
Und daß du des Evangeliums
Glaubensfroher Bote bist.

Und ich glaub' es, daß sein Werde
Diese Welt erschuf aus nichts —
Jener Macht, die Dich erschaffen,
War der Welten Schöpfung nichts.

Feuilleton.

Ein reuiger Candidat der Theologie, gegenwärtig Alumnus zu Freising, hat dem Magistrat der Stadt München zwei Kronenthaler als Entschädigung für früher von ihm muthwillig zertrümmerte Straßenlaternen zugesandt.

Die Bürgschaft noch einmal. Zu Bremen wurde unlängst ein Cigarrenmacher von der Inspection des Cigarrenfabrikwesens wegen begangener Contravention zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt, zu deren Abbüßung er sich am Gefangenhause zu stellen hatte. Es stellte sich auch wirklich jemand; als dieser jemand aber von der Behörde wieder in Freiheit gesetzt werden sollte, fand es sich, daß nicht der Verurtheilte, sondern ein Freund in übergroßer Freundschaft statt seiner sich zum Arrest gestellt und die Strafe verbüßt hatte. Die Behörde bat nun durchaus nicht, wie in Schiller's Bürgschaft Dionys: Gewährt mir die Bitte rc., sondern sie ließ den ursprünglich von ihr Verurtheilten die ihm zuerkannte Strafe verbüßen und auch den bereits freiwillig in Haft gewesenen Freund noch eine Zeitlang im Gefangenhause verbleiben.

Kaffeebereitung. „Warum ist eine Tasse Kaffee in Frankreich viel besser und aromatischer als in England?" Diese Frage beantwortet ein englisches Blatt folgendermaßen: Weil man in Frankreich die Bohnen gewöhnlich über oder neben einem mäßigen Holzkohlenfeuer langsam röstet (brennt), wodurch sich der ganze Wohlgeruch der Bohne erhält, während man in England und fast auch in ganz Deutschland die Bohnen bei einem heftig flammenden Feuer brennt, wobei natürlich fast der ganze Wohlgeruch verfliegt und das wesentliche Oel zerstört wird. Will man ferner guten Kaffee bereiten, so koche man denselben, statt

ihn durchzuseihen, aber man lasse ihn nur einmal aufwallen. Dann bringe man ihn in ein geschlossenes Gefäß, man lasse ihn darin, je länger, desto besser, gleichsam schmoren und endlich kläre man ihn mit ein wenig Hausenblase. Am besten thut man jedenfalls, wenn man, wie es meistens in Frankreich der Fall ist, den Kaffee erst unmittelbar vor dem Gebrauche röstet, auf einem milden Kohlen- oder Torffeuer und zwar in einer offenen Bratpfanne anstatt in der gewöhnlichen Rösttrommel, indem man ein klein wenig süße Butter oder Speck in die Pfanne legt, um dadurch die Möglichkeit des Anbrennens zu verhindern. Wenn das Rösten geschehen, schüttet man die Bohnen auf Flanell, wickelt dieselben fest darein und läßt sie darinnen erkalten. Die Damen mögen es versuchen; denn es dürfte wohl der Mühe werth sein.

Werth der englischen Königskrone. Diese Krone hat, ohne das edle Metall zu rechnen, bloß an Juwelen (Diamanten und Perlen) einen Werth von **111,900** Pfd. St.

Die große indische Kanone, welche aus Bidschapur, der berühmten, jetzt verödeten Mahrattenstadt nach England geschafft werden soll, ist **14** Fuß lang und **5** Fuß im Umfang; sie schießt eine Kugel von **3000** Pfund, soll aber nur einmal abgeschossen worden sein, und nach der Volkssage fliegt die Kugel immer noch. Der Donner beim Abfeuern hat das Volk im Umkreise von hundert Stunden erschreckt.

Ein Trompeter von dem Corps der Zouaven in Afrika hatte sich mit einem Corporal seines Regiments in ein $1^1/_2$ Stunde von der Straße Blidah gelegenes Thal begeben, um ein Instrument, welches er sich gekauft, zu probiren. In dem von hohen Bergen umgebenen Thale angelangt, ließen sie sich nieder, um eine Mahlzeit einzunehmen, als sie einen Löwen mit großen Schritten auf sich zukommen sahen. Sie hatten keine andere Waffe zur Vertheidigung als ihre Säbel, die natürlich gegen einen solchen Gegner nicht hinreichten; ein Rückzug war nicht möglich, da der Löwe sie in zwei Sprüngen eingeholt haben würde. Der Trompeter verlor jedoch seine Geistesgegenwart nicht; er ergriff sein Instrument und begann eines seiner melodischen Stücke zu spielen. Alsbald bleibt der Löwe stehen, spitzt die Ohren und hört aufmerksam zu. Der Trompeter fährt fort, seine melodischen Töne in's Thal zu senden. Der Löwe, sichtbar bewegt, legt sich nieder, als wolle er ausruhen. Unterdessen entfernte sich der Begleiter, um Eingeborne zu Hülfe zu rufen, und als er mit diesen zurückkam und der Löwe sie sah, ging er ruhig hinweg. Der muthige Musikant war aber auch kaum noch fähig, seinem Instrumente Töne zu entlocken.

Die Kirchen Antwerpens sind eilf an der Zahl und sie sollen nach dem finanziellen Bericht der Provinz an Schmuck und Kunstwerken einen Werth von beinahe **50** Millionen Francs enthalten.

Die Hinterlassenschaft Louis Philipp's. Die dem Ex-König der Franzosen gehörenden Grundstücke haben einen Umfang von circa **86,000** Hectaren. Die Bruttoeinnahme von diesen Grundstücken wird nach dem Durchschnittsertrag von zehn Jahren auf **3,989,000** Francs berechnet; für das Jahr **1850** wird sie aber bloß auf **2,900,000** Francs veranschlagt. Die Ausgaben für Verwaltungskosten u. s. w. werden jährlich auf **1,611,000** Francs geschätzt, bleibt daher ein Reinertrag von **2,378,000** Francs, wonach der Capitalwerth dieser Besitzungen sich auf **78** Millionen Francs belaufen dürfte, den Zinsfuß auf drei Procent angenommen. Davon sind die bedeutenden unproductiven Besitzthümer ausgenommen, wie z. B. der Park von Monceaux, den man allein auf **4** Mill. Francs an Werth veranschlagen kann. Erwähnt werden müssen außerdem noch die ziemlich bedeutenden Renten, deren jährlicher Ertrag auf **425,000** Francs beträgt. Aber dieses glänzende Vermögen wird bedeutend verringert durch die enormen Schulden, mit welchen sich der König durch großartige Bauten u. s. w. belastet hat.

Das unerwartete Zusammentreffen. Vor einigen Wochen war der Tenorist Borsari, der großes Furore in Mailand gemacht, nach Paris gekommen, um es kennen zu lernen. Er geht mit zwei eleganten Damen in dem Gehölz der eliseischen Felder, welches die Seine begrenzt, spazieren. Am Wege sitzt ein armer, aber sehr reinlich gekleideter ganz alter Mann, der seiner Violine einige Töne entlockt. Borsari faßt in die Tasche, um ihm ein Almosen zu geben, sieht ihn näher an, ruft plötzlich: „Beim Himmel, er ist es!" und fliegt dem erstaunten Violinspieler an den Hals. Es war sein alter Lehrer Giacomo, welcher ihm die musikalische Laufbahn eröffnet hatte. Nach den ersten heftigen Bewegungen des Wiedersehns erzählt der alte Lehrer, wie er als Impressario eines Theates nach und nach alles verloren habe, endlich nach Paris gekommen sei und hier eine seiner ehemaligen Sängerinnen getroffen habe, welche einen reichen Mann geheirathet hatte und ihn nun unterstützte. Doch sie starb im Wochenbett und der arme Musiker gerieth nun wieder in die äußerste Armuth, die ihn zuletzt den Unterhalt ergreifen ließ, bei dem sein Schüler ihn fand. Borsari zog seine Börse, doch fand er sie nicht reichlich genug gefüllt. Er sagte darauf: „Giacomo, wißt Ihr noch die Begleitung zu der Arie: Die Verleumdung auswendig?" „Ja wohl." „So kommt her." Der Sänger begann die berühmte Arie aus dem Barbier von Sevilla. Auf der Stelle horchten die Spaziergänger; nach den ersten zwanzig Tacten waren Hunderte um ihn versammelt, und die untergehende Sonne beleuchtete die Scene. Am Schluß ein Beifallsjubel, wie er kaum im Theater vorkommt. Borsari selbst ging jetzt mit dem Hute umher und sammelte. Die Kunde von der Ursache des seltsamen Schauspiels war schon verbreitet. Alles spendete reichlich, Goldstücke mischten sich mit dem Silber und nach wenigen Minuten brachte der Sänger seinem Lehrer einen Hut voll Geld mit den Worten: „Auf Rechnung, lieber Giacomo; aber wir sehn uns wieder."

Die Irren-Anstalt Illenau unweit Offenburg enthält seit einigen Monaten einen Gast, mit dem man bisher sehr geheimnißvoll umging. Es ist nunmehr bekannt geworden, daß unter dem Namen einer Gräfin Iburg eine baier'sche Prinzessin (wahrscheinlich Alexandrine), Tochter des Königs Ludwig, dort untergebracht wurde; doch soll ihr Zustand nicht hoffnungslos sein.

Der Kanonier W. aus B—dt, dem in der Schlacht bei Idstedt am **24.** Juli ein Bein abgeschossen wurde, rief, als er hinsank mit seinem Stumpfe: „Recht bleibt Recht und wenn sie mir auch beide Beine abschießen."

Die im Jahre 1850 neugeprägten Frankstücke der französischen Republik zeigen gegen die vorjährige Prägung mehrere Verschiedenheiten. Die Vorderseite enthält: „Liberté, Egalité, Fraternité" in der Umschrift, in der Mitte die Werthangabe. Die Rückseite zeigt den Kopf der Freiheitsgöttin, geziert mit einem breiten geflochtenen Diadem, darüber den aufsteigenden Morgenstern, darunter die Chiffre des Münzmeisters Oudinot. Der französische Witz hat darauf folgendes Wortspiel geliefert:

Avers: Liberté point, égalité point, fraternité point.
Revers: Détresse partout; où diner? — sous l'étoile.

Ein Denkmal für Columbus. In Madrid ist zu diesem Zweck eine Subscription von den hervorragendsten Personen bedeckt worden. Das Minimum der Kosten ist auf **500,000** Francs veranschlagt worden und das Denkmal wird an dem Hafen, wo sich Columbus zu seiner Entdeckungsreise einschiffte, aufgestellt werden.

Der Componist Fr. Kücken hat als Frucht seines Aufenthalts im Süden Deutschlands ein Liederheft, **Op. 53,**

erscheinen lassen, das baier'sche und schwäbische Volksmelodien höchst gelungen wiedergiebt.

Auf der Berlin-Potsdamer Eisenbahn wird eine vierte Wagenclasse eingerichtet, worinnen die Passagiere nur stehen können; die Waggons sind gänzlich bedeckt und dem Aeußern nach sehr elegant (?!).

Der Astronom Mauvais in Paris hat im Sternbilde des Fuhrmanns einen neuen Kometen entdeckt.

Die Sonntagsfeier in einem Quäkerhause zu London macht auf den Fremden einen eigenthümlichen Eindruck. Gewöhnlich versammelt sich die Gemeinde in einem Saale, in welchem für Hospitirende am Eingange einige abgesonderte Bänke stehen. Die Männer auf der einen, die Frauen auf der andern Seite sitzen still in sich gekehrt auf den Bänken; die letztern tragen tiefe Hüte, die erstern haben sie ebenfalls auf. Die Vorsteher sitzen quervor; man erblickt weder Altar, noch Kanzel, noch Taufstein. So warten sie auf die Eingebung des heiligen Geistes. Fühlt jemand sich innerlich vom Geiste ergriffen, so erhebt er sich und spricht; oft vergeht aber auch der ganze Gottesdienst, ohne daß sich einer zum Sprechen berufen fühlt, und dann verläßt die Versammlung schweigsam das Haus.

In Sunbury wurde ein Mädchen aus Ohio gezeigt, welches 15 Jahre alt ist und nicht weniger als 430 Pfd. wiegt.

Die Theekoster in China. Die Chinesen sind bekanntlich oft sehr pfiffige Leute und die ausländischen Theehandlungen in China müssen sehr auf ihrer Hut sein, daß man ihnen bei den unzähligen Arten von Thee nicht schlechte Waare statt guter theuer verkauft. Deshalb halten denn die großen Handlungshäuser sich eigene Theekoster, welche die verschiedenen Sorten Thee — es stehen da in dem sogenannten Theezimmer oft gegen 400 verschiedene Theeproben — zu sortiren und ihren Preis zu bestimmen haben. Dieses Geschäft eines Theekosters versieht meistens ein Engländer, dessen angenehmer Lebensberuf es ist, Jahr aus Jahr ein, vom Morgen bis zum Abend Thee zu kosten. Gewöhnlich steht eine Reihe von sechs bis zwanzig Tassen mit Thee vor ihm, deren vergleichungsweisen Werth er sorgfältig zu erproben hat.

Ueber die Brauerei der Herren Barclay und Perkins in London, in welcher Haynau mißhandelt ward, wird folgende Notiz gegeben: „Die Brauerei, welche für sich eine kleine Stadt mit mehreren Höfen, Straßen, größern und kleinern Gebäuden bildet, verbraucht jährlich bei 224,000 Säcke Malz, und die Vorräthe, die an diesem Material aufgespeichert sind, entsprechen dem Verhältniß. Sie liegen in 36 großen, durch ein paar Etagen hindurchreichenden Kasten, aus denen unten das Malz durch einen Schieber nach Bedarf ausströmen kann. Jeder Kasten hält 2000 Säcke, so daß der Gesammtvorrath auf 1,800,000 Fl. angeschlagen werden kann. Die Entkeimung der Gerste geschieht durch Dampfmaschinen, sowie die Malzmühlen durch Dampf getrieben werden. Aus den riesigen Pfannen fließt die Würze durch sinnreich construirte Röhrenleitungen in die Kühlschiffe und von da in die mächtigen Tonnen zur Maischung und Gährung, endlich in die wahrhaft ungeheuern Fässer, deren 150 aufgestellt sind. Von diesen reichen die größern von der Erde bis unmittelbar unter das Dach eines großen Hauses. Der Faßdeckel hat ungefähr 16 große Schritt Durchmesser, so daß im Fall der Berstung eines solchen Fasses in den nächsten Straßen eine Art Ueberschwemmung entsteht. Der Werth des Inhalts eines solchen Monstrums wird auf 35 bis 40,000 Fl. angeschlagen. Diese Brauerei, die noch viele ihres Gleichen in London hat, beschäftigt täglich 300 Personen und 180 Pferde, beides von kräftigstem Schlage.

Die Totalsumme der vom König Ludwig von Baiern während einer 23jährigen Regierung auf Bauten, Verschönerungen, religiöse und wohlthätige Zwecke verwendeten Privatausgaben wird auf 21,117,769 Fl. berechnet.

Musikalisches. Im Verlage von Breitkopf und Härtel in Leipzig hat ein Buch die Presse verlassen, welches im Gebiet der Theorie der Tonkunst als ein Musterwerk betrachtet werden kann: „Lehrbuch der musikalischen Composition, von Professor J. C. Lobe. (460 S.)" — „Ohne ausgebildete Technik ist kein echter Künstler möglich; ohne sie kann aus dem Geist des Schaffenden nicht heraus, was darin lebt." Im Sinne dieser Worte hat ein Mann von ausgezeichnetem Kopf, hoher Bildung und vielfacher Erfahrung es unternommen, dem Schüler einen Wegweiser und Berather zu geben, welcher in 31 gediegenen Capiteln und Anhängen nicht nur die ganze Harmonielehre umfaßt, sondern auch Modulation, alle Satzweisen, homophone wie polyphone, von der Ein- bis zur Vierstimmigkeit für das Streichquartett, bis zur Zehnstimmigkeit für die Claviercomposition, Nachahmung, thematische Arbeit, Periodenbau und Formenlehre. Näher auf dies ausgezeichnete Werk einzugehen ist nicht die Tendenz dieses Blattes; wir fühlen uns aber im Interesse der guten Sache veranlaßt, solches auf's beste zu empfehlen, obschon der rühmlichst bekannte Name des Verfassers hinlängliche Bürgschaft darbietet.

Literarisches. Ueber den jüngst verstorbenen Dichter Nicolaus Lenau wird nächstens ein biographisches Denkmal erscheinen, welches von seinem Schwager, Anton Schurz, herrührt, der selbst als Lyriker in Deutschland nicht ganz unbekannt ist. Da Herr Schurz die speciellen Lebensverhältnisse Lenau's kennt, so dürfte die Schrift manches Neue und Interessante für den Literarhistoriker bieten. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß wir schon zwei gut geschriebene, tiefeingehende Charakteristiken über den bedeutendsten österreichischen Dichter besitzen, die eine von Gustav Pfizer, die andre von Heinrich Landesmann in „Wiens poetischen Schwingen und Federn."

Aus der Theaterwelt. Mosenthal's Drama: „Ein deutsches Dichterleben" (Bürger und Molly) ist am 12. und 13. in Wien mit vielem Beifall aufgeführt worden. Nach Wiener Kritiken ist sie Fortschritt gegen die „Cäcilie von Albano," steht aber der „Deborah" nach.

⁂ Leipzig. Am 19. September ging zum Erstenmale bei doppelten Preisen Halevy's Oper: „Die Rosenfee" in Scene, welche schon lange vorher mit großem Pomp angekündigt war. Es ist dies ein Werk für das Auge, das Hören ist Nebensache, und Herr Director Wirsing hatte hierbei einen Glanz entfaltet, wie man ihn weder unter Küstner's, noch Ringelhardt's und Schmidt's Direction gesehen. An und für sich ist diese sogenannte komische Zauberoper nichts weiter als eine Wiener Zauberposse der allertrivialsten Art, deren poetische Momente der Decorateur schaffen muß. Der Text ist ein Rühreî von Unsinn und die Musik unstreitig das Schwächste, was Halevy geschrieben. Decorationsmaler, Maschinist und Costumier hatten an unserer Bühne gewiß das Höchste geleistet. Nichts ist possirlicher als der Tanz der Besen, Tische, Stühle, Krüge u. s. w. im ersten Act, der sich außerdem durch mehrere andre gelungene Effecte auszeichnet. Wahrhaft bewunderenswürdig ist im zweiten Act die Verwandlung eines grünen Gebüsches in die üppigste Blumenpracht. Vor den Augen der Zuschauer schießen tausend Knospen aus dem Grün und springen zu herrlichen Blüthen auf. Der Tanz der Sonnenblumen und der übrigen sehr reich und geschmackvoll gekleideten Blumen verfehlt ebenfalls seine Wirkung nicht. Die Verwandlung des Zaubergartens von Kaschmir in eine grauenhafte Eiswüste geht wie durch einen wirklichen Zauberschlag vor sich. Im dritten Act ist zunächst die Azurgrotte unter dem Meer eine vortreffliche, wohl von allen die am besten gemalte Decoration. Dann kommt der mit dichtgedrängtem Volk überaus reich staffirte Marktplatz von Delhi, auf welchem ein Grand pas de trois sérieux, getanzt vom Balletmeister Hofmann, den Damen Rosenthal und Roth, letztere Gast vom Hamburger Stadt-

theater, vielen Beifall erntete. Die Schlußdecoration ist so flammend, strahlend, sprühend, glühend, blendend, flimmernd, glitzernd und mit einem Wort fabelhaft, daß der Zuschauer in der That wirr und stumm werden muß. Es ist aber fast allzuviel Feuer darin. Rechnet man nun noch zu der Schönheit der Decorationen die sämmtlich vortrefflich gelungenen vielen Verwandlungen und sonstigen Maschineneffecte, endlich den wirklich in's Grenzenlose gehenden Aufwand an prächtigen Costumen, so muß man gestehen, daß selbst auf den größten Bühnen Europa's nicht mehr für das Auge wird gethan werden können. Die Direction giebt sich wirklich erstaunliche Mühe und wendet große Summen daran, Neues und Ueberraschendes zu bieten, und es ist sehr zu wünschen und zu erwarten, daß sie für ihre Opfer entsprechende Entschädigung finden möge. Die Hauptrolle in der bereits dreimal wiederholten Oper befand sich in den Händen der Frau Schreiber-Kirchberger vom Stuttgarter Hoftheater. Die Gastin ist eine vortreffliche Sängerin mit ausgezeichneter Schule.

Curiosa. Aus einer Proceßverhandlung, welche Ludwig Rellin gegen seinen Pariser Verleger eingeleitet, erfahren wir, daß unverkaufte Bücher, welche in Deutschland gewöhnlich „Krebse" genannt werden, in Frankreich „Nachtigallen" heißen.

*** Im Churmainzer Wappen befindet sich ein Rad, welches vom Churfürsten Willegis (1011 gestorben) herrührt. Er war der Sohn eines Stellmachers und eingedenk seiner niedern Abkunft ließ er an alle Wände seiner Zimmer ein Wagenrad malen und darunter den Wahlspruch setzen:

Willegis, Willegis,
Recole onde veneris!

Auf deutsch:

O Willegis, o Willegis,
Deine Abkunft nie vergiß!

MODEN.

Paris, den 20. September 1850.

Auf den kleinen Ueberwürfen, welche von feinen Wollenstoffen, als Alippi, Cachemir d'Ecosse oder von Seide gefertigt werden, zeigt man verschiedene Ausputze, worunter sich in Betreff der zierlichen Arbeit besonders das mit dünnen Dochten unterlegte, nach einer leichten Zeichnung ausgeführt, vortrefflich ausnimmt. Ferner hat man auf denen von Zephyrtuch einen Besatz in der Farbe des Tuchs von sogenanntem imitirtem Pelz, welcher stets handbreit alle Säume umgiebt. Wir müssen sagen, daß eine solche Verbrämung einen durchaus wohlthätigen Eindruck auf das Auge macht.

Als eine wirkliche Neuheit sahen wir einen Mantel von kaffeebraunem Zephyrtuch an, nicht zu lang, noch zu weit, mit einem spitzen Pelerinenkragen, welcher an den Schultern mit der Naht an den Vordertheilen befestigt war. Die Pelerine und der kleine Halskragen waren zweimal mit schmalen Galons besetzt, vorn herunter à la Brandenbourg. Erwähnenswerth ist dabei aber noch besonders, daß man darunter einen kleinen Paletot trägt, welcher natürlich von demselben Stoffe und in gleicher Weise ausgeputzt ist. Der Paletot war auf Taffet wattirt und fein durchnäht, dagegen der Mantel nur mit gleichem Taffet gefüttert, wodurch er ein leichtes und sehr anmuthiges Ansehen erhielt. Diese Form wird sicherlich viel Beifall finden und nachgeahmt werden. Es kommen immer noch neue Anzüge zum Vorschein, von denen wir bloß diejenigen erwähnen, welche am meisten Gefallen erregten, z. B. einen Oberrock von rosa Taffet mit Unterkleid von weißem Taffet; das Vordertheil des Rockes zeigte eine Stickerei von rosa Seide, die wieder mit weißer Seide umstochen war; das auf den Achseln gefältete Leibchen blieb auf der Brust gänzlich offen und war in der Taille ein wenig übereinander gelegt; die Vordertheile waren bestickt wie der Rock, die Aermel halblang und weit, oben in der Quere aufgeschnitten und mit Stickerei verziert wie der Gürtel von rosa Taffet mit langen Enden, der an den Seiten niedlich ausgezackt und an den Zäckchen mit weißen Schnürchen eingefaßt ist. Dazu gehörte eine Mantille, im Rücken fast spitz geschnitten, auf den Aermeln und so auch die Vordertheile eckig, rund herum mit zwei Reihen Stickerei, ähnlich der auf dem Kleide, und mit offnen rosa und weißen Fransen garnirt. Endlich durfte dabei ein Hut von weißer Spitze nicht fehlen; er war mit rosa Tüll unterlegt und mit rosa Hopfenblüthen garnirt.

Dann gab es noch ein modefarbenes Kleid mit sieben schmalen Volants, welche am Rande festonnirt waren; das Leibchen war vorn geöffnet und in der Quere mit Bündchen geschlossen; die Aermel, ziemlich lang und weit, waren aufgeschlitzt, gleich einer Schneppe ausgeschnitten und ebenfalls mit Bündchen geschlossen. Dazu gehörte ein Mäntelchen vom Stoffe des Kleides mit breitem Kragen, griechischen Aermeln und gleichfalls mit festonnirten Volants besetzt, sowie ein Hut von staubfarbenem Crepp mit Blondeneinsatz; auf beiden Seiten des Kopfes waren Büschel von Marabouts befestigt, was ihm ein sehr elegantes Ansehen verlieh.

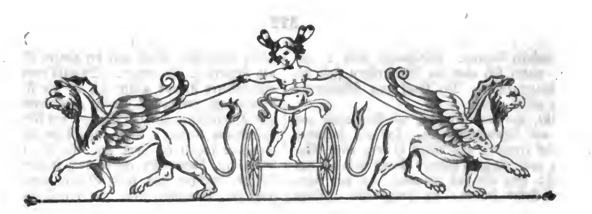
Man trägt wohl immer noch Sommeranzüge, aber lange kann es gar nicht mehr dauern, denn die Witterung hat sich zuweilen schon ziemlich kalt angelassen; daher kommen die gemischten Anzüge, welche immer häufiger werden. So sah man in letzterer Zeit oft ein Kleid von Seidenmusselin unter einem Ueberwurf von Sammet oder auch ein Kleid von Cachemir und ein Mäntelchen von Taffet.

Bei den neuen Kleidern, welche von gestreiftem Taffet gefertigt werden, nimmt man den Stoff zu den Volants durchgehends schief und setzt an den Rand schmale farbige Blonde; oben, wo der Volant angenäht ist, zieht man oft kleine Tüllpuffen darüber, wodurch man den Kleidern unbedingt mehr Eleganz verleiht. Auch sah man dieser Tage nur einen Volant, welcher aber bis über das Knie reichte. Bei den Putzkleidern sind alle Aermel kurz und weit, so daß die feinen Unterärmel sichtbar werden; auch giebt diese Mode viel Gelegenheit mehr Geschmeide als bisher zu tragen, denn selbst auf den Chemisettes bringt man Perlen und Brillanten an, entweder als Knöpfe oder in Doppelnadeln. Unter den Armbändern giebt es eine große Auswahl; zu den goldnen Armbändern sind nämlich seit kurzem noch welche von schwarzem Sammetband gekommen, die mit sehr hübschen Schlößchen geschlossen werden; man sieht letztere theils einfach von Gold gearbeitet, theils aber auch mit Steinen gefaßt. Auch giebt es Damen, welche um den Hals schwarzes Sammetband tragen, das sie vorn durch eine kleine Schnalle ziehen, während sie die Enden weit herunterflattern lassen.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 40. 1) Häubchen von Tüll, mit Blumen garnirt. Oberrock von Taffet; das Leibchen offen, die Aermel halblang und dazu Unterärmel sowie Chemisettes von Spitze. Aermel, Leibchen und Rock zum Theil mit Spitze und Taffetgefältel verziert. 2) Hut von Crepp, mit Johannisbeeren garnirt. Kleid von gestreiftem Taffet; Rock mit drei breiten Volants besetzt; hohes Leibchen und weite halblange Aermel, ebenfalls mit Volants besetzt.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 41. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Frau von Brabantane.

(Fortsetzung.)

2.

Ein Verein junger Männer.

Lairville verließ das Hotel Stopford, wie ihm Graf Montbryon gerathen hatte. Er war auf dem Wege nach der Wohnung des Letztern. Er dachte über die eben erlebte sonderbare Scene nach und fing an sich darüber zu wundern, daß Montbryon sich zum Vermittler aufgeworfen und daß er so schnell von allem hatte unterrichtet sein können. Im Hotel des Grafen angelangt fand er denselben in seinem Cabinet von fünf bis sechs jungen Leuten in Ballkleidern umgeben.

Der Herzog ward von Allen durchaus als ein alter Freund aufgenommen. Er sah sich nach dem Hausherrn um, welcher mit zwei jungen Männern in einem Winkel saß; es waren die beiden Urheber des unangenehmen Auftritts im Ballsaale.

„Lieber Herzog," sagte jetzt der Graf, „hier stelle ich Dir zwei treffliche Freunde vor, den Vicomte von Château-Renard und den Baron von Costal. Die prächtigen Jungen haben sich wohl zwanzigmal geschlagen, und als sie einmal mit niemandem Streit finden konnten, schlugen sie sich unter einander selbst, denn Costal behauptete, es wäre zum Ersticken heiß, und Château-Renard, es wäre sehr kalt, obgleich keins von beiden der Fall war. Diese beiden Helden bitten Dich durch meinen Mund wegen der beiden Ballscenen aufrichtig um Entschuldigung ..."

„Montbryon," unterbrach ihn Heinrich ziemlich barsch, „meine Angelegenheiten sind nicht die Ihrigen; ich habe zwei Unverschämte zu züchtigen und danke es dem Zufall, daß er mir sie alle beide so in die Hand spielt."

„Lairville, Sie sind ein Thor! Wir sind ja doch nicht mehr in Afrika, wo man freilich mit Säbelhieben redet. In Frankreich erklärt man sich erst, und sollte man sich später auch noch weniger mit einander verstehen."

„Die mir von diesen beiden Herrn widerfahrene Beleidigung betraf mich nicht allein; meine Tänzerin hat auch darunter gelitten. Ich vertheidige hier eine edle und achtenswerthe Frau, die man niederträchtig beleidigt hat."

Auf diesen Ausfall folgte ein allgemeines Gelächter. Das Auge des jungen Herzogs sprühte Funken. Montbryon machte wieder den Vermittler, indem er sprach:

„Wir verlieren da eine kostbare Zeit in mehr oder weniger schönen und dithyrambischen, aber wenig erquicklichen Reden und Antworten. Ginge es so fort, dann würde ich die motivirte Tagesordnung oder den Schluß der Sitzung beantragen. Hören Sie mich, Sie haben dann immer noch Zeit sich zu schlagen. Doch da bringen uns die Bedienten eben den Thee; Grog und Cigarren sind für den Liebhaber auch da."

Sowie die Aufwärter verschwunden waren, rückte man sieben Stühle an die Tafel und jedermann zündete sich eine Cigarre an, nur der Herzog nicht, welcher mit finsterm Auge auf das Ende einer Scene wartete, die er als eine Mystification

zu betrachten begann. Gleichwohl blieb er gelassen, nahm sich aber vor, zur rechten Zeit gehörig loszubrechen. Der Graf von Montbryon begann auf's neue:

„Alle, wie wir hier sind, mit Ausnahme von Costal und Château-Renard, sind alte Freunde, im Glück erprobt, und dieses ist trotz allen Moralisten noch ein ganz anderer Probierstein als das Unglück; kurz wir sind Freunde, die nur einen einzigen Feind kennen: die Langeweile. Wider diesen furchtbaren Gegner haben wir uns einst verbunden, haben wir unsre Kräfte, unsre Vertheidigungsmittel und unsre erfinderischen Geister vereinigt. Mit einem Worte, wir haben das Vergnügen organisirt, was noch weit schwerer ist als die Arbeit zu organisiren. Ich als der Aelteste bin euer Oberhaupt, euer Fahnenträger geworden. Soldaten und Anführer, jedermann hat bisher seine Pflicht gethan. Wenn diese Mauern reden könnten, sie würden hübsche Sachen erzählen, wahrhaftig! Doch unsre Verbrechen sind nur liebliche Thorheiten, die weiter keinen Schaden gestiftet haben, als daß eine große Anzahl Ehemänner nicht gut hat schlafen können. Und übrigens haben wir außerhalb dieses Raumes geschwiegen wie das Grab, um mich dichterisch auszudrücken. Alle haben wir stets an der Glückseligkeit Aller gearbeitet und bisher einander in allen Dingen redlich beigestanden, bis einst ..."

Hier trank der Redner eine Tasse Thee. Jeder ahmte ihn nach und dann setzte man sich wieder an seinen Platz.

„Bis einst," fuhr Monbryon fort, „einer von den Unsrigen, der Herzog von Lairville-Lautrec, hier gegenwärtig, einer unsrer hervorragendsten Mitarbeiter, unsre lustige und brüderliche Fahne verließ ..."

„Montbryon," unterbrach Heinrich abermals, „ich fühle mich nicht aufgelegt, noch länger Ihre albernen Späße anzuhören ... Ich weiß nicht, wo Sie hinaus wollen. Diese beiden Herrn haben mich insultirt; ich muß Genugthuung haben. Die Frage ist, denke ich, einfach und bedarf nicht Ihrer rednerischen Commentare."

„Lairville, stoßen Sie sich doch nicht an meinen Styl. Wir sind bei einem bedeutend parlamentarischen Zeitpunkte angekommen. Uebrigens werden Sie mir nach wenig Augenblicken schon mit mehr Interesse zuhören."

Der junge Mann zuckte die Achseln und der Graf fuhr fort:

„Der Herzog von Lairville ward also auf lächerliche, d. h. auf ernsthafte Art verliebt. Das wäre nur ein halbes Unglück gewesen, aber er machte den unverzeihlichen Streich, uns seine Herzenskrankheit zu verhehlen. Durch sein Schweigen hat er unsrer Freundschaft ein Schnippchen geschlagen, denn er hat uns verhindert an seinem Glücke zu arbeiten. Endlich wird ein kurzes Gemälde von der Frau, die er wie toll geliebt hat, völlig hinreichen, Euch von der ganzen Größe seines Fehlers zu überzeugen. So wißt denn, unser undankbarer Freund hatte sich in die Frau von Brabantane verschossen, die es an Koketterie, List und Treulosigkeit mit den Sirenen des Alterthums aufnehmen könnte. Nach dem Tode des alten Generals erhielt sie zwar nur ein sehr mäßiges Vermögen, aber dieses würde doch seinem Neffen Gizeur, welcher hier seine Cigarre raucht, gar nicht übel bekommen sein. In den Salons lockte sie alle jungen Männer aus angesehenen Familien an sich, um sie dann durch ihre Gleichgültigkeit zur Verzweiflung zu bringen. Warum aber das? Nichts leichter zu begreifen: Frau von Brabantane nährte eine ganz andre Hoffnung; sie strebte nach einer Herzogskrone. Unser Freund, der Herzog von Lairville-Lautrec, ließ sich gleich den Uebrigen fangen und hätte sie vielleicht, der Unglückliche! gar geheirathet, wenn Frau von Brabantane glücklicherweise nicht in ihre eigne Schlinge gefallen wäre. Sie hatte gemeint, der Herzog werde ihr, um zum Ziel zu gelangen, seinen Namen, seine Hand und sein Vermögen anbieten; aber es kam anders. Lairville entfloh in seiner Verzweiflung nach Afrika, ohne der Kokette zur Verbesserung ihrer Machinationen Zeit zu lassen. Heinrich, blieben Sie damals noch einen Tag länger in Paris, so waren Sie verloren, so waren Sie ein Ehemann!"

Auf diese Worte des Redners folgte ein Beifallsgemurmel. Lairville selbst fühlte unter den paradoren Anführungen des Grafen seinen Zorn allmählich schwinden. Der Redner fuhr fort:

„Endlich komme ich auf die Begebenheiten dieses Abends. Heinrich, nur bei dieser Sache nicht gleich wieder oben hinaus! Sie werden mir's bald danken. Ich treffe auf dem Balle dieses blödsinnigen Stopford unsern unglücklichen Freund, unsern vergeßlichen Genossen, unsern meineidigen Verbündeten. Nachdem er mir seine vollkommene Heilung versichert hat, sage ich ihm, daß Frau von Brabantane auch auf dem Balle ist. Er stürzt nach ihr hin; ich folge ihm und sehe die ganze bewegte Scene und die Aufforderung zum Tanze mit an. Jetzt mußte doch Euer General eingreifen? Zum Glück treffe ich zwei von den Unsern, die erst nach der Flucht des Herzogs dem Bunde beigetreten waren. In einer Minute ist mein Plan entworfen, meine Adjutanten führen ihn aus. Das Uebrige wißt Ihr. Heinrich darf sich nicht darüber beklagen, daß wir ihn gerettet haben; im Ballsaale ist es nicht einmal bemerkt worden. Nun, Heinrich, Du siehst, ich allein bin der Schuldige und mir wirst Du verzeihen."

Bei diesen Worten reichte Montbryon dem Herzog die Hand, welcher einschlug; nachher kamen die Helfershelfer des Grafen an die Reihe. So ward eine Beleidigung vergessen, die Lairville unter keinen andern Umständen verziehen hätte. Aber die Frau, welche sie mit erlitten hatte, war

auf eine anscheinend so natürliche Art entlarvt worden, daß es ihm gewissermaßen Freude machte sich dadurch mit an ihr zu rächen, daß er sie vergaß. Uebrigens befand er sich nach einem zweijährigen Soldatenleben im Auslande plötzlich wieder unter seinen alten heitern Genossen und athmete wieder die berauschende Atmosphäre, worin er so lange gelebt hatte. Nur ein einziges Bedenken blieb ihm noch. Er sprach daher:

„Bloß eine einzige Frage will ich mir noch erlauben: ich sehe nicht ein, aus welchem Grunde man mich so fahrig in meinem Contretanz unterbrach."

„Kind, das Du bist!" rief Montbryon; „sechs Minuten später und Du hattest einen Rückfall... Uebrigens ist unsre Rache immer noch unvollkommen. Ihr Alle seid der Frau von Brabantane unterlegen; nur ich habe mich immer in kluger Entfernung gehalten. Sie hat sich über Euch lustig gemacht — das erheischt Rache ..."

„Die Worte des Grafen verdienen, dünkt mich, Beachtung," rief Costal.

„Ich füge mich der Majorität," sagte Préval; „wenn ich meine Meinung ausspräche, so könnte man glauben, es geschähe wegen der verlornen Erbschaft. Aber sich wegen einiger eingebüßten Louisd'ors rächen, das wäre schmachvoll ..."

„Aber ich," unterbrach Château-Renard, „ich gehe von ganzem Herzen auf den Plan unsers Wirths ein. Diese Frau hätte mich fast vor aller Welt lächerlich gemacht."

„Ich schließe mich an," rief ein andrer von den jungen Leuten; „eine solche Kokette muß ihre Strafe haben."

Nun kamen mehrere Vorschläge an den Tag, wie man sich recht empfindlich an der Spröden rächen könnte; nichts wollte allgemein gefallen, bis endlich der Herzog das Wort nahm:

„Meine Herrn, ein Einziger muß das Geschäft übernehmen; er wird die Frau von Brabantane dadurch entlarven, daß er ihre Liebe erwirbt und ihr dann sagt: „Madame, Sie rühmen sich Ihrer Tugend? Nicht doch, Sie heucheln sie nur. Der Beweis ist da!"

Ein allgemeines Bravo erscholl im Freundeskreise. Aber alle jungen Männer des Vereins waren schon von der Witwe zurückgewiesen worden; sie konnten die Ausführung unmöglich übernehmen. Montbryon kam wie gewöhnlich zu Hülfe, indem er sagte:

„Alles wohlüberlegt, so ist die Sache nur möglich, wenn der Einbringer der Motion sich entschließt, die Ausführung selbst zu übernehmen. Meine Herrn, Heinrich hat diese Frau geliebt, und eine ernsthafte Zuneigung schmeichelt selbst einer Kokette; er kommt verwundet und decorirt aus Afrika zurück und wird immer noch für den Liebhaber der Witwe gehalten; ihretwegen ist er eben nach Afrika gegangen; endlich hofft sie Herzogin und Millionärin zu werden. Kann es unter diesen Umständen fehlen?"

„Das ist alles recht schön und gut," unterbrach Lairville den Grafen; „es ist nur ein kleiner Uebelstand dabei: ich komme aus Afrika zurück, meine Herrn, um mich mit Fräulein von Lubersac, der einzigen Tochter meines Cousins, des Herzogs von Lubersac, zu vermählen. Ich bin eben im Begriff mich in die Provinz zurückzuziehen, mich in der Auvergne niederzulassen, wo sich meine Mutter aufhält. Wenn ich nach Paris gekommen bin, so geschah es nur, weil ich noch zwei Monate Frist habe, bevor ich mich aus der Welt zurückziehe."

„Zwei Monate?" versetzte der Graf; „zwei Monate? I das ist ja zehnmal mehr als man zu einer Eroberung braucht! Schaue nur hin auf die Feldzüge der Alexander und Don Juan, der Cäsar, Bonaparte und Richelieu!"

Einer solchen Beweisführung vermochte Heinrich's Selbstliebe nicht zu widerstehen. Da einmal der Held ausfindig gemacht war, blieb nur noch der Gang des Feldzugs zu regeln. Jeder von diesen Herrn mußte insgeheim am großen Werke arbeiten, aber leise und behutsam. Es ward ausgemacht, daß Lairville von dem gegenwärtigen Tage an in den Augen der Welt den Verschwörern als ein durchaus Fremder erscheinen sollte; bloß für den Abend wurden Zusammenkünfte verabredet. Zuletzt (nach Verlauf zweier Monate oder je nach den Umständen auch früher) sollte ein großes Mahl auf gemeinschaftliche Kosten veranstaltet werden, entweder um die gemeinsame Rache zu feiern, oder im Fall des Mißlingens den Aerger über die Niederlage in Wein zu ersäufen.

An der Stutzuhr in Montbryon's Cabinet war es früh 5 Uhr, als man sich trennte. Zwei Tage später las man in allen Journalen folgende Anzeige:

„Diesen Morgen haben zwei Duelle nach einander stattgefunden: das erste zwischen dem Herzog von Lairville und dem Baron von Costal, das zweite zwischen demselben Herzog und dem Vicomte von Château-Renard. Der Herzog, einer der besten Soldaten unsrer tapfern afrikanischen Armee, hat seine beiden Gegner leicht verwundet."

Diese lügenhafte Anzeige hatte den Grafen von Montbryon zum Verfasser. Der Vicomte und der Baron trugen den Arm ein paar Tage in der Binde. Dies waren die Vorbereitungen zum Feldzuge.

3.

Marie Dupont.

Seit dem Ball im Hotel Stopford war ein Monat verflossen. Heinrich von Lairville war mit Glanz wieder in die Welt eingetreten. Sein angeblicher Doppelzweikampf zu Paris, während man ihn noch in Afrika glaubte, bildete in den Salons vierzehn Tage lang das Thema aller Gespräche.

Man hatte zuletzt so viel herausgebracht, daß die Herrn in einem Streite über Pferdedressur hitzig und persönlich geworden waren!

Während man so schwatzte, verlor Lairville seine Zeit nicht. Einige Tage nach dem vorgeblichen Duell, dessen wahren Grund Frau von Brabantane allein zu wissen glaubte, war er mit ihr auf einem Ball beim neapolitanischen Gesandten wieder zusammengetroffen. Er hatte sich ihr schüchtern, demüthig, mit bittendem Blick genähert. Die junge Frau hatte ihn mit einem Gemisch beleidigter Würde und geheimer Dankbarkeit empfangen. Heinrich betrachtete sie nur mit dem feindlichen Blick seiner Freunde und glaubte seine Rolle herrlich durchführen zu können. Er erflehte spöttisch ihre Verzeihung wegen einer Unannehmlichkeit, die er nicht verschuldet habe; man gewährte sie ihm, indem man sich seiner Meinung nach stellte, als halte man mit Mühe die Thränen zurück, welche Montbryon am andern Abend mit Krokodillsthränen verglich.

Die beiden Gegner hatten einander also wieder von Angesicht zu Angesicht gesehen. Nach dieser schönen Verzeihung hielt Heinrich mit allen seinen Freunden die Zeit des Angriffs für gekommen und diesen wollte er mit aller Geschicklichkeit unternehmen, wozu ihn seine Kaltblütigkeit befähigte.

Von nun an sah er Frau von Brabantane fast jeden Abend. Das Carneval dauerte dieses Jahr nicht lange; aber, wie man weiß, amüsirt man sich in Paris schnell, wenn man es nicht lange kann. Außerdem benutzte Lairville jede Gelegenheit auf Bällen, im Schauspielhause, im Wäldchen und selbst in der Kirche, dem Opfer der Rache die ganze Tiefe einer unglücklichen Leidenschaft zu zeigen, obgleich die junge Witwe keinen Finger breit von ihrer alten Zurückhaltung wich, da sie gegen ihn gerade eben so freundlich wie gegen jeden Andern war. Die Verschwornen im Hotel Montbryon hatten sich nun freilich durch Lairville's witzreiche Erzählungen von seinen Abenteuern davon überzeugt, daß sie keinen Rückfall ihres Freundes in eine ernsthafte Liebe gegen die sogenannte Kokette zu befürchten hätten; aber da der Herzog in der Gunst seiner Schönen auch gar keine Fortschritte zu machen schien, so begannen sie schon am Erfolg ihres Unternehmens zu verzweifeln.

Jetzt hatte sich auch das Hotel des Amerikaners Stopford wieder geöffnet. Der Hausherr hatte in seinem Entzücken über die Liebenswürdigkeit seiner Gäste, von denen ihn nicht einmal einer angeredet, für diese Festlichkeit mehr Pracht als je entwickelt. Der Herzog begegnete hier abermals der Frau von Brabantane. An diesem Tage sah er blaß und ganz wie ein schmachtender Seledon aus; er hatte nämlich die Nacht durch gespielt und tüchtig verloren, war indessen von Montbryon mit den Worten getröstet worden: „Wer Unglück im Spiel hat, hat Glück in der Liebe." Der Herzog näherte sich sogleich seiner Dame und nahm neben ihr Platz. Als sie ihn erblickte, legte sie die Hand auf's Herz und sagte mit trübem Lächeln:

„Sie scheinen zu leiden, mein Herr!"

Heinrich sah augenblicklich, wie gut er die Waffe benutzen konnte, die ihm der Feind so unvorsichtig in die Hände gegeben hatte. Seufzend antwortete er:

„Allerdings, Madame; aber an einem Uebel, gegen das es wohl kein Mittel geben wird."

„Kein Mittel, mein Herr? O, da habe ich doch keinen so schwachen Glauben an die Wissenschaft unsrer berühmten medicinischen Facultät."

„Nicht mehr als Sie, Madame, zweifle ich am Wissen der Aerzte; an unsrer Facultät zweifeln, heißt doch halb glauben; ich aber glaube gar nicht, also zweifle ich auch nicht. Aber zum Glück kenne ich einen Weg, ihren Recepten zu entgehen; die warmen Länder sind mir sehr zuträglich. Ich kehre nach Afrika zurück."

Bei diesen Worten warf die junge Witwe einen fast verstörten Blick auf Lairville, schlug dann die Augen nieder und schwieg einen Augenblick. Endlich hatte sie sich wieder etwas erholt, warf den Kopf zurück und sagte mit erheuchelter Gleichgültigkeit:

„Herr Herzog, da Sie beschlossen haben, uns Ihrer Gegenwart bald zu berauben, werden Sie mir wohl gestatten, daß ich vor dieser nahen Abreise meine Zuflucht zu Ihren Kenntnissen nehme? Ja, ich bedarf Ihres Rathes, da Sie Afrika so gut kennen und ich mir für einen Ball im Hotel des englischen Gesandten ein Costüm der Bewohnerinnen von Algier machen lassen will. Thun Sie mir den Gefallen, morgen in mein Hotel zu kommen. Ich erwarte Sie um 2 Uhr, wenn Sie nichts Besseres zu thun haben."

„Ganz zu Ihren Befehlen!" antwortete Lairville mit einer tiefen Verbeugung.

Man kann sich denken, welche Freude dieses Ereigniß im Hotel Montbryon hervorrief.

Der Herzog wußte dabei denn doch aber eigentlich nicht, woran er war. Was hatte diese Einladung für den andern Tag zu bedeuten, da sie laut und in Gegenwart der alten Baronin von Brabantane (Schwägerin des alten Generals), in deren Hotel die junge Witwe wohnte, vorgebracht worden war? War der Augenblick seines Triumphs gekommen? War ihre Aufregung nicht erheuchelt? Liebte sie ihn wirklich oder hatte seine furchtbare Gegnerin nur ein Manoeuvre ihrer pfiffigen Strategie ausgeführt? Mochte dem nun sein wie ihm wollte (und er hütete sich sehr, diesen Umstand seinen mißtrauischen und spottlustigen Mitschuldigen zu bekennen), der Blick der Frau von Brabantane, aufrichtig oder gemacht, hatte in seinem Herzen eine Verwirrung angerichtet; mochte die empfundene Bewegung auch nur vorübergehend sein, er hatte sich ihrer doch nicht erwehren können.

Seit einem Monate zum Erstenmale war ihm der Gedanke eingefallen, daß sein Benehmen gegen diese Frau, wenn sie ihn wirklich lieben sollte, abscheulich und nichtswürdig sei. Indessen bewies ihm ja die Erinnerung an die Vergangenheit, daß jene Voraussetzung nicht statthaben könne, und die Stimme seiner Freunde erstickte bald alle seine Bedenklichkeiten.

Fortsetzung folgt.

Liebenswürdigkeit.

Wer kennt nicht den Ruhm der schönen Ninon de l'Enclos, dieser Großmutter der Grazien, die noch im achtzigsten Jahre Jünglinge bethörte? Aber es fehlte auch nicht an Männern, die im hohen Greisenalter noch Eroberungen machten, um welche sie von jüngern Rivalen beneidet wurden.

Pompejus wußte sich den römischen Damen so liebenswürdig zu machen, daß ihn Julia und Cornelia in seinem sechzigsten Jahre mit aller Leidenschaftlichkeit liebten.

Niphus, noch dazu ein Philosoph aus dem 16. Jahrhundert, ein Mann, der eher häßlich als schön war, verstand die Kunst zu gefallen in einem so seltenen Grade, daß er auch im siebenzigsten Jahre glückliche Liebschaften unterhielt und trotz seines unerbittlichsten Podagras auf den Bällen noch immer als der zierlichste Tänzer bei den jungen Damen von Neapel galt. Kein Wunder, wenn seine Gattin Angelella ein wenig eifersüchtig war. Und doch liebte sie ihn, wie er selbst erzählt, so zärtlich, daß sie selbst, während er tagtäglich an seinen Schriften arbeitete und fast gar nichts sprach, aus Furcht, er werde melancholisch, sich mit einer ihrer Nebenbuhlerinnen aussöhnte und sie zu ihm in's Studierzimmer führte.

Richtig ist's, was Voltaire einmal sagt: Das Weib gefällt sich mehr in der Außerordentlichkeit als in der Schönheit eines Mannes. Die Sultane Valite liebte Karl XII. bloß durch die Erzählungen, die ihr von seinen seltsamen Thaten gemacht wurden. Sie nannte ihn ihren Löwen.

Der junge französische Adel zur Zeit Karl's IX. und Heinrich's III. machte, um den Damen zu gefallen, von der Außerordentlichkeit im eigentlichen Sinne des Worts Profession, und ihre Schönen wollten's nicht besser. Anquetil, im zweiten Theil seines Esprit de la ligue, giebt uns von dem sonderbaren Ton, welcher damals herrschte, folgendes Gemälde. „Die höchste Auszeichnung bestand darin, wer besser als der Andere laufen, über tiefe Gräben springen oder einem im Hui einen Pistolenschuß oder Dolchstich versetzen konnte. Die Conversation drehte sich nur um Mord und Liebesgeschichten. Man erdichtete und erzählte am liebsten von seltsamen, romantischen Waffenthaten; das erhitzte die Einbildungskraft; häufige Ausforderungen, abenteuerliche Pläne, waghalsige Unternehmungen wurden die Folge davon.

Die Damen, statt, wie sonst, mit jenen Empfindungen zu glänzen, die echten Heroismus in der Brust des Mannes wecken, waren nur stolz, wenn der Wahnsinn der Leidenschaft die Anbeter zu Proben der unbegrenztesten Hingebung begeisterte. Je außerordentlicher die That, je liebenswürdiger der Mann. Es war schön, beim ersten Wink der Gebieterin in einen Strom zu springen, ohne schwimmen zu können; mit wilden Thieren zu kämpfen; mit der Dolchspitze sich zu verwunden, bis das Blut stürzte, um zu beweisen, man könne treu lieben bis zum Tode, man achte der Schmerzen nicht.

Die Thräne.

Ein Himmel grau — das ist mein Herz,
Gleich Wolken reiht sich Schmerz an Schmerz,
Sie wandeln wunderbar einher,
Drum ist mir oft die Brust so schwer.
Ja, wein', so lange Dir's gefällt,
Denn jede Thrän' ist eine Welt,
Ist eine Welt voll Leid und Lust,
Die sich entringt der engen Brust.

Und weintest Du Dein Auge feucht,
Dann wird Dir auch das Herze leicht;
Denn jede Sorge, die Dich hält,
Sie wohnt in jener Thränenwelt;
Und glaubst Du wohl, daß er, der jetzt
Am kleinsten Wurme sich ergötzt,
Daß er, der aller Vater ist,
Daß dieser — eine Welt vergißt?

Feuilleton.

Kingstoner Krönungsstein. Es ist aus der Geschichte bekannt, daß die Krönung von wenigstens sieben Königen aus dem sächsischen Hause zu Kingston an der Themse stattgefunden hat. Der rothe Stein, auf welchem sie gekrönt wurden, stand früher dem alten Rathhause gegenüber, auf dem Markte, und wurde im Jahre 1837 beim Bau eines neuen nach dem Hofe des Assisengebäudes geschafft, wo er wohl gut aufbewahrt, aber der allgemeinen Beachtung entzogen war. Später setzte der Rath ein Comité ein, um denselben näher in Erwägung zu ziehen; dieses wählte dann einen von Herrn Davis entworfenen Plan und bewilligte eine bedeutende Summe Geldes zur Deckung der Errichtungskosten. Nach dem gedachten Plan, dessen Ausführung nunmehr beginnen wird, soll der Krönungsstein auf einen siebeneckigen Steinblock zu stehen kommen: eine Anspielung auf die sieben Könige. Dieser Stein ist daher sehr wichtig und geeignet, den Namen „Sachsen" in England für ewige Zeiten in Erinnerung zu bringen.

Aufgepaßt! eine Wünschelruthe. Ein ernsthaftes Blatt, die belgische „Independance," läßt sich aus Paris folgende fabelhaft klingende Nachricht schreiben, welche wir wörtlich wiedergeben, obwohl sie fast irgend einer boshaften Wette ihren Ursprung zu verdanken scheint. „So wunderbar Ihnen meine Mittheilung vorkommen mag, ist sie doch ernsthaft und wahr. Der Stein der Weisen ist so gut wie gefunden. Ein wundersames Instrument ist ersonnen worden, ein Compaß, welcher die Anwesenheit des Goldes anzeigt. Ein den kostbaren Metallen eigner Magnet! Wer diesen Magnet auf der Spitze seines Steckens, schwebend, trägt, braucht einen Platz, wo Gold, Silber oder Juwelen verborgen liegen, nur zu betreten, und augenblicklich richtet sich der Zeiger nach dem Orte des Versteckes; je näher man demselben kommt, desto stärker wird die Anziehung, selbst durch feste Körper hindurch, und man gelangt, indem man dem Magnete folgt, unfehlbar zu dem heimlichen Schatze. Ich weiß sehr wohl, daß diese Entdeckung viel zu wichtig ist, als daß sie nicht viel Ungläubige finden sollte; allein was kann man in unsrer Zeit für unmöglich erklären? Und wenn die Fürsten der Finanzwelt, die weniger phantastisch sind, sich mit den Experimenten lebhaft beschäftigen, sie vervielfältigen und beobachten, so muß wohl etwas daran sein. Ich werde Ihnen die weitere Entwickelung mittheilen. Am nächsten Montag findet eine Schaustellung der Erfindung im Hotel des Herrn Rothschild selbst vor einem auserlesenen Kreise von Gelehrten, Staatsmännern und Journalisten statt.

Die riesige Britannia-Eisenbrücke über die Menaistraße, welche jetzt vollendet ist, hat im Ganzen 621,865 Pfd. Sterl. gekostet. Das Totalgewicht jeder der großen eisernen Straßen beträgt 12,000 Tons, welche von einer Totalmasse von 1½ Mill. Cubikfuß Mauerwerk getragen werden.

Der gefangene Heirathscandidat. In dem gemüthlichen Baselland erschien jüngst vor der Verhörscommission unaufgefordert und ungehindert ein wegen Einbruchs in Untersuchungshaft befindlicher Dieb, der gern auf acht Tage Urlaub gehabt hätte, um noch vor erfolgtem Urtheilsspruch zu heirathen. Nachdem man das Gesuch in Ueberlegung gezogen hatte, ließ man großmüthig den Heirathslustigen gegen Caution ziehen.

Großer Gedanke aus Otto Prechtler's „Johanna von Neapel," in Wien aufgeführt:

„Du bist mein Leben,
Mein Leben bist Du!"

In Paris sind in den Tagen vom 1. bis 15. August d. J. 6,300,000 Zeitungen gestempelt worden, was für Paris allein zu 5 Centimes durchschnittlich 315,000 Francs beträgt.

Wörterzahl der englischen Sprache. Die englische Sprache enthält 40,499 Wörter, nämlich 3 Artikel, 20,500 Substantive, 9200 Adjective, 40 Pronomina, 7823 regelmäßige und 117 unregelmäßige Zeitwörter, 2800 Adverbien, 69 Präpositionen, 19 Conjunctionen und 68 Interjectionen. Unter diesen 40,499 Wörtern stammen 6732 aus der lateinischen, 4812 aus der französischen, 1148 aus der griechischen, 211 aus der italienischen, 95 aus der gallischen, 56 aus der spanischen, 50 aus der schwedischen, 16 aus der hebräischen, 13 aus der arabischen, 4 aus der römischen, 3 aus der schottischen, 1 aus der türkischen, 1 aus der persischen, 1 aus der portugiesischen, 1605 aus der angelsächsischen, 691 aus der holländischen, 106 aus der deutschen, 75 aus der dänischen, 50 aus der isländischen, 31 aus der gothischen, 15 aus der teutonischen (?), 6 aus der irländischen, 4 aus der flamändischen und 3 aus der syrischen Sprache — im Ganzen also 15,729, d. h. fast ⅖ fremder Wörter.

Die Kaffeevisiten werden grosartig. Kürzlich besuchten viele hundert Straßburger mit der Eisenbahn ihre Freunde und Freundinnen in Basel, blieben den Tag über, und einige Tage darauf erwiederten die Baseler an tausend Mann stark die Visite in Straßburg.

Sir Robert Peel setzte sich einmal in den Kopf, die Porträts einiger seiner Freunde und Collegen zu besitzen, mit denen er im Parlamentsleben verbrüdert war. Zu diesem Zweck wendete er sich an einen berühmten Künstler und fragte ihn, was er wohl für zehn Porträts verlange? Dreihundert Guineen für jedes, war die Antwort. Ganz wohl! antwortete Sir Robert, und ohne weitere Bemerkung, als gäbe er einem Freund eine Eintrittskarte zu einer Parlamentssitzung, überreichte er dem Künstler einen Bon von 1500 Guineen als Abschlagszahlung. Der Künstler war, wie er später selbst gestand, über die Ruhe des Bestellers einer so hohen Forderung gegenüber verwundert. Er wußte nicht, daß Peel, sonst in seinem Haushalt so sparsam, mit Künstlern niemals feilschte.

Ein großer Käse von 650 Pfund wird von Bern zur Industrieausstellung nach London gesandt werden.

Die Polizei zu Belleville in Frankreich hat eine Diebesbande aufgehoben, die ganz militärisch organisirt und in zwölf Sectionen eingetheilt war. Ihr Stab bestand aus sechzehn Mann und hatten diese 120 Industrielle zu ihrem Befehl. Dem Capitän standen zwei elegante Equipagen zur Verfügung. Die Bande hatte so gute Geschäfte gemacht, daß der Beutetheil für die erste Hälfte des Septembers sich per Kopf auf 450 Francs belief.

Vor der Einführung des Penny-Briefporto's in Großbritannien und Irland betrug die Zahl der im vereinigten Königreich ausgegebenen Briefe gegen 76 Millionen jährlich, gegenwärtig ist sie über das Vierfache, auf 337 Millionen gestiegen. Ohne die Stahlfeder wäre es vielleicht gar nicht möglich, das Material dazu herbeizuschaffen.

Eine Riesencigarre. In Bristol hat ein Cigarrenfabrikant eine Cigarre 5 Fuß lang und 24 Zoll dick gefertigt, welche auf der großen Ausstellung figuriren soll.

Der Grenzphilosoph. Ein Luzerner Apotheker bestellte ein Faß Kamillen in Stuttgart. Als dieses Faß an die Grenze kam, mußte es 28 Francs Eingangszoll bezahlen, weil der Schlaukopf von Zöllner also folgerte: „Kamillen befinden sich nicht auf dem Zolltarif; aus Kamillen aber macht man Thee; Thee — chinesischer nämlich — zahlt so und so viel; ergo zahlt Kamille gleich wie chinesischer Thee."

Das hannover'sche Leibregiment marschirt jetzt Parade nach dem bekannten dänischen Marsche: „Der tappere Landsoldate."

Für Jenny Lind's erstes Concert in Newyork haben zwei Auctionen stattgefunden, die im Ganzen nicht weniger als 24,000 Dollars (für etwa 4500 Billete) eingebracht haben sollen. Der Ruhm, den ersten Platz für das erste Concert der „Nachtigall" in Amerika erhalten zu haben, ward von einem Hutmacher mit 225 Dollars, etwa 300 Thaler erkauft. Der Mann versicherte, das Doppelte wäre ihm nicht zu viel gewesen. Die Liste der Käufer wird veröffentlicht und mit allen andern Ueberschwenglichkeiten des Lindsparoxysmus durch das ganze Vereinigte-Staatengebiet circuliren. Von diesem Paroxysmus soll man sich in Europa gar keinen Begriff machen können. Aus Cincinnati, St. Louis, aus dem canadischen Toronto und andern Städten im Westen und Süden sind dem Concertunternehmer Barnum die glänzendsten Anerbietungen für den Fall des Besuchs Jenny Lind's gemacht. Nach Newyork führen die Eisenbahnen und Dampfböte täglich eine Menge Reisende herbei, die bloß die Schwedin zu sehen gekommen sind. Täglich hat sie ein halbes Tausend Ladies zu empfangen, von denen jeder die Hand gegeben werden muß. Die Män-

nerwelt bleibt natürlich nicht zurück; auch viele Geistliche machen ihr ihre Aufwartung. Blumenbouquets ganze Wagenladungen voll. Solch eine Raserei um eine Frau, sagt ein Newyorker Correspondent, ist noch nie dagewesen, wenigstens nicht seit den Zeiten des trojanischen Krieges. — So erzählt man sich auch, daß ein Mann einen Handschuh der schwedischen Nachtigall erwischt habe und solchen zur melkenden Kuh gemacht. Einen Kuß auf die Außenseite desselben ließ er sich mit einem Schilling und für einen Kuß auf die innere Seite des Leders mit zwei Schillingen bezahlen. Die Lecker strömten in Scharen herbei und der Mann machte rasende Geschäfte.

Leipzig. Am 29. September Nachmittags nach 3 Uhr kamen die in Magdeburg versammelt gewesenen Land- und Forstwirthe mit einem Extrazuge nach Leipzig, um der feierlichen Enthüllung des Denkmals Thaer's beizuwohnen. Sie versammelten sich in der Aula und zogen von da mit Musikbegleitung an das Standbild, das in der Promenade, der Bürgerschule gegenüber, errichtet worden ist. Dr. Crusius übergab mit einer Rede die Stiftungsurkunde an den Präsidenten von Bonin, welcher das Denkmal dann der Pflege und Obhut der Stadt Leipzig empfahl. Bürgermeister Koch dankte im Namen der Stadt und versprach, daß das Denkmal stets ein Gegenstand des Stolzes und der Obhut Leipzigs sein werde. Der rührendste Theil der Feier war der Augenblick, als Dr. Crusius den anwesenden Sohn Thaer's an der Hand nahm und auf die Stufen des Denkmals führte. Dieses selbst ist in Lauchhammer gegossen und bronzirt, steht auf einem Sockel von schlesischem Marmor und wird noch mit einem eisernen Geländer umgeben. Die Kosten, welche sich auf etwas über 9000 Thlr. belaufen, wurden durch freiwillige Beiträge der deutschen Landwirthe zusammengebracht. An der einen Seite des Denkmals lies't man deshalb auch die einfache Inschrift: „Ihrem verehrten Lehrer Thaer die deutschen Landwirthe.“

Die englischen Blätter machen aus der colossalen Statue der „Bavaria“ in München ein Erzbild des Königs Ludwig von Baiern.

Ertrag der Journale in England. Gegen den Stempel wird in England das Journal frei auf der Post befördert. London zählte im Jahre 1841 100 Journale, im Jahre 1848 150; die Provinzialjournale in England und Schottland stiegen in derselben Zeit von 297 auf 335, die irischen Journale von 93 auf 117. Der Annoncenstempel (1½ Schill. per Annonce) stieg in London in derselben Zeit von 49,358 Pfd. 10½ Schill. auf 64,791 Pfd. 12 Schill.; in Endland und Schottland von 68,196 Pfd. auf 77,882 Pfd.; in England, wo der Annoncenstempel nur 1 Schill. beträgt, von 9859 Pfd. auf 10,342 Pfd. Im Jahre 1842 wurden in Großbritannien 61,692,505 Blätter zu einem Penny und 1,057,574 zu einem halben Penny gestempelt; im Jahre 1848 waren diese Zahlen auf 83,002,788 und 8,926,324 gestiegen. Rechnet man nun den Zeitungsstempel und die Annoncensteuer zusammen, so ergiebt sich für das Jahr 1848 eine Gesammteinnahme aus den Zeitungen von 517,460 Pfd. Sterl.

In Sassari (Italien) ist der Mord jetzt so am Tage, daß seit dem 1. Januar d. J. 180 Menschen zur Ruhe besorgt worden sind, ohne daß man, außer einem, die Thäter ausfindig machen kann.

Noch einmal Jenny Lind. „Nie, seit die Welt steht,“ berichtet ein Newyorker Blatt, „ist eine Sängerin so gefeiert worden, wie Jenny Lind bei ihrer Ankunft in den Vereinigten Staaten (am 1. September).“ Ueber 30,000 Menschen hatten sich vor ihrem Hotel versammelt und machten ihrem Enthusiasmus (Enthusiasinus?) durch Hoch-Brüllen Luft. Noch in der Nacht wartete eine Deputation auf und übergab ihr eine ellenlange Adresse, welche die Nachtigall mit folgenden Worten erwiederte: „Es thut mir leid (Beifall), meine Gefühle nicht genügend (Beifall) ausdrücken zu können (Beifall), aber ich bin tief gerührt (Oh!) von Ihrer Güte und hoffe, künftig Ihre Gutheißung zu verdienen (großer Beifall). Entschuldigen Sie mein schlechtes Englisch. (O nein, ganz vortrefflich!) Der Anblick von heute Nacht (auf das Fenster deutend) war der schönste Anblick meines ganzen Lebens. (Ungeheurer Beifall.)“ Schon vom frühen Morgen an drängte sich eine große Menschenmasse durch die untern Räume des Gasthofs, um — die Handschrift der Künstlerin im Fremdenbuche zu sehen, und achthundert Damen machten ihr ihre Aufwartung.

Empor! Die bis dahin vergeblich unternommene Besteigung des höchsten Gipfels des Berninaberges ist den 13. September vom eidgenössischen Geometer Coaz und seinen Führern, Johann und Lorenz Raguth Tscharner von Scheid, glücklich ausgeführt worden. Auf der höchsten Bergspitze des Cantons, in einer Höhe von 4052 Metern oder 13,580 Schweizerschuh über dem Meere weht nun die eidgenössische Flagge.

Im Warschauer Lehrbezirke giebt es gegenwärtig 1533 Schulen, welche im Jahre 1849 81,663 Schüler zählten. In ganz Rußland giebt es nur 3675 Volksschulen, welche 194,944 Schüler zählen. Die Zahl der Studierenden auf den sechs russischen Universitäten, drei Lyceen und einem Institut für Pädagogen betrug im Jahre 1848 noch 4497. Dagegen sind im letztverflossenen Jahre 24 Volksschulen, die Privatschulen nicht gerechnet, im russischen Reiche neu errichtet worden.

Der Demoiselle Rachel ist in Wien beim Aussteigen aus dem Dampfwagen die Geldschatulle entwendet worden.

Die Einkünfte der toscanischen Ordensgeistlichkeit belaufen sich jährlich auf 2,264,000 Lire. — „Wenn i nur was davon hätt'!“ sagt Staberl.

Kunstzeitung. Unter den Sehenswürdigkeiten auf der jetzigen Leipziger Messe ist das Diorama mit seinen von Nicola Meister nach der Natur gemalten Gegenständen unstreitig eine der hervorragendsten. Man erblickt die Apollinariuskirche am Rhein, die Ruine Sonneck und die Burg Stolzenfels. Wir schauen aber nicht nur das bloße Bild, es gehen Naturscenen auf demselben an uns vorüber, deren Ausführung durch treffliche Maschinerie wahrhaft reizend schön zu nennen sind. Der Uebergang vom Tageslicht zur Dunkelheit, das Auftauchen des Mondes, der sich in den dahinfließenden Fluthen des Rheins spiegelt, dann das Entstehen des Gewitters beim dritten Bild, erst das einzelne Fallen der Regentropfen, endlich der volle Guß, begleitet von heftigen Donnerschlägen: es ist so überraschend und getreu, daß man dem Künstler nur das höchste Lob spenden muß. Selbst der große bekannte Theatermaschinist Mühldorfer zu Mannheim hat erklärt, daß ihm die Anwendung solcher Mittel zur Darstellung von Naturscenen ein Geheimniß sei.

Literarisches. Der vor kurzem verstorbene Schriftsteller Honoré de Balzac hat in einem Zeitraume von zwanzig Jahren 36 Romane in 89 Bänden — und 4 dramatische Stücke — veröffentlicht, von denen 25 auch durch die mannigfachsten Uebersetzungen nach Deutschland gekommen sind.

Aus der Theaterwelt. Am Dresdener Hoftheater wird wieder ein neues Stück von Franz Dingelstedt einstudirt. Es führt dem Titel: „Das Haus des Barneveldt.“

*** Die Verarbeitung des Göthe'schen Faust im Pariser Gymnase — denn von Bearbeitung ist hier keine Rede mehr — schließt mit einer echt französischen Wendung. Mephistopheles fährt mit Faust zur Hölle, indem er sagt: „Passez devant, Monsieur le Docteur!“ Man kann unmöglich solch ein unangenehmes Geschäft delicater abmachen. Der deutsche Teufel bei Klingemann schleppt Faust bei den Haaren zur Hölle. Ländlich — sittlich.

*** „Ein deutsches Dichterleben,“ Schauspiel in fünf

Acten von Rosenthal, ging am Hofburgtheater in Wien unter folgender Besetzung mit großem Erfolg in Scene: Carl August, Herzog v. Weimar, Hr. Fichtner; v. Ußlar, Herr auf Altengleichen, General außer Dienst, Hr. Korner; Gottfried August Bürger, Amtmann auf Altengleichen, Hr. Joseph Wagner; Dora Leonhard, seine Braut, Frau Wagner-Unzelmann; Auguste, deren Schwester, Frl. Neumann; Onkel Christian, Hr. Karl La-Roche; Kanonikus Gleim, Hr. Lußberger; Friedrich Hahn, Hölty, Miller, Esmarch, Studirende in Göttingen, Glieder des Hainbundes, Hrn. Dawison, Kierschner, Friedrich Wagner, Dorn; der Universitätsactuar, Hr. Meixner; ein Briefträger, Hr. Perfl; die Wirthin im Dorfe Gelliehausen, Frl. Zeiner; der Schulmeister, der Schulz, Jacob Viehmann, dessen Bruder, Joachim, Ludwig, Bauern daselbst, Hrn. Paulmann, Stein, Schmidt, Beckmann, Arnsburg; Marthlies, der Wirthin Base, Frl. Rudloff.

Humoralia. Welche Aehnlichkeit, fragen die „Fliegenden Blätter," hat das Jahr 1850 mit dem Seilerhandwerk? — Je mehr man in beiden rückwärts geht, desto mehr kommt man vorwärts.

*** Ein preußischer Stadtrath sagte zu seinen Freunden: „Nun, Kinder, werden wir auch bald die Gemeindeordnung bekommen." — J nu, Herr Stadtrath, davor haben wir keine Furcht. Wir haben die Cholera gehabt und sind auch nicht daran gestorben.

*** Schlägt ein Schüler um, gleich muß der Schulmeister Schuld haben. So muß Radowitz in Berlin oft hören, daß er den Kurfürsten von Hessen-Cassel erzogen habe. Ja, gesteht er, aber nur vier Wochen und der Schüler war schon zwanzig Jahre alt und nichts mehr zu ziehen und zu biegen.

*** Die Münchener Schuhmacher wollen den königl. Majestäten einen ungeheuern, genau der Größe der Bavaria angemessenen Schuh anfertigen; die Bierbrauer einen Humpen, genau so groß, wie ihn Leute von der Größe der Bavaria brauchen würden. Ferner wollen die Säckler der Bavaria ein paar Handschuhe anmessen, deren einzelne Finger ungefähr einem Scheffelsacke gleichen dürften. Die Weißnäherinnen beabsichtigen, ein entsprechendes Hemd zu liefern. Wir groß möchte wohl ein Hut dafür werden? —

*** Sonderbar ist es, daß die große Seeschlange, welche man in neuerer Zeit so oft bemerkt, sich vorzugsweise an der englischen Küste und zu der Zeit blicken läßt, wo — das englische Parlament Ferien hat. — Sollte sie sich davor fürchten?

MODEN.

Paris, den 27. September 1850.

Von den Herbstmoden können wir berichten, daß neben den indischen Cachemirshawls vorzugsweise die kleinen Ueberwürfe, Paletots und Pilgerkragen herrschend geworden sind. Sie werden meist nur in der Farbe des Kleides getragen, zeichnen sich aber sowohl durch neue Form als durch eleganten Ausputz aus. Sehr beliebt sind die kleinen Paletots von Atlas, die stets mit kunstreicher und geschmackvoller Stickerei verziert sind. Die Form derselben hat sich nur in Bezug auf den Halskragen geändert; dieser gleicht nämlich im Rücken einer Pelerine, jedoch geht der Aufschlag vorn handbreit von oben bis an den Saum. Diesen breiten Besatz sieht man an den Paletots von Zephyrtuch selbst über dem untern Saume; da er meist aus dem so gern gesehenen imitirten Pelze besteht, so gilt er in der schönen Welt für geschmackvoll. Noch mehr über diesen Gegenstand: Wie schon früher erwähnt, giebt es eine neue Art Borte, welche gerippt, satinirt, gestreift und am Rande in kleinen Bogen festonnirt ist. Diese Borte nun eignet sich ganz besonders zum Ausputz der Ueberwürfe von Cachemir und Zephyrtuch.

Als eine wirkliche Neuheit müssen wir den einfarbigen bestickten Cachemir erwähnen, durchaus mit Streumustern von kleinen Palmen bedeckt, welche in bunten Farben ausgeführt sind; am beliebtesten sind unbedingt die Staubfarben mit lilla und grünen Palmen. Diese Cachemire werden meist zu Kleidern und Oberröcken für die Promenade verwendet, wobei nur noch zu bemerken ist, daß man die jetzt unentbehrlich gewordenen Ueberwürfe, welche man dazu trägt, immer von demselben Stoffe wählt. In Bezug auf die Form der Oberröcke dürfen wir unsern Leserinnen nicht vorenthalten, daß das Leibchen vorn stets offen ist und in der Taille ein wenig übereinander geht; die Falten sind an den Schultern nur leicht gereiht, dagegen werden sie am Gürtel zu Quetschfalten, die über der Brust offen oder vielmehr hohl liegen; alle Aermel sind halblang und ziemlich weit zu nennen, zum Theil auch mit Stickerei verziert, welche bordürenartig angebracht ist, aber dieselbe Bordüre muß an der rechten Seite des Leibchens wie am Rocke angebracht sein, wenn diese Art von Arrangement auf allgemeinen Beifall Anspruch machen will.

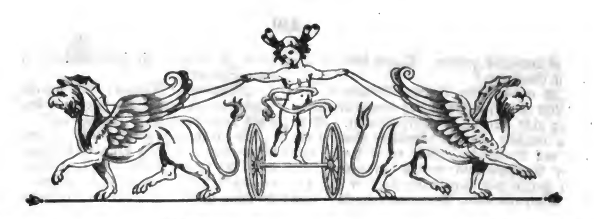
Bei den Taffetkleidern sind die ausgezackten Volants am bevorzugtesten; indessen sind andre auch gestickt, mit Sammetblättern belegt und mit gerücheten Bändern oder Borte garnirt, aber stets in Uebereinstimmung mit der Farbe des Stoffes. Der übrige Ausputz ist unendlich mannigfaltig: bald sehen wir ihn schürzenförmig mit kleinen Volants oder von Spitzen, dann wieder mit Querstreifen, die sich kreuzen, bald besteht er aus bogenförmigen Revers, die mit Stickerei verziert sind, bald endlich aus Fransen oder Sammetschleifen, die nach italienischer Weise fallen. Zu diesen Taffetkleidern werden von den eleganten Damen meist nur indische Cachemirshawls von perlweißem Grunde getragen, mit den so beliebten Palmenmustern als Bordüre umgeben.

Die reichen glänzenden Stoffe, welche zur Putztoilette für kommende Abendgesellschaften bestimmt sind, heißen wie folgt: Herzogin Pompadour mit breiten satinirten Streifen, welche mit matten Streifen abwechseln, von denen letztere mit kleinen Blümchen brochirt sind; Alcyone-Reps mit würfelartigem Muster; Königsstoff, mit Gold und Silber durchwebt; antiker Moiré, in breiten Wellen durchzogen; endlich Brocat mit großen Bouquets auf goldnem Grunde, unbedingt das Brillanteste, was in den eben so theuren als kostbaren Stoffen nur existiren kann.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 41. 1) Häubchen von Spitze, mit Blumen garnirt. Kleid von glasirtem Taffet; Leibchen und Rock in gleicher Weise mit Spitzen und ausgezacktem Taffet garnirt; Aermel halbweit, mit demselben Besatz; Unterärmel von Spitzenvolants zusammengesetzt. 2) Italienischer Strohhut, mit Straußfedern und Sammetband garnirt. Kleid und Mantelet von ungerissenem Sammet, mit Stickerei von Galons und Kettenstich verziert; Unterärmel von Spitzenvolants zusammengesetzt. Sonnenschirm von weißem Atlas, mit Fransen besetzt.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 42. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Frau von Brabantane.

(Fortsetzung.)

Am andern Tage um zwei Uhr bewegte sich eine prächtige Carrosse durch den Thorweg in das Hotel Brabantane. Der elegant gekleidete Herzog von Lairville stieg aus. Er war noch blasser als am Abend vorher, und auf seinem Gesicht schien sich sogar eine innere Bewegung wiederzuspiegeln.

Frau von Brabantane wohnte allein im Entresol des Hotels. Ihre Schwägerin, von der sie zärtlich geliebt wurde, hatte dort alles auf das kostbarste einrichten lassen. Die junge Witwe saß in einem weichen Armstuhl nahe am Feuer und war in tiefes Nachdenken versunken. Auf ihrem schönen, ebenfalls bleichen Gesicht konnte man einen schmerzlichen Ausdruck lesen. Ein paar Thränen drängten sich aus ihren Augen und liefen langsam die Wangen herab. Wer in ihr nur die Frau von Welt gesehen hatte, mochte sie in diesem Augenblicke schwer wieder erkennen. Bei dem nahenden Wagengerassel richtete sie sich rasch auf gleich einem aufgescheuchten Reh. Nach einem Blick auf die Uhr trocknete sie schnell die Augen und wartete.

Die Thür öffnete sich; man meldete den Herzog von Lairville, welcher langsam vorwärts schritt; die Dame erhob sich ungezwungen und ihre Blicke begegneten den seinigen. Beide hatten einen Gedanken: Keins erkannte im Andern die Person wieder, wie sie in den Gesellschaften erschienen war. Der Bediente rückte einen Stuhl näher und ging. Man begrüßte einander auf's neue und der Herzog setzte sich. Um das zuversichtliche Wesen wieder zu finden, welches ihn verlassen hatte, versuchte er es mit der Ironie, indem er sagte:

„Madame, wie ich zu meinem Leidwesen bemerke, besucht hier ein Krankes das andre; Sie scheinen zu leiden.“

„Nein, mein Herr,“ entgegnete Frau von Brabantane mit sanfter und rührender Stimme; „Sie glauben das jedenfalls wegen meines Gesichts. Es fehlt mir an kluger Ueberlegung; ich gehe zu häufig auf den Ball: weiter ist es nichts.“

„Dann, Madame, macht es Ihnen ohne Zweifel Vergnügen, der Gefahr Trotz zu bieten. Wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, so haben Sie in Bezug auf die Bälle noch große Plane, und ich freue mich darüber, da ich diesem Umstande die doppelte Ehre verdanke, bei Ihnen Zutritt gefunden zu haben und als afrikanischer Soldat meine Ansicht über ein algierisches Costüm zu äußern, worüber doch Sie selbst und nach Ihnen geschmackvolle Modistinnen ein competenteres Urtheil fällen würden.“

„Nein, nein, mein Herr, ich habe keine Plane mehr und gehe nicht auf diesen Maskenball,“ antwortete die Dame etwas stockend. Dann schwieg sie, ergriff die Feuerzange und schürte hastig die Kohlen. „Ich muß es Ihnen nur gestehen,“ fing sie ein paar Secunden darauf in sichtbarer Verlegenheit wieder an, „das algierische Costüm war nur ein Vorwand: ich wünschte mit Ihnen ohne weitern Rückhalt zu sprechen; das mußte ich aber lange und offen thun können. Auf einem Balle

wäre es unmöglich gewesen. Darum habe ich Sie zu mir eingeladen."

„Ich erwarte Ihre Befehle, Madame."

Mehr als diesen Gemeinplatz brachte der junge Herzog nicht heraus, so bewegt war er. Mehr als je entzückte ihn die himmlische Anmuth der Frau von Brabantane. Mit einem Herzen voll listiger Entschlossenheit war er gekommen, mit einem Herzen voll Verwirrung stand er jetzt da.

„Reden wir offen, Herr von Lairville," fuhr die Dame fort; „Sie denken auf eine neue Thorheit; Sie wollen Ihre Mutter abermals zur Verzweiflung bringen und nach Afrika zurückkehren?"

„Beklagen Sie mich, Madame, das ist nur zu wahr: es beginnt ein neuer Feldzug und unsre Schwadronen müssen vollzählig sein; eine Ordre vom Marschall ruft mich zurück, die Ehre macht es mir zur Pflicht ..."

„Das ist nicht wahr, mein Herr!" rief Frau von Brabantane mit kräftiger Stimme. „Ihre Entlassung ist angenommen; mein Schwager, der Freund des Ministers, hat mir's vor vierzehn Tagen versichert."

„Gut, ich gestehe es; aber nicht weniger wahr ist es gleichwohl, daß ich nach Afrika zurückkehre. Ich verlasse Frankreich, wo mich nichts mehr zurückhält."

„Mein Herr, haben Sie auch die Folgen eines solchen Entschlusses bedacht?" fragte die junge Frau mit kaltem und strengem Blick.

„Allerdings, Madame; wir sind nicht verurtheilt ewig zu leben."

„Aber wissen Sie denn auch, Herr Herzog, ob Sie das Recht haben zu sterben?"

Bei diesen energischen Worten glänzte ein Freudenblitz in Lairville's Augen. War das, was er gehört hatte, nicht eine Art von Liebeserklärung?

Frau von Brabantane fuhr fort:

„Nun habe ich den Muth, Ihnen alles zu sagen. Schon einmal, Herr von Lairville, reis'ten Sie ab und ließen die niederträchtigsten Verleumdungen auf einer Frau lasten, die sie so wenig verdiente. Gott sei Dank, der Himmel hat Ihr Leben erhalten und mich vor den fortgesetzten Beleidigungen der Welt bewahrt. Und was hatte ich verbrochen, mein Herr? Sie hatten mich geliebt; ich muß es glauben, weil Sie mir es gesagt haben. Wenn ich nun gegen Sie keine Gegenliebe empfand, wie ich es Ihnen sagte, war dies ein Verbrechen? ... Doch lassen wir das Vergangene ... Sie wollen abermals fort, trotzdem daß Sie mich dadurch in dieselbe üble Lage bringen würden wie ehedem, nachdem Sie sich kein Bedenken daraus gemacht haben, mich seit einem Monat öffentlich mit Aufmerksamkeiten zu umgeben, die ich doch gewiß jetzt ebenso wenig als früher gesucht habe ... Das werden Sie zugeben müssen."

Heinrich, welcher mit niedergeschlagenen Augen zugehört hatte, schien von schmerzlicher Reue gefoltert zu werden. Er sagte mit leiser, angegriffener Stimme:

„Verzeihung, Madame! Eine so große Schuld glaubte ich nicht auf mich geladen zu haben. Niemand kann unglücklicher sein als ich!"

Es entstand eine kleine Pause. Lairville hörte nichts mehr und suchte den Blick des jungen Weibes. Er sah sie im Armstuhl zurückgesunken und reichliche Thränen vergießen, die sie bei ihrer gewaltigen Aufregung nicht mehr zurückzuhalten vermochte.

Solch ein Schmerz konnte unmöglich erheuchelt sein. Heinrich begriff alles. Frau von Brabantane hatte sich seiner Abreise widersetzen wollen, aber die von ihr angeführten Gründe waren nicht die wirklichen. Er war geliebt!

Nun wurde das heuchlerische Schmachten seines Gesichts plötzlich zum wahren Ausdruck seiner Gefühle. Seine Reue war grenzenlos. Wie ein armer Sünder ließ er sich vor dem Stuhl nieder, worin sich die junge Frau zurückgelehnt hatte, ohne ein Wort auszusprechen; er mußte die engelgleiche Schönheit derjenigen bewundern, die er so sehr geliebt hatte und die er ohne sein Wissen noch so sehr liebte, die, schöner in ihrem Schmerz, seine ganze Liebe wieder anfachte und für deren Herabwürdigung er sich so viel Mühe gegeben hatte.

Wie von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben faßte Lairville eine der weißen Hände der Frau von Brabantane und drückte seine Lippen darauf. Diese kalte Hand schien sich in der seinigen zu erwärmen und ein sanfter Druck den seinigen zu erwiedern.

„Marie, ich liebe Sie!" sagte er mit schwacher Stimme; „mein Leben gehört Ihnen!"

„Sie gehen nicht fort, ja?" entgegnete sie sanft.

Und Mariens Haupt neigte sich mit jungfräulicher Scham auf des Jünglings Schulter. Sie blieben eine Zeit lang in diesem träumerischen Schweigen, wobei man sich ohne Worte versteht. Dann erhob Frau von Brabantane ihr bleiches Haupt und legte mit einem unbeschreiblichen Lächeln innerer Glückseligkeit die Hand auf die Stirn des jungen Mannes.

„Marie, ist es wahr, daß Sie mich lieben?" sagte Lairville mit versagender Stimme; „ist es möglich, daß mir eine solche Wonne aufbehalten war?"

„Ja, ich liebe Sie; ich bin stolz darauf, es Ihnen zu bekennen, Ihnen, der Sie in den Tod gehen wollten!"

Bei diesen Worten dachte Heinrich durchaus nicht mehr an die Vergangenheit, so sehr war sein Herz seit wenigen Augenblicken durch die Aufrichtigkeit seiner Zuneigung geläutert worden.

„Heinrich," fuhr die junge Frau fort, „ich muß Ihnen unbegreiflich erscheinen. Hören Sie mich an, Sie müssen alles wissen. Sie kennen von der Frau von Brabantane nur was die Welt

von ihr sagt, Sie müssen die Frau kennen lernen, welche Sie liebt."

Der Herzog wollte seine Einwendungen machen, aber eine weiße Hand verschloß ihm den Mund.

„Still, ich will es," fügte sie anmuthig hinzu, „und zwar um meiner selbst willen. Nach den Reden in den Salons ist Frau von Brabantane ein herzloses Weib, dessen ganzes Leben nur eine kalte Berechnung war."

„Marie, um Gottes willen, wie können Sie so etwas sagen?" unterbrach sie der junge Mann; „wer kann das von Ihnen denken?"

„Jedermann denkt es oder stellt sich, als ob er es dächte. Glauben Sie nicht, daß ich hier alle über meinen Charakter verbreiteten Verleumdungen Punkt für Punkt durchgehen wollte. Wie bisher begegne ich allem, was so schmählich im Finstern schleicht, mit verdienter Verachtung. Ihnen, Heinrich, den ich liebe, den ich mich glücklich fühle zu lieben, habe ich etwas Andres zu sagen."

Und Frau von Brabantane hob stolz ihr schönes und edles Haupt empor.

„Sie wissen es," fuhr sie fort, „ich bin die Tochter des Obersten Dupont, eines Freundes und Kriegskameraden des Generals Brabantane. Im zwölften Jahre verwais't, ward ich, das arme, leidende, unglückliche Mädchen, von dem aufgenommen, dessen Namen ich zu führen die Ehre habe. Er that mich zu seiner Schwägerin, einer sittenreinen und vortrefflichen Frau, die mich als Tochter behandelte. In meinem achtzehnten Jahre trat ich in's Leben ein, wenn Leben mit Leiden gleichbedeutend ist. Eines Morgens sagte der General mit militärischer Offenheit zu mir: Marie, Sie stehen im Begriff in die Welt hinauszutreten. Ich habe Ihnen einen reiflich überdachten Plan mitzutheilen. Sie brauchen einen Vertheidiger, eine Stütze, kurz einen Mann. Sie haben kein Vermögen; der Ruhm giebt keins, ja raubt es sogar nicht selten. Ich kann Ihnen keine Mitgift geben; ich kann Ihnen nichts anbieten als — meinen Namen. Marie, wollen Sie meine Frau werden? Ich liebe Sie und werde Sie stets väterlich lieben. Gehen Sie darauf ein, so werde ich auf dem Todesbette über Ihr Schicksal ruhig sein, und mein alter Freund, Ihr seliger Vater, wird mir jenseits nichts vorzuwerfen haben. Willigen Sie ein und Sie werden dadurch die wenigen Tage glücklich machen, die ich noch zu leben habe. — Ich ergriff die einzige sich darbietende Gelegenheit, mich dem dankbar zu beweisen, der Vaterstelle an mir vertreten hatte: ich ward seine Frau oder vielmehr die Gefährtin seiner alten Tage. Bei meinem Eintritt in die Welt lehrten mich vielfache Huldigungen, daß man mich schön fand. Dieser traurige Vorzug hat mir viel Thränen gekostet. Ließ ich mich damals wirklich von dem Glück berauschen, so gefeiert zu sein, suchte ich vielleicht selbst geflissentlich zu gefallen, trotz dem blieb ich meinen Pflichten stets getreu. Aber eben darum litt mein Ruf. Die Niederträchtigen, welche vor mir gekrochen waren (ich könnte ihre Namen nennen), schmähten mich dann, um ihren beleidigten Stolz zu rächen. Ein edler Greis hatte mir seine Ehre anvertraut und diese wollte ich unversehrt erhalten: das, Heinrich, ist mein ganzes Verbrechen. Als ich Witwe geworden war, schlug man einen andern Weg ein. O! Sie sollen sehen, Heinrich, daß mir keine jener Abscheulichkeiten unbekannt geblieben ist. Nun sagte man so: Nachdem Frau von Brabantane den General zu der Albernheit verleitet hatte sie zu heirathen und dadurch seinen Neffen um das Seinige gebracht, sucht sie als Witwe in ihrem Ehrgeize Söhne aus vornehmen Familien an sich zu locken, um sich Titel und Vermögen zu verschaffen. Unter solchen Umständen sah ich Sie, Heinrich. Ihre aufrichtige Liebe rührte mich. Aber während ich das Gerede der Leute verachtete, liebte ich Sie zu sehr, um Sie mit hineinzuziehen. Die Ehre legte mir gegen Sie die Pflicht auf, ein Gefühl zu verbergen, das ich sonst mit Stolz bekannt haben würde. Dieser mein Entschluß, Heinrich, trieb Sie aus Frankreich und Sie wissen noch, wie gehässig man mich deshalb der Koketterie beschuldigte. Doch Sie kamen zurück, schlugen Ihr Leben in Zweikämpfen für mich in die Schanze, Ihre Niedergeschlagenheit, Ihre Liebe, die während Ihrer Abwesenheit nicht erloschen war, Ihre Verzweiflung, die Sie nochmals zu einer Abreise trieb, alles dies, Heinrich, hat mich bewogen, des Eides zu vergessen, den ich mir geschworen hatte. Als ich Sie vor wenigen Minuten wieder sah, hatte ich Ihnen harte Worte zugedacht und den nöthigen Muth zu besitzen gehofft; aber meine Kräfte verließen mich, es entschlüpfte mir ein Geständniß; aber glauben Sie mir, Heinrich, ich bereue es nicht: Sie sehen mich glücklich in meiner Schwäche."

„Marie, mein Engel, mein Weib!" flüsterte der junge Herzog.

„Ihr Weib?" antwortete sie traurig. „O nein, mein Gott! Was würde die Welt von Ihnen sagen? ... Ihr Weib? niemals; Ihre Freundin, stets!"

Lairville antwortete nicht, denn diese Bedenklichkeit hoffte er später zu beseitigen. Für den Augenblick dachte er nur an die Seligkeit zu lieben und geliebt zu sein.

Endlich mußte man sich trennen. Heinrich drückte noch zuletzt einen langen, heißen Kuß auf die Hand der jungen Frau und schied schwelgend in seinem Glück. Sie folgte ihm mit Auge und Ohr. Als sie das Gerassel seines Wagens nicht mehr vernahm, sank sie in einen Armstuhl, die Augen in Thränen gebadet. Dies waren endlich einmal wahre Freudenthränen.

Nach kaum einer Stunde ward dem Herzog durch einen Bedienten ein Packet von der Frau

von Brabantane überreicht. Es enthielt ein Buch und darin lag ein Briefchen:

„Sie müssen mich für sehr thöricht halten," schrieb ihm Frau von Brabantane; „ich schicke Ihnen ein Buch, von dem ich vorgab, es gehöre Ihnen und Sie hätten es hier vergessen. Wie ein Undankbarer haben Sie mich verlassen, ohne, ebenso wie ich, daran zu denken, daß wir einen Ort des Wiedersehens bestimmten. Ich setze in meinem thörichten Glück alle Klugheit hintan. Wie heute, kommen Sie morgen wieder um 2 Uhr. Bis dahin behalten Sie mich lieb und denken Sie an mich, Heinrich; Sie wissen gar nicht wie sehr ich Sie liebe. Maria. — Gehen Sie heut Abend nicht zu Lord Clarence. Ich lasse mich sehr krank melden, um in meinem Boudoir zu bleiben, wo ich heute so glücklich gewesen bin."

„Ich vergaß dem Herrn Herzog zu sagen," fügte nun der Bediente hinzu, „daß während Ihrer Abwesenheit der Herr Graf von Montbryon hier war, um Ihnen einen Besuch abzustatten."

Bei diesen Worten wurde Lairville bleich. Der Name seines Freundes, Obergeneral ihres schuldvollen Vereins, verursachte ihm Grausen. Lange ging er heftig bewegt im Zimmer auf und ab. Endlich setzte er sich, als habe er nach langem Nachdenken einen Entschluß gefaßt, an einen Tisch, schrieb und klingelte seinem Kammerdiener.

„Diese Briefe an ihre Adressen," sagte er.

Lairville bat seine lieben Freunde aus dem Hotel Montbryon für den andern Tag zu einem Mittagsmahl im Rocher de Cancale.

4.

Die Löwen packen ihre Beute.

Es war bald um 6 Uhr, als ein eleganter Wagen aus dem Labyrinth hervorkam, wie man noch heute den Stadttheil der Hallen mit seinen zahlreichen Straßen nennen kann. Die Nacht hatte sich niedergesenkt und noch dazu herrschte diesen Abend ein wahrhaft Londoner Nebel, welchen die Gasflammen nicht zu durchdringen vermochten. Die Fuhre ging langsam. Endlich hielt der Kutscher vor dem Rocher de Cancale, diesem Versammlungsorte, welchen die schöne Welt damals in einem der häßlichsten Stadtviertel von Paris gewählt hatte. Es stieg ein junger Mann aus, der trotz der strengen Kälte nur einen schlichten Oberrock trug, in dessen Knopfloch man ein rothes Band und eine frisch gepflückte Rose bemerken konnte. Das Gesicht des jungen Mannes — des Herzogs von Lairville-Lautrec, leuchtete vor Freude. Er nannte seinen Namen dem Restaurateur, welcher ihn nach ehrerbietiger Begrüßung mit der Serviette am Arme nach einem entlegenen Cabinet führte. Hier erwartete eine reich servirte Tafel die Gäste.

Keiner der Eingeladenen war noch da, doch schien das Warten dem Herzog eben nicht fatal zu sein. Er rückte einen Stuhl an das Kamin und schürte die Steinkohlen ein wenig; als dann sein Blick auf die Rose im Knopfloch fiel, schien aus seinem Auge eine beseligende Erinnerung zu strahlen. Plötzlich aber hörte er Tritte und Stimmen auf dem Vorsaal und ein spöttisches Lächeln zeigte sich auf seinem Antlitz. Die Thür ging auf und fünf Gäste mit dem Grafen von Montbryon an der Spitze schritten über die Schwelle. Der Herzog empfing sie mit lebhaften Freundschaftsbezeigungen und sprach zu ihnen:

„Sie kommen fein spät, meine Herrn; es ist schon halb 7 Uhr, und wenn wir um 1 Uhr zu Bette gehen wollen, haben wir keine Zeit zu versäumen."

„Da haben wir den afrikanischen Soldaten!" rief Montbryon. „Glauben Sie denn immer noch in Ihrem Regimente zu sein, liebster Heinrich, wo alles auf Commando geht? Der Wagen eines Edelmanns, Theuerster, richtet sich nicht nach der Uhr."

„Uebrigens," fiel Costal ein, „ist nur Préval an unserm so späten Eintreffen schuld."

„Ich sehe ihn nicht ... wird er nicht kommen?" fragte Lairville.

„Er wird früher oder später eintreffen ... Er sitzt in einem Fiacre. Zum Glück für seine Ehre ist ein Nebel draußen, daß man keinen Schritt weit sehen kann ... Sähe man unsern Préval in seiner grauenhaften Carrete, es wäre um seinen guten Namen geschehen."

„Préval in einem Fiacre!" riefen die jungen Leute.

„In dem häßlichsten aller Fiacres, die mein Bedienter hat auffinden können," versetzte Costal. „Ich denke wohl, wenn ihn der Restaurateur aus dieser scheußlichen Maschine steigen sieht, wird er ihm die Thür vor der Nase zumachen. Was soll er von der Zahlungsfähigkeit eines Menschen denken, der sich in solchen Dingern herumrütteln läßt?"

„Ja, Bester," sprach Montbryon. „Préval fürchtete, seine Pferde möchten den Schnupfen bekommen, und schrieb mir, ich sollte ihn abholen. Ich antwortete, daß ich es mit dem größten Vergnügen thun würde, und eben als ich hinkomme, erwartet ihn schon Costal's Bedienter an der Thür mit dem abscheulichsten, unbequemsten und langsamsten aller numerirten Fuhrwerke ..."

Bei diesen Worten öffnete sich geräuschvoll die Thür und Préval erschien, bis auf den Rücken mit Koth bespritzt; er hatte eine tüchtige Strecke zu Fuße gemacht.

„Und unterwegs kein einziges anständiges Cabriolet zu treffen!" rief er. „Montbryon, Sie sollen mir diesen schlechten Spaß entgelten müssen! Hätte ich kein Herz im Leibe, wie Ihr Alle, ich würde bei dem bösen Wetter meine armen Pferde angespannt haben. Aber ich hatte noch meine Beine. Ihr Fiacre, Costal, erwartet Sie an meiner Thür und Ihr Bedienter steht hinten darauf. Ich habe dem Kutscher Ihre Adresse gege-

ben und ihn beauftragt Sie zu erwarten, was er sicher thun wird, da ich ihm 5 Francs Trinkgeld aus Ihrem Beutel versprochen habe."

Nun waren die Lacher auf Préval's Seite. Alle Gäste waren beisammen. Die Kellner erhielten Befehl zu serviren. Moubryon setzte sich neben den forcirten Liebhaber.

Die ersten Augenblicke waren dem ersten Appetit gewidmet. Bei diesem allgemeinen Schweigen schien Sorglosigkeit die Stimmung aller Gäste zu sein, aber im Grunde hatte jeder etwas auf dem Herzen.

Laiville's Brief meldete ihnen nichts Besonderes; er enthielt nur die Einladung zu einem Diner zu der und der Zeit und an dem und dem Orte. Sollte es nur eine Galanterie des Herzogs sein, wie sie ihm ehedem oft Spaß gemacht hatten? Aber ehedem waren immer noch andre Freunde geladen und heute war niemand da als die sieben Vereinsmitglieder. Laiville hatte also wohl sein Ziel erreicht; der Tag der Rache war also gekommen. Oder verkündete das Diner doch eine Niederlage?

Jeder hatte so seine eigenen Gedanken, schwieg aber über dieses Capitel, um dem Herzog die Initiative zu lassen. Die Unterhaltung drehte sich um Pferde und Tänzerinnen, womit die Freunde einander aufzogen, ward aber immer lebhafter, je öfter die Gläser gefüllt wurden. Zehn Sorten Wein waren nach und nach auf die Tafel gekommen. Als der Nachtisch aufgetragen wurde, fürchteten die Meisten und selbst Montbryon, daß dieses Diner die gewünschten Enthüllungen nicht bringen werde.

Fortsetzung folgt.

Verschwenderischer Luxus der Vorzeit.

Man hat nicht Unrecht, wenn man den Luxus des Zeitalters, besonders da, wo er den Charakter der Verschwendung annimmt, auf jede thunliche Weise in seine Grenzen zurückführen zu müssen glaubt. Aber man hat Unrecht, wenn man den Luxus unsrer Tage für durchaus unerhört und beispiellos erklärt. Ein Auszug aus der schmucklosen und einfachen Beschreibung, welche David Lindsay in seiner Geschichte Jacob's V. von einer Jagd giebt, die der Graf von Athol in der Gegend von Blair in Schottland zur Belustigung seines genannten königlichen Regenten anstellte, mag jene Behauptung rechtfertigen. Man höre, was Lindsay darüber sagt:

„Als der Graf von Athol vernahm, daß der König käme, schaffte er in größtem Ueberfluß alles an, was sich für einen solchen Fürsten geziemt, damit selbiger eben so gut und standesmäßig bei ihm bedient werden möchte, als er es in seinem Palast zu Edinburgh gewohnt war. Der Graf ließ einen köstlichen Palast bauen für den König, für des Königs Mutter und für den Abgesandten, in welchem sie möchten eben so ehrlich gehauset und bewirthet werden als in Betracht der Zeit und Umstände des Jagens und der Ergötzlichkeiten in England, Frankreich, Italien oder Spanien nur hätte geschehen mögen. Es ward aber dieser Palast mitten in einer grünen Wiese aus grünem Holz erbaut und mit grünen Birken tapezirt. Derselbe war in vier Quartiere getheilt, in deren jedem ein großes Rundtheil erbaut und höher aufgethürmt war als drei übereinander geschichtete Häuser. Die Fußböden waren mit grünem und geblümtem Scharlach belegt, so daß niemand sehen konnte, worauf er den Fuß setze, sondern es war wie in einem Garten. An jeder Seite des Thorwegs waren zwei Rundtheile und ein großes Fallgatter von Bäumen, nebst einer Zugbrücke, auch ein großes Wasserbecken von sechzehn Schuh Tiefe und dreißig Schuh breit. Inwendig war der Palast mit Sammet und Seide decorirt. Uebergroß war der Vorrath an Delicatessen, welche mit großen Kosten aus dem ganzen Lande herbeigeschafft worden waren. Weine aus allen Ländern; Brod, Kuchen, Geflügel. Die Teiche um den Palast waren voll der köstlichsten Fische, als Lachse, Forellen, Hechte, Aale und was sonst von schönen Fischen ist, die im frischen Wasser leben. Das Geräth und die Gefäße waren von gleicher Güte als an der Tafel des Königs, und man versichert, daß während der drei Tage, wo sich der König aufhielt, jeder Tag dem Grafen tausend Pfund gekostet haben soll; eine für damalige Zeit außerordentlich hohe Summe."

So lautet der Bericht des ehrlichen Lindsay. Das größte Compliment aber, das der Graf dem König zu machen wußte, war dies, daß er in dem Augenblicke seines Abzugs das Gebäude sammt allem darin befindlichen Hausrath in Brand steckte, so daß der König, als er von einem Hügel hinter sich schaute, all die Herrlichkeit in Rauch und Flammen aufgehen sah.

Feuilleton.

Viel auf einen Hieb. Bei Gelegenheit eines im Park von Asnieres stattgehabten sogenannten Vauxhall wurde Folgendes geboten: Tivolitheater und Vocal- und Instrumentalconcert sind natürlich unerläßlich; aber außerdem erschien in einem Circus Herr Paul und Fräulein Pauline Cuzent; die Musik von neun Infanterieregimentern executirten Musikstücke; die Herrn Deburau und Paul Legrand ergötzten durch eine Pantomime; die Herrn Graffet und Hyacinthe ließen 200 Ballons steigen; die berühmtesten Pariser Komiker führten Bruchstücke aus verschiedenen Lustspielen auf;

das elektrische Licht und das elektrische Mikroscop waren zu sehen. Das Ganze endigte mit der Erstürmung der Brücke von Arcole, in welcher 1800 Menschen mitwirkten. Sechs 12- und sechs 24-Pfünder kanonirten unausgesetzt, und 200 Tambours sowie 100 Trompeter trugen nicht wenig dazu bei, das Schlachtstück magnifique zu machen. Diesem lebenden Bild im großartigsten Maßstabe folgte ein Siegesgesang von 1800 Sängern und Musici, zusammen von mehr als 2000 Personen ausgeführt. Der zuletzt folgende Ball wurde von dem berühmten Denauld geleitet. Die Tänze wurden von einem doppelten Orchester gespielt und die Contretänze begleitete der Gesang von 100 Personen. Und all diese Herrlichkeiten konnte man für 2 Francs 50 Centim. (1 Fl. 12 Kr.) haben.

Ein Berliner Hutmacher hat eine Art chemische Filzdochte präparirt, die, im Format aller Lampen vorräthig, ein wahrhaftes Sideriallicht verbreiten und, was das Angenehmste sein dürfte, eine beträchtliche Oelökonomie gestatten.

Zungen-Einkauf. Die französische Regierung wird für die Industriellen, welche die Londoner Ausstellung besuchen wollen, auf eigene Kosten einige Dolmetscher dahin senden.

Ein Vermächtniß an den Prinzen von Preußen. Eine kürzlich in Berlin verstorbene reiche jüdische Dame aus hochgeachteter Familie hat ihr bedeutendes Vermögen dem Prinzen von Preußen vermacht. Ihr Gatte und ihr einziger Sohn waren vor ihr gestorben.

In der französischen Münze wird eine Denkmünze geschlagen, welche auf der einen Seite das Bild Pius' IX. und auf der andern eine Taube, die einen Oelzweig in ihrem Schnabel hält, mit folgender Inschrift zeigt: In urbem reversus pastor, non victor.

Hahn im Korbe. In Berlin hielt eine Frau einen sehr bissigen Hahn, vor welchem nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene sich zu fürchten hatten, so, daß sich die Bewohner des Hauses genöthigt sahen, Anzeige beim Polizeicommissarius zu machen. Der Polizeirichter verurtheilte diese Frau nach §. 751 des Strafrechts zu 20 Thlr. Geldstrafe oder vierwöchentlichem Gefängniß; denn es heißt dort: „Wer ohne Erlaubniß der Obrigkeit schädliche Thiere hält, muß selbige sofort wegschaffen und außerdem 20—50 Thaler Geldstrafe entrichten.

Gratuliren! Der reiche Prinz von Nepaul wird eine Modistin des Boulevard des Italiens in Paris heirathen, da dieselbe jedes andre Anerbieten abgewiesen hat.

Ein neuer Verein seltener Art ist in Königsberg entstanden, ein Filial des in Stettin bestehenden „Heirathscollegiums." Jede eintretende Person zahlt drei Thaler zum Fonds. Heirathet jemand aus der Gesellschaft, so zahlt jedes Mitglied einen Thaler und wird ein Capital von 500 bis 1000 Thaler dann vier Wochen nach der Heirath ausgezahlt. Die ausgesteuerte Person muß zuvor aber ein neues Mitglied schaffen. Verheirathen sich zwei Personen aus diesem Verein, so fällt ihnen auf diese Weise eine ganz gute Ausstattung zu.

Unter den Anzeigen in der Kölnischen Zeitung befindet sich auch eine von John Atkinson in London: „Braunes Doppel-Haynau-Bier von Barklay Perkins & Comp." Siegel und Etiquetten, heißt es darin, tragen die Beweise der Echtheit und die Skizze von Haynau's Empfang in der Brauerei.

Ein unverhoffter Diamant. Der französische Handelsminister Dumas hat bei einem Besuch der Steinkohlenminen von Denain bei Valenciennes in einem mit den Steinkohlen herausgeschafften Stein einen Diamanten entdeckt. Diese Entdeckung hat zu den übertriebensten Hoffnungen Veranlassung gegeben, und es hat sich bereits eine Gesellschaft gebildet, welche alle Steine ankauft, die sich im Kohlenwerk vorfinden.

In Frankreich sind im Ganzen 288 Runkelrübenzuckerfabriken, und wurden im letzten Jahre 61,175,214 Kilogramme Zucker, 23,536,182 Kilogr. mehr als im vorigen Jahre fabricirt. Verkauft wurden 64,644,595 Kilogr.

Schnupftabaksdosen, die dem Schnupfer die Mühe ersparen, den Schnupftabak mit den Fingern zu nehmen, werden jetzt in Birmingham gefertigt. Eine leichte Drehung der Dose treibt zwei kleine mit Tabak geladene Käpselchen heraus, deren Inhalt ohne weiteres an und in die Nase geführt werden kann.

In Womball's Menagerie hat eine Löwin zwei junge Löwen von weißer Farbe zur Welt gebracht.

Hübsche Ordnung. Ein französischer Gelehrter reis'te sehr oft auf einen Tag nach London, um das British Museum zu besuchen. „Besitzt denn aber nicht," fragte ihn dort ein Gelehrter, „die große Bibliothek in der Rue Richelieu einen größern Bücherschatz als das British Museum?" „Wohl das," antwortete der Eintagsreisende, „aber mindestens die eine Hälfte der Bibliothek auf Rue Richelieu ist den Bibliothekaren selbst nicht bekannt, und es ist fast unmöglich, das, was man sucht, unter dem Staube herauszufinden, der es dort wie die Asche von Herculanum und Pompeji bedeckt; die Aufsuchung eines alten Buches erfordert dort die Arbeit eines Minirers.

Ein merkwürdiger diplomatischer Streit hat sich in Neapel erhoben. Ein polizeilicher Befehl, der in Neapel erlassen worden ist, ordnet an, daß die Tänzerinnen grüne statt weiße Unterhosen tragen sollen. Mehrere französische Tänzerinnen, welche in ihren Engagements das Recht festgesetzt hatten, weiße Unterhosen zu tragen, wollten sich der polizeilichen Anordnung nicht fügen und verlangten, da man sie zwingen wollte, die Auflösung ihres Contracts. Man schlug ihnen dies ab und drohte ihnen mit dem Gefängniß, worauf sie den Schutz des französischen Gesandten in Anspruch nahmen, welcher zu interveniren genöthigt war. Die französischen Tänzerinnen behaupteten, daß die grüne Unterhose der Harmonie des Körpers schade.

Lola Montez, welche sich gegenwärtig wieder in Paris aufhält, hat Jagd auf den Gesandten von Nepaul gemacht, um denselben zu bestimmen, sie mit nach Indien zu nehmen; hat aber ihren Zweck nicht erreicht.

Das Louvre in Paris. Seit der letzten Revolution hat sich die Verwaltung des Louvre um Kunst und Kunstfreunde sehr verdient gemacht durch eine bewunderungswürdige Classification ihrer Schätze nach Zeit, Nation, Schule und selbst Manier der Meister. Durch diese natürliche Anordnung entgeht der Kunstfreund den verworrenen Eindrücken, und selbst der unkundigste Beobachter kann die Menge von Schönheiten, welche diese prächtigen Gallerien dem Neid und der Bewunderung Europa's bieten, besser verdauen.

Katholische Universität in Irland. Die Synode der katholischen Bischöfe zu Thurles hat den Beschluß gefaßt, eine römisch-katholische Universität zu gründen, zu welcher ein Dr. Cantwell 11,000 Pfd. Sterl. beisteuerte und die Geistlichkeit zwei Procent von ihrem Einkommen zahlen soll.

An dem Riesenschuh der Bavaria arbeiteten ein halbes Dutzend Schuhmacher und eben so viel Schusterjungen leuchteten dazu. Der Leisten wiegt 10 Centner. Die Länge des Schuhs beträgt $7\frac{1}{2}$ Fuß und die Breite $3\frac{1}{2}$ Fuß. Im Arbeitssaale ist ein eigenes Gerüst für Flaschenzüge angebracht, um den Leisten zu handhaben. Der Schuh soll über 300 Gulden kosten.

Komische Begrüßungsarten. Die Papuas-Neger im Innern von Borneo rennen, sowie einer des andern ansichtig wird, gleich wüthenden Widdern mit den Köpfen gegen einander. Dieser schöne und heroische Gruß wird so lange wiederholt, bis einer ohnmächtig am Boden liegt, dann geht der andre stolz vorüber. — Die Lappländer stellen sich beim Begegnen mit dem Rücken an einander und suchen sich durch Druck und Gegendruck aus dem Gleichgewicht zu bringen. Wer den Andern am weitesten fortschnellt, ist der höflichste Mann. — Die Grönländer reiben sich mit den Nasen an einander. Die Eskimos schlagen sich bei der Begegnung rasch die Röcke über dem Kopf zusammen, als ob sie es für eine Schande hielten, das Gesicht zu zeigen. — Die Niphanesen dagegen rutschen auf den Knien an einander vorüber. Bei Erblickung eines ihrer Häuptlinge schlagen sie knieend mit der Stirn auf den Erdboden, bis ihnen dieser aus dem Gesicht ist. — Am bequemsten grüßt man sich in Jesso. Da macht man dem Begegnenden aus Höflichkeit Platz, indem man sich auf die bloße Erde setzt. Der Andre aber thut dasselbe und nur der Unhöflichere steht zuerst wieder auf. Weil diese Ceremonie oft lange dauert, so hat dort das Jahr achtzig Wochen, wovon man achtundzwanzig dem Höflichkeitssitzen einräumt.

Literarisches. Von dem Schrader'schen Volksroman „Robert Blum und sein mächtiger Freund" ist nun auch das vierte Bändchen und mit diesem der Schluß des Prologs erschienen. Ein historischer Charakter mag wohl bei sorgfältiger Motivirung der Facta in einer Biographie gehörig gemalt, schwerlich aber die Eigenthümlichkeit der ganzen Epoche, worin er auftrat, anders als in einem Roman zu jener eindringlichen Anschaulichkeit gesteigert werden können, wodurch auch der leichteste über dem Bilde schwebende Nebel zerstreut wird. Von diesem Gesichtspunkte scheint der bekannte Herr Verf. ausgegangen zu sein, wie wir, wenn es der Raum gestattete, aus dem Prolog nachzuweisen uns getrauten. Nur so viel, daß uns hier ganz ungezwungen, ohne alle Abschweifung von der Erzählung das nach Köln geflüchtete jesuitische Pfaffenthum in seiner ganzen Habsucht und Gewissenlosigkeit entgegentritt, so daß Robert's Vater dem seinigen von den Jesuiten todt gebeteten in's Grab nachruft: „Deine Kinder und Kindeskinder werden Dich nicht vergessen, sie werden Dich vielleicht rächen!" und der biedre Rheinschiffer Paul als Pathe zum Täufling sagt: „Du gehörst dem Volke an, der arbeitenden Classe, wie man es nennt. Wohlan, ich will Dich arbeiten lehren! Auf den weinenden Säugling richte ich die hoffenden Blicke, das Herz von einer dunkeln Ahnung bewegt. Aber lebt ein Gott, der das Böse haßt, so muß er in Dir den Arbeiter erstehen lassen, auf den mehr als ein thränenfeuchtes Auge blickt, wenn Noth und Elend ihr drückendes Panier schwingen, wenn übermüthige Macht und erbärmliche Vorurtheile das Glück der Familien zertrümmern!" u. s. w. Einen ganz besondern, selbst rein historischen Werth erhält der Roman dadurch, daß, wie wir aus dem bis jetzt fertigen Manuscript ersehen haben, die verehrungswürdige Gattin und die Freunde des verewigten R. Blum dessen Originalbriefe mit zuvorkommender Güte dem Herrn Verf. zur Benutzung übergeben haben. Ein ausgedehnter Leserkreis wird diesem Buche nicht fehlen.

*** Baron Alberto Nota in Florenz hat seine hinterlassenen Werke der Academie della Crusca, deren correspondirendes Mitglied er war, vermacht. Dadurch ist die italienische Bühnenwelt mit fünf ausgezeichneten Lustspielen bereichert worden. In Deutschland dürften nächstens vielleicht auch einige gelungene Producte im Lustspiel zu erwarten sein, da die Preisausschriftswährung nächstens zu Ende geht, und mancher tüchtige Lustspieldichter wird dadurch zum Wettkampf angeregt worden sein.

*** Im Verlag von Carl Schmaltz (R. Hartmann) in Leipzig ist erschienen: „Der vollkommene Grobian." Gegenstück zu Alberti's Complimentirbuch. Herausgegeben von einem Grobsack erster Sorte.

*** Unter den jüngsten Romanen macht sich ein in Königsberg bei Adolf Samter erschienenes Werkchen bemerkbar: „Frauenloos. Von Julie Burow (2 Bände)." Unsers Erachtens tritt die talentvolle Verfasserin hiermit zum Erstenmale vor das Publicum, welche mit tiefer Innigkeit und Kenntniß des menschlichen Herzens ein Lebensbild entfaltet, das ohne Zweifel im Kreise der Frauen Anklang und Beifall finden wird.

Musikalisches. Leipzig. Am 6. October fand hier im Gewandhause das erste Abonnement-Concert unter Leitung des tüchtigen Capellmeister Rietz statt, dessen Erscheinen mit Beifall begrüßt wurde. Die Sängerin, die wir in einer Reihe von Concerten hören werden, ist Fräulein Mathilde Graumann aus London, eine geschulte, correcte, intonirende Sängerin mit einer guten Mezzo-Sopranstimme. Als Gast trat der Pianist Herr Otto Goldschmidt aus Hamburg auf und zeigte sich als wackerer Virtuos. Er spielte zuerst das G-moll-Concert von Mendelssohn, technisch vollkommen fertig. Die Ouverture zum Wasserträger von Cherubini, mit der das Concert begann, wurde mit aller Feinheit ausgeführt. Die Symphonie eroica von Beethoven bildete den zweiten Theil des Concerts, welches überreich besucht war.

Aus der Theaterwelt. Bekanntlich hatte der König von Preußen das Opernhaus in Berlin zu den Vorstellungen der Dem. Rachel unentgeldlich hergegeben. Die Künstlerin hat, außer der bedeutenden Summe von 1500 Thlr. für eine Vorstellung im Palais zu Potsdam, in Berlin eine Einnahme von 15,400 Thlr. gehabt. Als Papa Felix diese Summe auf der königl. Kasse in Empfang nahm, fragte er: wo denn der Betrag für die mehrmalige Anwesenheit des Königs im Opernhause sei? Der König hat nun noch für den fünfmaligen Besuch seines miethfrei geliehenen Eigenthums der Dem. Rachel 150 Louisd'or nach Wien nachgesandt.

*** Am 10. und 12. October wird Dem. Rachel in München erwartet, um dort eine Reihe Vorstellungen zu geben.

*** Den Chemnitzern ist Heil geworden. Lucile Grahn hat dort gastirt und der Correspondent für die Theater-Chronik kann noch gar nicht zu Athem kommen. — Herr des Lebens! was ist alles in der Hauptstadt der baumwollenen Strümpfe und Nachtmützen passirt. Der Correspondent schreibt: „Der Beifall, den Lucile Grahn gefunden, mußte ein im höchsten Grade für sie befriedigender sein. Es waren wenig Augen, welche trocken blieben" u. s. w. Später heißt es: „Sollte sie auf ihrer Künstlerbahn je wieder Chemnitz betreten, wird man sie mit Jubel begrüßen; der Beifall, welcher sie überschüttete, war ein tiefgefühlter. Man beugte sich vor der Kunst und war glücklich, einer so hohen Meisterin derselben ihn darbringen zu können." — Also, Lucile, nicht vergessen, bald wieder nach Chemnitz.

*** Warnung für gewisse Theaterdirectionen. Die königl. baier'sche Regierung von Unterfranken und Aschaffenburg hat den Theaterdirector Herrn Engelken in Würzburg wegen rechtswidriger Aufführung der Oper „Martha," von Flotow, zu nachstehender Strafe verurtheilt:

a) Theaterdirector Engelken werde wegen rechtswidriger Aufführung und Nachbildung der Oper „Martha" in eine Geldstrafe von 50 Fl. genommen;
b) Die vorhandenen Orchester- und Singstimmen mit Partitur seien zu confisciren;
c) Als Entschädigung des Eigenthümers Franz Holding habe Inculpat den ganzen Betrag der Einnahme von allen unbefugten Aufführungen ohne Abzug der darauf verwendeten Kosten zu leisten, und
d) die erkannte Geldstrafe werde gemäß Artikel XI nach Abzug der Untersuchungskosten der Armencasse der Stadt Würzburg überwiesen.

*** Georg Köberle, dessen neuestes Werk: „Der Held von Etampes," hier bald zur Aufführung kommen soll, arbeitet jetzt an einem neuen Stück, welches in neuester Zeit spielt und den Titel „die Verbannten" führen soll.

*** Hamburg. Im Laufe dieses Monats kommen hier in den vereinigten Theatern zur Aufführung: „Das

Forsthaus," Schauspiel von Ch. Birch-Pfeiffer. — „Ein deutsches Dichterleben," Schauspiel von Mosenthal. — „Anna Wohrtmann," Schauspiel von Werner. — „Er sucht seine Vernunft," Lustspiel von O. Prechtler. — In Vorbereitung: „Columbus," große Oper von Barbieri. — „Carl VI.," große Oper in fünf Acten von Halevy.

Curiosa. Die von William Pitt in England eingeführte Fenstersteuer besteht bekanntlich noch jetzt. Häuser, welche weniger als 8 Fenster haben, sind steuerfrei; Häuser mit 8 Fenstern zahlen 16 Shill. 6 Pence, mit 9 Fenstern 1 Pfd. 1 Shill., mit 10 Fenstern 1 Pfd. 1 Shill., mit 12 Fenstern 2 Pfd. 4 Shill. 9 P., mit 20 Fenstern 5 Pfd. 12 Sh. 3 P., mit 30 Fenstern 9 Pfd. 16 Shill. 3 P., mit 50 Fenstern 17 Pfd. 5 Shill., mit 100 Fenstern 29 Pfd. 8 Shill. 6 P. u. s. w., jedes Fenster über 180 zahlt 1 Shill. 6 Pence mehr. Frei von dieser Steuer sind nur Armenstuben, Hospitäler und gottesdienstliche Gebäude.

*** In England kennt man keine Martins-, sondern Michaelisgänse. Jeder rechtschaffene Engländer ißt seine Bratgans nicht am Martinstage, sondern am 29. September zur Erinnerung: daß in derselben Stunde, wo ihre Admirale die große spanische Armada zersetzten, Queen-Bess, Königin Elisabeth, dieselbe Operation an einer Bratgans bewirkte.

Humoralia. Als Gaspar noch Major war und unter Moritz Perizel an der kroatischen Grenze stand, erließ er einen Tagesbefehl, worin das Plündern bei strenger Strafe verboten war. Demungeachtet erklärte ein auf Vorposten stehender Husar ein herumirrendes Schaf für gute Prise und warf es auf den Sattelknopf, wurde aber gleich darauf von Gaspar überrascht und suchte daher seine Beute mit seinem kurzen Pelz so gut als möglich zu verdecken. Vergebliche Mühe. Die Extremitäten des Schafs wurden bald hier, bald dort sichtbar, auch meckerte der entführte Vierfüßler auf unverschämte Weise. „Was ist das wieder?" donnerte der strenge Major. — „Ich melde gehorsamst, daß ich das Dings da, weil es die Losung nicht wußte, gefangen genommen habe," war die naive Antwort.

MODEN.

Paris, den 4. October 1850.

Von den Kleidern, welche in diesem Augenblick gefertigt werden, zeichnen sich, wie auch sonst meistens, die seidenen aus. Zu allen diesen Kleidern gehört ein Jäckchen, ein Ueberwurf oder eine kleine Kutte von demselben Kleiderstoff. Auf den Röcken hat man gern ausgezackte Rüschen oder spitz in sehr hohle Festons geschnittene Volants mit Sammetbändchen, Soutachebörtchen oder schmalem Spitzenbesatz. Viele hoch hinaufgehende Leibchen sind auf der Brust sehr weit offen und an den Seiten mit Puffen verziert, die man mit Sammetband besetzt. Andre haben mit Soutachebörtchen und Sammet gemischte Stickerei oder sind mit kleinen schottischen Schleifen verziert, die aus Band oder Sammet von der Farbe des Stoffes gemacht und deren Enden mit Gold- oder Silberfransen besetzt sind, welche entweder von Perlen oder Goldgespinnst zusammengestellt werden. Von diesen Schleifen bringt man vier bis fünf auf jeder Seite des Leibchens an. Derselbe Ausputz wird auch auf dem Rocke in der Weise des Schürzenbesatzes angeordnet. Die unten immer sehr weiten Aermel werden ebenfalls mit ein oder zwei Schleifen in derselben Art aufgerafft. Obgleich bei Kleidern mit ausgeschnittenen Leibchen immer noch Schneppentaillen gemacht werden, so giebt es doch auch einzelne Ausnahmen, indem man hin und wieder Schoßschnitte anbringt.

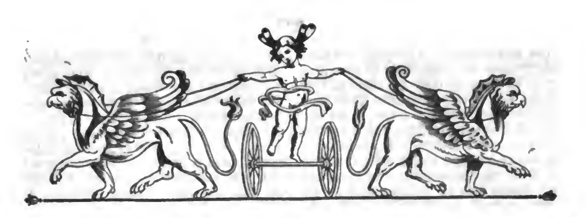
Die eigentliche Zeit der Vergnügungen liegt vor uns und alles ist darauf vorbereitet. Insbesondre für Bälle giebt es allerliebste Phantasieanzüge, z. B.: Ein Kleid von rosa Krepp; dazu ein Unterkleid von rosa Atlas; das Kreppkleid hat zwei Röcke und der obere Rock ist am Saume mit einer Stickerei von Silberschmelz bestickt, dagegen der untere Rock hat nur einen breiten Saum; das ausgeschnittene Leibchen ist mit einer Schneppentaille und über der Brust mit einer faltenreichen Draperie arrangirt; die Aermel sind kurz, mit schmalen Kreppaufschlägen und mit Tüllrüschen besetzt; dazu gehört noch eine Ballhülle von weißem Sammet in Form der weiten Pilgerkragen; dieses Kleidungsstück ist am Saume mit Silberspitzen besetzt und wird vorn mit einem sehr schön in Silber gearbeiteten Schloß zusammengehalten. Für die kommenden Soireen werden sicherlich viel Sammetkleider getragen werden, in schwarz wie in andern Farben, und deren Aufschläge wird man voraussichtlich immer mit Stickerei verzieren. Alle Putztoiletten haben seit der Zeit, daß man die schweren Stoffe trägt, das Ansehen à la Pompadour, d. h. sie werden vorn über einer Schärpe von Silber- oder Goldbrocat geöffnet, auch wohl mit zwei oder drei Volants von Gold- oder Silberspitze garnirt, welche ringsum in abgemessenen Zwischenräumen mit irgend einer Brillandagraffe in die Höhe gerafft werden. Zu allen diesen Kleidern werden mehr Brustdraperien zum Ausputz der Leibchen als Spitzenbörtchen gewählt.

Zum Morgenanzug sind sehr groß- und vielfarbig gemusterte Stoffe fast allgemein angenommen. Man macht aus diesen Stoffen offen fliegende oder geschlossene Oberröcke, mit einem wattirten reichen Seidenfutter versehen, das in der Farbe grell vom Oberzeug absticht; mit dem Futterstoff deckt man die shawlartig geformten Brustaufschläge, die abstechenden Aermelaufschläge und die Rockaufschläge, die vorn am Rock herunter laufen. Ist dagegen der Morgenrock vorn geschlossen, so wählt man auch häufig statt der bunten Aufschläge eine Reihe bunter Bandschleifen. Ferner hat man einen Morgenrock in Paletotform, den man von weißem Cachemir ausführt und durch einen Latz in Schürzenform, mit einer reichen Arabeskenstickerei von Goldlitze gearbeitet, verziert. Mit eben dieser Stickerei sind die Aermel verschönert und auch die beiden Schlitze reich umrändert, die nach Art der griechischen Schlafröcke an diesem Morgenrock unten zu beiden Seiten des Vorderblattes ungefähr ½ Elle angedeutet sind. Dieser Morgenrock wird stets offen getragen und zwar über einem Unterkleid von weißem Musselin, welches mit englischer Stickerei reich verziert ist.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 42. 1) Kinderanzug: Kleid von Musselin mit englischer Stickerei; Leibchen mit Schößen; Aermel und Rock mit mehrern glatten Streifen reich verziert. 2) Kleid von Taffet; ausgeschnittenes Leibchen; kurze Epauletten; diese sowie der Ausschnitt sind mit Tüllrüschen garnirt; kurze Aermel und Schweizerhemdchen von Musselin. 3) Häubchen von Spitze, mit Taffetband garnirt. Kleid von Atlas, mit sieben Volants besetzt. Jäckchen von weißem Cachemir, mit türkischer Stickerei verziert. Unterärmel sowie Chemisette von Musselin mit Spitzen besetzt.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 43. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Frau von Brabantane.

(Fortsetzung.)

Der Herzog hatte fleißig gegessen und getrunken, war aber, nachdem die Bedienten nochmals neue Flaschen aufgesetzt hatten, plötzlich ernst geworden. Montbryon, der während des ganzen Mahls nicht aufgehört hatte ihn zu beobachten, suchte den Gedanken seines Freundes in dessen Auge zu ergründen. Das Schweigen der beiden Hauptpersonen ging nach und nach auf die andern Gäste über, so daß an die Stelle des Durcheinanderschreiens zuletzt eine tiefe Stille trat.

Heinrich hielt es wohl nun für den rechten Zeitpunkt zu reden, indem er sprach:

„Also es findet sich kein Einziger unter Euch, der eine Frage an mich richten möchte?"

„Eine Frage!" rief Costal; „aber mein Himmel, worüber denn?"

„Ihr habt mich also nichts zu fragen und dieses Diner bringt Euch auf keine Vermuthung?

Bei diesem Allen so deutlichen Satze entstand eine große Freude. Wie ein Mann erhoben sich die sechs Gäste, als ob es einem Toast gölte. Es kostete dem Herzog viel Mühe, die Ruhe wieder herzustellen. Dann sprach er:

„Dieses Diner kommt auf meine alleinige Rechnung, verstehen Sie? Denn einmal ist unser Ziel nicht erreicht und dann bin ich doch auch nicht besiegt."

„Was bedeutet dieser Scherz?" rief Montbryon, die Serviette zerknitternd.

„Ist es ein Verrath?" fuhr Préval fort.

„Still, meine Herrn! Reden wir nicht so laut; man könnte uns behorchen. Es ist kein Verrath, noch weniger ein Scherz. Ich will es Ihnen sagen was es ist. Sie können es denken: Ich habe meine Versprechungen gehalten, offen gehandelt und die Lächerlichkeit nicht gescheut, der sich in den Augen der Welt ein verliebter Mann aussetzt. Nun, ich muß es sagen, Frau von Brabantane (dieser Name ging schwer über seine Lippen) ist gleichgültig geblieben. Ein Andrer, geschickter oder glücklicher als ich, mag an meiner Stelle operiren; ich schließe mich von der Concurrenz aus."

„Lairville, Sie täuschen uns," entgegnete Montbryon; „das ist unmöglich!"

Der Herzog konnte sich nicht halten und rief mit Heftigkeit:

„Schön, meine Herrn, ich täusche Sie; aber Sie zwingen mich zu sagen, was ich verheimlichte: Wir hatten uns eine Schändlichkeit ausgesonnen, das ist alles!"

„Er ist verrückt geworden," sagte der Graf, die Achseln zuckend.

„Ich bin ein Soldat, Graf Theodorich von Montbryon, ich ziehe mein Schwert offen aus der Scheide, um meine Feinde damit zu treffen, aber ich will nicht meuchelmorden."

„Bravo, wohlgesprochen!" erwiederte der Graf; „das nenne ich Beredtsamkeit oder ich verstehe nichts davon."

Lairville merkte zum Glück, daß er sich vom Zorn schon zu weit hatte hinreißen lassen; er beruhigte sich und erklärte, daß er, ohne sich besser machen zu wollen als er sei, nach reiflicher Ueber-

legung eine unwiderstehliche Abneigung empfinde, auf Schleichwegen eine solche Rache an einer Frau zu nehmen, die ihnen am Ende gar nichts zu Leide gethan habe, daß er diese verspäteten Betrachtungen seinen Genossen vorlege, indem er als Gewähr seine Aufrichtigkeit anführe, daß er den Angriff mit der größten Offenheit begonnen habe. Noch ein andrer mächtiger Grund treibe ihn, diese gehässige Rolle eines erheuchelten Verführers aufzugeben. Konnte nicht die Verheirathung mit seiner Cousine, wodurch er aus Afrika zurückgerufen worden und sein Vermögen verdreifacht werde, wegen der von ihm bis zu Ende gespielten Rolle rückgängig gemacht werden?"

Was edle Gedanken, in beredte Worte gekleidet, nicht bewirkt hätten, erreichte Lairville (wie das gewöhnlich geschieht) durch diese scheinbar so einfache Erklärung. Seine Freunde hatten ihm keinen Einwurf zu machen. Der Herzog war im Begriff sich zu vermählen; er erheirathete eine enorme Mitgift: dieser Grund besonders schien gar keine Entgegnung zuzulassen. Préval, dem der Wein in den Kopf zu steigen begann, nahm das Wort:

„Lairville's Rücktritt hat wenigstens den Vortheil, daß er uns ein prächtiges Mahl einträgt. Vor der Hand ziehe ich als Sterblicher der Rache, dieser Freude der Götter, dies Gelag vor, das ihr göttlicher Schlund auch nicht verachtet haben würde. Indessen hält mich dies nicht von der Bemerkung ab, daß unser Freund sehr in's alte Register gekommen ist. Du hast Dich umsonst bemüht, mein Bester."

„Was mich betrifft," sagte nun auch Montbryon, „ich gehe nicht so lustig darüber hin, Préval, wie Du; aber gleich Dir behaupte ich, daß Herzog Heinrich es völlig werth ist ein Ehemann zu werden."

„Ei, mit solchen Reden, da wird nichts geschafft!" rief Château-Renard; „hört mir einmal Alle zu: Es ist noch nichts verloren! Ich habe einen neuen Plan in meinem Gehirn ausgebrütet."

„In Bezug, worauf einen Plan?" fragte Lairville erregt.

„Eine niedliche Frage das! — Das Schlechte wird leichter geglaubt als das Gute. Nichts leichter als eine böse Zeitung, wahr oder falsch, in Umlauf zu setzen. Ist sie gehörig scandalös, so wird ihr jedermann Glauben schenken. Nun, meine Herrn, jetzt kommt mein Geheimniß: Ich bin der Liebhaber der Frau von Brabantane! Ich rechne darauf, daß Sie dies unter Ihren Freunden und Bekannten verbreiten."

„Welch eine Lüge!" rief der junge Herzog, mit dem Glase so heftig auf den Tisch stampfend, daß der Fuß abbrach.

„Eine Lüge?" meinte Château-Renard. „Diese Bemerkung macht mir Spaß. Als ob die Sache Wahrheit sein sollte!"

Heinrich fühlte, wie es in ihm kochte. Er hatte Lust dem Sprecher eine Wasserflasche an den Kopf zu werfen. Montbryon hatte seinen Nachbar nicht aus den Augen gelassen; jetzt glänzte ein unheimliches Feuer in seinen Augen, auf den Lippen schwebte ein höhnisches Lächeln.

„Château-Renard," sagte er, „Sie sind betrunken, denn sonst würden Sie nicht unternehmen wollen, was Lairville nicht hat ausführen können. Wir Alle sind Besiegte und haben nichts weiter zu thun als unsre Schande in diesen köstlichen Weinen zu ersäufen. Ich weiß nicht, welcher Sittenprediger gesagt hat: Was den Menschen vom Thier unterscheidet, ist, daß er ohne Durst trinkt. Meine Herrn, allerseits auf Ihre werthen Gesundheiten!"

Jedermann ahmte den Grafen nach. Heinrich freute sich über diese Seitenbewegung, denn sie mußte natürlich jede weitere Erklärung fern halten. Er wollte im Trinken mit gutem Beispiel vorangehen. Montbryon hatte eine Flasche in der Hand und füllte unablässig die Gläser. Ein Toast jagte den andern; man trank auf das Wohl aller Bekannten, auf das der Frauen, der Pferde, der Sonne, des Mondes und Abd-el-Kader's. Eine halbe Stunde nachher waren die Herrn alle grau. Dahin hatte es Montbryon nur bringen wollen, denn er selbst hatte sich in Acht genommen und seine volle Besinnung behalten.

„Ich verlange zehn Minuten über Politik zu sprechen," schrie Costal aus vollem Halse; „ich habe einige Ansichten über das Durchsuchungsrecht auszusprechen."

„Ah, ah!" rief ein Andrer, während ihm der Wein über das Kinn hinabrieselte, „meine Meinung darüber ist bekannt; ich verlange ..."

„Und ich verlange," sagte Montbryon, den Betrunkenen spielend, „daß man nicht über Politik rede; es könnte das herzliche Einverständniß stören, welches uns mit England vereint. Lieber spräche ich von Botanik ..."

„Und ich von den Frauen," sprach Château-Renard. „Ich will damit beginnen, Ihnen ein Verzeichniß meiner Eroberungen zu geben."

„Bravo!" sagte Préval; „da werden wir herrliche Dinge hören!"

„Wie wir da sitzen," meinte Montbryon, „können wir alle ohne Selbstüberschätzung sagen, daß wir glückliche Verbrecher sind."

„Ich für meinen Theil," sagte Lairville, „rechne mich darunter; nicht wahr, Montbryon, mein Engel?"

„Schweige, Unglücklicher! Du bist hier der Letzte, welcher den Mund aufthun sollte!"

„Und wie denn so, Ben-Mustapha-Montbryon-Bey?"

„Weil ich mich an Deiner Stelle vor mir selbst schämen würde. Da, trink von diesem Rheinwein: nur dazu bist Du noch gut! Wer sollte meinen, daß ein Bürschchen wie Du, reizend, benarbt und decorirt, wie es nicht schöner sein

könnte, bei einer ordinairen Kokette sein Glück nicht gemacht hat!"

Lairville schwieg kopfschüttelnd und trank ein zweites Glas Rheinwein.

„Ja, das ist schmachvoll!" rief Préval.

„Es ist entehrend für die Gesellschaft!" fügte der Baron Costal hinzu.

„Meine Herrn," sprach Montbryon, „seien wir edelmüthig: verletzen wir nicht die Selbstliebe unsers Freundes; er ist im Begriff sich zu verheirathen; treten wir seiner Tugend nicht zu nahe. Was uns betrifft, so begreifen wir unsre Mission in der Welt freilich besser: wir allein sind Männer!"

„Ha, Ihr!" fuhr der Herzog auf, mit wirrem Blick die Gesellschaft überschauend. „Ich verachte Euch, denn ein Kind könnte Euch betrügen! Ihr Männer? Lieber gar! Dann wäre ich ein Halbgott!"

„Meine Herrn, er rühmt sich noch," begann hier Montbryon; „gehen Sie doch, bestes Freundchen, Sie vermögen nichts!"

„Ah so, meine armen Kinderchen, ihr dauert mich!"

„Es ist doch eine Lüge!"

„Eine Lüge, Unglücksgraf! Da, Bürschchen, riech' doch einmal an diese Rose, die man mir eben heute Abend gegeben hat!"

„Der Tausend! Du hast ein Blumenmädchen verführt!" fuhr der Graf fort; „das ist seit Anakreon nicht dagewesen!"

„So so, das genügt euch nicht," versetzte Heinrich. „Schon gut, wartet einmal, meine Kinderchen."

Bei diesen Worten griff der Herzog, völlig trunken, in seine Brusttasche und warf seine Brieftasche dem Grafen an den Kopf, indem er schrie: „Suche!"

Der Graf stürzte darüber her, wie der Tiger auf seine Beute. Das Portefeuille enthielt einen einzigen Brief: den Mariens. Ihn öffnen und lesen war das Werk einer Secunde.

„Ah, ich hatte es doch gedacht!" rief er aus.

Unterdessen war der Herzog fast ohne Besinnung in seinen Stuhl zurückgesunken, das Haupt auf die Brust herabgeneigt. Seine Genossen konnten das verhängnißvolle Schreiben nach Herzenslust lesen und überdenken. Diese unerwartete Enthüllung hatte sie alle ein wenig nüchtern gemacht.

„Meinen Brief!" lallte endlich Lairville; „ich will meinen Brief haben! ... Bewundert meinen Sieg!"

Niemand antwortete. Montbryon wollte den Herzog dadurch beruhigen, daß er seine Gedanken auf einen andern Gegenstand leitete.

„Meinen Brief, tausend Donnerwetter! Ich mag nicht eine Frau bloßstellen, die ich liebe!"

Und während dieser Worte flossen ihm reichliche Thränen von den Augen.

„Meinen Brief, Graf, meinen Brief! sage ich oder ich bringe euch Alle um!"

Montbryon sah ein, daß er sich nicht widersetzen durfte. Da fielen seine Augen auf die Wirthsrechnung, die ein Kellner auf der Tafel niedergelegt hatte; er ergriff sie, faltete sie briefartig zusammen und überreichte sie dem Herzog, welcher sie maschinenmäßig an die Lippen drückte und dann einsteckte.

Eine halbe Stunde später brachte Montbryon seinen endlich ganz eingeschlafenen Freund Lairville nach dessen Hotel.

5.

Der Graf von Montbryon.

Zwei ganze Tage waren verflossen, seitdem Frau von Brabantane in einer Schwachheit, die sie jetzt segnete, dem jungen Herzog gestanden hatte, daß seine Liebe erwiedert wurde.

Es war ein herrlicher Decembertag. Zahlreiche Equipagen erschienen wieder in den elysäischen Feldern und im Wald von Boulogne, ja selbst einige herzhafte Reiter galoppirten durch die Alleen des letztern. Wer wie die Landleute die Sonne so häufig genießt, kann gar nicht begreifen, wie es an sonnigen Tagen die Pariser Welt hinaustreibt. Auch Frau von Brabantane hatte sich zeitig angekleidet; denn es war erst Mittag, als sie schon mit dem Hut auf dem Kopfe und in einen Pelz gehüllt am Kamine saß, um auf ihre Schwägerin zu warten, die sie zu einer Promenade abholen sollte. Sie hoffte im Wäldchen ihren Heinrich zu treffen, denn seit einem Monate hatte sie diesen Weg niemals umsonst gemacht. So in der Einsamkeit gedachte sie ihres Glücks und konnte die Ankunft ihrer Begleiterin kaum erwarten, obwohl sie auch von der Besorgniß beschlichen wurde, daß der Herzog von Lairville sie, die Frau ohne Namen und Vermögen, doch am Ende nicht zu seiner Gemahlin erheben könnte, wie gern er es auch wollte. Während sie eben an die neuen Verleumdungen der Welt dachte, welche für den letztern Fall sicher nicht ausbleiben würden, trat ein Bedienter ein.

„Ist angespannt?" fragte sie.

„Nein, Madame," antwortete der Bediente; „es ist Besuch angekommen: der Herr Graf von Montbryon bittet Madame ihn gütigst zu empfangen."

Bei diesem unerwarteten Namen fuhr Marie zusammen; ein Schauder lief durch ihre Glieder; sie glaubte unrecht verstanden zu haben.

„Der Herr Graf von Montbryon, sagen Sie?"

„Ja, Madame."

Marie blieb einen Augenblick stumm vor Ueberraschung, bald aber schien sie ihren Muth wiedergefunden zu haben, indem sie entschied:

„Sagen Sie, daß ich den Herrn Grafen von Montbryon nicht empfangen kann, weil ich die Frau Baronin von Brabantane in's Wäldchen begleite."

Der Bediente ging, kam aber sogleich wieder und sprach:

„Herr von Montbryon läßt Madame sagen, daß er in einer Angelegenheit von der äußersten Wichtigkeit kommt und daß Madame, nachdem Sie ihn gehört haben, wahrscheinlich nicht in's Wäldchen fahren würden."

Fortsetzung folgt.

Die Classiker und Romantiker in der Tonkunst.

Von

J. Schucht.

Referent beabsichtigt nicht hier eine systematische philosophisch-ästhetische Untersuchung zu geben, sondern nur das Resultat seiner Forschungen legt er hiermit in populärer Sprache den verehrten Lesern und Leserinnen dieser Blätter vor, und hofft also, daß sämmtliche Verehrer der Tonkunst diesen Zeilen einige Aufmerksamkeit schenken werden. Zuerst gebe ich hier eine kleine Definition über die classische und romantische Weltanschauung und die daraus entstandenen Dichtungen im allgemeinen.

In dem classischen Zeitalter lebt das Subject mit dem Object noch in der größten Einheit, es ist noch keine Spaltung, keine Entzweiung zwischen beiden eingetreten; der Geist lebt also daher auch noch mit sich selbst und der umgebenden Wirklichkeit in der reinsten Harmonie und Zufriedenheit, freut sich am Dasein und das unvermeidliche harte Geschick erträgt er mit Ergebenheit und stoischer Ruhe; denn dem allgewaltigen gigantischen Schicksale müssen sich ja selbst die ewigen Götter fügen. Diese schöne Welt genügt also hier dem Geiste, das romantische Sehnen nach dem Jenseits kennt man nicht; Achilles wollte lieber hier oben im rosigen Lichte Ackerknecht sein als sich im Reiche der Schatten mit seinen Freunden unterhalten. Vermöge dieser Weltanschauung herrscht nun in den Dichtungen, die in dieser Periode entstanden sind, die einfachste Natürlichkeit und Naivität, sowie auch die höchste Uebereinstimmung von Form und Inhalt; das ganze Kunstwerk gleicht einem Naturproducte, jeder Theil ist selbstständig, für sich bestehend und doch auch zugleich wieder Diener des höhern Ganzen.

In der romantischen Weltanschauung ist die Entzweiung des Geistes mit sich selbst und der umgebenden Wirklichkeit eingetreten; diese Welt ist ein Jammerthal, aus der er entfliehen möchte in's bessere Leben, wo keine heißen Thränen des Schmerzes mehr geweint werden, sondern ewige, heitre Ruhe und Zufriedenheit den Geist umfangen. Diese Welt ist zu prosaisch, man verkehrt daher am liebsten mit abgeschiedenen Geistern; die Mystik des Gefühls und des Glaubens gelangt hier zur höchsten Herrschaft.

Versuchen wir nun, die musikalischen Kunstwerke in diese zwei Hauptperioden zu classificiren, so finden wir, daß die Werke von Palestrina bis zu Bach's Zeit eigentlich nur zu den Vorstufen der classischen Periode gehören; denn es herrscht in ihnen noch zu viel berechnende Reflexion, regelrechte Strenge und plastische Gebundenheit. Das geistige Leben vermag sich hier noch nicht in voller Freiheit zu bewegen, denn man hatte ja auch kaum die technischen Schwierigkeiten der Harmonie und des Contrapunkts überwunden. Also erst die Werke eines S. Bach, Händel, Gluck, Haydn und Mozart bilden den höchsten Gipfelpunkt der classischen Tondichtung. In den Producten dieser Männer ist der Geist zur Herrschaft über die Form gelangt. Der Charakter dieser Werke ist: Fromme Kindlichkeit, Naivität und heitere, unschuldige Freude. Die höchste Einfachheit und Natürlichkeit in der Darstellung ist hier zu finden, da wird nicht zu viel und nicht zu wenig gesagt, der Geist ist ganz in die Form aufgegangen, so daß Form und Inhalt identisch sind. Alle Sätze und Perioden sind deutlich und klar geordnet, Melodie und Harmonie sowie die Instrumentation sind hell und durchsichtig wie heiterer ionischer Himmel. Obgleich auch hier oft Wolken der Schwermuth, des Kummers und Grams den Geist umhüllen, so erträgt er doch die von der ewigen Vorsicht auferlegten Leiden mit Ergebenheit, denn es lebt in ihnen noch jenes kindliche Gottvertrauen, und nach den überstandenen Schmerzen springt die ursprüngliche Heiterkeit wieder um so mächtiger hervor.

Betrachten wir nun das Leben dieser Männer, die in ihren Werken die classische Periode repräsentiren, so finden wir, daß sie auch wirklich mit Gott und der ganzen Welt und also daher auch mit sich selbst in der höchsten Einheit und Zufriedenheit lebten. Sie liebten ihre Monarchen, ihre Beschützer mit einer wahrhaft kindlichen Liebe. Wir wissen, daß Vater Haydn sich durch das Anschauen eines von seinem Gönner geschenkten Ringes zum Schaffen begeisterte und daß Mozart lieber Nahrungssorgen ertrug, als daß er sich von seinem guten Kaiser trennte. Aber auch gute fromme Christen waren jene Männer, in ihnen war noch nicht die kalte Reflexion über das Dasein Gottes erwacht, sie lobten und verehrten mit der innigsten Herzlichkeit ihren Gott als den Schöpfer des Himmels und der Erde. Aber die Bewegungen der neuen Zeit negirten jene heitere schöne Ruhe und Zufriedenheit am Dasein. Die Philosophie eines Kant, Fichte, Schelling und Hegel erfüllte die Brust mit Zweifeln über das absolute Sein; der dunkle Glaube ohne helles Wissen ward auf's tiefste erschüttert; man fand auch die Zustände unsers Staats nicht mehr der Idee entsprechend, überhaupt unser ganzes sociales Leben genügte dem Geiste nicht mehr, er fühlte sich in drückenden Schranken befangen, die er abzuschütteln versuchte, was die französische Nation zuerst realisirte.

Diese ganze Umwandlung des geistigen Lebens wirkte jetzt auch sehr mächtig auf die Tondichter ein; und Beethoven war der erste Componist von Bedeutung, in dem der Geist der Neuzeit sein Organ fand. Er war ganz durch und durch Kosmopolit und Freund der Humanität; ihm verursachten die unendlich vielen Leiden der armen Menschenkinder tiefe, namenlose Seelenschmerzen. In seinen Werken spricht sich daher auch jenes unruhige Streben und Ringen nach einem entfernten Ziele aus; es ist ein ewiges Suchen und Sehnen nach dem Ideal, und scheint es auch zuweilen als wäre es gefunden, bricht eingedenk dessen die Brust in Jubel aus, so verstummt er doch bald wieder oder löst sich in neue ungekannte Schmerzen auf. Ein zweiter Hauptrepräsentant in dieser Periode ist unser ehrwürdiger Vater Spohr; in seinen Werken herrscht fast durchweg eine noch viel kränkere, schmerzhaftere Seelenstimmung als in denen seines großen Vorgängers, hier ist jeder Ton eine Thräne, jeder Accord ein schmerzhafter Seufzer, der sich aus der tief zerrissenen Brust hervordrängt. Fast sämmtliche Werke von Spohr und ebenso auch von Mendelssohn sind wahre Elegien, tiefe, oft schmerzhafte Klagen, ein unbeschreiblich namenloses Seelenweinen ist der Hauptinhalt ihrer Werke, es ist ein Klagen und Weinen wie um's verlorne Paradies.

In diesen Männern ist also der völlige Bruch, die Spaltung, die Entzweiung des Geistes mit sich selbst und der objectiven Welt eingetreten; ihre Producte sind vorwaltend lyrisch. Hier also wird ein vorhandener Schmerz mit unseliger Metaphysik zu einem unendlichen verinnerlicht; es ist oft ein krankhaftes Wühlen in Grabesgedanken. Aber auch das mystische Element der Romantik macht sich hier recht geltend, denn wir finden oft jene geheimnißvollen Spielereien mit mystischen Figuren, die oft nur aus wenigen Tönen bestehen und sich, gleich Geistern ohne Fleisch und Blut, durch das ganze Leben und Weben des Werks hindurchziehen; es sind Kobolde, Hexen und Gespenster, die sich in das Thun der Menschen mischen. Zu dieser Hauptperiode gehören noch Weber, Chopin, Thalberg, Lißt, Berlioz und noch tausend andre kleine Geister, die ihr Liebessehnen und Hoffen sowie auch ihren Weltschmerz uns in Liedern und andern kleinen Producten darbringen. — Waren in den Werken der Classiker die Perioden deutlich, klar geordnet und abgerundet, so finden wir nun hier bei den Romantikern das directe Gegentheil, denn hier sind sie zusammengedrängt und oft ineinander geschachtelt bis zur Undeutlichkeit, so daß fast alle diese Werke sehr schwer zu verstehen sind. Es waltet ja hier ein ewiges Suchen und Ringen, ein rastloses, unermeßliches, nie ruhendes, feuriges Streben, das sich in gar keinen abgeschlossenen Sätzen und Perioden aussprechen läßt; wir finden daher oft ganze Seiten voll modulirender Gänge, während die classischen Tonwerke oft nur aus lauter schönen Perioden bestanden, ja selbst sogar ihre gangartigen Ueberleitungssätze aus einer Situation in die andre sind periodisch geendet. Die Instrumentation und Modulation der Classiker waren, wie schon gesagt wurde, einfach, klar wie blauer Himmel; das ganze Product fließt dahin wie ein durchsichtiger, krystallheller Bach des Waldes. Aber in den romantischen Producten herrscht das Helldunkel und auch sehr oft nebelhafte Nacht; die Instrumentation ist daher mitunter barok, bizarr und die Modulationen wechseln so oft und springen dabei nicht selten in die heterogensten Extreme über. — Aber so viel Schattenseiten die Werke der Romantiker auch haben mögen, das muß aber doch jedermann zugestehen, daß sich in ihnen ein viel tieferes Seelenleben offenbart; der Geist ist tiefer in sich gekehrt, das subjective Leben ist mächtiger geworden und es werden uns nun die geheimsten Mysterien des Herzens in Tönen geschildert. In den Werken der Classiker spricht sich noch das allgemein menschliche Empfinden aus, darum haben sie auch ein viel größeres Publicum, denn an ihnen erfreuen sich nicht nur die geistig Gebildeten, sondern auch das ganz gewöhnliche Volk. Aber in die tiefsten, geheimsten Schachten der Seele hinabzusteigen, um nun da all die tausendfachen Modificationen von Liebe, Lust und Schmerz mit zu empfinden, das vermag nicht jeder, denn wir sind nicht alle gleich organisirt; und nur in der Länge der Zeit wird das vertiefterte Seelenleben auch die große Masse ergreifen und bewegen, um sodann mitfühlen zu können, was die bevorzugtesten frühreifen Geister geschaffen haben.

Sondershausen, im October **1850**.

Feuilleton.

Zu Wien starb neulich ein Juwelier Namens Holauer von Hohenfels, dessen Adelsursprung interessant ist. Als Kaiser Max hülflos auf der Martinswand stand, soll ihn ein Engel herabgetragen haben, der dann spurlos verschwand; es war ein Hirtenjunge, welcher sich auf einer nahen Bergzinke befand. Kaiser Max rief ihm zu, aber der Junge schien ihn nicht zu verstehen; da schrie der Fürst im tyroler Dialekt: „Hol' aua!" (hole heraus!) Der Bursche nickte und führte den Kaiser wohlbehalten herab, wofür ihm dieser den Namen Holauer von Hohenfels beilegte. Der Verstorbene und der kürzlich zum Gemeinderath Wiens erwählte Bandfabrikant Holauer sind Abkömmlinge jenes Retters des ritterlichen Kaisers.

„Stolz will ich den Spanier sehen." Auf der Speisekarte des Traiteurs Delmonico zu Neworleans ist bemerkt, man möge die Bedienung nicht mit „Marqueur, Garçon oder Kellner" anrufen, da es meistens Leute von der Feder,

als Juristen, Literaten, Schauspieler ꝛc. wären, welche sich dadurch beleidigt fühlten, sondern man möge sie „Steward," d. h. Proviantmeister nennen.

Nun doppelte Arbeit. In Stettin sind dem Berliner Polizeidirector Duncker 500 Thaler Pfandbriefe aus dem Secretär gestohlen worden, während er sich dort aufhielt, um die Voruntersuchung in einem auf der Post verübten Gelddiebstahl zu leiten.

Eine geheime Gesellschaft in Afrika. Forbes, Reisender in Afrika, giebt Mittheilungen über eine dortige Gesellschaft, die Purra heißt. Ihre Hauptregeln sind gegenseitige Hülfsleistungen und das tiefste Geheimniß, so daß, wenn einer von den Eingeweihten auch nur das Mindeste verräth, die Bundesbrüder ihn bis in die entferntesten Gegenden verfolgen, wo ihm der Tod gewiß ist. Ohne Zweifel haben die Purra's auch noch viele andre Regeln, von denen aus obigen Gründen nichts verlautet. Die Novizen erhalten ein Zeichen, welches ihnen mit einem heißen Eisen eingebrannt wird und von dem untern Theile des Rückgrats bis an die Schulterblätter geht. Jede Stadt hat in der Nähe ihren Purrabusch und wer zur Zeit einer Versammlung darin entdeckt wird, wird umgebracht. Bei solchen Zusammenkünften erscheinen die Aeltesten als Dämonen oder als Wilde verkleidet mit furchtbarem Geheul und Verwünschungen, womit sie den Teufel zu citiren glauben. Hierauf folgt ein lärmendes Fest, und das gellende, wahrhaft infernalische Geschrei, welches hier ertönt, flößt den Uneingeweihten jene mit Schrecken vermischte Neugier ein, die von jeher den Reiz solcher Verbrüderungen, von den eleusinischen Mysterien bis zu dem Treubund und der Gesellschaft des 10. Decembers hinab, gebildet.

Ein großes Opfer. Bei der Sommercampagne in Ungarn während des vorigen Jahres wird der Menschenverlust zusammen auf 200,000 veranschlagt.

In Jerusalem hat sich unter dem Vorstande des anglikanischen Bischofs eine Gesellschaft von dort anwesenden Engländern gebildet, welche sich die Erforschung alles dessen zur Aufgabe gestellt, was das heilige Land Interessantes darbietet, so aus alter als aus neuerer Zeit, wissenschaftlich oder literarisch. Der Beitritt ist unter gewissen Bedingungen Personen aller Nationen gestattet.

Kommt in Deutschland nicht vor. Die englischen Buchhändler Murray, Vater und Sohn, haben seiner Zeit an Honorar für das Verlagsrecht von den Werken Washington Irving's 9767 Pfd. St. 10 Shill. bezahlt.

Bisthümer und Erzbisthümer in Italien. Modena und Guastalla haben 5 Bisthümer, die päpstlichen Staaten 8 Erzbisthümer und 59 Bisthümer, Neapel hat 20 Erzbisthümer und 65 Bisthümer, Sicilien 3 Erzbisthümer und 11 Bisthümer, Sardinien 4 Erzbischöfe und 26 Bischöfe. Die lombardisch-venetianischen Provinzen 2 Erzbischöfe und 18 Bischöfe, Parma 4 Bischöfe; die Zahl der toscanischen Bischöfe verhält sich zur Bevölkerung wie 1 zu 85,000.

Der neue Kaiser von China soll ein ganz scharmanter Mann sein. Einem on dit nach soll ihm nur eine Untugend eigen sein, die nämlich, daß er mit seinen allerhöchsten Zähnen sehr gern Pfirsichgerne aufknackt, wodurch er sich nach und nach sein allerdurchlauchtiges Gebiß total verdorben hat.

Die Zigeuner in Ungarn sind ein wahres Räthsel. Kommt man irgend in ein ungarisches Dorf, so sieht man im abgelegensten Theile desselben einen Haufen elender Hütten aus Stroh und Lehm zusammengesetzt, die mehr in als über der Erde sich befinden; das ist das Zigeunerviertel, wo das Gesindel nistet. Sobald eine Kutsche auf der Straße daherrollt, stürzt eine Schaar sonnenverbrannter, nackter, schmuziger Kinder aus diesen Löchern wie die Raubvögel hervor, schlagen Purzelbäume und schreien so lange, bis sich die Reisenden durch ein paar hinausgeworfene Kreuzer von dem ekelhaften Gefolge befreien. Außer Diebstahl und Wahrsagen treiben sie noch einige Gewerbe, besonders das Schmiedehandwerk. Die Nahrung dieser Halbwilden stimmt mit ihrer Wirthschaft zusammen; gefallenes Vieh gilt für Leckerbissen.

Eine Giftmischerin. In Marisania ist, nach dem „Newyork-Herald," eine Quäkerin, Lady Shortwell, vor Gericht gezogen worden. Sie hatte ein Findelhaus und soll 130 Kinder allmählich in demselben vergiftet haben.

Im republikanischen Frankreich ist das Journal „Le Peuple" wegen eines republikanischen Aufsatzes zu 6000 Francs, und der Gerant so wie der Verfasser zu 3 Jahren Gefängniß in contumaciam verurtheilt worden.

Die Dreizehn. In Pesth wurde jüngst ein Goldarbeiter verhaftet, weil in seinem Laden Bracelets gefunden wurden, jedes mit dreizehn Todtenköpfen, die man auf die in Arad Hingerichteten deutet. Er wurde zwar wieder freigegeben, doch die Armbänder blieben confiscirt.

Wahlumtriebe. Vor der Wahl der drei Landesbischöfe und des Metropoliten zu Bukarest sind von den vier auf diese Stelle Reflectirenden 20,000 Ducaten vertheilt worden, um für sich zu werben. Wir wundern uns auch gar nicht darüber, da nach dem Gesetz von 1847 der jährliche fixe Gehalt des Metropoliten 200,000 Piaster, der eines jeden der drei Bischöfe 100,000 Piaster beträgt.

Amerikanische Freiheit? In einem Blatte aus New-Orleans fanden wir folgende Annonce: Fünfundsiebenzig Neger, so eben erst angekommen und im alten Standorte an der Ecke von Moreau und Esplanade Streets ausgestellt, bestehend aus Hausdienstboten, Köchen, Wäscherinnen, Büglerinnen und Arbeitern für Feldgeschäfte. Der Unterzeichnete wird auch ferner durch die ganze Saison eine fortdauernde Zufuhr von Negern aus Maryland und Virginien erhalten. Da dieses Etablissement in der Stadt ist, so werden die Käufer wohl daran thun, wenn sie bei Unterzeichnetem vorsprechen und seine Waare untersuchen, bevor sie anderwärts kaufen. James T. Blackney, Agent für Hope H. Slater."

Die englische Handelsmarine zählt nach den neuesten Angaben 33,692 Fahrzeuge mit 4,052,160 Tonnen und 230,069 Mann. Der Werth dieser Schiffe ist auf 38 Millionen Pfd. Sterl. geschätzt; in den letzten Tagen schon stieg die Zahl der Fahrzeuge durchschnittlich um 600 des Jahrs, so daß alle Jahre 5000 Seeleute mehr Beschäftigung fanden. In derselben Zeit wurden jährlich auf Neubau und Ausbesserungen 16½ Millionen Pfd. Sterl. verwendet, und der Sold der Seeleute nebst den Lebensmitteln kostete 9½ Millionen, während die bezahlte Fracht 29½ Millionen betrug.

Wetter im südlichen Rußland. Zum Vergleich mit der Witterung im mittlern Europa ist es interessant, zu wissen, daß im südlichen, selbst im mittlern Rußland nach officiellen Angaben eine unerträgliche tropische Hitze, untermischt mit Stürmen und Gewittern, herrschte; jenseit des Kaukasus aber war das Wetter ganz außergewöhnlich, wahrhaft nordisch mit unaufhörlichem Regen, und das Thermometer stieg im ganzen Julius nicht über + 25° R. Selbst in dem sonst so heißen Tiflis stand das Thermometer gewöhnlich nur auf 16—17° R. Der Kaukasus scheint hier die Scheidewand in der Witterung gemacht zu haben.

Eine Eisenbahn zwischen Frankreich und England. Der menschliche Geist vermißt sich alles; da ist jetzt ein Franzose, Herr Lemaitre, gekommen, der einen Vorschlag macht zu einer Eisenbahn über den Canal. Die

französische Academie beschäftigt sich ganz ernsthaft mit diesem Plane. Unsre Leser werden nun freilich fragen, wie das möglich sei? aber ein so transcendentales Genie, wie Herr Lemaitre, weiß für alles Rath. Zwischen zwei Endpfeilern bei Dover und Calais soll eine 20 englische Meilen lange Kettenbrücke hinlaufen, welche durch eine Anzahl Ballone in die Höhe gehalten wird, daß sie nicht in die Tiefe sinkt; damit aber auch auf der andern Seite die Ballone nicht mit der Kettenbrücke davon gehen, so sollen alle hundert Ellen schwer beladene Barken an Ketten versenkt und mit der Brücke in Verbindung gebracht werden. Man sieht, die Sache ist sehr klug ausgedacht: die Ballone halten die Kettenbrücke in die Höhe und die beladenen Kähne halten sie gegen die Tiefe zu, folglich muß sie in der Schwebe bleiben.

Kossuth soll, nach Nachrichten aus Constantinopel, an einem hitzigen Fieber leiden.

Fossile Eier in Madagaskar. Eier von ungeheurer Größe nebst fossilen Knochen sind dort im Bett eines Wildbachs gefunden worden. Die Schalen sind 1/8 Zoll dick, der Umkreis des Eies ist 2 Fuß 8 Zoll und 2 Fuß und 2 Zoll. Der Inhalt eines Eies, welches man aufmachte, betrug etwa 2 Gallonen. Man glaubt, es sind dieselben von dem riesigen und straußartigen Moa-Vogel.

Müssen viel Geld haben. Der Demoiselle Rachel wird von ihren Bewunderern in Wien eine eclatante Demonstration vorbereitet; nämlich ein goldener Kranz mit Edelsteinen verziert, welcher der Künstlerin nachgesandt wird.

Gedichte der Schuhmacher und Hutmacher bei der Enthüllung der Bavaria:

An den König Ludwig.

Empfang hier den Stiefel sonder Gleichen,
Den keiner wohl an Größe wird erreichen;
Wer größer ist denn Du als deutscher Mann,
Der ziehe den Bavaria-Stiefel an.

Ferner:

Was je ein deutscher Meister heißt,
Bringt Schönheit in die Form und Geist;
Kein Handwerk ist so lahm und wund,
Daß nicht die Kunst drin walten kunnt!
Das Schwerste wär' unter allen Dingen,
Die Welt unter einen Hut zu bringen.

Dabei folgte der große Riesen-Stiefel und Hut.

In London wurde neulich ein von Phillips erfundener patentirter Feuervernichter versucht. Die Maschine besteht aus einem blechernen Kasten, mit einer Substanz gefüllt, deren Zusammensetzung das Geheimniß des Erfinders ist. Durch eine Feder entzündet sich die Masse und entwickelt einen braunen Dampf, welcher eingeathmet werden kann und doch, durch Röhren beliebig geleitet, aus den brennenden Räumen die atmosphärische Luft so vollständig verdrängt, daß das Feuer in wenig Minuten verlischt. Die Probe fiel günstig für den Erfinder aus.

Rosa Sandor, der berüchtigte ungarische Räuber, hält sich noch immer im Bakonyer Walde auf und hat eine Bande von 1200 Personen um sich versammelt. Sogar k. k. Truppen sollen von demselben gefangen gehalten werden und erst vor einigen Tagen hat man in jenem Walde acht Gendarmen entkleidet an den Bäumen aufgehängt gefunden.

Die englische Handelsflotte hat den Verlust drei ihrer besten Indienfahrer zu beklagen. Am traurigsten ist das Schicksal der „Ariadne," welche mit der ganzen Mannschaft zu Grunde ging. Das Schiff war Ende Juli unterwegs von Calcutta nach England. Etwa drei Wochen später wurde das Wrack desselben an der indischen Küste entdeckt; keine lebende Seele war mehr unter den Trümmern zu finden, noch sonst wo eine Spur davon vorhanden; den ersten Steuermann allein fand man 40 Meilen vom Unglücksorte entfernt auf der Küste halb todt vor Hunger und Ermattung. Er hatte zwölf volle Tage von Beeren gelebt und wußte über das Schicksal seiner Gefährten keine Auskunft zu geben. Es waren 40 Passagiere am Bord und eine Ladung von 30,000 Pfd. Sterl.

In Paris nennt man die kriegerischen Belustigungen Louis Napoleon's „Frühstücks-Revuen."

Edler Sinn. Zwei auf Urlaub heimkehrende k. k. österreichische Corporale fuhren in nächtlicher Stunde auf der szegediner Straße halb wach, halb schlummernd dahin; da hören sie plötzlich etwas durch die Luft pfeifen und im selbigen Augenblicke schlang sich mit Blitzesschnelle und schneidender Kraft etwas um ihren Leib, sie aller Regungsfähigkeit beraubend, indem einige handfeste Männer den Wagen umringten. Jetzt ahneten sie, was ihre Arme gefangen hielt. Es waren die Ringpeitschen von vier Chikosen, die sich schon daran machten, eine weitere Investigation vorzunehmen. Da bricht der Mond durch die Wolken und beleuchtet das Antlitz eines der Corporale. Hoho! rief nun einer von den Vieren: seid Ihr's, Caplar Uram? Kennt Ihr mich noch? — Ob ich Dich kenne! erwiederte der Angesprochene. Du bist in der Capolnaer Schlacht gefangen genommen worden und ich habe Dich nach Pesth escortirt. — Und Ihr habt des Morgens immer Euern Branntwein mit mir getheilt, sagte der Erstere, habt mir auch manchen Schluck Wein gegeben. — Nun, Ihr sollt sehen, daß ein Ungar das ihm erwiesene Gute nicht vergißt. Laßt die Leutchen los, Pipa, Du auch, Endre! — So, nun reicht mir die Hand, Janos Caplar! So! — Und nun trinkt einen Schluck. So! — Ha! Und jetzt geleite Euch Gott! — Hierauf waren die Reiter, so rasch wie sie angekommen, wieder verschwunden.

Ein Küchenzettel aus dem 14. Jahrhundert. Als im Jahre 1303 die Pfarrkirche zu Weißenfels eingeweiht wurde, kam zu dem Ende der Bischof Bruno von Zeitz, ein geborner Graf von Querfurt, dahin und wurde von dem Magistrat bewirthet. Das Gastmahl verherrlichte noch die Gegenwart der Aebtissin des Weißenfelsischen Jungfrauenklosters, eine geborne Landgräfin von Thüringen und Markgräfin von Meißen. Die darüber vorhandene Urkunde lautet also: A. Domini 1303 den 15. Sept. aloz am ezwage Herrn Sundage nehist noch dem H. Creuꝫz is der Ehrwerdige Herr Brown, Bischop von Zeyꝫ, in unser uewin Kirche gewezen und alldorine seyne Einweihungs-Dinge verrichtet. Und hebben eme de Vorsteher ob dem Rathhause 11 Tage lang tracteeret, und is enen to Eszen gegewen, als volgt: den ersten Dagk, als de Domina derbey gewest. Daz erste Gericht. Eine Eyersoppe mit Safram, Pfefferkörner und Hönig darein. — Ein Hirssen-Gemyze. — Ein Essen Schavfleisch mit Cypellen dareber. — Ein gebraten Hun mit Zwetschken. — Daz ander Gericht. Stockfisch mit Oel und Rosszynen. — Bleyer mit Oel gebacken. — Gesottne Al mit Pfeffer. — Gerehster Bückling mit Lypziger Senf. — Daz dritte Gericht. Speise Fische sawer gesotten. — Ein Barmmen gebacken. — Kleine Vogel yn Schmalz gepregett mit Rettich. — Eine Schwynkeile mit Korken.

Am andern Tage kam: Gelbes Schweinfleisch, Eierkuchen mit Honig und Weinbeeren, gebratene Hering, kleine Fische mit Rosinen, gebratene Gans mit Rothrüben u. s. w.

Literarisches. „Drei Handwerker," von Ernst Fritze, ist der Titel eines zweibändigen Romans, der in Berger's Buchhandlung in Leipzig erschienen. Es ist dies ein Roman für das Volk, worin sich die Elemente des Standes repräsentiren, der in seiner wahren Ehrenhaftigkeit die Stütze der bürgerlichen Societät ist. Wahrhaft treu hat der Verfasser nach dem Leben gezeichnet und vorzüglich aus dem Bürgerstande die Originale entnommen. Das Buch ist sicher eine willkommene Gabe für Leihbibliotheken.

*** Bei Theodor Thomas in Leipzig ist erschienen: „Elementar-Lehrbuch der englischen Sprache für Deutsche," von F. A. Böttger. Dieses treffliche Buch aus der Feder eines Veterans, der im Gebiet der Sprachwissenschaft schon so Erfreuliches geschaffen, zerfällt in zwei Abtheilungen: Sprechlehre und Sprachlehre. In unsrer Zeit, wo das Studium der lebenden Sprachen bei dem immer mehr steigenden Verkehr mit den befreundeten Nationen sich als höchst nothwendig für den erweis't, der die Gegenwart in Anspruch nehmen will oder muß, wird dieses Werk gewiß ein guter Leitfaden sein, zumal es die Frucht mehrjähriger Erfahrung und nutzerprobter Anwendung ist.

*** Das Werk von Thiers: „Die Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs" zählt in Frankreich 90,000 und im Auslande 60,000 Subscribenten.

*** In Paris soll ein großer legitimistischer Congreß von Journalisten abgehalten werden, um gegen die Eingriffe der Regierung in das Journalwesen zu verhandeln.

Aus der Theaterwelt. Meyerbeer's „Afrikanerin" soll diesen Winter in Paris in Scene gehen.

*** In Wien kömmt ein neues Volksdrama zur Aufführung von J. Vogl, welches den Titel führt: „Ein gebrochenes Herz."

*** Der Kurfürst von Hessen-Cassel will die Bewohner seiner Residenz exemplarisch bestrafen; er will nämlich das Theater von dort nach Hanau verlegen.

*** Demoiselle Rachel verläßt Wien mit einer artistischen Contribution von 30,000 Fl. C.-M., um sich nach Pesth zu begeben, wo sie im ungarischen Nationaltheater einige Vorstellungen geben will.

Curiositäten aus dem Bühnenleben. In einem Stücke des spanischen Dichters de Castro: „Die Wunder von Babylon," erscheint der bestrafte Nebukadnezar mit Hörnern und gespaltenen Klauen, geht auf die Weide und wiederkäu't — Alles auf der Bühne.

*** Der berühmte Baron spielte noch im 80. Jahre den Rodrigo im Cid; der englische Schauspieler Macklin spielte noch in seinem hundertsten Jahre den Shylock. Er starb 1797 in seinem 107. Jahre.

*** Auch im freien England bedarf es zur Eröffnung der Theater schwer zu erlangender Privilegien. Diese zu umgehen nimmt man öfters die Zuflucht zur List. So kam man zu Wolverhampton, wo die vier Kemble ohne Genehmigung Vorstellungen gaben, auf den Gedanken, Einladungen zu Gratis-Vorstellungen herumzuschicken. Das Verbot, welches bloß die Theater betraf, in die man nur gegen Bezahlung zugelassen wurde, fand hier mithin keine Anwendung. Die Ankündigungen aber endigten mit der Bemerkung: Nota bene: das Billet ist gratis, aber Herr J... (der Regisseur) ist im Besitz eines vortrefflichen Zahnpulvers zu 2 Schilling die Büchse (box, was zugleich Loge und Büchse bedeutet). Tretet ein und kauft. Es fand keine gerichtliche Verfolgung statt.

MODEN.

Paris, den 11. October 1850.

Schon jetzt wird den Wintermoden viel Aufmerksamkeit zugewendet und es ist zu bemerken, daß sie durchgängig reich und kostbar ausgeführt werden. Zu den Ueberwürfen, welche bereits erschienen sind, ist Sammet immer der bevorzugteste Stoff gewesen; in der Form unterscheiden sich diese beliebten Kleidungsstücke von denen des vorigen Winters ziemlich bedeutend, indem diejenigen, welche in der Taille knapp und anliegend waren, zum Ausgehen gänzlich aufgegeben sind und dagegen mit großen und comfortablen neuen vertauscht werden, deren Form so elegant als prachtvoll ist. Von den neuen Ueberwürfen ist besonders der zu erwähnen, den man à la Maria Tudor benannt hat; dieser ist von napoleonblauem Sammet in Form der beliebten sogenannten Kutten; an dessen Saume sind zwei breite Spitzenvolants angesetzt; über dem zweiten Volant befindet sich eine feine Posamentirspitze und über dieser nach einem kleinen Zwischenraume noch eine andre. Die langen und weiten halboffnen Aermel sind mit noch einem Aermel von Spitzen zusammengesetzt und gleichsam damit unterlegt; um den Halsausschnitt legt sich ein schmaler Kragen. Dann hat man ferner Mäntel à la Ximenes, ein weites schönes Kleidungsstück, unten mit drei Reihen feiner Galons, die wie ein Repsband mit satinirten Blättern aussehen. Dieselben Galons sind mit schmalen schwarzen Spitzen umgeben und bilden vorn auf jeder Seite fünf Brandenburgs; unter den Schultern ist ein Spitzenvolant mit einem Galon darüber, der spitz in der Taille wie ein Tuchzipfel fällt. Dazu gehören noch Doppelärmel von Sammet, von denen die ersten mit weißem Atlas gefüttert und mit einer Spitze umgeben, à la Heinrich III geschnitten, die untern geschlossen und halbweit sind. Wie die Marie-Tudor schließt der Mantel am Halse und an der Brust genau.

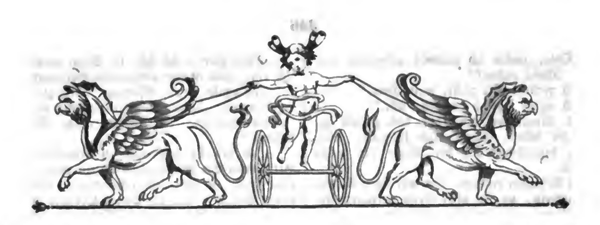
So giebt es noch viele Mäntel, mit den verschiedensten Namen benannt, von denen einige zirkelrund, andre in drei Theile geschnitten sind; weite Aermel und schmale Halskragen sind durchgehends mode. Spitzen, die neuen Galons mit ausgebogtem Rande und feine Plattstichstickerei ist in diesem Augenblicke der begünstigtste Ausputz darauf.

Man fragt nur zu häufig nach der Mode für Hüte: ob sie nämlich groß oder klein sein müssen? Wer sich geschmackvoll kleidet, beobachtet eine vernünftige Mittelform; besonders verwerflich sind aber jene kleinen Formen, welche kaum den Hinterkopf bedecken. Die Damen der vornehmen Classe tragen die Schirme ein wenig ausgeschweift und am Kinn anliegend, so daß das Gesicht hübsch umschlossen wird. Die Hüte für den Winter werden in diesem Augenblick meist nur von Atlas gefertigt, theils gezogen, theils glatt gespannt, mit schön gefärbten Marabouts oder noch besser mit Strohfedern geschmückt. Auch hat man zum Ausputz für die Hüte von Sammet prächtige Blumen, worunter sich die Stiefmütterchen in ihren schönen Farben vortheilhaft auszeichnen. Ferner giebt es Blumen von Atlas (fein gemalt), mit Grashälmchen gemischt, was auch sehr zu gefallen scheint; endlich hat man noch luftige, reiche Guirlanden, welche als Kopfzierde, aber auch zur Garnirung der Hüte bestimmt sind; diese Guirlanden werden von Federn in allen nur erdenklichen Blumen zusammengestellt und mit einem Silberreife bedeckt. In diesem Fach sind sehr hübsche neue Sachen erschienen, welche zur verschiedensten Anordnung verwendet werden können.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 43. 1) Italienischer Strohhut, mit Spitzen belegt und mit Taffetband garnirt. Musselinjäckchen mit Rock von gegitterter Bastseide. 2) Wellenscheitel und auf beiden Seiten Joinvilleschleifen von Sammetband. Paletot von Spitze, mit Volants besetzt. Kleid von satinirtem Taffet; Rock mit drei schiefen Streifen und diese oben und unten mit Bandrüschen besetzt.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: **Theodor Drobisch.** Verleger: **Ernst Schäfer.**

№ 44. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. **1850.**

Frau von Brabantane.

(Fortsetzung.)

Einen unbeschreiblichen Eindruck hatte die Rede des Grafen auf die Dame gemacht; denn wie mochte ein Mann, der sich offen als ihren Feind gab, ihr durch einen Bedienten sagen lassen, sie werde nicht ausfahren, wenn er ihr eine gewisse Nachricht mitgetheilt haben würde! Bei einer solchen Impertinenz wurde ihr Gesicht zornroth. Aber auch eine unbestimmte Besorgniß hatte sich ihrer Seele bemächtigt. Dieses unbegreifliche Erscheinen eines Mannes, dessen häßlichen Charakter sie kannte, konnte auch allerdings Unruhe erregen. Dieser Mann hatte ihr nothwendigerweise etwas Wichtiges zu sagen. Was konnte das sein? Montbryon war früher Heinrich's Freund gewesen. Kam er von ihm? Neugier und Furcht gewannen die Oberhand.

„Lassen Sie ihn eintreten," sagte sie.

Als Frau von Brabantane den Grafen von Montbryon erblickte, richtete sie sich in ihrem Armstuhl auf und nahm den Ausdruck kalter Würde an. Lächelnd und mit der äußersten Artigkeit kam der Graf näher und machte vor der jungen Frau eine tiefe Verbeugung, welche sich damit begnügte, ihn zum Niedersetzen einzuladen.

„Verzeihen Sie, Madame," sagte Montbryon mit einer gewissen Feierlichkeit, „daß ich mich fast mit Gewalt bei Ihnen eingedrängt habe, aber Sie werden mich entschuldigen, wenn Sie vernehmen, was mich herführt."

„Herr von Montbryon," antwortete die Dame ernst, „ich habe mich entschlossen Sie zu empfangen, um ohne die Vermittelung meiner Leute die artigen Dinge zu hören, die Sie mir ohne Zweifel zu sagen haben."

Der Graf blieb so ruhig, als habe er nichts gehört, und erwiederte bloß:

„Madame, Sie haben, scheint mir, aus der Acht gelassen, Ihre Frau Schwägerin zu benachrichtigen, daß Sie dieselbe nicht in den Wald begleiten können."

Zitternd vor Unwillen stand Frau von Brabantane auf und ging nach der Klingelschnur:

„Ich werde klingeln, Herr Graf," sagte sie, jedes ihrer Worte betonend.

Montbryon lehnte sich höhnisch lächelnd in seinem Stuhle zurück und sagte:

„Das wird mir Vergnügen machen, Madame."

„Herr von Montbryon, Sie beleidigen mich! Sie vergessen, daß Sie zu einer Frau sprechen ... in ihrer Wohnung."

Unter uns Beiden, Frau von Brabantane, kommt weder Mann noch Frau in Betracht, Sie wissen es wohl," erwiederte der Graf achselzuckend; „hier stehen sich nur zwei menschliche Wesen gegenüber, die einander verabscheuen. Ich bin nicht hierher gekommen, um von der Oper oder dem Ball des gestrigen Tages zu sprechen. Nein, etwas Andres führt mich her. Klingeln Sie doch, Madame, und benachrichtigen Sie Ihre Schwägerin, daß sie allein ausfahren kann. Thun Sie es, ich bitte Sie, denn Sie möchten es vielleicht bereuen, meinen Rath nicht befolgt zu haben ... einen Freundesrath ... Meine Gegenwart an

einem Orte, wohin ich niemals gekommen bin, sagt sie Ihnen nichts?"

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr."

„Ich werde sogleich deutlicher sein."

Und Montbryon ging auf das Kamin zu, ergriff die seidene Schnur und klingelte. Verwirrung bemächtigte sich der Dame bei solcher Kühnheit.

Ein Bedienter erschien. Sie war einen Augenblick ungewiß, ob sie nicht ihrem gerechten Unwillen Raum geben und befehlen sollte, den Grafen hinaus zu geleiten, aber sie war zu sehr von einer geheimen Besorgniß beherrscht. Welche unergründliche Ursache stak hinter dieser Zuversicht des Grafen? Sie mußte es wissen. Sie ließ ihrer Schwägerin sagen, daß sie nicht ausfahren würde.

„Schön, Madame," sagte Montbryon, als der Diener wieder hinaus war; „ich bin erfreut, Sie so lenksam zu finden."

Trotz ihrem innern Schrecken suchte die Dame Zuversicht zu zeigen, indem sie mit erzwungenem Lächeln sprach:

„Da Sie nicht wollen, daß ich ausgehe, Herr von Montbryon, so werden Sie mir gestatten, mich dieses Hutes und dieses Pelzes zu entledigen, die ich hier am Feuer nicht brauche."

Nachdem sie dies gethan, kehrte sie langsam auf ihren Platz zurück und sagte nach einem Weilchen:

„Ich bin bereit zu hören, mein Herr."

„Es ist eine ganze Geschichte, Madame, was ich Ihnen zu erzählen habe," antwortete der Graf; „aber ich werde so kurz sein, als es der Gegenstand erlaubt. Uebrigens bezweifle ich nicht, daß er Sie interessirt."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, mein Herr, daß ich bereit bin zu hören."

„Ich beginne also, Madame. Als treuer Erzähler hoffe ich Ihnen die Personen meiner Geschichte treu darzustellen. Vor zwei Jahren glänzte in unsern Salons vor Allen eine Frau durch Schönheit und Anmuth. Alle Männer seufzten mehr oder weniger laut bei ihrem Anblick. Ich sage bei ihrem Anblick, denn ich spreche bloß von ihrer Außenseite, um Sie darauf hinzuweisen, Madame, daß sich unter den wunderherrlichsten Blumen oft Schlangen verborgen halten. Doch bei Ihrer Einsicht haben Sie vielleicht schon errathen, daß jener rührende Blick nur eine elende Lüge war. In derselben Gesellschaft befand sich auch ein Mann, dem die Erziehung von Seiten seines Vaters manche treffliche Eigenschaften gegeben, der aber nach dessen Tode völlig umschlug."

„Mein Herr, Sie versprachen kurz zu sein ..."

„Um Verzeihung, Madame, ich bin möglichst kurz. Dieser Mann war es, welcher anfangs allein der Kokette widerstand, später aber doch in ihre Netze fiel. Der arme Thor, welcher nicht daran gedacht hatte, daß die früher mit der Koketterie verbundene Gleichgültigkeit nichts als Schein, nichts als Komödie war! ..."

„Mein Herr," fiel hier die Dame unwillkührlich ein, „das ist eine abscheuliche Verleumdung!"

„Ich danke Ihnen, Madame," versetzte Montbryon ruhig, „dieser Ausruf erspart mir viel Auseinandersetzungen. Sie haben meine Portraits erkannt."

„Ich brauche mich nur zu erinnern, mein Herr, denn Sie wiederholen sich ein wenig; Ihre böse Zunge ist nicht sehr erfinderisch. Alles das haben Sie mir schon im Schloß Orbigny gesagt."

„Ei dann haben wir ja Beide ein treffliches Gedächtniß! Urtheilen Sie selbst, Madame. Ich kann jetzt die Personen nennen. Was ging damals im Geiste des Grafen von Montbryon vor? Ihre Manoeuvres waren geschickt, Madame; denn sie erzeugten in meinem Herzen, was ich nicht für möglich gehalten hätte: eine heftige, innige, wahnwitzige Liebe."

„Nochmals, mein Herr, Sie beleidigen mich, wenn Sie bei mir die geringste Absicht voraussetzten Ihnen zu gefallen."

„Ich gebe das gern zu, doch die Frage ist jetzt auf ein andres Terrain übergegangen. Ich zeigte Ihnen meine Zuneigung, Sie stießen mich zurück. Dadurch wurde ich nur noch toller verliebt und nur das hatte ich mit Ihren übrigen Märtyrern gemein. Der Graf von Montbryon wie ein Schüler verliebt und verschmäht, welche Lächerlichkeit! Sie erinnern sich der zahlreichen Gesellschaft in Orbigny, dem Schlosse meines Oheims. Sie waren mit Ihrer Schwägerin dabei. Mehrere Wochen so neben der Frau zu leben, die man liebt, das kann den stärksten Mann närrisch machen. Ich verlor den Kopf ..."

„Genug, mein Herr," sagte Frau von Brabantane, sich mit Stolz erhebend.

„O Sie werden mich anhören, Madame, und sollte ich vor Ihren Leuten sprechen! Eines Tages war ich noch bethörter als gewöhnlich und drang in Ihr Zimmer. Ich erinnere mich, als wenn es in diesem Augenblick wäre. Sie hatten den Kopf nachlässig auf die Hand gestützt und schienen zu träumen. Niemals, ich gestehe es, habe ich Sie so schön gesehen. Aber um wie viel schöner waren Sie noch, als Sie mir bei den ersten Worten von Liebe, die ich auszusprechen wagte, zu gehen geboten! Ich fiel Ihnen zu Füßen, bat und beschwor Sie wie ein Kind; herzlose Kokette, Sie blieben unbeugsam! Der Graf von Montbryon lag noch demüthig zu Ihren Füßen, aber Sie wußten sich von ihm zu befreien: Sie klingelten heftig und der Schloßherr nebst seiner Gemahlin und deren Gesinde traten ein. Sie triumphirten, Madame, Sie hatten mich besiegt."

„Warum erinnern Sie mich an alles dies? Das tiefste Schweigen ..."

„Ja, Madame, es ist unerhört, alle Zeugen dieses Auftritts haben Stillschweigen beobachtet."

„Offenbar, mein Herr, hat ihn jedermann vergessen ..."

„Jedermann ... mich ausgenommen, Madame!“ unterbrach der Graf mit düsterm, furchtbarem Blick. „Können Sie vergessen, ich weiß mich zu erinnern. Sie haben in Ihrer Gutmüthigkeit geglaubt, der Graf von Montbryon, in seiner Liebe verletzt, in seinem Stolz gedemüthigt, könne ohne Rache leben und sterben, ohne sich je zu erinnern, daß Sie ihn grausam beleidigt, daß Sie ihn zum Gelächter des Schloßgesindes gemacht haben? Sie haben sich getäuscht, Madame.“

„Erklären Sie sich, mein Herr,“ sagte die Dame bebend vor Schrecken.

„Sogleich. Wissen Sie nur vorläufig, daß ich mich für eine geheime Beschimpfung durch eine öffentliche Entehrung räche.“

„Herr von Montbryon, ich will glauben, dies alles sei bloß ein Scherz; nur finde ich dessen Geschmack ... noch streitig.“

„Möglich; aber dieser Scherz, obgleich von einem ... streitigen Geschmack, wird viel Leuten Spaß machen: das wenigstens ist unbestreitbar.“

„Dann, mein Herr, will ich, daß Sie sprechen! Welche neue Lüge haben Sie sich ausgedacht? Mein Lebenslauf hat zum Glück Ihre wohlwollende Phantasie nicht zu fürchten.“

Der Graf schien einen Augenblick nachzudenken. Plötzlich zuckte er die Achseln, als ob er sich selbst eine Frage beantwortete, griff in die Rocktasche und sprach:

„Ich willfahre Ihnen, Madame. Erkennen Sie das da wieder?“

Er faltete vor den Augen der jungen Frau den Brief auseinander, welchen er am Abend vorher dem Herzog von Lairville entwendet hatte.

Beim Anblick dieses anklägerischen Papiers war Frau von Brabantane wie geblendet. Der Graf schwelgte in ihrem schmerzensreichen Gesicht, täuschte sich aber über die Ursache dieses Schmerzes: es war nicht die Furcht vor der öffentlichen Meinung, sondern der Zweifel an der Aufrichtigkeit des Mannes, dem sie drei Tage vorher ihr Leben geweiht hatte. Plötzlich schüttelte sie das Haupt, als wollte sie sich von diesem garstigen Gedanken befreien, und rief mit verächtlichem Blick:

„Wo haben Sie diesen Brief gestohlen, Herr Graf? Welchen Secretär haben Sie erbrochen?“

Bei dieser unerwarteten Frage war Montbryon verblüfft, erholte sich aber schnell und sagte kalt:

„Dummköpfe stehlen und Schwachköpfe erbrechen Secretäre.“

„Wie sind Sie denn also in den Besitz dieses Briefs gekommen? ... Ich habe einiges Recht es zu erfahren. Sie sehen, ich nehme mir nicht die Mühe meine Handschrift zu leugnen. Rächen Sie niederträchtig ihre beleidigte Geckerei, verderben Sie mich, es ist mir einerlei! Aber Sie sollen mir sagen, wer Ihnen diesen Brief eingehändigt hat.“

Dabei vernichtete sie ihn mit ihrem verächtlichen Blick. Er stammelte dagegen:

„Sie lieben ihn also sehr, Madame?“

„Ebenso sehr als ich Sie verachte, mein Herr!“

„Ah schön! Desto vollständiger wird meine Rache sein. Sie verwunden mich und vergessen, daß auch Sie verwundbar sind! So hören Sie denn: Herzog Heinrich verlacht Sie, Frau von Brabantane! Seine Leidenschaft ist nur Komödie! Seine tägliche Rolle war im voraus mit seinen Freunden arrangirt! Und ich, ich hielt den Faden aller dieser Marionetten! Scheint Ihnen der Scherz immer noch von einem ... streitigen Geschmack zu sein, Madame? Ah, Sie wußten nicht, mit welchem Feinde Sie zu thun hatten. Aus Haß gegen Sie und um Sie in Sicherheit einzuwiegen gab ich sogar eine alberne Leidenschaft für eine Operntänzerin vor! Aber heute erhebe ich mich, heute verderbe ich Sie, heute räche ich mich! Frau von Brabantane, Sie vorzugsweise tugendhafte Frau, verstehen Sie wohl? Ihr Geliebter, der Herzog von Lairville-Lautrec, hat uns gestern bei einem gemeinschaftlichen Diner, wobei wir unsern gemeinsamen Triumph feierten, Ihre rührende Epistel mitgetheilt; er war es, der mir ein Geschenk damit machte!“

„Nein, mein Herr, nein! Das ist nicht möglich!“ stöhnte Marie mehr todt als lebendig.

„Glauben Sie nicht, Madame, daß ich mir die Mühe nehme Sie zu überzeugen.“

„Um Gotteswillen, mein Herr, beim Namen Ihrer Mutter, die Sie lieben, wie man sagt, antworten Sie mir: Hat Ihnen Herr von Lairville diesen Brief freiwillig eingehändigt?“

„Ei, Madame, er wird es Ihnen selbst gestehen,“ sagte der Graf, die junge Frau aufhebend, die sich zu seinen Füßen wand.

Da bemächtigte sich seiner eine Art von Schwindel; er neigte sich, streifte mit seinen Lippen die Stirn seiner Feindin und sagte:

„Marie, wenn Sie mich verstehen wollten!“

Jetzt sprang die Dame wie ein aufgescheuchtes Reh an's Ende des Zimmers und wischte sich mit unbeschreiblichem Ekel die Stirn ab. Dann zeigte sie mit majestätischer Entrüstung auf die Thür und sagte kalt:

„Gehen Sie!“

„Bedenken Sie, Madame; ich biete Ihnen die Hand zum Frieden,“ sprach Montbryon.

„Gehen Sie, mein Herr!“

„Sie haben es gewollt,“ versetzte der Graf, welcher mit erhobenem Haupt und drohenden Mienen das Gemach verließ.

6.

Der folgende Tag.

An dem Tage, welcher auf das Gelag unsrer Helden im Rocher de Cancale folgte, war es schon Nachmittags 2 Uhr, als der Herzog von Lairville immer noch im Bette lag. Er schlief nicht mehr, sondern stützte das noch weinschwere Haupt mit der Hand. Sein erster Gedanke beim Erwachen

war die Frau gewesen, die er liebte. Die lebhaften Vorwürfe, welche er sich über das wüste Leben des vergangenen Tages machte, milderten sich allmählich, als die Geliebte vor sein geistiges Auge trat und sein Herz mit Glückseligkeit erfüllte. Und doch mischte sich wieder ein quälender Gedanke in seine Wonneträume, nicht als ob er gewußt hätte, was er am Abend vorher gethan, o nein, es war noch schlimmer: er war nach Frankreich gekommen, um nach der Wahl seiner Mutter zu heirathen; was sollte nun werden? Es handelte sich ebenso wohl um seine Ehre als um die der Frau von Brabantane. Er hatte sein Wort gegeben, wie konnte er es ohne Grund, ohne Vorwand zurückziehen? Und hätte die Welt dann in Marien jemals die zartfühlende und edelmüthige Frau erblickt, die sie war, oder nicht vielmehr stets das geld- und ehrgeizige Weib, die nach nichts als Reichthum und Titeln strebte?

Heinrich konnte es nicht mehr aushalten; er forderte ein Pferd. Erwartete ihn Marie nicht im Wäldchen? Als er eben zu Pferde steigen wollte, fuhr ein Livreebedienter am Hotel vor, ging auf den jungen Mann zu und sagte:

„Herr Herzog, hier ist ein Brief. Er hat Eile, wie es scheint, denn man hat mir befohlen einen Wagen zu nehmen."

Lairville nahm den Brief und öffnete ihn; aber schon bei den ersten Zeilen trübte sich sein Blick. Das Schreiben lautete so:

„Ich bin verloren, entehrt, Heinrich. Bei Ihrer Ehre, beim Heiligsten, was es in der Welt giebt, antworten Sie mir. Hat der Graf von Montbryon den Brief, welchen ich an Sie geschrieben und den er mir vorgezeigt, von Ihnen erhalten? Heinrich, sind Sie es, durch den ich das Leben verliere? Soll ich an eine feige Verrätherei glauben? Ist es wahr, was er mir gesagt hat?"

Der Herzog griff sogleich in seine Brusttasche; er fühlte ein Papier und nahm es freudestrahlenden Auges heraus. Es war die Wirthsrechnung, welche der Graf dem Briefe untergeschoben hatte! Die Haare standen ihm zu Berge; jetzt erinnerte er sich! Es war zum Verrücktwerden!

Plötzlich schwang sich Heinrich in den Sattel, spornte das Roß mit Macht und jagte wie eine Kanonenkugel durch die Straßen von Paris dahin. Er wollte zu Frau von Brabantane. Was wollte er thun, was sollte er sagen? Nur eine persönliche Besprechung konnte etwas entscheiden. Er seinerseits hatte nur noch eine einzige Hoffnung, nicht etwa die sich zu rechtfertigen, das war unmöglich, aber die seine Geliebte zu retten und sich auffällig am Grafen zu rächen.

Frau von Brabantane war noch nicht aus dem Boudoir gekommen, wo sie der Graf von Montbryon halbtodt verlassen hatte. Heinrich trat ein, blieb aber sogleich stehen, indem er keinen Schritt nach der jungen Dame hin zu thun wagte. Bleich wie der Marmor glich er in seiner Unbeweglichkeit einer Bildsäule des Schmerzes an einem Grabmal. Thränen traten ihm in die Augen und rannen still an den Wangen herab. Endlich sagte er:

„Marie, Sie haben mich rufen lassen, hier bin ich."

Bei diesen Worten erhob Frau von Brabantane die Augen, die schon thränenlos waren, und blickte den jungen Mann ohne Zorn oder Verachtung fest an, als ob sie im innersten Winkel seines Herzens hätte lesen wollen; denn obgleich der Graf Beweise von Heinrich's Schuld beigebracht hatte, so glaubte sie ihm doch noch keineswegs unbedingt, zumal da der Herzog erschienen war.

„Ich danke Ihnen," sagte sie freundlich. „Ich wußte es ja; der Graf von Montbryon ist ein Elender, ein niederträchtiger Verleumder. Nicht wahr, Heinrich, Sie lieben mich? Ihre Liebe war keine grausame Komödie?"

„Ob ich Sie liebe!" rief Lairville in tiefer Bewegung; „ob ich Sie liebe! Ach, mein Gott!"

„Gut, alles gut! Schweigen Sie jetzt; ich habe Sie gesehen, ich bin von Ihrer Unschuld überzeugt. Sie lieben mich, Heinrich; Sie sind gekommen, mich gegen eine Welt zu schützen, die mich zu verderben trachtet. Doch ich bin stark: Sie lieben mich!"

Alle diese Worte drangen dem jungen Manne wie Dolchstiche in's Herz. Während er einen Augenblick daran dachte, ob er seine eitle und schändliche Handlungsweise nicht leugnen sollte, erzählte seine Geliebte von dem Vorgeben des Grafen, daß er den bewußten Brief besäße, aber sie sei stark durch Heinrich's Liebe und verachte das grauenhafte Gewebe der Lügner und Verleumder. Nach kurzem Stillschweigen sagte der Herzog beklommen und mit den Händen das Gesicht bedeckend:

„Und wenn nun der Graf von Montbryon die Wahrheit gesagt hätte?"

„Gerechter Himmel!" rief die arme Frau, „Sie lieben mich also nicht?"

„Ich liebe Sie mehr als mein Leben, Marie; glauben Sie mir," fuhr Lairville fort, ihr zu Füßen fallend; „Sie können es nicht durchschauen: beim Himmel, hören Sie mich an!"

„O, lassen Sie mich, es graus't mir!"

„Wenn Sie mich geliebt haben, so bitte ich Sie bei dieser Liebe mich zu hören."

„Nein, nein! Lassen Sie mich, lassen Sie mich!"

„Marie, verurtheilen Sie mich nicht, ohne mich zu hören. Sie wissen nicht, daß in alledem ein Verhängniß spielt und daß ich nicht schuldig bin."

„Ein Verhängniß," wiederholte sie, ihre Thränen trocknend; „Heinrich, sprechen Sie; sagen Sie mir, daß ich umsonst argwöhnisch gegen Sie gewesen bin. In meinem Herzen lebt ein einziger

Gedanke; ich habe es Ihnen schon gesagt: Was kümmert mich die ganze Welt, wenn Sie mich lieben!"

„So hören Sie mich, Marie; ich werde alles sagen, was mir zur Last fällt, und alles, was zu meiner Vertheidigung dienen kann. Ihr Herz soll Richter sein."

„O sprechen Sie, sprechen Sie!"

Nun erzählte Lairville alles aufrichtig, was sich seit dem ersten Ball im Hotel Stopford zugetragen hatte. Als er von der unwürdigen Rolle sprechen mußte, die er übernommen hatte, erstarben ihm die Worte fast auf den Lippen; doch legte er um so mehr Gewicht auf die Veränderung, welche in ihm vorging, als er fühlte, daß er die, welche er zu lieben vorgeben wollte, noch immer so innig liebte. „Ja, Marie," schloß er, „als ich Ihnen an dieser Stelle hier sagte, daß ich Sie liebte, war meine Liebe eben so wahr wie jetzt, das schwöre ich Ihnen zu Gott! Aber ach, ich habe dennoch kaum den Muth Sie zu fragen, ob mich Ihr Herz freispricht. Bevor man auf Verzeihung Anspruch macht, muß man sie verdienen. Ich verlasse Sie, Marie; ich verlasse Sie, um meinen Fehler wieder gut zu machen. Gott wird geben, daß es noch Zeit dazu ist."

Während dieser ganzen Rede hatte Marie die Augen niedergeschlagen. Auch jetzt rührte sie sich noch nicht. Da reichte ihr der Herzog schüchtern die Hand, aber diese stumme Bitte blieb ebenfalls ohne Antwort. Da sprach Heinrich sanft:

„Marie, Sie verurtheilen mich also? Sie glauben nicht an meine Leiden, an meine Liebe, an meine Reue?"

Die junge Frau bedeckte das Gesicht mit den Händen. Sie ward von trostlosen Gedanken gefoltert. War Heinrich's Liebe anfangs nicht eine nichtswürdige Verstellung gewesen? Wenn sie in Bezug auf die Vergangenheit Zweifel hatte, konnte sie ihm jetzt glauben? Und vermochte sie denn die Eitelkeit ganz zu entschuldigen, wie sie sich in einem Augenblicke der Trunkenheit gezeigt hatte? Denn der Brief war ja dem Herzog nicht entrissen worden, sondern er hatte ihn freiwillig überreicht! Frau von Brabantane betrachtete sich demnach als verrathen, ihren Ruf als vernichtet.

„Marie," begann Lairville von neuem, „wollen Sie mich so gehen lassen? Sollte in Ihrem Busen kein Mitleid wohnen?"

Die Dame blieb unbeweglich und mit niedergeschlagenen Augen sitzen. Der Herzog wendete sich verzweiflungsvoll gegen die Thür, blieb aber auf der Schwelle stehen, kehrte langsam zurück und streckte ihr auf's neue bittend die Hand entgegen. Da sich die junge Frau nicht bewegte, ergriff er schüchtern ihre Hand, die sie ihm ließ.

„Leben Sie wohl!" rief er jetzt; „Sie haben Recht, Marie, ich verdiene nur Ihre Verachtung! Adieu, ich werde Sie retten oder untergehen!"

Mit diesen Worten eilte er aus dem Gemach.

(Schluß folgt.)

Die Mutter in der Tochter.

Kleines Herchen, sag' o sage,
Dieses Aug' so schwarz und klar,
Dieser Brauen Räthselfrage,
Dieses goldne seidne Haar,
Die akazienschlanken Glieder —
Bist Du's? bist Du's nicht, o sag's;
Träum' ich nur? ach! träum' ich wieder
Nach-Traum eines goldnen Tags?

So viel Reiz, so lang' entrissen
Hinter Berg und Wald wie weit,
Darf ich schauen, darf ich küssen,
Und wie einst, so ist es heut?
Schlag' das schöne Aug' nicht nieder,
Bist es? bist es nicht? o sag's;
Träum' ich nur? ach! träum' ich wieder
Nach-Traum eines goldnen Tags?

Holdes Bild, so oft geschautes,
Ja Du bist's und bist es nicht,
Zug um Zug so viel Vertrautes
Und doch wie ein fremd Gesicht,
Honigmund der Küss' und Lieder,
Küss' und sing', durch beides sag's:
Bist Du's? oder träum' ich wieder
Nach-Traum eines goldnen Tags?

F. Marlow.

Feuilleton.

Die für Napoleon's Grabmal bestimmten schönen Wunder-Marmorblöcke aus Carrara sind jüngst im Hafen von Rouen angekommen.

Litthauens Rinaldo Rinaldini, der gefürchtete Räuber- und Schmuggler-Hauptmann Raudons Krotinus, der vor kurzem gefangen ward, ist durch achtzehn seinee verwegenen Banditen wieder in Freiheit gesetzt worden.

Der Cedrone-Samen, der unlängst in den Thälern von Costa Rica entdeckt wurde und die Eigenschoft haben soll, Wahnsinn zu heilen und das Gift wüthender Hunde und Schlangen zu neutralisiren, zieht gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Pariser Facultät auf sich, und man spricht von einem medicinischen Congreß Europa's, um die Wirksamkeit des Cedrone-Samens in Geisteskrankheiten zu untersuchen.

Karl Schorn, Professor der Historienmalerei an der Academie der bildenden Künste in München, ist am 7. dieses Monats verschieden. Nur zu früh folgte er dem berühmten Rettmann in's Grab, ohne den Auftrag vom König

Ludwig: Ein Bild „die Sündfluth“ zu malen, vollständig erfüllt zu haben.

Ludwig Bonaparte, welchen Daily News den abgeschmacktesten alten Jungen nennt, welcher jemals den zufälligen Besitz eines großen Namens muthwillig gemißbraucht habe — scheint doch in seinen Mußestunden seine strenge Amtsmiene etwas aufzuheitern. In einem Briefe, welchen die in den Vereinigten Staaten lebende Madame Belgiojose an den „Newyork-Tribune“ über Frankreichs politische Lage schreibt, finden wir erwähnt: wie der Präsident der französischen Republik in engern Kreisen seiner Freunde und Freundinnen besonders gern blinde Kuh (blind man's buff) spielt, was er ein jeu d'esprit nennt. Eines Tages, erzählt die Dame, trat der englische Gesandte ein, als er gerade mit dem Kopf im Schoß einer Dame lag, welche ihm die Augen zuhielt, die rechte Hand hatte er auf dem Rücken liegen. Der Gesandte näherte sich leise auf den Zehen dieser interessanten Scene und stieg mit möglichster Grazie auf die ausgestreckte Hand. Der Prinz, vor Vergnügen kichernd, rief: „Ah, Pauline, ich kenne Sie!“ Seitdem führt der Präsident den Spitznamen „Pauline.“

Am Ackerbau-Institute zu Versailles haben der König von Sachsen und der König von Hannover (jeder) zwei Freistellen gestiftet.

Das Jahr 1848 hat Verschiedenes möglich gemacht. In Niederösterreich waren vormärzlich 7200 Beamtete im juristisch-politischen Fache angestellt und nachmärzlich thun 1550 eben dieselbe Arbeit.

Zu London starb kürzlich die 66 Jahr alte berühmte Miß Sarah Leiffin, welche ohne Hände und Arme geboren war. Sie zeichnete und malte mit den Zehen und hatte es in ihrer Kunst so weit gebracht, daß sie öfters bei Wettarbeiten den Preis erhielt.

Eine neue Art Geschosse. Zu Lorient haben im Beisein des Vice-Admirals Laffusse, des Contre-Admirals Laguerre, des Divisions-Generals der Artillerie Laplace und einer besondern Commission sehr interessante Experimente mit einer neuen Art von Geschossen von der Erfindung des Apothekers Lagrange in Lorient stattgefunden. Dieses Geschoß explodirt überall, wo es hinteifft, mit einer außerordentlichen Gewalt, erregt furchtbare Zerstörungen und erstickt oder blendet alle Personen, die sich in der Nähe befinden. Die Mitglieder der Commission sagten nach den Experimenten zum Erfinder: „Sie verdienten in den Registern des Friedenscongresses zu stehen; denn nach Ihrer Erfindung kann man nicht mehr daran denken, Krieg zu führen.“ Herr Lagrange soll sich anheischig machen, mit einer Kanonierschaluppe und vier Geschützen ein Schiff von 120 Kanonen in wenig Minuten in Grund zu bohren.

In den Vereinigten Staaten beschäftigen sich gegenwärtig 10,000 Personen mit Daguerreotypieen und 500 andere mit dem zu diesem Betriebe erforderlichen Material, als Platten, Rahmen u. s. w.

Hohes Alter. In Serbien wohnt ein alter Mann, welcher bereits das 125. Lebensjahr erreicht hat; er ist in Rubnik seßhaft und heißt Mathia Jessics; derselbe hat schon unter dem österreichischen General Laudon gedient, ist noch immer frisch und munter und erzählt mit Hochgenuß von seinem Feldherrn. Er hat einen Sohn von 75 und einen von 70 Jahren. Sein weißes Kopfhaar spielt in's Grüne und er hat noch immer neun gute Zähne im Munde.

Die Sehenswürdigkeiten Londons. Nach einer dem brittischen Unterhause neulich vorgelegten amtlichen Notiz haben im Jahre 1849 nicht weniger als 168,000 Personen das Schloß Hampton-Court und 137,000 den botanischen Garten in Kew besucht. Die größte Anzahl Gäste kommt für Hampton-Court auf den Monat Juli, wo 50,000, und für Kew auf den Monat August, wo 31,000 Individuen ihren Namen in's Fremdenbuch eintrugen. Der Tower scheint dagegen an Anziehungskraft verloren zu haben; die Rüstkammer (armory) wurde voriges Jahr nur von 45,000, die Juwelensammlung sogar nur von 14,000 Personen in Augenschein genommen, und das Eintrittsgeld, welches 6 Pence für den Kopf beträgt, reichte nicht hin, um die Ausgaben zu decken. Die Totalsumme der für den Besuch der Westminsterabtei eingegangenen Gelder belief sich auf 968 Pfd. Sterl. 8 Schill. 6 Pence, wovon 739 Pfd. Sterl. den Führern zu gute kamen, 34 Pfd. Sterl. für das Reinigen der Denkmäler und 195 Pfd. Sterl. zu Reparaturen und Verzierungen im Chor verwendet wurden. Den geringsten Besuch hatte die St. Paulskirche; hier wurden nicht mehr als 330 Pfd. Sterl. eingenommen, welche man den Kirchendienern überließ.

Schon wieder etwas Neues. Der Academie der Wissenschaften in Paris ist ein merkwürdiges Memoire eingereicht worden; es besteht in dem Vorschlage, eine Luftflotte zu errichten, welche zur Unterdrückung der Revolutionen angewendet werden soll. Der Verfasser detaillirt sein wenig kostspieliges System, dessen bewegende Kraft in der Erzeugung eines starken Luftzuges durch Einsaugen und Ausstoßen der Luft an den beiden Seiten des Schiffes besteht. Dieselbe Methode wird gleichzeitig von zwei Seiten empfohlen. Der französische Gelehrte Jobart schlägt deren Anwendung statt des großen Tunnels vor, der Italien und Frankreich mittelst eines Durchstichs der Alpen verbinden soll; der Oberst Jablonowsky bietet allen Mächten seine Mitwirkung zur Errichtung von Luftkriegsschiffen nach einem ähnlichen System an.

Aus Newyork wird die „neue Schule des Deutschen A. Rösler aus Oels“ sehr empfohlen.

Anderson erzählt in seiner Handelsgeschichte von England merkwürdige Contraste mit dem Luxus der jetzigen Zeit. Im Jahre 1234 schlief der König von England zum Erstenmale auf einem Strohsack, früher auf bloßen Brettern. 1246 waren die Häuser größtentheils noch mit Stroh gedeckt, und im Jahre 1300 kannte man in London noch kein Kamin, geschweige denn einen Ofen; man wärmte sich an Gluthpfannen. Wein wurde als Arznei in Apotheken gekauft. Wagen kannte man nicht. Die Vornehmen ritten auf Pferden, die Damen hinter sich. Im Jahre 1340 betrugen die Steuern 30,000 — Wollsäcke. Die Richter und Advocaten wurden mit Zimmt und Pfeffer bezahlt. Im Jahre 1343 kamen die ersten Stecknadeln auf, bisher hatte man nur Holzstifte gebraucht. 1344 wurde das erste Gold in England geprägt. Die ersten seidenen Strümpfe trug die Königin Elisabeth im Jahre 1561, nachdem der König von Frankreich diese Mode im Jahre 1547 zuerst aufgebracht hatte.

Braucht Vorsicht nach gewohnter Weise. Einer neuen Verordnung nach muß, wer nach Rußland reisen will, erst specielle Erlaubniß von der russischen Regierung einholen. Der Paß vom Gesandten reicht nicht mehr hin.

In Oesterreich hat man jetzt wegen des allzuvielen Papiergeldes kleine Zangen, womit man es anfneift, weil dasselbe sehr schmuzig ist.

Der abgemuckte Telegraph. Die Frankfurter Oberpostamtszeitung kündigt dem Berliner Telegraphen öffentlich auf, weil er nur die Nachricht bringt, daß nichts passirt ist, oder alte Sachen.

Der falsche Demetrius. Man behauptet, daß all die Tausend in Trier einen falschen Rock geküßt haben. Nicht in Trier soll der echte sein, sondern im Dorfe Argenteuil bei Paris. Karl der Große soll ihn vor mehr als tausend Jahren seiner Tochter, der Aebtissin jenes Klosters, geschenkt haben.

Saphir erhielt in Wien für eine Parodie auf die preußischen Zustände von unbekannter Hand eine goldne Dose, 30 Ducaten schwer.

Höchst wichtig! Die „Berlinische Zeitung" bringt aus Spanien die neueste Nachricht, daß der König der Königin einen Diamantschmuck geschenkt und daß der General Narvaez nicht in der gestrigen Opernvorstellung gewesen ist (!).

Der große Fisch oder die Folgen eines Korbes. In Cornwallis lebte vor einiger Zeit noch ein reicher Lord, der einen Park mit einem großen Teiche besaß. Als die Beefsteaks-Natur eines Morgens im Park spazieren ging, rief er den Fischer zu sich, der sich in der Nähe des Teiches befand und richtete an den Sohn der Wellen die Frage: ob sich recht schöne große Fische in dem Teiche befänden. Als der Fischer dies bejaht, sagte der Lord: „Morgen in der Frühe mache Dich mit Deinen Gehülfen an die Arbeit, wirf Deine Netze aus und den größten Fisch, den Du hier im Teiche findest, schicke an Miß Trentlewton."

Hocherfreut ging der Fischer von dannen und hörte schon das schöne Trinkgeld in seiner Tasche klimpern, das ihm die Miß verabreichen würde.

Der Fischer that wie ihm geheißen, warf seine Netze aus und — fing einen Goldfisch von wenigstens einem Centner. Der Goldfisch war — der Lord, sein unglücklicher Herr, welcher der Miß einen Liebesantrag gemacht und — einen Korb bekommen hatte. Aus Aerger darüber war er zu Wasser in den Himmel gegangen.

„Was fangen wir nun mit dem Hecht an?" riefen die Gefährten des Fischers.

„Sein Wille muß erfüllt werden!" entgegnete der Fischer, „ich hab's ihm versprochen, und ein ehrlicher Mann hält sein Wort. Der Fisch hier muß an den Ort seiner Bestimmung, es war sein Wunsch und wir wollen ihn nicht beschuppen. Die Lady, das Hartherz, mag damit anfangen was sie will, sie kann ihn räuchern, einpökeln oder mit polnischer Sauce beisetzen lassen."

Gesagt, gethan! Der Lord wurde in eine Kiste gepackt. Der Secretär der todten Herrlichkeit, der während seiner Dienstzeit immer im Trüben gefischt hatte, schrieb einen Brief dazu mit der Adresse:

An Miß Trentlewton.

Anbei eine Kiste mit einem „Stockfisch."

Musikalisches. Leipzig. Eine erst stufenweis und dann bis zum Enthusiasmus sich steigernde Anerkennung fand am 21. October im Saale des Gewandhauses der Pianist Julius Schulhoff, welcher in einer Soirée musicale nur eigene Compositionen vortrug; diese aber mit einer Vollendung, mit einer Meisterschaft, die das gerechte Erstaunen aller Zuhörer in Anspruch nahm. Mehreres über diesen großen Virtuosen wollen wir in der nächsten Nummer dieser Blätter bringen. Wie wir hören, spielt Schulhoff im nächsten Gewandhaus-Concert. Unterstützt wurde er durch den an unsrer Bühne engagirten Sänger Herrn Behr, der zwei Lieder von Schubert mit einem Beifall sang, daß er sich zu einem nochmaligen Auftreten veranlaßt sah.

Literarisches. Bei Gerold in Wien erschien jüngst ein Lesebuch für die untern Klassen der Gymnasien von J. Mozart. Bei Müller in Wien wurde ausgegeben: Rêverie. Paroles de Mr. Steffens, Musique du prince Richard Metternich. Wie sonderbar. Der Enkel des großen Tondichters schreibt Schulbücher und der Sohn des Diplomaten macht Musik.

*** Im Verlag von C. W. B. Naumburg in Leipzig ist erschienen: „Die Schlacht von Möckern," den 16. October 1813. Von Theodor Apel (78 S.), mit Blücher's Bildniß und dem Plan des Schlachtfelds. Der durch mehrere Dichtungen bekannte Verfasser beschreibt hier mit ungemeiner Sachkenntniß und oft dichterischer Begeisterung den großen Kampf, der als Vorläufer des Sieges am 18. October voranging. Wer ein getreues Bild jener Schlacht haben will, findet in dem nett ausgestatteten Büchlein volle Befriedigung, welches abermals ein rühmliches Zeugniß von des Dichters Streben giebt, jene historisch denkwürdigen Tage der Mit- und Nachwelt in klarem Lichte hinzustellen.

*** Der Büchercatalog der Michaelismesse bringt in diesem Jahre auf 24 Bogen 5023 Titel neu erschienener Werke und enthält daher gegen 1000 Titel mehr als sein unmittelbarer Vorgänger. Die meisten Werke (63) hat Brockhaus im Verlag. Die Stelle der Schriften, welche im vorigen Jahre noch für Deutschlands Macht, Einheit u. s. w. schwärmten, haben jetzt Predigten, Erbauungsbüchlein und Tractätlein inne.

Aus der Theaterwelt. Cooper als Bühnendichter. Nachdem der berühmte Novellist, wie es scheint, von der Romanfabrication Abschied genommen, hat sich sein Talent der Bühne zugewandt, die er im letzten Juni mit einem Product: „Das Oberste zu unterst oder die Philosophie im Weiberrock" bereicherte. In Newyork aufgeführt hat das Stück nicht ganz gefallen. Es behandelt einige bereits auch nach Amerika gedrungene Thorheiten unsrer Zeit, als Communismus, Emancipation der Frauen, Heirath auf Kündigung u. s. w.

Humoralia. Im englischen Parlamente saßen die berühmtesten Gelehrten oft zwanzig Jahre und länger, ohne ein Wort zu reden. Newton im Unterhause sprach nur ein einziges Mal, um zu begehren, daß eine Fensterscheibe reparirt werde.

*** Anfang October ereignete sich auf der Leipzig-Berliner Eisenbahn folgende komische Scene: Ein auswärtiger Fleischer, der das Schießpulver nicht erfunden, fuhr mit einigen Studenten in besagter Richtung und erkundigte sich sehr angelegentlich dabei nach den Drähten, welche an den Stangen nach der Bahn hin gelegt worden seien. Man sagte ihm, daß diese die telegraphische Verbindung bewerkstelligten und daß nicht allein oben, sondern auch unter der Erde solche Drähte gelegt worden seien. Oben gingen die Nachrichten und unten die Packete und Briefe. Besagter Knochenhauer war von dieser Nachricht so erschüttert, daß er auf der nächsten Station eine Tasse schwarzen Kaffee genoß, wobei er seine Handschuhe und sein Taschentuch liegen ließ. Einer der Mitfahrenden hatte jedoch beides zu sich gesteckt und gab sie dem Conducteur. Als nun jener seine Vergessenen vermißte, beeilte man sich dem Conducteur zuzurufen, er möge dieselben per Telegraph nachkommen lassen. Man denke sich das Erstaunen des Fleischers, als, indem der Zug am Orte ankam, der Conducteur ihm seine Sachen überreichte. Für diese so segensreiche Erfindung versäumte er nicht, ein paar Flaschen Wein zum besten zu geben.

*** Der französische Schauspieler Chenard ward während der großen Revolution als Reactionär ausgeschrien, was ihm den Kopf kosten mußte. Als er dies von sich hörte, stürzte er, die rothe Mütze auf dem Kopfe, auf die Rednerbühne des Jacobinerclubs und rief: Mitbürger! Man beschuldigt mich, Aristokrat zu sein; ja es ist wahr, ich bin Aristokrat! — Hier schwieg er einen Augenblick, während Aller Augen mit Verwunderung das Schlachtopfer bewachten, das zu sagen gewagt hatte, was vor- und nachher nie von dieser Tribüne gesagt worden ist; aber ehe man sich vor Verwunderung gefaßt hatte, fuhr er mit keckem, launigem Tone fort: „Ich bin Aristokrat, ich bin Demokrat, ich bin König, Papst, Bettler, ich bin klug, dumm, ich bin alles, was Ihr wollt — ich bin Komödiant!" „Ah, le brave Chenard! ah, le franc coquin!" ertönte es von allen Seiten. Im Triumph wurde er von seinen wärmsten Bewunderern auf den Schultern hinausgetragen und sein Leben war gerettet.

Curiosa. Unter den Linden in Berlin suchte dieser Tage ein elegant gekleideter Herr emsig auf der Erde umher und erwiederte den Befragenden, er habe so eben eine kostbare Diamantbusennadel verloren. Man half sofort suchen und nach kurzer Zeit fand ein Junge das kostbare Juwel. Der Elegante wollte demselben als Douceur ein

Zweigroschenstück geben und erhöhte endlich, als die Umstehenden murrten, dasselbe auf 5 Sgr. Jetzt aber war das Publicum auch damit nicht zufrieden und verlangte, der Unglückliche möge mit zum Polizeicommissarius kommen, wo dem Finder wenigstens das gesetzmäßige Finderlohn zugetheilt werden müsse. Jetzt erklärte der Herr, er habe nur gespaßt, die Nadel sei nur eine sehr unechte; man ließ sich jedoch nicht darauf ein, sondern führte ihn zu einem Juwelier, der denn auch die Angabe von der großen Unechtheit bestätigte, worauf nach Entrichtung der 5 Sgr. der Brillantbesitzer unter Pfeifen und Zischen entlassen ward.

** Den Berechnungen des gelehrten Statistikers Moreau von Jones zufolge stirbt jährlich in Italien, Griechenland und der Türkei eine Person von 30; in den Niederlanden, Frankreich und Preußen 1 von 39; in der Schweiz, Kaiserthum Oesterreich, Portugal und Spanien 1 von 40; im europäischen Rußland und in Polen 1 von 44; in Deutschland, Dänemark und Schweden 1 von 45; in Norwegen 1 von 48; in Island 1 von 53; in England 1 von 58; in Schottland 1 von 59. Wir ersehen hieraus, daß in kaltem Klima und in der Nähe des Meeres das menschliche Leben länger dauert als in den südlichen Gegenden.

** Ein zu Venedig erscheinendes Journal nannte im Jahre 1847 die Fanny Elsler den „Aristoteles der peripatetischen Tänzerinnen," Lucile Grahn die „Dichterin der Fußgymnastik" und die Charlotte Grisi den „vollkommen lebendig gewordenen Rhythmus."

MODEN.

Paris, den 18. October 1850.

Wir treten nun in die Epoche des Jahres, wo die Mode plötzlich ein ganz andres Ansehen bekommt; man legt für einige Monate die leichten Kleider und Hüte ab, um sich in wärmere einzuhüllen. Wir haben demnach heute nicht so sehr von den einzelnen Theilen als vielmehr von dem allgemeinen Anblicke der Moden zu sprechen und machen unsre Leserinnen mit dem bekannt, was ausschließlich herrschend zu werden scheint.

Die Hüte trägt man, was den Schirm betrifft, ungefähr in der Form und Größe wie vorher; allein die Köpfe sind ganz und gar anders: sie waren rund und nur gerade, und jetzt macht man sie gesenkt, kegelförmig und vor allem umgeworfen, d. h. der Kopf läuft von oben nach unten hin ein wenig schräg zu und endet genau da, wo der Bart beginnt. Die Zughüte sind mode, insofern man den Sammet, den Atlas und die Spitzen immer auf einem und demselben Hute vereinigt. Den Auspuß trägt man entweder spiralförmig von der Mitte des Kopfes aus, oder in der Form eines Hufeisens, oder, wie es die Modistinnen bezeichnen, thorförmig. Seitdem die Haare in kurzen puffenden Scheiteln aufgewunden sind, ist es ein Haupterforderniß, daß der Hutschirm ziemlich ausgeschweift ist und die Verzierungen inwendig müssen weit herab sich an die Wangen legen. Die Kinnbänder, welche eine Zeit lang übermäßig lang waren, trägt man etwas kürzer, obgleich immer noch länger als voriges Jahr. Noch werden zum Auspuß der Hüte Federn verwendet, welche in allen Farben zu haben sind. Ausgezeichnet elegant machte sich ein Zughut von schmalgerripptem Sammet; zweifingerbreit vom Rande des Schirmes war eine Garnirung von ausgezacktem Atlasband; dieselbe Garnirung, in Form eines Kranzes, umgab den Kopf und unten herum; so auch wiederholte sie sich, jedoch im verkleinerten Maßstabe, am Saum des Bartes. Das Innere des Hutes war auf ganz neue Art mit Bandschleifen garnirt.

Auf den eleganten Haushäubchen ersetzt man die Blumen durch Gewöge von Bändern, welche schmäler sind als Nr. I.

Im allgemeinen trägt man in diesem Augenblick viele gemusterte Bänder auf den Hüten und Aufsätzen, mehrere sind sogar durchbrochen und ahmen eine reiche Blonde nach.

Für den Morgen oder des Abends beim Nachhausegehen aus den Gesellschaften tragen unsre vornehmen Damen die sogenannten Bärenpaletots oder schlechtweg Bären von dickem Wollenzeug mit langen Haaren. Dieses Zeug sieht sehr häßlich aus und ist doch theuer, hält aber warm und ist bequem. Schon unsre Urgroßmütter hatten ähnliche Stoffe und dergleichen Mäntel; die eleganten Damen, welche heute dazu zurückkehren, handeln sehr weise.

Unter den einfachen Mänteln bemerkt man namentlich die von mäusegrauem Cachemir, oben in der Form kleiner Ueberwürfe, mit einem weiten Rocke. Sie werden mit Atlas entweder in derselben oder in blauer Farbe gefüttert und auf Watte in hübschen Mustern gesteppt. Einige sieht man mit blauer mailändischer Schnure besetzt und mit Stickerei in derselben Farbe verziert. Es ist, wie man hieraus ersieht, dieselbe Mantelform, welche schon einige Jahre früher kleine Mädchen trugen. Außerdem giebt es noch mehrere Formen, z. B. à la Raphael und à la Victorine, doch sind sie mit wenig Ausnahmen den bereits früher beschriebenen sehr ähnlich. Auch hat man eine große Auswahl von Mantillen, kleinen Ueberwürfen und Mänteln von Sammet, mit Stickerei und Spitzenbesatz.

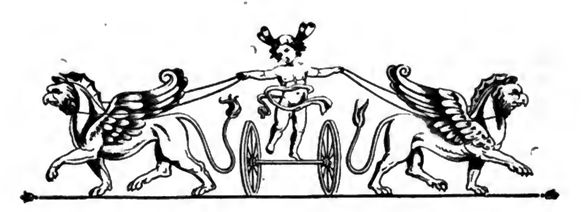
Von der Form der Kleider läßt sich nichts Bestimmtes sagen; nur so viel ist gewiß: Die Leibchen trägt man vorn weniger offen. Die meisten Leibchen sind sehr lang, haben einen flachen Rücken und eine kleine Schneppe. Der Auspuß vorn besteht in ausgezackten Umschlägen, mit drei sehr schmalen Sammetbändern und sechs Querbändern von feiner Posamentirarbeit, mit Sammetknöpfen befestigt. Diese Umschläge kann man oben bis unten hin übereinander schlagen vermittelst einer Agraffe, welche unter den Sammetzacken verborgen ist. Die Pagodenärmel sind wegen des Aermelmantels und des Muffes unmöglich; eine Wintertoilette erfordert Aermel von bescheidener Weite.

Man trägt für jetzt viel Schuhe und Stiefelchen von braunrothem Leder. Die Pantoffeln sind der Gegenstand der größten Zierlichkeit; man trägt sie am liebsten von weißem, kirschrothem oder von rosa Atlas mit einer Guipurestickerei darüber und einer kleinen Krause um den Fuß herum. Fast alle, die von Leder sowohl als die von Seide, sind, wenn nicht mit Krausen, dann mit Rosettchen garnirt.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 44. 1) Hut von Sammet mit Spitzenschleier. Kleid und Mantelet von Satin de chine, mit offenen Fransen und Sammetband ausgeputzt. 2) Zughut von weißem Atlas. Kleid von Atlas, mit feiner Chenille bestickt. Chemisetts und Unterärmel von Spitzen. Cachemirshawl.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 45. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Frau von Brabantane.

(Schluß.)

7.

Der Herzog von Lairville hatte noch keinen Plan entworfen, als er sich von Frau von Brabantane zum Grafen von Montbryon begab. Dieser war nicht zu Hause; da indessen der Bediente sagte, sein Herr werde baldigst zurückkehren, so wartete der Herzog. Der Graf kam, und obgleich ihm seines Freundes so schnelles Erscheinen höchst fatal war, so sagte er doch lachend:

„Schon aufgestanden? Teufel, was Sie für ein Mann sind, mein Bester! Wenn ich, wie Sie gestern, dinirt habe, schlafe ich 48 Stunden in einem Striche; doch ich vergesse, daß ich einen Afrikaner, einen Numidier, einen Jugurtha vor mir habe. Wie geht's?"

„Wie wenig man auch schlafen mag, Graf, so schläft man doch oft noch zu lange," erwiederte Lairville ernst und mit mühsam verhaltenem Zorn.

„Das ist doch nicht so ganz meine Ansicht," fuhr der Graf wie oben ganz ungezwungen fort; „schlafen heißt leben, was auch die Philosophen sagen mögen; man kann das Dasein gar nicht comfortabler hinbringen als es in den Annehmlichkeiten des Schnarchens zu vergessen."

Bei diesen Worten reichte er dem Herzog die Hand, der aber hastig zurücktrat.

„Was Wetter, soll das heißen, Freund?" sagte Montbryon anscheinend erstaunt.

„Das soll heißen, Herr von Montbryon," erwiederte Heinrich, der sich nicht mehr beherrschen konnte, „daß nur ein Mann von Ehre die Hand eines Ehrenmannes berühren darf und daß folglich die Hand des Herzogs von Lairville nicht die des Grafen von Montbryon drücken kann; denn dieser Letztere ist ein Elender, der seine Freunde bestiehlt und wie ein verrätherischer Feigling ein armes Weib im Dunkeln zu verderben trachtet."

„Herzog, was für Worte erlauben Sie sich?"

„Ich erlaube mir die Worte, welche Ihre Handlungsweise darstellen. Durch eine nichtswürdige Rache haben Sie eine ehrenwerthe Frau in den Abgrund der Verzweiflung gestürzt. Graf von Montbryon, Sie haben durch Ihr ganzes niederträchtiges Benehmen gezeigt, daß Sie ein Ehrloser sind, der mir eine furchtbare Rechenschaft ablegen soll: Wo ist der Brief, den Sie mir gestohlen haben?"

Montbryon zuckte die Achseln, stellte sich mit untergeschlagenen Armen vor Lairville hin und sprach ruhig:

„Sie sind ein Narr, Heinrich!"

„Genug der Rede!" fiel ihm der Herzog in's Wort; „meinen Brief! meinen Brief geben Sie her! Ich muß ihn den Augenblick haben!"

„Aha, ich merke: kleine Gewissensbisse, da Sie eben einen großen Act der Gerechtigkeit zu vollziehen hatten! ... Doch ich bin wohl selbst ein Narr, daß ich Ihre tugendhaften Reden für Ernst nehme! Denn was ist denn Wichtiges bei unsrer ganzen Komödie? Wir thun weiter nichts, als daß wir einer Frau, die uns Alle zum besten

gehabt hat, einen kleinen Streich spielen. Oder sehe ich etwa blutgierig aus?"

„Nichts da, ich kenne jetzt Ihr doppeltes Gesicht! Meinen Brief will ich haben, und ich verlange, daß Sie auf den „kleinen Streich" Verzicht leisten, oder es stellt sich zwischen Sie und Frau von Brabantane ein Mann, der sie zu vertheidigen oder ihr Achtung zu verschaffen wissen wird!"

„Vor einer so lächerlichen Starrköpfigkeit ermüdet am Ende auch die Geduld eines Engels. Was erheben Sie denn für ein kindisches Geschrei? Haben Sie das Weib nicht zuerst verderben wollen? Haben Sie nicht selbst den Plan entworfen und ausgeführt? Was gehen Sie denn da auf mich los und legen mir verdammenswerthe Absichten unter? Wissen Sie denn so genau, warum ich mich Ihres Briefes bemächtigt habe? Wenn ich nun die Dame durch meinen Besuch nur ein wenig hätte erschrecken wollen? Wie, wenn ich selbst darüber erschrocken wäre, was eine solche Waffe in Ihren Händen anrichten konnte, da ich doch nicht wußte, ob Ihre Liebe wahr oder erheuchelt war? Ich als der Aeltere mußte auch der Verständigere sein und mich mit Ihnen vorsehen, da Sie doch allem Anschein nach so sehr auf Rache brannten."

Durch diese Worte ließ sich Lairville besänftigen, da sie ihm sehr wahrscheinlich vorkamen. Sein Zorn legte sich.

„Gut," sagte er, „ich will Ihnen glauben, Montbryon. Aber wir verlieren da unsre Zeit mit unnöthigem Hin- und Herreden. Es giebt ein sehr einfaches Mittel mich von Ihren guten Absichten zu überzeugen: geben Sie mir meinen Brief zurück; er kann die Ruhe einer Frau stören, die ich liebe, wie Sie wissen."

Ein wohlwollendes Lächeln trat auf Montbryon's Antlitz an die Stelle des kalten Hohnes, indem er sprach:

„Nun, ich will Ihnen diesen Brief geben. Hatte ich aber nicht Recht Sie einen Narren zu nennen? Sie wollten mich ja umbringen, Kind, das Sie sind! Mit einem Freunde redet man anders. Ich händige Ihnen also diesen kostbaren Brief ein ... aber unter einer Bedingung."

„Bedingung?" fragte der junge Mann mit gerunzelter Stirn.

„Ja, unter der Bedingung, daß wir ihn hier im Kamin den Flammen übergeben. Sie mißtrauen mir, Bester, und ich habe auch nicht mehr Vertrauen zu Ihnen. Denken Sie daran, was Sie im Rocher de Cancale thaten. Sie könnten leicht wieder ..."

Der Herzog ergriff mit beiden Händen die seines Gegners und eine Thräne glänzte in seinen Augen, als er rief:

„Montbryon, Sie sind besser als ich. Aber benutzen Sie nun auch Ihren Einfluß auf Ihre Freunde, ihnen Stillschweigen aufzuerlegen."

„Darauf verlassen Sie sich!"

Bei diesen Worten ging der Graf auf den Secretär zu, blieb aber plötzlich stehen und rief, sich vor die Stirn schlagend:

„Mein Himmel, da habe ich einen verdrießlichen Umstand aus der Acht gelassen, wodurch die Zurückgabe dieses Unglücksbriefes leider unnütz wird."

„Was meinen Sie?" unterbrach der Herzog erbleichend.

„Oder vielmehr," fuhr der Graf fort, „einen Umstand, der mich geradezu verhindert, den Brief aus den Händen zu geben. Ich kann mich doch nicht zum Fälscher machen lassen ... Das Original ist mir unumgänglich nöthig, Freund, und ich kann es Ihnen also nicht geben."

Bei dieser neuen Weigerung, wodurch der Graf allen vorigen Gründen der Entrüstung Lairville's den Hohn einer Mystification hinzufügte, sah dieser seinen Widersacher fest an, drückte seinen Arm wie mit einem Schraubstocke und kreischte:

„Graf, keine Rederei, keine Erklärung mehr! Zum dritten und letzten Male sage ich Ihnen: Sie sind ein Elender! Erwiedern Sie kein Wort! Meinen Brief her! Meinen Brief will ich haben! Zwingen Sie mich nicht, Gewalt zu brauchen!"

„Keine Rederei also, Sie wollen es. Am Ende ermüdet mich das auch mehr als Sie. Ich habe beschlossen, mich an Frau von Brabantane, Ihrer tugendhaften Geliebten, zu rächen, verstehen Sie? Und ich werde meinen Schwur halten! Der Brief liegt hier im Secretär und niemand in der Welt soll mir ihn entreißen."

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Allerdings."

Da sprang der Herzog nach den im Zimmer hängenden Waffen, ergriff einen Degen und hielt dessen Spitze dem Grafen vor das Gesicht. Dieser wich bis an's Kamin zurück. Heinrich's Miene war verderbendrohend.

„Meinen Brief oder ich tödte Sie!" rief er.

„Tödten Sie mich meuchlings, aber ich werde Ihnen nichts geben," antwortete der Graf kalt.

Der Ausdruck „meuchlings" brachte den Herzog wieder zu sich selbst. Er riß einen zweiten Degen von der Hand, warf ihn dem Grafen vor die Füße und schrie:

„Nun vertheidige Dich, ehrloser Wicht! Jetzt könntest Du mir den Brief geben wollen, ich würde ihn doch erst nehmen, nachdem ich Dich umgebracht hätte! Denn umbringen will ich Dich, verstehst Du? Vertheidige Dich!"

Zugleich schlug der Herzog den Grafen mit dem Degen in's Gesicht. Bebend vor Zorn hob dieser die Waffe auf und es begann ein erbitterter Kampf. Lairville hatte schon eine leichte Armwunde, als der Graf plötzlich die Arme ausstreckte, wankte und umsank. Heinrich hatte ihm die Brust durchbohrt.

Ohne sich um seinen Widersacher zu kümmern, stürzte er nach dem Secretär, öffnete ihn und be-

mächtigte sich des verhängnißvollen Briefs. Nun machte der Zorn dem Mitleid Platz. Er wandte sich gegen Montbryon um, der sich mühsam auf den Elbogen erhoben hatte, und sprach:

„Montbryon, Muth! Ich werde gleich Hülfe schaffen. Mein Gott, warum mußten Sie mich auch so weit treiben!"

„Meuchelmörder!" sagte der Graf dumpf; „Dein Verbrechen hilft Dir nichts! Armer Thor! ... Freilich hast Du das Original des Briefs, aber in diesem Augenblicke wird er in tausend Exemplaren im Club und in allen Häusern der beiden Vorstädte vertheilt. Herzog von Lairville, so rächt sich der Graf von Montbryon."

„Abgrund der Ehrlosigkeit!" rief Heinrich, entsetzt nach der Thür stürzend.

Zwei Tage später hatte in der That ganz Paris den Brief der Frau von Brabantane gelesen. Es war nur e i n Schrei des Unwillens. Besonders unbarmherzig waren die Frauen. Der Herzog von Lairville selbst entfernte sich noch an dem Abend der erzählten Begebenheit aus Paris und schien die Frau, welche er in's Verderben gestürzt hatte, ohne Stütze und ohne Vertheidiger zu lassen.

Frau von Brabantane hatte ihn nicht vorgelassen.

Die Aerzte garantirten für das Leben des Grafen von Montbryon.

Unterdessen war Frau von Brabantane, von den jüngsten Erlebnissen überwältigt und von einer gräßlichen Ungewißheit gefoltert, in ihrem Boudoir geblieben. Heinrich hatte nach seinem eignen Geständniß eine Rolle in jener scheußlichen Komödie gespielt; er bereute, wie er sagte, aber nichts bewies die Aufrichtigkeit seiner Reue. Konnten seine Thränen, seine Leiden nicht ebenfalls wieder erheuchelt sein? In diesem grausamen Zustande der Zweifel erhielt sie einen Besuch von ihrer Schwägerin, die sich über die Weigerung der jungen Dame, mit ihr in's Wäldchen zu fahren, beunruhigt hatte. Aus den unzusammenhängenden Antworten, die sie erhielt, errieth sie bald alles. Sie tröstete das arme Weib, so gut es gehen wollte, und ließ wegen des bedenklichen Zustandes ihrer Schwägerin auch den Herzog von Lairville abweisen, welcher sich nach seinem Zweikampfe mit Montbryon im Hotel Brabantane hatte anmelden lassen. Der Abend verging und die junge Witwe wünschte allein zu sein. Bei ihren Seelenleiden konnte sie natürlich kein Auge zuthun. Um Mitternacht trat leise eine Kammerfrau ein, die, als sie ihre Herrin noch wach fand, derselben ein Billet überreichte, welches so lautete:

„Marie! Trösten Sie sich: konnte ich das Unheil nicht verhindern, so habe ich es wenigstens bestraft. In dem Augenblicke, wo ich Ihnen schreibe, liegt Ihr gefährlichster Feind, der Graf von Montbryon, schwer verwundet darnieder und büßt vielleicht jetzt die Ihnen angethane Beleidigung in den Schmerzen des Todeskampfes. Ich, einst einen Augenblick sein Mitschuldiger, bin noch grausamer bestraft, da ich vor ein paar Stunden von Ihrer Frau Schwägerin zurückgewiesen wurde, als ich — nicht von neuem Ihre Verzeihung erflehen wollte, die ich noch nicht verdiene, sondern Ihnen nur mittheilen, was ich, wo nicht für Ihre Ruhe, doch für Ihre Rache gethan habe. Ich darf mich nicht über diesen Bann beklagen; er ist eine nur zu gerechte Züchtigung. Leben Sie wohl, Marie; ich verlasse Paris noch diese Nacht. Sie werden mich nicht eher wiedersehen, als bis es mir gelingt mich Ihrer würdig zu machen und Ihnen die Aufrichtigkeit meiner Liebe zu beweisen.

H e i n r i c h."

Beim Lesen dieser letzten Worte stieß Frau von Brabantane einen Schrei aus, drückte den Brief an ihre Lippen, sprang aus dem Bett, kleidete sich eilig an und rief aus:

„Nein, nein, er soll nicht abreisen! Er darf nicht abreisen! Wohin würde er gehen? Nach Afrika, jedenfalls um dort den Tod zu suchen. Nein! Ich glaube an seine Liebe. Ich will ihm sagen, daß ich ihm verzeihe, daß ich ihn liebe! Ich will es!"

Mit unbedecktem Haupte und nur in einen großen Shawl gehüllt verließ sie das Zimmer, ging in den Hof hinab, forderte am Thore entschlossen, hinausgelassen zu werden; der schlaftrunkene Portier gehorchte maschinenmäßig und — die junge Frau befand sich auf der Straße. Es war kalt und nebelig, aber nichts hielt sie auf. Unfern vom Hotel Lairville begegnete ihr ein rasch dahin eilender Postwagen, der sie fast umgerissen hätte, doch setzte sie ihren Weg unaufhaltsam fort. Auf ihr Klingeln erschien ein Livreebedienter, öffnete die Thür und fuhr die bleiche Frau mit ihrer unordentlichen Kleidung barsch an:

„S i e haben geschellt?"

Marie erhob das Haupt wie jemand, den man plötzlich im Schlafe stört.

„Was wollen Sie?" fragte sie endlich.

„Ich will wissen, ob Sie geklingelt haben?"

„Ach ja, ich," antwortete sie sanft. „Ich muß durchaus mit dem Herzog von Lairville sprechen."

„Jetzt ist keine Zeit, Besuche zu machen. Wer sind Sie?"

„Um Gotteswillen," sagte sie, „eilen Sie Ihrem Gebieter zu sagen, daß ihn — Frau von Brabantane sprechen will."

Der Bediente betrachtete sie nun genauer und erkannte sie.

„Mein Gott, Madame, Sie hier! Zu solcher Stunde! Treten Sie ein."

„Herr von Lairville?" wiederholte Marie; „ich wünsche ihn augenblicklich zu sprechen."

„Er ist vor fünf Minuten mit der Post abgereis't."

„Abgereis't! Und wohin?" rief sie verstört.

„Um eilf Uhr kam der Herr Herzog nach Hause, ließ eiligst ein Bündel schnallen und ich mußte Postpferde holen. Wenn er zurückkehrt, das hat er nicht gesagt."

Marie unterdrückte einen Schrei, der sich ihrer Brust entwinden wollte, und lief wie eine Wahnsinnige davon. Früh um fünf Uhr ging eine arme Frau auf die Arbeit und brachte Marien in's Hotel Brabantane. Sie hatte dieselbe bewußtlos auf dem Straßenpflaster gefunden, ihr eifrig Hülfe geleistet und ihr endlich ihre Adresse abgefragt.

Zehn Tage lang lag Frau von Brabantane an einem Fieber darnieder. Als sie jetzt die Augen öffnete, erkannte sie ihre Schwägerin wieder, die sie keinen Augenblick verlassen hatte. Marie richtete sich mit Anstrengung auf und umarmte sie zärtlich. Dann gedachte sie plötzlich der Vergangenheit, warf sich rückwärts nieder und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Marie, mein Kind," sagte die Baronin, „bin ich nicht Ihre Mutter? ... Eine Mutter kann nur lieben."

Ein paar Tage später konnte Marie wieder aufstehen. Die mütterliche Pflege, welche ihr die Baronin angedeihen ließ, hatte wo nicht die Leiden ihrer Seele, doch die ihres Körpers geheilt. Doch war sie immer noch schwach und sehr bleich. Ermüdet setzte sie sich in einen Armstuhl und weinte heiße Thränen, aber rasch erhob sie sich, wie von einem plötzlichen Einfall getrieben, und schellte zitternd vor Aufregung. Ihre Kammerfrau erschien und Marie fragte:

„Julie, sind nicht während meiner Krankheit einige Briefe eingelaufen?"

„Ja, Madame," antwortete die Gefragte; „ich habe sie, nach der Zeit ihres Eintreffens geordnet, in Ihren Arbeitstisch gelegt."

„Es ist gut, mein Kind."

Marie hätte die Briefe lieber alle zugleich geöffnet, mußte aber doch nothgedrungen einen nach dem andern vornehmen. Sie enthielten fast alle nichts als Impertinenzen ihrer triumphirenden Feindinnen. Montbryon hatte also sein Ziel erreicht; die Welt stieß bereits sein Opfer zurück. Sie war im Begriff alle diese schmählichen Schreiben in das Kamin zu werfen; doch hatte sie noch einen, den letzten Brief zu lesen. Er lautete so:

„Die Frau Herzogin von Lairville-Lautrec hat die Ehre, Ihnen die Vermählung ihres Sohnes, des Herzogs von Lairville-Lautrec, mit Fräulein von Lubersac anzuzeigen."

Das war zu viel. Solchen Schlägen widersteht keine menschliche Kraft. Wie vom Blitz getroffen fiel die junge Frau auf die Tapete nieder. Gegen drei Stunden lag sie in Ohnmacht. Als sich ihre Augen dem Lichte wieder öffneten, glaubte sie zu träumen. Neben ihrem Bett saß eine betagte, aber noch immer schöne Frau, hatte eine ihrer Hände gefaßt und nannte sie mit mildem Ausdruck der Stimme ihre Tochter. Auf den Knien vor ihr lag Heinrich von Lairville und schien sie anzuflehen; ihr gegenüber stand die Baronin von Brabantane und lächelte sie zärtlich an, denn sie war glücklich, ihre geliebte Schwägerin wieder aufleben zu sehen.

„Sie ... Sie!" flüsterte die junge Frau dem bittend aufschauenden Herzog entgegen.

„Ja, ich! ... Marie, ich, der ich Sie niemals mehr verlassen will, der ich mit meiner Mutter, die Sie hier vor sich sehen, herbeieile, um Ihnen mein ganzes Leben zu weihen, wenn Sie mir vergeben."

Statt zu antworten, reichte sie ihm den Brief, den sie in ihrer Hand zerknittert hatte. Ihr Antlitz drückte weder Verachtung noch Zorn aus; nur Besorgniß spiegelte sich darauf wieder. Während der Herzog die Anzeige las, malte sich die Röthe der Entrüstung auf seinem Gesicht.

„Sollte man so viel Niederträchtigkeit für möglich halten!" rief er aus. „Diese neue Ehrlosigkeit geht wie die frühern, geben Sie Acht, vom Grafen Montbryon aus! Marie, diese Vermählung war beabsichtigt, bevor ich Sie nach meiner Rückkehr aus Afrika wiedersah; aber ich habe nicht Anstand genommen; ich mußte Sie vertheidigen, Ihnen Achtung verschaffen: ich warf mich in einen Postwagen, eilte zu meiner Mutter, welche Sie nun kennt, welche Sie liebt, hochachtet und segnet. Marie, ich bin frei; Marie, werden Sie mich für würdig halten meine Frau zu werden?"

Frau von Brabantane konnte nicht antworten; Thränen rannen ihr über die Wangen herab, aber es waren Thränen der Glückseligkeit. Sie erhob sich und legte ihre Hand in die Heinrich's.

Vierzehn Tage nach diesem Auftritte nahm Herzog Heinrich seine Frau mit in die Provinz, fern von den Intriganten, den Koketten und den Boshaften, wie Scribe sagt.

Der Graf von Montbryon ist mit seiner Rache nicht glücklich gewesen: die Pariser Salons waren ihm — auf allgemeines Verlangen der Frauen — bald verschlossen worden und nur seine Operntänzerin mochte ihm noch einigen Ersatz bieten.

Was Préval, Costal und die andern lustigen Brüder betrifft, so fahren sie fort englisch wie ein Jockey und französisch wie ein Stallknecht zu sprechen, gleich einem Ofenrohr zu rauchen, hübsche Blumenmädchen zu verführen und besonders sich jeden Abend regelmäßig zu benebeln. Es sind aber immer Leute von sehr gutem Ton.

Lord Byron's Ende.

Die meisten Menschen sterben nicht an Uebeln des Leibes, sondern an ihrem Charakter, die am Ehrgeiz, jene am fröhlichen Sinn, andre am

Zorn, wieder andre an der Nachgiebigkeit. Leicht ist es in der Portion versehen, ein kleiner Umstand wird nicht beachtet, Kraft und Muth nicht abgewogen, — die Neigung wird unser Schicksal. So hat sich Lord Byron, der unbeugsamste Dichter, der je gelebt, den Tod angetrotzt. Um die Strapazen des Kriegs zu ertragen, starb er vorläufig daran. Er wollte, sobald er die Feder niederlegte, sogleich ein abgehärteter Soldat sein. Bei der Ueberfahrt nach Griechenland hatte er, wie Graf Gamba erzählt, mehrere Nächte seine Kleider nicht ausgezogen, auf dem Verdeck geschlafen, immer die Strapaze gesucht; er schwamm zur Uebung eine halbe Stunde im Wasser herum, aß nichts als Gemüse, Fische und Käse, verfiel durch Anstrengung in Convulsionen; und kaum, daß er sich besserte, so forderte er auf's neue den Tod heraus, um, wo möglich, noch vor blutigen Gefechten sich mit ihm abzufinden. Schon krank und elend ritt er in dem schlechtesten Wetter aus, und wie er von einem starken Regen tüchtig durchnäßt war, verschmähte er es, rasch heimzureiten, sondern wollte lieber langsam auf einem Boote nach Hause fahren. Er wollte sich im Erkälten üben, um es nachher zu können. „Da würde ich einen schönen Soldaten abgeben," sagte er, „wenn ich mich um solche Kleinigkeiten kümmern wollte." Um nicht zu sterben, ist er eben gestorben. Fieber und rheumatische Schmerzen schüttelten ihn. Der Arzt rieth zu einem Aderlaß, aber er fürchtete, daß dieser dem kriegerischen Tode etwas von seinen Rechten entziehen möchte. „Es sind mehr Leute an der Lanzette gestorben," sagte er, „als an der Lanze." Endlich mußte es doch geschehen. Er konnte nicht schlafen, — die Krankheit ging in Hirnentzündung über. Erst wenige Augenblicke vor seinem Tode glaubte er an sein Ende. „Armes Griechenland!" rief er nun aus, „arme Stadt! — meine armen Leute! — warum wußte ich das nicht früher! — meine Stunde hat geschlagen." — „Ich will nun schlafen," waren seine letzten Worte; er wandte sich, lag in einer langen Betäubung, öffnete dann seine Augen und — verschied. — So lernen wir an seinem Beispiel, daß auch der Klügste nicht klug genug ist, seinen Willen den Naturgesetzen, seinen Charakter dem Schicksal unterzuordnen. Er erinnert uns daran, daß auch wir meist — schon von Jugend auf — den Tod in unserm Herzen tragen.

Ueber die Würdigung des Alters auf der Bühne.

Auf dem Theater herrscht für die Würdigung des Alters eine ganz andre Zeitrechnung als im Leben. Siebzehn oder achtzehn Jahr — älter darf das Mädchen nicht sein, das dort oben verheirathet wird, und auch der Jüngling, wenn er zwanzig Jahre zählt, ist reif. Damit scheint das Ideal der Kunst allerdings zum frühern Zustand der Natur und in die erste Schäferwelt zurückzuführen, und hätte somit zur Abweichung von der prosaischen Welt einigen Grund, aber es bleibt dabei nicht. Kaum hat Einer das vierzigste Jahr erreicht, so erklärt das Theater, daß er nicht mehr heirathen, wenigstens nicht mehr lieben könne, und daß er auch nicht hoffen solle, noch wahre Gegenliebe zu finden. Einem Manne so das Gefühl und — die Liebenswürdigkeit abzusprechen, das ist in der That grausam. Zum Glück ist es damit im Leben oft anders; da ist das Lieben frei gegeben bis in die Funfziger und wohl noch weiter; es kommt nur darauf an, in welcher Jugendlichkeit das Blut fließt und ob es sich im Lauf nicht früher schon übereilt hat, wie der ganze Mensch denkt und empfindet, ob er eine freie Phantasie oder ein Rechenexempel, ob er von Holz, von Stein oder von Quecksilber oder gar Feuer und Flamme ist. Und was die Liebenswürdigkeit betrifft, so kommt's hauptsächlich auf eine gute Portion theils restirender, theils immer bleibender guter Eigenschaften an. Ein dummer Zwanziger ist oft weniger liebenswürdig als ein kluger Funfziger. Indeß — das Theater hält es nun einmal mit der Jugend, und wenn der junge Mensch einen Nebenbuhler hat, so muß dieser immer älter aussehen als er wirklich ist, und — deshalb auch im Uebrigen nicht viel taugen. Mit der Häßlichkeit wird ohnehin stark nachgeholfen, damit das Mädchen, das ihn nicht mag, ja Recht behält. Auch die Ehe macht hierin keinen Unterschied. Soll einmal das Weibchen außerhalb lieben, so wird der Mann mit dem Alter gleich eine Treppe höher gebracht und muß dabei etwas von einem Griesgram annehmen. König Philipp muß gegen Don Carlos als ein mürrischer Greis erscheinen, und hätte er an die Eboli zehn Liebesbriefe geschrieben. Auch ohne junge Nebenbuhler verfährt man oft so ungerecht, und wie man von Alter und Häßlichkeit auf Hassenswürdigkeit übergeht, so schreitet man von dieser auf jene zurück. Wer einmal von den Zuschauern gehaßt werden soll, der muß auch nach Maßgabe häßlich erscheinen, selbst wenn der Zusammenhang des Stücks dagegen ist. So hat Hamlet's Mutter sich offenbar von einem noch jugendlichen, äußerlich liebenswürdigen Mann bestricken lassen, der von außen mit einer gewissen Haltung von Freundlichkeit und königlicher Würde für den oberflächlichen Beobachter um so bedeutender erscheint, je hohler er im geistigen Innern ist, aber die Theater hüten sich wohl, ihn so jung und reizend zu zeigen als ihn der Dichter sich gedacht haben mag. Er soll nun einmal gehaßt und die Königin verwünscht werden, und wenn auch der Geist noch Mitleid mit seiner verführten Gemahlin hat, der Zuschauer soll im Vollgenuß, zu hassen und zu lieben, um kein Haar breit geschmälert werden, — und

darum muß der König ein wenig in das grämliche Register.

So und noch auf mancherlei Weise werden wir oft von der Bühne herab in der Zeitrechnung irre gemacht und unser Hauskalender gilt dort oben nichts; indeß gottlob! — das sind nur Täuschungen, die wir bloß für Augenblicke so hingehen lassen, weil sie uns eben Vergnügen machen; im Leben bleibt's beim Alten: da werden die Kinder nicht so blutjung verheirathet, auch in den Zwanzigern finden die Mädchen noch ihre Freier, und die Männer vollends — die haben es unter sich ausgemacht, daß sie sich das Lieben auf unbestimmte Zeit vorbehalten.

Feuilleton.

Louis Veron, der berühmte Doctor in Paris, ist durch einen armen Apotheker sehr reich geworden. Es war ein gewisser Regnault mit vielen Kindern und wenigen Kunden. Sein Bruder, ein später auf der Straße Vieur Colombier etablirter Weinreisender, antwortete ihm, als er seine Noth klagte: „Erfinde doch irgend etwas, eine unbekannte Pille oder dergleichen." Da erfindet Regnault einen Brustteig gegen den Husten. Eine Anzahl Ankündigungen wurden gedruckt. Der weinreisende Bruder, welcher zweimal des Jahres ganz Frankreich durchreis'te, nahm sie mit und schmückte damit die Straßenecken aller öffentlichen Orte u. s. w. Die Pâte Regnault kam bald in Ruf, wurde privilegirt, von den ersten Aerzten in Paris und der medicinischen Academie approbirt und Regnault's Glück war gemacht. Bei seinem Tode verkaufte seine Frau die Apotheke an den Lehrling ihres Mannes, Herrn Veron, um die Kleinigkeit von 80,000 Francs. Veron beutete die Reclame noch großartiger aus, wurde ein reicher Capitalist und Freund Thiers', Gutsbesitzer von Graudvaur und Director der großen Oper; er ist gegenwärtig Director des Constitutionnel und geheimster Vertrauter Louis Napoleon's und das alles durch — ein Recept.

In Portsmouth lebt ein hundertjähriger Greis, Namens Wade, welcher als Matrose zweimal mit Cook die Welt umsegelt hat, und als dieser berühmte Seefahrer auf der Insel Owaihi von den Wilden getödtet ward, sich in seiner Nähe befand und selbst mit einem Speer am Arm verwundet ward. Der alte Mann ist noch im vollen Besitz seiner Sinne, aber ein an Krücken gehender Bettler. Er ist in Newyork geboren und der letzte Ueberlebende von Cook's Begleitern.

Ein Arzt in Plymouth benutzt die Eigenschaft der Gutta Percha als vorzüglichen Schallleiter, indem er an der Thür seines Hauses von diesem Stoffe ein Sprachrohr angebracht hat, welches zu seinem Bette führt. Wird er nun bei Nacht verlangt, so verordnet er ruhig von seinem Bett aus, ohne sich der Gefahr, sich zu erkälten, auszusetzen.

Der Kurfürst von Hessen soll im höchsten Grade despotisch sein. In seiner Residenz weiß jedermann, daß seine Kinder, obschon er sie sehr lieb hat, doch jeden Tag ihre Promenade nur streng nach einer ihnen vorgeschriebenen Marschroute zu machen haben. Im Theater pflegt er ganz laut und aller Welt hörbar seine Bemerkungen zu machen. Kommt eine Künstlerin mit elegantem Anzuge auf die Bühne, so ruft er laut: „Ah, heute 'mal gute Toilette gemacht!" Verspricht sich eine Schauspielerin, so corrigirt er öffentlich. Macht einer einen Fehler in der Aussprache, so spottet er ihm nach. Einmal hörte er auf der Parade, daß die Vorstellung der „Anna von Oesterreich" abgeändert sei, weil ein Schauspieler krank geworden. Gleich ließ er den Theaterarzt holen; nachdem er von diesem auf die Frage: was dem Mimen fehle, gehört hatte, daß er an fortwährendem Erbrechen leide, sagte er: „Larifari! Muß spielen! Stopfen! Stopfen!" Als die Besitzerin eines der ersten Hotels in Kassel nach dem Tode ihres Mannes den Oberkellner heirathen wollte und um die Genehmigung des Kurfürsten einkam, verweigerte dieser sie mit den Worten: „Nichts da! Nicht bewilligt; hat den schönsten Wagen in Kassel diese Person und putzt sich zu sehr." Beamtete, deren Frauen neue seidene Kleider tragen, scheuen sich, in Begleitung derselben unter den Fenstern des Schlosses vorüber zu gehen, weil es mehrfach vorgekommen, daß der gnädige Landesherr, wenn er dies gesehen, Abzüge am Gehalt hat machen lassen, weil er meinte, dem Luxus seiner Unterthanen steuern zu müssen.

Auf dem Mississippi sind vom 1. Januar bis zum letzten Juni d. J. 67 Dampfschiffe verloren gegangen; der Verlust an Menschenleben dabei beläuft sich auf 550 Personen.

Curiosum aus Gotha. Der ältere Bürgerverein in Gotha hat in seiner letzten Sitzung den Beschluß gefaßt, alle Gleichgesinnten im Lande zu einer öffentlichen Erklärung zu veranlassen, daß sie der „Gothaischen Partei," durch welche der Name Gotha in ganz Deutschland lächerlich gemacht worden sei, durchaus nicht angehören.

Saphir kündigt wiederholt die Eröffnung seiner Theaterschule an.

Der alte deutsche Spruch: „Bewahre uns, o Herr und Gott, vor Advocaten und Bettelbrod!" scheint in Newyork, was die erstern anlangt, nicht beherzigt zu werden, denn dort giebt es jetzt 1258 Advocaten.

Der berühmte Renner der englischen Rennbahnen, Flying Dutchman, dem Grafen von Eglinton gehörig, kostete demselben 7000 Pfd. Sterl. Damit gewann er aber in 14 Wettrennen die Summe von 17,000 Pfd. Sterl., ohne die verschiedenen goldenen Dosen u. s. w.

Nur immer pfiffig! Ein Bauer trat in ein österreichisches Postbureau und fragte nach einem Brief von seinem Sohn, der in Italien als Soldat dient. Man reicht ihm den Brief, aber leider fehlt die Marke und der Landmann soll Brief- und Strafporto zahlen. „Wissen Sie was, Herr," sagte endlich der Bauer, sich hinter dem Ohre kratzend, zum Postbeamten, „ich kann nicht lesen, wollten Sie mir wohl den Brief vorlesen?" — Der Beamte willfahrt gern der Bitte, erbricht ihn und lies't ihn dem aufmerksam zuhorchenden Landmanne vor. Kaum aber ist er damit fertig, als der Bauer die Thürklinke ergreift und mit den Worten zur Thür hinausspaziert: „Ich danke Ihnen recht sehr, jetzt brauche ich den Brief gar nicht mehr!" Der Postbeamte mußte das Porto unter dem Gelächter seiner Kameraden selbst ersetzen.

Das ist das Loos des Schönen auf der Erde. In den Räumen, in denen vor kurzem das Erfurter Unionsparlament ein einiges Deutschland erzielen wollte, wird jetzt eine — Nähschule für arme Mädchen abgehalten.

Mehr als Dreistigkeit. Wegen der Räubereien in der Umgegend von Gömör in Ungarn ist niemand dort sowohl auf der Landstraße als zu Hause seines Lebens und Vermögens mehr sicher. Trotz der Gendarmerie werden die Räuber immer muthiger und verwegener, kündigen sich im

voraus an, schreiben die Speisezettel dahin, wo sie einkehren wollen und — hallen, trotz Besetzung des Ortes, Wort u. s. w.

Auch nicht übel. In Arad müssen die Civilbeamten sich neuerdings einer politischen Beurtheilung unterwerfen. Es giebt dabei vier Rubriken, die mit den Bezeichnungen: rein, unrein, verdächtig und strafbar auszufüllen sind.

Eigenthümliche Opposition machen in Böhmen die Pfarrer und Schullehrer gegen die Einquartierung. Sie unterlassen das Predigen und das Abhalten der Schule wegen Störungen, die die Einquartierung mit sich bringt.

Der Präsident der französischen Republik hat das ihm von Madame Janin verehrte Bild David's „Napoleon's Uebergang über die Alpen" dem Museum im Louvre zum Geschenk gemacht, wahrscheinlich, damit ihn selbst der Anblick seines großen Onkels nicht zu oft an seine eigene Schwäche erinnert.

Ein Ball für Irrsinnige ward am 18. October im St. Lucas-Hospital zu London gegeben. Es sind 196 Kranke in diesem Irrenhause, davon 91 Männer und 105 Frauen. Die englischen Blätter reden darüber ein Langes und Breites, um beweisen zu wollen, daß ein solcher Ball möglich sei, nicht wissend, daß schon seit Jahren dasselbe im Irrenhause zu Prag eingeführt ward.

So ändern sich die Ansichten. Lord Byron halle den Schwur geleistet, keine Belohnung für seine Werke anzunehmen. In seiner Satyre über englische Dichter und schottische Recensenten rief er aus: Wie beleidigen diejenigen den heiligen Namen „Dichter," die ihren Kopf für Gewinn anstrengen und nicht für Ruhm; und er wirft 400 Guineen zurück, die ihm für eine zweite Ausgabe seiner Satyre angeboten wurden. Später überließ er einem Freunde das Honorar für seine ersten Manuscripte. Endlich direct von seinem Verleger angegangen, der ihm eine Note von tausend Guineen für „die Belagerung von Korinth" und „Parisina" übersandte, wies er die Note zurück, indem er sagte, er könne und wolle sie nicht annehmen, und hinzufügte: „Das ist nicht Verachtung des allgemeinen Götzen, noch Ueberfluß an Reichthümern, aber was recht ist bleibt recht und muß unter allen Umständen recht bleiben." Der Verleger aber war beharrlich und sandte ihm die tausend Guineen noch einmal zu und Byron behielt sie. Nach und nach nahm er noch 22,000 Guineen an und zuletzt fand er den Buchhändler geizig, den er zuerst freigebig gefunden hatte.

Braunschweig. Neulich wurde auf hiesigem Bahnhofe ein Fremder festgenommen, der dem Einnehmer einen von den Cigarrenumschlägen, welche so große Aehnlichkeit mit den Fünfthalerscheinen haben, für einen echten wollte in die Hände schmuggeln. Bei der Durchsuchung fand man viele falsche Papiere bei ihm und er wurde in das Untersuchungsgefängniß gebracht, wo ihm bald darauf Essen gebracht wurde. Eine Stunde später aber ward er mit seinem Taschentuche am Ofen erhängt todt gefunden. Dieser unglückliche Selbstmörder ist der Handelsmann Heinemann Naumann aus Naumburg, 32 Jahre alt.

Die Deutschen stehen in London im Geruch riesenhafter Biertrinker. Bei einem Ackerbaumeeting in Cambrook machte ein Mitglied die, wie es sagte, erfreuliche Mittheilung, daß die Ausstellung für das Jahr 1851 jedenfalls das Gute habe, die Hopfenpreise in die Höhe zu treiben; alle Brauer Londons haben bedeutende Hopfenvorräthe aufgehäuft, in der Erwartung, daß kommendes Jahr die Söhne des Gambrinus aus dem stammverwandten Deutschland zu Tausend und aber Tausenden über den Canal kommen.

Viertausend Kinder, welchen der entsetzliche Hungertyphus in Oberschlesien ihre Eltern entrissen hat (im Jahre 1848), sind zum Theil in den vom Staate errichteten Waisenhäusern untergebracht, zum Theil an Personen übergeben, welche Elternstelle an den Kindern vertreten und sie bis zum 16. Jahre bei sich behalten wollen. Diese Personen, deren sich vierhundert gemeldet haben, erhalten vom Staate eine Entschädigungssumme von 15 Thalern jährlich, worauf jedoch viele ganz verzichten.

Die Natur als Humoristin. „Alta California" bringt die Notiz: Unser Freund und früherer Mitarbeiter, Robert Wilson aus Stockton, zeigte uns gestern ein Stück Gold, welches die schlagendste Aehnlichkeit mit den Carricaturen auf Lord Brougham halte. Es war ungefähr 2 Zoll lang und die Aehnlichkeit so vollkommen wie nur möglich.

Ein neuer Proceß in Paris, eine Geldheirath betreffend, hat den schlimmen Umstand enthüllt, daß es in Frankreich „achtzehnhunderttausend heirathsfähige Mädchen" giebt, die insgesammt Männer suchen.

Da capo! Auf dem Rondeauplatz der Barrière du Trône in Paris blühten in voriger Woche die Kastanien zum Zweitenmale, während noch die Blätter der ersten Blüthe herabfielen.

Das neue französische Preßgesetz hat bereits eine komische Folge gehabt. Ein Redacteur des „Pouvoir" hatte, der Bestimmung über die Namensunterzeichnung bei literarischen Arbeiten getreu, zu wiederholten Malen August B. unterzeichnet, ohne daran zu denken, daß er sich bis dahin, obschon er bereits 27 Jahre alt, der Militärpflicht entzogen hatte und deshalb verfolgt ward. Ein Polizeicommissär erblickt zufällig den Namen auf einer Nummer des Pouvoir, begiebt sich sofort auf das Bureau des Journals, versichert sich der Identität der Person und schreitet ohne weiteres zu Werke. Herr B., der sich hierauf vor dem Kriegsgericht zu vertheidigen hatte, rechtfertigte sich so ausgezeichnet, daß er freigesprochen ward.

Auch eine Antwort. Bei der Kreisdirection in Brixen (Oesterreich) sollen mehrere Personen, die einen Paß zur Vergnügungsreise nach Baiern verlangten, mit den Worten abgewiesen worden sein: „Der österreichische Staat ist groß genug zur Vergnügungsreise."

Das englische Witzblatt „Punch" scherzt: Jenny Lind kehrt nicht nach Europa zurück. Nach Ablauf ihres Engagements mit Barnum wird sie als Königin der Vereinigten Staaten gekrönt. Der gegenwärtige Präsident tritt aus Artigkeit zurück. Jenny Lind übernimmt die Verpflichtung, dem amerikanischen Volke vorzusingen, was bisher als Präsidentenrede gedruckt ward. Die amerikanische Flagge hat zwei Sterne und einen Streifen mehr erhalten: die Sterne sind Jenny's Augen und der Streifen eine Locke von deren Haar. In Boston ist das Jenny-Lind-Fieber wo möglich noch toller als in Newyork. Sie gab am 27. September dort ihr erstes Concert, und es wird unerhört klingen, daß ein Billet, das erste bei der Versteigerung angebotene mit 625 Dollars bezahlt worden ist. Ein gewisser C. Dodge, ein dortiger Gesanglehrer, war der glückliche Ankäufer, und schon hängt sein Porträt an allen Läden aus. Durch eine solche Tollheit wird man bekannt und erhält sehr viel tolle Kunden. Im Gasthofe, wo Jenny Lind abgestiegen war, kostete die Einrichtung ihrer fünf Zimmer nicht weniger als 13,000 Dollars.

Deutsches Museum. Es ist oft der Wunsch rege geworden, für Deutschland eine so gediegene Zeitschrift von so inhaltreichem Umfang entstehen zu sehen, wie Revue des deux Mondes für Frankreich ist. Prof. Robert Prutz und Dr. W. Wolfsohn in Leipzig verheißen eine solche Aufgabe zu lösen. Sie werden mit dem 1. Januar k. J. ein „Deutsches Museum, Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben," herausgeben, welches jeden ersten und funfzehnten des Monats erscheinen und seinen Inhalt über

das ganze Reich der Bildung ausdehnen soll, so wie es die französischen und englischen Revuen thun.

Kunstzeitung. In der königl. Erzgießerei zu München wird bald wieder ein neues, großartiges Kunstwerk für die Vereinigten Staaten von Nordamerika zur Ausführung kommen. Es ist das 60 Fuß hohe Denkmal, welches der Staat Virginien zu Ehren Washington's, des Gründers der nordamerikanischen Republik, durch den Bildhauer Thomas Crawford von Newyork errichten läßt. Das Modell ist gegenwärtig in Richmond, der Hauptstadt Virginiens, aufgestellt; der Freistaat hat dafür vorläufig 100,000 Thaler bestimmt. Washington sitzt zu Pferde, auf einem hohen, breiten Fußgestell von Granit, welches von Virginien und fünf ihrer berühmtesten Söhne umgeben ist, zwei Präsidenten, einem berühmten Redner, einem General und einem berühmten Oberrichter. Die Bildsäulen werden aus Bronze gegossen.

Aus der Theaterwelt. Die Wiener Theaterzeitung schreibt: „Johanna Wagner, die erste deutsche Fides, welche auch in Wien in dieser Partie so schöne Lorbern erwarb, ist vom 1. Mai 1851 an für das Hoftheater in Berlin engagirt worden. Sie erhält 6000 Thaler Gage und ein Spielhonorar von 100 Thalern (!). Sie hat zu bestimmen, welche Partien sie allein singen oder in welchen sie mit Madame Köster-Schlegel alterniren will. Sie erhält ferner alle Jahre 6 Wochen Urlaub mit fortlaufender Gage und die Zusicherung einer Pension, wenn sie sich 10 Jahre der königl. Bühne widmen will! — Obgleich ihr das Stadttheater zu Hamburg dieselben Bedingungen gemacht hat, so hat sie doch Berlin vorgezogen.

Curiosum. Brief Friedrich's des Großen an Professor Müller, der demselben das Nibelungenlied gewidmet hatte: „Hochgelahrter, lieber Getreuer! Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von denen Gedichten aus dem 12., 13. und 14. Säculo, deren Druck Ihr befördert habet und zur Bereicherung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Ansicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth und verdienten nicht aus dem Staube hervorgeholt zu werden. In meiner Bibliothek werde ich solch elendes Zeug nicht dulden, sondern fortschmeißen. Das mir davon eingehende Exemplar mag dahero sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber demselben nicht Euer sonst gnädiger König Friedrich.

MODEN.

Paris, den 25. October 1850.

Die neuen Winterstoffe zu Morgenanzügen sowie jene zu Abendgesellschaften sind von ausgezeichneter Schönheit, theils von feiner Wolle, gleich dem Cachemir gewebt und bunt bedruckt, theils von Seide, brochirt in kleinen Blumenmustern, schmalstreifig oder gegittert rc. Jedoch unter den Stoffen, welche zu Kleidern für Soiréen verwendet werden, zeichnen sich besonders die antiken schweren Seidenstoffe aus, dann die ungerissenen Sammete, welche mit vieler Vorliebe getragen werden. Es ist auch nicht zu leugnen, daß dieser Stoff, welcher meist nur mit Blonden und Atlas ausgeputzt wird, bei aller Einfachheit sehr elegant aussieht; unter den Lieblingsfarben nennen wir maisfarben, königsblau, islygrün, rosa, weiß und schwarz. So sahen wir ein schönes Kleid von himmelblauem ungerissenem Sammet, welches an beiden Seiten mit sichelförmigen Atlasschalen besetzt war; diese Atlasschalen waren in Bogen mit weißem Schmelz bestickt und an beiden Enden mit einer gleichen Rosette befestigt; das Leibchen, worauf eine shawlartige Berthe angebracht war, hatte am Rande denselben Ausputz von Schmelz; die Aermel hatten eine ziemliche Weite und waren halblang, am Rande mit Atlas aufgeschlagen und ebenfalls mit Schmelz ausgeputzt. — Ein andres Kleid war von maisfarbigem Atlas und hatte auf dem Rocke sieben handbreite Volants von schwarzer Spitze, welche an beiden Seiten mit Schleifen von maisfarbigem broschirtem Atlasband bogenförmig aufgerafft waren; das Leibchen hatte einen ziemlich tiefen Ausschnitt und ringsum war derselbe mit zwei Reihen Spitzen hochstehend besetzt; die halblangen Aermel, unten ziemlich weit, waren zweifach mit Spitzen garnirt, unter denen kleine Bandvolants vorsahen.

Die seidenen Kleider, welche zu Diners oder im Theater getragen werden, haben immer Schneppenleibchen, wodurch indessen der Gürtel mit langer und breiter Schärpe nicht ausgeschlossen wird; zugleich sind die Aermel ebenfalls halblang und unten ziemlich weit. Zu diesen Kleidern trägt man übrigens stets nur offne Unterärmel, von Spitzenvolants zusammengesetzt. Der Rock ist niemals ohne Besatz, mögen es nun Spitzen oder feine Posamentirarbeit, Stickerei oder Bandgefältel sein; wir leben jetzt einmal in einer Periode, wo man sich kein Kleid ohne Ausputz denken kann.

Die Ueberwürfe, welche auf der Straße getragen werden, sind durchgehends wattirt und meist von Sammet oder feinem Tuch gefertigt. Stickerei darauf ist der üblichste und beliebteste Ausputz. Die bevorzugten Farben sind braun und schwarz, schöne breite Fransen und Spitzen werden ebenfalls vielfach zur Verzierung derselben verwendet.

Ein sehr hübscher Stoff, für den man jetzt eine besondere Vorliebe hat, ist der Droguett (aus Wolle und Leinen); er sieht sehr reich aus, ist in der Quere mit gerippten Streifen durchzogen oder auch damenbretartig gerippt und mit Blümchen oder Blättchen von zwei Farben brochirt. Ferner giebt es einen andern Stoff, Disoppositions-Armüre, von feiner Wolle. Die Röcke dieser Kleider haben drei Bordüren, von denen eine jede von fünf satinirten Streifen in abschattirten Farben besteht, die etwas heller sind als die Grundfarbe. Der Raum zwischen den Bordüren ist so breit wie die fünf Streifen, so daß das Ganze einem regelrechten Ausputz gleicht und mehr als die Hälfte des Rockes einnimmt. Zu den Leibchen und Aermeln sind ebenfalls gleiche Streifen abgepaßt, und wenn es gut zusammengestellt ist, so darf das Ganze wohl als geschmackvoll gelten.

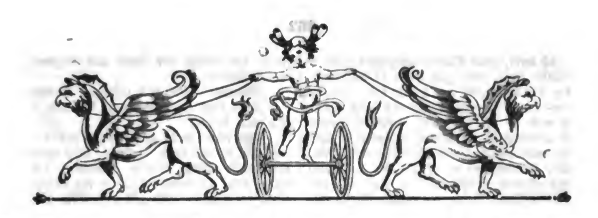
Der Schnitt der Corsets hat sich um ein Wesentliches verbessert; dieser Schnitt giebt jetzt der Taille vorn eine bedeutende Länge, so daß er vollkommen zu den Leibchen der Kleider paßt, die sich bis jetzt fast mit jedem Tage unmerklich verlängert haben. Der beliebteste Stoff dazu ist immer noch der schwere Moiré, welcher das Ausdehnen durch seine geringe Nachgiebigkeit am meisten verhindert.

Für die jetzige Jahreszeit finden die Stiefelchen von Leder den meisten Beifall. Sie bestehen aus zweierlei Leder, von denen das obere weich ist wie ein leichter Stoff. Unter den Farben gefallen mehr als alle übrigen: stahlgrün und braunroth.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 45. 1) Hut von Sammet, mit Spitze garnirt. Mantelet von Sammet, mit Volants und Atlasband besetzt. Kleid von Satin de chine. 2) Zughut von Atlas, mit Marabouts garnirt. Mantelet von Sammet, mit Spitzenvolants besetzt. Kleid von Atlas.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 46. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Robert Blum und sein mächtiger Freund *).

Roman

von August Schrader.

Prolog.

1.

Es war am 9. Juli 1807, am Tage des Friedens von Tilsit. Ein glühendes Morgenroth umzog den östlichen Horizont und sandte das erste Licht auf die Kuppeln des alten, ehrwürdigen Doms und die übrigen zahlreichen Thürme und Thürmchen der noch schlummernden Stadt Cöln, als ein Boot vom linken Ufer des Rheins abstieß, sich langsam durch die Reihen der ankernden Schiffe wand und dann die Richtung dem gegenüber liegenden Städtchen Deutz zu nahm, das sich unmittelbar am rechten Ufer des majestätischen Stromes ausbreitet.

Ein leichter, frischer Morgenwind säuselte über die matt blinkende Wasserfläche und trug auf seinen Schwingen die hellen Schläge der Glocken, die fast in einer und derselben Minute die fünfte Morgenstunde ankündigten.

In dem kleinen Fahrzeuge, das in schräger Linie den Strom durchschneidet, erblicken wir außer dem Schiffer zwei junge Leute, die Hand in Hand auf einem quer über die niedern Seitenwände gelegten Brete sitzen und sich leise, aber eifrig unterhalten. Der Matrose, nur mit Rudern beschäftigt, stand im Vordertheile, blies aus einer kurzen Pfeife große Tabakswolken in die klare Morgenluft und schien sich um seine Passagiere eben so wenig zu kümmern als diese um ihn, die, in die Unterhaltung vertieft, ihrer Umgebung entrückt waren.

„Du weinst, meine Hedwig," flüsterte der junge Mann, indem er den Mantel zurückschlug und seinen Arm sanft um das junge Mädchen legte, das zitternd und mit gerötheten Augen an seiner Seite saß, „Du weinst! Wie oft soll ich Dir wiederholen, daß Du durchaus keinen Grund hast, Dir Sorgen um die Zukunft zu machen, denn Gott ist mein Zeuge, er, der in mein Herz sieht, daß ich Dich liebe, wie nur ein Mensch zu lieben vermag, daß meine ganze Seele Dir gehört und daß mein Leben ein qualvolles sein würde, wenn ich nicht immer an Deiner Seite sein könnte, wenn ich mich nicht täglich und stündlich überzeugte, daß meine Hedwig glücklich ist und daß sie mich liebt wie ich sie liebe!"

Das junge Mädchen sah mit seinen großen, thränenumflorten Augen zu dem Manne empor, dessen schönes Jünglingsangesicht deutlich den Schmerz aussprach, den er über die quälenden Zweifel der Geliebten empfand.

„Philipp!" flüsterte sie, ein leises Schluchzen mit Gewalt unterdrückend und indem sie das glühende Köpfchen an seine Brust sinken ließ, „Philipp!"

---

*) Von diesem anziehenden Roman geben wir nur den Prolog, d. h. eine treffende Schilderung der bewegten Zeit, in welche Blum's Geburt und erste Kindheit fiel.

„O, ich weiß, was Du mir entgegnen willst," fuhr Philipp eifrig fort, „ich kenne ja den Kummer, den die Besorgniß um Deine Ehre in Dir erzeugt — doch, Hedwig, wenn Du mich liebst, wie Du mich so oft versichert, wenn Du mich durch die unzählige Wiederholung meines Schwures der Treue und zärtlichsten Ergebenheit nicht kränken willst, so verbanne die Wolke des Kummers von dieser schönen Stirn und laß mir aus unumschleiertem Auge Deine himmlische Seele entgegenleuchten, daß auch ich Trost finde bei den Widerwärtigkeiten, die sich unsrer Liebe entgegenstellen, und daß ich Muth schöpfen kann, sie noch ferner zu ertragen."

Hedwig brach in ein lautes Weinen aus und umklammerte mit convulsivisch zitternden Armen den Hals des jungen Mannes.

„Mädchen," rief Philipp mit unterdrückter Angst, „was hast Du? Liebst Du mich nicht mehr? Hat Dir nur die Ehre und nicht die Liebe geboten, diesen Schritt zu thun, den wir auszuführen beabsichtigen?"

„Ob ich Dich liebe? Ob ich Dich liebe?" fragte Hedwig mit bebender Stimme. „Was in der Welt wäre mächtig genug, die Stimme der Ehre zu betäuben, wenn nicht die Liebe? Ich bin arm, und was noch mehr sagen will, eine arme Waise, die nichts besitzt als ihre Ehre — Philipp, wenn ich mein einziges Gut hingebe, alles dem Manne opfere, bei dessen Anblicke, ja bei dem bloßen Gedanken an ihn ich selbst die Welt vergesse — Philipp, Philipp, Du fragst noch, ob ich Dich liebe? Erinnerst Du Dich noch des Frohnleichnamsfestes, als sich unsre Blicke in dem Dome, in dem Hause Gottes zum Erstenmale begegneten? Was lächelte Dir entgegen, als Du, der elegant gekleidete junge Mann, mir an der Thür das Weihwasser reichtest und dabei leise meine Hand berührtest? Was führte uns acht Tage später an derselben Stelle wieder zusammen? Was zog mich zu dem unbekannten jungen Manne mit einer mir bis dahin unbekannten Gewalt hin? Was öffnete ihm die Thür meines Stübchens, das bis zu jener Zeit nur der Arbeit und dem frommen Gebete geweiht war? Was ließ mich in seinen Armen die Welt, meine Ehre vergessen —? Philipp," flüsterte sie leiser und ihre Lippen berührten seine Wangen, „das war die Liebe, um die Du mich befragst; das war die Leidenschaft, die mich Dir zu eigen macht, wie die Sklavin dem Herrn — das war die alles vermögende Gewalt, die mich zu dem Himmel erhob und dann niederschmetterte — niederschmetterte, daß ich an mir selbst verzweifle."

„Hedwig," rief Philipp wie begeistert, nachdem er einen langen Kuß auf ihre brennenden Lippen gedrückt, „selbst wenn ich Dir wiederhole, was Du so eben gesagt, bin ich nicht im Stande, Dir meine Liebe zu schildern! Mädchen, Du kennst die Macht der Liebe und verzweifelst an der Zukunft?"

„Philipp! Philipp!" schluchzte Hedwig.

„Nun höre auch mich an, Geliebte. Willst Du mich hören?"

„Ich höre, mein geliebter Freund!"

„Du liebtest mich, Hedwig, ohne meinen Namen, ohne meinen Stand zu kennen; Du liebtest mich, ohne zu wissen, daß ich der einzige Sohn eines der reichsten Männer von Cöln bin, ohne zu wissen, welches Loos Dir Deine Liebe zu mir bereiten würde — und siehst Du, mein geliebtes Kind, diese uneigennützige, aufopfernde Neigung von einem schönen, armen Mädchen erweckte in mir eine Leidenschaft, die mein ganzes Wesen veränderte, mich selbst und einen Stand vergessen ließ, den die Welt fälschlich mit dem Namen Adel bezeichnet, weil er von Alters her den Zusammenfluß des Geldes von Vater auf Sohn vererbt und bevorrechtete Ansprüche auf Staatsanstellungen hat — zum Erstenmale fühlte ich mich in dem Gedanken glücklich, treu und wahr geliebt zu werden, meiner selbst und nicht meines Reichthums wegen geliebt zu werden. Ich muß es bekennen, ich war stolz auf diese Liebe, und wie ich sie erwiederte, weißt Du ja. Deshalb hielt ich es auch für Pflicht, um unser inniges Glück nicht zu zerstören, Dir meinen Stand geheim zu halten und einen Vorzug in der menschlichen Gesellschaft zu verschweigen, den zu verdienen ich bis zu meinem fünfundzwanzigsten Jahre nichts gethan hatte. Ein Zufall entdeckte Dir alles, und zwar nach jenem Augenblicke, der Dich für ewig mir zu eigen machte, der mir die Ueberzeugung gab, daß Du mit der Liebe eines Engels an mir hängst, der alle jene Vorzüge des Lebens durch seinen Seelenadel verdient, die Andre schon in ihrer Wiege vorfinden. Hedwig, Du wähntest Dich verrathen, hieltst mich für den leichtsinnigen Räuber Deines Glücks und Deiner Ehre — ach! wie soll ich Dir den Schmerz schildern, den ich bei dem Anblicke meiner weinenden Braut empfand! Ich sann auf Mittel, diesen Verdacht zu zerstreuen, das Glück, das uns unsre Liebe gewährt hatte, wieder herzustellen, sondirte die Absicht meines Vaters mit meiner Zukunft — und fand leider zu meinem Entsetzen, daß er mit dem Plane umging, das ungeheure Vermögen, das ich einst von ihm ererbe, durch eine Convenienzheirath, bei der mein Herz nicht gefragt werden sollte, zu verdoppeln. Ein Labyrinth eröffnete sich meinen bestürzten Blicken, ein Abgrund, in dem unsre Liebe, mein und Dein Glück begraben zu werden drohte. Um Dir nun zu beweisen, daß ich allem trotze, was sich auch ferner uns entgegenstellen wird, soll in einer Stunde des Priesters Segen uns verbinden und eine Liebe weihen, die wahr und innig zwei edeln Herzen entsprungen ist, eine Liebe, welche die Gottheit selbst gepflanzt hat. Hedwig, meine Hedwig,

weine nicht, die Brust, an der Du geruht, ist stark genug, die härtesten Schläge des Schicksals zu ertragen — sprich, mein Mädchen, was verlangst Du mehr?"

„Philipp," sagte Hedwig unter Thränen lächelnd, „nicht für mein Glück zittere ich allein, ich zittere auch für das Deine, das durch diesen, wenn auch so gerechtfertigten Schritt bedroht wird."

„Mein Glück, sagst Du?" rief der junge Mann, indem er das weinende Mädchen fester an sich schloß, „wo anders in der Welt kann ich glücklich sein als in Deinen Armen?"

„Wir gehen ohne den Willen Deines Vaters zum Altare — sein Segen begleitet uns nicht —"

„Er würde mir seinen Segen nicht verweigert haben, wenn ich nach seiner Wahl mich verheirathet hätte — so meinst Du, Hedwig?"

„Ja!"

„An dem Segen meines Unglücks kann mir nichts liegen!" sagte Philipp. „Der Pfarrer in Deutz verbindet unsre Hände zum treuen, beglückenden Ehebunde, der Kirche und der Welt ist Genüge geschehen — Du bist mein und ich trotze allem, was kommen mag!"

„Warum aber," fragte schüchtern das Mädchen, „geschieht alles so geheimnißvoll?"

„Weil ich die Vorurtheile des Vaters noch zu besiegen hoffe und durch die hierdurch mögliche Erhaltung meines Vermögens meiner Gattin eine sorgenfreie, glückliche Zukunft zu schaffen gedenke. Hedwig, ängstige Dich dieser Vorsicht wegen nicht, noch viel weniger laß sie Dich kränken, denn ich halte sie für eine unerläßliche Pflicht. Du bleibst so lange im Verborgenen meine Gattin, als es die Klugheit gebietet — ist der günstige Augenblick gekommen, führe ich Dich triumphirend der Welt vor und ich bin gewiß, sie wird mich beneiden!"

„Und wenn es nun anders kommt als Du es wünschest, Philipp?" fragte Hedwig mit besorgten Blicken und indem sie ihre zitternde Hand auf seine Schulter legte.

„Dann bist Du mein geliebtes Weib," rief der junge Mann, „für das ich mit allen Fähigkeiten arbeiten werde, die mir der Himmel verliehen hat!"

„Gott möge alles zum besten wenden!" betete Hedwig.

„Er wird es, denn er kann gute, unschuldige Menschen nicht verlassen," fügte Philipp hinzu und schloß das junge Mädchen von neuem in seine Arme.

„Amen!" flüsterte der Matrose, dem von der letzten Hälfte des Gesprächs fast kein Wort entgangen war, da die beiden Liebenden so laut gesprochen hatten, als ob sie allein gewesen wären.

In diesem Augenblicke berührte die Barke das Land. Der Fischer stieg aus und befestigte das leichte Fahrzeug mit einer Kette an einem Pfahle, der zu diesem Zwecke in dem Ufer angebracht war. Dann reichte er den beiden jungen Leuten die Hand und half ihnen aussteigen.

Die Sonne war indeß völlig emporgestiegen und goß ein blinkendes Lichtmeer über dem majestätischen Strome aus, daß seine grünlichen Wellen wie mit Silber durchwirkt erschienen. An dem jenseitigen Ufer lag die graue Häusermasse der alten, ehrwürdigen Stadt, und die langen Fenster des herrlichen Doms, der wie ein Coloß in den blauen Morgenhimmel starrte, reflectirten die Strahlen der jungen, kräftigen Sonne. An beiden Ufern begann das rege Leben des beginnenden Tages und aus den ankernden Schiffen stiegen dünne Rauchsäulen empor, leichte, durchsichtige Wolken bildend.

„Paul," sagte Philipp zu dem Schiffer, „in einer Stunde kehren wir zurück — erwarte uns."

„Ja, Herr," antwortete Paul und zog seinen runden Matrosenhut, den er so lange in der Hand hielt, bis sich die beiden jungen Leute entfernt hatten.

Beide ließen ihre Mäntel in dem Kahne zurück.

Philipp war ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, schlank und kräftig gewachsen, mit einem edeln und ausdrucksvollen Gesicht und jenem eleganten Wesen, ohne jedoch fade oder geckenhaft zu erscheinen, das den Kindern reicher Eltern eigen zu sein pflegt. Seine Kleidung war gewählt, aber einfach, und das zwar bleiche, aber nicht kranke Gesicht ward von einem kleinen, schwarzen Barte geschmückt. Ein dunkles, natürlich gekräuseltes Haar sah unter dem feinen Filzhute hervor und gab ihm ein kühnes, entschlossenes Ansehen.

Hedwig war ein schönes, blühendes Mädchen von zwanzig Jahren. Obgleich einer Familie entsprossen, die vielleicht selten das Glück eines sorgenfreien Lebens genossen, trug ihre ganze Erscheinung dennoch das Gepräge einer Dame von Stande und ihre Manieren, frei von Zwang und Koketterie, waren gefällig und einschmeichelnd. Ihr ovales, zartes Gesicht war diesen Morgen etwas bleich, es trug die Spuren einer durchweinten Nacht und eine rührende Melancholie sprach aus dem großen, trüben Auge. Das niedliche Köpfchen schmückte ein einfacher Strohhut, unter dem hervor eine Fülle brauner, glänzender Locken drang und sich über Nacken und Schultern ergoß, die ein durchsichtiger weißer Flor bedeckte. Die zarten Glieder umschloß ein einfaches, schwarzes, seidenes Kleid, das über den wohlgeformten Hüften durch eine Schnur nachlässig zusammengehalten wurde. Ihr linker Arm ruhte in dem des jungen Mannes und über dem rechten hing ein kleiner weißer Shawl.

Schweigend gingen sie einer Baumgruppe zu, die sich in kurzer Entfernung von dem Ufer des Stroms zeigte und über deren dunkles Blätterdach der Thurm einer Capelle emporragte.

Paul, der Schiffer, ein kräftiger Mann von vielleicht dreiunddreißig Jahren, stand am Ufer

und sah den beiden jungen Leuten so lange nach, bis sie unter den dicht belaubten Bäumen verschwanden. Dann setzte er sich auf den Pfahl, an dem sein Boot angekettet war, zündete seine Pfeife wieder an und sah nachdenkend zu Boden.

Eine halbe Stunde mochte verflossen sein, als das Rauschen eines Bootes, das sich derselben Uferstelle näherte, die Aufmerksamkeit des sinnenden Schiffers rege machte. Er sah empor. Ein Boot legte an und zwei Männer stiegen aus.

Der eine dieser Männer trug einen langen schwarzen Rock mit kurzem Kragen und einer Reihe runder Knöpfe, die bis zu den Fußspitzen hinunterlief. Eine schwarze wollene Schärpe, in der ein brauner Rosenkranz hing, umschloß den langen, magern Leib. Unter dem schwarzen Hute, dessen lange, an beiden Seiten aufgeschlagene Krämpen einem Fischerkahne nicht unähnlich waren, blickte ein hageres, erdfahles Gesicht hervor, in dem ein Paar graue, stechende Augen über weit hervorstehenden Backenknochen blitzten.

Der Andere war ein etwas corpulenter Mann in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung. Auf dem mit dünnem, weißem Haare bewachsenen Kopfe trug er einen schlechten runden Hut und in der Hand einen gelben Rohrstock.

Als die so eben beschriebenen Männer das Ufer betreten hatten, sahen sie sich einen Augenblick nach allen Seiten um, dann wechselten sie leise einige Worte mit einander.

Paul, behaglich große Wolken vor sich hin blasend, blieb ruhig an seinem Platze, nachdem er die Angekommenen mit einem kurzen Seitenblicke gemustert hatte. Der Mann im langen schwarzen Rocke trat ihm näher.

„Guten Morgen, Freund!“ sagte er mit einer dünnen, heiseren Stimme und aus den grauen Augen blitzte eine widrige Freundlichkeit.

Paul erhob sich und nahm seinen Matrosenhut ab. Die Pfeife hielt er ehrerbietig in der rechten Hand.

„Guten Morgen, ehrwürdiger Herr!“ antwortete der Schiffer in einem Tone, der zwar artig klang, aber von der gewöhnlichen Ehrfurcht nichts verrieth, welche die niedere, arbeitende Classe vor geistlichen Herren in damaliger Zeit zu hegen pflegte.

„Der Segen der Kirche sei mit Dir!“

„Dank!“

Paul bedeckte sein Haupt und ließ sich wieder auf dem Pfahle nieder; er war der Meinung, der Artigkeit sei genug geschehen und die beiden Männer würden ihren Weg fortsetzen. Aber er hatte sich geirrt, der Schwarzrock legte seine beiden dürren, langen Arme übereinander und trat ihm einige Schritte näher, indem er ihn prüfend beobachtete.

„Kennst Du mich nicht?“ fragte er nach einer Pause mit lächelnden Mienen.

Der Schiffer blickte dem Frager in das spitze Gesicht, das in diesem Augenblicke einer ekelhaften Fratze glich, denn die Augen waren nur noch zwei schwarze Striche, welche die Backenknochen von der grauen, flachen Stirn trennten, und um das schmale Kinn fibrirten eine Menge Falten, als ob es von einem heftigen Krampfe bewegt würde.

„Nein,“ antwortete Paul; „ich erinnere mich nicht, Euch je gesehen zu haben.“

„Und dennoch!“ grins'te der Pfaffe. „Betrachte mich deutlicher.“

Paul sah von neuem auf und forschte in seinem Gedächtnisse; dann zuckte er mit den Achseln als Zeichen, daß sein Gedächtniß einer Hülfe bedürfe.

„Du bist ein Schweizer?“ fuhr der Pfaffe fort.

„Ja, Herr!“ antwortete der Schiffer überrascht.

„So sind wir Landsleute, auch ich nenne die herrlichen Berge mein Vaterland.“

Paul machte einige starke Züge aus seiner Pfeife, die dem Erlöschen nahe war. Es schien ihm mehr daran zu liegen, sie im Brennen zu erhalten, als an der Unterhaltung seines geistlichen Landsmanns, der eine heimliche Freude nicht verbergen konnte.

„Ihr habt ein gutes Gedächtniß, Herr,“ sagte Paul nach einigen Augenblicken. „Seit sieben Jahren treibe ich mein Handwerk hier in Cöln und habe so lange die Schweiz mit ihren Bergen nicht gesehen —“

„Und dennoch erinnere ich mich deutlich, daß Du in dem Carmeliterkloster am Bodensee lange Zeit als Schiffer dientest und eines Tages plötzlich verschwunden warst, ohne daß man Deine Spur ermitteln konnte. Man glaubte, Du seiest in dem See verunglückt.“

„Mir gilt es gleich,“ antwortete Paul in einem trockenen Tone, „was man über mein Verschwinden denkt und glaubt, denn ich habe das Bewußtsein, daß mir niemand etwas Böses nachsagen kann. Ich muß indeß offen bekennen, daß es mir sehr lieb ist, wenn mich die frommen Mönche am Bodensee für todt halten.“

„Und warum?“ fragte der geistliche Herr im schwarzen Rocke, indem er mit der Hand nachlässig an seinem Kinn spielte.

„Weil ich mich schon lange gewöhnt habe, auch sie als todt zu betrachten.“

„Als todt?“ lächelte der Pfaffe.

„Wenigstens für mich, Herr!“

„Eine sonderbare und vielleicht gefährliche Gewohnheit.“

„Sonderbar — ja; aber warum gefährlich, begreife ich nicht. Doch lassen wir das, Herr, ich habe meine eignen Ansichten, die weder ein Rosenkranz noch ein schwarzer Rock umstoßen wird. Wie nanntet Ihr Euch im Kloster?“

„Meine frommen Brüder nannten mich Prosper.“

„Prosper?“

„Nun, erinnerst Du Dich jetzt meiner?“

„Ja,“ rief Paul nach einer Pause, „jetzt erinnere ich mich des frommen Prosper, der die Zelle

im rechten Flügel des Klosters bewohnte, der dicht am See liegt. Ihr habt Euch aber dergestalt verändert, daß mir das Wiedererkennen ohne Eure Hülfe unmöglich gewesen wäre."

„Ich glaube es," entgegnete mit einem demüthig-schmerzlichen Lächeln der Pfaffe, „ich glaube es, denn die Arbeiten im Weinberge des Herrn stärken und kräftigen nur den Geist, während der Körper den Anstrengungen und der Last des Alters unterliegt. Gieb mir Deine Hand, wackerer Landsmann!"

„Hier ist sie," sagte ruhig der Schiffer und streckte seine derbe Rechte aus.

„Wenn ich nicht irre bist Du in der Ausübung Deines Gewerbes an dem rechten Rheinufer?"

„Ihr irrt nicht, Herr."

„Und schon so früh?"

„Dem fleißigen Matrosen ist keine Stunde zu früh. Die Zeiten sind schlecht, der Krieg mit Frankreich hemmt Handel und Wandel, man muß mit der Barke verdienen, wenn man kein großes Schiff hat."

„Also ist Dein Verdienst schlecht?"

„Wenigstens nicht so gut als früher."

„Du bist mein Landsmann — ich werde für eine einträgliche Beschäftigung sorgen."

„Ihr, Herr? Und wie?" fragte Paul verwundert.

„Ich nehme Dich in meine Dienste. Dann mag der Krieg Handel und Wandel zu Boden drücken, es wird Dir an nichts fehlen."

„O, das glaube ich!" rief der Matrose in einem Tone, der fast höhnisch klang. „Wenn ich aber Lust gehabt hätte, den frommen Winzern im Weinberge des Herrn noch länger als Fährmann zu dienen, wäre ich nicht aus dem Kloster am Bodensee gegangen, wo die Speisekammern trotz Krieg und Pestilenz stets gefüllt waren. So lobenswerth Euer Anerbieten ist, ehrwürdiger Herr, so kann ich es doch nicht annehmen."

„Warum?" fragte der Diener des Herrn in einem völlig veränderten Tone.

„Weil auch ich, obgleich ein Schiffer, meine eigenen Ansichten habe. Ich bin zufrieden mit meinem Loose."

Der Diener des Herrn biß seine schmalen Lippen zusammen und schwieg einen Augenblick, wobei er einen flüchtigen Blick auf seinen Gefährten warf, der bisher theilnahmlos an dem Gespräche nach der Baumgruppe geblickt hatte, aus welcher der Thurm der Capelle emporragte.

„Nun," sagte er endlich, „so betrachte meinen guten Willen als That, er kam aus wohlmeinendem Herzen."

„Ihr könnt Euch darauf verlassen, ehrwürdiger Herr!"

„Wie ich sehe, hast Du bereits Passagiere an dieses Ufer gebracht?"

„Woraus schließt Ihr das?"

„Gehören jene beiden Mäntel, die in Deinem Kahne liegen, vielleicht Dir?"

Verdammt, dachte Paul, indem er seine Ruhe zu erhalten suchte, diese beiden Kerls verfolgen wahrscheinlich die Spur jenes armen Brautpaars, das sich heimlich in der Capelle trauen lassen will. Er ist reich und sie ist arm — der Vater des Reichen hat vielleicht Witterung erhalten — ich muß diesen listigen Jesuiten noch aufzuhalten suchen; ist die Trauung vorüber, kann er in der Hauptsache nicht mehr schaden."

„Ehrwürdiger Herr," wandte er sich laut zu dem Pfaffen, „ich habe Euch schon gesagt, daß ich mit dem kleinen Kahne mein Brod verdienen muß, weil ich für den Augenblick keinen Dienst auf einem Schiffe habe. Jene Mäntel sind allerdings mein Eigenthum, obgleich ich sie nicht zu tragen pflege — sie sind für Reisende bestimmt, welche bei Nachtzeit oder plötzlich eingetretenem Regenwetter sich über den Strom setzen lassen — die Anschaffung derselben ist mir blutsauer geworden — aber sie gehören einmal nothwendig in eine Barke, welche die Verbindung zwischen beiden Ufern herstellen soll."

„So, Freund Paul! Sind die Mäntel diesen Morgen schon benutzt?"

„Nein!"

„So ziehe ich es vor, dieser Bequemlichkeit wegen in Deinem Kahne nach Cöln zurückzufahren, denn auf dem Flusse weht ein frischer Wind, der meiner schwächlichen Gesundheit schaden könnte. Wieviel forderst Du für die Ueberfahrt?"

„Von Euch nichts, Herr!"

„Du bist am unrechten Orte großmüthig, Paul! Warum soll ich Dir nicht zahlen?" —

„Wenn man nichts verdient, kann man keine Zahlung fordern."

„Wie —?"

„Ich kann Euch nicht übersetzen, mein Kahn ist schon vermiethet."

„Schon vermiethet," murmelte Prosper und blickte nach dem Fahrzeuge, das von den Wellen des Stroms geschaukelt ward, „schon vermiethet — und ein Frauenmantel liegt darin neben dem eines Mannes — vielleicht habe ich mich schon zu lange aufgehalten — dieser Paul ist mir verdächtig, er scheint gedungen zu sein — infam, wenn ich meinen Zweck verfehlte! Mit Gott, mein wackerer Paul," rief er laut, „so muß ich wohl ohne Mantel über den Rhein zurückkehren — leb' wohl!"

„Es wird Euch nicht schaden," rief der Matrose ihm nach, „in einer Stunde ist die Hitze unerträglich und ein Mantel überflüssig. Lebt wohl, ehrwürdiger, frommer Herr!"

Die letzten Worte hörte Prosper schon nicht mehr, der mit seinem Begleiter eilig der Capelle zuschritt und schon nach einigen Augenblicken in dem Gebüsche verschwand.

„Gleißner!" murmelte Paul wüthend vor sich hin, indem er dem schwarzen Manne nachsah,

dessen Rock der von dem Flusse herüberstreichende Morgenwind um die langen, hagern Beine flattern ließ, „Gleißner! Hinterlistiger Schurke, ich kenne Dich! Nicht um mir zu helfen machtest Du mir den Antrag, sondern um mich zu einer Nichtswürdigkeit zu benutzen. Das Kloster am Bodensee war Dir vielleicht ein zu enges Feld, deshalb hast Du Deine Thätigkeit in diese volkreiche Stadt verlegt — geh' nur hin, wenn Du den Vorurtheilen tyrannischer Großen dienst, wenn Du die edle Absicht des jungen Mannes verhindern willst, geh' nur, Du kommst sicher zu spät. Die Stunde ist um und die beiden Liebenden müssen jetzt als junge Gatten zurückkehren. O wie will ich jubeln, wenn diesem gierigen Blutegel der reiche Gewinn entzogen wird, der ihm vielleicht versprochen ist, wenn er die Absicht des braven Philipp vereitelt. Und gewiß, er wird ihm entzogen werden, denn noch lebt ein Gott, der alle Schurkereien sieht, welche diese schwarze Menschenbrut anrichtet! Hier wird eine schlechte That beabsichtigt, denn wäre es eine gute, hätte sich der ehrwürdige Prosper nicht dazu hergegeben. Diese verdammten Mäntel — sie gaben ihm den ersten Anlaß zum Argwohn, ich merkte es wohl — hätte ich sie doch in den Strom geworfen! Aber wer konnte denn auch denken, daß sie der Pfaffe bemerken würde? Ja, ja, diese Menschen haben ein entsetzliches Riechorgan, selbst einem Weibermantel wissen sie eine Bedeutung abzugewinnen! Der Himmel gebe nur, daß der Pfaffe zu spät kommt!"

Mit großen Schritten ging Paul am Ufer auf und ab. Die Glocke in der Capelle zeigte die sechste Stunde an. (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Aus London schreibt man, daß von den fünf Brieftauben, welche Capitän Roß bei seiner Reise aus Ayr mitnahm, am 25. October in ihren alten Taubenschlag zurückgekehrt sind; sie brachten aber keine Nachrichten mit. Nur die eine dürfte einen Brief an den Hals gebunden gehabt haben, der jedoch leider abgeschossen worden zu sein scheint. Somit ist es unbestimmt, zu welcher Zeit sie vom Schiffe entlassen worden sind; aber wenn man ihre wunderbare Flugkraft in Anschlag bringt, so muß man der Berechnung nach vermuthen, daß sie einen Weg von 2000 englischen Meilen zurückgelegt haben.

„O gieb ihn wieder, mütterliche Erde!" Neulich ereignete sich in Wien der besondere Fall, daß der zu einem neugebauten Hause im Innern der Stadt gelegte Grundstein gestohlen wurde. Dieser Stein enthielt von jeder gangbaren Münze ein Stück nebst mehreren Banknoten der neuesten Ausgabe und einige für die Nachwelt wichtige historische Documente.

Lord Brougham ward jüngst am Flusse Eamont beim Fischen ertappt, was dort verboten war. Die Sache kam vor das Tribunal, wo der Erzkanzler von England zu fünf Pfund Sterl. Geldstrafe verurtheilt ward.

Die kürzlich verstorbene Königin von Belgien war, zumal als Mädchen, sehr schön; der Blick hatte damals schon den eigenthümlichen höchst einnehmenden Ausdruck, den man als Vorboten der Schwindsucht zu betrachten pflegt. — Ein junger Mann, der als Corrector in einer Buchdruckerei in Paris arbeitete, hatte das Unglück, sich in sie zu verlieben und wurde darüber närrisch. An einem schönen Morgen erschien er im Palais Royal und hielt um ihre Hand an. Was aus ihm geworden ist, weiß man nicht, glaubt aber, daß er eine lange Zeit im Irrenhause geblieben ist.

Die jetzt regierende Königin von Spanien prangt endlich einmal in ihrer Größe: es ist ihr eine Bildsäule aufgerichtet, welche sieben Fuß groß ist.

In Paris ist eine Carricatur erschienen, welche den Präsidenten Napoleon auf einem Pferde zeigt, das aus Geflügel, Würstchen, Champagnerflaschen und Cigarren zusammengesetzt ist.

Ein Mann, der öfters einen hohen Standpunkt einnahm und vielfach angeschwärzt wurde, ist dahin. London hat nämlich seinen witzigsten und elegantesten Essenkehrer verloren; derselbe ward von einem Cab überfahren. Riley war nie im Dienste einer Commune, sondern kehrte auf eigene Faust, wo es ihm beliebte. Er wohnte in einem eleganten Zimmer der elegantesten Quartiere und genoß in ganz London den Ruf, daß er der liebenswürdigste Essenkehrer sei. Die Damen trauern allgemein.

Kann möglich sein. Ein Franzose hat berechnet, daß Europa zwei Milliarden Francs baares Geld und sechzig Milliarden in Creditbriefen und Papiergeld besitze.

Mord aus politischer Leidenschaft. Bei Arles in Frankreich liegt ein Dorf, Saint Martin de Crand. Ein junger Bauer G.... pflügte auf seinem Felde und sang dazu ein Lied, das gegen die Montagnards gerichtet ist. Ein eifriger Montagnard ging vorbei und hörte dasselbe. Am Abend kam er wieder, schlich sich mit geladenem Gewehr auf zehn Schritte hinter den Bauer und erschoß ihn.

Die Amerikaner haben einem großen Dampfschiffe den Namen „Humboldt" beigelegt.

Auf die Brüstung der Notre-Damebrücke in Paris stellte sich ein wohlgekleideter Mann, stand da eine Stunde lang, bis sich ein Publicum versammelt hatte, declamirte dann mit ausgebreiteten Armen den Vers von Ducis: La mort c'est le sommeil — c'est un reveil, peut-être," und stürzte sich rücklings in den Fluß, der ihn mit fortriß.

Eine für Gützlaff's Wirken begeisterte Dame aus Sachsen hat sich demselben als Begleiterin nach dem Orient angeboten, um ihm bei der Heidenbekehrung behülflich zu sein, erzählt die Allg. Zeitung. Auf die Entgegnung Gützlaff's, daß dies nur geschehen könne, wenn sie seine rechtmäßig angetraute Frau wäre, willigte sie ein und die Trauung ward gleich darauf vollzogen.

Das Ehrenzeichen der Schleswig-Holstein'schen Armee, welches dieser Tage vertheilt ward, besteht in einem Kreuz aus blauer Emaille, welches für 20jährige Dienstzeit eine silberne und für 30jährige eine goldene Einfassung hat und an einem blau-roth-weißen Bande befestigt wird. Das Ehrenzeichen für Unteroffieiere besteht für 8jährige Dienstzeit aus einer silbernen und für 16jährige aus einer 15löthigen goldenen Schnalle, ebenfalls an einem Bande von obiger Farbe befestigt. Das erste dieser Ehrenzeichen ist für den Inhaber mit einer lebenslänglichen Einnahme von

4 Schilling pr. Tag, das letztere von 5 Schilling täglich verbunden. Das Ehrenzeichen der Officiere wird honoris causa getragen.

In einigen Pariser Theatern ist man wieder auf den Einfall gekommen, den in den Zwischenacten fallenden Vorhang zu Ankündigungen und Geschäftsempfehlungen zu benutzen. „Naniorama" nennt sich dieser Industriezweig, und zwar wird auf den Vorhängen des Theaters de Variétés und des Ambigue comique versichert, daß dieselben Ankündigungen auch auf den Bühnenvorhängen von London und Newyork zu lesen seien.

Ein großes Unheil für die Schauspielkunst, mehr aber noch für die Künstler, sind jene Lobhudeleien, die man so häufig in Zeitschriften zu lesen bekommt. Feile Federn spenden da entweder aus angeborner Lobhudelsucht, oder zuweilen für andre faßliche Dinge Ruhmeskränze aus, und manches übrigens vielleicht recht ehrliche Gemüth läßt es sich in seiner harmlosen Befangenheit nicht träumen, daß gerade das, was er für höchst nützlich für sich und die Seinen hält, schädlicher ihm und diesen ist, als die strengste Kritik, als selbst die böswilligste Nachrede ihnen werden könnte. Gedungene oder freiwillige Lobsalbaderer und sonstige Klatscher nützen heut zu Tage nie, ebensowenig als aus demselben Grunde boshafte oder hämische Subjecte schaden, die eine Privatrancüne unter dem weiten Mantel der Kritik auslassen wollen, und wer an die Erstern seine Complimente oder wohl gar sein Geld verschleudert, handelt eben so thöricht als wer sich über die Angriffe der Letztern wollte graue Haare wachsen lassen. Das Publicum, Schauspieler und vorzüglich Theaterunternehmer lassen sich in keiner Hinsicht, wenigstens nie auf die Dauer einen blauen Dunst vormachen, und eine Herausstreichung, die nichts ist, wirkt ebenso nachtheilig auf den, der sie für sich heilsam glaubt, wie umgekehrt eine unverdiente Herabsetzung. Die Kritik ist nicht da, um zu schmeicheln, sondern frei und offen die Wahrheit zu sagen. Aber selbst eine öffentliche Rüge, wenn sie nicht einen Fingerzeig giebt, der den Betheiligten und Andern zum Nutzen dient, erscheint nicht nur zwecklos, sondern zugleich langweilig, indem wohl nichts in der Welt weniger interessiren kann als zu wissen, ob ein Schauspieler oder eine Schauspielerin in einer Rolle schlecht spielte, in der man sie — nicht gesehen hat. Eine solche Unterhaltung kann dem Leser um nichts besser sein als ihm die einer Beschreibung von den Dissonanzen in einem Concert sein würde, dem er nicht beiwohnte. Lessing stellte bekanntlich für die wissenschaftliche Kritik den vortrefflichen, leider in so wenigen unsrer kritischen Blätter mehr herrschenden Grundsatz auf: „Daß kein Recensent sich gegen einen Autor einen Tadel erlauben dürfe, den er nicht mit dem Buche in der Hand beweisen könne." Den Geist dieser Maxime auf die Gesetze der Theaterkritik angewendet — wie wäre es denkbar, ihm hier treu zu bleiben, wo es dem Kritiker unmöglich fällt, den beurtheilten Gegenstand zugleich mit der Beurtheilung vor das Auge des Lesers hinzustellen? Der getadelte Schauspieler hat kein Mittel seiner Vertheidigung vor dem Publicum in der Gewalt, wie es der bekrittelte Schriftsteller an seinem Buche, das jedem, der selbst prüfen will, zu dieser Prüfung zu Gebote steht, besitzt. — Dies zur Beherzigung, denn jede Kritik, die nicht auf dem Fundament der Liebe ruht, ist ein Irrlicht am Moor der Literatur. Die Liebe aber erzeugt sich durch die Idee; darum giebt es auch für den echten Beurtheiler als solchen keine persönliche Vorabneigung. Er übt Strenge, weil die Liebe und die Idee sie bedingt. Er ist milde, weil abermals die Liebe und die Idee als Vermittler innen liegt; aber man denke sich die Strenge und die Milde nicht getrennt, sondern als Einheit.

Verwandtschaften des russischen Fürstenhauses mit Deutschland. Die Gemahlin des Kaisers Nicolaus I. ist eine Schwester des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen; der Thronfolger Alexander hat sich mit der Prinzessin Marie von Hessen-Darmstadt, der Großfürst Constantin mit einer Altenburgischen Prinzessin vermählt; die Großfürstin Marie Nikolajewna hat den Herzog Maximilian von Leuchtenberg, die Großfürstin Olga Nikolajewna den Kronprinzen Carl von Würtemberg geheirathet. Die Gemahlin des Großherzogs von Sachsen-Weimar, Maria Powlowna, ist eine Schwester des Czaars; die Prinzessin Juliane von Sachsen-Gotha war die Gemahlin des 1830 verstorbenen Großfürsten Constantin; die Königin der Niederlande ist eine Schwester des Kaisers; der Herzog Adolph von Nassau hatte die Großfürstin Elisabeth (zweite Tochter des Großfürsten Michael) zur Gemahlin u. s. w.

Ein merkwürdiger Kampf zwischen Schmugglerschiffen im Cantonfluß. Man nennt diese Schmugglerschiffe häufig Mandarinenboote, weil sie denen, deren sich die Zollbeamten und andre Angestellten des chinesischen Staates bedienen, sehr ähnlich sind. Die „Revue de l'Orient sagt: Es sind große, flache, lange Fahrzeuge, die von 60 bis 100 Ruderern gerudert werden und wohl bewaffnet sind. Zwei solcher Fahrzeuge trafen im Tigerfluß das Dampfboot der Peninsular und Oriental Company, Canton genannt, und baten den Commandanten desselben unter der Angabe, daß sie von Seeräubern angegriffen worden seien, sie an's Schlepptau zu nehmen und nach dem Ankerplatz der europäischen Kauffahrer zu Wampoa mitzunehmen. Dieser willigte ein, die beiden Fahrzeuge hängten sich an dem Dampfboot an und fuhren mit ihm den Strom hinauf, als fünf andre ähnliche Fahrzeuge ihnen den Durchgang sperrten und auf sie zu feuern anfingen. Die angegriffenen Fahrzeuge antworteten mit einer Salve ihrer Geschütze. Zum Glück that man sich gegenseitig keinen Schaden, aber der Commandant des Dampfboots, von den Chinesen, die er an Bord hatte, unterrichtet, daß die angreifenden Fahrzeuge wirklich Mandarinenboote seien, welche Jagd auf Schmuggler machten, ließ die Taue kappen und seine bisherigen Schützlinge trotz ihrer Bitten ihren Streit mit den Behörden allein ausfechten. Die Kanonade dauerte lange genug, daß der englische Stationscommandant zu Wampoa, Capitän Backer, mit der Kriegsbrigg Servent dahin abgehen konnte, um sich von der Ursache des Kampfs zu unterrichten. — Die beiden Fahrzeuge, welche von dem Dampfboot aufwärts gezogen worden waren, benachrichtigten ihn sodann, daß die Angreifer keineswegs Mandarinen gewesen seien, sondern ebenfalls Schmuggler, welche sie zwingen wollten, sich einer Art Coalition zu unterwerfen und einen gleichen gemeinsamen Preis für jede einzuführende Opiumkiste festzustellen. Dieser Vorfall beweis't besser als alles, wie unmöglich es ist, den Opiumhandel auszurotten. Man versichert deshalb auch, die Regierung des neuen Kaisers sei geneigt, ihn zu regularisiren und unter gewissen Formalitäten und Zollabgaben zu gestatten.

Ein einfaches Mittel, wie man erkennen kann, ob gewisse Pilze giftig sind oder nicht, giebt die „Times" an. Man soll nämlich die Schale abnehmen und sie mit einem goldenen Ringe reiben; wird die geriebene Stelle gelb oder bräunlich, so ist der Pilz giftig. Dies einfache Mittel soll sich stets als unfehlbarer Probierstein erwiesen haben.

Jenny Lind erhielt in Newyork und Boston im Durchschnitt täglich 120 Bettelbriefe. Würde man diejenigen zählen, welche das Hotel der Sängerin belagerten, um ein Scherflein von ihren Schätzen zu erlangen, so rückte eine Armee in's Feld.

Aus der Theaterwelt. Der im politischen Drama als Redacteur der neuen preußischen Zeitung bekannte Gödsche wird dem Vernehmen nach vom 1. künftigen Monats ab eine Theaterzeitung herausgeben und ein Theatergeschäftsbureau in Berlin errichten.

Curiosa. Vom 5. Januar 1848 bis 5. Januar 1849 haben sich auf den englischen Posten nicht weniger als 1,476,456 unbestellbare Briefe gefunden, deren Porto zusammen 10,681 Pfd. St. 3 Schill. 1 P. (über 70,000 Thlr.)

betrug. In 10,279 Briefen fanden sich Wechsel bis zum Betrage von 9560 Pfd. St. Ein sehr großer Theil dieser unbestellbaren und mit Geld beschwerten Briefe war ganz ohne Adresse in den Briefkasten geworfen worden. Ein Brief ohne Adresse, der auf dem Brieferöffnungsbureau erbrochen wurde, enthielt Banknoten bis zum Betrage von 1500 Pfd. St. (10,000 Thlr.). Der Absender hatte bei der Expedirung des Briefes solche Eile, daß er diese Bagatelle nicht einmal einer Adresse würdigte; doch stand zufällig sein Name im Briefe.

** Seit 1783, wo die Luftballons erfunden wurden, sind 250 Luftschiffer in Europa aufgestiegen, unter denen sich 31 Damen befunden haben; nämlich 28 Französinnen, 3 Deutsche, 1 Italienerin und 1 Engländerin. Verunglückt sind dabei im Ganzen 10, worunter sich nur eine Dame, die unglückliche Madame Blanchard, befindet.

** Voltaire beurtheilte ein ihm zur Kritik zugesendetes Buch damit, daß er im letzten Worte desselben, Fin, den letzten Buchstaben ausstrich.

Humoralia. Einst unterhielt sich Goethe mit einem Jena'schen Studenten auf dem Sopha sitzend von gewöhnlichen Dingen. Der Eintritt eines Freundes stört das Gespräch. Goethe ging ihm entgegen, begrüßte ihn, räumte ihm den Platz auf dem Sopha an und — Bruder Studio blieb unbeweglich sitzen. Goethe setzte sich auf einen Stuhl. Da sagte Goethe lächelnd: „Ich muß die Herren doch einander vorstellen: Herr Studiosus P.... aus Itzehoe; — Se. Durchlaucht der Herzog von Weimar."

MODEN.

Paris, den 1. November 1850.

Die neuen Ideen, die feinen und zierlichen Schöpfungen für den Winter, welche die Industrie von neuem beleben, fangen an sich von allen Seiten kund zu geben. Allem Anschein nach wird dieser Winter viel Glanz und Pracht entfalten; allenthalben sieht man nichts als reiche Stoffe und neue Muster. Nie waren die künstlichen Blumen so schön als in diesem Augenblicke; zuerst erwähnen wir eine Guirlande von schwarzem Sammet mit pfirsichblüthrothem Laube, mit weißen Blümchen und braunen Körnern gemischt; ferner einen Kranz mit ausgezackten Blättern von ponceau Sammet mit braunen Adern; eine noch andre sehr hübsche Guirlande bestand aus Hopfenblüthen und kleinen Glockenblumen, mit goldnen Grashalmen gemischt; endlich erwähnen wir von allen andern schönen und reizenden Arbeiten dieser Art noch eine ganz neue Guirlande, nämlich ein anmuthiges Gemisch von Haideblümchen, Tausendschönchen und kleinen Klatschrosen mit Grasähren und Zittergras diademartig zusammengebunden.

Unter vielen recht artigen Hüten zeichnete sich ein Zughut von weißem Atlas aus: am Schirme war er mit kleinen Bogen verziert, über den Bogen lag eine Blonde, welche ein wenig darüber hinausragte; der Kopf war fast kegelförmig in kleine Puffen getheilt und an beiden Seiten waren Marabouts befestigt; das Innere des Schirmes war mit gezogenem Tüll gefüttert, mit vollen Bärtchen von Band und Tüll garnirt. Ebenfalls recht wohl gefiel ein Hut von violettem Sammet, vorn am Rande des Schirmes mit Spitzen garnirt, um den Kopf eine Windung von Atlas mit Spitzen, und über dem Kopfe lag gleich einem kleinen dreizipfeligen Tuche schwarze Spitze, die am Rande mit gefälteltem Tüll besetzt war; der Bart hatte die übliche Länge, das Innere des Hutes war mit Atlas gefüttert und mit Bärtchen von Blonde und mit Federblumen verziert. Die Zughüte von filzgrauem Sammet werden meist mit rosa ungerissenem Sammet gefüttert und auf dem Schirme mit schiefen Streifen von filzgrauem Sammet und rosa ungerissenem Sammet ausgeputzt; andre schmälere Streifen bildete am Rande eine schmale Verzierung, die sich nahe am Kopfe des Hutes wiederholte, welcher in Falten gezogen war.

Bei den Visitentoiletten sind die Oberrockkleider immer noch sehr begünstigt; eine sehr hübsche Zusammenstellung dazu ist folgende: Hut von islygrünem Sammet, gezogen, auf jeden Zug schmale schwarz gefältete Spitze, am Schirmrande drei übereinander gelegte Atlasstreifen; das Innere des Hutes ist ganz glatt mit Atlas gefüttert und darüber Tüll gezogen; zu beiden Seiten befinden sich Tüllbärtchen mit rothen Beeren von Sammet. Kleid und Mäntelchen von feinem schwarzen Tuch. Das Mäntelchen, Semiramis genannt, hat einen sehr weiten Schnitt; es läuft vorn spitz zu und bildet hinten einen runden Shawl; auf den Seiten ist es ausgeschnitten, um die Bewegung des Armes nicht zu hindern; dieses Mäntelchen ist mit einer schmalen seidenen Borte eingefaßt; dann folgen nach einem handbreiten Zwischenraume sechs abgestufte, glatt anliegende Borten, welche mit der Form des Mäntelchens in gleicher Richtung laufen, vorn von den Schultern an eine schräge Verzierung haben, die durch eine Borte, ähnlich den Brandenburgs, gebildet werden und zu beiden Seiten mit sehr hübschen Zwillingsknöpfen von Posamentirarbeit besetzt sind. Der Oberrock hat ein glattes Leibchen, mit einer Reihe olivenförmiger Knöpfe verziert; die Aermel sind lang und gerade geschnitten, haben Aufschläge und diese sind mit Borte besetzt. Der Rock ist üblich weit und lang; handbreit über dem Saume ist er stufenweise neunmal mit Borte besetzt, was sehr gut mit dem kleinen Mäntelchen harmonirt.

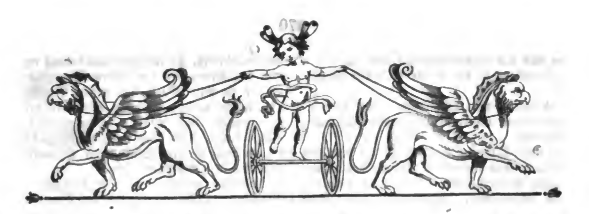
Eine andre Beifall findende Toilette war folgende: Ein Hut von violettem Atlas und Sammet zusammengestellt; das Innere des Hutes war mit einem gefälteten Sammetband belegt, an diesem lag ein Atlasstreifen, woran sich die Bärtchen von Blonde anschlossen. Aeußerlich war der Schirm von Sammet, am Rande mit drei Reihen Spitze garnirt; der Bart von Sammet und Atlas, am Rande ebenfalls mit Spitzen besetzt und zu beiden Seiten des Kopfes mit sechs muschelförmigen Schleifen garnirt. Oberrock von zimmetbraunem Satin de Chine, das Leibchen hoch, die Taille abgerundet; die Aermel gerade und ziemlich weit, aber kurz genug, um die Unterärmel von Tüllbauschen sichtbar zu lassen. Der Rock hat die gehörige Länge und Weite. Der Oberrock ist von oben bis unten scheinbar offen und hat vorn als einzigen Besatz drei Reihen kleiner Knöpfe, welche symmetrisch in Dreiecken aufgenäht sind. Die mittlere Reihe scheint zum Zuknöpfen zu dienen; die Aermel haben an der Seite denselben Ausputz aufzuweisen.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 46. 1) Zughut von Atlas. Aschenbrödeljäckchen von Flanell, mit Borte besetzt. Kleid von Taffet. Beinkleid von Batist, englisch bestickt; streifige Strümpfe und Lederstifletten. 2) Zughut von Atlas. Mantelet von Sammet, mit Stickerei verziert. Kleid von Damast. 3) Häubchen von Spitze, mit Sammetband garnirt. Oberrock von Cachemir; hohes glattes Leibchen mit Schößen; Rock, Aermel und Leibchen mit Sammetband besetzt.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.

Hierbei der literarische Anzeiger № 5.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 47. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Robert Blum und sein mächtiger Freund.

(Fortsetzung.)

2.

Wir kehren zu Philipp und Hedwig zurück, die wir in dem Augenblicke verlassen haben, als sie das die Capelle umgebende Gebüsch betraten.

Von einer fürchterlichen Angst getrieben, als ob jeder Augenblick Verzug den zur Rettung ihrer Ehre beabsichtigten Plan vereiteln könnte, bot die arme Braut alle Kräfte auf, ihrem Bräutigam zu folgen, der mit großer Zärtlichkeit ihren zitternden Arm in dem seinigen hielt.

„Du bist erschöpft, liebe Hedwig," sagte der junge Mann, indem er stehen blieb und die schweißbedeckte Stirn des jungen Mädchens küßte, „ruhe einen Augenblick, wir kommen noch zur rechten Zeit, denn die Capelle ist nicht mehr fern. Siehst Du, dort schimmert sie durch die Zweige — noch einige Minuten und wir sind am Ziele. Der gute Pfarrer erwartet uns halb sechs Uhr an dem Altare — als ich ihn gestern Abend besuchte, gab er mir das feste Versprechen, und auf sein Wort kann man sich verlassen, das ist ja bekannt."

„Und Du meinst," flüsterte Hedwig, „er wird sein Wort nicht zurücknehmen?"

„Gewiß nicht, denn nachdem er die Papiere geprüft, drückte ich ihm eine Rolle mit Goldstücken in die Hand, die er freundlich dankend in seine Tasche schob. Noch einmal, meine Hedwig, sei ohne Furcht und schade Deiner Gesundheit nicht durch unnöthige Angst."

„Doch nun komm, mein bester Philipp — ich bin nicht so erschöpft als Du glaubst. Ist die heilige Handlung vollzogen, kann ich mit friedlichem Gemüthe in dem Arme meines Gatten ruhen — komm, komm!"

Und mit sanftem Ungestüm zog sie den jungen Mann auf dem schmalen Fußwege weiter, der sich wie ein graues Band durch den beschatteten grünen Rasen wand. Der Gesang der Vögel, die ihr Morgenlied aus den Zweigen der duftigen Bäume zum Himmel emporschmetterten, begleitete das Brautpaar auf seinem einsamen Wege zum Altare, sie schienen vom Schöpfer bestimmt zu sein, die Töne der festlichen Weihe erschallen zu lassen, welche die Vorurtheile der Menschen verstummen ließen.

„Hörst Du, Hedwig," sagte Philipp, indem er den Arm der Braut fester an sich drückte, „hörst Du die Vögel? Sie singen Dir das Brautlied und ersetzen den Klang der Glocken, den wir scheuen müssen. Was kann mächtiger das Herz des Menschen erheben als die Stimmen in der Natur, wenn sie einem unverdorbenen Gemüthe erklingen? Hedwig, ich möchte mit diesen gefiederten Sängern jubeln und Du bist traurig — öffne Deine Brust der Liebe und Freude, wir feiern ja heute den schönsten Tag unsers Lebens!"

Unter lautem Weinen, das Freude und Schmerz zugleich erzeugt, sank Hedwig ihrem Bräutigam an die Brust und hielt ihn mit beiden Armen fest umschlungen.

Philipp küßte gerührt die wie klare Thautropfen aus den schönen Augen hervorquellenden

Thränen von den heißen Wangen und sog sie ein wie ein Durstiger in der Wüste die ersten Wassertropfen.

„Doch nun komm, nun komm!" rief sie plötzlich emporfahrend und entwand sich der Umarmung des Geliebten.

Nach fünf Minuten standen sie an dem mit Reben und Epheu umrankten Portale des feinen, freundlichen Gotteshauses. Die Thür desselben war noch verschlossen. Philipp klopfte. Noch eine Minute verging und ein Sacristan öffnete. Das Brautpaar trat in eine kleine mit Blumen geschmückte Vorhalle. Ein Chorknabe in seinem Ornate stand an der Eingangsthür zu dem Innern der Kirche und reichte den jungen Leuten in einem silbernen Becken das Weihwasser. Sich fromm bekreuzend netzten sie Gesicht und Brust mit dem heiligen Elemente, dann traten sie in die feierlich schweigende Halle.

An dem Fuße des Altars stand ein freundlicher Greis im weißen Priestergewande, neben ihm ein zweiter Chorknabe. Der Priester winkte mit der Hand und Philipp und Hedwig schritten durch den Gang zwischen den Betstühlen dem Altare zu. Der Chorknabe, welcher ihnen das Weihwasser gereicht hatte, folgte und verschwand in der Thür der Sacristei, die sich rechts neben dem Altare öffnete. Der Sacristan setzte einen niedrigen Betschemel zu den Füßen des Priesters nieder.

Dieser Anblick übte einen so gewaltigen Eindruck auf die junge Braut aus, daß Philipp seinen Arm um sie schlingen und sie aufrecht erhalten mußte. Langsam und einige ermuthigende Worte ihr zuflüsternd ließ er sie auf dem mit grünem Tuche beschlagenen Betstuhle nieder. Indem er sich zu ihr herüberneigte, sah er, wie in stürmischer Wallung, von einer gewaltigen innern Aufregung erzeugt, sich der volle Busen hob und große Schweißtropfen auf der weißen Stirn perlten, wie eine tiefe Röthe jungfräulicher Scham sich über das zarte, bleiche Gesicht ergossen und wie sie den Trauring, der an dem Goldfinger der linken Hand erglänzte, fast krampfhaft mit der rechten Hand bedeckte, als ob sie ihn den Blicken des Priesters entziehen wollte. Ihre Augen wurzelten an dem mit einigen Blumen bestreuten Boden der Kirche.

In diesem Augenblicke kam der Chorknabe aus der Sacristei zurück und überreichte dem Priester einen blühenden Myrthenkranz. Philipp neigte sich sanft zu seiner zitternden Braut, lös'te die Schleifen des Strohhutes und reichte ihn dem Sacristan. Der priesterliche Greis setzte dem jungen Mädchen den Myrthenkranz in das braune, volle Haar und legte segnend seine Hand auf das bräutliche Haupt, indem er in einem bedeutungsvollen Tone die Worte sprach: „Im Namen Gottes, des allgütigen Vaters!"

Kaum hatte Hedwig den Kranz in ihrem Haare gefühlt, als sie die zum Gebet gefalteten Hände auseinanderriß, sie langsam und bebend emporhob und den Kranz mit den zarten Fingern berührte, als ob sie sich dadurch von seinem Vorhandensein überzeugen wollte. Einige Secunden drückte sie die Knospen und Blätter in fieberhafter Spannung, dann, ihrer kaum noch mächtig, schlug sie die thränenschweren Blicke zum Himmel empor und rief in gebrochenen Tönen:

„Großer Gott — mein Brautkranz — mein Brautkranz! Philipp, ich knie im Kranze vor dem Altare des Herrn!"

„Im Kranze," sagte Philipp, „den Dir der Diener des Herrn der Welt gereicht und den keine würdiger ist zu tragen als Du, meine arme, meine geliebte Hedwig, meine Braut vor Gott und der Welt!"

„Dank, Dank," flüsterte sie, „meine Ehre ist gerettet!"

Einen Augenblick ruhte ihr Haupt an Philipp's Brust, dann erhob sie sich mit einem seligen Lächeln und die heilige Handlung begann.

Kaum hatte der Priester die Worte des Segens über das junge Paar gesprochen, als zwei Männer in dem Eingange der Kirche erschienen, den der Sacristan nicht wieder verschlossen hatte. Es war Prosper mit seinem Begleiter.

„Himmel, wisperte der schwarze Pfaffe und seine stechenden Blicke schienen die junge Frau im Myrthenkranze durchbohren zu wollen, „es ist zu spät!"

„Nicht wahr," sagte der andre Mann, „ich hatte Recht?"

Schallenden Schrittes eilten sie durch den Gang dem Altare zu, den die jungen Eheleute in diesem Augenblicke verlassen wollten. Hedwig schloß aus der Eile, mit der die beiden Männer sich näherten, nichts Gutes, ängstlich klammerte sie sich an Philipp's Arm; der junge Mann aber blieb stehen und sah mit ruhigen, stolzen Blicken den Ankommenden entgegen, er kannte und haßte den bleichen Prosper. Dieser wandte sich an den Priester, der noch auf der untersten Stufe des Altars stand.

„Hier ist eine unerlaubte Handlung vollzogen," rief er mit wutherstickter Stimme; „Sie haben Ihr Priesteramt gemißbraucht!"

„Wer wagt es," fragte Philipp mit ernster, würdevoller Ruhe, „meinen Willen und den meiner jungen Frau zu richten?"

„Ich, der Beichtvater des Grafen von Berg, Ihres Vaters!"

„Und ich," rief der andre Mann, „der bevollmächtigte Polizeicommissar der Stadt Cöln!"

„Die Trauung ist mit unsrer vollsten, innigsten Uebereinstimmung geschehen," sagte Philipp, seine ruhige Haltung mit Mühe bewahrend.

„Aber nicht mit der Ihres Herrn Vaters!" antwortete Prosper.

„Deren bedarf ich nicht, mein würdiger Herr, denn ich habe bereits das fünfundzwanzigste Jahr

erreicht. Auch meine Frau bedurfte des Consenses eines Andern nicht, da sie eine Waise und zwanzig Jahre alt ist. Was giebt es noch in der Welt, das unsern vor Gott geschlossenen Ehebund nicht billigen könnte?"

„Das Gesetz!" antwortete der Polizeicommissar.

„Auch dem Gesetze ist Genüge geschehen," sagte mild der Priester, indem er seinen Platz verließ; „wenn mir die Herrn in meine Wohnung folgen wollen, werde ich dies durch Vorlage der Papiere darthun."

„Die Papiere sind jedenfalls erschlichen," sagte Prosper mit bebender Stimme, „denn der Herr Graf weiß nicht eine Sylbe darum."

„Mann," rief Philipp, dessen Lippen der Zorn erbeben machte, „Mann, wahre Deine Zunge, ich möchte sonst vergessen, daß wir uns im Hause Gottes befinden, des Gottes, den Du zu dienen vorgiebst!"

„Philipp, Philipp!" schluchzte Hedwig an seinem Halse.

„Ja, mein Herr, ich diene der Kirche, wenn ich den Mißbrauch ihrer heiligen Weihe verhindere, wenn ich dadurch die Ruhe eines würdigen Greises bewahre. Junger Mann, Sie haben sich in den Netzen einer Buhlerin fangen lassen und über den Reizen derselben die Ehre Ihres väterlichen Hauses vergessen — segnen Sie die Gesetze, mit deren Anwendung Ihr leichtsinniger Streich wieder auszugleichen ist. Ich befehle Ihnen im Namen Ihres Vaters, dieses Mädchen — der Pfaffe deutete mit seiner dürren Hand auf Hedwig — dem Arme der Gerechtigkeit zu überlassen, der von nun an für sie sorgen wird!"

Mit einem lauten Schrei sank Hedwig bewußtlos zu Boden.

„Hedwig, mein theures, geliebtes Weib!" rief der junge Mann in herzzerreißenden Tönen, hob sie mit seinen kräftigen Armen empor und legte sie sanft an den Stufen des Altars nieder.

Der Priester und der Sacristan suchten die arme, ohnmächtige Frau zum Bewußtsein zurückzubringen.

„Mensch, Teufel!" schrie Philipp, dessen Gesicht die Blässe des Todes bedeckte, „hebe Dich weg von dieser gottgeweihten Stelle, Dein Fuß, der sie betritt, entwürdigt, beschimpft sie! Hinweg, ich kenne Dich nicht, und wehe meinem armen Vater, daß Du ihm je unter die Augen gekommen bist, wehe ihm, daß er je auf die Giftworte Deiner verpesteten, gleisnerischen Zunge gehört. Was hat diese Frau verbrochen, daß Du sie an den Stufen des Altars beschimpfst? Und wenn sie wirklich ein Verbrechen begangen, gebietet die Christuslehre, die Ihr stets im Munde führt, Duldung und Vergebung. Hinaus, sage ich, wenn Du nicht willst, daß ich Dir den nichtswürdigen Schädel zerschmettere! Hinaus!" wüthete der junge Mann und wollte mit geballten Fäusten auf den Pfaffen einstürmen, der seine stechenden Augen auf die arme Hedwig geheftet hielt, als ob er die an ihn gerichteten Worte kaum gehört hätte.

„Zurück, im Namen Gottes!" rief der Priester mit erhobenen Händen und vertrat dem Wüthenden den Weg, „zurück! Wer an dieser heiligen Stätte frevelt, den trifft der Zorn des Höchsten mit doppelter Schwere! Und Sie," wandte er sich zu dem Pfaffen und dem Commissar, „mögen mir in meine Wohnung folgen, wo ich meine Handlung rechtfertigen werde. Daß Sie die Würde und Heiligkeit des Altars verletzt, mögen Sie mit Ihrem Gewissen wieder ausgleichen, ich fühle mich nicht berufen, Sie deshalb zu richten. Doch das gebe ich Ihnen zu bedenken, daß der Mensch nicht trennen kann, was Gott durch des Priesters Segen verbunden hat. Dieser Mann und diese Frau sind Gatten vor Gott und der Welt! Im Angesicht des Gekreuzigten, in seinem Tempel haben sie den Schwur der Treue abgelegt."

Prosper schien einen satanischen Entschluß gefaßt zu haben, denn in seinen Augen erglänzte eine unheimliche Freude, die sich je mehr und deutlicher kund gab, je länger er die todtbleiche und immer noch regungslose Hedwig betrachtete. Nachdem er einen Blick nach der Thür geworfen, in welcher sich zwei Polizeisoldaten zeigten, trat er keck dem jungen Manne entgegen und sagte in einem ruhigen, befehlenden Tone:

„Der Graf von Berg verlangt durch mich und er hat das Recht zu verlangen, daß der junge Graf Philipp von Berg von jener unbekannten Frau getrennt werde."

„Jene Frau ist keine Unbekannte," rief Philipp, indem er aus seinem dumpfen Nachsinnen sich emporraffte und auf beiden Knien neben Hedwig niedersank, „sie ist die junge Gräfin von Berg. Wehe dem, der es wagt, sie von ihrem rechtmäßigen Gatten zu trennen."

„Die Gräfin von Berg!" wiederholte höhnend der schwarze Pfaffe, indem er seine langen Arme übereinanderschlug und mit einer gräßlichen Ruhe die Gruppe am Altare anblickte. „Sie irren, mein junger Freund, denn nur noch fünf Minuten bleibt Ihnen die Wahl, vor der Welt der Gatte dieser Frau zu bleiben, oder ein Graf von Berg. Wählen Sie in Ihrer Verblendung das Erste, schließt sich für immer das Haus des Vaters, und nie erblicken Sie den würdigen Greis wieder, der vielleicht nur noch kurze Zeit zu leben hat — bedenken Sie das wohl!"

In diesem Augenblicke bewegte sich Hedwig und schlug langsam die Augen auf. Mit einem lauten Ausruf der Freude hob sie der junge Mann empor und bedeckte ihren bleichen Mund mit glühenden Küssen, alles um sich her vergessend.

„Sie lebt," flüsterte Prosper mit unterdrücktem Grimme vor sich hin, „die Dosis war nicht stark genug. Und doch befindet sie sich in einem Zustande, der meinem Plane günstig ist." —

„Komm, Hedwig, komm," sagte Philipp und

hob die bleiche Frau auf seinen Armen empor, „und wenn alle jene Schurken ihr Gift gegen mich aushauchten, und wenn ich nie meinen schwachen Vater wieder erblicke — Du bleibst mein Weib!"

Hedwig schwieg, sie sah mit wirren Blicken ihrem Gatten in das bleiche Angesicht und ließ willenlos mit sich geschehen, was dieser that. Seine Bürde in den Armen machte er einige Schritte, um die Kirche zu verlassen.

„Bleiben Sie!" rief Prosper, ihm den Weg vertretend.

„Warum?"

„Sie sind mein Gefangener!"

„Wer kann den Grafen von Berg verhaften?"

„Sie sind nicht mehr der Graf von Berg!"

„Und wenn ich nun Philipp Berg bin, ein einfacher, ehrlicher Bürger?"

„So sind Sie nichtsdestoweniger mein Arrestant!"

„Mensch, Deine Frechheit artet in Wahnsinn aus!" rief Philipp und wollte seinen Weg fortsetzen.

„Herr Commissar, thun Sie Ihre Pflicht!" rief der Pfaffe, indem er ein Papier aus der Tasche zog und es emporhielt.

„Mein Herr," sagte der Commissar, „ein schriftlicher Befehl meiner Behörde gebietet mir, Sie zu verhaften. Folgen Sie mir freiwillig, daß ich nicht gezwungen bin, Gewalt anzuwenden."

Bei den letzten Worten deutete der Gerechtigkeitsdiener auf die beiden Soldaten, die indeß näher getreten waren.

„Mich verhaften?!" rief Philipp mit wirren Blicken, „und meine Frau, die sich in diesem bejammernswerthen Zustande befindet?"

„Wird in ein Armenhaus geschafft werden, wenn sie selbst keine Mittel besitzt, sich zu verpflegen."

„Nein, nein," rief der junge Mann, „so lange mir ein Puls schlägt, trennt mich keine Macht von meiner kranken Frau. Wenn die Menschlichkeit eine Aenderung Ihres Entschlusses nicht herbeiführt, soll es die Gewalt meiner Arme!"

„Mein Herr," sagte ermahnend der Polizeicommissar, „Sie vergessen die Achtung vor dem Gesetze!"

„Mein Herr," rief Philipp, „Sie vergessen, daß das Gesetz zum Wohle der Menschen und nicht zu ihrem Verderben gemacht ist. Sie mißbrauchen das Gesetz! Sehen Sie denn nicht, daß hier ein Menschenleben in Gefahr schwebt? Zurück, sage ich; wer eine Hand an mich oder meine Frau zu legen wagt, ist des Todes!"

„Ich fordere, daß Sie Ihre Pflicht thun," sagte Prosper zu dem Officianten, „es ist Zeit, daß dieser Scene ein Ende gemacht wird."

„Wir dürfen keinen Eclat herbeiführen," flüsterte der Commissar.

„Sorgen Sie dafür, daß wir den jungen Mann in unsern Kahn bekommen, und geht es nicht anders, mag die Frau ihm folgen. Ich empfehle Ihnen Eile!"

Philipp, seine Frau in den Armen tragend, machte einige Schritte der Thür zu. Der Polizeicommissar, nachdem er mit Prosper leise gesprochen hatte, gab den beiden Männern einen Wink. Diese vertraten dem jungen Grafen den Weg und machten Miene, Hand an ihn zu legen.

„Himmel!" rief er mit tonloser Stimme und die Wuth durchbebte ihm Mark und Bein, „Ihr wollt es dennoch wagen, wollt mich bis zum Aeußersten treiben? Wohlan, so nehmt die Folgen auf Euch, Ihr elenden Menschen, ich kann nicht anders! Mein Herr," wandte er sich zu dem greisen Priester, der zitternd vor Schrecken und Angst ihm zur Seite stand, „Ihrer Obhut übergebe ich meine Frau, meine arme Hedwig — von Ihnen fordere ich sie zurück — ich vertheidige meine Freiheit, meine Gattin!"

„Um Gottes willen, was wollen Sie thun?" fragte bebend der Greis.

Doch Philipp antwortete nicht; rasch und entschlossen legte er die junge Frau, die von einer neuen Ohnmacht befangen war, auf den nächsten Betstuhl nieder, ergriff einen großen hölzernen Candelaber, der am Fuße des Altars stand und drang, wie ein Rasender diese Waffe mit beiden Händen schwingend, auf die beiden Polizeisoldaten ein, die unentschlossen auf den Commissar blickten. Der Wüthende führte einen gewaltigen Streich nach den Männern; diese sprangen jedoch bei Seite und zogen ihre Säbel, um sich zu vertheidigen.

In diesem Augenblicke erschien Paul, der Schiffer, in der Thür der Kirche. Kaum hatte er die Gefahr des jungen Grafen erblickt, den die Soldaten von zwei Seiten mit ihren Säbeln angreifen wollten, als er den, der ihm zunächst stand, mit seinen kräftigen Fäusten bei der Gurgel packte, ihm die Waffe entwand und dann sehr unsanft zu Boden warf.

„Zu mir, mein Freund, zu mir," rief der Schiffer mit seiner kräftigen Stimme, daß die Gewölbe der Kirche wiederhallten. „Ha, ich dachte es mir — wo der fromme Prosper, der Jünger Jesu, sich sehen läßt, ist das Unglück nicht fern! Also die Polizei steht im Solde der Jesuiten? Regt Ihr Euch schon wieder, Ihr schwarzen Raubvögel der Nacht? Hat Euch der Tritt des mächtigen Franzosen den Kopf nicht völlig zerdrückt? Hütet Euch vor den Arbeit gewohnten Händen des Volks, sie könnten Euch dergestalt die Federn ausrupfen, daß Ihr nie wieder Eure stinkenden Fittiche regt."

„Was will dieser Mann?" fragte Prosper, dem bei dem Anblicke des Schiffers der Muth zu sinken schien.

„Was er will? Was er will?" rief Paul mit Hohnlachen. „Er will Euch den Rath ertheilen, ehrwürdiger, frommer Herr, dieses junge Paar ungestört heimziehen zu lassen und nie wieder auch

nur einen Blick nach ihm zu richten, und wäre er noch so andächtig. Wollt Ihr mir das versprechen, frommer Herr?"

„Mensch, was wagst Du —?"

„Wollt Ihr mir das versprechen?" wiederholte Paul.

„Du bist von Sinnen!" grins'te der Pfaffe.

„Mag sein; so viel Verstand ist mir indeß geblieben," sagte der Schiffer etwas leiser und indem er Prosper einen Schritt näher trat, „den Jünger unsers Erlösers an den eilften November des Jahres achtzehnhundert zu erinnern, wenn er sich weigern sollte, meinen guten Rath zu befolgen."

Prosper fuhr erschreckt zusammen.

„Ihr seht," fügte Paul hinzu, „daß der Sinnlose ein gutes Gedächtniß hat. Weigert Ihr Euch jetzt noch, meinen Rath zu befolgen?"

„Gut," sagte der Pfaffe, indem er einen Augenblick überlegt, „jedoch unter einer Bedingung."

„Nennt sie."

„Ich muß Dich diesen Abend sprechen."

„Wo?"

„Ich werde Dich in dem Kreuzgange der Jereonskirche erwarten."

„In dem Kreuzgange?"

„Ja; wir können dort ungestört mit einander reden."

„Ich glaube es — der Ort ist gut gewählt. Und wann?"

„Um neun Uhr."

„Also wenn es Nacht ist. Und wenn ich nun nicht komme?" fragte Paul mit einem ironischen Lächeln.

„Du wirst kommen," antwortete Prosper betonend, „wenn Dir das Glück jener jungen Frau am Herzen liegt."

„Ehrwürdiger Prosper, Ihr wißt, daß ich nicht furchtsam bin — richtet Euch darnach."

„Wirst Du kommen?" fragte Prosper dringend und mit einiger Aengstlichkeit.

„Ich komme — im Interesse jener Frau."

Hedwig hatte sich indeß zwar wieder erholt, aber blaß wie eine Leiche saß sie in dem Betstuhle von Philipp's Armen umschlungen, der vor ihr auf den Knien lag. Die Besorgniß für seine Frau hatte die Aufmerksamkeit des jungen Mannes von Prosper und seinen Genossen abgewendet. Erstaunt blickte er den Schiffer an, als dieser zu ihm trat und ihn zur Rückkehr aufforderte.

„Mein Boot liegt am Ufer," sagte er treuherzig, „und so sicher, wie es Sie hergetragen, soll es Sie auch zurückbringen. Folgen Sie mir, niemand wird es noch wagen, Ihre Heimkehr aus dem Gotteshause ferner zu verhindern."

„Philipp," flüsterte die erschöpfte Hedwig, „jener schwarze Priester sendet mir fürchterliche Blicke zu — komm, führe mich hinweg, daß er mich nicht mehr sehen kann."

Als Paul mit seinen beiden Passagieren sich anschickte die Kirche zu verlassen, war Prosper mit seinen Begleitern bereits verschwunden.

„Mein Gott," sagte der junge Graf von Berg, indem er sich erhob, „wer bist Du, Freund, und woher kommt es, daß Du Dich für mich so interessirst?"

„Ich bin ein armer Rheinschiffer, Herr, der nach Kräften für die zu sorgen pflegt, die sich ihm zur Ueberfahrt über den Strom anvertrauen — nichts weiter!"

„Und wo sind meine Feinde?" fragte Philipp verwundert, nachdem er sich einen Augenblick nach allen Seiten umgesehen hatte.

„Sie haben das Weite gesucht."

„Ohne Kampf?"

„Meine Stimme allein hat sie vertrieben!" antwortete Paul mit einem kleinen Anfluge von Stolz. „Jetzt folgen Sie mir in meinen Kahn, daß ich Sie und die arme junge Dame an dem Orte richtig wieder abliefere, wo Sie sich mir anvertraut haben."

„Noch einmal, Freund, wer bist Du, daß ich meinen Retter zu nennen und zu belohnen weiß?"

„Wie gesagt, Herr, ich bin ein armer Rheinschiffer, nichts weiter. Nun kommen Sie!"

Paul hatte seine Antworten mit einer solchen Entschiedenheit und Würde ertheilt, daß Philipp nicht weiter zu fragen wagte. Die jungen Ehegatten küßten die Hand des greisen Priesters, der ihren Bund eingesegnet hatte, dann verließen sie langsam die Capelle. Der Schiffer folgte ihnen.

Als sie aus dem Gebüsche an das Ufer traten, erblickten sie einen Kahn auf der Mitte des Stroms, der eilig die Wellen durchschnitt. Die lange Gestalt Prosper's, dessen schwarzes Gewand im Winde flatterte, ragte wie ein unheimliches Wesen aus dem kleinen Fahrzeuge empor.

Nach einer Viertelstunde befestigte Paul sein Boot an dem entgegengesetzten Ufer. Philipp und die bis zum Tode erschöpfte Hedwig stiegen an das Land.

„Hier, nimm Dein Fährgeld," sagte der junge Graf, indem er dem Schiffer eine volle Börse in die Hand legte.

„Diese Börse, Herr?" fragte Paul, indem er sie wog. „Das ist zu viel für eine Fahrt von zwei Stunden."

„So betrachte sie als Lohn für den Dienst, den Du mir in der Capelle geleistet hast. Wäre ich für den Augenblick im Besitz einer größern Summe, so würdest Du sie erhalten — darum nimm meinen herzlichen Dank!"

„Und den meinen," flüsterte die junge Frau, indem sie dem Schiffer ihre matte Hand entgegenstreckte.

„Herr," sagte Paul in einem treuherzigen Tone, „ich behalte die Börse, denn ich bin arm, und wie mir scheint, wird es wohl noch einige Mal nöthig sein, daß ich zu Ihrem Besten meinen Kahn verlasse, mit dem ich mir mein Brod erwerbe. Sehen

Sie dort das kleine graue Häuschen, das aussieht, als ob es mit jeder Minute einstürzen wollte?"

„Ich sehe es. Und diese finstere Höhle wäre Deine Wohnung?"

„Dort fragen Sie nach dem Schiffer Paul, wenn Sie glauben meiner zu bedürfen, und man wird Ihnen sagen, wo ich bin. Kommen Sie am Tage, so treffen Sie mich hier bei meinem Kahn."

„Noch einmal, Freund, wer bist Du?"

Der Schiffer lächelte und sah den Frager einen Augenblick an. Dann antwortete er fest und entschieden:

„Für Alle, die von diesem zu jenem Ufer wollen, bin ich der Schiffer Paul — aber für Sie, Herr Graf, bin ich eine Waffe gegen den Pfaffen, der Sie in der Kirche von Ihrer jungen Gattin trennen wollte."

„Gegen Prosper, den gefährlichen Beichtvater meines Vaters?" fragte Philipp verwundert.

„Bedürfen Sie meiner Hülfe gegen ihn, so rufen Sie mich und mein Wort wird genügen, ihn in die Flucht zu schlagen, wie diesen Morgen in der Capelle zu Deutz."

Dann reichte er dem jungen Manne die Hand zum Abschied und zog, Hedwig ehrerbietig grüßend, seinen grauen Hut.

Verwundert über den seltsamen Mann ging das junge Paar dem Innern der alten Stadt zu.

Paul zog seine Pfeife hervor, zündete sie an und setzte sich auf einen Uferstein, um neue Passagiere zu erwarten. (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Die russische Staatszeitung enthält ein vom Kaiser bestätigtes Gutachten des Reichsraths, wornach sämmtliche Censoren zur ersten Kategorie der Lehrämter des Ministeriums der Volksaufklärung gerechnet werden.

v. Arnim's „Handelspolitisches Testament" trägt als Motto folgende Erzählung: „Einem Franzosen, einem Engländer und einem Deutschen wurde aufgegeben, ein Kameel zu zeichnen. Der Franzose ging in den Jardin des plantes und lieferte rasch eine geistvoll aufgefaßte, wenn auch nicht ganz getreue Abbildung. Der Engländer reis'te nach Afrika und brachte in kurzer Zeit ein wahrheitsgetreues Abbild zurück. Der Deutsche dagegen schloß sich in sein Studirzimmer ein, um das Kameel nach seinem tiefinnersten, sittlichen Bewußtsein zu constituiren. Sicherm Vernehmen nach ist er dort noch immer bei der Arbeit."

In Peking, der Hauptstadt von China, erscheint jede Woche eine auf Seidenstoff gedruckte Zeitung von außerordentlicher Größe, welche keine einzige auswärtige Nachricht bringt, aber reichhaltig an Ereignissen aus dem Innern des Reichs ist. Diese Zeitung existirt, wie man sagt, seit tausend Jahren und hat einen unbestreitbaren Ruf von Wahrhaftigkeit. Ein öffentlicher Beamter, der es im Jahre 1727 gewagt hatte, eine falsche Nachricht einrücken zu lassen, ward mit dem Tode bestraft, und seither ist nichts Aehnliches mehr geschehen.

Das neue Preßgesetz in Frankreich, nach dem alle Artikel mit dem Namen des Verfassers unterzeichnet sein müssen, hat wieder zu einem komischen Irrthum Veranlassung gegeben. Eine Annonce lautete: „Ein Familienvater, alter Soldat des Kaisers, welcher ungekannt bleiben will, bittet seine ehemaligen Waffenkameraden, sie möchten ihn unterstützen. — Dann stand geschrieben: — Jean Laruelle, Ex-Sergeant des 60. Infanterieregiments.

Ein äußerst kühner Postraub wurde in Philadelphia unternommen. Drei Säcke, welche die Post von Newyork nach Richmond, Wilmington und St. Louis enthielt, wurden hinweggeschleppt. Die Thäter hat man nicht entdeckt; doch fand man über 1000 geöffnete Briefe und eine Anzahl von Wechseln u. s. w. Die Summe des entwendeten baaren Geldes wird auf 100,000 Dollars geschätzt. Die leeren Briefe sind wieder in Newyork angekommen, wo sie von den Eigenthümern reclamirt werden.

Louis Napoleon erhielt kürzlich ein goldenes Schiff auf Emailwogen; dieses Schiff geht durch Mechanismus unter: da erscheint die Gestalt Louis Napoleon's, er beruhigt die Wogen und das Schiff kommt wieder zum Vorschein. Louis Napoleon hat dem Geber dieses allegorischen Meisterwerks eine kostbare Stecknadel mit einer Biene überreicht. Die Biene ist bekanntlich auch ein Symbol des Kaisers Napoleon.

Balzac's Testament ist kürzlich geöffnet worden. Er hat niemandem etwas legirt, selbst seiner Mutter und seinem besten Freunde Laurent Jan nicht. Frau von Balzac tritt in den einzigen Besitz aller beweglichen wie unbeweglichen Güter. Dieselbe hat aus freiem Antrieb der alten Mutter des berühmten Dichters eine Lebensrente von viertausend Francs angewiesen.

Ein Wort über die deutschen Volkskalender. Wenn man jetzt an den Schauläden der Buchhändler vorübergeht, so sieht man eine förmlich aufgestellte Armee von deutschen Volkskalendern und Ankündigungen von Volksschriften, Volksbüchern u. s. w. Der ruhige Beobachter, dem diese Bücher und Kalender in die Hände kommen, gelangt nicht selten gleich nach Lesung der ersten Seiten zu der Kenntniß, daß diese Schriften sich gar nicht für das Volk eignen. Beruf zum Volksschriftsteller hat zunächst nur derjenige, der aus dem Volke stammt, der mit und unter ihm lebt und wirkt, der sich in seine Eigenheiten findet und sie zu schonen weiß, sich aber auch nicht zu hoch dünkt, für das Volk zu wirken. Eben so wenig als ein Landtagsabgeordneter, der das Volk nicht kennt und sich in Folge höherer Stellung und Reichthums von dem Volke ausschließt, die Bedürfnisse des Volks recht kennen lernt — eben so wenig kann ein Schriftsteller, der nur mit bevorzugten Personen verkehrt und sich selten oder gar nicht unter das Volk verläuft, ein Volksschriftsteller sein. Mit einem Wort: die meisten als „Volksbücher" angepriesenen und in angeblich so und so viel Tausenden von Exemplaren ausgegebenen Bücher verdienen gar nicht diesen Namen. Die „Volkskalender," mag ihr Absatz auch noch so groß sein, sind eben auch nur selten allgemeine Volksbücher; sie passen gewöhnlich nur für diejenigen Städte und Länder, wo sie gedruckt worden — und selbst das nicht immer. Hierher gehören namentlich Gubitz's „deutscher Volkskalender;" K. Steffens „Volkskalender." — Mag O. von Horn sich angeblich ein „warmes Plätzchen im Herzen des Volks erobert haben," wie seines Verlegers Sauerländer Ankündigung rühmt — seine „Spinnstube" ist darum noch immer nicht ein „Volksbuch" im wahren Sinne des Worts. Gleiches gilt von dem „Buch für Winterabende" von Honeck. Nur eins von diesen Büchern scheint sein Ziel erreicht zu

haben, dies ist der jährlich zu Breslau erscheinende „Volkskalender“ von Trewendt. Der Inhalt ist rein für das Volk berechnet und dürfte, was den großen Absatz betrifft, vielleicht nur im „Ameisenkalender“ einen Rival finden.

Gustav Schwab, der edle Dichter, ist nicht mehr. Er starb am 4. November zu Stuttgart nach kurzem Leidenskampfe. Zwei seiner Söhne, wovon der eine aus Amerika und der andere von Berlin gekommen, umgaben das Sterbelager. Sie beabsichtigten mit dem Vater eine Alpenreise; der Weg ging in höhere Gefilde.

Mainz. Die Tochter des bekannten Tscheck, welche sich hier aufhielt, veröffentlichte im Tageblatt einige Abschiedszeilen, aus denen hervorgeht, daß sie aus Mainz verwiesen sei und nun nach Amerika auswandern wolle, welchen Plan sie durch Vermittelung von guten Menschen bald zu realisiren hofft.

Nach der Schlacht bei Idstädt fuhr auf einem Wagen ein dänischer Soldat, in dessen Armen ein todter Schleswiger lag. Da schrie ihm ein Weib im Vorbeigehen zu: Verruchter Verräther! willst Du gleich den verdammten Schleswiger herauswerfen? — „Sei ruhig, Mutter, es ist mein Bruder!“ antwortete der dänische Soldat.

Ein unbekanntes Document aus der Jugendgeschichte Goethe's, welches man im Intelligenzblatt der Stadt Frankfurt für das Jahr 1774 gefunden, lautet wie folgt: „Es werden hierdurch alle diejenige, in und ausser Frankfurt, so noch an die Vorstadt- und Buddeischen Herren Erben, wegen einiger von der alten solche Firma führenden Handlung, empfangene Waaren im Rückstand verblieben, auf das höflichste erinnert, die Zahlung von dato in 14 Tagen an deren nunmehro Endesunterzeichneten Bevollmächtigten, so gewiß zu leisten, als sonst dieselbe gegen die Säumigen ernsthaftere Maasregeln zu ergreifen, wie wohl ungern, sich gemüßiget sehen dürfte. Franckfurt den 10ten Junii 1774. J. W. Goethe, Dr. und Adv. ord. dahier.

Die deutschen Reisenden Overbeck und Barth, welche an der unter Leitung des Herrn Richardson stattfindenden Expedition in Afrika Theil nehmen, haben der Berliner geographischen Gesellschaft wieder einen interessanten Bericht, datirt 16. August d. J., zukommen lassen. Genannte Reisende befanden sich bei Abfassung dieses Berichts schon 300 Meilen südöstlich von Tripolis, wo sie wegen der Regenzeit sechs Monate bleiben müssen und unter andern Geräthschaften auch Canots erwarteten, welche sie von Kameelen weiter transportiren lassen und zur Forschung auf Seen und Flüssen benutzen wollen. Genannte Gelehrte haben jüngst eine ansehnliche Geldunterstützung von dem König erhalten.

Newyork ist unter allen Städten der Erde wohl die einzige, welche in der Zunahme der Stadttheile und Bevölkerung [illegible] große Fortschritte gemacht. Seine Population war im [illegible]ahre [illegible] 123,706 Seelen und wurde auf diese A[illegible] von mehr als [illegible] Städten, sowie von M[illegible]rico und Rio de Janeiro in Amerika übertroffen. Nach [illegible] Jahren zählte es 166,086 Bewohner und überbot demn[illegible]ch Hamburg, Kopenhagen, Marseilles u. s. w. 1830 hatte es 202,589 und ließ Rom und Edinburgh, und 1835 Amst[illegible]rdam hinter sich, weil es 270,000 Köpfe zählte. — 184[illegible] reihte es sich mit einer Population von 371,223 an Mo[illegible]kau an. Der diesjährige Census wird Newyork zur drit[illegible]en Stadt der Christenheit erheben, — in Amerika übertri[illegible] es alle andern Städte, indem keine derselben über [illegible],000 Einwohner zählt und auch nicht die Aussicht hat, bald bedeutend zuzunehmen. Die „Newyork Expreß,“ nach welchen diese Notizen gegeben sind, glaubt, daß in 5 Jahren Paris von Newyork überflügelt sein werde, indem ersteres durch die Revolution u. s. w. abgenommen und letzteres durch die stete Einwanderung sowie durch den Anschluß Brooklyns und Williamsburghs in sehr ausgedehntem Maßstabe wachsen müsse, — und daher nach dieser Zeit als zweite Stadt neben London seine Stellung einnehmen werde.

Bem, derzeit Murat Pascha in Aleppo, wo er die Artillerie organisirte, soll auf den Tod krank liegen. Auch soll ein Theil der freiwillig nach Syrien gezogenen ungarischen Flüchtlinge wieder nach Constantinopel zurückgekehrt sein.

Das Chevauxlegers-Regiment in Oesterreich bestand in den Jahren 1790 aus blutjungen, bartlosen Männern, welche bei ihrem Anrücken in den Niederlanden von den Feinden als Buben verlacht wurden; sie siegten und der Kaiser ertheilte ihnen das Vorrecht, stets bartlos dienen zu dürfen. Die Zeit brachte diese Begünstigung in Vergessenheit, allein als jüngst der Kaiser von Oesterreich dieselben musterte, erinnerte er den Oberst derselben an die Geschichte; der Oberst erzählte sie seinem Regiment und in wenigen Stunden waren die Bärte verschwunden.

Eine schwarze Prinzessin. Der britische Capitän Forbes ist vor kurzem aus dem Innern Afrika's zurückgekehrt, wo er mit dem König von Dahomey in Unterhandlung wegen eines Vertrags zur Abschaffung der Ausfuhr von Sklaven aus jenem Königreich gestanden hat. In dem Besitz des Negerfürsten befand sich ein achtjähriges junges Mädchen, eine Kriegsgefangene fürstlichen Geblüts, welche zu dem traurigsten Leben verdammt gewesen wäre, wenn nicht der König von Dahomey, der sah, daß der britische Capitän Gefallen an dem Kinde fand, es demselben zum Geschenk gemacht hätte. Die Kleine ist gegenwärtig bei ihrem Befreier in England, für den sie die größte Dankbarkeit an den Tag legt. Sie zeichnet sich durch die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen aus und besitzt ein großes Auffassungsvermögen. Die Königin Victoria, welche von der schwarzen Prinzessin hörte, hat versprochen, sich derselben anzunehmen und in einigen Tagen soll sie der englischen Majestät vorgestellt werden.

Im Münchener Kunstverein zog neulich ein Porträt die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; es war das Bild der Tagelöhnerstochter Maria Detsch, welche König Ludwig wegen ihrer ausgezeichneten Schönheit durch den Hofmaler Stieler malen ließ und welches Bild die einzig leere Stelle in der Schönheitsgalerie noch ausfüllen soll.

Literarisches. Das älteste publicistische Institut Berlins, die Voß'sche Zeitung (gegründet 1721) verlor in der Nacht vom 31. October seinen Chef, den Justizrath Lessing, der dasselbe fast 50 Jahre geleitet. Er war somit auch der älteste Redacteur Berlins, vielleicht Deutschlands, und ist der Sohn des Bruders von dem classisch gewordenen Lessing.

⁂ „Literarisches Centralblatt“ ist der Titel eines neuen Blattes, das seit October, herausgegeben von Dr. Friedr. Zarncke, in Leipzig bei G. Wigand in wöchentlichen Nummern oder monatlichen Heften (zum vierteljährlichen Preise von 1 Thlr.) erscheint. Es giebt eine vollständige und schleunige Ueb[illegible]cht über die neuen literarischen Erscheinungen in sämmtlichen Fächern, begleitet die meisten Bücher sofort mit orientirenden Winken über ihren Gegenstand und Inhalt oder mit näher eingehenden Kritiken und bietet eine sehr gute Revue der ganzen Literatur.

Aus der Theaterwelt. Am Vorabend der Schillerfeier ging zu Leipzig im Theater „Turandot“ in Scene. Vorher ein Prolog von Gustav Liebert. Die Festfeier fand am 11. November in den Sälen des Hotel de Pologne statt, wo die Festrede von Dr. Georg Köberle sich als das Bedeutendste erwies. Es war dies die zehnte Feier des Festes, welches im Jahre 1840 gestiftet wurde. — Wie wir hören hat auch Chemnitz diesmal seinen Tribut gezollt, wo man im Theater nach vorhergegangener Feier „Kabale und Liebe“ zur Aufführung brachte.

⁂ **Paris.** Das Théâtre historique ist geschlossen, da die Zahlungsmittel nicht mehr ausreichten, wie dies fast

bei den meisten Theatern der Fall ist, welche nicht von der Regierung unterstützt werden. Trotzdem finden sich Unternehmer, welche diese Theater übernehmen wollen.

*** Berlin. Der ehemalige bekannte Hofschauspieler Schneider, welcher beim König das Amt eines Vorlesers versah, ist von demselben zum Hofrath ernannt worden.

*** Der Director Blattner zu Altona hat seine Gesellschaft in aller Gemüthsruhe verlassen, nachdem er derselben zuvor angezeigt, daß ihn ein vortheilhaftes Gastspiel nach Breslau rufe. Er gastirte daselbst, ließ sich mit 1200 Thlr. Jahresgage nebst drei Thaler Spielhonorar engagiren und kehrte gar nicht wieder nach Altona zurück.

*** Eine Schauspielerin des Theater français, Maria Lopez in Paris, die früher in Lyon engagirt war, ist verhaftet worden, weil sie die Vermittlerin zwischen den Verschwornen von Lyon und deren Mitgliedern in Paris gemacht haben soll.

*** Hannover. Herr von Allen hat die Intendantenstelle am königl. Hoftheater wieder aufgegeben.

*** Ein Berliner Witzbold meinte, als er in der dritten Vorstellung des Birch-Pfeiffer'schen „Forsthauses" gefragt wurde, ob er sich das neue Stück auch ansehen wolle: „Ich versteht sich, nun bin ich ihr lange genug im Walde nachgelaufen, da ist es wohl billig, daß ich mich im Forsthaus auch einmal niedersetze."

Curiosum. Von Nicolo Macchiavelli's Buche „il Principe" sind seit dem Erscheinen der ersten Auflage (Florenz 1553) mehr als dreißig Ausgaben in italienischer, französischer, lateinischer und deutscher Sprache erschienen. Die gekrönten Häupter pflegten sich dieses Buch Nachts unter ihr Kopfkissen zu legen. Cardinal Mazarin hinterließ ein durchschossenes, mit Anmerkungen ausgestattetes Exemplar. Papst Pius V. machte sich einen eigenhändigen Auszug daraus. Heinrich III. und Heinrich IV. sollen es bei ihrer Ermordung in der Tasche getragen haben. Kaiser Karl V. studirte nichts eifriger als diesen Fürsten. Katharina von Medicis soll ihren Kindern daraus vorgelesen haben. Karl IX., der blutbefleckte Held der Bartholomäusnacht, welcher, Bibelsprüche zwischen den Lippen, aus seinem Fenster im Louvre auf die Hugenotten schoß, soll im „Principe" noch bewanderter gewesen sein als in der Bibel. Friedrich II. schrieb gegen dieses Werk seinen „Anti-Macchiavel ou essai de critique sur le prince."

MODEN.

Paris, den 8. November 1850.

Was die Moden der gegenwärtigen Jahreszeit charakterisirt und sie ganz und gar von denen der vorhergehenden Jahre unterscheidet, ist die große Mannigfaltigkeit, mit der man die einzelnen Kleidungsstücke ausarbeitet und verziert, während man sonst nach der höchsten Einfachheit strebte.

Die Röcke der Kleider macht man sehr weit. Die Leibchen haben häufig Schößchen, allein diese sind nicht durch eine Naht an der Taille angesetzt, sondern bestehen mit dem Leibchen aus einem Stücke und ihre Weite entwickelt sich durch die Einfassung. Die Aermel sind gerade und nicht, wie ehedem hin und wieder, unvernünftig weit, damit man doch auch bequem Mantel und Muff tragen kann. Den Atlas zu Visitenkleidern hat man ganz und gar aufgegeben, aber glatter Sammet, schwerer schottischer Seidenstoff, antiker Moiré und Satin de Chine sind sehr stark mode.

Schottischer Cachemir, das heißt solcher mit reich gedruckten Mustern, ist das Neueste der jetzigen Jahreszeit. Neben diesem gelten noch die Kleider von feinem Zephyrtuch für äußerst elegant. Die Leibchen an diesen Tuchkleidern sind gesteift und mit Einnähern versehen, so daß sich die Taille vortheilhaft hervorhebt. Besatz und Ausputz derselben besteht hauptsächlich in wellenförmigen Galons, Brandebourgs, Aufschlägen von Sammet und Plattstichstickereien oder aus kleinen Posamentirknöpfen oder auch andern werthvollen Knöpfen.

Von den Mänteln kann für jetzt nur im allgemeinen gelten, daß sie lang und weit getragen werden; man verziert sie häufig mit Fransen, mit Posamentirarbeit, mit Spitzen und ausgeschlagenen Galons. N[illegible] dem großen Mantel werden aber unendlich viel kleine Ueberwürfe getragen, die in ihrer Form sehr verschieden sind. Der große Talmakragen von feinem kaffeebraunem Tuch, mit Taffet gefüttert, ist mit demselben Kleide und dazu ein Hut von weißem ungerissenem Sammet eine einfache aber elegante Zusammenstellung.

Man sieht fast keinen Anzug mehr, worauf nicht wollene Spitze zum Ausputz angebracht wäre, so beliebt hat sich dieselbe in der kurzen Zeit gemacht. Was ihr indessen die meiste Gunst erworben hat, ist, daß sie in jeder Farbe zu haben ist, und seit dem Augenblicke, wo die Farbenzusammenstellungen so einfach gewählt werden, wie gerade jetzt, ist es unbedingt ein einfacher aber dennoch eleganter Besatz, den man damit erzielen kann. Bei den kleinen Ueberwürfen von Sammet sind jedoch alle Volants stets nur von schwarzer Spitze und ziemlich breit. In den Kleidungsstücken von Sammet herrscht keine Farbe besonders vor, allein die dunkeln Nuancen sind in jeder Farbe sehr beliebt.

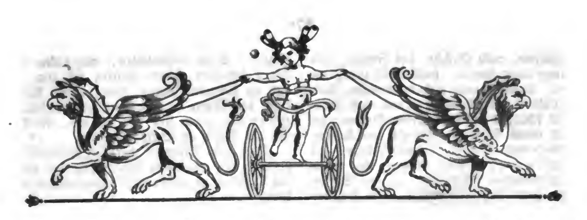
Wie schon lange Zeit sind immer noch die feinen, reich bestickten Taschentücher an der Tagesordnung, und sie sind an Werth noch bedeutend gestiegen; so giebt es als Neuheit ein Taschentuch, am Rande gleich Wolfszähnen ausgezackt und in den Ecken Namenszug, Wappen oder schöne Arabesken, welches zwar ein eigenthümliches aber dabei äußerst elegantes Ansehen hat.

Mit den feinen Taschentüchern ist natürlich auch die übrige Putzwäsche an Werth gestiegen, besonders seitdem die schön bestickten Unterröcke aufgekommen sind. Von den Unterärmeln sind die von Batist oder Jaconnet mit gefütterten, zurückgeschlagenen Manschetten zum Morgenanzuge bestimmt. Diese Unterärmel müssen am Handgelenke mit einem goldenen sogenannten Zwillingsknopfe geschlossen werden; jedoch für den Abend und zu jeder vollkommenen Putztoilette sind nur die von Spitzen gleich den Engageanten und sogenannten Pleureuses zulässig. Die Chemisettes werden vielfältig von Spitzen zusammengesetzt, wenn es Eleganz gilt; jedoch für das Haus und einfache Toiletten sind die Kragen von Batist, englisch bestickt, oder die von Musselin, nach französischer Weise bestickt sehr beliebt.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 47. 1) Hut von Sammet und Spitze zusammengestellt. Mantelet von Sammet, mit Galons besetzt. Kleid von Damast. 2) Häubchen von Batist, englisch bestickt. Oberrock von Popeline, mit Raphaelleibchen und Pagodenärmeln.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 48. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. **1850.**

Robert Blum und sein mächtiger Freund.

(Fortsetzung.)

3.

Trat man in jener Zeit, in der sich die so eben beschriebenen Scenen ereignet, aus dem westlichen Thore des Gereonsplatzes, so gelangte man auf einen andern ziemlich großen Platz, der rechts von einem langen, aus zwei hohen Stockwerken bestehenden Hause begrenzt ward. Das düstere, aber dennoch imposante Aeußere dieses Gebäudes oder vielmehr dieser grauen Steinmasse contrastirte auffallend gegen die freundlichen gegenüber und daneben liegenden Nachbarhäuser, die hinter einer Reihe dicht belaubter Linden hervorschimmerten.

Die hohen, von dicken Steinrahmen eingeschlossenen Fenster des Erdgeschosses verhüllten graue Leinwandvorhänge, so daß die Glasscheiben matt blinkenden, undurchsichtigen Stahlplatten glichen. Die große Eingangsthür, zu der zwei breite Steinstufen hinanführten, war stets verschlossen und öffnete sich nur, wenn durch einen Glockenzug, den ein schwarzer Eisenring in der Mauer anzeigte, Einlaß begehrt ward. Die Fensterreihen der übrigen Stockwerke waren ebenfalls so dicht und fest verschlossen, daß man deutlich die Absicht erkennen konnte, es solle kein Sonnenstrahl in das Innere des düstern Hauses dringen.

In der Mitte des ersten Stocks, über dem flachen Bogen der breiten Eingangsthür, befand sich ein aus Stein gehauener großer Wappenschild, der bis zu dem Gesimse des zweiten Stocks emporragte. Die Insignien und Buchstaben dieses Wappenschildes waren nicht zu erkennen, da große Grasbüschel und wildes Schlingkraut, die in dem auf den Steinkanten liegenden Schutte Wurzel geschlagen hatten, ihre Halmen und Blätter darüber herabsenkten.

Wir führen den Leser durch die halbdunkele, geräumige Hausflur über eine breite, bequeme Treppe von schwerem Eichenholz auf den Corridor des ersten Stocks. Auch hier herrscht eine Dämmerung, die kaum die Thüren zu den Zimmern unterscheiden läßt.

Folgen wir der Gestalt eines Mannes, der geräuschlos wie ein Schatten den langen Gang hinabschwebt und endlich eine von den Thüren öffnet, die zu den Zimmern der Hinterseite des Gebäudes führen.

Das Gemach, das den Eintretenden empfängt, bildet ein längliches Viereck mit drei Fenstern in einer Reihe, die dem vollständigen Tageslichte Eingang gestatten. Außer einem großen schwarzen Holztische mit dicken gebogenen Füßen und einem breiten Wandschranke, der fast die Höhe der schmuzigen Decke hat, befindet sich kein Geräth darin.

Da das Licht ein näheres Beschauen des Mannes gestattet, wollen wir ihn zu beschreiben suchen.

Seine Gestalt ist die eines gedrungenen, kräftigen Menschen von mittlerer Größe. Das Alter desselben kann sechs bis siebenundvierzig Jahre nicht übersteigen, da ein kurzes, dichtes Haupthaar von dunkelbrauner Farbe sich über einer glänzenden, völlig furchenlosen Stirn zeigt und das

etwas geröthete, volle Gesicht, das feurige, hellblaue Auge unter starken, dunkeln Brauen, die fleischigen, starken Hände und die breiten, kräftigen Schultern auf dieses Stadium des Menschenalters schließen lassen. Seine Kleidung besteht aus einem schwarzen Leibrocke mit kurzem, aufwärtsstehendem Kragen, langen Schößen und einer Reihe großer, dunkler Knöpfe; aus einem paar schwarzseidenen Kniehosen, grauen Strümpfen, die starke Waden bedecken, und Schuhen mit großen silbernen Schnallen.

Sobald der Mann in dieses Zimmer getreten, änderte sich sein ganzes Wesen. Das bis dahin freundliche Gesicht nahm einen wehmüthigen, fast schmerzlichen Ausdruck an; seine raschen, kräftigen Bewegungen wurden langsam, vorsichtig, und die breiten Füße berührten so leise den Boden, daß seine Schritte nur ein schwaches Knistern verursachten.

Langsam schlich er einer Seitenthür zu, die sich der Fensterreihe gegenüber befand, und öffnete völlig geräuschlos den einen Flügel derselben. Ein kleines Zimmer, das rechts nur ein Fenster hatte, nahm ihn auf. An der Wand, dem Fenster gegenüber, stand ein großes Crucifix von Holz, das bis an die Decke reichte. Zu den Füßen des Gekreuzigten befand sich ein kleines silbernes Becken mit Weihwasser.

Nachdem der Mann flüchtig ein Knie vor dem Kreuze gebeugt und sich mit dem Wasser aus dem Becken besprengt hatte, öffnete er eine Thür, die sich der, durch die er getreten war, gegenüber befand und nur durch einen schweren, grünen Vorhang geschlossen ward.

Noch leiser als zuvor betrat er das Zimmer, das ihm der Vorhang öffnete. Es war ziemlich groß und ward von einem matten Lichte erhellt, das durch die mit grünen seidenen Gardinen geschlossenen Fenster fiel. Eine grabesähnliche Stille herrschte in diesem Gemach, die nur durch das leise Rauschen der vor den Fenstern stehenden, aber nicht sichtbaren Bäume und durch das langsame, sanfte Athemholen eines schlafenden Menschen unterbrochen wurde.

Einen Augenblick blieb der Eingetretene lauschend in der Nähe der Thür stehen, dann zog er eine Uhr aus der Tasche und betrachtete das Zifferblatt derselben.

Neun Uhr! flüsterte er. Es ist Zeit!

Dann trat er zu einem großen Himmelbette und zog leise die weißen Vorhänge von demselben zurück.

In den Kissen des Bettes zeigte sich der Kopf eines Greises, der noch in einem festen Morgenschlummer lag. Das Haupt bedeckten nur wenig weiße Locken, die Brauen und Wimpern der geschlossenen Augen waren weiß wie der Bart, der sanft das ehrwürdige, freundliche Gesicht umfloß.

Kaum war der erste Lichtstrahl auf das Lager des Schlummernden gefallen, als er die Augen öffnete. Seine entfleischten, mit dicken blauen Adern bedeckten Hände falteten sich zum Gebet und die farblosen Lippen bewegten sich flüsternd. Auch der Mann im schwarzen Leibrocke faltete die Hände und betete still vor sich hin, die Augen auf den Greis im Bette gerichtet.

Nach zehn Minuten war diese Andachtsübung vorüber, ein halblautes Amen, das von den beiden Männern zu gleicher Zeit ausgesprochen wurde, kündigte es an.

„Du kommst allein," fragte der Greis in einem freundlichen Tone, „wo ist der würdige Prosper? Du hast ihn diesen Morgen doch schon gesehen, Franz?"

„Er ist schon früh ausgegangen, gnädiger Herr," antwortete Franz. „Wie er sagte, wollte er zu der Stunde Ihres Erwachens zurückgekehrt sein."

„Er ist ausgegangen — und wohin?"

„Zu einem sterbenden Bruder, der ihn um seinen Beistand in der letzten Lebensstunde bitten ließ."

„Das ist ein Gang, den er nicht aufschieben konnte," sagte seufzend der Greis. „Mögen die Segensworte des frommen Prosper dem Sterbenden zum Troste gereichen! Heil ihm — er beginnt den Tag mit einem dem Herrn wohlgefälligen Werke!"

Des Greises Augen richteten sich nach der Decke, an welcher eine aus Holz geschnitzte und mit goldenen Strahlen umgebene Taube schwebte. Seine halb emporgehobenen, zitternden Hände legten sich flach zusammen und die Lippen begannen von neuem ein Gebet zu flüstern.

„Franz," sagte plötzlich der Greis, nachdem er sich bekreuzt, „ich fühle mich heute wohl." —

„Dem Himmel sei Dank, Herr Graf! So ist Ihre Krankheit gehoben und Sie werden noch manches Jahr zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschen leben!"

„Du hast Recht — zum Heil der Menschen und zur Ehre meines Schöpfers, der mich mit irdischen Gütern reichlich gesegnet hat. Und nicht wahr, Franz, Du weißt es ja — ich habe redlich den Armen, die im Unglück schmachten, von meinem Reichthum mitgetheilt, ich war nie stolz auf Rang und Güter, ich verehrte Gott und meinen Heiland wie der Bettler, der ihn um das tägliche Brod anfleht. Wenn ich einmal vor den Richterstuhl des Ewigen trete, brauche ich nicht zu zittern, denn mein Lebenswandel war ein gottesfürchtiger, ein frommer."

„Mein Herr! Die Gnade Gottes waltet sichtlich über Ihrem Haupte und die Segnungen der leidenden Menschheit umschweben Ihr Dach."

„Franz, mein treuer Diener," sagte der Graf in einem demüthigen Tone, „reich mir Deine Hand, daß ich Dir für die Sorgfalt und Liebe danke, die Du mir in meiner Krankheit hast angedeihen lassen. Ja, ich erkenne es, der Herr hat mir in Dir ein Werkzeug seiner Gnade gesandt, eine Stütze meines alten, gebrechlichen

Leibes — Dank, Franz, Dank und den Segen des Himmels!"

Der Diener ergriff die welke Hand seines Herrn und drückte sie, wie es schien mit Rührung, an seine Lippen.

„Wer sollte einen so guten und frommen Herrn nicht lieben!" rief er aus. „O! stände es in meiner Macht, Ihnen die Jugend zurückzugeben, daß Sie von neuem Ihre gottgefällige Lebensbahn beginnen könnten, ich würde mit Freuden mein Leben opfern!"

„Meine Jugend, sagst Du," rief der Greis mit starren Blicken und der Ton seiner Stimme ward plötzlich ein anderer, „meine Jugend! Nein, nein, die Jugend kennt die Gebote des Herrn nicht — sie gehört der sündigen Welt an und spottet der Lehre des Gekreuzigten. O wie segne ich mein graues Haar, denn es ist die Sonne der Erkenntniß, die das Dunkel des menschlichen Herzens erhellt. Siehst Du die weißen Locken auf meinem Haupte? Der Dienst des Herrn hat sie gebleicht. Jeder Tag überzieht sie mehr mit der Farbe der Unschuld — o daß ich mein Leben auf mehr als hundert Jahre brächte, ich würde dann rein eingehen in die Pforten des Paradieses!"

Der Graf schwieg und senkte seine wirren Blicke auf die Brust herab, die durch die rascher aufeinanderfolgenden Athemzüge sich unruhig bewegte.

Franz hatte die Hände auf den Rücken gelegt und sah schweigend mit einem theilnahmlosen Gesicht den armen Greis an.

So waren einige Minuten verflossen, als der Greis sich plötzlich emporrichtete. Die ungewöhnliche Kraft, mit der er diese Bewegung ausführte, schien den Diener zu überraschen, es sprach sich selbst ein Mißvergnügen in seinen Zügen darüber aus.

„Franz," sagte er mit dumpfer Stimme, „ich will vor dem Bilde des Heilands beten; doch daß er mich in meiner Niedrigkeit erblickt und mir um so eher seine Gnade angedeihen läßt, soll das Gewand der Büßung meine Glieder umhüllen — bekleide mich damit!"

Der Diener trat zu einem Wandschranke, öffnete und holte eine braune Mönchskutte hervor. Dann ging er zu dem Bette zurück, bekleidete die nackten Füße des Greises mit braunen Sandalen, wie sie die Franziskanermönche tragen, hüllte den Körper in das rauhe wollene Gewand und schlang einen Strick als Gürtel um seine Hüften.

So angekleidet lag der Greis, wie erschöpft von der Bewegung, auf seinem Bette. Der dürftige Kranz weißer Locken auf dem Haupte, der lange weiße Bart und die auf der Brust gekreuzten Hände gaben dem Grafen von Berg das Ansehen eines jener alten Einsiedler, die ihr Leben in der Kasteiung des Fleisches und in religiösen Betrachtungen hingebracht haben und deren Seele, dem Irdischen entrückt, unempfindlich aus der letzten Entzückung in die ewige Seligkeit übergeht.

Endlich gab er dem Diener einen Wink mit der Hand. Franz, als ob er diesen Dienst nicht zum ersten Male verrichtete, trat näher und half dem entkräfteten Greise das Bett verlassen. Gestützt auf die kräftigen Arme des Dieners wankte er langsam durch das Zimmer in das angrenzende Gemach. Hier sank er auf ein Polster vor dem Crucifix nieder, umschlang den Fuß desselben mit beiden Armen, ließ das greise Haupt zur Seite sinken und blieb in dieser Stellung laut- und regungslos.

Franz kniete an seiner Seite nieder.

Unter tiefem Schweigen mochten sechs bis sieben Minuten verflossen sein, als die Arme des Betenden an dem Stamme des Kreuzes plötzlich niederglitten und er selbst wie ein Todter zu Boden sank. Die Kraft und das Bewußtsein hatten ihn verlassen. Franz sprang empor und umklammerte den Regungslosen mit beiden Armen.

Ohne ein Wort oder sonst ein Zeichen des Schreckens zu äußern trug er ihn mit leichter Mühe in das Zimmer zurück und legte ihn auf das Bett. Dann öffnete er die Vorhänge eines der Fenster. Mächtig drangen die Strahlen der Sonne in das Gemach und sandten eine Fluth von Licht auf das Lager des regungslosen Greises.

„Zum Drittenmal seit zwei Tagen kehrt dieser Anfall wieder," flüsterte Franz. „Mir scheint, der fromme Graf steht schon mit einem Fuße in seinem Grabe. Es ist bald zehn Uhr und Prosper kommt nicht zurück — wenn der Tod die Krone unsrer langjährigen Bemühungen uns nur nicht raubt — zwar ist viel geschehen, aber noch nicht alles, denn Philipp ist noch sein Sohn. Lebe, alter Narr, nur noch einige Tage; wenn das zähe Vaterherz sich unsern Wünschen geneigt, magst Du immerhin das Zeitliche segnen — doch für jetzt bleibe noch auf dieser Welt voll Mängel."

Franz hatte ein Flacon mit flüchtigen Salzen und rieb dem Ohnmächtigen die Schläfe und die Stirn damit ein. Nach einigen Minuten schlug er die Augen wieder auf. Wie ein Mensch, der durch einen furchtbaren Schlag des Schicksals plötzlich seines Verstandes beraubt, sah er mit ungewissen Blicken um sich.

„Wer bist Du?" rief er entsetzt und die kraftlose Hand tappte auf der Decke des Bettes, als ob sie etwas suchte, was der irre Geist ersehnte.

„Herr Graf, was ist Ihnen geschehen?" fragte der Diener theilnehmend. „Kennen Sie Ihren treuen Franz nicht mehr, der Sie auch nicht einen Augenblick verlassen hat?"

„Wer war in diesem Zimmer? Wer trat dort zu jener Thür herein?"

„Niemand, Herr. Ich allein war bei Ihnen, als Sie dort am Kreuze beteten."

„Ich betete am Kreuze," rief der Graf und eine furchtbare Angst sprach sich in seinen Zügen aus, „ich betete und dennoch trat er mir entgegen und streckte drohend seine Hand nach mir aus?"

„Noch einmal, lieber Herr, es war niemand hier im Zimmer."

„Aber ich habe ihn gesehen, ich erkannte ihn deutlich wieder."

„Wen?" fragte Franz.

„Meinen Bruder!" sagte dumpf der Greis und ein kalter Schauder durchrieselte seinen Körper.

„Wie Sie mir erzählten, wandelt Ihr Bruder seit vielen Jahren nicht mehr unter den Lebendigen, er starb an demselben Tage, an dem Ihre Gattin zur Gruft bestattet ward."

„Franz, Franz, welch eine Erinnerung erweckst Du in mir! Meine Gattin, mein Bruder —! Hörst Du, dort erklingen Schritte — jetzt regt sich der Vorhang an der Thür — er kommt, er kommt — gieb mir mein Crucifix, daß ich beten und mich von seinem Anblicke losreißen kann."

Der Diener reichte dem Herrn ein kleines silbernes Crucifix, das dieser mit bebenden Händen gierig ergriff und dann laut zu beten begann, die starren Blicke nach der Thür gerichtet. Nach einigen Augenblicken wurden die Worte des Gebets immer leiser, bis sie endlich ganz verstummten und der Greis, mit Todesschweiß bedeckt, erschöpft in die Kissen des Bettes zurücksank.

„Herr," begann Franz nach einer Pause, indem er sich über ihn neigte, „Sie haben zu früh Ihr Lager verlassen, die Schwäche des Körpers hat den Geist besiegt — ein Fieber durchglüht Ihre Adern und regt ungewöhnlich die Phantasie an — ruhen Sie ein wenig, wenn die Kraft zurückgekehrt, ist alles vorüber."

„Was ist das für ein heller Schein, der sich über meinem Lager ausbreitet?" flüsterte der Kranke. „Ich sehe lichte Strahlen, die wie Silberfäden sich an mein Auge knüpfen und dann verschwinden, um stärker wiederzukehren!"

„Es ist die Morgensonne, die freundlich Ihr Lager bescheint."

„Ist es denn Morgen, Franz?"

„Ja, Herr, die Nacht ist längst vorüber."

Der Greis fuhr mit der Hand über seine glühende Stirn. Es schien, als ob der Anfall, der ihm mit der Kraft des Körpers auch die des Geistes geraubt hatte, vorüber wäre.

„O mein Gott," seufzte er, „auch der Tag hat seine Schrecken, die Gestalten der Finsterniß haben die Grenzen der Nacht überschritten. Schließe die Vorhänge, das Licht bereitet meinen Augen Schmerzen — hörst Du? Schließe sie so dicht, daß kein Strahl hereindringen kann!"

Franz befolgte den Befehl; er schloß die doppelten Vorhänge der Fenster und eine tiefe Dämmerung herrschte in dem Zimmer. Der Graf in seiner Franziskanerkleidung und das matt blinkende Crucifix in den Händen lag regungslos wie eine Leiche auf dem weißen Bette, es schien, als ob man ihn für das Grab vorbereitet hätte.

Wiederum verfloß eine Viertelstunde, während welcher der Diener an dem Bette saß und der Kranke in einem unruhigen Schlummer lag. Von Zeit zu Zeit ergriff er die leise zuckende Hand des Leidenden und prüfte mit der Miene eines Arztes den Puls an derselben.

Plötzlich erklang in einem der Vorzimmer ganz leise der Ton einer kleinen Glocke. Es schien für Franz ein bekanntes und längst erwartetes Zeichen zu sein, denn er erhob sich mit zufriedener Miene, beugte sich noch einmal über den schlummernden Greis und verließ dann auf den Zehen schleichend eilfertig das Zimmer. In dem Augenblicke, als er den Fuß über die Schwelle setzte, ließ sich derselbe Ton noch einmal vernehmen.

„Geduld," flüsterte er lächelnd vor sich hin, „ich komme schon."

In dem Zimmer, wo das Crucifix stand, öffnete er eine in der Verkleidung der Wand angebrachte verborgene Thür und gelangte dann auf eine schmale, halb dunkle Treppe. Rasch flog er die achtzehn bis zwanzig Stufen derselben hinunter, durchschritt ein ziemlich geräumiges Gemach, das im Erdgeschoß des Hauses lag, zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete eine Thür, die in den Garten führte.

Prosper, der Beichtvater des Grafen von Berg, trat ein.

„Prosper," rief der Diener überrascht, „Du bist es?"

„Ich bin es," sagte keuchend vor Erschöpfung der Pfaffe, indem er die Thür hinter sich schloß; „verzeihe, wenn ich Dir die Mühe, diese Treppe herabzusteigen, verursachte — aber ich konnte nicht öffnen, weil ich den Schlüssel verloren habe."

„Und Philipp von Berg?" fragte Franz eifrig.

„Ist mit jenem jungen Mädchen, das er seit einem Jahre kennt und liebt, verheirathet."

„Mein Gott!"

„Ich konnte es, trotz der getroffenen Vorsichtsmaßregeln, nicht verhindern."

„Prosper," sagte Franz mit zornigen Blicken, „Du bist ein ungeschickter Teufel."

„Dieser Vorwurf, lieber Freund, trifft weniger mich als Dich, denn Du hattest wohl die beabsichtigte Trauung des jungen Grafen zu diesem Morgen ermittelt, aber nicht den Ort, wo sie vollzogen werden sollte, während mir die Anschaffung der zur Verhinderung derselben nöthigen Papiere vollkommen gelungen ist. Nachdem ich bereits zwei Kirchen vergebens besucht, kam ich endlich in die Capelle zu Deutz, aber leider zu spät — die jungen Leute waren schon verheirathet."

„Verdammt!" murmelte Franz und biß seine dicken, rothen Lippen zusammen, daß sie weiß wurden. „Durch diese Heirath ersteht ein neuer Erbe, der rechtmäßige Ansprüche an das Vermögen des alten Grafen hat. Verschwindet der Sohn, so erbt der Enkel oder die Enkelin, dessen oder deren Geburt nicht mehr fern sein kann, und leider wahrt das neue Gesetz des frechen Corsen, der seine Macht durch einen neuen Sieg bei Friedland

abermals befestigt hat, das Erbfolgerecht ohne Unterschied der Person und des Standes."

„Franziskus, der Graf ist noch nicht todt!" sagte Prosper in einem melancholischen Tone.

„Aber er wird sterben; das Gewissen, das wir erweckt, nagt an seinem letzten Lebensmarke! Käme der Tod über Nacht, müßten wir uns mit dem begnügen, was die Narrheit des Alten als Beichtgeld und als Lohn für treue Dienste gezahlt, an eine Erbschaft durch freiwilliges Vermächtniß wäre in diesem Falle nicht zu denken. Und warum wurde der Verhaftsbefehl nicht ausgeführt, dessen Erkaufung dreitausend Francs kostet?"

„Der Grund davon, lieber Bruder Franciskus, macht mir jetzt mehr Sorgen, als die vereitelte Beseitigung der gräflichen Erben. Das junge Ehepaar hat einen mächtigen Freund und Schützer gefunden, der uns verderben kann, wenn wir ihn nicht für uns gewinnen."

„Der uns verderben kann?" fragte Franciskus gedehnt.

„Mit einem Worte! Er hat als Preis für sein Schweigen die Einstellung unsrer Verfolgung gegen Philipp und seine Frau gesetzt."

„Unmöglich! Wie kann er wissen —?"

„Was wir beabsichtigen?" fragte Prosper mit einem sardonischen Lächeln. „Er weiß es nicht, aber er schließt es aus meinem Verfahren gegen Philipp, den er in der Capelle durch sein Erscheinen der Verhaftung entzog."

„Und wer ist dieser mächtige Freund?" fragte Franz mit beklommener Stimme, indem er dem Beichtvater einen Schritt näher trat.

Prosper blinkte mit seinen listigen Augen durch das Gemach, als ob er sich überzeugen wollte, daß die inhaltschweren Worte, die er seinem Genossen mittheilen mußte, niemand hörte. Dann ergriff er die fleischige, glänzende Hand desselben und flüsterte ihm mit einer geringen Anwandlung von Grauen in das Ohr:

„Der Schiffer Paul — derselbe, der die Leiche des aus Paris in unser Kloster geflüchteten Baron von Marsilly auf unser Geheiß in die Mitte des See's bringen und dort versenken mußte."

„Aber Paul hat auf die Hostie geschworen, diesen Schifferdienst geheim zu halten — auch weiß er nicht anders, als daß der Baron in der ersten Nacht nach seiner Ankunft sich in einem Anfalle von Verzweiflung über das unglückliche Schicksal seiner Familie entleibt habe," antwortete Franz mit Schrecken in Ton und Mienen.

„Er muß diese Angabe doch nicht für so ganz wahr halten," entgegnete Prosper, „denn er erinnerte mich in einem drohenden Tone an den eilften November des Jahres achtzehnhundert. Schon damals, als er einige Tage nach der Versenkung der Leiche des Ermordeten sich durch sein Verschwinden unserm beabsichtigten Dolchstoße entzog, schöpfte ich Verdacht, denn keiner von den Klosterleuten konnte einen Grund seiner plötzlichen Flucht angeben — man nahm allgemein an, er sei irgendwo verunglückt."

„Du hast Recht, Prosper, dieser Mensch kann uns gefährlich werden, und zumal jetzt bei der stets wachsenden Macht Napoleon's, der erst noch vor einigen Monaten den Baron öffentlich zur Rückkehr aufgefordert hat — man glaubt, er halte sich in irgend einem Winkel Deutschlands oder der Schweiz verborgen. Unsre Privatangelegenheiten stehen eben so schlecht als die unsers ganzen Ordens, der mit jedem Tage von seiner religiösen Glorie verliert," fügte Franz mit einem Seufzer hinzu. „Wie aber gerieth dieser Schiffer mit dem jungen Grafen Philipp in Verbindung?"

„Ich weiß es nicht. Mir ist nur so viel bekannt, daß er das Brautpaar diesen Morgen über den Rhein gesetzt hat. Als ich im Begriff stand, den jungen Mann mit Hülfe des Polizeicommissars in mein Boot schaffen zu lassen, trat er plötzlich in die Capelle und zwar mit einem solchen Trotze auf sein Geheimniß, daß ich es für gerathen fand, mich unter der Bedingung einer Unterredung mit ihm zurückzuziehen."

„So wirst Du ihn sprechen? Wann? Wo?"

„Er hat mir sein Wort gegeben, diesen Abend neun Uhr im Kreuzgange der Jereonskirche sich einzufinden."

„Und Du glaubst," fragte Franz ungläubig lächelnd, „daß er kommen wird?"

„Gewiß, denn ich habe ihm gesagt, daß das Wohl der Frau Philipp's von Berg, der er sehr zugethan scheint, davon abhängig sei."

„Prosper," rief leise der Kammerdiener und aus seinen Augen blitzte ein Strahl unheimlicher Freude, „Prosper, diese Unterredung kann nicht allein unsre Vergangenheit vor Verrath schützen, sie kann auch nützlich für unsre Zukunft sein — ich begleite Dich in den Kreuzgang, der Tag und Nacht einem jeden offen steht, der vor dem Marienbilde beten will."

„Ich habe darauf gerechnet," antwortete Prosper ein wenig beruhigt, „denn ich allein würde mit dem starken Schiffer nicht fertig werden. O dieser Mensch ist uns sehr gefährlich, wir müssen ihn unter allen Umständen zum Schweigen bringen."

„Aber wenn er nicht kommt, wenn er sich uns zum Zweitenmale entzieht, oder wenn er vielleicht schon Schritte gethan hat, sich völlig sicher zu stellen —?"

„In diesem Falle werden wir ihn zu finden wissen, denn ich kenne seine Wohnung. Diese auszuspähen war der Grund meiner längern Abwesenheit. Den zweiten Fall haben wir heute wohl nicht zu fürchten, da sich annehmen läßt, daß er der jungen Frau wegen vorsichtig zu Werke gehen wird. Wie steht es mit unserm Grafen?"

„Er hat an dem Kreuze gebetet."

„Wie, so hat er sein Bett verlassen?"

„Er wollte es und ich verhinderte ihn nicht daran, da ich die Folgen voraussah," antwortete

ruhig der Kammerdiener; „der gewöhnliche Anfall kehrte wieder — jetzt liegt er bis zum Tode erschöpft auf seinem Lager."

„Sind Briefe eingegangen?" fragte Prosper weiter.

„Nein. Ich vermuthete den Boten — statt seiner erschienst Du."

Die beiden Männer, als ob sie ein Gedanke leitete, gingen langsam der Treppe zu, die zu dem ersten Stock des Gebäudes führte. An den Stufen derselben blieb Prosper plötzlich stehen.

„Du sagst," flüsterte er seinem Begleiter zu, „der wiedergekehrte Anfall habe den Grafen völlig erschöpft?"

„Er sieht einer Leiche nicht unähnlich."

„Gut, so müssen wir diesen Zustand körperlicher und geistiger Schwäche benutzen, um ihn dem letzten Ziele so rasch als möglich zuzuführen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Philipp, nach dem, was in der Kirche zu Deutz vorgegangen, seinen Vater diesen Morgen zu sprechen verlangt. Sollte er kommen, laß ihn ungehindert eintreten, denn was er dem Alten sagen und von ihm fordern wird, ist ganz geeignet, ihm den Rest zu geben. Ich werde jetzt meine Vorbereitungen treffen."

Leise stiegen sie die Treppe hinan. Nach zwei Minuten trat der Beichtvater in das Gemach seines Beichtkindes. Franz, der Kammerdiener, ging über den Corridor, wo ihn der Leser zuerst erblickt, und verschwand dort durch eine Thür, die zu einem Zimmer führte, in welchem sich eine alte Magd befand.

„Gertrud," sagte er, „unser gnädiger Herr befindet sich diesen Morgen wohler als sonst; wenn der junge Graf kommt und ihn zu sprechen verlangt, so sage ihm, daß dies ohne Gefahr für die Gesundheit seines Vaters geschehen könne. Dann besorge das Frühstück für den ehrwürdigen Prosper, er ist so eben angekommen."

Die Magd, eine Matrone von vielleicht funfzig Jahren, gab schweigend ein Zeichen, daß sie den Auftrag erfüllen würde. Franz, einen argwöhnischen Blick auf die alte Frau werfend, zog sich wieder zurück. (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Herab mit den Bärten! hat die Direction des kön. ständ. Theaters in Prag ihren Mitgliedern zugerufen und man glaubt, daß hierin eine höhere Weisung im Spiele sei. Der Tenorist Reichel erklärte: lieber aus dem Prager Engagement zu treten, als seinen prächtig gepflegten Bart zum Opfer bringen zu wollen. — Am Münchener Theater herrscht hingegen solche Freiheit, daß z. B. der Masetto im „Don Juan" mit einem mächtigen Gustav-Adolf-Bart auftritt.

„Russische Hustenzeltel" zeigt in München der Conditor Quante zum Verkauf an.

Die Falschmünzer. Ein Breslauer Lithograph hat in Verbindung mit einem Steindrucker und einem andern Arbeiter die Staatsschuldenmasse zu vermehren unternommen. Das Geschäft scheint aber weder im österreichischen noch preußischen Interesse betrieben worden zu sein; die Fälscher haben im Gegentheil meist Anhalt-Dessau'sche Papiere nachgemacht.

Eine Mädchenrevolte hat am 7. November im Kloster Pützchen bei Bonn stattgefunden. Ungefähr ein Viertel der dort detinirten Frauenzimmer (etwa 130 an der Zahl) haben nach Zertrümmerung des Mobiliars und gewaltsamer Eröffnung der Kleiderkammer die Flucht ergriffen und meist die Richtung über die Sieg eingeschlagen. Im Jahre 1848 hat dort ein ähnlicher Vorfall stattgefunden. Der Mangel an hinreichendem Aufsichtspersonal soll die Ursache sein.

Der König von Baiern hat bedenkliche Neuerungen vor; die alte Einrichtung, daß die Söhne der Staatsdiener von selbst Staatsdiener werden, will er über den Haufen werfen und eine eigne „Minister-Schule" erbauen, in welche nur die talentvollsten Schüler aufgenommen werden sollen.

In der Romagna giebt es jetzt keine andre Herrschaft, keine andre Autorität, als die der Räuberbanden. So wird z. B. aus Rom von einem Falle erzählt, der von der ungeheuern Frechheit zeugt, mit der die Brigantini der Romagna ihr Handwerk treiben. In einem Städtchen nahe bei Ravenna trafen deren etwa sechzig bis siebenzig eines Abends zusammen, um nicht zu plündern — denn das Städtchen war acht Tage vorher geplündert worden — sondern um sich zu amüsiren. Aus der Stadt und der Umgegend führten sie die Mädchen zusammen in das Albergo, wo sie den Abend über für acht Scudi zum Tanz aufspielen ließen und wacker zechten. Als sie abzogen, sagten sie zu den eingeschüchterten Bürgern: „Ihr werdet nach der Vorschrift des Gesetzes bestraft, wenn Ihr uns nicht denuncirt. Geht daher morgen früh auf das Polizeiamt und gebt uns an; hier sind unsre Namen, mögen sie uns zu greifen kommen." Dicht vor dem Thore von Ravenna sah man am andern Morgen zwei Menschenköpfe auf Pfähle gespießt und dabei die Worte geschrieben: „So bestrafen die Räuber der Romagna die Polizeispione." — Posten werden täglich angefallen und beraubt. In Lugo wurde eine öffentliche Casse am hellen Mittag von sieben bis acht Räubern um zweitausend Scudi geplündert, worauf die Bande mit gespanntem Hahn singend durch die Stadt zog.

In England wurden im Jahre 1847 nicht mehr als 135,845 Ehen geschlossen. Unter den Verheiratheten befanden sich 17,564 Witwer und 11,602 Witwen; weiter waren unter den Verheiratheten 5566 Mannspersonen und 18,118 Weibspersonen noch minderjährig. Die Anzahl der Geburten betrug in demselben Jahre 539,965, worunter 36,125 uneheliche sich befanden. Auf London fielen bloß 2702. Todesfälle zählte man 423,304.

Ein ausgewanderter Verstand schreibt über Jenny Lind aus Newyork: „Sie spinnt ihren Nachtigallgesang aus ihrer Kehle gleich dem dünnen Faden des Seidenwurms, so süß, so allmählich stirbt er dahin, bis er mit dem Gesange der Seraphinen verschmolzen und in die Ewigkeit verloren ist.

Haare von Goethe. Der neueste antiquarische Katalog von Lippert in Halle enthält unter andern unter Nr. 6214: „Haare von Goethe, für deren Echtheit gebürgt wird," zu dem Verkaufspreis von 8 Thalern angekündigt.

Ausdehnung der Vereinigten Staaten. Es ist berechnet worden, daß dieselben eine Grenzlinie von 10,750, eine Meeresküste von 5130 und eine Landseeküste von 1160 eng-

lischen Meilen haben. Einer der amerikanischen Flüsse ist zweimal so lang als unsre Donau, welches der längste Strom in Europa ist. Der Ohio ist 600 englische Meilen länger als der Rhein und der Hudson hat eine 120 Meilen längere schiffbare Strecke als die Themse. Der Staat Virginien allein ist ein Drittelmal größer als England. Der Staat Ohio umfaßt 3000 engl. Meilen mehr als Schottland. Von der Hauptstadt des Staates Maine bis nach Neworleans ist es 200 engl. Meilen weiter als von London nach Constantinopel.

Ein sonderbarer Festzug. Bei dem Amtsantritt des Lordmayors in London fand unter anderm ein Festzug statt, in welchem symbolisch Asien durch ein Kameel, Afrika durch einen Elephanten, Amerika durch Rothwild und Europa durch ein Pferd vertreten war. Das Pferd, Europa, soll aber mit Ausnahme des Vorderfußes — England — verkehrt beschlagen gewesen sein.

Ein neues Belebungsmittel. Die Erfinderin ist eine Tagelöhnersfrau, welche dieser Tage in Penzig mit ihrem Manne arbeitete, wobei sich letzterer auf eine Weile entfernte. Da der Frau die Zeit lang wurde, so ging sie zu der Stelle, wohin er sich begeben hatte. Dort fand sie ihn erhängt; die Frau ließ ihm dafür die gehörige Strafe zukommen und ohrfeigte ihn links und rechts auf eine so arge Art, daß er wieder auflebte, um sich revanchiren zu können.

Lange Finger an der rechten Hand. In der Nacht vom 4. zum 5. November ist von den auf Grotenburg am Fuße des colossalen Unterbaues in einer Breterbude aufbewahrten Fragmenten zu einem kupfernen Standbilde Herrmanns des Cheruskers der rechte Arm gestohlen worden, wie das fürstlich lippe'sche Regierungsblatt meldet. Soll das vielleicht Ironie des jetzigen politischen Fatums sein!

Die Barbiere in Warschau hatten kürzlich einen guten Tag. Ueber 2400 Gutsbesitzer ließen sich auf dem großen Marschallsball dem russischen Feldmarschall Paskewitsch vorstellen, vorher aber sämmtlich in einem großen Saale ihre Backen- und Schnurrbärte sorgsam abnehmen, da der Kaiser bekanntlich bei Civilisten keinen Bart duldet.

Die chinesische Mauer. Dr. Gützlaff giebt folgende interessante Details über das vor zweitausend Jahren erbaute Riesenwerk der chinesischen Mauer. „Das Fundament besteht aus ungeheuern, mit Mörtel einfach zusammengefügten Steinblöcken; der über die Erde sich erhebende Theil hingegen ist aus Mauersteinen errichtet. Da, wo die Mauer durch Felsen gebildet ist, die man nicht zu Pferde erklimmen kann, mißt sie nicht mehr als 15 - 20 Fuß Höhe, wo sie aber ein Thal oder einen Fluß überschreitet, ist sie 30 Fuß hoch und mit großen viereckigen Thürmen versehen." — Der schottische Gelehrte Barrow hat berechnet, daß die Mauer 1500 (engl.) Meilen lang ist und ihr Material hinreicht, sämmtliche Häuser, Paläste u. s. w. des gegenwärtigen Englands und Schottlands damit zu erbauen. Die Zahl dieser Gebäude schätzt Herr Barrow auf 1,800,000, deren jedes 2000 Fuß Mauerwerk enthält. Er fügt hinzu, daß in seiner Berechnung die Thürme der großen Mauer noch nicht mit inbegriffen sind, und diese eben ausreichen, eine Stadt wie London davon zu erbauen. Das ist noch nicht alles, denn wenn die Dimensionen dieser enormen Steinmasse, der chinesische Wall genannt, auf 12 Fuß Höhe und 4 Fuß Dicke zugeführt werden könnten, so würde sie lang genug sein, den ganzen Erdball in seinem Mittelkreise zu umfassen. — Der große Canal ist auf derselben riesenmäßigen Basis angelegt und durchläuft, ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen, gegen 600 Meilen von seiner Mündung an. — Dr. Morison versichert, daß 170,000 Menschen bei seiner Erbauung beschäftigt gewesen sind.

Englischer Spleen. Daß es auch unter der britischen Aristokratie närrische Käuze giebt, die nicht bemerken, daß sich alles geändert hat, zeigt das Beispiel des Herzogs von Atholl, dessen Eulenspiegeleien die Lachmuskeln des Publicums in Bewegung setzen. Er macht z. B. Anspruch auf das alleinige Durchgangsrecht in einem Thale der Hochlande, und trotzdem, daß es ihm gerichtlich abgesprochen worden, fährt er fort, es zu vertheidigen. Er hält am Eingange mit seinen Getreuen Wache und zwar in Bergschotten-Tracht, welche sich bekanntlich durch die Abwesenheit eines im allgemeinen für sehr wesentlich gehaltenen Kleidungsstücks auszeichnet, und jeder, der passiren will, wird mit Gewalt zurückgewiesen. Dabei kam es neulich mit zwei Studenten aus Cambridge, die sich eine solche raubritterliche Behandlung nicht gefallen lassen wollten, zu einer förmlichen Boxerei, wobei der edle Herzog gewaltige Prügel erhielt, zuletzt aber durch die Uebermacht seinerseits den Sieg davon trug und die Eindringlinge zurückwies.

Auf St. Helena ist der dortige Gouverneur Sir D. Roß im Alter von 73 Jahren gestorben.

Napoleon's Brautwerbung um Louise von Oesterreich. Als Napoleon 18$\frac{09}{10}$ um Louise, die Tochter Franz I. anhielt, hätte er es mit den Worten Voltaire's aus dessen Mérope (I., 3) thun können:

Der erste König war ein glücklicher
Soldat. Wer treu dem Land, bedarf der Ahnen nicht.
Vom Blut, das mir das Leben hat gegeben,
Hab' ich nichts mehr; es ist vergossen
Für's Vaterland; es ist schon längst erschöpft;
Es floß für Euch und weigertet Ihr Euch,
So glaub' ich doch so viel zu gelten wohl,
Als jene Könige, die ich besiegte.

Den sechsten Vers hätte Louise allerdings für französische Galanterie nehmen müssen, denn in seinen Schlachten hat er weder vor- noch nachher an sie denken können, wollen und dürfen. Sonst aber paßt, was hier der Tyrann Messene's, Polyphonte, sagt, Wort für Wort auf diese Situation in Napoleon's Leben, die übrigens seinen Sturz und sein Verderben gründete, wie die Werbung Polyphonte's um die Merope. *r.

Literarisches. Friedrich Hecker scheint in seinem amerikanischen Farmerleben doch noch Zeit zu literarischer Thätigkeit zu haben, da von ihm Paines „Menschenrechte" übersetzt worden sind, wozu Hecker auch noch die Biographie des Autors geschrieben.

Aus der Theaterwelt. Die Theatercensur in Paris hat binnen der wenigen Wochen ihrer Thätigkeit bereits vierzig Stücke verboten.

*** Leipzig. Das Lustspiel: „Eine Rente oder Wucherer und Lebemann," nach D. Wailly von Oscar Guttmann, hatte sich sowohl bei der ersten als den nachherigen Aufführungen eines günstigen Erfolgs zu erfreuen. — Im October bis vorige Woche hatten wir folgende Gäste: Frau Schreiber-Kirchberger von Stuttgart, Herr Ditt von Hamburg, Fräul. Haller von München, Herr Schott von Mainz, Herr Schreiber von Schwerin, Herr Koch von Danzig, Frau Kläger von Breslau, Herr Zuckmayer vom Stettiner Theater und Herr Dorn vom Hofburgtheater in Wien.

*** Nach Wien sind nicht weniger als 94 Lustspiele eingeschickt worden, welche sämmtlich um die ausgesetzten Preise ringen.

*** München. Herr Keller von Breslau, früher in Leipzig, hat hierselbst mit großem Beifall gastirt. Vorzüglich gefiel er als Herzog Carl.

*** Sondershausen. Die Direction des hiesigen fürstlichen Hoftheaters ist für diese Saison abermals Herrn Director Döbbelin übertragen worden, obgleich die Zahl der Bewerber nicht klein war.

*** In Newyork giebt es, wie die „Theater-Chronik" schreibt, zwei kleine deutsche Gesellschaften, welche in Tanzsälen Comödie spielen und nach Beendigung der Vorstellung einen kleinen Ball veranstalten. Das Repertoir

sieht jedoch sehr dürftig aus, man erblickt: „Mirandolina,“ „der schöne Regimentstambour“ und „Steffen Langer aus Glogau.“

Humoralia. Der Besen der Jungfrau. Der Schauspieler Wohlbrück in Bremen machte neulich als Herr von Krack folgenden Witz. Er brachte in der Lügenscene einen Besen und sagte darauf deutend: Sehen Sie, das ist der Besen, mit dem die Jungfrau von Orleans nicht mehr kehren will. Wie so? fragt natürlich der Sohn. — Nun sie sagt ja selbst: Johanna geht und nimmer kehrt sie wieder!

*** Der bedenkliche Esel. Bei der Aufführung der „Preziosa“ in Pesth am 22. September wurde die Darstellerin der Titelrolle nach dem zweiten Acte herausgerufen. Als der Vorhang in die Höhe ging, war niemand da, der sich bedanken wollte, bloß der Esel (aus dem Zigeunerzuge), der noch in einer offenen Couliffe stand, neigte sich auf das Geräusch weit vor und schüttelte bedenklich das Haupt. (Manche Schauspieler sind nicht so bedenklich — sie erscheinen oft auf den ihnen nicht geltenden Hervorruf, ohne den Kopf zu schütteln!)

Curiosum. Im Jahre 1502 wurde die hochberufene Universität zu Wittenberg vom Kurfürsten von Sachsen, Herzog Friedrich, fundirt: und da die Gelehrten zu lesen verordnet, wurden am Tage Lucae Evang. angehoben, sagt die Chronik, wobei gemeldeter Kurfürst große Freiheit nicht allein der Lection, sondern auch für einen geringen Preis Proviant, Fleisch, Wein, Bier und Brod gegeben, dergestalt aus dem Lande selbst, und aus fernern Ländern Fürsten, Grafen und Freiherrn, die von Adel, auch Bürger, die sonst etwas vermochten, ihre Kinder zu lehren versandt. Denn mit zwölf Gulden konnte sich ein Student in dem Collegio, auch bei etlichen Bürgern ein Jahr lang in die Kost bestellen. Aber freilich, setzt der Chronist hinzu: „Diese Ordnung währte so lange, bis Doctor Martinus Lutherus gegen den römischen Ablaß predigte Anno 1516; darnach wurde die Zehrung von Zeit zu Zeit je schwerer, desto theurer,“ unstreitig in Folge der steigenden Frequenz.

MODEN.

Paris, den 15. November 1830.

Die Mode ist, wie schon früher gesagt wurde, diesen Winter sehr reich und nichts weniger als einfach. Bei den Hüten haben die schweren Bänder, Spitzen, Blumen und Federn ihre besondre Geltung. Die Art und Weise, diese verschiedenen Dinge zusammenzustellen, ist je nach dem Geschmack und der Manier der Modistinnen verschieden, allein durchgehends ist Mannigfaltigkeit hervortretend. Die Häubchen bestehen aus Spitze und Bändern von lebhaften Farben; fast alle haben Schleifen mit langen Enden, welche hinten oder an der Seite herabfallen und eben so lang sind, als die Bindebänder an den Hüten. Man macht Hüte, welche stark ausgeschweift sind, aber auch andre, welche mehr geschlossen sind; alle umschließen jedoch das Kinn. Die beliebteste Farbe bei den Hüten von Sammet ist grün, das sogenannte Flaschengrün und Ivly; dann folgen die Modefarben rosengrau, perlweiß rc. Vorzugsweise sind die gezogenen Sammethüte in Aufnahme, so z. B. sahen wir einen Hut von kastanienbraunem Sammet, der gänzlich bis an den Kopf in Falten gezogen war; er hatte einen durchbrochenen Schirmrand, auf den eine gefältete schwarze Spitze gelegt war; der Ausputz bestand in gewelltem blauem Krepp unter dem Schirme sowie in einzelnen weißen Blüthenbüscheln, als Bonnet geordnet. Ferner erwähnen wir einen Zughut von schmalgeripptem Sammet und Atlas; der Schirm bestand aus vier Theilen, theils Sammet, theils Atlas, diese wechselten unter einander ab und waren unter der obern Verzierung in dicke Krausen gezogen; das ein wenig zurückgebogene Köpfchen war von glattgespanntem Atlas und darüber befand sich theilweise schmalgerippter Sammet, nur war derselbe in sehr spitze Zacken getheilt, die auf der Mitte des Kopfs einen Stern bildeten und zwischen denen hindurch man den Atlas sah; der Bart von Sammet war glatt gespannt, bildete unter dem Köpfchen eine Höhlung und war hinten sehr lang; eine Guirlande von muschelförmigen Atlasschleifchen ging von der rechten nach der linken Seite des Bartes und ließ rechts eine Feder hervorgehen, welche mit Marabouts geknüpft war und ziemlich tief herabfiel; das Innere des Hutes ist rings um das Gesicht mit einem gerollten Bande versehen und zu jeder Seite ziemlich tief herab mit einer dicken Schleife und mit einem feinen Blumenzweige garnirt.

Von den Mänteln läßt sich nur wiederholen, was wir bereits gesagt haben. Die Sammetmäntel sind von neuem am bevorzugtesten, mit reicher Stickerei und breitem Spitzenbesatz verziert. Viele sind aber auch nicht gestickt, sondern haben breite Fransen und feine Posamentirarbeit zum Ausputz. Andre Mäntel sind auch von schwerem Atlas, doch nur in schwarz oder in Modefarben gelten sie für elegant. Der meist gesehene Mantel ist von feinem Zephyrtuch mit großem Zirkelkragen, seiner ganzen Länge nach mit Brandebourgs von Galons besetzt, welche nach unten zu sich vergrößern.

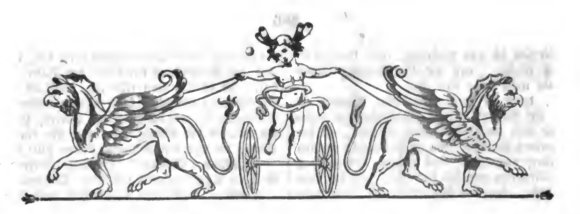
Im vorigen Jahre trug man mit vieler Vorliebe das feine Pelzwerk und für diesmal hat man schon zu einer Zeit angefangen, wo noch durchaus nicht an einen Schutz gegen die Kälte zu denken war; die bereits gefertigten Mäntel sieht man oft mit handbreitem Pelzbesatz. Hermelin, Zobel und canadischer Marder wird das vornehmste und beliebteste Pelzwerk sein.

Die kleinen Jäckchen, welche im Hause getragen werden, haben sehr verschiedene Formen. Einige, welche die Taille verhüllen, gehören zu den zierlichsten Negligé's; andre dagegen, welche durch die Schößchen die Taille bestimmen, sind fast der wichtigste Theil der Toilette. Theils werden sie von Sammet, theils vom Stoffe des Kleides gefertigt. Stickerei, Spitzenbesatz und Posamentirarbeit ist der Ausputz darauf. Auch sah man ein Jäckchen von weißem Atlas; über allen Säumen war eine Rosenguirlande in bunten Farben gestickt; an den Schößen waren offne Fransen. Zu diesem Jäckchen gehört ein Kleid von schwarzem Sammet, das Leibchen gerade ausgeschnitten, die Taille mit einer Schneppe; der Rock war lang und mit zwei Volants von wollener breiter Spitze besetzt, was überaus elegant aussah und gewiß viel Nachahmung finden wird.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 48. 1) Häubchen von Tüll, mit Sammetband garnirt. Oberrock von Atlas, mit feiner Posamentirspitze und Schleifen ausgeputzt. Chemisettes und Unterärmel von Spitze. 2) Zughut von Atlas, mit Marabouts garnirt. Oberrock und Musquetierjäckchen von Zephyrtuch, mit Sammetband besetzt.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 49. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Robert Blum und sein mächtiger Freund.

(Fortsetzung.)

4.

Um Mittag ward die Glocke an der Thür gezogen, die von dem Platze in das einsame Haus des Grafen von Berg führte. Gertrud öffnete. Schluchzend vor Freude bedeckte sie die Hand des Eintretenden mit Küssen — es war Philipp. Der junge Mann sah bleich aus, seine Toilette war nicht mit der gewöhnlichen Sorgfalt gemacht und sein ganzes Wesen war in einer fieberhaften Aufregung — aber in den großen Augen blitzte eine seltsame Freude, ein Glück, dessen plötzliches Erscheinen zwar den Körper gebeugt, das Gemüth aber zur Seligkeit emporgehoben hat.

„Gertrud," sagte er gerührt über die treue Anhänglichkeit der alten Frau, „ich bin es, der arme, aber glückliche Philipp. Du bist erstaunt, mich zu sehen?"

„Erstaunt, aber noch mehr erfreut, lieber Herr. Seit länger als vierzehn Tagen habe ich Sie ja nicht gesehen, ich, die ich gewohnt bin, Sie seit Ihrer zartesten Kindheit als meinen Sohn zu betrachten."

„Du hast Recht, auch für mich war es eine lange Zeit. Wozu aber sollten meine öftern Besuche nützen, ich ward ja stets unter dem Vorwande abgewiesen, nach dem Ausspruche des Arztes sei der Anblick meiner Person dem kranken Vater gefährlich, die zu große Aufregung könnte seinen Tod herbeiführen. Ach! Gertrud, so gern ich meinem armen Vater das Opfer brachte, mich fern von ihm zu halten, so weh that es meinem Herzen, daß es der Verleumdung gelungen war, mir seine Liebe zu entziehen, daß ich nicht an sein Krankenbett treten, ihn pflegen und ihm zur Beruhigung sagen konnte: „Vater, ich bin Deiner nie unwürdig gewesen!" Gertrud, auf unsrer Familie scheint ein Fluch zu lasten, dem sie in kurzer Zeit völlig erliegen muß, wenn die Hand der Vorsehung uns noch länger ihren Segen entzieht. Was soll aus diesem Zerwürfniß zwischen Vater und Sohn, an dem beide unschuldig sind, noch werden? Dem Einen nagt der Gram am Herzen, genährt von frommen Gleißnern — dem Andern raubt der Kummer über die Verblendung des theuern Vaters den Frieden der Brust, die noch feurig dem jungen Leben entgegenschlägt. — Ach! Gertrud, was soll ich Dir sagen —? Glück und Unglück stürmen auf mich ein, um mich elend zu machen. Ich bin der Sohn des reichen Grafen von Berg und bin doch noch elender als der Bettler, der in Lumpen geboren wurde. Glaube nicht, daß meine Klagen aus Kleinmüthigkeit oder Feigheit entspringen — sie sind nur der Erguß meines Herzens, das in warmer Kindesliebe den unglücklichsten aller Väter betrauert."

„Armer Philipp," weinte Gertrud und drückte die glühende Hand des jungen Mannes mit Innigkeit in der ihrigen. „Ich kann nichts thun als Sie beklagen, denn Sie trösten zu wollen hieße eine Hoffnung heraufbeschwören, deren plötzliches Verschwinden Sie später doppelt unglücklich machen müßte."

„Wie soll ich das verstehen, liebe Gertrud?"

„Ich fürchte, daß die Entscheidung Ihres Schicksals nicht mehr fern ist."

„O, dann ist mein sehnlichster Wunsch erreicht," rief Philipp eifrig; „Gewißheit zu erlangen, ob über mein Glück oder Unglück, ist der Zweck meines Besuchs. Du weißt, daß ich meinen Vater ehre, obgleich er mich in seiner Schwachheit und Verblendung von sich fern hält, weil ich einen Engel liebe, den das Vorurtheil der Welt nicht würdig hält, meine Zärtlichkeiten zu empfangen — aber heute will ich zu ihm und den letzten Versuch wagen, das schwarze Netz zu zerreißen, das ihm Pfaffenbosheit um Herz und Geist gesponnen — ich will sehen, ob die Stimme des einzigen Sohnes noch stark genug ist, die künstlich erzeugte Eisrinde um das Vaterherz zu zersprengen. Ist die Thür verschlossen, soll sie mir Gewalt öffnen!"

„Das wird nicht nöthig sein," sagte Gertrud traurig, „denn der Kammerdiener Franz trug mir auf, Ihnen zu sagen, daß der Zustand des Herrn Grafen es erlaube, Sie zu ihm zu lassen."

„Wie!" rief der junge Mann überrascht, „das sagte Franz?"

„Diesen Morgen, und daraus schließe ich, daß eine Entscheidung bevorsteht."

„Wohlan!" rief Philipp, nachdem er die alte Frau einen Augenblick angestarrt, „wohlan, ich bin gerüstet, mögen die Würfel fallen — führe mich zu meinem Vater! O, ich ahne, was da kommen kann, denn wäre die heilige Kirche ihrer Sache nicht gewiß, sie würde mir, den sie als ihren Feind betrachtet, nicht die Thore öffnen."

„Mein lieber Herr," flüsterte Gertrud, „Sie sagten mir vorhin, Sie wären arm, aber glücklich — darf ich wissen, ob Ihnen das Schicksal an einem andern Orte günstiger gewesen ist als in Ihrem Vaterhause? O, sagen Sie es mir, daß ich Sie nicht nur zu beklagen habe, daß ich mich auch ein wenig freuen kann —!"

„Gewiß, Gertrud, ich bin glücklich," antwortete Philipp mit freudestrahlenden Blicken. „O mein Gott! ich bin so verwirrt, daß ich es bald vergessen hätte, Dir, die Du mich an Deiner Brust genährt und mir mütterliche Zärtlichkeit erwiesen hast, das Ereigniß mitzutheilen, das einen milden Lichtstrahl in die Nacht meines Lebens wirft; so wisse denn," flüsterte er ihr mit inniger Freude in das Ohr, „ich bin verheirathet — denke nur, verheirathet mit meiner Hedwig!"

„O Himmel!" rief die Matrone und legte die gefalteten Hände auf ihre Brust, „verheirathet?"

„Diesen Morgen hat der Priester uns verbunden! Du bist überrascht, fast erschreckt, Gertrud — Du würdest mit mir jubeln und mein Glück völlig zu fassen wissen, wenn Dir das holde Wesen bekannt wäre, das ich jetzt meine Gattin nenne — ach! und wie liebt sie mich, wie hängt sie mit ganzer Seele an mir! Siehst Du, liebe Gertrud, dort finde ich mein Glück, dort vergesse ich auf Augenblicke, daß ich ein armer Graf bin, dem der Tod die Mutter und das Leben den Vater geraubt hat. Ist es Dir nun erklärlich, weshalb ich eine Entscheidung wünschen kann und wünschen muß? Schließen sich mir die Arme des Vaters, so öffnen sich mir die der Gattin, und ich besitze eine treue Seele, die mir den Kummer tragen hilft."

„Philipp, Philipp!" schluchzte Gertrud und in ihren Augen zeigten sich neue Thränen.

„Wie, Du beklagst mich? Hast auch Du die lächerlichen Vorurtheile eingesogen, die schon so viel Unglück in der Welt angerichtet haben? Bei dem ewigen Gott, der alle Menschen nach einem Bilde erschaffen hat, meine Liebe macht mich nicht beklagenswerth, sie macht mich glücklich!"

„Nehmen Sie meinen innigsten Glückwunsch, mein lieber junger Herr," sagte Gertrud, ihre Thränen trocknend, „und denken Sie, die Mutter ertheilt Ihrem Ehebunde ihren Segen — Philipp, ich segne Sie!"

„Dank, Dank!" rief der junge Mann und schloß die alte Frau in seine Arme.

„Doch nun gehen Sie zu Ihrem Vater. Der Himmel gebe, daß er Ihnen nicht fluche!"

Beide durchschritten die große dunkle Hausflur und stiegen langsam die Treppe hinan. An der Thür, die zu des alten Grafen Gemächern führte, schied Gertrud mit einem herzlichen Händedruck und ihre Blicke sagten mehr, als es Worte vermögen. Philipp trat in das Vorzimmer. Auf das Geräusch, das das Oeffnen der Thür verursachte, kam ihm Franz, der Kammerdiener, entgegen.

„Wie geht es meinem Vater?" fragte der junge Graf in einem kalten, spröden Tone.

Franz verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

„Besser, gnädiger Herr, wenn auch noch erschöpft."

„Ist er allein?"

„Nein."

„Wer ist bei ihm?"

„Sein Beichtvater und geistlicher Freund, der ehrwürdige Prosper."

„Sagen Sie meinem Vater, dem Grafen von Berg, daß sein Sohn ihn zu sehen und zu sprechen wünsche."

Der Kammerdiener verbeugte sich abermals und verließ das Zimmer. Leise und vorsichtig schloß er die Thür hinter sich.

Unter banger Erwartung verflossen dem harrenden Philipp zehn Minuten, die sich ihm zu einer Stunde ausdehnten. Ihm war, als ob er vor ein Gericht treten sollte, das über sein und Hedwig's Schicksal zu entscheiden hätte.

„Arme, theure Hedwig," flüsterte er vor sich hin — „Dein Schicksal ist auch das meine. Wenn ich vor den nächsten Augenblicken zittere, so ist es wahrlich nicht für mich; wärst Du nicht abhängig von mir, ich würde es verschmähen, um die Gunst des Vaters zu betteln, die er mir schuldet. Für Dich will ich dulden wie ein Märtyrer, will mich

demüthigen — so lange es geht," fügte er mit innerm Grimme hinzu, „so lange das Maaß nicht überströmt. Vater, verzeihe mir meiner Gattin wegen — ich kann nicht anders!"

Sinnend sah er durch das Fenster in den blühenden Garten und die Tage der Kindheit stiegen in seiner Erinnerung empor. Dort, die große Linde war noch dieselbe, unter deren Blätterdache sich der fröhliche Knabe so oft getummelt, wenn der Lehrer seinen Unterricht geschlossen hatte — und dort stand auch noch der riesige Maulbeerbaum, zu dessen Aesten er sich so oft emporgeschwungen, um ihm seine süßen Beeren zu entreißen. Die Vögel sangen noch dieselben Lieder in den Zweigen wie damals, als es noch kein Unglück für ihn gab, es schien ihm sogar, nachdem er einige Augenblicke gelauscht, als ob es dieselben Vögel wären, dieselben bekannten Stimmen, die ihn so oft erfreut hatten. Mit der Erinnerung öffnete sich das Herz und Philipp hatte Mühe, seine Thränen zurückzuhalten, als die drückende, unheilvolle Gegenwart in der Person des Kammerdieners Franz ihm entgegentrat und die freundlichen, seligen Erinnerungen an die Vergangenheit wie mit einem riesigen Faustschlage zertrümmerte. Sein Schmerz über die Umgestaltung des väterlichen Hauses, das sich ihm nur noch wie einem Fremden öffnete, verwandelte sich jedoch plötzlich in eine herbe Bitterkeit, als Franz mit kalter Ehrfurcht sich verbeugte und ihm sagte:

„Der Herr Graf ist willkommen!"

Dann öffnete er die Thür und ließ den jungen Mann eintreten.

Mit einem tiefen Seufzer ging er an dem Crucifix vorüber, das ihn wie ein frommes Marterwerkzeug an die finstere Verblendung seines alten, schwachen Vaters mahnte. An dem Eingange zu dem Gemache desselben, mit der Hand den grünen Vorhang zurückhaltend, stand Prosper, der unheimliche, Verderben bringende Geist des Vaterhauses. Wie ein Dolchstich drang der mitleidige und dabei doch höhnische Blick des Pfaffen dem Ankommenden in das Herz, er mußte sich abwenden, um den Ausbruch seines Abscheu's und Zornes zu verhindern.

Die Vorhänge der Fenster waren geschlossen, als ob ein Augenkranker das Zimmer bewohnte. Bei dem matten, grünlichen Lichte erblickte Philipp seinen Vater, der in dem Gewande eines Bettelmönchs in einem großen Lehnsessel saß und das kleine silberne Crucifix in den Händen hielt, das ihm Franz gereicht hatte. Der Greis war zum Ablegen dieser Kleider nicht wieder zu bewegen gewesen. Philipp sah ihn so zum Erstenmale. Er wußte, daß der Geist des alten Mannes sich in religiöser Schwärmerei tief verirrt hatte; daß er aber bis zu diesem Punkte gekommen sei, hatte er weder geahnet, noch für möglich gehalten. Der Anblick des leidenden Vaters mit seinem ehrwürdigen Greisenhaupte und schneeweißen, langen Barte, dazu das bizarre Gewand, erfüllte ihn so mit Mitleid und Schmerz, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

Der Greis, unbeweglich wie eine Statue, richtete sein trübes Auge auf den Eingetretenen, ohne ein Wort zu reden oder sonst ein Gefühl bei dem Anblick des Sohnes zu äußern.

Prosper hatte sich hinter den Vorhang, der die Thür verschloß, zurückgezogen.

„Vater," sagte Philipp mit zitternder Stimme und nur mit Mühe den heftigen Ausbruch seiner Thränen verhindernd, „Vater, Ihr Sohn bittet um die Erlaubniß, Ihre Hand küssen zu dürfen!"

„Mein Sohn?" fragte der alte Graf, wie aus einem Traume erwachend, „mein Sohn?"

„Ja, Vater, Ihr einziger Sohn Philipp, der stets Ihrer mit Liebe und Schmerz gedacht hat!"

Der alte Mann schwieg einen Augenblick. Als ob plötzlich sein Geist zu der Gegenwart zurückgekehrt sei, der er entrückt gewesen, hob er seine zitternde Hand empor und fragte mit bewegter Stimme:

„Du, Du mein Sohn? Ich hatte einmal einen Sohn — er gehörte aber der sündigen Welt an und so entschwand er dem Vaterherzen, das der Herr dort oben mit seiner himmlischen Gnade erleuchtete. O, ich erkenne Dich wohl — Du kommst wie die Schlange, die das Paradies vergiftete und zur Sünde verleitete — mich sollst Du nicht berücken, mich sollst Du nicht wieder herabziehen zu der Welt, aus der Du mich vertrieben hast. Geh, die Menschen alle sind mir fremd und Du gehörst zu den Menschen!"

Der Graf von Berg ergriff mit beiden Händen das Crucifix, drückte es an seine Lippen und ließ dann das seltsam strahlende Auge darauf ruhen.

„Mein Vater," sagte der junge Graf mit Ruhe und Würde, „Sie klagen mich an, daß ich die Schuld trage an der Veränderung Ihrer Gesinnung, an den Ansichten, die Sie überhaupt vom Leben gefaßt haben — Sie wähnen, ich sei gekommen, um Sie mit Schmeichelworten zu berücken und eine Idee zu zerstören, in der Sie sich glücklich fühlen — Sie wähnen, ich sei gekommen, um Sie mit den Menschen wieder auszusöhnen, die Sie fliehen: Ihre Anklage, mein Vater, ist eine falsche; aber ich bin zu wahr und zu offen, um nicht zu bekennen, daß ich in der von Ihnen vermutheten Absicht gekommen bin!"

„Mensch," fuhr der Greis empor, „wer bist Du, daß Du es wagst, mein Heiligstes, meine Ueberzeugung antasten zu wollen? Geh, die Welt liegt wie eine todte Schlange zu meinen Füßen, die ich durch die Erkenntniß Gottes und seines Sohnes zertreten — geh; sie zu wecken, wäre vergebens — ich blicke nicht wieder zurück, denn mein Auge schweift in den Sternen und meine Seele ist vorbereitet, den Herrn zu schauen! Noch einmal, wer bist Du, daß Du es wagst —?"

„Wer ich bin! Wer ich bin!" rief flehend der

Sohn. „O mein Gott, giebt es denn gar keine Stelle mehr in Ihrer Brust, wo die Stimme des Kindes ein Echo findet? Sie hoffen auf die Gnade des Vaters aller Wesen und bleiben taub bei dem Flehen Ihres eigenen Sohnes, der nichts verbrochen hat als daß er wahr und menschlich empfindet!"

„Auch der Herr verläßt die, die seine Wege verlassen!" rief mahnend und feierlich der Greis.

„Vater, ich beschwöre Sie, reden Sie nicht als ein orthodoxer Priester mit dem, dem Sie das Leben gegeben —!"

„Ich bin ein Priester des Herrn und mein Herz ist sein Altar! Der Mensch schweigt in mir, denn ich habe den neuen Adam angezogen. Gehe hin, Sündiger, und thue desgleichen!"

„Himmel, diese Verblendung!" rief Philipp, die geballte Faust an die Stirn legend. „Das also ist das Werk der Männer, die Gott dienen — das also ist das Resultat der Andachtsübungen, die sie zum Seelenheil des Greises angestellt haben! Wenn die Gerechtigkeit nicht blind ist, muß sie das Gezücht ausrotten von der Erde, das solche Gräuel anrichtet. O ewige Vorsehung," flüsterte er vor sich hin, „wie hast du zulassen können, daß der Geist dieses Armen sich so verirrte! O gieb mir ein Zeichen, ob Rettung noch eine Möglichkeit ist!"

Der Greis war in seine vorige Unbeweglichkeit wieder zurückgesunken. Die Hände, das Kreuz haltend, lagen in dem Schoße; der Kopf beugte sich zur Seite und das wie von einer Vision verklärte Gesicht blickte freundlich auf das Crucifix. Der Graf von Berg zeigte eine Gestalt, die den vom religiösen Wahnsinne zerrütteten Geist verrieth und zum tiefsten Mitleid hinriß.

„Das Heil der Seele ist auf Erden nicht zu finden," murmelte er in dumpfen Tönen vor sich hin. „Wer die Kraft besitzt, das Irdische zu verleugnen und zu vergessen, wer das Leben als eine Prüfung und nicht als einen Genuß betrachtet, nur der wird eingehen in das himmlische Reich, wo er die ewigen Freuden schmeckt. Ich habe lange gelebt auf dieser Welt, aber ich will vergessen, daß ich gelebt habe, denn mein Leben war ja nur ein Tod — vergessen will ich — o mein Heiland, hilf mir das Leben vergessen!"

Philipp's Vater schwieg und ließ das Haupt tief auf die Brust herabsinken, die sich in unruhiger, ängstlicher Bewegung hob.

„Vater," sagte mitleidig der junge Mann, indem er sich langsam vor ihm auf ein Knie niederließ, „Vater, ich habe kein Recht, mir ein Urtheil über Ihre Ansichten und Handlungen anzumaßen, denn ich liebe Sie und ehre den Greis im Vater; aber wenn Sie Ihre weltliche Laufbahn für geschlossen betrachten, wenn Sie sich durch die Schranken frommer Einsamkeit von den Menschen trennen wollen, so gedenken Sie wenigstens im Augenblicke der Trennung Ihres Sohnes, scheiden Sie als Vater von ihm, daß er nicht hülflos den Stürmen des Lebens preisgegeben werde und das Unglück und der Mangel die Erinnerung an den Urheber seiner Tage ihm verbittern! Vater, ich mahne Sie an eine Pflicht, deren Erfüllung Ihnen segensreich in Ihre Einsamkeit folgt und die zu vergessen Sie nie wünschen werden — Vater, segnen Sie Ihren Sohn und stoßen Sie ihn nicht hülflos in das Leben zurück, das ihm vielleicht noch eine lange Bahn bietet!"

„Ich fluche dem nicht, der sich meinen Sohn nennt!" antwortete feierlich der Greis. „Aber er gehört zu den Menschen und die Menschen habe ich vergessen. Was ich an zeitlichen Gütern besitze, gehört der Kirche, die das Reich Gottes auf Erden ist — was mir der Herr gegeben, lege ich in seine Hand zurück. Arm und nichtig, wie ich die Welt betreten, verlasse ich sie! Wer dem Heiland folgt, bedarf des Gutes nicht, um glücklich zu sein! Geh, geh, ich werde für Dich beten!"

Und mit einer abwehrenden Bewegung der Hand deutete er dem Knienden an, sich zu entfernen.

Philipp verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen. Es war das Erstemal, daß er mit seinem Vater eine längere Unterredung hatte, seit dieser sich dem Pietismus in die Arme geworfen. Er hatte den Greis bedauert und sich von ihm fern gehalten, um seiner schwächlichen Gesundheit durch starke Gemüthsbewegungen nicht zu schaden — jetzt war auch seine letzte Hoffnung, das Vaterherz durch Bitten zu erweichen, vernichtet, er hatte den Beweis, daß der Plan der habgierigen Pfaffen erreicht sei. Eine Bitterkeit bemächtigte sich seiner, die ihm fast die Brust zersprengte. Rasch erhob er sich und fuhr mit der Hand über die Stirn, als ob er die Gluth des aufkeimenden Zornes verwischen wollte.

„Wohlan denn," rief er aus, „so will ich mich als eine Waise betrachten, der die Frömmigkeit den Vater geraubt. Ich habe keinen Grund mehr, in Ehrfurcht zu bitten — ich werde fordern, werde auf mein Recht bestehen!"

In diesem Augenblicke regte sich der Vorhang an der Thür und das Gesicht des frommen Prosper ward sichtbar. Hinter ihm stand Franz und lauschte mit großer Aufmerksamkeit.

Erschreckt über den heftigen Ton des jungen Mannes hob der Greis das Crucifix empor, als ob er sich mit dem Zeichen des Heiligen vor dem Profanen schützen wollte. Die magere Hand zitterte und das Auge glühte vor frommer Entrüstung.

„Sünder," rief er mit feierlicher Stimme, „hebe Dich hinweg und störe den Frieden eines gottesfürchtigen Greises nicht, der im Begriff steht, vor Gott zu erscheinen! Siehst Du diese weiße Locke an meinem Haupte? Sie wird Dich anklagen bei dem Richter, der die Welt mit seinem Donner zertrümmern kann!"

„Diesen Richter mögen die fürchten," antwortete der junge Mann in einer fürchterlichen Aufregung, „die das Band zwischen Vater und Sohn

zerrissen, die mich zwingen, durch Verleugnung meiner Kindesliebe auf ein Recht zu bestehen, das sie mir durch List streitig zu machen suchen. O, auch ich habe Pflichten zu erfüllen, süße, heilige Pflichten — das Band, das zwischen mir und Ihnen zerrissen liegt, hat die Liebe aufgehoben, um es von neuem um zwei Wesen zu schlingen, die Sie in Ihrer Verblendung von sich stoßen! Mich hat nach Ihren Begriffen die Gnade des Herrn nicht erleuchtet; aber ich bin nicht gewissenlos genug, ein Recht aufzugeben, das mir nicht allein gehört — und wenn sich alle Pfaffen der Erde zwischen mich und mein Kind stellten, und wenn alle Kreuze der Christenheit sich zwischen mir und ihm emporthürmten, ich würde mir mit kräftiger Hand eine Bahn brechen, um mein Kind an das Vaterherz zu drücken und so mir ein Alter schaffen, das dem Gott der Liebe und nicht seinen erbärmlichen, gleißnerischen Dienern wohlgefällig ist!"

„Frevler!" rief der Greis und seine zitternden Hände hielten das Crucifix höher empor.

„Meine Worte," fuhr Philipp in demselben Tone fort, „gelten nicht dem Vater, sondern dem Grafen von Berg, der im Begriffe steht, seinen Stammbaum durch schmuzige Pfaffenhände entehren und entwurzeln zu lassen. Auch ich bin ein Graf von Berg, alter, schwacher Mann — mir haben religiöse Albernheiten das Hirn noch nicht verrückt — ich fordere Sie auf, die Ehre unserer Familie zu wahren und das Geschlecht der Berg dem Gespötte der Welt nicht preiszugeben. Sehen Sie den Wappenschild nicht, der über Ihrem Haupte prangt? Er glänzte einst in voller Klarheit, denn man liebte und ehrte die Grafen von Berg — jetzt verdunkelt ihn eine schwarze Wolke, die Wolke der Frömmelei und bizarren Aberglaubens! Herr Graf, retten Sie Ihren Wappenschild, ehe ihn die Monstranz zertrümmert — retten Sie ihn, noch ist es Zeit!"

Der alte Graf hatte anfangs gestaunt über die Kühnheit des jungen Mannes, der mit glühenden Augen und hochrothem Gesicht vor ihm stand; nach und nach war sein Erstaunen aber in stolze Entrüstung und endlich in Zorn übergegangen, daß er sein greises Haupt hoch emporhob und Philipp mit seinen großen Augen ansah, als ob er ihn mit den Blicken durchbohren wollte.

„Junger Mann," rief er mit starker Stimme, „Du forderst den Edelmann auf, seinen Stammbaum zu wahren?"

„Ich, der Graf Philipp von Berg! Und ich glaube, ich habe das Recht dazu!"

„Entarteter, unnatürlicher Sohn," rief der Greis sich vergessend, „wer gab Dir das Recht dazu?"

„Derselbe, der so schwach war, ihn falschen Gärtnern anzuvertrauen! Wer verwandelte das Haus unserer erlauchten Ahnen in einen finstern Betsaal, aus dem alles Licht verbannt ist und in dem ein religiöses Unwesen getrieben wird, wie es das starre Mittelalter kaum kennt? Wer gestattete pietistischen Pfaffen den Zutritt, Menschen, denen die Schwelle eines jeden braven Mannes fremd bleiben sollte?"

„Mensch," rief der Greis im höchsten Zorn, „ich bin der Graf von Berg!"

„Der Graf von Berg, in dem Gewande des Bettelmönchs?"

„Du bist mein Sohn, den ich züchtigen kann!"

„Ihr Sohn! Ihr Sohn!" rief Philipp und hielt dem zürnenden Greise die gefalteten Hände entgegen — „Ihr Sohn? O mein Gott! was die Liebe nicht vermochte, das vollbringt jetzt der beleidigte Stolz, die gekränkte Ehre! Zürnen Sie immerhin, lassen Sie die Worte Ihrer stolzen Entrüstung ungehemmt durch diese Räume hallen — ich will lieber den Zorn des Grafen, als das Gebet des verblendeten, frömmelnden Greises, der das Mitleid der Welt erregt! Legen Sie mit diesem erniedrigenden Gewande auch die Scrupel ab, die man in Ihnen erweckt — der Graf von Berg hat nichts gethan, was er durch Kasteiungen zu büßen hätte!"

„Philipp, Philipp!" rief zitternd der Greis, „Du sagst, daß ich nichts zu büßen hätte?"

„Vater," rief der junge Mann, der einen neuen Blick in das finstere Pfaffengewebe that, „Vater, wer hat Ihnen eine Schuld zum Vorwurf gemacht?"

„Nein, nein! Diese Hoffnung wäre ein leerer Wahn," sagte leise der Graf und sein Auge blickte wirr durch das Zimmer; „in meiner Brust hörte ich eine Stimme, die mich anklagte — wenn der Schlaf mich umfing, nahte sich mir die drohende Gestalt — nein, nein, ich habe ein Verbrechen zu büßen!"

„Wer wagt, Ihnen eine Schuld vorzuwerfen?" wiederholte Philipp dringend.

„Laß mich, laß mich! Ich habe schon zu tief wieder in das Leben geblickt. Geh, störe mich nicht in meiner Einsamkeit," hauchte der alte Graf und sank wie vernichtet in seinen Sessel zurück, die Augen auf das Crucifix heftend.

Fortsetzung folgt.

Mein Ich.

An Therese.

Ich bin der Samum, der in Wüsten brauset,
Ich kann nicht zügeln meines Sturmes Drang.
Ich bin ein schwärmend Kind, dem warme Thränen
Ein welkes Blatt entlockt, ein Trauerklang.

Ich bin die Eiche, über deren Haupte
Schon mancher Blitz dahin in Wettern fuhr;
Ich bin der Thau, in dessen Perlenschimmer
Sich einst gesenkt des Himmels Glanzazur.

Ich bin die Glocke, die in düstern Tönen
Zur Trauerstunde eines Herzens schallt;
Ich bin der Hauch, der aus der Harfe zittert
Und unverstanden durch die Nacht verhallt.

Ich bin das junge Morgenroth, das lodernd
In buntgefärbten Purpurflammen glüht;
Ich bin der Abendstern, der unergründlich
Am blauen Himmel still vorüberzieht.

Ich bin das Meer, das trotzend, wüthend, zischend
Im Brandungskampf aus seinen Ufern schäumt;
Ich bin ein Sklave, der in Fesseln schmachtend
Die Ketten rüttelt — und von Liebe träumt.

Prometheus bin ich, der auf Sehnsuchtsschwingen
Sich zu der Sonne Deiner Lieb' gewagt,
Dem neu vom Himmel tief hinabgeschleudert
Ein zuckend Leid das stolze Herz zernagt! —

F. Marlow.

Feuilleton.

In London wurde kürzlich der populär gewordene Polenball gehalten, welcher so stark besucht war, daß eine Sammlung auf demselben für Flüchtlinge 1000 Pfund Sterling eintrug.

Das billige Porträt. Ein Recrut des 4. Husarenregiments in Paris, welcher seiner Geliebten sein Porträt als Krieger nach der Heimath senden wollte, erhielt von einem lustigen Kameraden die Weisung, nur zu Horaz Vernet zu gehen, wo man Porträts zu Fuße und zu Pferde haben könne und nur 30 Sous bezahle. Der Recrut ersparte die Summe und stellte sich bei dem berühmten Maler ein. Dieser merkte den Spaß, ging darauf ein, sah sich seinen Mann an und bestellte ihn nach drei Tagen wieder. Zur bestimmten Zeit erhielt der Soldat sein Bild zu Fuß, zahlte 30 Sous, erhielt aber von Horaz Vernet 25 Franken, um einen Rahmen zum Bilde zu kaufen.

Naturspiel. Der Pariser Jardin des Plantes enthält in seiner zoologischen Abtheilung unter andern Merkwürdigkeiten auch einen hermaphroditischen Esel und ein Kalb mit zwei Köpfen. Ersterer stammt aus Afrika her, ist von kleiner Statur, grau von Farbe und scheuen Charakters; letzteres ist seinerseits ein kräftiges, gesundes Thier und schwarz.

Deutsche Lehrer und Schneider in Nordamerika. Die deutschen Lehrer in Newyork haben kürzlich eine Association gebildet; der Zweck derselben soll hauptsächlich sein, deutsche Bildung auf amerikanischem Boden zu verbreiten. Bisher haben sich noch nicht alle Lehrer betheiligt, aber dennoch sind fast alle Zweige der Wissenschaft vertreten, besonders Sprachstudium; Dr. Körner ist Präsident, Rösler von Oels Protocollführer und Herr Arens correspondirendes Mitglied. Die große Schneiderassociation in Newyork, von der man den bethörten Arbeitern goldene Berge versprach, ist in voller Auflösung begriffen. Jedermann will Vorsteher, Werkmeister oder Vorschneider sein, und wenn das nicht geht, dreht er fluchend dem ganzen Institut den Rücken.

Die Königin Victoria hat mit eigener Hand einen Teppich gestickt, der zu der großen Ausstellung kommen soll, und Prinz Albert wird einige Bildhauerarbeit beisteuern. Ferner wird das Publicum der großen indischen Diamant „Koh-i-nur" zu sehen bekommen.

Die Goldgewinnung Rußlands betrug im Jahre 1848 1826 Pud zu einem Werthe von 3,944,832 Pfd. St.

Rechtspflege in Schweden. Wer sich in Schweden zum Erstenmale eines Diebstahls schuldig macht, erhält eine Tracht Prügel und wird auf kurze Zeit in's Gefängniß gesteckt; beim Zweitenmale erfolgt die doppelte Portion; der dritte Diebstahl wird mit vierzig Paar Hieben und Arbeitsstrafe belegt. Wer den letzten Schlag ausgehalten hat, ist für die Dauer seines Lebens mit Schimpf und Schande bedeckt; er ist geächtet in der Gesellschaft, in welcher er nur ein elendes Leben führen kann. Fehlt aber nur ein Hieb an der Zahl und er kehrt wieder in die bürgerliche Gesellschaft, so wird er geachtet wie jeder Andere.

Ein Deutscher in Australien schreibt: Was würden wohl die Tanten und Basen in Deutschland sagen, wenn einer ihrer Neffen Steinklopfer werden wollte? Und doch ist das hier eine der lohnendsten Beschäftigungen. Die ehemaligen preußischen Lieutenants, Herr v. N., der Sohn des bekannten Generals v. N., die Barone v. K. und v. N., der Maler G., alle Berliner klopfen hier Steine. Herr v. S. ist Dorfschulmeisterlein. Ein berühmter Mediciner aus Hamburg, Dr. H., ist hier — Milchfrau. Ein ehemaliger Schulcollege von mir, der Sohn eines reichen Berliner Fabrikanten, ist Bullochsentreiber, eine sehr schwere, aber lohnende Arbeit u. s. w.

Alte schöne Zeit. Unter allem äußern Elend, das einen Künstler überhaupt, besonders aber einen Mimen beugt, ist die Sattigkeit des Publicums das lähmendste. Von einem solchen Indifferentismus zeigte sich vor hundert Jahren nicht die leiseste Spur. Das Publicum war zu den Zeiten des berühmten Operncomponisten Reinhard Kayser (geb. 1673, gest. 1739), der 116 Opern schrieb, das theilnehmendste, immer aufgeregte, das den Schauspielern recht im eigentlichen Sinne nachlief, wobei noch der Umstand förderlich war, daß man das Theater selten genießen konnte, dann aber als die köstlichste Würze. Die Schauspieler wanderten und gefielen sich im Wandern, denn man verlangte aller Orten nach ihnen, man brachte zu ihrem Spiele das gute Talent mit, das jetzt überall fehlt, die Thränen redlich zu vergießen und das Lachen helltönend auszustoßen. Niemand fühlte sich zu vornehm; jetzt ist man faul, dem Beifall, der durch die Hände ging, auch noch mit den Füßen nachzuhelfen. — War eine Gesellschaft einmal in gutem Rufe, d. i. im Besitz eines tüchtigen Heldenspielers, vor allen aber eines jovialen Courtisans, Pickelherings oder Hanswurstes, so ließ die Bürgerschaft sie schon an der Grenze des Stadtgebiets empfangen und bewirthen, sogar hoher Magistrat kam ihnen nicht selten mit Geschenken entgegen. Die berühmtesten Schauspieler jener Zeiten waren: Denner, Rademin, Geißler, Hubert ꝛc. Vordem standen Magister Veltheim und seine Frau, Stranitzky in großem Rufe. Unter den Sängern stand eine „Jungfer" Conradine weit voran. Von ihrer Stimme hieß es, sie sei die schönste und stärkste gewesen, wie Trompetenton."

In der Schottenkirche zu Wien ist eine Sammelbüchse ausgestellt, worauf mit großen Buchstaben geschrieben steht: „Dieses Almosen befreit von allen Sünden und vom Tode."

Die Hochzeitfeier im Gefängniß. Eine nicht gerade unbemittelte Näherin fand Abends nach Hause kommend ihre Wohnung ausgeräumt. Vergebens war ihr Forschen nach den Dieben. Acht Tage später fand sie einen Zettel an der Thür befestigt, auf dem bemerkt war, daß ihre Silber- und Goldsachen von den Dieben an eine bekannte Diebshehlerin versetzt worden seien und daß sie am

nächsten Freitage nach der polnischen Kirche gehen möge, wo ein Brautpaar getraut werden würde. Der Bräutigam werde einen aus ihrem Tuchmantel gefertigten Rock, die Braut das ihr gestohlne seidene Kleid und die Brautjungfern ihre kattunenen Kleider tragen. Die Näherin machte sofort Anzeige und begab sich mit einem Polizeibeamteten nach der Kirche, wo sie auch die Angabe in Richtigkeit fanden. Der Gensdarm, welcher in den Personen des Hochzeitzuges sogleich bekannte Observaten erblickte, befahl den Kutschern insgeheim, nach der Trauung sogleich nach dem Inquisitoriat zu fahren, und bald hielten die Neuvermählten vor dem Gefängniß, das trotz allen Sträubens das ganze Hochzeitspublicum in seine nackten Mauern aufnahm.

Vortheil der Schnurrbärte. Die „Londoner militärische Zeitung" berichtet, daß in den Regimentern, welche vorschriftmäßig Schnurrbärte tragen müssen, die Lungenschwindsucht seltener sei als in den Regimentern, welchen das Tragen derselben verboten ist.

Der Brockenwirth Nehse hat die vom Mai 1753 bis Mai 1850 in das Fremdenbuch des Brockens eingetragenen Denksprüche und Erinnerungsworte in einem dreißig Bogen starken Bande als Brockenstammbuch herausgegeben.

Eine alte Sage in der Grafschaft Kent, daß in der Nähe von Lymne-Castle (unfern von dem Royal Military-Canal bei Hythe) eine römische Stadt durch einen Erdfall verschüttet sei, hat sich auf überraschende Weise bestätigt. Die Ueberreste einer ungeheuern Mauer führten zu Ausgrabungen, durch welche schon mehrere vollständig erhaltene Häuser aufgedeckt sind. Sie unterscheiden sich von den Bauten in Pompeji nur durch eine sehr zweckmäßige Anlage zur Heizung mit erwärmter Luft. So berichten Londoner Blätter. In der Nähe von Hythe lag, den altrömischen Itinerarien zufolge, die Stadt Lemanus Portus.

Weiberconvention. Es ist bekannt, daß die Frauen in den Vereinigten Staaten seit Washington's Zeiten bedeutende Vorrechte und einen großen Einfluß auf die Leitung öffentlicher Angelegenheiten eben durch ihre Männer haben; sie wollen die Emancipation bis auf die höchste Stufe treiben und beginnen neuerdings einen ernsten Kampf gegen die weibliche Sklaverei, wie sie es nennen. Am 23. October ward in Worcester (in diesem Staate) eine Convention von verheiratheten Frauen gehalten, zu dem Zwecke, die Rechte, Pflichten und Verhältnisse des schönen Geschlechts zu berathen. Aus fast allen Staaten des Nordens hatten sich Abgeordnete eingefunden, Miß Pauline Davis fungirte als Präsidentin und hob in ihrer Rede besonders hervor, daß die Natur das Weib dem Manne gleich gemacht und es deshalb auch in Politik, Legislatur, Wählbarkeit und allem Andern mit ihm gleich berechtigt sein müsse; die Gesellschaft befinde sich jetzt in Barbarei u. s. w. Einige beklagten die Herabwürdigung der Frauenzimmer, hauptsächlich der alten Weiber; ein Weib könne ebenso gut Präsident der Vereinigten Staaten werden wie ein Mann. Am Schlusse der Sitzung wurden folgende Paragraphen als angenommen erklärt, d. h. die Zwecke der Convention sind: 1) Verwerfung der Bibel. 2) Abschaffung der Gesetze und Constitution des Landes. 3) Wiederorganisirung des gesellschaftlichen Lebens mit völliger Gleichheit beider Geschlechter und ohne Unterschied der Farbe. 4) Einführung der unbeschränktesten Amalgamation der Geschlechter und Farben. 5) Erwählung der Abgeordneten Kelly oder Miß Davis zum Präsidenten der Vereinigten Staaten und der Lucretia Smith zum General en Chef der Land- und Seemacht. 6) Je nach Umständen und Belieben Abschneiden der Hälse der tyrannischen Männer. 7) Abschaffung des Galgens.

Die Amerikaner werden nächstes Jahr lauter alten wurmstichigen Tabak rauchen müssen. Die diesjährige Tabakernte ist sehr spärlich ausgefallen; die Frauen freuen sich desto mehr, nicht weil das Rauchen schwächer werden wird, sondern weil dagegen die Zucker- und Kaffeeernte recht gediehen ist. Der Ertrag der Baumwolle betrug 2,000,000 Ballen.

Ein brutaler Dilettant in Newyork ging mit der Absicht in's Concert, die göttliche Jenny auszupfeifen, ward aber beim ersten Tone, den er von ihr hörte, vom Schlage getroffen. — Der Enthusiasmus hat sich etwas gelegt, nachdem man gesehen, daß Jenny Lind eine Nase hat und also eine gewöhnliche Sterbliche ist. Der „Boston Herald" schreibt: „Es ist festgestellt, daß Jenny eine Nase hat, und wenn Jenny eine Nase hat, so ist sie eine Sterbliche wie andre, denn die Götter schleppen sich nicht mit solchen Fetzen herum. Und Jenny besitzt nicht nur eine Nase, es ist sogar notorisch, daß diese Nase eine etwas ungewöhnliche Dimension hat. Eine Nase, die das Maß überschreitet, ist eine Unvollkommenheit; also ist Jenny nicht ganz vollkommen, und wenn das Weib unvollkommen ist, kann auch die Sängerin nicht vollkommen sein ꝛc."

Neapolitanische Preßpolizei. Ein buchhändlerisches Schreiben aus Neapel berichtet über die erstaunliche Fähigkeit der Preßpolizei. Außer den im Index librorum prohibitorum für die gesammte Christenheit gefährlichen Büchern hat die Regierung des Königs von Neapel noch eine endlos lange Reihe von Schriften proscribirt, der wir nur folgende entnehmen: „Humboldt's Kosmos, Goethe's Faust, Schiller's Tell und Räuber, Shakespeare, Goldsmith, Valery's Maly, Molière, Lamartine's Girondisten, V. Hugo, Paul de Kock, G. Sand, Thiers, Dumas; von deutschen Geschichtswerken u. A.: Heeren's „Ideen," Stephanie „Thesaurus," Burtorf, Simondi's „Economie politique," alle denkbaren philosophischen Schriften und von alten Classikern Ovid, Lucian, Lucrez, Sophokles ꝛc."

Zwei Frauen. Ein Arzt aus Eisenstadt in Ungarn, der vor mehreren Jahren seine Gattin verließ, nach Amerika auswanderte und sich dort wieder verehelichte, starb vor nicht langer Zeit. Als man sein Testament eröffnet, hatte er sein bedeutendes, meist aus den Minen Californiens stammendes Vermögen seinen beiden Witwen vermacht. Die transatlantische Dame protestirte nicht im mindesten gegen den Willen ihres verstorbenen Gatten, obgleich sie erst an seinem Sterbelager erfuhr, daß sie in Europa eine rechtmäßige Rivalin habe. Die Europäerin, die gegen das Testament auch keine Einwendung gemacht, ist jetzt nach Amerika abgereis't, um die tröstenden Dollars in Empfang zu nehmen.

Reicher Segen. In Altrehfeld in Preußen ist eine Bauerfrau mit fünf lebenden Knaben entbunden worden; zwei starben nach zwölf Stunden, die übrigen drei befinden sich mit der Mutter kerngesund.

Die gesammten Unkosten der Londoner Polizei betragen jährlich ungefähr 40,300 Pfd. Sterl.

Berlin will auf der englischen Industrie-Ausstellung fromm erscheinen; es soll nämlich von dort aus ein großes Prachtexemplar der Bibel dazu geliefert werden, wozu Herr Kaulbach die Illustrationen liefern soll.

Interessante neue Entdeckungen, die der Alterthumsforscher Squier auf Inseln des Nicaraguasees, namentlich auf Pensacola gemacht hat, theilen uns Newyorker Blätter mit. Unter anderm fand Hr. Squier zwei ungeheure Steinblöcke, zu drei Viertheilen eingesunken, in denen man wohlerhaltene und sehr kunstvoll gearbeitete colossale Basaltstatuen erkannte. Die kleinere wurde mit Hülfe der Indianer völlig ausgegraben und gereinigt. Sie stellt eine menschliche Figur dar, die auf einem viereckigen Sitze ruht; über dem Haupte ist der Kopf eines phantastischen Thieres (das Symbol des altamerikanischen Götzen Jably), um welchen sich eine Schlange windet, die mit dem Kopfe die Stirn der Statue berührt. Weitern Bemühungen gelang

es, noch funfzehn andre Statuen aufzufinden, von denen die meisten wohlerhalten und mit überraschender Kunstfertigkeit gearbeitet waren. Das Merkwürdigste bei diesen Entdeckungen ist, daß sowohl die Arbeit als auch zum Theil die dargestellten Figuren nicht die mindeste Aehnlichkeit haben mit den bisher bekannten altamerikanischen Bildwerken, welche sie in Vollendung weit übertreffen, woraus wohl, gestützt auf die alten Traditionen, die Cortez bereits vorfand, zu folgern sein dürfte, daß Jahrhunderte vor der Entdeckung von Amerika ein andres Geschlecht in Centralamerika gelebt haben muß, als das von den Spaniern angetroffene, und von den letztern völlig vernichtet wurde.

Aus der Theaterwelt. Das Theater della Scala in Mailand ist geschlossen. Der Marschall Radetzky wollte demselben durch ein Militär-Abonnement zu Hülfe kommen, die Folge davon aber war, daß kein Bürger mehr seinen Fuß in den Saal setzte und daß der Unternehmer Bankerott machte.

*** Die reine Einnahme der Rachel auf ihrer Kunstreise in Deutschland soll sich auf 280,000 Franken belaufen. Die berühmte Tragödin ist am 12. November zum Erstenmale nach ihrer Rückkehr auf dem Theater français in Paris aufgetreten und mit dem alten Jubel empfangen worden.

*** Wien. Trotz der trüben Zeiten und der Aussicht auf Krieg erfreuen sich fast sämmtliche hiesige Theater eines großen Besuchs. Es ist, als wollten sich die Leute noch einmal lustig machen, ehe vielleicht der Jammer und die Noth völlige Herrschaft erlangt.

*** Oldenburg. „Der Held von Stampes" von Georg Köberle wird auf der hiesigen Hofbühne zur Darstellung vorbereitet.

*** In der Pariser großen Oper wird jetzt Auber's neuestes Werk: „Der verlorne Sohn" einstudirt. Die große italienische Oper, welche der unternehmungslustige Londoner Director Lumley in Paris unternimmt, wird die bedeutendsten Talente vereinigen. Die Altistin Alboni ist nach Madrid gegangen, wo sie mit der Cerrito, Frezzolini und mit Gardoni und Formes bei der italienischen Oper engagirt ist und für drei Monate 64,000 Francs erhält.

Curiosa. In Nürnberg haben sich einige hundert Lehrburschen vereinigt und eine Versammlung veranstaltet, bei welcher ausgemacht wurde, wöchentlich kleine Beiträge für Schleswig-Holstein zu sammeln. Der junge Präsident eröffnete die Versammlung mit den Worten: „Unsre Alten haben die Suppe eingebrockt und wir werden sie auslöffeln müssen."

*** Die Voß'sche Zeitung bringt nachstehende Bestimmung in Betreff der Hundesteuer: „Jeder Hund, ohne Rücksicht auf dessen Steuerfreiheit oder Steuerpflichtigkeit, ist zu dessen schriftlicher oder mündlicher Anmeldung in unsrer Steuerbuchhalterei verpflichtet."

MODEN.

Paris, den 22. November 1850.

Trotz der noch frühen Jahreszeit ist das feine Pelzwerk bereits an der Tagesordnung und man sieht schon viele elegante Damen in feinen Tuchkleidern mit den so beliebten Pilgerkragen, welche meist mit Pelzwerk besetzt sind, so wie auch schon die großen Victorienkragen, welche, wenn sie von Hermelin sind, unbedingt das hervorragendste Kleidungsstück bilden, das eine vornehme Dame besitzt. Neben dem Hermelin ist das braune Pelzwerk: als Zobel, Nerz, Marder ꝛc. sehr gesucht. Alle Müffe, welche neuerdings gefertigt worden, sind meist mit weißem Atlas gefüttert und mit Band eingezogen. Pelzmanschetten und kleine Kragen über die Mäntel gehören jetzt fast zu jedem Anzuge für die Stadt. Ein sehr eleganter Anzug, in dem sich eine junge vornehme Dame besonders auszeichnete, war folgender: Hut von veilchenblauem Sammet, mit Straußfedern garnirt; das Innere des Hutes war mit weißem Atlas gefüttert, das Bonnet von Tüll, mit Zittergras und kleinen grünen Beeren verziert. Weiße Bindebänder von Atlas, ziemlich lang. Kleid von schwarzem Sammet; hohes, glattes Leibchen; die Taille mit einem schmalen Gürtel umschlossen; Aermel üblich weit und lang, mit Aufschlag von Atlas; dazu Unterärmel von gebauschtem Batist und klein-gepreßten Manschetten. Am Rocke liefen vorn herunter vier Streifen Atlas, oben schmal und nach unten zu breit aus einander fallend; zu beiden Seiten zwei Streifen; in der Mitte war eine Reihe sehr hübscher Knöpfe, mit kleinen Quasten besetzt. Nun kam ein kleiner Paletot, ebenfalls von schwarzem Sammet, mit weißem Atlas gefüttert, wattirt und in sehr hübschem Muster durchnäht, alle Säume mit handbreitem Hermelin vorgestoßen. Die Aermel hatten die halbe Länge, waren aufgeschlitzt und fast kurz zu nennen, denn sie reichten nur bis an den Elbogen. Hierzu kamen endlich noch schwarze Sammetstiefelchen, mit veilchenblauem Saffian besetzt.

Zum Ausputz der seidenen Kleider, welche in allen halbdunkeln Farben getragen werden, finden die wollenen Spitzen ihre besondere Geltung, besonders wenn sie als Volants verwendet werden, da sie die angenehme Eigenschaft besitzen, sich nicht so leicht zu zerdrücken, wie dies bei denen von Stoff oder von seidener Spitze der Fall ist. Feine Posamentierarbeit, Fransen, Glasfluß und Stickerei sind als Ausputz ebenfalls gern gesehen, obwohl zu bemerken ist, daß sich darunter die Stickerei, wenn es wirklich einfache Eleganz gilt, am vortheilhaftesten ausnimmt.

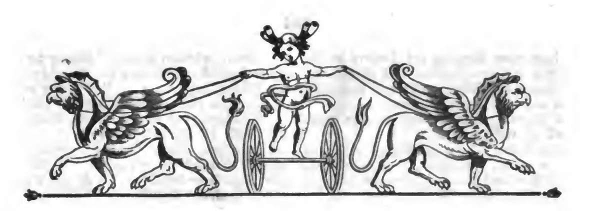
Als schöner Seidenstoff in neuer Farbe sind die broschirten Choca-Taffete zu erwähnen; die Muster sind choca und weiß; ferner giebt es elegante Wollenstoffe mit Seide durchwebt, welche sehr gern zu Kleidern und Oberröcken verwendet werden.

Wie bereits erwähnt, sind das Grün und Veilchenblau die beliebtesten Farben, welche in allen Stoffen sowie zu jeder Art Kleidungsstück getragen werden. Bei den Hüten gilt dasselbe, und es ist nicht zu leugnen, daß bei Sammet sich diese Farben am vortheilhaftesten hervorheben. Federn und Spitzen werden zur Garnirung derselben am meisten verwendet, dagegen ist Band nur zu den Bindebändern zulässig. Es giebt wenig Hüte, die nicht mit einer oder mit mehreren Federn verziert wären. Einige sind sogar mit einer Art Guirlande von Federn ausgeputzt, welche zu beiden Seiten mit einem Federbüschel befestigt ist. Zu gleicher Zeit sieht man Federblumen; wenn diese nur von schwarzen Federn gearbeitet sind, so kann man ihnen ein elegantes Aussehen durchaus nicht absprechen, während die weißen oder maisfarbenen gewiß nicht auf lange Zeit in der Mode bleiben.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 49. 1) Zughut von weißem Atlas. Kleid und Paletot von Sammet, mit Kettenstichstickerei verziert. 2) Kastorhut, mit Federn garnirt. Mantelet von Sammet mit Spitzen garnirt und bestickt.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 50. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Robert Blum und sein mächtiger Freund.

(Fortsetzung.)

Während des Gesprächs des jungen Grafen von Berg mit seinem Vater traten Prosper und der Kammerdiener Franz herein.

„Herr Graf," sagte der Pfaffe, „mit Erstaunen sehe ich, daß Sie Ihrem ehrwürdigen, edeln Vater eine Scene bereitet, die ihm das Leben kosten kann. Als Beichtvater ist es meine Pflicht, Sie in die Schranken zurückzuweisen, die sein Zustand erfordert, denn mit der Sorge für das geistige Wohl habe ich auch die für das körperliche übernommen."

„Für das geistige Wohl?" antwortete Philipp höhnend. „Mir däucht, würdiger Mann, Sie haben sich bei Uebernahme dieser Sorge einen Uebergriff erlaubt, den das Gesetz mit dem Zuchthause bestraft!"

Prosper zuckte mit einem schmerzlichen Lächeln die Achseln.

„Ich verzeihe Ihnen diese Beleidigung, weil sie mir erklärlich ist und weil ich sie erwartet habe."

„Elender!" rief Philipp mit funkelnden Blicken. „Wer im Stande ist, das Leben des Vaters zu bedrohen, kann leicht einen Fremden mit Schmähungen überhäufen. Doch, wie gesagt, ich verzeihe Ihnen!"

„Sie verzeihen mir?! Wie großmüthig!"

„Herr Graf," wandte sich Prosper mit flehender Stimme zu dem Greise, „Sie sind erschöpft und bedürfen der Ruhe — ich bitte, legen Sie sich zu Bett!"

Der Graf machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Dann schlug er die Augen auf und warf einen schmerzlichen Blick auf seinen Sohn.

„Philipp," sagte er leise, „ich tauge nicht mehr für die Welt — ein Kloster soll mich aufnehmen, bis meine letzte Stunde schlägt — ich fühle, sie ist nicht fern — damit aber die Geister meiner Ahnen mir nicht zürnen, so erfülle meinen Willen — denn Du nur allein vermagst es — erhalte den Wappenschild der Grafen von Berg — und das Andenken Deines Vaters! — Nicht wahr," wandte er sich zu Prosper, „das ist meine Pflicht?"

„Vater," rief der junge Mann, „ich segne den Himmel, der mich heute vor Ihr Angesicht geführt hat!"

„Doch wahre seine Ehre und bedenke, daß Du der einzige Graf von Berg bist — ja, der einzige," fügte er mit einem innern Grauen hinzu, „alle andern sind todt! Gelobe mir auf dieses Crucifix, mein Sohn, daß Du unser Geschlecht rein von allem Makel halten willst — gelobe mir, dem Scheidenden zur Beruhigung, daß die Wahl Deiner Gattin keinen Schatten auf den Wappenschild der Grafen von Berg werfen soll. Lösche durch eine glorreiche Zukunft die Erinnerung an eine leicht verlebte Vergangenheit aus, und Dein Vater stirbt nicht kinderlos, denn er wird Dich segnen! Lege die Hand auf das Bild des Gekreuzigten und beschwöre dies, mein Sohn."

Und der Greis hielt dem bestürzten Philipp das Crucifix entgegen. Prosper, die Hand auf den Sessel gelehnt, stand neben ihm und sah mit einem satanischen Lächeln zu Boden. Franz, der Kammer-

diener, hatte einen Vorhang des Fensters zurückgezogen und sah, dem Anscheine nach gleichgültig, in die Zweige der Bäume, die wie bewegliche Schatten vor dem Fenster spielten.

„Du zögerst?“ fragte erstaunt der alte Graf. „Wie soll ich das deuten?“

„Mein Vater,“ antwortete Philipp nach einer Pause, „es scheint, daß Ihnen Ihr geistlicher Rath ein Ereigniß meines Lebens verschwiegen hat, das Sie erst wissen müssen, bevor ich das verlangte Gelöbniß ablegen kann.“

„Ein Ereigniß?“

„Ein wichtiges, für mich und Sie, mein Vater. Die Billigung desselben wird beweisen, ob unsere Begriffe von adeliger Ehre, derselben, die ich aufrecht erhalten soll, übereinstimmen. Würdiger Prosper,“ wandte er sich zu dem Pfaffen, „ich erlaube Ihnen, Bericht zu erstatten — mir scheint, daß Sie sich auch in dieser Angelegenheit wieder Uebergriffe erlaubt haben, deren Züchtigung mir obliegt.“

„Herr Graf,“ sagte geschmeidig der Pfaffe, „Sie kennen meine Ergebenheit und meine Besorgniß für Sie — ich glaube wohl nicht nöthig zu haben, einen andern Grund des Verfahrens anzugeben, das ich schon seit längerer Zeit und namentlich diesen Morgen in einer Angelegenheit beobachtete, die für die hochgräfliche Familie von den wichtigsten Folgen ist — und dann auch befolgte ich ja nur Ihren Befehl und erfüllte eine heilige Pflicht — ich wollte einen schweren Schlag von Ihrem Haupte abwenden — leider,“ fügte er schmerzlich hinzu, „ist es meinem gut gemeinten Eifer nicht gelungen.“

„O Himmel!“ flüsterte der Greis, „was werde ich hören?“

„Gnädigster Herr, verlangen Sie es nie zu wissen, bei Ihrem Heile beschwöre ich Sie!“

„Würdiger Prosper, jetzt befehle ich Ihnen zu reden, alles offen und frei zu bekennen!“ sagte Philipp in einem festen Tone.

„So gilt Ihnen das Leben Ihres Vaters nichts?“

„Die Nachricht ist nicht von der Art, daß sie das Leben eines Verständigen bedrohen kann. Sie hätten es freilich gern, ich merke es an den Vorbereitungen, wenn mein würdiger Vater schwach genug wäre, das Glück seines Sohnes alten, eingefleischten Vorurtheilen unterzuordnen. Reden Sie.“

Prosper verbeugte sich und trat einen Schritt zurück.

„Mein junger Herr, ich kann der Ueberbringer dieser Botschaft nicht sein, da ich ihre Folgen voraussehe.“

„So haben Sie nicht im Auftrage meines Vaters gehandelt, als Sie mir diesen Morgen entgegentraten?“

„Allerdings, denn ich bin für das Wohl des Herrn Grafen verantwortlich gemacht; wo es gefährdet wird, trete ich als Vermittler und Schützer auf.“

„Guter, würdiger Prosper!“ flüsterte der Greis, der in ängstlicher Spannung dem Gespräche der beiden Männer gefolgt war. „Reichen Sie mir Ihre Hand, mein einziger, aufrichtiger Freund!“

Schweigend und mit gekrümmtem Rücken ergriff der Pfaffe die Hand des Greises.

„Wohlan, Vater, Sie sind vorbereitet, eine wichtige Nachricht zu empfangen, so will ich sie Ihnen geben — vielleicht klingt sie Ihnen weniger gefährlich, wenn sie aus meinem Munde kommt: Diesen Morgen hat mir der Priester ein liebendes und geliebtes Weib angetraut!“ sagte Philipp mit freier Stirn und einem Blicke, der die ganze Seligkeit aussprach, die er bei diesem Gedanken empfand.

„Wie, wie!“ stammelte der greise Graf, „Du bist verheirathet?“

„Mit einem Engel, der an Adel des Herzens und der Seele keiner Königstochter der Welt nachsteht!“

„Philipp, verheirathet, ohne den Segen Deines Vaters?“

„Diese Schuld mögen die tragen, die mir Ihre Schwelle verschlossen, mein Vater!“

„Gnädigster Herr,“ wisperte Prosper, „brechen Sie ab, der zweite Theil der Nachricht könnte Ihnen das Herz durchschneiden — gebieten Sie dem unglückseligen Munde Schweigen!“

Der Graf erhob sich, indem er die Hand auf die Lehne des Sessels stützte. Seine majestätische, würdevolle Gestalt stand völlig aufrecht und das Auge rollte unter den weißen, buschigen Brauen, daß Philipp fast seine Fassung verlor.

„Wer ist die Frau,“ rief er mit furchtbarer Anstrengung, „die ohne meinen Ruf die Hand eines Grafen von Berg am Altare empfing?“

„Ich zögere nicht, sie Ihnen zu nennen,“ antwortete der junge Mann: „Hedwig Colbert. Sie ist eine Waise und durchlebte eine Jugend voll Entbehrungen und Kummer. Einige Papiere, die sie aufbewahrt, geben Anlaß zu glauben, daß sie die Tochter eines französischen Emigranten sei.“

„Also ein Mädchen ohne Familie trägt den Namen der Grafen von Berg?“ rief der Greis, dessen Aufregung mit jeder Secunde wuchs. „O, Sie hatten Recht, mein Herr, mir das Gelöbniß zu verweigern, denn Sie hätten einen Meineid auf das Crucifix geschworen! Und Sie wagten es, mich an die Ehre unsers Stammbaums zu mahnen?“

„Ich konnte es, Herr Graf,“ antwortete Philipp mit Stolz, „denn ein schönes, tugendhaftes Mädchen, weß Standes sie auch sei, ist einer Grafenkrone nicht unwerth! Nicht die Geburt adelt den Menschen, sondern seine Gesinnung, sein Lebenswandel. Als ich Sie an die Aufrechterhaltung unserer Ehre mahnte, ging ich von dem Grundsatze aus, daß die Hand einer braven Jungfrau einen Wappenschild, und trüge er königliche Kronen in seinen Feldern, nicht besudele, wohl aber die Hände tückischer, ränkevoller Pfaffen. Die Ehre

meiner Gattin ist auch die meinige und wehe dem, der sie anzutasten wagt! Herr Graf, ich bin vermählt und bekenne offen, daß mich der Besitz meiner Gattin zu dem glücklichsten aller Menschen macht, wenn auch die Standesvorurtheile einen Zweifel darein setzen. Der Adel, den Sie fordern, ist ein eingebildeter, denn er wird nur durch Geburtsscheine und vielleicht auch durch Gold documentirt — ich fordere mehr, Herr Graf, ich fordere den Adel der Seele und des Herzens, Eigenschaften, die Bewunderung und Liebe erregen, und meine Hedwig hat mir diesen Adel zur Morgengabe gebracht. Ich liebe meine Gattin ihrer selbst wegen und deshalb kann ich den Stammbaum entbehren. Ist das Kind, das sie in ihrem Schoße trägt, vielleicht minder edel als das jener stolzen Gräfin, die es unter ihrer Würde hält, dem Säugling die erste mütterliche Sorgfalt angedeihen zu lassen? Unter den Augen einer zärtlichen Mutter und genährt von ihrer Milch gedeiht das Kind eher zu einem wackern Weltbürger, als wenn es bezahlten Pflegern übergeben wird — und gewiß, Herr Graf, Ihrem Enkel soll es an treuer Elternpflege nicht mangeln, damit sein Herz den wahren Adel erhalte. Meine Hedwig ist eine Waise, sie besitzt keinen Stammbaum, wie ich Ihnen bereits gesagt; aber halten Sie sie deshalb nicht unwerth, sie meine Gattin vor der Welt zu nennen, denn außer ihrem persönlichen Werthe bleibt uns noch die Pflicht der Annahme, daß sie einem edeln Geschlechte angehören kann, das ein unglückliches Schicksal aus dem Hause der Ahnen vertrieben! Frage ich nicht die Documente der Geburt, frage ich das Herz meiner Gattin und die Bildung ihres Geistes, wird mir diese Annahme fast zur Gewißheit."

„Prosper, Prosper!" rief der schwache Greis. „Was soll ich beginnen? Wer giebt mir Aufklärung?"

„Herr Graf," sagte demuthsvoll der Pfaffe, „länger zu schweigen wäre ein Verrath an meiner Pflicht — Sie verlangen Aufklärung — ich kann sie Ihnen geben. Schmeicheln Sie sich nicht mit dem falschen Wahne, jene Hedwig könne einer ebenbürtigen Familie angehören — ich kenne sie — sie ist die Tochter eines Handwerkers, eines Proletariers, der wenig Wochen nach ihrer Geburt in dem Rheine verunglückte. Die Mutter gerieth durch den Tod des Mannes in die drückendste Armuth. Um sich und ihr Kind vor Mangel zu bewahren, nahm sie Dienste als Amme in einem gräflichen Hause, das einer solchen Person bedurfte; ihr Kind übergab sie der Pflege einer Freundin, die ein kleines Häuschen in einer abgelegenen Straße bewohnte. Die junge Witwe gewann man in dem Hause ihres Herrn lieb, und da die Mutter des Kindes, das sie genährt hatte, der Tod abrief, trug man ihr fernere Dienste an und überschüttete sie mit Geschenken aller Art. So ward sie in den Stand gesetzt, ihr eigenes Kind, an dem sie mit großer Liebe hing, trotzdem sie es wenig sah, in eine Pensionsanstalt zu geben, wo es eine weit über seinen Stand hinausgehende Bildung erhielt. Die Mittel zur Bestreitung der Kosten dieser Erziehung lieferte das gräfliche Haus und mehr noch die Güte des Vaters, der die Liebe der Amme zu seinem einzigen Sohne durch überschwängliche Wohlthaten vergalt. Die ehrgeizige Mutter, die eine Dame aus ihrer Tochter machen wollte, verschwendete alle ihre Ersparnisse auf das junge, schöne Mädchen, das den Neid ihrer Mitpensionärinnen erregte, die fast alle Kinder der ersten Familien der Rheinprovinzen waren — ja, sie trieb es selbst so weit, um ihrer Hedwig das Ansehen der Ebenbürtigkeit zu verleihen und ihre wahre Abstammung geheim zu halten, daß sie durch eine dritte Hand der Vorsteherin des Pensionats das Monatsgeld übersandte und so über die Familie der schönen Schülerin ein interessantes, geheimnißvolles Dunkel zu bewahren wußte. So vergingen die Jahre, die der Erziehung gewidmet waren, bis endlich Hedwig aus dem Pensionate schied, um so lange sich selbst überlassen zu bleiben, bis sich ihr eine Stelle als Lehrerin in einer ähnlichen Anstalt oder die einer Gouvernante in einer großen Familie darbieten würde. Aber auch in dem gräflichen Hause war indeß eine Veränderung vorgegangen, die auf das Leben des jungen Mädchens nicht vortheilhaft einwirkte — die spendende Hand des alten Herrn hatte sich für die alte Amme geschlossen, die für ihre Dienste als Wirthschafterin nur einen entsprechenden Lohn erhielt. Dieser Lohn, obgleich er ungeschmälert in die Hand Hedwig's gelangte, reichte aber nicht zur Hälfte hin, ihr die erforderlichen Subsistenzmittel zu gewähren, und da sich immer noch keine passende Anstellung für sie fand, mußte sie Einschränkungen treffen, die fast an Mangel grenzten. In diese Periode fällt die Bekanntschaft, Liebe und Heirath des jungen Grafen von Berg," fügte Prosper mit einer tiefen Verbeugung hinzu, die ein widriges, höhnisches Lächeln begleitete.

Eine drückende Pause trat ein. Vater und Sohn erlagen fast dem Eindrucke, den die Erzählung Prosper's hervorgebracht. Ersterer hatte krampfhaft beide Lehnen des Sessels ergriffen und starrte regungslos zu Boden — der Letzte stand wie eine Bildsäule da, seine Blicke auf das wieder gleichgültig gewordene Gesicht Prosper's gerichtet, der mit gefalteten Händen neben dem Greise stand.

„Mensch," rief Philipp endlich wie aus einer Erstarrung erwachend, „noch hast Du den Namen der Mutter nicht genannt — vollende, nenne den Namen jener Amme!"

„Gertrud Colbert!" war die kalte Antwort.

„Wie, Gertrud?" riefen Vater und Sohn zugleich.

„Sie sehen, Herr Graf, daß Sie eine Schlange in Ihrem Busen genährt," sagte Prosper in einem mitleidigen Tone. „Sie selbst haben das Kind der

Amme zu Ihrer Schwiegertochter, zu einer Gräfin von Berg erziehen müssen."

„Entsetzlich, entsetzlich!" schluchzte Philipp — wie von einem plötzlichen Gedanken durchbebt — „so ist Hedwig, in die ich mein volles Vertrauen setzte, nicht wahr und offen gegen mich gewesen — sie hat mir ihre Geburt verleugnet, um als Waise mein Mitleid zu fesseln. Mensch, Du bist fürchterlich," wandte er sich zu Prosper, „Du hast durch Deine Eröffnung mein Glück, meine Seligkeit zertrümmert! Wäre mein Weib die Tochter einer Bettlerin, selbst einer Verbrecherin, ich würde jubeln wie ein ausgelassenes Kind, denn diese Gewißheit ist nichts gegen den Gedanken: Hedwig hat Dich betrogen, ist nicht wahr und offen gegen Dich gewesen."

„Herr Graf," sagte Prosper, „erblicken Sie in diesem Umstande einen neuen Beweis für meine Liebe und Aufrichtigkeit, mit der ich an Ihrer Familie hange. O daß der Himmel nicht früher meine Schritte in die Capelle leitete, vielleicht wäre es mir dann gelungen, den frevelhaften Schritt der undankbaren Gertrud und ihrer Tochter zu vereiteln!"

„Mein Sohn, wir sind beide das Opfer eines entsetzlichen Betrugs," sagte tief erschüttert der Greis, „und niemand hat uns gewarnt, niemand Aufschluß ertheilt, als es noch Zeit war, diesen Frevel zu verhindern! O, ich erblicke hierin eine neue Strafe, die der Himmel über mich sündigen Greis verhängt! Dem Geschlechte der Grafen von Berg zürnt die Vorsehung, sie hat ihre Hand von ihm zurückgezogen!"

„O wie gern hätte ich es Ihnen früher mitgetheilt, wenn ich es früher gewußt hätte. Erst gestern Abend vertraute mir der Zufall das Geheimniß an."

„Wer war die Person," rief Philipp hastig, „die das Geld der Vorsteherin des Pensionats überbrachte?"

Franz, der Kammerdiener des alten Grafen, trat einen Schritt näher und verbeugte sich.

„Wie, Du wußtest darum und hast geschwiegen?"

„Herr Graf, erst in diesem Augenblicke erfahre ich zu meiner größten Bestürzung, wozu ich, ohne es zu wissen, meine Hand geboten habe. Ich leistete Frau Gertrud gern diesen kleinen Dienst und gelobte ihr Schweigen, da ich die alte Matrone für eine achtbare Person hielt. Wäre sie das nicht, sagte ich mir, hätte man sie nicht vierundzwanzig Jahre in dem hochgräflichen Hause geduldet. Das Geld, gab sie vor, sei bestimmt, ihr eine Stelle in einer wohlthätigen Anstalt für das Alter zu sichern. Mit dem Tode der Vorsteherin jenes Pensionats hörte auch mein Dienst auf. Dies ist alles, was ich weiß."

„Prosper," befahl der Greis, der mit jedem Augenblick matter wurde, „Gertrud soll noch heute mein Haus verlassen — nie komme sie mir wieder vor die Augen!"

Der Pfaffe verbeugte sich als ein Zeichen des Gehorsams.

„Wer setzte den Dienst fort," fragte der junge Mann den Kammerdiener, „als die Vorsteherin gestorben war?"

Prosper und Franz schwiegen. Beide wechselten indeß einen Blick, der dem aufgeregten Philipp entging.

Der Greis unterbrach zuerst die eingetretene Stille. Mit der letzten Anstrengung, die ihm möglich war, erhob er noch einmal sein Haupt und sagte zwar mit matter Stimme, aber mit dem Ausdruck eines schmerzlichen Zorns:

„Du hast jetzt einen Entschluß in mir zur Reife gebracht, den mein Vaterherz seit einem Jahre bekämpfte — ich bedaure Dich, aber ich kann Dir nicht verzeihen. Geh' und ziehe in den Krieg, der in unserm Vaterlande wüthet — vielleicht bricht der Tod die Bande, die selbst das Gesetz nicht mehr zerreißen kann — mich begräbt ein Kloster, daß ich den schmählichen Untergang meines Geschlechts nicht sehe! Ja, ich begreife, daß die Hand Gottes mich führt — ich folge ohne Widerstreben — meine Nacht bricht an —!"

Wie ein Sinnloser stürzte Philipp zu den Füßen seines Vaters nieder, umklammerte weinend seine Knie und verließ dann in der heftigsten Aufregung das Gemach, ohne ein Wort zu äußern.

Der Greis lag regungslos in seinem Lehnsessel. Als Franz zurückkehrte, der dem jungen Grafen die Thür geöffnet hatte, gab Prosper ihm ein Zeichen. Beide trugen den Grafen auf sein Lager, dessen Gardinen sie schlossen.

„Jetzt bedarf es einer Stunde," flüsterte Franz, „ehe der edle Graf wieder zu etwas tauglich ist. Ereignet sich kein neuer Zwischenfall, sind wir unserm Ziele näher als wir es geglaubt haben."

„Und Gertrud?" fragte Prosper, der trotz seiner Würde als Beichtvater des Grafen dem Kammerdiener desselben untergeordnet zu sein schien.

„Mag ruhig im Hause bleiben, im Fall wir sie noch benutzen müssen. Ich liebe die Veränderung nicht, sie könnte uns gefährlich werden."

„Oder mindestens doch eine neue Verzögerung herbeiführen," fügte Prosper hinzu.

„Die mir eben so unangenehm wäre als die völlige Vereitelung des Plans, denn ich muß Dir bekennen, daß der Faden meiner Geduld nicht lang mehr ist. Ich hoffe übrigens, daß in wenig Tagen das Legat unterzeichnet sein wird; der gegenwärtige Anfall ist von der Art, daß eine Verzögerung unmöglich wird."

„Wenn aber Philipp nicht abreis't?"

„Ihn fesselt nichts mehr," gab Franz zur Antwort. „Der Betrug seiner Frau hat ihn sehr unangenehm berührt."

„Nehmen wir aber an," fuhr Prosper flüsternd fort, „die junge Frau entschuldigt ihr Schweigen mit der grenzenlosen Liebe, die sie für ihn hegt — Philipp, ihre Thränen und ihren Zustand erblickend,

reiſ't nicht, ſondern nimmt die Geſetze in Anſpruch, um das Vermögen des Vaters wieder zu erlangen, deſſen Unzurechnungsfähigkeit er leicht beweiſen kann — der Schiffer Paul wird vielleicht ſein Bundesgenoſſe — ich glaube, Franz, wir können am Schluſſe unſerer langjährigen Arbeit noch arg geprellt werden."

Die beiden Männer hatten während dieſes Geſprächs das Zimmer erreicht, in welchem das Crucifix ſtand.

„Höre mich an, Freund, und Du wirſt wieder Hoffnung faſſen," ſagte der Kammerdiener und ſein Geſicht verrieth den Hauptzug ſeines Charakters: Bösartigkeit. „Dieſen Abend begleite ich Dich in den Kreuzgang, wo Paul erſcheinen wird. Kennſt Du die offene Gruft des Priors Gregor, die ſich neben der Kirche befindet?"

„Ich kenne ſie."

„Dieſe Gruft wird auch die des Schiffers werden."

„Dann wäre aber nur erſt ein Hinderniß beſeitigt."

„Dieſelbe Gruft iſt groß genug, um auch das zweite Hinderniß aufzunehmen, und ich glaube, es iſt ſicherer, als wenn wir ihn in den Krieg ziehen laſſen, denn nicht jeder bleibt auf dem Schlachtfelde, der es betritt."

„Dieſer Plan iſt nicht zu verwerfen, Franziskus, ich billige ihn. Wenn aber nun die Witwe des jungen Grafen von Berg Anſprüche erhebt?"

„In dieſem Falle müßte ſie beweiſen, daß ſie ſeine Witwe iſt, und dazu gehören zwei wichtige Dinge: der Todtenſchein des Mannes und der Schein über die wirklich vollzogene Trauung. Ehe ſie dieſe zur Stelle ſchafft, haben wir das Unſrige gethan."

Von dem Thurme der benachbarten Gereonskirche erklangen zwei helle Schläge.

„Zwei Uhr," ſagte Proſper mit einem zufriedenen Lächeln, „gehen wir zu Tiſche."

Fünf Minuten ſpäter traten die beiden braven Männer in ein Zimmer des Erdgeſchoſſes, wo Gertrud einen Tiſch für drei Perſonen gedeckt hatte. Der Beichtvater ſetzte ſich an das eine Ende des Tiſches, die beiden Domeſtiken in ehrfurchtsvoller Entfernung an das andere.

Ein Tiſchgebet des geiſtlichen Herrn ging dem Mittagsmahle voran.

5.

Wir führen den Leſer in Hedwig's Wohnung. Die junge Frau hatte ſich nach Philipp's Entfernung einer kurzen Ruhe überlaſſen gehabt; wir treffen ſie in dem Augenblicke an, wo ſie vor den Spiegel tritt, um neue Toilette zu machen. Mechaniſch ließ ſie die vollen Locken durch die weißen Finger gleiten und eine Unruhe und Aengſtlichkeit ſprach ſich in ihren Zügen aus, die ſie vergebens vor ſich ſelbſt zu verbergen ſuchte.

„Wie thöricht ich bin!" warf ſie ſich flüſternd vor und ein ſchmerzliches Lächeln begleitete dieſe Worte, „ich zittere bei dem Gedanken an mein Glück! Philipp ward dieſen Morgen mein Gatte, der Prieſter gab ihn mir, wir lieben uns wie nur Menſchen zu lieben vermögen, nichts als der Tod kann uns trennen — und dennoch möchte ich weinen, um die beengte Bruſt durch Thränen zu erleichtern! Nein, nein, er iſt ja bei ſeinem Vater, den die Welt als einen frommen, gottesfürchtigen Mann bezeichnet — was kann ihm dort geſchehen? Liebt der Vater ſeinen einzigen Sohn, ſo wird er ihm gewiß den Schritt verzeihen, den ihm Ehre und Liebe zu thun geboten. Und wenn er ihm nicht verzeiht," fragte ſie ſich in Gedanken und indem ſie erröthend von dem Spiegel zurücktrat, als ob ſie ſich die Gluth des Angeſichts verbergen wollte, „wenn der ſtolze Graf den Sohn verſtößt, weil er mich, die arme Waiſe, zu ſeiner Gattin nahm? Wehe mir, dann habe ich die finſtere Wolke heraufbeſchworen, die den Horizont der Zukunft Philipp's trübt, ich habe ihm das Vaterherz entfremdet und kann ihm dafür keinen Erſatz bieten als meine Liebe! Armer Philipp, der Himmel gebe, daß du nicht troſtlos zurückkehrſt!"

Hedwig ergriff ein weißes Tuch, verhüllte ihr Geſicht und begann bitterlich zu weinen, indem ſie auf einen Stuhl niederſank. Faſt zehn Minuten lang erfüllte ein ununterbrochenes leiſes Schluchzen das kleine, reinliche Zimmer, durch deſſen Fenſter die freundliche Mittagsſonne drang.

„O mein Gott!" ſetzte ſie ihr Selbſtgeſpräch fort und ließ das thränenfeuchte Tuch in den Schoß ſinken, „welch ein Hochzeittag! Der junge Gatte ſteht flehend wie ein Sünder vor dem Vater und ich, die Gattin, ſitze weinend in meinem einſamen Zimmer, das Herz ſo ſchwer, als ob ich ein Verbrechen begangen hätte! Ich ſtand im Brautkranze vor dem Altare — aber heimlich, ſtill, daß mich niemand ſah — es durfte kein Ohr hören, daß mir ein Graf von Berg ewige Treue gelobte und der Prieſter ſeinen Bund mit einem armen Mädchen aus dem Volke ſegnete — die heilige Handlung ward vollzogen wie ein Werk der Nacht, ohne Zeugen, ohne liebende Freunde — ja, es mußte ſo geſchehen," ſagte ſie ganz leiſe, indem die Lippen zitterten und die Thränen von neuem über die zarten Wangen rannen, „es mußte ſo geſchehen, denn Philipp durfte ſeine Braut nicht zeigen —! Die arme Hedwig ward vermählt wie eine Sterbende, der man den Titel der Gattin mit in das Grab geben will — ja, ſo ward ich vermählt! So bin ich Philipp's Gattin geworden! Doch nein," fuhr ſie nach einer Pauſe fort und ihr blaues Auge erglänzte unter dem Thränenſchleier von neuer Hoffnung beſeelt, „ein Zeuge vernahm den Schwur, den wir am Altare ablegten — es war Gott, der ewige, allmächtige Regierer der Schickſale — er hat es ſo gewollt und ihm füge ich mich, ihm will ich ferner vertrauen! Er hat den Keim der Liebe zu mir in Philipp's Herz ge-

pflanzt, er wird sie auch wahren, daß sie den Stürmen der Zeit nicht erliegt! O mein Gott!" bat sie mit gefalteten Händen, „verlaß uns nicht, laß segnend Deine Hand auf unsern Häuptern ruhen und erfülle uns mit freudiger Zuversicht!"

Als ob sie von einem plötzlich entstandenen Gedanken geleitet würde, erhob sie sich rasch von ihrem Platze und legte ein einfaches weißes Kleid an, das sie aus dem angrenzenden Schlafgemach geholt hatte. Dann trat sie vor den Spiegel zurück und drückte den Myrthenkranz in das Haar, den ihr der greise Pfarrer in der Capelle gereicht hatte.

„Ich will mich damit schmücken," flüsterte sie, während die Hände das blühende Reis befestigten, „damit Philipp doch durch etwas an unsern Hochzeittag erinnert und die Wolke des Kummers durch den freundlichen Anblick verscheucht werde, wenn er, was der Himmel verhüten möge, von dem noch zürnenden Vater zurückkehrt. Es ist ja meine Pflicht, ihn so glücklich zu machen als ich es vermag — das Auge der jungen Gattin soll ihm entgegenlächeln, wenn auch unter Thränen!"

Fortsetzung folgt.

Feuilleton.

Das älteste Blatt im ganzen britischen Reiche ist die Edimbourgh Gazette, die schon im Jahre 1660 gegründet wurde. Das älteste Blatt im eigentlichen England ist der Stamfort Mercury, der zuerst im Jahre 1695 erschien. Der aus dem Jahre 1737 datirende Belfast News Letter ist das älteste in Irland. Die 1766 gegründete Limerick Chronicle stammt aus einer frühern Zeit, als irgend eines der jetzt existirenden Londoner Blätter, von denen die seit 1770 erscheinende Morning Chronicle das älteste ist

Alles durch die Blume. Einem Bericht im Morgenblatte über die letzte Blumenausstellung in Berlin zufolge giebt es jetzt eine ganze Weltgeschichte in Rosenblättern, z. B. Egmont, Graf von Paris, Delphine Gay, Herz, von Aumale, Enghien, Herzogin von Praslin (blaß fleischfarb), Eugène Sue (lebhaft rosa), Cavaignac, Changarnier, Génie de Chateaubriand, Henri IV. (incarnat), Jeanne d'Arc (weiß, im Centrum zart rosa), Julie Krüdener, General Negrier, Leonore von Este, Louis Bonaparte (lebhaft roth), Soult, Montaigne, Ponsard, Soleil d'Austerlitz (glänzend roth), Hebe's Schale (Coupe d'Hébé, hellrosa), General Bertrand (roth und lilla panachirt), Graf von Chambord (purpur), Delille (dunkelrosa, kugelförmig), Deuil du duc d'Orléans (dunkelpurpur mit feurigem Reflex), Napoleon (hellcarmin mit dunkel rosa marmorirt) 2c., und unter den Nelken blühen neben der Herzogin von Orleans Bayard und die Taglioni.

Alfred Tennyson, ein bedeutender englischer Lyriker, ist an des verstorbenen William Werdsworth Stelle zum Poeta laureatus Ihrer Majestät der Königin von England ernannt. Diese halbwegs lächerliche Hofpoetenstelle ist also nicht aufgehoben worden. Das Beste davon ist der Jahrgehalt von 300 Pfd. Sterl.

Deutschland über Alles. Die beste deutsche Komödie ist die französische, die beste deutsche Oper die italienische, die besten deutschen Bücher die englischen, die besten deutschen Sängerinnen die schwedischen, die besten deutschen Handschuhe die dänischen, die besten deutschen Käse die holländischen, die besten deutschen Väter die russischen, die besten deutschen Tabake die türkischen und der beste deutsche Thee ist der chinesische.

Weit her geholt. Die Rindfleischesser Englands genießen jetzt eine Abwechslung durch einen neuen Einfuhrartikel aus Australien: gekochtes Rindfleisch. Es wird in luftdicht verschlossenen Büchsen von Blech eingeführt.

Lessing sagt: „Was Menschenblut kostet, ist Menschenblut nicht werth."

Die Aussteuer, welche für die russische Prinzessin, Braut des Prinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz, bestimmt ist, beträgt außer allem, was an Diamanten, Garderobe 2c. nöthig, baare neun Millionen Silberrubel.

Revanche. Ein Redacteur des „Corsaire" ward von einem Sohne Victor Hugo's gefordert. Als der Letztere am Knie verwundet ward, sagte der Sieger: „Sie haben mich gefordert, weil der „Corsaire" eine Carricatur gebracht; das Nächstemal werden wir ein Kniestück bringen."

Halévy, der Componist der „Rosenfee," hat eine neue Oper: „La Dame du pique" vollendet. Der Text ist von Scribe.

Die Bevölkerung Warschau's wächs't mit jedem Jahre bedeutend; die letzte vor kurzem vorgenommene Zählung ergiebt die Zahl von 163,301, unter denen 106,000 Katholiken, folglich Polen, und nur 1000 Glaubensgenossen des griechischen Ritus — das Militär nicht mitgerechnet; Evangelische oder Deutsche sind 10,600 und Juden 43,000.

Dem großen Riesenkäse, welcher im Emmenthal für die Londoner Industrieausstellung fabricirt wurde, ist's übel ergangen; derselbe wurde von der Prüfungscommission, als in die Klasse der leicht zu Grunde gehenden Gegenstände gehörend, nicht zur Ausstellung zugelassen. Nun ist aber der Käse gemacht und man ist in großer Verlegenheit, was man damit anfangen soll.

Der Kaiser von China hat ein haarsträubendes Manifest gegen die Opiumraucher erlassen. Noch fünf Monate Gnade, dann aber wird jeder Opiumraucher mit dem Schwerte hingerichtet; die Familien sollen als Sklaven verkauft und die Nachkommen von drei Generationen aller Privilegien verlustig werden.

Das offene Geständniß. Ein Pesther reicher Kaufmann trug die Hand seiner Tochter einem dortigen Dandy an, in welchen sich das junge schöne Mädchen auf einem Balle verliebt hatte. Die Freunde des Kaufmanns widerriethen ihm zwar, aber er sagte: er wolle seiner Tochter freie Wahl lassen. Da erhielt er plötzlich von dem Dandy folgenden Brief: „Mein Herr! Ihr Antrag ist für mich sehr schmeichelhaft, doch muß ich ihn zurückweisen. Ihre Tochter ist in mich verliebt, das ist schön, aber leichtsinnig von ihr. Ich bin kein Mann für eine Frau und wüßte nur das Vermögen durchzuschlagen. Wenn Sie mir nicht glauben, so fragen Sie die Welt; sie wird Ihnen sagen, daß ich ein Taugenichts bin; aber antworten Sie der Welt, daß ich ein ehrlicher Taugenichts sei."

Lola Montez, die Gräfin Landsfeld, befindet sich wieder in glänzenden Verhältnissen. Sie hat dieser Tage in Paris ihre Salons mit einem glänzenden Concert eröffnet, wo die ersten Künstler sich hören ließen und die Elite der

Pariser Gesellschaft versammelt war. Das würdige und anmuthige Benehmen der Gräfin, welche mit dem baierschen Theresien-Orden geschmückt war, wird besonders hervorgehoben und ausdrücklich bemerkt, daß sie keine jungen Leute, sondern nur gesetzte Männer, worunter Generale, Diplomaten, Repräsentanten ꝛc. eingeladen waren.

Fanny Elsler hat mit Ausnahme des russischen Schmucks ihre sämmtlichen Diamanten verkauft und dafür 99,000 Thaler erhalten.

Die Thätigkeit der französischen Presse in der ersten Zeit nach der Februarrevolution kann man sich denken, wenn man weiß, daß ein einziger Drucker täglich 2 bis 300,000 Abdrücke von vier bis fünf verschiedenen Zeitungen, die er druckte, verkaufte. Elf Pressen arbeiteten Tag und Nacht, und in kurzer Zeit hatte er nicht nur mehrere hunderttausend Francs Schulden bezahlt, sondern sich auch außerdem ein bedeutendes Vermögen erworben.

„Der Götter Hand war hier im Spiel!“

Motto: Da hing ich und war mir's mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hülfe so weit.
Schiller: „Der Taucher.“

Zu Rohrau, unweit Olmütz, arbeitete kürzlich ein Zimmergeselle auf dem hohen Thurm am Kirchendach. Da stürzt er durch einen Fehltritt plötzlich herab, bleibt aber mitten im Fallen mit seinen Kleidern am kleinen Zeiger der Thurmuhr hängen. Hier hat er noch so viel Geistesgegenwart, sich mit den Händen an dem Dach anzuhängen, welches das Zifferblatt der Uhr beschützt, bis ihm endlich Rettung wurde. Die Höhe, von der er herabgestürzt und dennoch so wunderbar erhalten wurde, beträgt 21 Klafter.

Damit würden sich deutsche Soldaten nicht begnügen. Als im Jahre 1796 die Neufranken zu Worms und der Umgegend nur mit kärglicher und spärlicher Kost vorlieb nehmen mußten, bestand ein Theil ihrer Nahrungsmittel in unreifen Kornähren, die sie zwischen zwei Steinen quetschten und dann mit kleingehackten Kräutern zu einer Art Brei mischten. Die neufränkische Generalität sann auf eine Zerstreuung für die leidenden Soldaten und sendete ihnen — zwei Wagen mit Kegelspielen.

Breard sagt: „Wenn eine Nation irgend Einen als Abgott verehrte, so endigte sie immer mit der Zertrümmerung ihres Abgottes.“ — Welche Wahrheit, wenn man bedenkt, wie besonders die Franzosen ihren Abgöttern mitspielten; z. B. Heinrich IV., Ludwig XIV., XV. und XVI., einem Lafayette, Necker, Dumouriez, Brissot, Robespierre und selbst in neuerer Zeit Louis Philipp.

Kunst und Bürgersinn.

Den Künsten bauet Tempel, doch vor allen —
Der Säulen höchste richtet auf dem Bürgersinn,
Der in der Künste hohen Tempelhallen
Für Geist und Herz und Leben sucht Gewinn!
Der, wenn der Zeiten schwere Würfel fallen,
Den Blick noch wendet zu der Stätte hin,
Wo zu der Lyra Klang und Bildner Thaten
Die Geister sich mit Geistern ernst berathen.

„Schiller-Almanach auf alle denkwürdigen Ereignisse der Jahre 1848 und 1849“ ist der Titel eines kleinen und nett ausgestatteten Büchleins, das im Verlag von Th. Grieben in Berlin erschienen. Es ist eine eigne Idee, jegliches Ereigniß der zwei Jahre mit einem Motto aus Schiller's Werken zu versehen. Wie es sogenannte Bibelhusaren giebt, welche bibelfest sind und für gewisse Fälle des Lebens einen Spruch zur Hand haben, so möchte ich den Verfasser des Werkchens schillerfest nennen, obwohl nicht zu leugnen, daß das Ganze eine undankbare Arbeit zu nennen. Mehrere der angezogenen Stellen sind manchmal so zu sagen weit hergeholt, doch viele ganz trefflich und damit der Nagel auf den Kopf getroffen.

Deshalb. In einem französischen Theater-Almanach von 1797 lies't man: Auch Lessing's „Juden“ und „Emilie Galotti“ wurden zu Paris aufgeführt. Der Jude wurde aber in einen Oheim verwandelt, weil es bei uns Franzosen unschicklich ist, das Wort Juif auf dem Theater zu nennen. Emilie Galotti fiel durch, weil sich das Mädchen — mit einer Putznadel ersticht und nicht mit einem Dolche.

Xenophon sagt in seinem Werkchen von den Staatseinkünften § 1: „Wie die Vorsteher sind, so ist auch die Staatsverwaltung.“

Notiz für junge Mädchen. Ein englischer Arzt sagt: „Liebe Jungfrauen glaubet mir, jeden Monat, den ihr vor dem zwanzigsten Jahre in der Ehe verlebt, raubt Euch ein Jahr von Eurer Schönheit.

Hut ab! Die Stadt Barcelona besitzt ein öffentliches Leihhaus, welches ohne alle Interessen und Kosten Gelder gegen Schmuck, Wäsche u. dergl. an Bedürftige auf sechs Monate vorschießt. Wer nach diesem Termine nicht im Stande ist, dieselben einzulösen, erhält noch eine solche Frist, und wenn es am Ende zum Verkauf solcher Pfänder kommt, so wird jeder Mehrertrag des Gelöses dem Versetzer gewissenhaft zugestellt.

Blinder Eifer schadet nur. Der Arzt Guise in Paris hat dieser Tage einen seiner besten Freunde, das Mitglied des Generalconseils, Herrn Labbé, vergiftet, indem er gegen Unterleibsschmerzen statt 6 Tropfen in der Eile 6 Grammen Laudanum verordnete.

Eine sonderbare Erscheinung dürfte wohl genannt werden: Die Wuth der Wiener, mit welcher sie sich jetzt auf das Zitherspiel werfen.

Die Sonntag, die Ungher und Beethoven. „Christus am Oelberge“ sollte probirt werden; Beethoven, der Componist, dirigirte selbst, die Sonntag mit der Ungher hatten die Hauptpartien. Aber Beethoven pflegte oft der menschlichen Stimme Dinge zuzumuthen, welche sie nicht oder äußerst mühsam überwinden kann, und wegen solcher kamen beide Sängerinnen auch jetzt mit Klagen ein. Sie wollten Umänderungen, jene im Sopran, diese im Alt. „Nichts da, nichts da!“ rief Beethoven, „ich bitte zu singen wie es dasteht. So leicht freilich setze ich nicht wie die Jahrmarktsläschelchen der Herren Italiener sind, aber ich verlange, daß es gesungen wird wie es ist!“ — „Aber, Herr Capellmeister, wenn man es nun nicht herausbeingen kann?“ — „Es bleibt dabei! Es bleibt dabei!“ war die Antwort. Indessen es blieb nicht dabei. Beethoven, der arme, war taub; die Sängerinnen winkten und verstanden sich, wie zwei Spitzbuben auf dem Jahrmarkte, und änderten nun ihre Passagen selbst um, ohne daß er hörte, wie er hintergangen wurde. So erzählt wenigstens die Revue des deux mondes, Octbr. 1850, pag. 90. *r.

Eine Schiffsladung Meerrettig (Kren) ist von Hamburg in London angekommen; es waren im Ganzen 1043 Packen dieser Waare. Ein großer Import dieses beißenden Artikels, welcher, da er zur rohen Vegetation gehört, keinen Zoll bezahlt, soll früher nie stattgefunden haben.

Diese Worte gehören den Lithographen. Es giebt illustrirtes Briefpapier, wo sich oben in der Ecke oder in der Mitte Abbildungen von Städten oder denkwürdigen Gebäuden befinden. Warum Beschränkung auf den Wohnort des Briefstellers? Dies System läßt sich weiter ausdehnen; ein einzig Bild muß gleich den Totalsinn des ganzen Briefes andeuten, und der Absender hat nur nöthig, seinen Namen darunter zu setzen. Z. B. ein Mahnbrief; voran

der Gläubiger mit der Rechnung, hinter ihm der Actuarius und zum Schluß der Kreuzbruder, der Eckensteher, zur Transportirung der ausgepfändeten Sachen. — Ein verlorner Sohn könnte das väterliche Herz oder vielmehr den väterlichen Geldbeutel durch ein Tableau kindlicher Demüthigung und väterlichen Edelmuthes erweichen. — Heirathsanträge, abschlägliche Antworten, es läßt sich zu Allem ein Bildchen finden, nur die Sache beim richtigen Zipfel angefaßt.

Literarisches. Von „Wilhelm von Humboldt“ ist ein neues Werk: „Ideen zu einem Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen,“ bei Trewendt in Breslau erschienen.

Aus der Theaterwelt. Alexander Dumas ist von vier Schauspielern des Théâtre historique vor das Handelsgericht belangt worden. Das Theater hat fallirt und Kläger behaupten, daß Dumas mit seinem Vermögen für die Verbindlichkeiten desselben hafte.

*** Unter der Ueberschrift: „Schreckliche Nachricht für das britische Theater“ meldet „Galignani's Messanger,“ daß Herr Scribe englisch lerne, um seine Schauspiele in's Englische zu übersetzen.

Curiosa. Noch vor wenigen Jahren stand in Balzac's Bibliothekzimmer eine Gipsfigur Napoleon's mit einem ihr en bandeau angeklebten Papierstreifen, worauf geschrieben stand: „Was Napoleon mit seinem Schwert unvollendet gelassen, will ich mit meiner Feder vollbringen! Honoré de Balzac.“

*** Zur Zeit der ersten französischen Revolution suchte man in Paris einmal allen Ernstes den Verräther A. L. Z. aufzufinden. Er fand sich in der Allgemeinen Literatur-Zeitung.

*** Die Dorfzeitung schreibt: „In unserer Nähe wird ein neues Werk angekündigt, welches den Titel führt: Praktisches Handbuch der höhern Angelkunst, oder Leben und Abenteuer dee Lola Montez, oder: Die Kunst, Könige, Fürsten, Gesandte und Goldfische in einem Netze zu fangen; frei von ihr selbst geschrieben.“ — Zum vierten Bande sammelt sie Notizen.

MODEN.

Paris, den 29. November 1850.

Die feinen Filzhüte sind bereits wieder so beliebt als früher; man sieht sehr viel Damen damit auf den Peomenaden von Paris und man versteht sie durch den Ausputz mehr oder minder elegant zu garniren. Wenn man einen Hut sehr hübsch nennen soll, so darf ihm durchaus nicht eine lange violett und grau nüancirte Feder fehlen, mit einer Windung und einem Bart von Sammet. Das Innere des Hutes ist mit façonnirtem Gazeband umzogen, woean sich das Bonnet von Tüll anschließt. Ein andrer schöner Hut, den wir kürzlich sahen, hatte korinthbraune Malven von Sammet und zwar auf jeder Seite einen hübschen vollen Zweig; indessen sind die gefärbten Federn doch weit häufiger als die Sammetblumen, und davon giebt es eine peächtige Auswahl. Hüte von schwarzem Filz, mit schwarzem Sammet ausgeputzt, gelten ebenfalls für sehr geschmackvoll. Wahrhaft elegant nahm sich ein Hut von schwarzem Filz aus, welcher mit einer schwarzen Casuarfeder und einem schwarzen Sammetbande verziert war; das Innere des Hutes enthielt Blumen von schwarzem Schmelz mit Blätteen von Sammet; allein dieser so schöne Hut paßt doch nur für Trauernde. Die Filzfarbe ist ungemein beliebt bei den Hüten; denn man sieht sie auch in andern Stoffen, z. B. in Atlas, ungerissenem Sammet ꝛc.

Die Mode der kleinen Hausjäckchen ist allgemein; man trägt sie von den elegantensten Stoffen und sie werden nicht mehr allein, wie es früher der Fall war, im Zimmer, sondern schon seit längerer Zeit auf der Promenade und bei Visiten getragen. Die neuesten nennt man Favoritinnen; sie sind meistens von weißem Atlas. Das Leibchen ist hoch, im Rücken glatt, aber mit handbreiten Schößen; jedoch das Voedertheil ist aus dem Ganzen und ziemlich reichlich. Die Aermel sind weit, halblang, ein wenig abgerundet und aufgeschlitzt. Sie sind mit rosa Seide gefüttert, wattirt und fein durchnäht. Bunte Stickerei im Geschmack à la Pompadour ist der vornehmste Ausputz dieser Favoritinnen.

Zum Ausgehen haben diese Jäckchen viel von denen à la Musketier, werden dann jedoch nur von Sammet getragen, besonders in den Faeben nacarat, smaragdgrün, königsblau und schwarz; sie sind vorn mit Beandenbourgs und ringsum mit einem Streifen Zobel besetzt. Dieser Zobelstreifen steht namentlich reizend auf den etwas eingeschlitzten Schößchen dieser kleinen Jäckchen aus.

Als Mäntel sind die à la Talma am bevorzugtesten; sie werden stets von feinem Zephyrtuch gefertigt, sind sehr weit und bilden viele Falten. Häufig besteht der Ausputz über einem ziemlich breiten Saume aus fünf- bis sechsfach übereinander gesetzten Galons, doch das Eleganteste ist und bleibt doch immer die Stickeeei, mag sie in Ketten- oder Plattstich ausgeführt sein, denn der Reiz einer eleganten Zeichnung dürfte nicht leicht durch etwas Anderes zu ersetzen sein.

Ferner ist zum Ausputz der Mäntel der imitirte Pelz sehr beliebt; wie bereits erwähnt worden, sieht man kleine Paletots davon schon auf der Straße tragen; daß sie aber kleidsam wären, kann man doch durchaus nicht zugeben. Dagegen ist der Besatz von imitirtem Pelz auf einfarbige Tuchmäntel wirklich elegant zu nennen. Eine andre Art dieses Stoffes hat kleine Flocken oder Schwänzchen von andrer Farbe, so daß er mit Ausnahme der Faebe wie Hermelin aussieht.

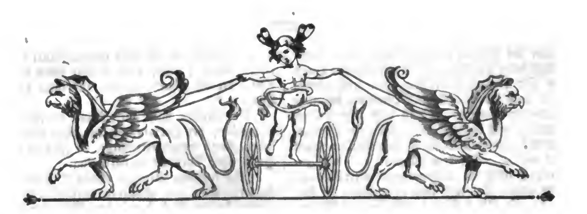
Noch zu erwähnen ist, daß die Tuchkleider immer noch allgemeiner werden. Am Leibchen derselben sind stets Schößchen angebracht, aber immer bedeutend länger, als man sie sonst an seidenen Kleidern zu tragen gewohnt ist. Als Ausputz darauf hat man entweder Galons oder Sammetband; zuweilen sieht man auch beide vereinigt, die besonders als Schürzenbesatz von sehr guter Wirkung sind.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 50. 1) Zughut von Atlas. Oberrock von Zephyrtuch: hohes Leibchen mit Schößchen; Pagodenärmel; Rock, Leibchen und Aermel mit Sammetband und mailändischen Schnürchen nach Zeichnung besetzt. 2) Hut von Castor mit Feder. Talmakragen. Jäckchen; enge Beinkleider von Sammet. 3) Hut von schwarzem Stroh. Mantelröckchen. Beinkleid mit Kamaschen von Cachemir.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.

Hierbei der literarische Anzeiger № 6.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 51. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Robert Blum und sein mächtiger Freund.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte Hedwig die Toilette beendet, als sich Schritte auf der Treppe vernehmen ließen, die zu dem kleinen Vorsaal von ihrer Wohnung führte. Ein heftiges Zittern durchbebte ihren ganzen Körper, denn sie fühlte die Wichtigkeit der Entscheidung, die Philipp im nächsten Augenblick bringen sollte.

„Er ist es, er ist es!" rief sie leise und blieb mit klopfendem Herzen in der Mitte des Zimmers stehen.

Jetzt ertönten die Schritte auf dem Vorsaal und näherten sich der Thür. Es ward geklopft.

Das Klopfen an der Thür wiederholte sich.

Die Hand auf das Herz gepreßt trat die junge Frau zu der Thür und öffnete.

Ein alter Mann in einfacher, bürgerlicher Kleidung trat bescheiden ein. Hedwig wich einen Schritt betroffen zurück; die Züge des Mannes, der freundlich grüßte, waren ihr völlig fremd.

„Ich komme, die Gattin des jungen Grafen Philipp von Berg zu sprechen," sagte der Eingetretene; „ich glaube mich nicht zu irren," fügte er lächelnd hinzu, indem er einen Blick auf Hedwig's geschmückten Kopf richtete.

„Sie irren nicht," flüsterte kaum hörbar die junge Frau; „was führt Sie zu mir? Sendet Sie mein Gatte?" fügte sie bebend hinzu.

„Nein, ich komme im Auftrage einer Person, die bisher die regste Theilnahme an Ihrem Geschick bethätigt hat."

„So kommen Sie nicht von Philipp?" wiederholte Hedwig ein wenig beruhigt.

„Wie gesagt, nicht von ihm, auch glaube ich versichern zu können, daß die Person, die mich sendet, in durchaus keiner Beziehung zu Ihrem Gatten steht, daß sie ihn nicht einmal kennt."

„Sie kennt ihn nicht?" fragte die junge Frau verwirrt; „wie kommt es, daß sie meine diesen Morgen erfolgte Vermählung weiß, die bis jetzt nur einigen Personen bekannt war, da wir es vorgezogen, die heilige Handlung in aller Stille vollziehen zu lassen?"

„Wenn auch nicht der Gatte," antwortete lächelnd der Mann, „so ist doch die liebenswürdige Gattin jener Person bekannt."

Hedwig schlug die Augen zu Boden; ein unerklärliches Gefühl trieb ihr das Blut in die Wangen.

„Mein Herr," stammelte sie verwirrt und verletzt zugleich, „ich fühle mich nicht berufen, Ihren Auftrag anzuhören, wenn Sie mir nicht den Namen und Charakter des Senders oder der Senderin nennen."

„Diese Bedingung zu erfüllen würde mich meinen Auftrag überschreiten lassen, so natürlich sie auch ist. Fürchten Sie aber deshalb nichts, Madame, denn was ich Ihnen mitzutheilen habe, würde auch Ihr Gatte hören können, wenn er sich in diesem Augenblicke hier befände."

„In diesem Falle bin ich bereit, Sie anzuhören," antwortete Hedwig gefaßt. „Ich bitte, reden Sie!"

„Madame," begann der Fremde, „Sie haben vor vier Jahren das Pensionat verlassen, in welchem

Sie unter der Leitung einer würdigen alten Dame Ihre Erziehung genossen. Von unbekannter Hand wurden Sie dem Institut übergeben und ebenso erfolgten auch die Mittel zur Bestreitung der nicht unbedeutenden Kosten. Es ist dies keine seltene Erscheinung, und deshalb achtete man ein Geheimniß, unter dessen Schleier ein so wohlthätiger Zweck verfolgt wurde. Mit dem Scheiden aus dem Institut erlosch auch die eingegangene Verpflichtung desselben gegen Sie und man verweigerte die Annahme der für Sie bestimmten Gelder zur Weiterbeförderung. Nichtsdestoweniger aber werden Sie vierteljährlich eine kleine Summe erhalten haben, die Ihnen eine alte Frau überbrachte — ist es nicht so, Madame?"

„So ist es, mein Herr!"

„Hat diese Frau nie ein Wort geäußert, das Sie auf Ihren unbekannten Wohlthäter schließen lassen konnte?"

„Mein Herr," antwortete die erstaunte Hedwig, „es ist das Erstemal in meinem Leben, daß ich mit einer dritten Person über eine Angelegenheit spreche, der ich mich gern schon lange entfremdet hätte, wenn eine Möglichkeit dazu vorhanden gewesen wäre. Ich habe ihrer stets mit Schmerz, und ich kann wohl sagen, mit Beschämung gedacht und vergebens auf einen Ausweg gesonnen, die Annahme jener Summen verweigern zu können. Jetzt ist es mir gelungen, denn ich habe keinen andern Willen mehr als den meines Gatten, und daß dieser die Fortsetzung eines Pensionsgeldes, wie die alte Frau es nennt, gestatten wird, möchte ich wohl in Zweifel ziehen. Obgleich nun diese Sache als beseitigt zu betrachten ist, so kann ich doch die Frage nicht unterdrücken: wie haben Sie Kenntniß davon erhalten und was kann Sie bewegen, mir einen Besuch deshalb abzustatten?"

„Ich bin ja nur ein Bote, der im Auftrage jener Person kommt, die Sie kennt, Madame, und die sich für Sie interessirt," antwortete mit einem devoten Lächeln der Fremde.

„So begreife ich nicht, warum Sie jene Fragen an mich richteten —?"

„O mein Gott, Madame, diesen Fragen liegt nichts weiter zum Grunde — sie sollten mir nur die Gewißheit geben, daß ich mit Fräulein Hedwig Colbert rede — das ist alles!"

„Und da Sie es nun wissen?" fragte die junge Frau, deren Aengstlichkeit sich wieder zu mehren begann, da Philipp immer noch nicht zurückkehrte.

„Habe ich die Gewißheit," antwortete der Mann mit einer höflichen Verbeugung, „daß die frühere Schülerin des Pensionats jetzt die liebenswürdige Gattin des jungen Grafen Philipp von Berg ist."

„Mein Herr," rief Hedwig entrüstet, „wozu diese Inquisition? Ich bitte Sie, entledigen Sie sich Ihres Auftrags so kurz als möglich, denn Sie begreifen wohl, daß der heutige Tag nicht geeignet ist — —"

„Madame, er ist mehr dazu geeignet als jeder andre Ihres Lebens, denn er wird durch die Nachricht, die ich Ihnen bringe, zu einem doppelten Festtage."

Der Fremde hatte diese Worte in einem Tone gesprochen, der Hedwig, die von einer unbeschreiblichen Angst gemartert wurde, in Zweifel ließ, ob Hohn oder Theilnahme darin lag.

„So kommen Sie zur Sache," sagte sie resignirt, denn ein ahnendes Gefühl brachte den gegenwärtigen Besuch mit den Männern in Verbindung, die ihr den fürchterlichen Auftritt in der Capelle bereitet hatten; an eine freudige Botschaft wagte sie nicht zu glauben.

„Sie haben sich bis jetzt für eine Waise gehalten und trotz Ihrer Forschungen nichts erfahren, was Ihnen eine Hindeutung auf Ihre Eltern hätte geben können — nicht nur eine Hindeutung, sondern Gewißheit über diesen wichtigen Punkt Ihnen zu geben, bin ich gekommen."

„Mein Herr — Sie — und heute?" stammelte die junge Frau, von tausend Gefühlen zugleich ergriffen.

„Ich, Madame. Ihr Vater starb kurze Zeit nach Ihrer Geburt — die Mutter lebt Ihnen noch."

„Meine Mutter, sagen Sie?!"

„Gewiß, so sagte ich!" antwortete fest der Mann.

Hedwig starrte den Bringer dieser wichtigen Nachricht einige Augenblicke an, dann, als ob sie eine freudige Aufwallung mit Gewalt unterdrücken wollte, hob sie stolz das mit dem Kranze geschmückte Haupt empor und sagte mit einem ungläubigen Lächeln:

„Mein Herr, so gern ich Ihren Worten Glauben beimessen möchte, so kann ich es dennoch aus mehr als einem Grunde nicht!"

„Ich staune, Madame," sagte überrascht der Fremde; „darf ich vielleicht einen dieser Gründe wissen?"

„Sie sagten, daß mir die Mutter noch lebe?"

Der Mann neigte mit ernsthafter Miene bejahend das Haupt.

„Wie könnte es eine Mutter über das Herz bringen," fuhr Hedwig fort, „ihr Kind im zartesten Alter der Pflege Anderer zu übergeben, es nicht wieder zu sehen und in dem Wahne zu lassen, es sei eine Waise? Selbst die glänzendsten Verhältnisse, in denen ein Kind erzogen wird, können meiner Meinung nach die Sehnsucht eines Mutterherzens nicht verlöschen. Ich glaube es nicht, mein Herr; lebte meine Mutter, sie würde gewiß mit eignen Augen ihre Tochter überwacht und sie, wenn nicht früher schon, doch bei dem Austritte aus der Pension in ihre Arme geschlossen haben, anstatt die Unerfahrene den Stürmen und Gefahren des Lebens preiszugeben. Wahrlich," fügte sie mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu, „wenn Sie mir nicht beweisen, daß eine Gewalt, stark wie der Tod, die Mutter von ihrem Kinde

getrennt, muß ich Ihre Sendung als eine feindliche betrachten, die den Zweck hat, die Gattin des Grafen Philipp von Berg zu mystificiren — ich habe mehr als eine Veranlassung, dies zu glauben!"

Mit der Gleichgültigkeit, die eigne Gewißheit und die der endlichen Ueberzeugung gewährt, hatte der Mann ruhig den Einwürfen der aufgeregten Hedwig zugehört.

„Sie haben Recht, Madame," antwortete er nach einer kleinen Pause, „Ihre Annahme ist nicht zu verwerfen. Deshalb freue ich mich, Ihnen den mächtigsten Grund, die stärkste Gewalt angeben zu können, welche Ihre Erziehung fremden Händen anvertraut und Sie später sich selbst überlassen hat."

„Was könnte die Entäußerung eines Kindes veranlassen und entschuldigen, wenn nicht der Tod?"

„Die Mutterliebe," antwortete gedehnt der fremde Mann und seine Blicke hafteten auf Hedwig, als ob er eine mächtige Wirkung von diesem Worte erwartete.

„Die Mutterliebe?" wiederholte die junge Frau.

„Und der Stolz auf den Besitz einer so liebenswürdigen Tochter, die Ansprüche auf bessere Lebensverhältnisse hat als auf die, in denen sie geboren."

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr. —"

„Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie Ihre Mutter seit vier Jahren öfter gesehen haben."

Hedwig erstarrte zur Bildsäule. In des Fremden Gesicht zeigte sich ein halb triumphirendes, halb höhnisches Lächeln.

„Meine Mutter, sagen Sie?"

„Gewiß, Madame."

„Und wo?"

„Hier in diesem Zimmer."

„Großer Gott!" flüsterte Hedwig und eine Ahnung durchbebte ihre Brust, die sie bei dem Gedanken an Philipp zittern machte. „Vollenden Sie, mein Herr, vollenden Sie!" rief sie eifrig und mit Mühe ihre Fassung behauptend, „wer ist es, die Sie mir als meine Mutter bezeichnen?"

„Es ist jene Frau, die Ihnen nach Ablauf eines Vierteljahres das Geld überbrachte — unter welchem Vorwande, weiß ich nicht."

„Ha, mein Herr!" rief Hedwig und ihr Bangen hatte sich plötzlich in tiefe Entrüstung verwandelt, „also das war das Ziel, nach dem Sie sich auf so großen Umwegen bewegten! O mein Gott! und ich war thöricht genug, Ihnen zu folgen. Nun ist mir alles klar, Sie sind der Bote jener Partei, deren feindselige Bemühungen gegen mich in der Capelle zu Deutz scheiterten — jetzt, da sie das Band nicht mehr zerreißen kann, das einen Grafen und ein armes, elternloses Mädchen umschlingt, will sie durch Mystification sich rächen, will die Gräfin von Berg als die Tochter einer Köchin dem Gespötte der Welt preisgeben, will die schwache, aber beruhigende Hoffnung, sie könne einer edeln, unglücklichen Familie angehören, zertrümmern und so das Glück einer Ehe vergiften, die vielleicht einen ihrer eigennützigsten Pläne zerstört hat. Hoffen Sie nicht, mein Herr, daß das Ohr meines Gatten sich Ihren ungeschickt erdachten Lügen öffnet — und selbst wenn Sie die Wahrheit gesprochen, wenn ich die Tochter einer niedern, ehrlichen Magd wäre, würden Sie Ihre bösartige Absicht nicht erreichen, denn mein Philipp liebt mich zu sehr, und seine Liebe ist über lächerliche, abgeschmackte Vorurtheile zu erhaben, als daß sie an einem Umstande erkalten sollte, den der Zufall gefügt hat!"

„Madame," antwortete achselzuckend der Mann, „mich führt keine feindselige Absicht zu Ihnen, viel weniger noch die unwahre Angabe eines so wichtigen Gegenstandes. Wie man mir sagte, kann Ihre Geburt nur heute noch ein Geheimniß bleiben, und da die Person, die sich für Sie interessirt, es für Pflicht hält, Sie auf die Eröffnung desselben vorzubereiten, hat sie mich abgesandt."

„Und wer wird mir das Geheimniß offenbaren?" fragte die junge Frau in ängstlicher Spannung.

„Wer?"

„Nehmen Sie keinen Anstand, es mir zu sagen, denn ich bin auf alles vorbereitet!"

„Vielleicht jetzt, Madame, da Sie verheirathet sind, die Mutter selbst."

„Ich dachte es mir, mein Herr, aber ich wundere mich nicht darüber," rief Hedwig entrüstet und die Röthe des bittersten Unwillens erschien auf Wangen und Stirn, „bei dem Himmel, ich dachte es mir, denn wer im Stande ist, den Altar Gottes durch freche Willkühr zu entweihen, kann auch eine alte Frau bestechen, daß sie mit dem erhabenen Gefühle der Mutterliebe ein leichtes Spiel treibt."

„Madame," antwortete mit einem vielsagenden Blicke der Mann, „was ich Ihnen so eben mittheilte, kann nur jene Frau allein durch Beweise darthun, jeder andern Person ist dies eine Unmöglichkeit. Sie sprachen vorhin von Bestechung — bleiben wir in Ihrem Interesse, nur in Ihrem Interesse einen Augenblick dabei stehen. Ist die genannte Frau wirklich Ihre Mutter, so wird es niemandem in der Welt leichter sein, entweder ihr völliges Schweigen zu erlangen oder je nach Umständen eine modificirte Erklärung, als der Tochter. Ist sie bereits, wie Sie unrichtig vermuthen, von einer andern Seite her bestochen, so wird gewiß eine größere Summe denselben Erfolg zu Ihren Gunsten haben — und damit Sie sehen, daß es Ihrem unbekannten Schützer aufrichtig um Ihr Glück zu thun ist, läßt er Ihnen durch mich die Mittel bieten, die in dieser Angelegenheit zur Erhaltung Ihres ehelichen Glücks nöthig sind. Mag Ihr Herr Gemahl noch so frei von Vorurtheilen sein, mag er immerhin seinen Rang der Liebe unterordnen — so ist es dennoch nicht unwahrscheinlich, daß ihm unter den obwal-

tenden Verhältnissen das völlige Geheimniß Ihrer Geburt lieber sein muß als der kleinste Hauch, der den Schleier lüftet — denn jene Frau lebt noch in dem väterlichen Hause und ist seine alte Amme."

„Mein Herr!" rief Hedwig erbleichend. „Und Sie glauben, daß ich wirklich zu einer solchen List meine Zuflucht nehmen würde? Sie glauben, daß ich meinen Gemahl betrügen könnte?"

„Ich glaube nur, Madame, daß die Liebe kein Verbrechen begeht, wenn sie Ihnen eine List dictirt, die niemandem schadet und dem, den Sie lieben, von Nutzen ist. Ihr Gatte ist ein Graf von Berg, bedenken Sie das! Bleiben Sie, die Sie bis jetzt waren, eine Waise, wird die Vermuthung stets die Oberhand behalten, daß Sie irgend einer unglücklichen edeln Familie angehören, die politische oder andre wichtige Ereignisse gezwungen, sich in ein gewisses Dunkel einzuhüllen, denn die Welt liebt ja das Abenteuerliche; — wird bekannt, daß der Graf von Berg die Tochter seiner Amme geheirathet hat, muß der Nimbus der Romantik von Ihrem Haupte schwinden, Ihren Gatten treffen die doppelt schweren Vorwürfe der stolzen Familie, und — wir alle sind ja Menschen — wer kann die Folgen weiter ermessen —?"

„Ich kann sie ermessen!" sagte die junge Frau ruhig und mit Stolz. „Die Gewißheit, daß das Bekanntwerden meiner Abstammung ein Unheil für mich herbeiführt, ist mir nicht so drückend als die Ungewißheit über Ihre Plane, die sich meiner bemächtigen würde, wenn ich Ihren Einflüsterungen Gehör schenkte. Das Vertrauen zu meinem Gatten ist meiner Liebe gleich — beide sind unerschütterlich, treu und wahr! Gehen Sie, mein Herr, und sagen Sie dem, der Sie gesendet, Hedwig Colbert fürchte sich nicht, die Mutter an ihre Brust zu drücken, und wenn sie ihr aus der niedrigsten Classe der menschlichen Gesellschaft erstände, wenn sie als eine Bettlerin ihr entgegenträte. Beweis't Sie nur ihre Ansprüche auf meine kindliche Zärtlichkeit und daß sie derselben stets würdig gewesen ist, so soll mich nichts abhalten, meine Pflicht als Tochter zu erfüllen und Philipp, der nur mein Glück will, wird mich deshalb nicht verleugnen."

„Madame, ich habe meinen Auftrag erfüllt —!"

„Für den ich Ihnen nicht danken kann," antwortete Hedwig mit einer kalten, höflichen Verbeugung.

„Ich glaube Ihnen!"

„Wollen Sie sich aber den Dank Philipp's von Berg erwerben, so wiederholen Sie ihm, was Sie seiner Frau eröffnet haben, er ist vielleicht im Stande, Vortheil daraus zu ziehen."

„Wird mir dieser Auftrag, so bin ich auch dazu bereit," sagte der Fremde.

Dann verbeugte er sich und verließ mit derselben Miene das Zimmer, mit der er es betreten hatte.

Die junge Frau sank erschöpft auf einen Stuhl nieder.

6.

Um dieselbe Zeit, als der Fremde die Wohnung Hedwig's verließ, stand ein junger Mann an dem Ufer des Rheins und sah erwartungsvoll einem Kahne entgegen, der von dem jenseitigen Ufer abgefahren war und langsam dem Orte zu sich bewegte, wo der Harrende sich befand. Es war Philipp von Berg. Der Gedanke, Hedwig, die er mit einer schrankenlosen Leidenschaft liebte, die er für einen Engel an Tugend und Herzensgüte hielt, habe ihm den Stand der Mutter verschwiegen und sich so eines Betrugs schuldig gemacht, eines doppelten Betrugs, da sie von ihrer Familie keine Nachricht geben zu können behauptet — dieser Gedanke hatte einen Sturm in seiner Brust hervorgerufen, der jede andre Regung in ihm übertobte. Auch die letzte Hoffnung auf Glück, das er in den Armen einer treuen, uneigennützigen Gattin zu finden glaubte, wenn der Vater schwach genug sei, sich seines Sohnes zu entäußern, war dahin.

„Mir bleibt nichts," murmelte er verzweiflungsvoll, „als den Rath meines Vaters zu befolgen und in der Schlacht den Tod zu suchen, der mich allein nur meinen Herzensqualen entreißen kann. Hedwig, meine Hedwig war nicht offen gegen mich, sie liebt mich nur aus Ehrgeiz! Und diese unschuldigen Mienen, diese zärtlichen Blicke, diese Thränen — ha, diese Thränen," fuhr er empor, „die sie deswegen vergoß, weil uns der Segen meines Vaters nicht zum Altare begleitete — o Himmel! nun wird mir alles klar, jetzt begreife ich ihren Schmerz, dem sie sich diesen Morgen hingab! Nicht mein Schicksal, das mir die Liebe des Vaters entriß, beweinte sie — nein, ihre Thränen galten dem Verlust des gräflichen Ranges und des unermeßlichen Vermögens, von dem ich ihr so oft erzählt! Die Tochter der Köchin will eine Gräfin von Berg spielen, will ihre Schönheit in den ersten Cirkeln der Gesellschaft glänzen lassen, aber nicht die Gattin eines Mannes sein, der sie zwar liebt, aber ohne Mittel ist, sie zur großen Dame zu machen. Gertrud, meine alte Amme, ist ihre Mutter — und sie sollte es nicht gewußt haben? Nein, nein, sie hat es gewußt — der Ehrgeiz war stärker als ihre Liebe! Jener Schiffer muß sie kennen, denn was sollte ihn sonst veranlaßt haben, ihr in die Capelle zu folgen und sich ihrer so kräftig anzunehmen? Warum bot er mir seine Hülfe gegen die Pfaffen an? Ehe ich Hedwig sehe, will ich ihn sprechen, vielleicht ist sie doch nicht so schuldig als es den Anschein hat —! Wenn es Verleumdung wäre —?"

Das Selbstgespräch Philipp's ward durch den Schiffer Paul unterbrochen, der in diesem Augenblicke seinen Kahn anlegte.

„Herr Graf," fragte er erstaunt, indem er das Ufer betrat, „haben Sie mich erwartet?"

„Ja," antwortete Philipp mit finsterer Stirn.

„Bedürfen Sie meiner? — Ich bin bereit.

O, ich merke schon, jener verwünschte Schwarzrock hat sich wieder gezeigt — ist es nicht so? Doch fürchten Sie nichts," fuhr er eifrig fort, „ich besitze einen Talisman, den der Pfaffe flieht wie der Teufel das Kreuz. Sobald ich mich zeige, ist er gebannt und es soll ihm nie wieder in den Sinn kommen, irgend etwas gegen Sie und Ihre junge, liebenswürdige Gattin zu unternehmen."

„Paul, willst Du mir einige Fragen beantworten?"

„Gern, mein gnädiger Herr."

„Offen und wahr?" fragte Philipp in einem wehmüthigen Tone.

„Entweder antworte ich offen und wahr oder gar nicht. Lügen kann ich nicht und zum Ausschwatzen bin ich nicht dumm genug. Mein Ehrenwort, gnädiger Herr, daß alles, was ich sagen werde, die lautere Wahrheit ist."

„So behältst Du Dir vor, nur das zu beantworten, was Dir räthlich scheint?"

„Gewiß, Herr Graf, denn es giebt Dinge, die der Kluge für sich behalten kann, ohne dadurch seine Ehre zu verletzen."

Philipp sah den sonderbaren Mann einen Augenblick an. Es lag eine Aufrichtigkeit und Biederkeit in den Blicken und Zügen desselben, daß der Eindruck, den seine Worte so eben hervorgebracht, plötzlich wieder verschwand.

„Paul," fragte er mit Offenheit, „kennst Du mich?"

„Ja, Herr, ich kenne und achte Sie!"

„Seit wie lange kennst Du mich?"

„Seit diesem Morgen."

„Nicht länger?"

„In dem Augenblicke, als Sie zu mir kamen und meinen Kahn mietheten, sah ich Sie zum Erstenmale!"

„Und doch sagst Du, daß Du mich achtest? Ich glaube Dich nicht falsch zu beurtheilen, wenn ich Dich für einen braven, erfahrenen Mann halte, der zu vorsichtig ist, um Menschen, die er kaum gesehen, mit Achtung und völliger Offenheit entgegenzukommen — aber auch zu redlich, um sofort Verachtung und Haß zu fassen."

„Sie haben Recht, Herr Graf, das liegt nicht in meinem Charakter. Und dann auch lebe ich nicht seit gestern auf der Welt, ich habe sie kennen gelernt und oft Lehren erhalten, die mich zur Vorsicht mahnen. Worauf soll ich aber Ihre Worte beziehen? Wozu diese Vorrede?"

„Das Erste, mein Freund, soll sich auf mich beziehen, das Zweite auf jenen Pfaffen, dem Du in der Capelle so ziemlich klar an den Tag legtest, was Du von ihm hältst."

„Ha, ha, ha," lachte der Schiffer, „das also wollen Sie wissen? Und darum haben Sie sich wieder an den Strom bemüht und länger als eine halbe Stunde meine Rückkehr erwartet? Bei Gott, mir ahnte nichts Gutes, als ich dem Ufer so nahe war, daß ich Sie erkennen konnte. Wissen Sie, junger Herr, daß schon ein furchtbarer Rachegedanke in mir aufstieg? Wären Sie jetzt gekommen, um meine Hülfe zu beanspruchen, sie hätte Ihnen so energisch zu Theil werden sollen, daß dem Pfaffen nie wieder eine Beichte zu Ohren gekommen wäre, denn obgleich ich ein guter Katholik bin, so überwiegt der Haß gegen diese Menschengattung doch meine Religion und namentlich gegen diesen würdigen Prosper! Ich kann nicht begreifen, daß es noch Menschen giebt, die den Rücken vor diesen Schwarzröcken beugen und die Worte derselben als eine Offenbarung des Herrn betrachten!"

„Leider giebt es deren noch!" seufzte Philipp.

„Doch genug, Herr Graf, mir tritt die Galle in das Blut, so oft ich auf dieses Capitel komme. Und nun wieder zur Sache: Sie wollen wissen, aus welchem Grunde ich Sie achte, obgleich ich Sie erst seit diesem Morgen kenne?"

„Wenn es keine von den Fragen ist, die Dir die Klugheit zu beantworten verbietet, so rede."

„Nein, sie ist es nicht, darum hören Sie: Sie bestiegen diesen Morgen mit Ihrer jungen Braut meinen Kahn, um sich heimlich in der Capelle in Deutz trauen zu lassen. —"

„Woher weißt Du das?" fragte Philipp eifrig.

„Von Ihnen selbst, Herr!"

„Von mir? Ich erinnere mich nicht, Dir den Zweck meiner Fahrt angegeben zu haben."

„Mir haben Sie ihn auch nicht angegeben," antwortete lächelnd der Schiffer, „aber Ihrer Braut haben Sie ihn wiederholt, um sie mit Muth und Zuversicht zu erfüllen. Ich bin kein Lauscher, und trotzdem ich mir Mühe gab, von Ihrem Gespräche nichts zu verstehen, so ward ich doch dazu gezwungen, denn mein Kahn hat keine Wände, und ich hatte kein Material, um mir die Ohren zu verstopfen. Herr Graf," sagte Paul fast mit Rührung, „wer so brav und edel gegen ein armes Mädchen handeln kann, wie Sie gethan — wer Rang und Reichthum bei Seite setzt, um selbst einem Mädchen aus dem Volke gegenüber ein Ehrenmann zu bleiben, der muß wahrhaftig einen Charakter besitzen, vor dem selbst ein König den Hut ziehen sollte, geschweige denn ein Rheinschiffer. Und daß Ihre Worte, die Sie dem jungen Mädchen sagten, nicht nur Worte waren, sondern der wahre Ausdruck Ihrer Gesinnung, haben Sie vor dem Altar Gottes bewiesen, vor dem Altar dessen, der alle Menschen gleich erschaffen und den Keim zu dem wahren Adel in jedes Herz gelegt hat. Herr Graf, sollte Ihnen, wie ich vermuthe, der Stolz Ihrer Familie auch alles entziehen, was Sie bedürfen, um ein Edelmann zu bleiben — lassen Sie es ohne Bedauern geschehen, denn der Adel, den Sie in der Brust bergen, kann Ihnen weder eine Hofuniform, noch ein Pfaffenrock rauben, er bleibt unveräußerlich wie das Herz selbst, in dem er wohnt. Und welch ein Ersatz bietet sich Ihnen für alles, was das Vorurtheil Ihnen

raubt? Eine Gattin, wie Sie diesen Morgen erhielten, wiegt mehr als eine Grafschaft auf! Sie ist schön und gut, Ihrer völlig würdig!"

„Kennst Du sie?" fragte Philipp rasch.

„Nicht mehr und nicht weniger als ich Sie kenne, Herr Graf."

„Und auch sie sahest Du diesen Morgen zum Erstenmale?"

„Nicht früher!"

„Aber was veranlaßte Dich, zu unserm Schutze in die Capelle zu kommen?"

„Jener Pfaffe, der gleich nach Ihnen an das Land stieg."

„Kanntest Du seine Absicht?"

„Nein; aber ich kannte ihn selbst! Aus einem kurzen Gespräch mit ihm errieth ich seine Absicht, was mir um so leichter ward, da mir die Ihrige nicht fremd war. Die Achtung vor Ihnen, Herr Graf, das Mitleid für Ihre junge Braut und der Haß gegen den tückischen Verfolger erwachten plötzlich so lebhaft in mir, daß ich mich nicht länger halten konnte; ich verließ meinen Kahn und eilte in die Capelle. Daß mich meine Ahnung nicht getäuscht hatte und was dort erfolgte, wissen Sie. Ich bin aufrichtig, lieber Herr, und bekenne gern, daß mein Groll einen eben so großen Theil zu Ihrem Schutze beigetragen hat, als der mir angeborene Trieb, Gutes zu befördern und Nichtswürdigkeiten zu verhindern."

„Paul," fragte der junge Mann mit bebender Stimme, „meine Hedwig hast Du also früher nie gekannt — was Du thatst, war nur eine Folge Deiner Theilnahme, die unser Gespräch diesen Morgen erweckt?"

„So ist es, Herr! Und was ich vielleicht noch thun werde, wird die Folge des Hasses sein, den ich schon seit Jahren gegen den frommen Prosper hege," fügte der Schiffer mit einer Bitterkeit hinzu, die keinen Zweifel über die Wahrheit seiner Worte übrig ließ. (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

In Fredericton (Neu-Braunschweig) sind durch einen Brand 300 Häuser in Asche gelegt und 3000 Menschen obdachlos geworden.

Handel in Californien. Seit dem 15. September d. J. sind im Hafen von San Franzisco 681 Schiffe eingelaufen; darunter befanden sich 496 Amerikaner, 86 Engländer, 18 Franzosen, 17 Chilenen, 17 Deutsche u. s. w. Das kleinste Fahrzeug war ein englischer Schooner von nur 18 Tonnen aus Neu-Südwales und mehrere andre, nicht wenig größere Fahrzeuge aus Neuseeland. Diese kleinen Fahrzeuge machen ihre Reise in der Kürze von 10—12 Wochen.

Washington's Abschiedsansprache ward von James Lenox in Newyork für 2300 Dollars angekauft. Der liberale Besitzer ließ dieselbe in schönster Ausstattung bloß für die öffentlichen Bibliotheken als Geschenk drucken.

Ein Handlungshaus zu Manchester läßt für die große Industrie-Ausstellung 1 Pfund Baumwolle spinnen, dessen Fadenlänge 238 englische Meilen haben wird.

Das Staatssiegel von Californien führt das Wort „Eureka" (ich hab's gefunden).

Das Czaar-Lied. Ein echtes Volkslied umkreis't den Erdball. Das berühmte Marlborough s'en va-t-en guerre ist in's Serail gedrungen und ergötzte die Odalisken, auf dem Leierkasten gedreht; die Marseiller Hymne spielt jedes Orchester; Weber's „Wir winden dir den Jungfernkranz" drang nach Südamerika's Wäldern und Joh. Georg Nägeli's „Freuet Euch des Lebens" überraschte Lichtenstein, als er in den Jahren 1803—1806 unter den Hottentotten herumreis'te. Lortzing's Czaar-Lied, das man bereits im Jahre 1844 tief in Rußland, Schweden und Norwegen vernahm, erklingt jetzt, nach Briefen und Reiseberichten, öfters in Californien und Australien, wohin es wahrscheinlich durch deutsche Auswanderer verpflanzt worden ist.

Session und Sitzung. Das in der jüngsten preußischen Thronrede mehrere Mal vorgekommene Wort „Sitzung," als Bezeichnung der vorjährigen Parlamentsperiode, hat neuerdings den Wunsch in uns rege gemacht, daß die deutsche Parlamentssprache in dieser Beziehung einen Gebrauch der Franzosen und Engländer adoptiren möge. Die Engländer unterscheiden nämlich „session von sitting," ebenso wie die Franzosen „session von séance." Die Berathung eines Tages würde daher immer als „Sitzung," die ununterbrochene Reihefolge von Berathungen eines Jahresparlaments jedoch stets als „Session" bezeichnet werden.

Der Katholicismus in England gewinnt immer mehr an Umfang. Im Jahre 1830 gab es in Wales und England 382 römische Capellen und Missionen, jetzt 583. In Edinburgh soll eine prächtige katholische Kathedrale erbaut werden. Sie soll 350 Fuß lang werden und einen Thurm von 380 Fuß Höhe haben. Der Bau wird 400,000 Pfd. Sterl. kosten, wozu schon die Hälfte durch Vermächtnisse aufgebracht worden sind. In Glasgow sind schon drei neue katholische Kirchen gebaut worden.

Die Gesammtzahl der Juden in den österreichischen Staaten beträgt jetzt 729,005.

Vor dem Berliner Polizeigericht stand am 6. des v. M. in Anwesenheit seines Herrn ein Affe in Natura als Angeklagter, weil er von der Drehorgel seines Herrn herab und auf die liebe Jugend gesprungen war, dieselbe erschreckt und etwas verletzt hatte. Da er aber selbst nichts gestand und also eine böse Absicht nicht nachgewiesen werden konnte, so ließ der Anwalt die Klage fallen.

Die Zahl der in Leipzig Studirenden, deren Reihe der Erbprinz Ernst von Sachsen-Altenburg eröffnet, beträgt für dies Wintersemester die Zahl von 902, wovon 636 Inländer und 266 Ausländer sind. Es studiren 181 Theologie, 410 Rechtswissenschaften, 158 Medicin, 52 Chirurgie, 16 Pharmacie, 24 Naturwissenschaften, 11 Philosophie, 2 Pädagogik, 16 Philologie, 14 Mathematik, 18 Cameralia. Was die Landsmannschaften betrifft, so befinden sich unter denselben 2 Kärnthner, 5 Siebenbürgner, 1 Ungar, 1 Galizier, 1 aus russisch Polen, 2 aus den Donau-Fürstenthümern, 1 Grieche, 2 Türken, 5 Schweizer, 2 Engländer, 1 Spanier und 1 aus Ostindien.

Ein Londoner Blatt macht schon die verschiedenen Hotels namhaft, wo europäische Potentaten, als der Kaiser von Rußland, der Präsident von Frankreich, der König von

Preußen u. s. w. während der großen Ausstellung Absteigequartiere bestellt haben.

Die Taschendiebe in Berlin respectiren weder die Abgeordneten, noch die Kirche. So hatte ein Abgeordneter seine Brieftasche zu sich gesteckt, als er in den Dom ging, um dem Gottesdienste zur Eröffnung der Kammern beizuwohnen. Als er nach Hause kam, war die Brieftasche mit ihrem Inhalt von 300 Thalern verschwunden.

Meyerbeer hat vom Kaiser von Oesterreich den Franz Joseph-Orden erhalten.

Starker Irrthum. Wie schlecht es mit den geographischen Kenntnissen der Franzosen steht, davon haben nicht nur in neuerer Zeit sogar berühmte Romanschreiber oder Dramatiker auffallende Beispiele gegeben, sondern selbst auch im Jahre 1796 der große Finanzminister Cambon. Laut Nummer 317 des Moniteur, Seite 1299, setzt er Augsburg und Danzig unter die Hansestädte.

Gespräch zwischen Vater und Sohn.
Vater: Nun, mein lieber Sohn, zeige, daß Du ein echter Republikaner bist. Sag', was ist die Gleichheit?
Sohn: Ich bin, was mein Vater ist, und mein Vater ist, was ich bin.

Ein triftiger Grund. Als bei dem Concert der Jenny Lind zu Boston ein sonst sehr geiziger Privatmann sich ein Billet für 10 Dollars kaufte, fragte Jemand: Wie können Sie es über's Herz bringen, eine solche Summe zu geben? „Aus bloßer Sparsamkeit," entgegnete der Befragte, „denn ist alles Wahrheit, was man von ihrer Stimme rühmt, so habe ich nachher nicht mehr nöthig, eine Sängerin zu hören. Wenn man mir ein ferneres Billet aufschwatzen will, so antworte ich: Ei was, nichts damit, ich habe die Jenny Lind gehört."

Friedrich's des Großen Weissagung (Oeuv. post. de Frédéric II. T. VI. pag. 37): „Frankreich wird den Samen der Uneinigkeit unter die Reichsfürsten ausstreuen; es wird sicher die Freundschaft derer zu gewinnen suchen, deren es am meisten nöthig hat. Und während es den Einen auf eine gewandte Art in Furcht setzt und den Andern auf das feinste mit Kleinigkeiten amüsirt, wird es seinen großen Schlag zweckmäßig führen. Zu eben dieser Zeit wird man sehen, wie die meisten Regenten von Europa, gerade wie vormals die Griechen, in den gefährlichsten Sicherheitsschlaf versunken, es vernachlässigen werden, sich mit ihren Nachbarn zu vereinigen, und daher dem gewissen Untergange entgegeneilen."

Ein Gedanke, der mir im Concert aufstieg:
Man hebt nach meilenweitem Wege
Die Füße oft noch flott empor,
Doch zu ermüden nach Minuten
Ist in der Tonkunst unser Ohr.

Ein großer Verlust, der namentlich allen Rauchern einer guten Cigarre schwer zu Herzen gehen wird, hat stattgefunden. Drei von Havanna mit Cigarren beladene und nach Hamburg bestimmte Schiffe sind ein Opfer der Novemberstürme geworden.

Traurig. In Californien befinden sich gegenwärtig ungefähr 3000 Franzosen ohne allen Unterhalt. Dieselben haben sich an den Minister des Auswärtigen gewandt, um von demselben die Mittel zur Rückkehr nach Frankreich zu erhalten. Sie haben jedoch eine abschlägliche Antwort bekommen, da man zu diesem Zweck zwei Millionen auszugeben genöthigt sein würde.

Aus dem Schauspielerleben. Der älteste Schauspieler war wohl Jean Noel, der am 13. Januar 1829 in Paris, 118 Jahre alt, starb und noch im hundertsten Jahre auftrat. Er hatte vom achten Jahre an die Bühne betreten, 92 Jahre lang auf ihr nicht mit großem Ruhme, aber doch steter Brauchbarkeit gewirkt und 2760 Rollen gespielt; 28,010 Mal war er aufgetreten, 1040 Mal gestorben, 130 Mal König, 920 Mal ein ehrlicher Mann und 23,500 Mal ein Schurke und Unglücklicher gewesen, ohne je die heitere Laune und sein gutes Herz zu verlieren. Bei den Römern findet sich ein Seitenstück zu ihm. Die Schauspielerin Luceja betrat noch in ihrem 112. Jahre und Galenia Copiala, Tänzerin und Schauspielerin, 90 Jahre nach ihrem ersten Beginnen das Theater, um den Pompejus zu becomplimentiren. Sie erschien sogar noch einmal unter Augustus.

*** Als auf einem Theater „Egmont" zur Aufführung vorbereitet wurde und der Regisseur, der den Alba spielte, die Schauspieler durch die Länge seiner Proben ermüdete, rief der Darsteller des Egmont wehmüthig aus: „O Alba, Deine Proben sind noch schrecklicher als Deine Inquisitionen!"

*** Sparsamkeit eines Theaterdirectors. Y...s, ehemals Director des königlichen Theaters in London, war ungemein ökonomisch. Man erzählt folgenden charakteristischen Zug von ihm: Eines Morgens machte der kleine Mann, der überall die Augen haben wollte, die Runde im Theater und bemerkte eine fast ausgeleerte Tonne Brennöl. Um sich genau zu überzeugen, wie viel noch darin sei, bog er sich so weit über den Rand, daß er hineinfiel, und da die Tonne sehr groß war, konnte er nicht wieder heraus. Sein Hülfegeschrei zog einen Lampenputzer herbei, der ihm aus der Affaire half; aber der sparsame Director bat seinen Befreier, ihn mit den Kleidern an einen Balken über dem Faß zu hängen, damit das an ihm befindliche Oel ablaufe und nicht verloren gehe.

*** Ein junger Schauspieler, der durch die Reize einer gefälligen Gestalt und eines angenehmen Organs Liebling des Publicums (besonders des weiblichen) geworden war, glaubte mitreden zu dürfen, wenn sich die Veterane der Kunst über Gegenstände derselben besprachen und einander oft bescheiden gestanden, daß sie mit Zweifeln über die Darstellung dieses oder jenes Charakters, besonders was die Bezeichnung des Nationalen anbetreffe, zu kämpfen hätten. Schon einigemal versuchten ihn diese Männer zu belehren; da sie aber den eingebildeten, durch Beifall aufgeblasenen Geck in seinen Antworten wahrnahmen, so ließen sie ihn gehen, beschlossen aber, ihm gelegentlich den Mund für immer zu stopfen. Eben drängte er sich wieder in ihre Nähe und unterbrach ihr Gespräch, das jenen Gegenstand zu erörtern bemüht war, also: „Nun, meine Herrn, da sehe ich eben keine so großen Schwierigkeiten wie Sie. Nichts ist zum Beispiel leichter als einen Kosaken, einen Juden darzustellen." — „Nun, da würden Sie," unterbrach ihn der alte S., „auch nicht verlegen sein, wenn Sie, wie ich, den jüdischen Richter Samson darzustellen hätten, besonders in der Scene, wo er dem Feind zu fliehen gebeut?" — „O nein, warum verlegen? Das war ich mit meinem Talent noch nie." — Nachdenkend fährt der junge Mann nun mit der Hand zum Kinn und spricht: „So ungefähr — denk' ich mir — würd' ich ihn" — — „Vortrefflich! brav!" — unterbricht ihn der Veteran schnell, — „ich sehe schon, Sie sind auf dem rechten Wege, denn sehr richtig nehmen Sie den Eselskinnbacken in die Hand, der dem Philisterheer so vieles Schrecken brachte." Hier stand S. rasch auf, verließ das Zimmer und der junge Thor blieb betroffen in dieser Stellung angewurzelt.

Literarisches. Die königl. Hofschauspielerin Anna Löhn in Dresden hat Gedichte herausgegeben, die alle Aufmerksamkeit und Anerkennung verdienen. Dieselben sind so zart, innig und zu gleicher Zeit so originell, so abwechselnd und anziehend in ihren Versmaßen, daß wir nicht umhin können, der jungen geistvollen Dame ein bedeutendes Prognosticon für ihre so früh und glücklich begonnene literarische Laufbahn zu stellen. Die Gedichte sind der Königin von Sachsen gewidmet.

*** Zu Hause. Ein lyrischer Cyklus von Adolf Schults. Elberfeld bei Julius Bädeker 1851. Wenig

Gutes unter dem Wenigen; manches sogar äußerst trivial. Das Gedicht unter Nummer 34 möge als Beispiel gelten:

> Dich lieb' ich innig, Dich lieb' ich heiß,
> Mein goldgelockter Knabe.
> Der ewige Gott im Himmel weiß,
> Wie ich so lieb Dich habe.
>
> Dich lieb' ich innig, Dich lieb' ich heiß,
> Mein goldgelockter Knabe!
> Und doch — der ew'ge Gott verzeih's!
> Ich wollte, Du lägst im Grabe.

Mit solchen Poesien bleibe man — zu Hause.

Aus der Theaterwelt. Leipzig. In Goethe's „Faust" gastirte an unsrer Bühne Herr Deetz von Königsberg in der Titelrolle mit großer Anerkennung. Vortheilhaftes Aeußere und geistige Mittel sind dem jungen Manne eigen, der für das Fach der Helden und Liebhaber hier eine Stätte finden wird. — Was dramatische Neuigkeiten anlangt, so regt unsre thätige Direction sich jetzt ganz besonders. In Aussicht stehen: „Ein lustiger Tag Ludwig XI.," Originallustspiel von A. Schirmer. Sodann „Tiberius Gracchus," von G. M. Heydrich, und „Prinz von Oranien," von C. H. Simon.

*** Der Musikdirector Barbieri zu Hamburg ist mit der Composition einer Oper: „Die letzten Tage von Pompeji" beschäftigt.

*** Allzuviel ist ungesund. Zu Triest wurde Signor Baccilieri, Componist der neuen Oper: „Eliza di Montaltieri," an einem Abend vierundzwanzigmal hervorgerufen.

Curiosum. In Wiener Neustadt entwichen jüngst zwei Untersuchungsgefangene mit Zurücklassung eines Zettels: „Sie hätten nicht die Absicht zu flüchten, sondern würden sich in Wien wieder einstellen, sie hätten nur die schlechte Behandlung in Neustadt nicht mehr ertragen können." Sie stellten sich auch, nur daß der eine 24 Stunden später eintraf, weil, wie er sagt, ihn unterwegs ein Freund getroffen habe, der ihn so gut bewirthet, daß er sich nicht mit Ehren vor der Behörde habe zeigen können.

MODEN.

Paris, den 6. December 1850.

Unter den verschiedenen neuen Formen der Mäntel zeichnet sich, wie bereits öfters erwähnt, der Mantel à la Stella, Talma und die Pelisse am vortheilhaftesten aus. Erstere sind von feinem Zephyrtuch oder Sammet, mit Borten, feiner Posamentirarbeit oder Stickerei verziert. Die Pelisse à la Louis XV. trägt man lang und weit; sie geht hoch hinauf und umschließt den Hals; an der Schulter liegt sie glatt auf; die Aermel sind lang und weit; das Vordertheil hat seine Weite durch zwei tiefe Quetschfalten, welche schon vom Halsausschnitt und zum Theil von den Schultern ausgehen, das Rücktheil ist jedoch noch stoffreicher, indem fünf tiefe Falten gelegt sind. Rings um den Hals liegt eine altfränkische glatt aufliegende Garnitur von Atlas und Spitze, welche vorn stolaförmig herabläuft, sich unten rundet und den untern Raum ebenfalls einfaßt. Dieselbe Garnitur wiederholt sich auch auf den Aermeln. Diese Art Hülle wird jedoch nur von Seide gefertigt; denn der Sammet giebt hier kein gefälliges Ansehen.

Für jetzt werden sehr viele Kleider von irländischer Popeline gefertigt. Ferner giebt es wunderschön gedruckte farbige Muster auf einfachem Grunde. Am schönsten sind diese Muster auf schottischem Cachemir. Jedoch der Stoff, welcher bei großen Festen vorherrscht und das Wunder unserer Tage zu heißen verdient, ist der mit Silber oder Gold durchwirkte antike Mohr. Die Putzkleider entlehnen ihre Formen und ihre Eleganz von denen aus der Zeit Louis XV. Alle diese Leibchen sind vorn mit sehr reichen Garnituren verziert. Den Röcken möchte man gern die Form der Schleppkleider geben, ein Bestreben, welches schon seit beinahe drei Jahren bemerkt wird, ohne daß irgend eine Dame es gewagt, der andern in dieser wichtigen Umwälzung voranzugehen.

Bei den Röcken ist durchgehends der schürzenförmige Besatz das Beliebteste, und die Aermel haben große Spitzen-Engageanten, welche man jetzt Pagoden nennt. Die Kleider für den Ball und die Soiréen sind sehr verziert; die Volants darauf sind faltig und zahlreich; selbst die Spitzenvolants, die sonst ganz glatt angesetzt wurden, sind jetzt ebenfalls gefältet. Um den Röcken das Ansehen noch größerer Weite und Flatterhaftigkeit zu geben, ist unter den gefältelten Spitzenvolants eine Fontange von Band angebracht. So wird z. B. ein Tüllkleid, welches Volants hat, die mit Band garnirt sind, ein Unterkleid mit einer Band-Fontange haben, so daß wir in Bezug auf die Weite der Röcke die Damen des vorigen Jahrhunderts um nichts weiter zu beneiden haben, als daß diese noch Reifröcke trugen.

Bei der Wiedereröffnung des italienischen Theaters trug eine vornehme Dame ein Kleid von schwerem reich gemustertem Pompadour-Drupett; das Leibchen war in geraden Linien mit Moiré-Band und Alençonner Spitzen gekraus't, das ganze Vordertheil war mit schmetterlingsförmigen Schleifen, mit Spitze umlegt, verziert; dazu kamen Pagodenärmel mit reichem Spitzenbesatz. Der Aufsatz war zum Theil von Spitze und leichten Blumenzweigen von Furia's und Grashalmen zusammengestellt.

Eine andre Dame trug einen Oberrock von chambordgrünem Sammet mit hohem Leibchen, welches am Halse mit einem Zwillingsknopfe von Brillanten zugeknöpft war, von da aber sich bis an die Taille öffnete und eine Krause von klein gefälteten Spitzen hervorblicken ließ. Bei diesem Oberrocke war jedoch der meiste Auspuß die Stickerei, welche sich zum Theil über das Leibchen und den Rock in Schürzenform erstreckte. Der Kopfputz war von Spitze und einem breiten orientalischen Bande, welches zu beiden Seiten mit einer Brillantnadel befestigt war.

Eine andre junge Dame trug ein Kleid von Flor; auf dem Rocke befanden sich dreifache festonnirte Volants, welche spitz ausgezackt waren, und in jeder Zacke war ein gestickter Blumenzweig, theils von Seide, theils mit Silberfaden gestickt. Das Leibchen in der so beliebten Form Louis XV. war vorn mit schmalen Silberschnürchen verziert und an diese schloß sich zu beiden Seiten eine hübsch gefältete Garnitur von Flor, welche rings um den Ausschnitt des Kleides besetzt war. Die Pagodenärmel waren in demselben Geschmack wie der Rock mit verkleinerten Volants besetzt.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 51. 1) Häubchen von Spitze, mit Sammetschleifen garnirt. Kleid von Popeline; Leibchen und Aermelaufschläge mit Stickerei verziert. Chemisette und Pagodenärmel von Spitze. 2) Atlashut; das Innere mit einer Guirlande verziert. Kaminjäckchen von Sammet. Kleid von schottischem Cachemir. Beinkleider, am Rande englisch bestickt. Stiefelchen von Sammet. 3) Zughut von Sammet, weiß gefüttert und mit Tüllbärtchen garnirt. Kleid und Paletot von Sammet, mit Galons und Knöpfen verziert.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Funfzigster Jahrgang.

Redacteur: Theodor Drobisch. Verleger: Ernst Schäfer.

№ 52. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 5 Ngr. 1850.

Robert Blum und sein mächtiger Freund.

(Fortsetzung.)

Philipp wußte nicht, welchem Gefühle er sich nach der Erklärung des dem Anscheine nach so biedern Schiffers hingeben sollte, der einmal entzündete Funke des Argwohns war so leicht nicht zu verlöschen, er fühlte ihn, wenn auch schwach, immer noch glühen. In Bezug auf Hedwig weitere Fragen an Paul zu richten, verbot ihm indeß die Besorgniß, sie könnten einen Schatten auf die Ehre derselben werfen und ihm den Anschein geben, er hege Befürchtungen wegen ihrer Vergangenheit, die er durch Erkundigungen über sie beseitigen wolle — und doch konnte er es nicht über sich gewinnen, das Gespräch abzubrechen.

„Du hassest den Pfaffen," sagte er nach einer Pause, „auch ich habe mehr als einen Grund, den glühendsten Haß gegen ihn zu hegen. Zwar halte ich es unter meiner Würde, an einem solchen Menschen mich zu rächen; aber meine Sicherheit, mein Glück erfordern es, seinen unausgesetzten Verfolgungen Einhalt zu thun und mehr noch seiner teuflischen Macht, die er sich mit Hülfe der Religion über meinen alten, schwachen Vater zu erwerben gewußt hat. Paul, Du kennst ihn, aus der Gewalt, die Dein Wort über ihn ausübt, schließe ich, daß es Dir leicht sein wird, mir ein Mittel an die Hand zu geben, ihn völlig unschädlich zu machen — wenn Du mir zugethan bist, wie Du versicherst — —"

„Genug, Herr Graf, ich weiß, was Sie von mir fordern wollen," unterbrach Paul den Redenden; „Sie haben Recht, wenn Sie ein Geheimniß zwischen mir und jenem Prosper vermuthen — aber die Klugheit gebietet mir, es so lange ein Geheimniß bleiben zu lassen, bis neu hinzugetretene Umstände mich in den Stand setzen, es gefahrlos zu enthüllen. Sie werden fragen, was für eine Gefahr mir erwachsen kann, wenn ich Ihnen, dem Feinde Prosper's, eine Eröffnung mache? Ohne zu gedenken, daß Ihnen die Antwort auf diese Frage einen Theil meines Geheimnisses offenbart, legt mir die Bemerkung ein tiefes Schweigen auf, daß Prosper die Gefährlichkeit meiner Person für größer hält, als sie wirklich ist. Diesen Wahn darf ich ihm in meinem und Ihrem Interesse nicht rauben, und es würde bei der Schlauheit und den weitverzweigten Verbindungen des Pfaffen jedenfalls geschehen, wenn ihm von unserer Seite auch nur die leiseste Andeutung gegeben würde. Dies glaube ich durch die strengste Bewahrung meines Geheimnisses vermeiden zu können."

Der junge Mann war erstaunt über diese Worte des Schiffers. Er betrachtete schweigend sein von der Sonne verbranntes Gesicht, das offene, kluge Auge und die von der schweren Arbeit abgehärteten, derben Hände desselben. Nirgend erblickte er ein Zeichen, das seine Vermuthung, er gehöre einem andern als dem Arbeiterstande an, rechtfertigte. Paul's Züge verzogen sich zu einem gutmüthigen Lächeln.

„Sie betrachten mich, Herr?"

„Freund, was soll ich von Dir denken?" fragte Philipp.

„Was ich Ihnen diesen Morgen schon gesagt habe."

„So kann ich auf Dich zählen?"

„Meine Ehre und mein Haß bürgt Ihnen dafür."

Paul wollte weiter reden, er unterbrach sich aber plötzlich, als er sah, daß ein Mann von der Stadt her sich ihm näherte.

„Vorsicht," flüsterte er, „man kommt!"

Und als ob er mit Gewißheit annähme, daß der Kommende seine Schifferdienste beanspruchen würde, trat er an das Ufer zurück, lös'te das Seil, das den schwankenden Kahn fesselte, von dem Pfahle ab und blieb ruhig harrend stehen.

„Auf Wiedersehen!" sagte Philipp und trat den Weg nach dem Innern der Stadt an.

Der Schiffer winkte ihm einen Gruß nach.

Weder Philipp, der an ihm vorüberging, noch Paul, der ihn empfing, kannte den Mann. Dem Leser aber ist er nicht fremd, denn er ist derselbe, der zu Hedwig in das Zimmer trat, als sie ihre Toilette vollendet hatte.

„Könnt Ihr mich an das jenseitige Ufer fahren, lieber Freund?" fragte er den Schiffer.

„Sie finden mich bereit, mein Herr," antwortete Paul. „Ich bitte, steigen Sie ein!"

Paul zog den Kahn so nahe an den Rand des flachen Ufers, daß der Mann ihn mit einem Schritte erreichen konnte.

„Wo wollen Sie landen?" fragte Paul weiter, indem er ebenfalls den Kahn bestieg.

„Unterhalb der Kirche," antwortete der Mann, der sich indeß auf dem Brete niedergelassen, auf dem Philipp und Hedwig am Morgen gesessen hatten.

„Soll ich Sie zur Rückfahrt erwarten?"

„Gewiß, lieber Freund. Mein Geschäft, das ich in der Nähe der Kirche abzumachen habe, hält mich kaum eine Viertelstunde auf, dann möchte ich so rasch als möglich nach Cöln zurückkehren."

„Gut," antwortete Paul, indem er einen prüfenden, argwöhnischen Blick auf den Fremden warf, „ich werde warten."

In demselben Augenblicke stieß der Kahn von dem Ufer ab.

7.

Eine halbe Stunde später trat Philipp in das Zimmer seiner jungen Gattin. Hedwig flog ihm entgegen und schloß ihn mit einem lauten Freudenschrei in die Arme. Der junge Mann drückte einen Kuß auf ihre weiße Stirn und betrachtete in einem schmerzlichen Schweigen den schönen, kranzgeschmückten Kopf, der sich innig an seine Brust geschmiegt hatte. Wie Hedwig, als sie allein war, so dachte auch Philipp in diesem Augenblicke an das Verhängnißvolle seines Hochzeittages. Er hielt die Gattin in seinen Armen, die er zärtlich liebte, und doch hinderte ihn ein seltsames, drückendes Gefühl, seiner Zärtlichkeit Worte zu verleihen.

„Philipp," flüsterte Hedwig, besorgt zu ihm emporblickend, „Deine Mienen sind traurig, Dein Auge sieht mich schmerzlich an und noch haben Deine Lippen den freundlichen Gruß nicht ausgesprochen, den ich so lange mit Sehnsucht erwartete — o sprich ihn aus, daß er die Bangigkeit verscheucht, die mir die Brust zusammenpreßt, als ob ich eine Sünde begangen hätte — rede, Philipp, Deine Gattin bittet Dich darum!"

„Erwartest Du nur meinen Gruß, Hedwig?" fragte Philipp bewegt, indem er sanft seine Hand auf ihr Haupt legte und ihr in das große, seelenvolle Auge sah.

Hedwig schwieg einen Augenblick, sie schien den Sinn dieser Worte nicht fassen zu können oder sich Mühe zu geben, ihnen eine Bedeutung unterzulegen.

„Ob ich nur Deinen Gruß erwartete?" fragte sie nach einer kurzen Pause und ohne den Ausdruck in Worten und Mienen zu verändern. „Was kann eine Gattin mehr erfreuen als der Gruß der Liebe, wenn ihn der Mann mit heiterer Stirn und freier, kummerloser Brust bietet? Giebt er nicht Zeugniß von seinem, ja selbst von ihrem eigenen Glück?"

„Von ihrem eigenen Glück?"

„Gewiß, Philipp, denn sie erkennt darin die unverwandelte Liebe, die ihr größtes, ihr einziges Glück auf dieser Welt ausmacht!"

„Ich komme von meinem Vater, Hedwig, von dem Grafen von Berg!" fügte er mit einer leisen Betonung hinzu.

„Ich weiß es," sagte die junge Frau in einem mitleidigen Tone, denn sie glaubte darin eine Rechtfertigung seines gedrückten Wesens zu erblicken, „ich weiß es. Sieh' mich an," fuhr sie zärtlich fort und schlang beide Arme um seinen Nacken, „vielleicht verscheucht der Brautkranz die Wolke der Sorgen von Deiner Stirn und gewinnt Dir ein freundliches Lächeln ab — ich habe ihn in mein Haar geflochten, um Dich an den glücklichsten Tag unsers Lebens zu erinnern, um Dir bildlich die Worte zu wiederholen, die Du mir diesen Morgen auf dem Wege zur Kirche sagtest — erinnerst Du Dich dieser Worte noch, lieber, lieber Philipp?"

„Diesen Morgen — ja, ich erinnere mich!"

„Und doch siehst Du mich an, als ob Dir Deine junge Frau keine Freude mehr machte, als ob das Resultat Deines Besuchs mächtiger Dein Herz bewegte als die Liebe?"

„Du irrst," sagte Philipp in einem beinahe kalten Tone.

„Doch Deine Betrübniß, der Kummer, der aus Dir spricht?"

„Deutet er Dir keine gute Botschaft an?"

„Mein Gott, Philipp, wie Deine Augen seltsam leuchten — wie kalt der Ton, in dem Du zu mir redest! Was ist geschehen, mein lieber Freund? O rede schnell, daß ich Deinen Kummer

theile! Nie sah ich Dich so — und heute an unserm Hochzeittage — —"

„Willst Du alles wissen, Hedwig?"

„Darfst Du ein Geheimniß vor Deiner Gattin haben?"

„Nun wohlan, so fasse Dich, das Schrecklichste zu hören: ich habe keinen Vater mehr!"

„O Himmel!" rief die junge Frau und sah ihren Gatten mitleidig an, „Du sagtest mir, der Greis sei lange krank gewesen — ist er gestorben?"

Philipp heftete fest die Blicke auf Hedwig und sagte in einem fürchterlichen Ernste:

„Nein, noch lebt er, aber nicht mehr für mich — für uns, Hedwig! Ich bin nichts mehr als Dein Gatte, der jetzt auf einen Erwerb sinnen muß, um dem Mangel und dem Elend zu entgehen!"

Hedwig erbleichte, ihre Arme sanken erschlafft an dem Körper nieder und zwei große Thränen rollten über ihre Wangen. Regungslos starrte sie zu Boden.

Aber auch Philipp hatte sich entfärbt und seinen Augen entströmte ein unheimlicher Glanz wie denen eines Wahnsinnigen.

„Das hattest Du wohl nicht erwartet?" fragte er nach einer Pause mit bebenden Lippen.

„Nein!" hauchte sie leise vor sich hin und rang in stillem, dumpfem Schmerze die weißen Hände.

Ein fürchterlicher Schmerz wüthete in Philipp's Brust bei diesem Anblick; der letzte hoffnunggebende Zweifel, den er bis jetzt über die ehrgeizige Liebe seiner Gattin gehegt hatte, war dahin, die Aussage Prosper's glaubte er in dem Schrecken bestätigt zu sehen, der sich Hedwig's bei der Unglücksnachricht bemächtigt hatte. Doch noch vermochte die Bitterkeit nicht seine Liebe zu verscheuchen, er war zu glücklich gewesen, um sich so jäh davon trennen zu können. Und Hedwig, seine Gattin, war so schön in ihrem Schmerze, der Brautkranz in den dunkeln Locken verlieh ihr einen so rührenden Reiz, daß er in ihr eine fromme Dulderin zu erblicken glaubte, die ihrer Leidenschaft als ein unfreiwilliges Opfer gefallen war.

„Hedwig," sagte er mit Thränen in den Augen, „jetzt kann ich der Welt offenbaren, daß ich eine Gattin besitze, denn es giebt nichts mehr, was mich davon abhalten könnte. Du warst besorgt, fühltest Dich wohl gar gekränkt, als ich Dir diesen Morgen meine Bedenken darüber äußerte — das Schicksal hat sie gehoben diese Bedenken, und Du kannst Dich offen zeigen als die Gattin eines blutarmen Mannes! Sieh, das macht mir Schmerz, das ist der Wurm, der mein Herz zernagt, denn die Natur hat mich mit allen Anlagen ausgestattet, ein guter Gatte zu werden, der selbst die kleinsten Wünsche seiner Gattin nicht unerfüllt läßt. Glaube mir," fügte er mit schmerzlicher Bitterkeit hinzu, denn er konnte sein überströmendes Gefühl nicht mehr zähmen, „glaube mir, eine solche Enttäuschung ist schrecklicher als der Tod!"

„Ich glaube Dir," hauchte Hedwig kaum hörbar.

„Doch derselbe Tag," fuhr Philipp mit bebender Stimme fort, „derselbe Tag, der mir den Vater raubte, gab mir eine Gattin und mit ihr — eine Mutter!"

„Eine Mutter?" rief die junge Frau, erschreckt emporfahrend, „eine Mutter? — Großer Gott!" fügte sie flüsternd hinzu, denn sie erinnerte sich des Fremden, der die Amme Philipp's als ihre Mutter bezeichnet hatte. Mit weit geöffneten Augen starrte sie den jungen Mann an, der blaß wie der Tod vor ihr stand und jede ihrer Bewegungen mit einer gräßlichen Aufmerksamkeit verfolgte.

„Hedwig!" schluchzte Philipp in wahren Jammertönen, „Hedwig, hast Du Deinem Gatten nichts zu sagen? Oder hast Du noch Gründe, ein Geheimniß zu verschweigen, dessen Bewahrung Deiner Liebe zu mir den Zauber raubt, den die Verlassenheit der Waise ihr verlieh? Hedwig, hast Du mir nichts zu sagen?"

„Ich verstehe Dich nicht," stammelte sie wie betäubt.

„Hedwig," rief der junge Mann dringender und stärker, „hast Du mir nichts zu sagen?"

„Philipp, ich verstehe Dich nicht!"

„Du beharrst, und kein Gefühl regt sich in Deiner kalten Brust, das Dir die Vergangenheit zum Vorwurf macht?"

„Das mir die Vergangenheit zum Vorwurf macht —?" fragte leise und langsam die arme Hedwig, die weit entfernt war, eine Beschuldigung ihres Gatten auch nur zu ahnen. „Philipp," sagte sie mit Stolz und Würde, „die Vergangenheit Deiner Gattin enthält keine Minute, die sie Dir, Dir, verbergen müßte. Liegt sie nicht ganz klar und unverhüllt vor Deinen Blicken, so frage, denn ich fühle, daß mir nicht mehr viel Zeit zu meiner Rechtfertigung bleibt."

Mit bebender Hand ergriff sie die Lehne eines Sessels, um sich aufrecht zu erhalten.

„Hedwig," begann Philipp und seine Hände preßten krampfhaft die Brust, als ob er seinen wüthenden Schmerz ersticken wollte, „Hedwig, Gott ist mein Zeuge, daß nicht der Mangel an Vertrauen dem Argwohn mein Herz öffnete, sondern der Ueberschwang meiner Liebe, die unersättlich jedes Atom Deines Wesens, jede leise Regung Deiner Seele als ihr Eigenthum an sich riß, und in diesem Besitz sich zu einer Kraft erhob, die alle Glückseligkeit des Himmels und der Erde in sich schloß. Mit Stolz blickte ich auf die Vorurtheile der Welt herab, wenn sie sich als ohnmächtige Werkzeuge an der Zertrümmerung meines Glücks abmüheten, ja ich war so anmaßend, alles, was sich mir bedrohend entgegenstellte, als eine Folge des Neides zu betrachten, den mein süßes, unermeßliches Glück erregt. Doch nie tauchte der Gedanke in mir auf, daß mein Schatz mir durch äußere Gewalt entrissen werden könnte, denn das

Band, das mich mit ihm vereinigte, hatten die Herzen gewebt, es war aus dem Zusammenflusse zweier Seelen entstanden, die in und durch sich lebten, wie der ewige, unerforschliche Geist der Natur. Was will die arme Fürstin, rief ich voll Seligkeit aus, die, um leeren Formen zu genügen, mir entgegenlächelt? Was soll der Wappenschild mit seinen lächerlichen Zeichen, den man mit dem der Grafen von Berg auf ein Papier zusammen malen will? Mir lächelt meine Hedwig, die weder den Grafen noch seinen Wappenschild kennt, — mich liebt ein Mädchen, das nur ihr Herz voll Liebe mir bringt und nichts fordert als das, was sie selbst besitzt — ein Herz voll Liebe. Der Gifthauch der Koketterie und verderblichen Leidenschaften ist an diesem lieblichen Geschöpfe vorübergezogen wie der Sturm, der die hohen Tannenwipfel vernichtet, das bescheidene Veilchen im Moose aber unberührt läßt — so liebte ich, Hedwig, und so glaubte ich mich wieder geliebt; doch plötzlich, als ich mich für alle Ewigkeit meines Glücks versichert wähnte, zerriß das Band, das ich aus den zartesten Fäden einer liebenden Seele gewoben pries, ich sank herab aus meinem Himmel, und die Erde, die kalte Erde, die ich in meinem Uebermuthe verspottet, nahm mich wieder auf."

„Wer zerriß das Band?" rief die junge Frau, indem sie mit fester Hand den Kranz von ihrem Haupte nahm und ihn dem niedergebeugten Philipp entgegenhielt.

„Wer?" antwortete der Graf, durch den Ton der Frage emporgescheucht. „Hedwig, Du hast noch den Muth, zu fragen? Regt sich noch keine Stimme in Deiner Brust, die Antwort giebt?"

„Ja, es regt sich eine Stimme in meiner Brust, die mir befiehlt zu fragen: wer zerriß das Band, das bisher beglückend uns umschlang? Rede, Philipp, wenn Du nicht willst, daß Dein Kind dereinst die Welt erfüllt mit Klagen über den Stolz und die Frevel der Großen, wie sie sich nennen!"

„Hedwig, ich muß es Dir sagen?"

„Ich fordere es bei dem Schwure, den Du mir am Altare geleistet —!"

„Deine ehrgeizige, eigennützige Liebe!!"

„O Himmel!" schluchzte Hedwig wie vernichtet, den Kranz zwischen den bebenden Fingern zerdrückend, daß seine Blätter zu Boden fielen, „meine ehrgeizige, eigennützige Liebe! Und dieser Vorwurf kommt von ihm, von dem Manne, den ich liebte, ehe ich wußte, wer er war! Philipp," sagte sie weinend, „Du hast mich nie geliebt!"

„Hedwig, Hedwig!" rief Philipp außer sich, „rechtfertige Dich, wenn Du es kannst — aus Mitleid mit den Qualen, die meine Brust zerstören! Weißt Du, daß Dir eine Mutter lebt?"

„O, lebte sie, ich hätte doch einen Busen, an dem ich meinen Schmerz ausweinen könnte!"

„Weißt Du, wer Dich in der Pension beschützte?"

„Nein!" war die feste Antwort.

„Weißt Du, wer Dir später die Mittel zum Leben sandte?"

„Nein!"

„Und nie hast Du die Einflüsterungen einer Person gehört, die sich Deine Mutter nannte?"

„Nie!"

„Hedwig, Du bist eine Waise?"

„Ich lüge nie!" antwortete sie mit Stolz. „Was ich bin und von meiner Jugend wußte, habe ich Dir gesagt!"

„So hast Du nur Deinen Philipp und nie den Grafen von Berg geliebt? Hedwig, gieb mir mein Glück, meine Ruhe zurück, verbanne die quälenden Zweifel durch ein Wort der Rechtfertigung —!"

Die junge Frau trocknete mit einem Tuche die Thränen aus den Augen und sagte nach einer kurzen Pause mit der Würde und Ruhe, die das Gefühl der Unschuld erzeugt:

„Dem Grafen von Berg gegenüber mich zu rechtfertigen, fühle ich mich weder gedrungen, noch verpflichtet, denn ich kenne ihn nicht und habe ihn nie gekannt — aber dem Manne, der meinen Schwur am Altar empfing, muß es geschehen, denn der Schwur der Treue erstreckt sich nach meiner innigsten Ueberzeugung nicht nur auf die Zukunft, er umfaßt auch die Vergangenheit, die unbefleckte Vergangenheit, die ich meinem Gatten zur Morgengabe brachte als mein einziges, mein höchstes Gut. Philipp, mein ganzes Leben liegt offen vor Dir bis zu dem Augenblicke, wo der Priester uns segnete, und hat sich Dir, wie ich vermuthe, ein Geheimniß aus demselben offenbart, so nimm die heilige Versicherung, daß ich ihm fremd bin wie dem Ehrgeiz und dem Eigennutz, die Du mir zum Vorwurf machst. Diesen Morgen trenntest Du Dich von mir, um Deinen alten Vater zu versöhnen und seinen Segen für unsern Ehebund zu erflehen — ich hätte Dich gern zurückgehalten," rief sie mit Schluchzen aus, „wäre gern die Gattin eines blutarmen Mannes geblieben, denn meine Liebe fürchtete eine Veränderung Deines Herzens, wenn die Hand des versöhnten Vaters Dich mit Reichthum überschüttete — ich allein wollte Deine Neigung besitzen, wollte sie nicht mit der zum Golde theilen — — doch ich ließ Dich, weil ich kein Recht hatte auf das Herz des Sohnes, auf die Liebe zum Vater, die ich selbst nie gekannt habe — ich ließ Dich, Philipp, unter Bezwingung meiner aufkeimenden Eifersucht, denn Du erfülltest mit Deiner Kindespflicht eine andre, die mir eben so heilig sein mußte als Dir. Nach Deiner Entfernung wollte ich mich einer kurzen Ruhe überlassen, doch ich vermochte es nicht, die Angst um Dich verscheuchte die Erschöpfung und eine Besorgniß erfüllte meine Brust, als ob mir ein großes Unglück bevorstände. Ich setzte meinen Brautkranz auf das Haupt, um Dich in diesem freundlichen Schmucke zu empfangen, Du solltest mit dem ersten

Blick erkennen, daß Hedwig ganz Dein eigen ist und daß sie sich glücklich fühlt in dem Kranze, den Du ihr gereicht — kurz, ich wollte Dir ein Lächeln abgewinnen, wenn der Besuch im Vaterhause Deine Stirn in ernste Falten gelegt hatte — denn der Gedanke, der stolze Graf von Berg würde mich, das arme elternlose Mädchen, als seine Tochter anerkennen, war mir zu kühn, als daß ich ihn erfassen konnte; ja, ich muß es bekennen, er machte mich nicht einmal glücklich, wenn ich seine Verwirklichung als gewiß annahm. Doch meine Liebe zu Dir wünschte eine Versöhnung; ich hätte mich mit Verleugnung meiner selbst allen Verhältnissen gefügt, die Dich glücklich machten — ich hätte mich in der Sphäre einer Gräfin bewegt und den verachtenden Blicken der großen Damen ausgesetzt, nur um Deine Gattin sein zu können — ja, Philipp, ich wollte lieber zu dieser schwindelnden, beängstigenden Höhe hinaufklimmen und gern alle Leiden, die mir daraus erwüchsen, tragen, als Dich zu mir herabsteigen sehen und Dich durch die Entbehrung der gewohnten Lebensgenüsse unzufrieden wissen. Das, Philipp, war meine Liebe, das mein Ehrgeiz!"

„Hedwig, mein Engel!" rief der junge Mann, seiner kaum noch mächtig.

„Noch bin ich nicht zu Ende, ich komme vielmehr erst zu dem Punkte, der meine ganze Rechtfertigung enthält."

„Nein, nein, ich weiß genug, ich fordere nichts mehr!"

„Doch ich fordere, daß Du mich noch anhörst, denn was ich Dir jetzt sagen werde, hättest Du auch erfahren, wenn Du mich nicht gefragt — wenn die Freude des Wiedersehens vorübergewesen wäre," fügte sie schmerzlich hinzu. „Kaum hatte ich mir so viel Fassung angeeignet, den Gatten mit einem lächelnden Gesicht empfangen zu können, als ich Schritte vor der Thür meines Zimmers vernahm. Er ist's, dachte ich und ein freudiger Schrecken durchzitterte meinen ganzen Körper. Ein Klopfen an der Thür ließ sich vernehmen. Festgebannt stand ich im Zimmer, ich wähnte einen Unglücksboten an der Schwelle, denn so nahe zögert Philipp nicht, in die Arme seiner Hedwig zu fliegen."

„Weiter, weiter!" rief Philipp in ängstlicher Spannung der Erzählenden zu, die sich einen Augenblick unterbrach, um ihre Bewegung zu bemeistern."

„Ich öffnete," fuhr Hedwig fort, „ein mir völlig fremder Mann trat freundlich grüßend ein.

„Was wollte dieser Mann?"

„Er gab vor, er käme von einer Person, die ein lebhaftes Interesse für mich hege, und sei abgesandt, die junge Gräfin von Berg auf die Eröffnung eines Geheimnisses vorzubereiten, die noch heute erfolgen würde. Nun sagte er mir, daß meine Mutter noch am Leben sei, daß sie aus übergroßer Liebe mir ihren Stand, überhaupt ihr Dasein verschwiegen, und daß sie, von Ehrgeiz und Verblendung für ihr Kind getrieben, durch die größte Aufopferung mir eine Erziehung habe geben lassen, die weit über den durch die Geburt mir angewiesenen Stand gehe. Du erräthst mein Erstaunen, Philipp, aber auch meine Antwort."

„Und diese Eröffnung sollte heute geschehen?"

„So sagte er — er fügte selbst hinzu, daß meine Mutter die Amme meines Gatten sei und selbst kommen würde, um mich, die junge Gräfin von Berg, als ihr Kind zu begrüßen."

„Ha, ihr Schurken, jetzt durchschaue ich euren Plan!" rief Philipp zornig.

„Auch mir entging die Absicht jener Partei nicht, die diesen Morgen in der Kirche gegen mich auftrat. Um Deine Gattin lächerlich zu machen, hat man jene alte Frau bestochen, sich für meine Mutter auszugeben — das ist klar."

„Gertrud, Gertrud!" sagte Philipp bestürzt, „sie, die alte, würdige Frau — unmöglich! Sie liebt mich wie ihren eigenen Sohn und heute noch, als ich ihr meine Verheirathung mittheilte, weinte sie vor Freude und gab mir den Segen der Mutter. Nein, Gertrud kann sich mit meinen Feinden nicht verbinden! Hedwig, dasselbe habe ich bereits erfahren, jedoch mit dem Zusatze, daß Du mit der Mutter gemeinschaftlich darnach gestrebt habest, Dich zu einer Gräfin von Berg zu erheben, und das war die Nachricht, die mich unglücklich machte, nicht der Verlust meines Vermögens, denn Deine Liebe, Deine uneigennützige Liebe geht mir über alles! Doch wie die Intrigue auch geschürzt sei, ich kann die Katastrophe ruhig erwarten, wenn ich weiß, daß die Hand meiner Gattin ihr fern ist. Hedwig, kennst Du die alte Amme, hast Du sie je gesprochen?"

„Ich glaube, ja, denn der Mann sagte mir auch, daß sie dieselbe Person sei, die nach meiner Entlassung aus der Pension mir die kleinen Summen überbrachte, die ich leider gezwungen war, anzunehmen."

„Und wenn Gertrud, meine alte Amme, Deine Mutter wäre, ich würde sie doppelt als die lieben, die den Geist und das Herz meiner Hedwig zu dem bilden ließ, was sie sind — nicht wahr, meine Hedwig, Du hast den Plan, den ihr Ehrgeiz gebar, nicht gekannt? Du bist das schuldlose Werkzeug ihrer Verblendung?"

„O mein Gott!" sagte die junge Frau mit einem schmerzlichen Lächeln, „kennst Du mich so wenig, daß Du meiner Liebe zu Dir einen unlautern Grund unterschiebst? Du lobst die Bildung meines Herzens und meines Geistes — welch ein Widerspruch in Deinen Worten! Ein edles Herz läßt sich durch Verblendung nicht bestechen, es folgt seinem eigenen Zuge, selbst unter Opfern, und verwirft alles, was seinem Gefühle entgegen ist, auch wenn es der raffinirteste Geist erfunden hätte. Philipp, Dich hat die Liebe zu mir verblendet und deshalb verzeihe ich Dir den Argwohn, den Du

in mein treues Herz gesetzt, ich muß selbst bekennen, daß ich stolz darauf bin, denn so habe ich mir den Mann gedacht, dem ich für das Leben angehöre, so fordere ich, daß er liebt, denn auch ich liebe so. Darum schwöre ich Dir vor Gott, der mich hört und mein innerstes Wesen durchschaut, daß ich bis heute weder meine Mutter, noch ihren Plan gekannt habe und daß ich nur meinen Philipp und nicht den Grafen von Berg liebe!"

„Hedwig!"

„Philipp!"

Und beide lagen einander in den Armen, die brennenden Lippen wechselten Kuß um Kuß."

„Du sahest mich erbleichen," flüsterte die junge Frau, „als Du mir sagtest, daß Du Deinen Vater verloren habest — Philipp, könnte ich meine Liebe verdoppeln, ich würde es thun, denn ich trage ja die Schuld an diesem Verlust, und jeder Schmerz, der Dir zugefügt wird, findet ein treues Echo in meiner Brust!"

„O still, Geliebte, jetzt habe ich nichts verloren, denn ich besitze ja dieselbe Hedwig noch, die mein volles Glück ausmacht. Noch einmal, kannst Du mir verzeihen?"

„Mehr noch, lieber Freund, kann ich," lächelte sie unter Thränen —

„Und was?"

„Ich kann jetzt die Gattin des armen Philipp sein und mit ihm arbeiten, wenn es die Noth erfordert, und nie sollst Du eine Wolke des Mißmuths auf meiner Stirn sehen, nie soll eine Klage über meine Lippen kommen!"

„O mein Gott!" rief Philipp, „habe ich denn auch dieses Glück verdient?"

„Findest Du Dein Glück in der Liebe eines armen Mädchens, so hast Du es auch verdient."

„O dann bin ich des höchsten Glücks würdig, denn Du bist mein Himmel, meine Seligkeit!"

Länger als eine Stunde überließen sich die jungen Gatten dem Ergusse ihrer Zärtlichkeit und feierten auf diese Weise ihren Hochzeittag, der so stürmisch begonnen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Der populärste Liederdichter und Liedercomponist in Paris ist gegenwärtig Paul Dupont, den vor wenigen Jahren noch niemand kannte. Als er nach Paris kam, bot er vergebens den Musikverlegern einige Lieder an. Niemand wollte sie. Trostlos über sein trauriges Schicksal kam er eines Tages auch zu einem Verleger, der ihn kurz mit den Worten abfertigte: „Verzeihen Sie, ich werde zum Frühstück gerufen!" — „Dann erlauben Sie mir wenigstens, Ihnen beim Frühstück einige meiner Lieder vorzusingen." Das geschah denn auch. Der Verleger aß ruhig zu Ende, sagte dann aber: „Lassen Sie die Dinger da; das Honorar werde ich Ihnen zusenden." So, und durch sein Selbstsingen derselben in den Weinschenken gelangten seine Lieder in die Oeffentlichkeit, und er ist der Sänger der Gegenwart.

Die Meetings gegen die „päpstliche Invasion" dauern in England noch immer fort; in manchen läßt übrigens John Bull die Wucht seines Zorns weniger auf den Papst als auf die englischen Nachäffer des Papismus, die Puseyiten, fallen, die bekanntlich auch schon Lord J. Russel in seinem Briefe als den gefährlichern Feind der englischen Kirche bezeichnet hat.

Lamartine arbeitet an einer Geschichte des Directoriums, wofür er von dem Verleger seines Conseiller de Peuple 120,000 Francs erhält.

Die große Industriehalle zu London wird äußerlich einen steinfarbigen Anstrich erhalten. Als entsprechende Farben zur innern Ausschmückung hat sich die Commission für Blau und Weiß entschieden.

Eine Schneidergesellen-Revolte fand am 9. December in Hamburg statt, indem die Geweihten der Scheere den neu errichteten Kleiderladen der Herren Levy und Sohn aus Manchester zerstören wollten. Es kam dabei zu Handgreiflichkeiten, mehrere Polizeibeamte und der Herbergsvater wurden verwundet, sowie mehrere der Schneidergesellen verhaftet.

Ein Pariser Mechaniker hat eine neue Dampfmaschine von 10 Pferdekraft verfertigt, die durch Weingeist geheizt wird und sich sehr leicht regieren lassen soll. Schornstein und äußere Bewegung, die der Räder ausgenommen, ist an ihr nicht sichtbar und ihre Dimensionen sind im Verhältniß zu ihrer Kraft sehr klein. Sie soll statt eines Omnibus zwischen den Barrieren du Trone und de l'Etoile fahren.

Europa hat gegenwärtig über 500,000 Mann mehr unter den Waffen als jemals zu Napoleon's Zeiten.

Eine merkwürdige Taufe fand am 8. December im Dom zu Magdeburg statt. Der Täufling gehörte einem Wehrmann der Berliner Landwehr an, dessen Frau ihn nach Magdeburg begleitet hatte und dort von einem Knaben entbunden worden war. Das ganze Bataillon im Sinne des Worts stand bei demselben Gevatter. Zur Uebernahme der Pathenstelle für den kirchlichen Act hatte das Bataillon den Major Nebiling (Färbermeister aus Berlin), einen Hauptmann, Lieutenant, Feldwebel, Unterofficier und Wehrmann deputirt. Nichtsdestoweniger wohnten die übrigen Mannschaften des Bataillons dem Taufact bei. Als den Taufzeugen vom Prediger die übliche Frage vorgelegt wurde, ob das Kind nach dem Ritus unsrer Kirche getauft werden solle, ertönte ein tausendstimmiges Ja. Das Kind ist auf die Namen Karl Robert W e h r m a n n getauft worden.

Die französische Regierung beschäftigt sich mit einem Gesetzentwurf, nach welchem das Gold außer legalen Cours gesetzt werden soll.

Der König von Dänemark soll gesonnen sein, sich wieder zu vermählen. Die Prinzessin, welche man Friedrich VII. designirt, soll die Schwester des hessischen Prinzen, des Thronfolgers von Dänemark und vormaligen Schwiegersohnes des Kaisers von Rußland sein. Dieselbe war schon einmal morganatisch verheirathet. Der König war bekanntlich schon zweimal vermählt: nachdem er von seiner ersten Gemahlin im Jahre 1837 geschieden war, zum Zweitenmal im Jahre 1841 mit einer Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, von der er gleichfalls wieder geschieden wurde.

Die englische Handelsmarine zählt jetzt 1110 Dampfschiffe.

Närrische Känze. Unter den Concurrenten des von Wien aus geforderten Preis-Lustspiels soll sich auch ein deutscher Schulmeister befinden, der seinem Stück seine ganze Biographie vorausgeschickt; ein Anderer soll in seinem Lustspiele eine vollständige Collecte von Schimpf- und Schandwörtern angebracht haben; ein Dritter endlich schickte ein Trauerspiel mit dem Bedeuten ab, daß er es bereits an 26 Bühnen gesendet und alle es abgelehnt haben; seine Satisfaction für diese Arbeit, die vor 30 Jahren geschrieben, bestehe nur darin, daß diese Commission noch dieselbe lese; er wisse sehr wohl, es sei ein Preis auf Lustspiele ausgeschrieben, dies halte ihn aber nicht ab, der Commission sein Trauerspiel vorzulegen.

Ein Falschmünzer in Thalia's Tempel. In Oldenburg, wo das sogenannte historische Lustspiel „der Kaiser und die Müllerin," von Professor Gubitz, total durchgefallen, hat man, nach der Theater-Chronik, die Entdeckung gemacht, daß der Verfasser das uralte Stück: „Die Müllerin von Mainz," nicht nur abgeschrieben, sondern verballhornisirt hat und diese Geschichte nun ein historisches Lustspiel nennt.

Im Castell Aparente zu Neapel schrie ein Gefangener: „Es lebe der König!" Seine Mitgefangenen würgten ihn und schrien: „Es lebe Italien; es lebe die Freiheit!" Der Ruf pflanzte sich elektrisch, wie auf Verabredung, durch alle Räume fort, und es hätte leicht übel können ablaufen, wenn nicht jede Zelle schnell durch Militär hätte besetzt werden können.

In Newyork hat ein Deutscher ein Gasthaus „Zum Robert Blum" errichtet.

Ihr Fischer, habt Acht! Die Einwohner von Liverpool haben, merkwürdig genug, erst jetzt die Entdeckung gemacht, daß ihre Stadt auf einem Vulkane steht, der sie mit allen ihren Waarenschätzen in einer Secunde in die Luft sprengen kann. Eine halbe Meile nämlich von den Docks sind Magazine — das Monopol einer Gesellschaft von Kaufleuten — welche in diesem Augenblicke nicht weniger als 16,767 Faß Pulver enthalten. Die Magazine sind weder feuerfest, noch haben sie Blitzableiter. Dazu kommt, daß das Pulver schlecht verwahrt, auf- und abgeladen wird, die Fässer sind oft undicht und das Pulver wird auf den Boden verstreut, wo es durch die Reibung der mit Eisen beschlagenen Räder sehr leicht Feuer fangen und somit ganz Liverpool in die Luft explodiren kann. Die 400,000 Liverpooler sind durch diese Entdeckung allerdings nicht recht erbaut; doch wird es schwer werden, der dortigen Kaufmannschaft das Monopol zu nehmen.

Ein buntes Orchester ist das des Operntheaters zu Newyork. Die Zahl desselben besteht aus 72 Musikern; davon sind: 17 Böhmen, 12 Deutsche, 9 Franzosen, 8 Engländer, 7 Italiener, 11 Spanier, 2 Ungarn, 1 Portugiese, 1 Pole, 1 Afrikaner (ein Mohr, der die große Trommel schlägt) und nicht ein einziger Amerikaner.

Unsere Gegenfüßler bauen Eisenbahnen. In Australien hat man die erste Anlage zu einer Eisenbahn von Sidney aus begonnen. Auch in Indien soll die erste Eisenbahn gebaut werden.

Eine Parodirung des Lind-Enthusiasmus. Nachdem sich der Director Barnum mit einem Theile der amerikanischen Presse verfeindet, macht es sich diese zur Aufgabe, die schwedische Nachtigall, die unter Barnum's speculativer Direction sich befindet, im Tagescours herabzusetzen. Als eines Mittels dazu bedient man sich der kürzlich in Newyork angekommenen italienischen Sängerin Parodi. Diese wird jetzt auf Kosten Jenny's bis zu den Wolken erhoben und zwar sucht man die republikanischen Yankees dadurch zu gewinnen, daß man ihnen erzählt, die Parodi habe während der sicilianischen Revolution in Palermo und in Messina Partei gegen den König genommen und sei öffentlich gegen diesen wortbrüchigen Tyrannen aufgetreten. Wenn nun Barnum von der Lind nicht so etwas auch aufzustellen weiß, so möchte bei den politisch-liberalen Amerikanern durch diese Parodi der Lind-Enthusiasmus einen bedeutenden Stoß erlitten haben.

In's Große. Nach Herrn Mayhew's Angabe werden in einer Dampfschneidemühle, die er besuchte, durchschnittlich des Jahres zu 156,000 Gros Schachteln Späne gefertigt, jede Schachtel enthält 50 Streichhölzchen, in Summa also 1,123,200,000 Hölzchen. Zur Anfertigung dieser Quantität werden wöchentlich 400 Cubikfuß Holz verbraucht, was durchschnittlich 8 Bäume ausmacht, oder jährlich 400 Bäume zu Streichhölzchen in einer einzigen Mühle. Also ist es kein Scherz mehr, zu sagen, daß ein Schwefelholzfabrikant auch ein Holzhändler sei.

Ein Storch, der Wahrheit sprach. Aus einem Briefe des Fürsten Georg von Dessau, welcher Prinz im Jahre 1518 zu Leipzig studirte, ist zu ersehen, daß sich zu jener Zeit an der alten Canzlei in Cöthen ein gemalter Storch befand, aus dessen Schnabel folgender Vers ging:

Ich bin geflohen über Berg und Thal,
Große Untreu find' ich überall,
Aus falschem Herzen gute Wört',
Besser hab' ich es nie gehört.

Ein Rechenexempel. Die englische Nationalschuld beträgt 242,000,000 Pfund. Nimmt man solche in Papier zu Zehn-Pfund-Noten, so würden 512 Banknoten dazu gehören, um an Gewicht ein Pfund herauszubringen. In solchen Noten die Nationalschuld berechnet und in Gewicht angeschlagen, würden sich 47,265 Pfund ergeben, welche unter hundert Leute vertheilt für jeden die Last von 472 Pfund und 6 Unzen zu tragen gäben.

Die gute alte Zeit. Die Schauspielerin Grandi, welche vor ungefähr 60 Jahren zu Paris lebte, beklagte eines Tages den Abgang eines Liebhabers, der in kurzer Zeit Tausende an ihr verschwendet. Tags darauf bekam sie eine prächtige Kutsche nebst zwei englischen Wagen- und Reitpferden. Im Kutschkasten lagen 130,000 Livres. Der Liebeglühende, der sich auf solche Weise ankündigte, war aber auch — ein Finanzpächter.

Seid umschlungen Millionen! Man hat berechnet, daß die Staatsschuld Europa's sich in den Jahren 1848 bis 1850 um 1300 Mill. Thaler vermehrt hat.

Aus der Theaterwelt. „Ein deutsches Dichterleben" von Mosenthal, ist in Hannover mit großem Erfolg über die Bühne gegangen.

*** Herr Keller, früher in Leipzig, zuletzt in Breslau, ist nach günstig vorhergegangenem Gastspiel am Hoftheater zu München engagirt worden.

*** Des Capellmeisters Kirchhof zu Nürnberg neue Oper: „Andreas Hofer," wird nächstens daselbst und sodann in Würzburg und Bamberg in Scene gehen.

*** „Nur keine Liebe," von Putlitz, ist auf dem Prager Theater unter großem Mißfallen zu Grabe getragen worden. Dagegen erwarb sich „der Vertrauensmann," von Berla, vielen Beifall; ebenso die „Hochzeitsreise" von Benedix, welche sich Fräulein Lechner als Benefizstück gewählt.

*** Herr und Frau Wallner gastirten mit großem Beifall in Magdeburg. Der Correspondent der Theater-Chronik nennt Wallner einen Universalarzt, der nach empirischen Regeln das Publicum von den chronischen Uebeln unsrer traurigen Zeit heilt.

*** Immer langsam voran! In Weimar kommt zum Geburtstag des Großherzogs Lortzing's „Czaar und Zimmermann" zum Erstenmal zur Aufführung.

*** Paris. Von Georges Sand wird nächstens ein neues Drama: „Die Familie des Zimmermanns," ein Seitenstück zu „François Champi" zur Aufführung kommen.

Humoralia. Saphir kündigt scherzhafter Weise eine Volksposse an unter dem Titel: „Drei Tage aus dem Leben der Börse." Ein Localgezänk mit Musik von papiernen Blechinstrumenten; Garderobe von Zieh mir den Rock aus; Ausstattung von Gotterbarm; Maschinerien und Fluch-Werke vom Maschinenmeister Speculazi; Gruppirungen auf dem Stephansplatze und Affentänze in der Rauhsteingasse vom Balletmeister Münzfuß.

Nummer 52. Die Ueberschrift unsers heutigen Blattes, das letzte Blatt in diesem Jahre, womit die „Zeitung für die elegante Welt" ihren funfzigsten Jahrgang beschließt. — Also wieder ein Jahr dahin.

Ein Jahr! Was ist ein Jahr? — Ein kleiner Tropfen
Am vollen Riesen-Eimer der Unendlichkeit.
Ein Augenblick, des Herzens einmal Klopfen,
Ein Körnchen fein, ein winzig Flöckchen Zeit;
Ein Flug der Wolken, die vorüber schifften,
Ein Hauch des Zephyrs über gold'ne Triften.

Ein Jahr! Was ist ein Jahr? — Ein Stück Geschichte,
Ein Riesenschritt im ew'gen Weltenlauf,
Ein münd'ger Zeuge einst beim Weltgerichte,
Wenn Zeugniß gebend tritt der Zeitstrom auf,
Ein großer Acker zu noch größern Saaten
Von segens- oder fluchenswerthen Thaten.

Beschließen wir dies Jahr mit einem Dank an unsre Leser, die uns gefolgt in den Stürmen der Zeit. Gleich dem alten Borotin in Grillparzer's „Ahnfrau," der da sagt: „Fallen seh' ich Zweig' auf Zweige," stehen wir da am Schluß des Jahres, mit welchem so manche belletristische Zeitschrift von der Bühne der Lesewelt abtritt, um, wie Wallenstein sagt: „einen langen Schlaf zu thun." Mancher ruft vielleicht mit König Philipp: „Gebt ihn heraus diesen Todten, ich muß ihn wieder haben!" aber Zeit und Verhältniße sargten ihn ein zum Nimmerauferstehen. Die Elegante, sie wird auch im nächsten Jahre ihren Lauf fortsetzen, huldigend dem Recht und der Wahrheit, huldigend dem Schönen und dem Guten, aber frei von aller Parteilichkeit. So denn auf mit Gott! — Wiedersehen im neuen Jahr!

MODEN.

Paris, den 13. December 1850.

Unter die bevorzugtesten Stoffe zu Kleidern und Oberröcken muß man zählen: den Droguet, broschirt und gerippt; Valencia's mit satinirten Streifen, jedoch mattem Grunde des Stoffes; ferner die à la disposition, d. h. wo das Kleid abgepaßt ist und die Volants mit Guirlanden bunt oder einfarbig bedruckt sowie auch eingewebt sind, was der Stickerei ziemlich gleicht; dasselbe wiederholt sich auch zum Ausputz der Aermel und Leibchen. Zu gleicher Zeit giebt es eine große Auswahl in der schottisch-gegitterten Popeline in neuen Farbenzusammenstellungen, sowie neue glasirte Taffete, welche sehr gefallen.

In letzterer Zeit wurden zu Abendgesellschaften viele einfarbige Moiréklelder gefertigt, worunter sich besonders ein Kleid von blauem Moiré auszeichnete. Das Leibchen war im Rücken hoch, vorn bis an die Taille geöffnet und darunter ein weißes fein gesticktes Leibchen. Das Moiréleibchen ist vorn zweimal mit goldnen Schnuren zusammengeknüpft und unten sind ausgezackte Schößchen angebracht, welche nebst den kurzen Aermeln, die dicht aufliegen und in der Mitte aufgeschlitzt sind, mit goldner Borte und schmalen Fransen eingefaßt sind. Unter den kurzen Aermeln fallen andre Aermel von gebauschtem Tüll hervor, welche noch mit breiten gefälteten Spitzen besetzt sind und wenig über den Elbogen reichen. Der Rock war ziemlich lang und sehr weit. Dazu gehörte eine Kopfzierde, Raja genannt, von mit goldenrother und grüner Seide durchwirktem Bande, vorn mit drei Rosetten von farbiger Seide und Gold mit Windungen von demselben Stoffe. Die Bänder sind so geordnet, daß an einigen Stellen die Haare davon bedeckt und an andern Stellen frei sind, was zu geblähtem Scheitel vortrefflich kleidet.

Eine andre Toilette bestand aus einem Häubchen von Spitze. Deckel sehr klein; zu beiden Seiten ein leicht fallender Blumenzweig von rosa Winden und schön schattirtem Laub. Oberrock von weißem Taffet; hohes Leibchen; zu beiden Seiten Doppelrevers von in kleine Falten gepreßtem festonnirtem Band, welches der Taille zu spitz zusammenlief, jedoch in der Mitte des Leibchens waren ganz kleine Schleifen mit silbernen Knöpfen aufgenäht; der Ausputz des Leibchens war auch auf dem Rock, doch in Schürzenform geordnet. Die Aermel hatten die so beliebte Pagodenform.

Für den Ball gelten die Leibchen mit reicher Garnirung für die modernsten. Alle Leibchen sind tief ausgeschnitten. Es giebt auch Damen, welche sich noch nicht von den Berthen trennen, und so sieht man diese in kleinerm Maßstabe als früher nur noch im Rücken, dagegen vorn geht diese Spitzengarnitur der Taille zu und über der Brust ist der Stoff drei- bis viermal fein abgereiht; ebenso oft und in demselben Maße, wie man die Taille mit dem Gürtel umschlossen sieht, existiren auch die Schneppenleibchen. Die Aermel sind durchgehends kurz und haben wenig Ausputz. Dagegen sind die Röcke sehr reich verziert: bei vielen Volants fehlt selten noch der Ausputz von feinen Blumenagraffen. Drei bis vier Doppelröcke sind bei Kleidern von Krepp und Seidengaze immer noch sehr beliebt. Oft sieht man nur breite Säume als Verzierung, jedoch ebenso oft Rüchen von Spitze und Band. Stufen, sowohl schmal als breit und in Gruppen rc., werden auf feinen Kleidern ebenfalls sehr gern getragen; zuweilen ist an jeder Stufe noch bunte seidene Spitze angesetzt, was nicht weniger zu gefallen scheint. Ferner giebt es elegant arrangirte abgepaßte Barègelleider, deren Volants eingewebte Rosenguirlanden haben; sie sind bei ihrer Preiswürdigkeit in der That sehr zu empfehlen.

Bei dem Nachhausegehen vom Balle giebt es kostbare Hüllen von Sammet, Atlas, Moiré, mit Schwan oder noch lieber mit Hermelin besetzt; die Form ist meist zirkelrund und hat einen Capuchon, welcher zugleich als Kapuze benutzt werden kann.

Alle Handschuhe, welche zum Ball getragen werden, haben für den Augenblick keinen Ausputz; nur ist zu bemerken, daß dazu immer mehrere Armbänder getragen werden. Daß hierin vieles kostbare Geschmeide existirt, davon giebt jede elegante vornehme Dame Zeugniß, denn seit langer Zeit haben wir dazu nicht so viel Edelsteine verwendet gesehen als jetzt.

Hierzu eine Kunstbeilage.

Nr. 52. 1) Guirlande à la Rachel; geblähte Scheitel; Zopf leicht geflochten und in Kranzform gelegt. Kleid von Krepp; Leibchen reich garnirt; kurze Aermel; Rock mit sechs Doppelröcken, wovon jeder mit Band und Spitze garnirt ist; an der Seite der Schneppe ein langer, leichter Rosenzweig. 2) Hut von lilafarbenem Sammet, mit Federn garnirt. Paletot von smaragdgrünem Sammet, mit Hermelin besetzt. Oberrock von Atlas, vorn mit Posamentieagraffen geschlossen.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.





